This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

38420 1

QOB

Vallmer

Der Menſch,

die Räthſel und Wunder ſeiner Natur,

Urſprung und Urgeſchichte ſeines Geſchlechts

ſowie

deſſen Entwickelung vom Naturzuſtande zur Civiliſation.

Nach den

neueſten Forſchungen der Naturwiſſenſchaft und Geſchichte

populär dargeſtellt

von

Dr. W. J. A. Zimmermann.

Dritter Band.

(Des beſonderen Theiles zweiter Band.)

Berlin.

Guſtav Hempel.

1871.

EN

Bildungs-Geſchichte

der

Menſchheit.

Von

Dr. W. J. A. Zimmermann.

Zweiter Theil:

Rom.

1

Mit Abbildungen.

Berlin.

Guſtav Hempel.

1871.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
126376B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1911 L

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Rom, die Fürstin der Städte 1. — Panorama vom Janiculus 2. — Wölfin und Fischerring 3. — Schicksale der Engelsburg 5. — Rom's Einfluß auf die Kultur der Erde 6. — Römischer Baustyl 7. — Bauschwindel bei Spekulationsbauten 9. — Prachtbauten 10, 11. — Gladiatoren und Thierkämpfe 12, 29. — Martern der Christen 13. — Katakomben von Rom 14, von Pompeji 15. — Häuser zu Titus' Zeiten 18. — Villegiatur in Pompeji 21. — Bürgerhäuser 23. — Lebensweise der römischen Großen 25, ihre Weichlichkeit und Mannhaftigkeit 27. — Schwelgerische Gastmähler der Reichen 28. — Kriegs-Geist und Kunst der Römer 30. — Rüstzeug und Waffen der Römer 35. — Macht der Feldherren 38. — Rom's Katakomben 40. — Grabmonumente 43. — Kampf des römischen Heidenthums mit dem Christenthum 45. — Praktischer Blick der Römer 47. —

Rom's Anfänge.

Poetische Fabeln der Gründung Rom's 49. — Numitor und Amulius 52. — Raufleben in der Grenzmark 56. — Rom's älteste Verfassung: Geschlechterverband 58. — Namengebung nach Zahlen 60, 68. — Geschlechterpaare 61. — Numa Pompilius 67. — Allgewaltige Macht der heiligen Zahlen 69, der römischen Fünfzahl 71. — Vogelschau 73. — Terminus und Eigenthum 75. — Räuberrepublik und Weiberraub 79. — Curienverfassung 81. — Folgen des Weiberraubes 83. — Ramnes, Tities, Luceres 84. — Die Julier, Tullus Hostilius 86. — Grenzpriester 87. — Ancus Martius, Veränderungen bei der Königswahl 91. — Das Geschlecht der Tarquinier, König Tarquinius Priscus 94. — König Servius Tullius, seine Herkunft und Lebenslauf 97. — Vesta-Kultus 99. — Centurien-Verfassung 101. — Servius' unnatürliche Tochter Tullia 103. — Der Tyrann Tarquinius Superbus 105. — Fall von Gabii 107. — Rom's Wechselverkehr mit Latium 108. — Schändung und Tod der Lucretia 113. — Vertreibung des Tarquinius 114. — Brutus läßt seine eigenen Söhne wegen Landesverraths hinrichten 116. — Machinationen des vertriebenen Tarquinius gegen Rom 118. — Porsenna besiegt Rom 119. — Venus Cluilia, Sagen der Cluilier 120. — Ablenkung des Albaner Sees und Eroberung von Veji 123. — Horatius Cocles 126. — Mucius Scaevola 127. — Opposition des italischen Nordens und Südens: Locri und Croton 130. — Griechenlands Einfluß auf Rom 132. — Italischer Charakter 137. — Altitalische Einrichtungen 138. — Der Blitz als Grenzbestimmer 143. — Zusammenhang der indisch-europäischen Göttersagen 145. — Mangelhafte Anfangsgeschichte Rom's und Zahlenspeculation dabei 151. — Sibyllenorakel 153. — Schlußbetrachtungen 155. —

R.D. TRINITY 1941

Die Nachbarſtämme Rom's.

Die Etrusker, ein verſchollenes Räthſelvolk 158; Reſte ihrer Cultur 160. — Lucumonen und Patrizier 163. — Merkwürdige Abſtammung und Einrichtung der Etrusker 169. — Phöniciſche Einflüſſe 173. — Ungeheure Bauten der Etrusker 175; Kegel- und Felſengräber 176. — Etruskiſche Götterlehre 179. — Etruskiſche Inſchriften in den Alpen 183. — Etruskiſcher Einfluß auf Rom 185. — Ueberblick über die Etruskiſche Bildung 191. — Einheit des eigentlich italiſchen Völkergebietes 193. — Die Umbrer 193. — Iguviniſche Tafeln 194. — Umbrien's Bedeutung für das alte Italien 197. — Der heilige Lenz 198. — Die Osker 201; ihre Kolonien 204. — Die ſikeliſchen Hafen und die Göttin Ops 206. — Völkerwanderungen in Italien 209. — Aboriginer und Sabiner 211. — Latiner und Samniten 212. — Ligurer und Vineter 214. — Griechiſche Kolonien in Süditalien 215. — Kroton und Sybaris 219; ihre Kämpfe 221. — Pythagoras 222; ſeine Philoſophie 223. — Tarent und Locri 226; ihre Gründungsſage 227. — Pythagoras' Lehre als Schlußpunkt des griechiſchen Staates 231. — Ariſtoteles 234; ſeine Lehre 235. — Rückblick 237.

Rom's ſtändiſche Entwickelung und die Ackergeſetze.

Gründe für das Abkommen des Königthums 240. — Gegenſatz zwiſchen Patrizier und Plebejer 242. — Drückendes Schuldrecht 243. — Römiſcher Ackerbau 245. — Einwanderung von Kulturpflanzen aus Süd und Oſt 247; von Thieren 251. — Römiſche Landwirthſchaft 252. — Familienverfaſſung 257. — Politiſcher Zuſammenhang Italiens mit dem Oſten 261. — Patrizier und Clienten 263. — Ager publicus 265. — Antike und moderne Staatsumwälzungen 275. — Gang der römiſchen Staatsentwicklung 278. — Iſolirung der Plebejer 281; ihre Noth 283; ihr Auszug auf den mons sacer 285. — Menenius Agrippa und ſein Gleichniß vom Magen 286. — Volkstribunen 287. — Regierungsprinzipien 288. — Veto der Tribunen 292.

Volkstribunen und Konſulat.

Kriege mit den Volskern 294. — Coriolanus und ſein Schickſal 295. — Rom's Bündniß mit Latinern und Hernikern 302. — Caſſius' Ackergeſetz 303. — Bauernadel und Tribunat 306. — Decemvirn 311; ihre Geſetze 312; ihre Gewaltthätigkeiten 314. — Appius Claudius' Niederträchtigkeit mit Verginia 317. — Kriegstribunat 320. — Cenſoren 321. — Aedilen 325. — Emporkommen der plebejiſchen Ariſtokratie 327.

Rom ſeit der galliſchen Noth bis zur Einigung Italiens.

Gallier in Italien und Rom 333. — Volksleben der Gallier 338. — Rom's Eroberungen im Süden 341. — Manlius Torquatus' Herſtellung der Disciplin 346. — Samniterkriege 352. — Joch der caudiniſchen Päſſe 358. — Papirius' Disciplin 361. — Etrurien's Theilnahme am Samniterkriege 364; ſeine Beſiegung 365. — Entſcheidungsſieg über die Samniter bei Sentinum 370.

Die Römer gegen Griechen und Karthager.

Tarentiſche Zuſtände 374. — Pyrrhus' Kriegsthaten 379; ſein Zug gegen Rom 382. — Der blinde Appius 387. — Pyrrhus' Siege 390. — Pyrrhus gegen Karthago auf Sizilien 393. — Pyrrhus' Ende 399. — Karthago 403. — Zuſammen-

ſtoß der Römer und Karthager auf Sicilien 407. — Hieron's Bündniß mit Rom 409. — Beſiegung und Verwüſtung von Akragas 411. — Rom's erſte Flotte 414. — Duilius Enterbrücken und Sieg bei Mylae 416. — Seetaktik der Alten 418. — Rom in großer Gefahr 422. — Römiſcher Seeſieg bei Eknomos 425. — Die Römer zum erſten Male in Afrika 427. — Ermattung Rom's und Karthago's 433. — Der ſchöne Claudius und ſeine Thorheiten 434. — Hamilkar in Sicilien 437. — Frieden 441. — Söldnerkrieg und Aufruhr im Karthagiſchen Staate 443. — Narvas' Uebergang zu Hamilkar 449. — Ausartung des Krieges in Beſtialität 451. — Hamilkar's endlicher Sieg über die aufrühreriſchen Söldner 455; ſein Tod 457. — Hannibal Feldherr 458.

Der zweite puniſche Krieg.

Sagunt's Fall 462. — Hannibals Zug durch Südfrankreich 463; Uebergang über die Alpen 464. — Römer gegen Gallier in Norditalien 468. — Hannibal's Siege und Unterjochung von Norditalien 473. — Schlacht am traſimeniſchen See 480. — Q. Fabius Maximus' Zauderplan 483. — Hannibal in Süditalien 485; in Apulien 487. — Hannibal in Cannä, dem Vorraths-Magazin der Römer 492. — Zwiſt der Conſulen im Felde 495. — Hannibal's Sieg bei Cannä 497; Folgen deſſelben 499. — Raſſenhaß gegen die Sammiten 503. — Archimedes 505. — Fall von Syrakus 507. — Tod der Scipionen auf dem Felde der Ehren 509. — Der junge Scipio wird Generaliſſimus 511. — Hannibal vor Rom's Thoren 513. — Hasdrubal's Zug nach Italien 515; ſein Tod in der Schlacht am Metaurus 517. — Hannibal's jüngſter Bruder Mago erobert Genua 519; ſein Tod 522. - Hannibal's Abzug aus Italien 523. — Scipio's Landung in Afrika 527. — Sein Entſcheidungsſieg 528. — Hannibal's Rückkehr nach Afrika 531. — Schlacht bei Zama 532. — Scipio's Edelmuth; Friede 533. — Rom Weltſtadt 535. — Sicherung des römiſchen Beſitzthums 536. — Hannibal's letzte Thaten 543. — Cato's ceterum censeo 545. —

Rom's erſte Grundlegung zu einem oſtrömiſchen Reiche.

Zuſtände in Griechenland 546. — Philipp von Macedonien 549. — Rom's Krieg mit Philipp 550. — Philopömen 553. — Tragiſches Ende der Herakliden 555. — Flamininus verkündet den Griechen die Freiheit 559. — Neugriechiſche Reſtauration 563. — Antiochus gegen Rom 567. — Rom's erſtes Heer in Aſien 571. — Hannibal's und Scipio's Selbſtmord 573. — Rom ſtiftet Zwietracht in Macedoniens Königshaus 576 —. Zweiter macedoniſcher Krieg 579. — Rom's Entſcheidungsſieg bei Pydna 585. — Macedoniens Zertrümmerung 587. — Rom's Behandlung der ſchrecklichen Zuſtände Griechenland's 589. — Rhodus 593; ſeine Demüthigung durch Rom 595. — Rom's Undank gegen Eumenes von Pergamon 597. — Oropiſcher Streit 603. — Rom als Schiedsrichter über Sparta und Achaja 605. — Dritter macedoniſcher Krieg 606. — Aufruhr in Achaja 609. — Sieg des Metellus bei Skarpheia 611; des Mummius auf dem Iſthmus 613. — Griechenland wird römiſche Provinz 614; ſeine ferneren Schickſale 615.

Karthago's Fall und Rom's innere Entwickelung.

Verbetzungen zwiſchen Maſiniſſa und Karthago 619. — Krieg zwiſchen beiden; Rom's Kriegserklärung 621. — Karthago's ſchlaue Rüſtungen 623. — Der zweite Scipio „der Jüngere" 625. — Er belagert Karthago 627 und zerſtört es 631. — Grauſamer Tod

im glühenden Bauche des ehernen Stiers von Phalaris 632. — Rom's Umgestaltung im Innern 635. — Schreckliches Loos der römischen Sclaven 640. — Sclavenaufstände 641. — T. Gracchus' Versuche einer Reform der römischen Verhältnisse 646. — M. Octavius 652. — Gracchus' Familientriumvirat 655. — Gracchus' Ermordung 660. — Scipio's Ermordung 663. — C. Gracchus' Reformversuche 666. — Fulvius Flaccus 668. — Unterwerfung von Fregellä 671. — C. Gracchus als Tribun 673. — Die Mutter der Gracchen 674. — Drusus gegen C. Gracchus 678. — Antullius' Ermordung als Urquell aller späteren Revolutionen 688. — C. Gracchus' Kopf wird mit Gold aufgewogen 694. — Weiterer Einfluß der Thaten der Gracchen 696. — Die unkeusche Vestalin Licinia stirbt des Hungertodes 701. — Marius Emporkommen 702.

Marius und Sulla.

Jugurtha's Thaten 705. — Krieg in Numidien 709. — Adherbal 712; seine Todesmartern 714. — Volkstribun Memmius 715. — Jugurtha's Römerfahrt 721. — Neuer Krieg in Afrika 723. — Scaurus' grimmige Inquisition 725. — Metellus' Sieg über Jugurtha am Suthul 728; Folgen desselben 729. — Marius, Consul und Feldherr in Afrika 734. — Sulla's Eingreifen 737. — Jugurtha, an die Römer verrathen, stirbt in Rom 739. — Cimbern und Teutonen 740. — Ihre Siege und Züge nach Italien 743. — Niederlage der Römer bei Arausio 748. — Neue Sclavenkriege in Italien und Sizilien 750. — Siziliens Schreckenszustände 757. — Marius gegen Cimbern und Teutonen 761. — Die syrische Wahrsagerin Martha 764. — Marius' Sieg bei Aquä Sextiä 766. — Catulus' tapfere Rückwärtskonzentrirung 769. — Rom's Schlacht und Sieg über die Cimbern auf den raudischen Feldern 772. — Sulla's Bosheit gegen Marius 775. — Heeresumwandlung durch Marius 777. — Dreimännerverschwörung gegen den Senat 779 — Ihre Auflösung 785 und Endkatastrophe 787. — Terrorismus der Ritter 790. — Drusus gegen ihn 792. — Bundesgenossenkrieg 795. — Sensationsprozesse in Rom 799. — Rom's erster Sieg 803. — Italien's Gesammtreform 807. — Asculum's Fall 709. — Sulla's Leistungen 812. — Mithridates' Befehl der Ermordung aller Römer in Kleinasien 815. — Sulla übernimmt den asiatischen Krieg 818; marschirt auf Rom gegen Sulpicius 821 und stürmt es 822. — Marius' Flucht 823. — Sulla's Landung in Griechenland 825. — Mithridates' Griechenfreundschaft 828. — Sulla's Siege 830; Frieden mit Mithridates 837. — Cinna 840. — Marius zum siebenten Male Consul 841. — Pompejus' Tod 843. — Marius wüthet furchtbar in Rom 844; sein Tod 846. — Cinna's Herrschaft 847. — Sulla's Landung in Italien 849. — Pompejus schließt sich ihm an 852. — Carbo und der jüngere Marius als Consuln 854. — Sulla in Rom 857. — Kampf gegen Carbo 858. — Pontius gegen Sulla 861. — Sulla vertheidigt Rom gegen Pontius 864. — Sulla's Sieg und Marius' Selbstmord 867. — Des Diktators Sulla Gewaltthätigkeiten 869. — Seine Verfassungsänderungen 875; Militärcolonien 880; sein Charakter 881; Rücktritt und Privatleben 883; Tod 887. — Rückblick auf das Römerreich bis zu Sulla's Tod 889. — Ptolemäische Schandthaten 893. — Antiochus' Versuche, Jerusalems Tempel auszuraubeu 897. — Seine Kriege mit den Helden aus dem Maccabäergeschlechte 897. — Demetrios und die Seleukiden 902. — Polybios' berühmtes Geschichtswerk 904. — Hispanien und seine Völker 905. — Das Abendland 909. — Schluß: Rom's Stellung zu den alten und neuen Völkern 910.

Einleitung.

Dies Buch gilt Rom, der Fürstin der Städte. Fast zwei Jahrtausende hindurch wurden die Geschicke der Welt durch diese wunderbare Stadt bestimmt. In alter und neuer Zeit kann sich keine Stadt der Erde mit ihr vergleichen, weder an Erhabenheit und Majestät, noch an furchtbaren Wechselfällen der Geschichte.

Blicken wir auf dem obigen Bild von der Höhe, wo die einst so stolze Tempelburg Roms, das vielgepriesene Kapitol, stand, auf die herrlichen acht Säulen des Saturnustempels und die Städte des alten Forums herab, einst von Prachtbauten umringt, von denen nur einzelne Säulen übrig blieben, so steht die Zeit lebhaft vor unserm Geiste, wo dieses Rom mehr als eine Million Menschen und Tausende von Palästen zählte, aber auch die Zeit, wo von aller Herrlichkeit nichts übrig war als der Wust der Zerstörung und 80 Einwohner. Und dennoch kam wieder eine andere Zeit, wo die Erben der römischen

Kaiser, die Päpste, ihre Herrschaft von dieser geweihten Stätte menschlicher Bildung mit nicht minder kraftvoller Geistesgewalt erobernd ausstreckten über das ganze gebildete Europa, das sich ihrem großen Willen fügte, eine Eroberung, vor der die alten Römer wohl mit Schrecken ob der ungeheuren Idee zurückgewichen wären. Die Geschichte dieser Stadt muß doch wohl einiges Interesse haben und es ist daher wohl der Mühe werth, ihr einige müßige Momente des kurzen Menschenlebens zu widmen. Hat doch sogar der vielbeschäftigte Beherrscher des jetzigen Frankreichs Muße gefunden, seine Zeitgenossen mit einem sehr lesenswürdigen Buch über dieses wunderbare Rom zu beschenken.

Ich wünschte meine Leser an einem lichten September- oder Octoberabend auf die Höhe des Janiculus, dieses felsigen Hügels an dem Tiber, der an seinem Fuße vorüberrauscht, führen zu können. Welch ein Anblick! Hier die romantische Kirche St. Onofrio zu ihrer Rechten, dort näher die Stelle, wo noch vor wenigen Jahren die uralte herrliche Eiche stand, unter deren Schatten Tasso geruht, mit der entzückenden Aussicht auf die Tiberbrücke und die Engelsburg und den Vatican mit der riesengroßen, der erhabenen Peterskirche, auf das Häusermeer der ewigen Stadt, überragt von den unzähligen Domen und Kirchen, und die dunkeln Ruinen des Coliseo, über welche der Blick hinschweift weit hinaus über die ferne Ebene, welche endlich das weite Meer begrenzt, das sich ohne Grenzen bis nach Spanien hin erstreckt, und nun, wenn man sich umwendet nach Südosten, die rothblauen Berge der Apenninen, die Sabiner- und Albanerberge, an welchen Dörfer und Städte in malerischer Lage, bald in der Ebene, bald auf den Absätzen des Gebirges traulich dem Betrachtenden entgegenwinken. Und die träumerisch abgedrehte Melodie eines jener italienischen Leierkastenmänner, die auch bis zu unserem deutschen Norden in die Höfe der Häuser vordringen, würde ihren Beitrag liefern zum Genuß dieses über alle Begriffe zauberhaften Sonnenunterganges, der mit seinen rothen und blauen Landschaftsfarben des Menschen Gemüth in jene heimathliche, stille und doch wonnevolle Stimmung versetzt, die dem Glücklichen, welcher darin geschwelgt, unvergeßlich ist.

Und wie sehr wird dieser Zauber noch erhöht bei dem Gedanken, daß dieselbe Sonne schon 25 Jahrhunderte auf diese Weltstadt geschienen hat und auf die unzähligen Geschlechter der Menschen, die darin geboren, in Freude und Leid dahinlebten und starben.

Und welche Menschen, wie verschieden waren sie nach den verschiedenen Zeitaltern, Beschäftigungen und Ständen!

Wer vor 25hundert Jahren von den felsigen Höhen des Janiculus herabschaute, der erblickte ein paar einsame Wartthürme inmitten eines rohen Erdwalles auf einem der kleinen Hügel in der Nähe des gelbfluthenden Stromes zu seinen Füßen, worin arme Hirten und Bauern gegen Viehdie-

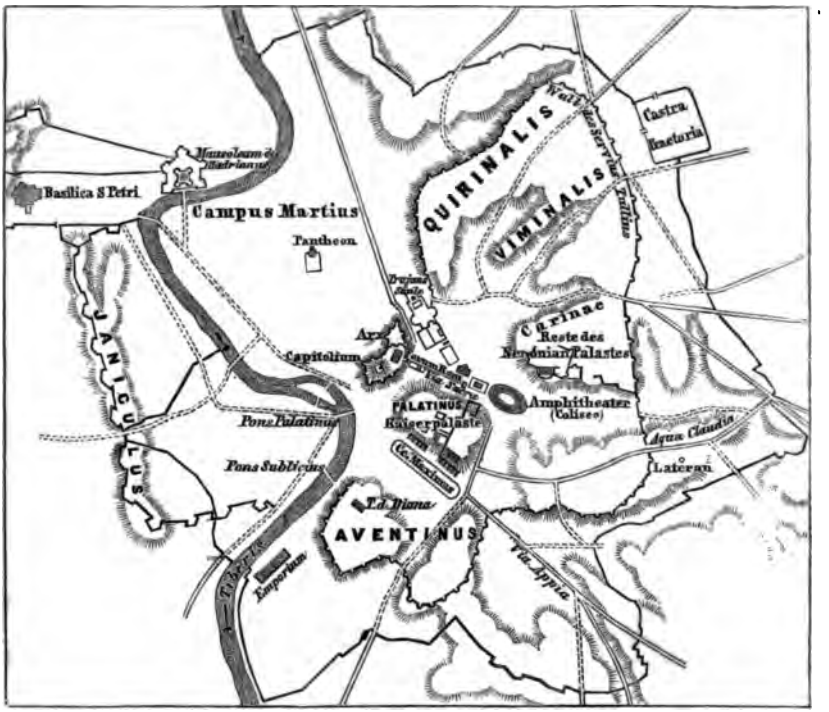
und Räuber nothdürftigen Schutz und Sicherheit für ihr eigenes Leben und den Besitz ihrer Heerden fanden. Ein Zustand der menschlichen Gesellschaft, wie er sich noch heut in der Osthälfte von Süditalien, in Apulien und Calabrien erhalten hat aus dem höchsten Alterthum bis in die neueste Zeit, ein Zustand, welcher zwischen harmlosem Hirtenleben und rohem und grausamem Banditenwesen hin und her schwankt, welchen jetzt die Piemontesen mit ungeheurem Verbrauch von Geld und Menschen auszurotten suchen, wenn auch mit ziemlich geringem Erfolge. Denn solche Jahrtausende alte Lebensgewohnheiten sind nicht so leicht auszutilgen, besonders wenn man nicht im Stande ist, die Erwerbsquellen, welche das Menschenleben bedingen, zu ändern. Das also war der Culturzustand des ältesten Roms, welcher die Sage möglich machte, daß die gewaltsamen Gründer Roms, Romulus und Remus, von denen einer ein Brudermörder war, von der Milch der Wölfin, der geborenen Feindin der Heerde, in der Wildniß gesäugt wurden. Dies ist der Gegenstand des sehr frühen ehernen Bildwerkes des alten Roms, welches gleichsam zum Wappen und Symbol der römischen Vorzeit und ihres gesammten Alterthums geworden ist.

Ein Jahrtausend war vergangen und das alte Rom in Wust und Staub versunken, als die Bischöfe der ewigen Stadt, gerüstet mit dem Siegel des armen Fischers Petrus und des Heidenapostels Paulus, noch einmal die Weltherrschaft antraten, als römische Päpste, nicht mit der altrömischen Säbelherrschaft, sondern durch freiwillige Unterwerfung eines edlen, unverdorbenen Volkes, des deutschen Volkes, unter die höhere Begabung des vielgeprüften, heldenhaften älteren, des römischen, mit seiner tausendjährigen Bildung und nun mit seiner neuen, aus seinem eigenen, selbsterworbenen Gebiete im fernen Orient geschöpften beseeligenden Lehre des armen Christuskindes, welches in einem armen Kuhstall geboren, dessen Leben eine Kette von Leiden war, dessen Leben am Holze der Schmach, am Kreuze, dem niederträchtigsten Tode der gemeinsten Verbrecher und entartetsten Sklaven, endete und das doch der sündenreinste aller sterblichen Menschen war.

Und diese zwiefache Weltherrschaft, die Weltherrschaft des grimmigen Schwertes und des barmherzigen Kreuzes, diese doppelte Weltherrschaft der allgewaltigen Roma, einst der Roma superba, des stolzen Roms, alsdann des mächtigen aber demüthigen Roms, — der Papst nannte sich Diener, der Diener Gottes, und im Mittelalter hatte dieser Titel gegenüber der rohen Kraft der nordischen Völker etwas zu bedeuten, — hat sogar durch die Vermittelung des Protestantismus, der weiter nichts ist als ein Verbesserungsverschlag, eine Amendirung des alten römischen Glaubens, nicht eine neue Glaubensschöpfung, also eine Tochter der römischen Bildung, die deutsche

und engliſche Nation, wie die ſkandinaviſche, die Schwedens und Norwegens und Dänemarks, bis auf dieſen Tag beherrſcht. — Wie lange noch, mag Gott wiſſen.

So können wir denn als Symbolum dieſer Erzählung über die Leiden und Thaten der alten Roma die capitoliniſche Wölfin mit ihren beiden hehren Welfen, Romulus und Remus, und das Siegel des Fiſcherringes, dem ſich unſere Fürſten und glorreichen deutſchen Kaiſer in Demuth



Plan von Rom.

gebeugt haben, als Zwillingsſymbol römiſcher Geſchichte betrachten. Die Aufgabe, Rom zu ſchildern, iſt alſo eine doppelte, es iſt die Aufgabe, das heidniſche Rom und das chriſtliche Rom darzuſtellen, wenn auch beide ſo durchaus zuſammenhängen, daß es dem größten hiſtoriſchen Scheidekünſtler nicht gelingen würde, eine genaue Grenze zwiſchen ihnen anzugeben.

Grade ſo wie noch heute im chriſtlichen Rom die gigantiſchen Ueberreſte des alten heidniſchen Roms mitten drinnen ſtehen unter den Bauwerken des modernen chriſtlichen, hier die Cloaca maxima des letzten

römischen Königs, mit dessen Vertreibung die Republik, der eigentliche Anfang Roms, begann, dort das Pantheon aus Augustus' Zeit, nun zur christlichen Kirche geweiht mit den Anklexungen der Familie eines recht späten Papstes aus dem Geschlecht der Barberini, wodurch das Sprüchwort der gebildetsten Römer entstand: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barbarini: was die Barbaren nicht zu Stande gebracht, hat die Familie der Barberini geleistet, ferner das kolossale Amphitheater Vespasian's, welches die gefangenen Juden des zerstörten Jerusalems mit Frohnarbeit errichteten und endlich das Castel S. Angelo, die moles Hadriani, das Grabmal, welches der gewaltige Kaiser Hadrian sich als Denkmal errichtet, welches durch die langen Jahrhunderte als Festung der großen römischen Familien, endlich der Päpste bis auf den heutigen Tag dauerte, ohne daß ein Stein aus den Fugen gerathen wäre, von wo der große Künstler in Stein und Erz, dessen Leben der deutsche Dichterfürst Göthe geschildert hat, Benvenuto Cellini, den französischen, gegen seinen König rebellischen Prinzen von Geblüt, Carl von Bourbon, inmitten seiner deutschen Lanzknechte, als man ihn, den Italiener, aus seinem Gefängniß in der höchsten Noth gezogen hatte im Vertrauen auf sein siegreiches Talent, durch einen glücklichen Königsschützenschuß todt niederstreckte. Das geschah an der Todtenburg des Kaisers der Römer, Hadrian, gegen ein deutsches Heer von Lanzknechten, von verlaufenen deutschen Bauersöhnen, ganz durchdrungen von lutherischen Lehren — sie lebten in den Zeiten Luther's und sprachen: „Jetzt kommen wir, um den Papst, den Antichrist zu henken." Und doch scheiterten ihre Anstrengungen an dem Bau des alten Römerkaisers Hadrian, sie sind nie in seine Grabesburg hineingedrungen und es blieb ihnen Nichts übrig, als die offene Stadt zu plündern, was sie auch redlich und bieder thaten, obgleich ihr Kriegsherr, der deutsche Kaiser Karl V., in allen Kirchen für das Wohl des heiligen Papstes beten ließ.

Es ist ein einzelnes Mauerwerk, deren es so viele giebt in dem großen Rom, und dessen Erhaltung, von glücklichen Zufälligkeiten abhängig, sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Allein auch viele andere ältere, nicht durch ihre kolossale Größe, sondern durch das Charakteristische ihrer Formen merkwürdig, kann der heutige Beschauer noch finden als ewige Zeugnisse dieser ewigen Stadt, dieses weltbeherrschenden Volkes.

Wie schon in der Sage die Gründung der Stadt von einem Zwillingsbruderpaar, Romulus und Remus, erfolgte, so hat auch die spätere Geschichte stets ein doppeltes Leben aufzuweisen gehabt, das Staatsleben der Republik mit ihren Königen und den späteren Kaisern, und das kirchlich-politische der Päpste. Das Staatsleben des Alterthums war nach Süden gerichtet, nach Afrika, Spanien, Griechenland, Syrien und Kleinasien; das spätere der

Päpste hielt zwar die alten Traditionen des Südens fest, allein seine Hauptwirksamkeit, seine Lebenskraft, ging auf den Norden und seine Kraft stammte aus ihm. Die päpstliche Macht war auch hier die reine Fortsetzung des römischen Alterthums. Der große Julius Cäsar hatte diese Welt eröffnet und seine gewaltigen Nachfolger, Augustus und die lange Reihe der Kaiser, hatten das Ihrige gethan, diese nordischen Völker zu unterwerfen.

Später waren eben diese Völker des Nordens mit ihrer unbezwungenen Naturkraft, vor Allem die deutschen Stämme, siegreich vorgedrungen und Sieger geworden über die Römer, wie die Mongolen über die Chinesen. Es war ihnen endlich gelungen, die weltbeherrschende Roma wüste zu legen. Von der Million Einwohner war endlich nichts übrig geblieben als ein armer Haufen von Bettlern.

Und dieser Bettlerhaufen war wieder der Stamm, an den sich, wie in den ältesten Zeiten an die Genossenschaft der armen Hirten, ein neues Herrschergeschlecht legte, welches unter der Führung mächtiger Priester noch einmal die Welt beherrschte, nicht mit der Gewalt der Waffen, sondern blos mit der Gewalt des überwiegenden Geistes, einer Gewalt, die seit drei Jahrhunderten in Abnahme begriffen, jetzt ihrem Ende entgegen zu gehen scheint.

Dies ist das ungeheure, großartigste Schauspiel der Weltgeschichte, welches wir versuchen wollen, dem geneigten Leser darzustellen.

Unsere Aufgabe wird es also sein, Roms Leben zu schildern von den Zeiten an, wo es ein kleiner Ort war, der sich mit Mühe des nachbarlichen Räubergesindels erwehrte, um seine Heerden vor Diebstahl und Gewalt zu sichern, bis dahin, wo es zu einer Weltstadt erwachsen war, der alle Länder um das weite mittelländische Meer gehorchten und unterthänig ihre Reichthümer in die Stadt an dem Tiber ablieferten, wo der Wink eines mächtigen Kaisers genügte, ganze Länder, die jetzt Kaiserthümer sind, in Schrecken oder Jauchzen zu versetzen, wo dann dieses gewaltige Fürstenthum in Schwachheit versank und das Papstthum, nur mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, die Völker, denen nicht die Herrschaft des engen Horizontes der Länder am Mittelmeer, sondern der ganzen Erde angehören sollte, unter seine Vormundschaft nahm und sie in ihrer Kindheit behütete, in ihrem Jünglingsalter erzog zu der Kraft, welche jetzt die ganze Erdkugel umspannt.

Dieses Rom war über ein Paar tausend Jahre das Herz, von dem der Pulsschlag, die Fülle des Lebens ausging über eine Schaar der allerverschiedensten Völker, zu denen seine Lebensadern sich hinaus erstreckten, daß sie dem großen Ganzen, dem gewaltigen Reiche anwuchsen wie zu einem organischen Körper. Noch heute spricht halb Europa die Sprache Roms, und die Unterschiede der Sprachen dieser vielen Länder können im höheren Sinne als bloße Dia-

letzverſchiedenheiten der Sprache der alten Eroberer und Bildungsbringer angeſehen werden und ſelbſt wo dieſe Sprache nicht herrſcht, in Deutſchland, Dänemark, Skandinavien, England und den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen und Polen, auch in dieſen weiten Ländern, hat die Form römiſcher Geſittung, das iſt römiſches Recht und römiſcher Glaube, deſſen Kind der Proteſtantismus iſt, die feſteſten Wurzeln geſchlagen. Im weiten Sinne wird noch heut, für das Auge des Hiſtorikers, das ganze gebildete Europa von römiſchen Ideen beherrſcht. Und bis zu welcher Ferne überſeeiſcher Länder, Amerika vor Allem, wo ſie im Süden ſouverän ſind, haben auch dieſe römiſchen Ideen bis zu dieſem Augenblick das Leben der weltbeherrſchenden Nationen durchdrungen! Die Betrachtung Roms iſt alſo für jeden Deutſchen nicht nur, ſondern für jeden Europäer der höchſten Aufmerkſamkeit würdig.

Gleich im Anfang der römiſchen Exiſtenz hat der römiſche Genius eine Erfindung aufzuweiſen, die wahrhaft klaſſiſch iſt für das Culturleben aller ſpäteren Nationen und ihrer Geſchlechter, die unſere und aller andern Nationen

Cloaca maxima.

Baulente vielleicht ſehr gedankenlos nachahmen, den Bogenſchnitt. Er charakteriſirt die ganze römiſche Baukunſt im Gegenſatz zu allen früheren, noch ſo koloſſalen Bauten. Das ungeheure Monument, welches beſtimmt war, die ungeſunden Gewäſſer in den Tiefen der römiſchen Stadt abzuführen, die Cloaca maxima, die in die Urzeit Roms zurückweiſt, der ungeheure Abzugscanal aus der älteſten Zeit, der Zeit der Könige, zeigt ſchon den Bogenſchnitt, welcher dem gebildeten Aſien, dem erfinderiſchen Griechenland

unbekannt blieb und der in den unzähligen Bauten Roms und der itali schen Provinzen zuerst zu Nützlichkeitsbauten, dann auch zu Prachtgebäuden i unendlichen Malen angewendet wurde in dem weiten Umfang des römischer Reiches.

Die Römer sind auch in Folge dessen die ersten gewesen, welche de wahren Kuppelbau in den prächtigsten Gebäuden zur Anwendung gebrach haben, deren herrlichstes, noch heut erhaltenes Mustergebäude, das Pan theon, die Schöpfung Agrippa's, des Freundes des Augustus, den Jahr hunderten Trotz geboten hat durch die kolossale Festigkeit seiner Construction welche noch heute jeden Besucher Roms zur Bewunderung hinreißt. Diese gewaltige Kuppelbau erscheint in seiner kolossalen Größe am meisten im In nern, und wenn der tückische Tiberstrom einmal wieder als rasender Ge birgsstrom plötzlich seine Wasser über die Ebene ausschüttet und, wie er s unzählig oft gethan, seine Gewässer über die niederen Gegenden Roms er gießt, dann sind sie oft auch in das Pantheon gedrungen und die Reisende sind voll von dem überwältigenden Eindruck, wenn sich die gewaltige Kuppe in dem Wasser über dem Estrich des Tempels spiegelt und nach unten di selbige Kuppel wie in unendlicher Tiefe sich noch einmal den Augen dar stellt. Wie oft seit Agrippa's Zeiten ist das Frühlingswasser des Tibers i das Pantheon hineingefluthet, wie viel gemeine Gebäude sind bei solche Ueberfluthungen zusammengesunken. Das Pantheon steht immer noch i seiner erhabenen Majestät unerschüttert bald zwei Jahrtausende mit seine stolzen Votivinschrift des großen Erbauers Agrippa, wenn auch deutsche un römische Barbaren es seiner Marmorbekleidung und seines goldenen Dache beraubt haben.

Dieser Kuppelbau ist mit den Römern nach Griechenland, nach Asie gewandert, dort haben ihn die Araber kennen gelernt und ihn weiter g tragen zu den Völkern des Orients. So hatten also die Römer das Mitte erfunden, die Last, welche auf das Tonnengewölbe, auf den Rundbau i weitesten Sinne, drückte, tragen, im Spiele tragen zu lassen. Denn d mechanische, die Naturkraft übernahm diese Last statt der menschlichen Schu tern der griechischen Karyatiden, welche das Gebälk trugen, und die elemen tare Kraft des ächten Gewölbes, des Bogenschnittes, wurde für die Röme das Symbol der Weltherrschaft, welche dereinst auf ihren Schultern ruhe sollte, ohne daß sie deren Last spürten. Dieses Gewölbe wurde zur he culischen Atlassäule, welche den Himmel des gewaltigen römischen Reich trug, ohne Anstrengung, durch seine elementare geniale Kraft. Die Haup stadt Preußens besitzt eine Nachahmung unmittelbarster Art unter ihre älteren Gebäuden vom alten Pantheon, die St. Hedwigskirche, die erste ne katholische, welche in ihren Mauern unter Friedrich dem Großen errich

wurde und sie kann eine kleine Vorstellung von dem römischen Prachtbau geben. Allein sie erscheint ärmlich in Vergleich zu ihrem großen Muster, vorzüglich in ihrer äußern Construction.

Das Pantheon trotzte durch seine kolossal starke Construction dem zerstörenden Einfluß beinahe zweier Jahrtausende.

Allein man würde sehr irren, wenn man diese Solidität auch in den gewöhnlichen Bauten Roms voraussetzen wollte. Ganz das Gegentheil war der Fall. In dem alten Rom war das Zusammenstürzen von Häusern, die auf Speculation erbaut waren, etwas ganz Alltägliches und Gewöhnliches.

Die reichen und vornehmen Familien hatten ihre Paläste, ihre Hotels, die selten mehr als einen Stock hatten. Allein minder Begüterte wohnten in Miethshäusern um dieselbe Zeit, wo die herrlichen Bauten entstanden, welche sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben. Solche Miethshäuser hießen in der Blüthe Roms, gegen Ende der Republik und zu Anfang des Kaiserthums, Insulae, das heißt: Inseln. Sie standen isolirt von den Nebengebäuden durch ein Paar enge Gassen und erhoben sich gewöhnlich bis zum vierten Stock. Wie bei uns waren die höheren Etagen für die Aermeren ausgeworfen, die Bel-Etage von zum Theil recht wohlhabenden Familien bewohnt. Es haben sich noch antike Miethszettel erhalten, in denen diese besseren Etagen für Leute aus ritterlichem Stande, welches damals soviel hieß als Banquiers und Capitalisten, ausgeboten werden. Der heutige Ausdruck ist: Herrschaftliche Wohnung. Es heißt in diesen antiken Miethszetteln, daß die Reflectirenden sich bei dem und dem Sklaven der häuserbesitzenden Herren melden könnten, den Vicewirthen unserer Zeit. Diese auf Speculation erbauten Häuser waren so außerordentlich leicht und undauerhaft gebaut, daß es zu den täglichen Unfällen gehörte, wenn eines derselben einstürzte. Die so häufige Calamität war in Rom so drückend, daß sich manche Familie wegen der Unsicherheit der Wohnungen aus Rom entfernte, um in der Nachbarschaft in solideren Häusern zu leben.

Der eigentliche Grund, weshalb man damals in Rom die Miethswohnungen nicht fester baute, wozu doch in der Nachbarschaft das Material in Fülle vorhanden war, lag in der Enge der Straßen und der großen Feuergefährlichkeit bei ausbrechenden Bränden, die in dem Rom, welches in der Blüthe seiner Entwickelung als Großstadt, als Mittelpunkt des römischen Weltreichs da stand, außerordentlich häufig waren. Der unternehmende Capitalist hatte gar keine Sicherung für seine ausgelegten Gelder, wenn ihm das Haus, in welchem sein eingelegtes Vermögen bestand, verbrannte, und da er schnell reich zu werden begehrte, aber keine Assecuranz vorhanden war, baute er möglichst leicht.

unbekannt blieb und der in den unzähligen Bauten Roms und der italischen Provinzen zuerst zu Nützlichkeitsbauten, dann auch zu Prachtgebäuden in unendlichen Malen angewendet wurde in dem weiten Umfang des römischen Reiches.

Die Römer sind auch in Folge dessen die ersten gewesen, welche den wahren Kuppelbau in den prächtigsten Gebäuden zur Anwendung gebracht haben, deren herrlichstes, noch heut erhaltenes Mustergebäude, das Pantheon, die Schöpfung Agrippa's, des Freundes des Augustus, den Jahrhunderten Trotz geboten hat durch die kolossale Festigkeit seiner Construction, welche noch heute jeden Besucher Roms zur Bewunderung hinreißt. Dieser gewaltige Kuppelbau erscheint in seiner kolossalen Größe am meisten im Innern, und wenn der tückische Tiberstrom einmal wieder als rasender Gebirgsstrom plötzlich seine Wasser über die Ebene ausschüttet und, wie er so unzählig oft gethan, seine Gewässer über die niederen Gegenden Roms ergießt, dann sind sie oft auch in das Pantheon gedrungen und die Reisenden sind voll von dem überwältigenden Eindruck, wenn sich die gewaltige Kuppel in dem Wasser über dem Estrich des Tempels spiegelt und nach unten die selbige Kuppel wie in unendlicher Tiefe sich noch einmal den Augen darstellt. Wie oft seit Agrippa's Zeiten ist das Frühlingswasser des Tibers in das Pantheon hineingefluthet, wie viel gemeine Gebäude sind bei solchen Ueberfluthungen zusammengesunken. Das Pantheon steht immer noch in seiner erhabenen Majestät unerschüttert bald zwei Jahrtausende mit seiner stolzen Votivinschrift des großen Erbauers Agrippa, wenn auch deutsche und römische Barbaren es seiner Marmorbekleidung und seines goldenen Daches beraubt haben.

Dieser Kuppelbau ist mit den Römern nach Griechenland, nach Asien gewandert, dort haben ihn die Araber kennen gelernt und ihn weiter getragen zu den Völkern des Orients. So hatten also die Römer das Mittel erfunden, die Last, welche auf das Tonnengewölbe, auf den Rundbau im weitesten Sinne, drückte, tragen, im Spiele tragen zu lassen. Denn die mechanische, die Naturkraft übernahm diese Last statt der menschlichen Schultern der griechischen Karyatiden, welche das Gebälk trugen, und die elementare Kraft des ächten Gewölbes, des Bogenschnittes, wurde für die Römer das Symbol der Weltherrschaft, welche dereinst auf ihren Schultern ruhen sollte, ohne daß sie deren Last spürten. Dieses Gewölbe wurde zur herculischen Atlassäule, welche den Himmel des gewaltigen römischen Reiches trug, ohne Anstrengung, durch seine elementare geniale Kraft. Die Hauptstadt Preußens besitzt eine Nachahmung unmittelbarster Art unter ihren älteren Gebäuden vom alten Pantheon, die St. Hedwigskirche, die erste neukatholische, welche in ihren Mauern unter Friedrich dem Großen errichtet

wurde und sie kann eine kleine Vorstellung von dem römischen Prachtbau geben. Allein sie erscheint ärmlich in Vergleich zu ihrem großen Muster, vorzüglich in ihrer äußern Construction.

Das Pantheon trotzte durch seine kolossal starke Construction dem zerstörenden Einfluß beinahe zweier Jahrtausende.

Allein man würde sehr irren, wenn man diese Solidität auch in den gewöhnlichen Bauten Roms voraussetzen wollte. Ganz das Gegentheil war der Fall. In dem alten Rom war das Zusammenstürzen von Häusern, die auf Speculation erbaut waren, etwas ganz Alltägliches und Gewöhnliches.

Die reichen und vornehmen Familien hatten ihre Paläste, ihre Hotels, die selten mehr als einen Stock hatten. Allein minder Begüterte wohnten in Miethshäusern um dieselbe Zeit, wo die herrlichen Bauten entstanden, welche sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben. Solche Miethshäuser hießen in der Blüthe Roms, gegen Ende der Republik und zu Anfang des Kaiserthums, Insulae, das heißt: Inseln. Sie standen isolirt von den Nebengebäuden durch ein Paar enge Gassen und erhoben sich gewöhnlich bis zum vierten Stock. Wie bei uns waren die höheren Etagen für die Aermeren ausgeworfen, die Bel-Etage von zum Theil recht wohlhabenden Familien bewohnt. Es haben sich noch antike Miethszettel erhalten, in denen diese besseren Etagen für Leute aus ritterlichem Stande, welches damals soviel hieß als Banquiers und Capitalisten, ausgeboten werden. Der heutige Ausdruck ist: Herrschaftliche Wohnung. Es heißt in diesen antiken Miethszetteln, daß die Reflectirenden sich bei dem und dem Sklaven der häuserbesitzenden Herren melden könnten, den Vicewirthen unserer Zeit. Diese auf Speculation erbauten Häuser waren so außerordentlich leicht und undauerhaft gebaut, daß es zu den täglichen Unfällen gehörte, wenn eines derselben einstürzte. Die so häufige Calamität war in Rom so drückend, daß sich manche Familie wegen der Unsicherheit der Wohnungen aus Rom entfernte, um in der Nachbarschaft in solideren Häusern zu leben.

Der eigentliche Grund, weshalb man damals in Rom die Miethswohnungen nicht fester baute, wozu doch in der Nachbarschaft das Material in Fülle vorhanden war, lag in der Enge der Straßen und der großen Feuergefährlichkeit bei ausbrechenden Bränden, die in dem Rom, welches in der Blüthe seiner Entwickelung als Großstadt, als Mittelpunkt des römischen Weltreichs da stand, außerordentlich häufig waren. Der unternehmende Capitalist hatte gar keine Sicherung für seine ausgelegten Gelder, wenn ihm das Haus, in welchem sein eingelegtes Vermögen bestand, verbrannte, und da er schnell reich zu werden begehrte, aber keine Assecuranz vorhanden war, baute er möglichst leicht.

Es gab freilich wohl manchen juristischen Recurs in Rom für die Beschädigten. Allein es ist die Frage, ob sie bei den schon damals stark ausgebildeten juristischen Praktiken besser fuhren, als die in der guten Stadt Berlin, wenn ihnen nicht die öffentliche Wohlthätigkeit unter die Arme griff, und es muß doch gesagt sein, daß das Erbarmen mit dem Geschick der Nebenmenschen jetzt größer ist als damals, wo man es den Beschädigten überließ, den Rechtsweg zu ergreifen, der ihnen höchst wahrscheinlich sehr wenig mehr Schadenersatz gab als in unsern Zeiten die öffentliche Wohlthätigkeit.

Das sind aber Erscheinungen, welche nicht nur die gute Stadt Berlin und Rom, sondern auch die größte heutige Stadt, die Weltstadt London, reichlich aufzuweisen hat, wo das Grundstück verpachtet wird und der Pächter auf 33 oder 99 Jahre genau abmißt, daß ja nicht das von ihm aufgeführte Haus länger steht als die ausbedungene Pachtzeit.

Wir sehen also, daß keineswegs dies neuere Häusereinstürzen ein Privilegium der modernen Zeit ist, sondern daß bereits im alten Rom man nur zu bekannt mit dieser Plage war.

Das alte Rom besaß also solide und unsolide gebaute Häuser und Paläste und Tempel in Fülle, von denen sich nur ein ganz kleiner Bruchtheil erhalten hat, entweder weil man sie als Nutzbauten für den augenblicklichen Zweck noch verwerthen konnte, also im Mittelalter als feste Burgen in den Adelsfehden, oder weil sie durch ihre kolossale Construction den Zerstörern zu viel Mühe machten. Diese Zerstörer waren aber Leute, welche in den alten Prachtbauten des römischen Reichs nur wohlfeiles Material für ihre neuen Häuser suchten. Kurz gesagt, die Römer des Mittelalters benutzten die alten römischen Bauwerke als bequeme Steinbrüche. Die ungeheuren Travertinquadern waren aber nicht immer so bequem loszureißen aus ihren seit Jahrhunderten eingerichteten Fugen, wie gemeine Ziegelsteine, und nur wegen des Kostenpunktes haben sich die Reste des alten Roms bis auf den heutigen Tag erhalten.

Vor Allem in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit jener kolossale Bau, den die Römer deshalb noch bis auf diesen Tag das Coliseo nennen, das Amphitheatrum Flavianum, welches beinahe so viele Jahrhunderte zählt, als die christliche Zeitrechnung, nahe an 2000 Jahre, ein wahres Symbolum des jüdischen Volks, welches noch heute in ganzer Kraft nach so vielen Umwandlungen des menschlichen Geschlechts besteht, wie der Wunderbau, welchen seine Söhne als arme trotzige Sträflinge nach der Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem im blutigen Schweiß errichtet haben.

Was hat dieser Riesenbau durch die langen Jahrhunderte nicht alles erlebt! Welcher furchtbare, entsetzliche Gräuel hat sich nicht in dieser

Mauernellipse zugetragen, welche wir unsern geehrten Lesern umstehend im Bilde vorführen. Es war dieser Bau errichtet zum Vergnügen der römischen Bürger. Der gebildete Bürger Berlins, Wiens, Londons oder von Paris würde in Entrüstung nach der Polizei schreien über die schauderhaften Verbrechen, welche da zum Vergnügen der Einwohner zur öffentlichen Schau gestellt wurden. Da wurden Menschen auf Menschen gehetzt, die mit Messern von Schwertlänge ausgerüstet waren, sie hießen Gladiatoren, Schwertkämpfer. Der ungeheure Bau des länglichen Amphitheaters in aufsteigenden Sitzreihen, daß Jeder genau zusehen konnte, war dicht besetzt von Zuschauenden, Kopf an Kopf, und unten in der Tiefe kämpften die armen kräftigen Gladiatoren paarweise mit der scharfen Waffe um ihr Leben. Es war ihr Handwerk geworden, sie waren dazu erzogen wie in der Schule, sie hatten sich lange dazu eingeübt.

Nun erschienen sie vor dem souveränen Volke. Die Gegner waren vielleicht sonst die besten Freunde. Jetzt fochten sie gegen einander um den armseligen Ehrgeiz, wer der Sieger unter ihnen beiden wäre und wer nun endlich nach den äußersten Anstrengungen unterlag, dem rief der Sieger zu, er sollte seinen Hals pflichtgerecht so ausrecken, daß man ihm mit dem Messer in aller Bequemlichkeit die Halsader durchschneiden könnte. Und das geschah auch ohne Weiteres. Das souveräne Volk, wenn es das Blut aus der Todeswunde des Ueberwundenen fließen sah, jauchzte laut zum Lobe des Menschenschlächters. Die Sklaven des Circus mit ihren Eisenhaken waren sogleich geschäftig, den Leichnam fortzuschleppen, wie die Kellner in unsern Wirthshäusern die Gläser vom Tische abräumen, und wenn der Sieger die Abschlachtung mit besonderer Eleganz verrichtet hatte, so brachte ihm das Beifallsrufen der rohen entmenschten Menge wohl die Befreiung aus der Sklaverei ein; denn Sklaven, erkaufte Sklaven waren die armen, todesmuthigen Gladiatoren alle.

Der Pöbel Roms, Vornehme und Geringe, erfreute sich aber in diesem Amphitheatrum Flavianum noch anderer gräulicherer Genüsse. Nicht allein Menschen gegen Menschen kämpften in diesem verfluchten Cirund um ihr Leben. Aus der ganzen damals erreichbaren bewohnten Welt wurden alle Arten und Gattungen reißender wilder Thiere zusammengeschleppt, Tiger, Löwen, Leoparden, Rhinocerosse und Elephanten. Sie wurden aufbewahrt in den Souterrains, welche sich unter der Arena, der sandbestreuten Tiefe des Amphitheaters, befanden welche bei den Aufgrabungen zur Zeit des ersten großen Napoleon offen gelegt wurden und die nun wieder zugeschüttet sind. Also aus den Eingeweiden der Erde herauf stiegen diese geborenen Feinde des Menschengeschlechts, um Menschen, die mit ihnen oft, auch unbewaffnet kämpfen, mußten, zu vertilgen. Diese Thierkämpfe stammten aus dem äußersten Orient und gehören der Epoche

der Kaiſerzeit an, in welcher ſich bereits ein reger Verkehr mit den Völkern des äußerſten Oſtens angeknüpft hatte. Bei uns in Europa ſind ſie natürlich bis auf die Stiergefechte Spaniens und Südamerikas verſchwunden. Allein in Indien blühen ſie noch an den Höfen der apanagirten Fürſten unter engliſcher Herrſchaft in vollem Glanze, während ſich die Engländer an ihren unſchuldigen Hahnenkämpfen und den damit verbundenen weniger unſchuldigen, nämlich ſehr koſtbaren Wetten nach wie vor beluſtigen.

Coliſeo.

Die Unglücklichen, welche wie Daniel in der Löwengrube den wilden Thieren vorgeworfen wurden, ſie waren Verbrecher, dem Tode geweiht.

Allein es gab noch im alten Rom eine andere Art von Verbrechern unter den erſten Kaiſern, die nicht zu den gemeinen gezählt wurden, die Chriſten. Sie waren allerdings im römiſchen Reich des höchſten Verbrechens ſchuldig, des Verbrechens, nicht den irdiſchen Kaiſer des großen römiſchen Reichs, welcher ſich als Gott verehren ließ, ſchon ſeit Auguſtus' Zeiten, ſondern das arme Chriſtuskind, das Kind aus dem niedrigen Volke geboren, als ihren höchſten Herrn zu verehren. Das war freilich ein Staats-

verbrechen und die höchſte Kaiſerbehörde in Rom verfehlte nicht, die Chriſten, die erſten Chriſten, als eine Menſchenart, welche ganz abwich von der unübertrefflich vollkommenen römiſchen Büreaukratie, in die Acht zu erklären. Das war aber eine ganz andere Verdammung als die der Malcontenten unſerer europäiſchen Staaten, wo der zu mäßiger Gefängniß- oder Geldſtrafe

Thierkämpfe im alten Rom.

verdammte als Märtyrer der guten Sache in allen Zeitungen verherrlicht wird. Damals galt es gleich das Leben und unter der allerſchmerzhafteſten Pein. Heut zu Tage iſt es ein oft ſehr einbringlicher Artikel, der Regierung Widerſtand zu leiſten. Man wird dafür von Jedermann belobt und geprieſen. Damals aber wurde man dafür mit Oel und Pech —

nämlich unter Nero, dem allberüchtigten Kaiser — bestrichen und angesteckt, als eine Nachtkerze bei den abendlichen Volksspielen, um zur besseren Beleuchtung aufzubrennen. Dies ist der Verdiensttitel der christlichen Märtyrer, welche die katholische Christenheit noch bis auf den heutigen Tag verehrt. Es ist die bescheidene, große Frage, wie viele unserer Volksbeglücker sich zu einer so eigenthümlichen Oel- oder Pechkerzenbeleuchtung hergegeben hätten. Die einfache Lösung dieses Widerspruchs zwischen dem historischen Bewußtsein der jetzigen und der damaligen, 1800 Jahre früheren Zeit liegt darin, daß man damals an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaubte, jetzt aber nicht.

Diese nächtlichen Schauspiele des grimmigen alten Roms, welches die Erde beherrschte, waren eben die Gladiatorenspiele. Die christlichen Märtyrer brannten dabei ebenso wie Johannes Huß in Kostnitz als Zeugen ihres Glaubens, der einst die ganze geistig erfüllte Erde beherrschen sollte. Ihre Pein bewirkte die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts aus den Banden der Rohheit und Barbarei der um ihre Sinne gekommenen alten Welt. Sie besiegelten durch ihren Tod, ihre Schmach und Erniedrigung, nach dem Muster ihres Meisters, der in Jerusalem, der damaligen römischen Provinzialstadt, denselben Tod der Schmach gestorben war, die Grundsätze und Principien eines höheren geistigen Lebens, von dem das heutige Menschengeschlecht noch zehrt und lebt, ohne dieser Wohlthaten groß eingedenk zu sein. Dies war der ursprüngliche Sinn der Verehrung der Märtyrer und Heiligen, welcher freilich im Zeitalter der Reformation sehr entstellt war und der deshalb vom Protestantismus als gedankenloser Mißbrauch abgeschafft wurde.

Allein daß es doch nicht immer ein gedankenloser Mißbrauch, ein heidnischer Götzendienst gewesen, das führt uns noch heute das heidnische Rom in der Zeit, wo es zugleich das älteste christliche Rom war, lebendig vor Augen, das unterirdische Rom, diese Stadt der Wohnungen der christlichen Todten, tief in den Eingeweiden der Erde liegend, viel tiefer als das vom Vesuv verschüttete Pompeji und Herculanum am schönen Golf von Neapel. Es sind die weltberühmten Katakomben, deren erste Anlagen wenig später gemacht wurden, als das schreckliche Ereigniß der Verschüttung der beiden ebengenannten Römerstädte sich begab. Das kolossale Amphitheatrum Flavianum, welches die unglücklichen jüdischen Kriegsgefangenen gebaut hatten, nach tapferer Gegenwehr gegen ein übermächtiges römisches Heer, welches das heilige Jerusalem zerstört hatte, wie dies der Jude Christus im Geiste vorausgeschaut hatte, — dieses Coliseo des heutigen Roms, halb verwüstet und zerstört, aber doch in seiner Verwüstung so über alles Maaß gewaltig, daß es mit Recht den Namen des Kolossalischen trägt, es stand noch im vollen

Glanze der Neuheit, als die Rächer des zerstörten Jerusalems, die Bekenner des neuen Jerusalems, des Glaubens, welcher im alten Jerusalem entsprungen war, bereits den Boden des alten Roms mit ihren Maulwurfsgängen zu unterwühlen begannen. Aber es war eine christliche Rache, kein Werk der Zerstörung, sondern des Neubaues und der Neubelebung.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Entstehung des begrabenen, unterirdischen Pompeji und Herculanum und des unterirdischen, altchristlichen Roms, der Katakomben, in der Zeit nahe an einander grenzen, und ebenso die Aufgrabungen und Wiederentdeckung derselben etwa in dieselbe Zeit fielen. Immer hatte man gewußt, daß an diesen Stellen Wunder des Alterthums von der schützenden Erde verborgen wären. Aber in den langen Jahrhunderten hatte das italienische Volk weder Interesse noch Zeit gehabt, diese arbeitsvollen Entdeckungen zu machen. Die Aufgrabungen, in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten begonnen, sind in dem jetzigen mit mehr, in unseren Tagen mit der größten Kraft fortgesetzt und es herrscht der größte Wetteifer zwischen den Entdeckern altrömischen und altchristlichen Alterthums, die sich beide in dem Geschmack der Wandmalereien in zahlreichen Beispielen durch ihre erstaunliche Aehnlichkeit und doch große Verschiedenheit gegenseitig ergänzen und uns mit den lebendigen Farben der handgreiflichen Wirklichkeit die Zustände schildern, in denen sich das altheidnische und das altchristliche Rom von einander absonderten.

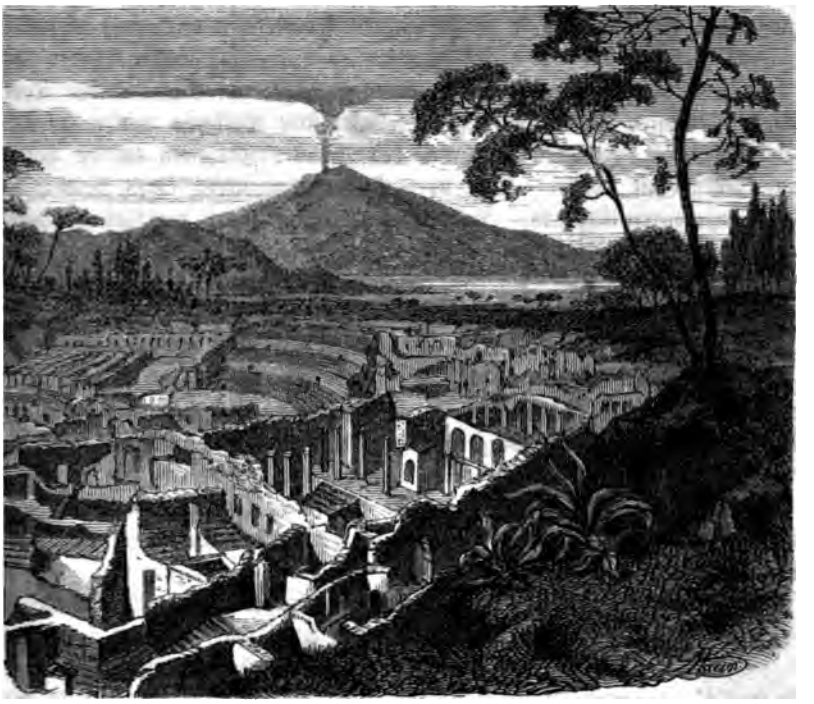
Der Ausbruch des Vesuv, der sich unter Titus, dem Eroberer und Zerstörer Jerusalems, zutrug und die beiden ihm zu Füßen liegenden Städte verschüttete, ist uns durch den Bericht des jüngeren Plinius mit größter Anschaulichkeit geschildert worden, da dies furchtbare Ereigniß dem berühmten Gelehrten, dem älteren Plinius, welchen seine Wißbegierde zu lange an dem Ort des Schreckens zurückgehalten hatte, das Leben kostete. Es war vollkommene Windstille eingetreten, der Himmel erschien in jenem tiefen Blau des südlichen Italiens, als sich völlig grade aus dem Krater eine schwarze Rauchsäule erhob und sich erst in der höchsten Höhe fächerartig ausbreitete, so daß sie das Bild einer ungeheuren Pinie darstellte. Da kam der Wind aus Westen geflogen und verwehte die Krone des Wolkenbaums und sprang dann wiederum nach Süden um. Langsam senkte sich der schwarze Dampf zur Erde, die Luft verfinsterte sich, daß man das Felseneiland Capreä, des Kaisers Tiberius jahrelange Residenz, am Golf von Neapel gelegen, nicht mehr sehen konnte. Dann begann der furchtbare Aschenregen mit heißen Steinkörnern und erfüllte die Luft mit beängstigendem Schwefeldunst und er hörte nicht auf in der nächtlichen Finsterniß herabzufallen, bis er über Pompeji häuserhoch hinausragte und es völlig begra-

ben war.

Wie viele, ob auch nur wenige der Einwohner sich gerettet haben, wer kann es sagen, da sie auf der Flucht, auf dem Felde umgekommen sein können. Aber viele, viele Leichen, natürlich in Staub zerfallen bis auf einige Knochen, sind bei den Aufgrabungen in den Häusern gefunden, in einem einzigen Hause einmal siebzehn, dann auch die von ein paar römischen Legionariern, die als brave Soldaten ihren Wachtposten nicht verlassen hatten, und noch jetzt werden bei den neuesten Aufgrabungen immer wieder verschüttete Menschen gefunden. Der geistvolle Dirigent derselben, Sgr. Fiorelli, kam dabei auf einen höchst glücklichen Gedanken. Gewöhnlich fand man die Leichen auf dem Erdboden gewölbter Gemächer, des letzten Zufluchtsorts des Hauses, hingestreckt, der aber bedeckt war mit einer noch mehr als fußdicken Schicht feiner vulcanischer Asche, welche die Menschenleiber dicht umgab und durch die langen Jahrhunderte sich verhärtet hatte, so daß die menschlichen Leiber, in Staub verfallen, in der hart gewordenen Estrichschicht eine Höhlung zurückgelassen hatten, welche sich beim Aufgraben den Arbeitern durch den veränderten Ton beim Fallen der Hacken schon vorher ankündigte. Fiorelli ließ vorsichtig einige kleine Oeffnungen in die Höhlung machen, goß sie dann mit Gyps aus und erlangte so einige sehr merkwürdige Gypsabgüsse der Verunglückten, die zum Theil sehr lebendig und charakteristisch die schrecklichen Todesbewegungen der armen, vor 1800 Jahren um's Leben gekommenen Pompejier den heutigen Menschen vor Augen stellten. Ein andermal fand man hart an der Thür des sichern Gewölbes menschliche Reste und daneben verstreut eine Menge Silber- und Goldstücke und etwas weiter einen anderen Leichnam und neben ihm silberne Armleuchter, und wer vermag zu sagen, ob sie Dieben angehörten, welche sich bei der Plünderung des verlassenen Hauses verspätet hatten, oder dem Herrn desselben und seinem Sklaven, welche das Werthvollste des bedrohten Besitzers retten wollten?

Das waren die Menschen, welche uns freilich wenig lehren können, weil ihr Mund schon seit beinahe zwei Jahrtausenden verstummt ist. Desto mehr lehren uns die erhaltenen Gebäude mit ihren schöngeformten Säulen, an denen noch häufig die goldenen Verzierungen erkennbar sind, die Splittern der Glasfenster, welche das Sonnenlicht auch in der unfreundlichen Jahreszeit, wenn auch gedämpfter, einließen in die Wohnräume, vor Allem aber die reizend geschmackvollen Malereien an den Wänden der Zimmer und Säle, die sich in reichem Maaße, wenn auch in verblaßten und veränderten Farben erhalten haben. Das sind meist nicht die kahlen Mauern, das ewige Einerlei unserer Tapeten, welche in unsern Wohnzimmern nur durch ein paar Meubles oder Kupferstiche und Oelgemälde geschmückt werden, sondern jede Zimmerwand ist mit künstlerischem Geschmack in Felder getheilt, die mit Rahmen voll der graciösesten Arabesken umgeben sind. Auf dem

ien oder gelben Grunde des Feldes hebt ſich dann ein liebliches Bild, : Gruppe von Menſchenfiguren oder ein ſchwebendes Mädchen im Mittel- ukt, nach Motiven, die meiſt der Mythologie entnommen ſind, ab und bt dem Auge des Beſchauers den angenehmſten Ruhepunkt. Denn es iſt hts Ueberladenes in dieſen Zimmerausſchmückungen, welches den Blick e machte, er findet wie von ſelbſt den Weg zum frohen Genuß an dieſen nderlieblichen und wohnlichen Räumen.



Das aufgegrabene Pompeji.

Der große Winckelmann, unſer Landsmann, aus Stendal in der Alt- rk gebürtig, den ſein Genie aus den engſten Verhältniſſen nach dem hauplatz ſeiner denkwürdigen Wirkſamkeit als Gründer der Archäologie d der antiken Kunſt nach Rom zog, wo er als beſcheidener Abbate lebte, tte das Glück, die römiſchen Alterthümer Pompejis zu ſtudiren, wie ſie s Zeitalter des Titus darſtellten, und er konnte die aus dem gleichen Zeit- chmack hervorgegangenen Fresken der Titusthermen in Rom vergleichen, ganz aus demſelben Geiſte geſchaffen waren.

Die Quellen für unſere Erkenntniß des ſocialen Lebens der Römer

fließen also für das Zeitalter des Titus ungewöhnlich reich und nehmen wir noch hierzu die unzähligen Utensilien des täglichen Lebens, den Gold- und Edelsteinschmuck an den Leichnamen der Frauen, Gefäße mit Oliven und anderen Früchten, die Weinkrüge mit der Aufschrift der Jahre, in denen sie in den Keller gelegt waren, die Gefäße in den Apotheken und die Bilder der Wände, in denen die Hergänge des täglichen Lebens dargestellt werden, von den Hanthirungen der Bäcker, Walker, Bademeister bis zu den Hochgenüssen des Römers in seinen herrlichen Landhäusern und den Vergnügungen, denen man sich in ihnen hingab, so erkennen wir, daß dieses begrabene Pompeji uns ein höchst lebensvolles Bild, eine wahre Photographie altrömischen Wesens darbietet, abgenommen grade im Moment des Todes, des schrecklichsten Todes, der dieses lebenslustige Völkchen mitten im fröhlichsten Genuß durch den Ausbruch des Vesuv ereilte, ein antiker Todtentanz im großen Stile. Das aber ist der Unterschied eines kleinen und eines ungeheuren Unglücks. In unserer Zeit kann durch den Zusammensturz eines einzelnen Hauses eine ganze Stadt in ängstliche Bewegung gesetzt werden. In der Zeit, wo das römische Weltreich alle seine Kräfte in Italien vereinigte und beisammen hatte, wo drei Städte gleichsam vor den Thoren Roms verschüttet wurden, macht man gar nicht einmal den Versuch, die Verschütteten auszugraben. Es war ein furchtbares Ereigniß, bei welchem der damaligen Menschheit die Arme am Leibe herabsanken, wo sie nichts hatte als Klagen und Jammern. Und freilich furchtbar genug muß dieses Ereigniß gewesen sein, wenn uns berichtet wird, daß die vulkanische Asche über das weite Mittelmeer hin bis nach Aegypten getragen wurde. Das also war die schreckliche Begebenheit, die in die Regierung des Titus fiel, welchen die damalige Welt deliciae generis humani, das Entzücken des Menschengeschlechts, nannte und welche hinreichte, seine kurze Regierung mit Trauer zu erfüllen. Die größte Trauer dabei war, daß der heldenhafte Kaiser kurz darauf selbst starb und der Welt in seinem Bruder einen der abscheulichsten Tyrannen als Nachfolger hinterließ, der überall schlecht war, während der kurzlebige Titus nach dem Grundgesetz, wie es scheint, der mittelmäßigen Menschennatur gegen einige, wie das unglückliche Judenvolk, der unerbittliche, erbarmungslose Zerstörer war, gegen andere aber milde und menschlich, wovon Jeder gehört hat, wüßte er auch nur von Mozart's unsterblicher Oper: La clemenza di Tito, Titus' Erbarmen.

Bereits früher haben wir gesehen, daß sich in Rom nur von großen Palästen die Ruinen erhalten haben, aber von keinem einzigen Bürgerhause. Und was für Rom gilt, es gilt ebenso von den zahlreichen römischen Städten, mit denen Italien gesegnet war. Denn seit uralten Zeiten hatte sich in diesem herrlichsten Lande der Erde, mit dem kein anderes wetteifern kann

an Hervorbringungen der Cultur und an Begabungen der Natur durch fruchtbaren milden Boden, durch anmuthige Landſchaften, in denen ſich die lieblichſten Ebenen dem Meere auf der einen und dem maleriſchen Gebirge auf der anderen Seite vermählen, von den Bürgerhäuſern kein einziges erhalten, ſie waren alle der Zeit und ihrer umwandelnden Kraft erlegen. In Deutſchland giebt es in den alten Städten noch manche Bürgerhäuſer aus den erſten Jahrhunderten ſtädtiſcher Anlagen, beſonders am Rhein und Süddeutſchland, einige auch im alten Sachſenlande, deſſen Städte darin beſonders conſervativ geweſen ſind. Allein was kann das bedeuten gegen die uralte Cultur Italiens. In Deutſchland können wir den Proceß der Alles verſchlingenden Zeit ſehr gut an den Neubauten unſerer großen Städte beobachten, wo ein Haus der alten Zeit nach dem andern den Umbauten weicht, die das jetzige Geſchlecht zu ſeiner Bequemlichkeit verlangt.

Noch viel eher erkennen wir dieſes Geſetz menſchlichen Daſeins in den heutigen italieniſchen Städten. Wir ſind eben vom Reiſewagen abgeſtiegen in einer derſelben, deren Geſchichte ruhmvoll die ſämmtlichen Jahrhunderte ſeit dem römiſchen Alterthum bis zur Gegenwart ausfüllt, etwa Mailand oder Verona oder Genua oder Ravenna — und wie viele andere ließen ſich noch anführen. Wir ſind begierig, dieſe jetzige Stadt kennen zu lernen, und ſtürzen uns gleich in das Gewühl der Menſchen, in das Labyrinth der Straßen. Da ſehen wir aber eine ganz moderne Stadt, alle die Häuſer, die einſt Römer bewohnt, ſind allmälig erſetzt durch die Reihe der Jahrhunderte von andern, in denen die Italiener in der Zeit der Völkerwanderung, wieder durch andere, in denen dieſelben Italiener des erſten und ſpäteren Mittelalters, des Zeitalters der Reformation wohnten, und durch die folgenden allmälig bis zum heutigen Tage erbauten und bewohnten, und nun plötzlich, wenn du um eine Ecke biegſt, erblickſt du an einer altersgrauen Kirche als Vorbau eine Flucht altrömiſcher Säulen mit ihrem uralten Architrave, welche die Pietät ſpäterer Geſchlechter mit Eiſenringen und Eiſenankern in ihren Fugen zuſammenhält. Du ſiehſt dieſe Ausrufungszeichen einer verſchwundenen Welt, durch die langen Jahrhunderte geweiht in ihren architektoniſchen Formen, Canellirungen und Capitälen an wie ein Träumender, der ſich die Augen reibt, bedenklich, ob er wache oder noch ſchlafe.

Ja, ja, du wachſt, es ſind wirklich die gewaltigen Werke des längſt in den Gräbern ruhenden Geſchlechts der weltbeherrſchenden Römer, die ſeit ihrer Errichtung niemals ihre Stelle verlaſſen haben, dieſe verräucherten Säulen und ungeheuren Deckſteine, die einſt in der glänzenden Pracht der Neuheit das damals lebende Geſchlecht entzückten. Sic transit gloria mundi, das heißt, ſo vergeht aller irdiſche Ruhm und Preis und aus der herrlichſten Eleganz menſchlichen Lebens und menſchlichen Genuſſes geht doch zuletzt

nur ein derbes Memento mori hervor. Die alten einſamen Säulen, die einſt den Vorhof der großartigſten Tempel des römiſchen Alterthums einleiteten, ſie leiteten ſpäter die Gläubigen zu den altchriſtlichen Baſiliken, welche ihre Stelle nach dem Kaiſer Conſtantin einnahmen. Allmälig ſanken auch ſie und wurden verdrängt von den mittelalterlichen Dombauten, bis auch dieſe verdrängt wurden durch einen neuen Kirchenbau des Bramante oder anderer Baukünſtler des 16. oder 17. Jahrhunderts. Aber der alte Säulenbau vor ihren Thoren, dieſe altrömiſche Einleitung in die chriſtliche Weltgeſchichte, blieb ſtehen, während ſich alles Andere in ihrer Nachbarſchaft, die Wohnhäuſer der Menſchen und das Heiligthum der Götter und die Kirchen des alleinigen Gottes, nachgebend dem Menſchengeiſte in ſeinen vielfachen Wandlungen die vielen, langen Jahrhunderte hin von einem Bau zum andern veränderte, bis er bei dem jetzigen anlangte, von dem Gott allein weiß, ob er nicht der letzte von allen früheren ſein wird.

Dies iſt der Eindruck, welchen die alten italieniſchen Städte auf den gebildeten und geſchichtskundigen Reiſenden machen, vor allen andern aber Rom ſelber.

Aber wenn auch alles Andere von den alten Gebäuden verſchwunden iſt, in denen das römiſche Volk Italiens wohnte, bis auf die Reſte von den Paläſten der Kaiſer und der Reichen, Pompeji und Herculanum hat uns unter der ſchützenden vulkaniſchen Aſchen- und Lavadecke eine Fülle von Häuſern erhalten, in denen nicht die Fürſten und Imperatoren, in denen der Mittelſtand, das Volk, der gemeine Mann ſeine Heimath hatte, und man mag es mir zu Gute halten, im tiefſten Grunde der Seele intereſſirt mich weit mehr der Zuſtand des Volks, die Art und Weiſe, in der es lebte, als die Hoffahrt der Großen und der Kaiſer in ihren Zauberpaläſten.

Und es waren in der That Zauberpaläſte, wie in dem Buche Tauſend und eine Nacht aus dem Nichts hervorgewünſcht. Aber die Wunſchkraft beſtand in dem Aufwand von Millionen und den vielen rüſtigen Händen, welche von ihnen bezahlt wurden. Dieſe werkthätigen Hände waren nicht blos in Rom, ſie regten ſich in langer Kette auf den Schiffen, die zum Orient fuhren, nach Griechenland, Kleinaſien und Aegypten, und die in dieſen Ländern emſig und ohne Unterlaß ſchafften für das Gold der reichen römiſchen Herren. Sie ſchafften die Säulen, die unübertrefflichen Statuen herbei, welche die griechiſche Kunſt geſchaffen, die nun in Rom die Prachtſäle, die üppigen Gemächer der römiſchen Fürſten ſchmückten. Die Ausſtattung dieſer Herrenhäuſer war ſtolz und erhaben, geſchmackvoll und reich über alle Begriffe, inſofern ſie durch Geldeswerth, Gold und Silber und durch individuellen künſtleriſchen Geiſt hervorgebracht werden konnte. Sie würde aber dennoch armſelig erſcheinen, wenn man ſie mit unſern modernen

Prachthäusern vergleichen wollte, insofern sie mit den Erzeugnissen der jetzigen Industrie geschmückt sind. Denn die hochausgebildete Maschinenfabrication war dem Alterthum, auch dem römischen, fremd. Es war, wie gesagt, beschränkt auf die freilich unglaublich geschmackvolle und originelle des Individuums. Daher sind die Arabesken und Verzierungen der Wandgemälde in Pompeji und Herculanum immer neu, es giebt da keine schablonenartige Wiederholungen, dasselbe Ornament kommt nie wieder auf gleiche Weise vor, wenn auch dieselben Motive in unzähligen Umwandlungen uns begegnen. Es waren die Lieblingsvorstellungen, welche die Zeit erfüllten, wie bei uns Lieblingsmelodien, die Alle, Vornehme und Geringe, vor sich hinträllern, ohne sich dessen besonders bewußt zu sein, gleichsam als Hintergrund der eigentlichen Gedanken, welche den Singenden in dem Augenblick beschäftigen, Melodien, welche tausendfältige Variationen zulassen.

Wir sehen, wie sehr der eigentliche Kunstbestand dieser Ausschmückungen der römischen Paläste alle besitzenden Stände auf gleiche Weise angezogen hatte, mit der Lust, sich ihrer ebenfalls zu bemächtigen, durch die Wandmalereien in Pompeji und Herculanum, und trotzdem, daß uns die ganze Einrichtung dieser Bürgerhäuser in beiden Städten bestimmt, nur den römischen Mittelstand als Besitzer derselben anzunehmen, überrascht uns dennoch die Pracht und der Geschmack, mit welchem sie geziert sind. Obgleich wir also in diesen Häusern nur den Abglanz der prächtigen Herrenhäuser Roms anzunehmen haben, so ist uns doch in denselben das einzige erhaltene Beispiel der Wohnungsweise der damaligen mittleren Bürger erhalten.

Pompeji war eigentlich noch immer eine Landstadt, in der zum Zeichen einer solchen das alte Patois, der ursprüngliche, alterthümliche Dialekt, die Römer nannten es mit einer gewissen Verachtung das Oscische wie man in unserer Zeit in Norddeutschland das Plattdeutsche hat und diejenigen ungebildet nennt, welche sich nur in diesem auszudrücken im Stande sind. Daß in Pompeji das Oscische, nicht die den gebildeten Ständen angehörige römische und moderne lateinische Sprache als Umgangssprache diente, beweisen die unzähligen Inschriften an den Außenmauern Pompejis, von denen der Pater Garucci eine Auswahl hat drucken lassen. Es sind Inschriften, wie man sie an unsern Mauern, die nun hinweggeräumt werden, obgleich sehr allmälig, zur Genüge finden kann, eigentlich schlechte Witze des gemeinen Volks, wenn es aus dem Wirthshaus nach Hause ging. Der Epigraph setzte wohl auch seinen Namen hinzu, nicht ahnend, daß er sich bis auf 2000 Jahr verewigen würde.

Allein trotzdem, daß diese Pompejier ein abscheuliches Plattrömisch oder Oscisch sprachen, nahmen sie doch Theil an der allgemeinen ita-

lischen Bildung, gerade so wie unsere Priegnitzer oder Mecklenburger, denen es schwer wird, ihr geliebtes Plattdeutsch mit dem unbequemen Hochdeutsch zu vertauschen — und nicht minder sauer kommt das gleiche Experiment einem altbairischen Bauern an, wenn er sich mit den hochdeutsch sprechenden Behörden in irgend einer brennenden Eigenthumssache benehmen soll.

Pompeji war also trotz seines oscischen Patois eine römisch-italische Stadt, und ihr Bauerndialekt hinderte sie durchaus nicht, die Moden und Eigenthümlichkeiten des römischen Lebens bei sich aufzunehmen, um so mehr, da in der Badesaison jährlich die vornehmen Stände Roms um neapolitanischen entzückend schönen Golf zusammenströmten, um das Leben in süßer Vergessenheit der Sorgen, Angst und Mühseligkeit des Lebens in der italischen Hauptstadt, der Residenz Rom, für ein paar Wochen selig zu vergessen, oder sich in dieser bezaubernden, berauschenden Gegend für die strenge Haltung, welche der Römergeist einmal verlangte, tüchtig austollen zu können, wozu die stets geldbedürftigen Provinzialen den vornehmen Herren der Hauptstadt jeglichen Vorschub leisteten.

Sie fanden in Pompeji und in den zahlreichen Nachbarstädten des glücklichen herrlichen Landstrichs am neapolitanischen Meerbusen, trotzdem daß diese Städte sich mit dem Firniß der römischen Großstadt versehen hatten, um den Großstädtern zu gefallen, doch im Verhältniß zu Rom eine alterthümliche Einfachheit im ganzen Zuschnitt des täglichen Lebens, und dies war es gerade, was die vornehmen Herren aus Rom suchten. Wie krumm auch die Gassen liefen, wie schief die Grundstücke der Häuser waren, gerade so wie in Rom, nach Tacitus' Zeugniß, vor dem römischen Brande, welcher eine ungeheure Expropriation zu Gunsten geradliniger Straßen und Grundstücke veranstaltete; die römischen Vornehmen befanden sich dabei unendlich wohl und sie fühlten sich in dieser ländlichen, provinziell frischen Idylle so behaglich, wie es nur möglich ist, wenn man sich plötzlich in Zustände versetzt fühlt, die ein halbes oder ganzes Jahrhundert der Bildung der Gegenwart nachhinken. Da gab es also, wie in einigen unserer Provinzialstädte, noch ganz alterthümlich angelegte Bürgerhäuser, wie sie in Rom längst verschwunden waren vor der Bauwuth der goldgierigen Speculanten, und ein Varro, der Uralterthümler der römischen Geschichtswissenschaft, hätte dort reichen Stoff für Betrachtungen über die alterthümlichen Wohnungen der alten Italiker gefunden, wenn er es der Mühe werth erachtet, darüber zu forschen und zu schreiben.

Unter seinen Schriften befindet sich aber keine, die bis auf uns gelangt wäre, die darüber Auskunft gäbe, unter allen den zahllosen Ruinen der Römerzeit in Italien befindet sich ebenfalls keine, welche uns über den Häuserbau des römisch-italischen Volks belehren könnte, außer die Ruinen von Pompeji.

Der römische Häuserbau, so weit er aus alterthümlicher Zeit bis in die Neuzeit römischen Alterthums reichte, war ein überaus einfacher, zu der Zeit, als man noch nicht jeden Quadratfuß des Areals mit Gold kaufte. Es war ein einfaches Viereck, welches an allen vier Seiten mit Gebäuden versehen war. Dieser Bau wich im Ganzen nicht sehr wesentlich ab von dem Grundriß des heutigen italienischen Hauses, in welchem der Mittelpunkt des Familienverkehrs der Raum ist, welcher durch die vier Seitengebäude des Quadrats umschlossen wird, der Hof des Hauses. Dieser Hofraum hieß Atrium. Dieser innere Hof des Hauses war ein Raum, der auf den vier Seiten eine Säulenstellung mit Ueberdeckung des Säulenganges hatte, eben so wie unsere Klosterhöfe und Domhöfe zum Schutz gegen die unfreundliche Jahreszeit. In den späteren Zeiten der Wohlhabenheit fanden sich hundert Weisen, diesen Säulenumgang auszuschmücken mit Epheu- oder Weinranken, oder mit Einfassenstern von Glas für den Winter zwischen den Intercolumnien, den Intervallen und Zwischenräumen der Säulen.

Allmälig mit der steigenden Cultur Italiens wurde das Atrium zum ganz bedeckten Raum, der unmittelbar vor der Thür die Gäste des Hauses, des vornehmen Hauses in Empfang nahm, als ein Vorsaal und Empfangszimmer des Hauses. Dieses Haus hatte sich aber in der Tiefe ausgedehnt und das alte Atrium wiederholte sich nun in einer zweiten Auflage, vielleicht in einer dritten als Cavädium, als Peristhlium, als Mittelpunkt eines zweiten, eines dritten Vierecks, mit den dieses umgebenden Seitengebäuden. Man erkennt die repräsentativen Neigungen der Römer in diesem Atrium, wo die Bilder der Vorfahren aus Wachs geformt, also der Ahnensaal, stand, wo der lectus genialis aufgestellt war, das Brautbett, aus welchem ganz wie aus einem fruchtbaren Acker die Saat künftiger Geschlechter, das Gegenbild der Vorgeschichte der Familie, hervorsprießen sollte.

Die Repräsentation der Familie befand sich also hart an der Straße, die Bilder der Ahnen des Hauses empfingen den Gast, sobald er den Vorraum, das Vestibulum überschritten hatte. Das eigentliche Familienleben, die tägliche Handthirung der Dienerschaft beleidigte das Auge des Gastes nicht, sie hatten sich in die inneren Höfe des Hauses zurückgezogen und der eigentliche Versammlungsort des römischen Hauses war somit in die zweite und dritte Position gerückt.

In Pompeji haben sich eine Anzahl von Häusern wohlhabender Besitzer erhalten. Eines derselben, das sogenannte Haus des Pansa, nimmt ein ganzes Straßencarré ein. Durch das schmale Vestibulum, den Eingang des Hauses, gelangt man in das Atrium, dessen Mitte das Impluvium, die Oeffnung der Decke, wo der Regen hineinfallen kann, einnimmt. Zu

beiden Seiten und in der Tiefe führen Thüren und Gänge in einzelne Gemächer. Dann folgt ein etwa eben so großer Saal- oder Hofraum, gleichfalls mit einer Oeffnung in der Bedachung, welche den freien Himmel sehen läßt. Es ist ein viereckiger Umgang mit einer Säulenstellung und erhält in der Mitte ein Wasserbecken, in welchem Fische sich tummelten, wie die mit Pflanzen und Fischen bemalten Wände des Behälters lehren, deren Höhe etwa 5 Fuß betragen. Auch dieser Saalraum ist mit Zimmern umgeben. Dann folgt weiter in der Tiefe als dritter Abschnitt des Hauses ein System von Wohngemächern, unter denen sich ein größerer Saal befindet, welcher aber bedeckt war.

Der hier mitgetheilte Entwurf einer Herstellung des Atriums in seiner ursprünglichen Gestalt, welcher mit größter Benutzung des Erhal-

Der Hauptsaal eines alten römischen Wohnhauses.

tenen und des Charakters der Bauart und Ausschmückung aus anderen Ruinen Pompejis ergänzt ist, giebt ein Bild der Pracht und vornehmen Behaglichkeit, mit welcher die Reichen im Zeitalter des Titus auch in den kleineren italischen Städten das Leben genossen. Es rechtfertigt zugleich

die Richtigkeit der Beschreibungen der Alten von dem erstaunlichen Luxus, mit dem die Häuser der vornehmen Römer in der Hauptstadt des Weltreichs, in Rom selbst, ausgeführt waren und die Paläste der römischen Fürsten, deren Familien die Welt beherrscht haben, deren Güter in Europa, Asien und Afrika vertheilt lagen, wollten doch noch etwas mehr bedeuten als das Haus eines dunkeln Capitalisten im kleinen Pompeji, denn in einem solchen Hause eines römischen Großen flossen die Reichthümer dreier Welttheile zusammen und der Besitzer war nicht karg, damit bei seines Gleichen wie bei seinen ärmeren Mitbürgern zu glänzen. Das aufgewandte Geld war nicht verschwendet, es war ein klug angelegtes Capital, nämlich in den Herzen derjenigen, denen sein gastliches Haus offen stand. Seine Gäste formten sich zu einer politischen Gesellschaft, zu einem Club, welche ihm durch eine weiter von ihnen gebildete Anhängerschaft den Sieg bei den Abstimmungen, nicht ohne seine ferneren Geldspenden, verschafften. Und die dadurch erlangten Aemter gaben ihm ein Anrecht auf weitere Aemter in den Provinzen des weiten römischen Reichs, welche die Bedeutung von Königreichen hatten; wenn sie auch vorübergehend waren, das heißt nur wenige Jahre dauerten, so brachten sie doch Millionen ein, in denen die für die Amtsfreunde ausgelegten Gelder tausendfältige Zinsen brachten.

Es war natürlich, daß die Nebenbuhler um so einträgliche Pfründen sich einander gegenseitig überboten, daß manche dabei bankerutt wurden, und nur der reichste Speculant, welcher die vorhandene Ausgabe durch seinen kolossalen Reichthum am längsten aushalten konnte, das große Loos, den Gewinn des einträglichen Amtes erlangte. Aber dann schmiedete er auch rechtschaffen das Eisen, da es glühte, er benützte die Gelegenheit, sein aufgewendetes Capital wieder zu rembourśiren, auf das Redlichste, er schaltete und waltete in der unglücklichen Provinz, die das Schicksal betroffen von ihm regiert zu werden, wie ein Pascha, am meisten in den reichen östlichen Landschaften Kleinasiens, und die armen Provinzialen waren oft die Schafe, die nicht blos geschoren sondern auch geschunden wurden, um den Ausdruck des Kaisers Tiberius zu gebrauchen, welcher gegen den vornehmen römischen Adel ebenso streng und rücksichtslos war, wie er gegen die gedrückten Provinzen sich ein Geschäft daraus machte, voll Rücksicht und Erbarmen zu erscheinen. Er hatte die richtige Macchiavellistische Politik, daß das Volk viel besser einen einzigen großen Blutegel erträgt als hundert kleine.

Uebrigens waren es nicht die Kaiser, welche die Schöpfer dieses ungeheuren Luxus waren (die früheren derselben suchten sogar die alte Nüchternheit und Einfachheit in ihrem Haushalt darzustellen), sondern die großen Geschlechter. Man hat jetzt keinen Begriff von der Pracht, in der ein solcher römischer Großer lebte. Unsere Kaiserhöfe würden vergeblich mit ihnen

an Pracht und Herrlichkeit wetteifern, von dem armseligen Hausstande eines deutschen Fürsten zu geschweigen. Denn da gab es eine Schaar von Sklaven, in die verschiedensten Klassen eingetheilt, jede unter ihrem Obersten von den gemeinsten Diensten der Hausreinigung und den niedrigsten Diensten für die Bedürfnisse des Herrn an bis zu den Gebildetsten, — in unsern Zeiten würde man sagen den Studirten, — welche den Haus- und Hofstaat eines vornehmen Römers leiteten, welche eine Macht ausübten, gegen die der Kanzler eines kleinen deutschen Fürsten als ein sehr unbedeutender Mann erscheinen würde.

Und diese meist griechischen oder syrischen oder ägyptischen Sklaven bewiesen in den ihnen übertragenen Aemtern eine ungemeine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit. Das Kaiserhaus hatte dieselben Formen in seiner Gestaltung wie die Häuser der vornehmen Römer, und daß die Sklaven des Kaisers natürlich im Range um eine Stufe höher geachtet wurden als die der römischen Großen, verstand sich von selbst, wenn sich auch die Sklaven der Aermeren zuweilen viel besser standen als die der Großen, wie sich noch vor kurzer Zeit ein Leibeigner eines vornehmen russischen Bojaren sehr besinnen mochte, ob er mit einem russischen General tauschen oder ihm seine Tochter zur Ehe geben wolle. Aber auch Freie, wenn auch meist Freigelassene, drängten sich in den Dienst römischer Großen und Kaiser mit den Sklaven um die Wette und es geschah wohl, daß man einen begünstigten kaiserlichen Sklaven, der bei seinem Herrn ein höchst einflußreicher Mann war, zwischen zwei Senatoren, die gewiß vornehme Männer waren gehen sah. Ein Kaiser, der sich in socialer Beziehung populär machen wollte ließ sich dann wohl einen solchen Sklaven kommen und gab ihm für die Frechheit, mit der er sich erdreistet, zwischen den beiden erlauchten Herren auf offener Gasse einherzuschreiten, Backenstreiche. Indessen es half als Fingerzeig für die Erniedrigung, deren sich die erlauchten Geschlechter bezüchtigt hatten, nicht viel.

Aber dieselben Männer, welche so sehr ihrer Würde vergessen hatten, um vielleicht Menschen die höchste Ehre zu erweisen, die ihnen früher die allerniedrigsten Dienste geleistet und durch eine brillante Lakaiencarriere bis zu Aus- und Ankleide-Sklaven des Kaisers emporgestiegen waren, — wie dies denn factisch öfter vorkam, — zeigten sich in ihren glänzenden Palästen als die ausgiebigsten Wirthe gegen ihre Gäste. Sie hatten eine förmliche Gefolgeschaft in ihrem Solde, der Troß derselben erschien beim Lever des Herrn mit Tagesanbruch in seiner Antichambre und wartete geduldig, bis er vielleicht den Rausch der vergangenen Nacht, die Fortsetzung des vornehmen Diners, welches um 4 oder 5 Uhr begann und sich bis gegen den Morgen hingezogen hatte, ausgeschlafen.

Freilich waren das nicht mehr die Männer, welche in der Zeit der Republik als Clienten ihrem Patron durch Dick und Dünn in der Gerichtssitzung, auf dem Forum, bei den Aemterabstimmungen zu folgen bereit waren. Allein wo die Interessen des Patrons nicht mit den kaiserlichen collidirten, also Leibes- und Lebensgefahr nicht damit verbunden war, da zeigten sie sich auch immer als feste Männer auf dem Platze, welche für die täglich verabreichten Geldspenden das Ihrige zu leisten bereit waren. So hielten also noch immer die Häupter der vornehmen Familien trotz den Kaisern ihren Hof und sie wetteiferten unter einander darum, jeder den glänzendsten zu haben.

Und der Glanz des Haushalts entsprach völlig dieser fürstlichen Stellung. Da gab es keinen sinnlichen Genuß, welchen die bekannte Erde, also damals Kleinasien und Nordafrika, darzubieten vermochte, den diese vornehmen Römer nicht mit ihrer Macht und ihrem Gelde für sich und ihre Freunde — Freunde aber waren damals schon nur die Helfershelfer, — zu ehrgeizigen Zwecken an sich rissen.

Es war ein höchst gesundes Geschlecht, diese römischen Großen, sie hatten sich bis über die Ohren in die griechische Weichlichkeit versenkt; sie coquettirten mit dieser Weichlichkeit, aber sie vergaßen ihrer Mannhaftigkeit, dieser römischen Heldentugend, niemals. Es kamen genug Momente im römischen Staatsleben vor, wo der Mann in der hohen Bedeutung des Wortes aufgerufen wurde. Aber da besann sich ein solcher griechisch-römischer Weichling keinen Augenblick, den Schmuz des Griechenwesens, diesen selbstgewählten griechischen Firniß, im ersten besten Wasser abzuspülen und als echter heldenhafter Römer zu erscheinen. Lucullus, der Zeitgenosse des Cicero, gilt als ein solcher vom Griechenthum in höchster Musterschaft angekränkelter Weichling. Er erscheint als ein wahrer römischer Sardanapal. Er entschuldigte sich einmal bei einem Clienten, der in einer Gerichtssache vertheidigt sein wollte, damit, er müßte durchaus auf sein vorstädtisches Landgut fahren, um seine Platanen, ein damals eben aus Kleinasien in Italien eingeführtes Baumgeschlecht, den Stolz der damaligen römischen Gärten, mit Wein zu begießen, weil sie sonst verdursten müßten, freilich nur, weil er wußte, daß er einen höchst würdigen Ersatzmann in der Advocatur seines Clienten zu stellen vermochte.

Die größte Ausgabe für einen vornehmen Römer in seinem Privathaushalt war das Diner, welches die modernen Italiener cena nennen. Ein Lord-Mayor-Diner in London erscheint armselig gegen den für damalige Zeiten, wo es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, ausgesuchten Luxus einer vornehmen römischen Tafel. Sie glänzte zunächst durch die ausgesuchte Pracht der silbernen und goldenen Tafelaufsätze, durch die kost-

baren Stoffe, mit denen Sophas, auf denen die Schmausenden lagen, — denn man saß nicht, man lag zu Tische im alten Rom, — bedeckt waren. Kränze lieblich duftender Blumen wurden den Gästen aufgesetzt, Blumenguirlanden umwanden sie. Die Römer zeigten sich bei ihren Diners auch darin als wahre Aristokraten, daß ihnen massenhafte Abfutterungen, wie sie jetzt beliebt sind, die sogenannten Stiergefechte, ein Gräuel waren. Nach ihrem Geschmack durfte eine elegante Tischgesellschaft die Zahl der Musen, neun Gäste, nicht überschreiten, das, was wir heute petit dîner nennen.

Gladiatorenspiele bei Tafel.

Da konnte es behaglich hergehen, da war man unter sich und brauchte nicht den Lärm und das Unbehagliche einer größeren Tischgenossenschaft zu scheuen. Der Tisch war ursprünglich quadratisch, später rund. An drei Seiten des Tisches lagen je drei Gäste. Die vierte Seite des Tisches war frei gelassen zum Aufwarten für die Speisen und Getränke bringende Dienerschaft. Natürlich stand hinter jedem der Schmausenden noch ein Sklave, stets seines Dienstes gewärtig. Und nun erst fing das wirkliche Schmausen an.

Bei solchen petits dîners, Gastmählern im engen und vertraulichen Kreise, sorgte auch oft der Wirth dafür, daß, wenn die Gäste der Speisen und des Weines voll und übervoll waren, wunderschöne Sklavinnen vor ihnen die üppigsten Tänze ausführen müßten, eine Sitte, welche aus dem fernen Orient auch nach Rom gelangt war.

Und für die kriegerische Römernatur war nicht minder gesorgt. Als die Gladiatorenspiele nicht nur für die Klassen der Vornehmen sondern auch für den weltbeherrschenden römischen Pöbel ein Gegenstand unbezwinglicher Sehnsucht geworden waren, da wurde es auch bei Gastmählern Gebrauch, als Intermezzo eines eleganten Diners den Gästen das Vergnügen zu gewähren, als Augenweide zu dem Zungen- und Ohrenschmause der Speisen, Getränke und Musik, noch einen Gladiatorenkampf in nächster Nähe zu betrachten, und es erhöhte den Genuß der Gäste, wenn ein siegreicher Gladiator seinen Gegner gegen die Schmausenden drängte, ihm mit seinem Schwerte die Halsader durchschnitt, daß das Blut über die Tafel spritzte.

Justus Lipsius, der niederländische Gelehrte, welcher über die römischen Gladiatoren ein klassisches Werk schrieb, hat ihm von einem niederländischen Künstler ein Bild beigegeben, welches einen solchen Moment darstellt, und das wir unsern Lesern hier mittheilen.

So gräulich wie diese Entartung der menschlichen Natur erscheint, so trug sie doch dazu bei, den kriegerischen Sinn der Römer wach zu erhalten, eine Betrachtung, die nicht ich, sondern der große deutsche Philosoph Hegel gemacht hat, und er hat darin völlig Recht. Ein Volk, welchem es ein Vergnügen war, auf die grausamste Weise Blut fließen zu sehen, war gewöhnt, das eigne Blut bei Gelegenheit nicht zu sparen. Es betrachtete diese Menschenjagden unwillkürlich als ein Symbol des menschlichen Daseins, in welchem Jeder einmal daran kommt zu sterben und es galt dem vornehmen und geringen Römer als Ehrgeiz, mit Muth zu sterben. Anders wäre es nicht erklärlich, daß sich auch freie Römer zuweilen drängten, dieses Gladiatorenmorden mitzumachen. Es war eine Art von pathologischem Zustand geworden, rein aus Thatendurst, der nicht befriedigt war, hervorgegangen, und der Zeugniß ablegt für die ungeheure Kraft, welche in dem damaligen römischen Volke vorhanden war, die erklärt, daß es vermochte, sich die ganze damalige gebildete Menschenwelt zu unterwerfen. Diese grausamen Gladiatorenschauspiele wurden eine Schule für die kriegerische Jugend Roms, inmitten des ungeheuren verweichlichenden Luxus nicht zu entarten von der Kraft der Vorfahren.

Der vornehmste, vielleicht Millionen besitzende Römer, der als zärtlicher Elegant mit gekräuseltem Haar und künstlich gefalteter Toga in Rom einherschritt, dem vielleicht der ganze Tag verdorben war,

wenn ihm ein grober Facchino, ein derber Handwerksmann im Vorbeistreifen den schönen Faltenwurf seiner Kleider verschoben hatte, während er zum Forum ging, in einer höchst schwierigen, wohl verzweifelten Sache seinen Klienten bei einem Rechtshandel zu vertheidigen und ihn doch glänzend vertheidigte, er trug kein Bedenken, diese Toga ab- und den Kriegsmantel umzuwerfen, in wilde Barbarenländer zu gehn, mit den Soldaten die gemeinste Weise des Lagers zu theilen, Hitze und Frost zu ertragen und sich in die größten Gefahren des Kriegsgetümmels zu stürzen. Und wenn die Vornehmen solches Beispiel der Entsagung und Thatkraft lieferten, so blieb das Volk nicht zurück. Da gab es im Vaterlandsbewußtsein der Römer keinen Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen. Jeder setzte für die geliebte Heimath und ihre Ehre das Leben ein. Einem solchen Volke mußte die Welt gehören.

Und dieses Volk warf sich von Anfang an in die Laufbahn des Krieges. In Rom ging es von den ältesten Zeiten an äußerst ordnungsmäßig her. Es war da gleichsam Alles Ceremonie. Das Volk von Rom war ein äußerst gläubiges, sogar abergläubiges. Aber dieser Glaube, dieser Aberglaube hatte von den frühesten Zeiten her seine bestimmte Form, seine angewiesenen Wege, auf denen er zur Erscheinung kam. Die Rechtsformen lagen in diesem für die Weltherrschaft auserkorenen Volke tief gewurzelt in dem Herzen jedes Römers, und der italische Horizont der Römer zeigte ihnen dieselben Anlagen für die Rechtsentwickelung im ganzen Gebiet des Landes, welches damals Italien hieß, das heißt also die große Halbinsel bis zu den Apenninen des Nordens. Alles Land, das weiter nördlich lag bis an die Alpen, gehörte den Kelten, diesen Altfranzosen, welche bis auf den heutigen Tag trotz Jahrhunderte langer Eroberung und Beherrschung Zwitter geblieben sind zwischen italischer und französischer Bildung, sowohl in der Sprache wie in ihrer ethnographisch-nationalen Beschaffenheit, ausgenommen die Venetianer, deren Bildung von anderen Gesetzen bedingt war und die eine wahre Ader altrömischen Wesens in sich getragen haben, so sehr sie den Einwirkungen und Einmischungen der großen Slavennation ausgesetzt gewesen waren. Aber die heutigen Provenzalen Südfrankreichs sind noch viel mehr römische Nachkömmlinge als die Bewohner Piemonts und des alten Herzogthums Mailand, welche dem Blute und der Sprache nach den Franzosen verwandt sind. Was das Blut anbetrifft, so wußte man dies schon seit alten Zeiten, aber die Aehnlichkeit der Sprache hat erst neulich der gelehrte Mailänder Biondelli durch seine mühsame Zusammenstellung der norditalischen Dialekte nachgewiesen.

Bleiben wir also in dem eigentlichen Italien, welches jetzt von diesen mittelbaren Franzosen beherrscht wird, wie heute die unmittelbaren Fran-

sosen die wirklichen und unmittelbaren römischen Nachkommen in der südfranzösischen Provence, der altrömischen provincia, beherrschen, die römisch geworden war, als Norditalien noch lange von Kelten, jenen Altfranzosen, bevölkert war. Das ungemeine Talent für die Ausbildung der Formen des Lebens, das ist für das Recht, hat bei den Römern die ausgiebigsten Früchte getragen. Diese Formen beherrschen noch immer den ungeheuren Länderraum Italiens, Spaniens, Frankreichs, sie haben die einheimischen Rechte in Deutschland und England zum größten Theil verdrängt und sind mit den europäischen Auswanderern nach Nord- und Südamerika ausgewandert. Das alte Römervolk ist längst gestorben, allein seine Gedanken, seine Institute beherrschen noch immer die halbe gebildete Erde, und was davon abweicht, erscheint nur als verbessernde Zusätze zu dem Richtsteig des Lebens, welchen Rom geschaffen hat. Es kostet den Nationen, die in diesem eisernen Gesetz befangen sind, noch täglich ungeheure Anstrengungen, um sich von diesen gewaltigen Völkerlebensregeln in dem oder jenem Paragraph der europäischen und außereuropäischen Lebensnorm zu emancipiren. Fürsten und Regierungen kann man vielleicht mit leichter oder schwerer Mühe wegjagen, aber dieses Römerjoch der Zukunft ist nicht so leicht zu entfernen, weil ein ungeheurer Verstand, eine überwiegende Verstandesgewalt darin verborgen ist, welche immer wieder auf diese uralten Lebensregeln der heutigen Geschlechter als auf ein ewig gültiges Muster zurückzukommen zwingt. Das ist die Bedeutung des römischen Rechts, welches wie ein Testament des weltbeherrschenden Volks noch immer die Weltherrschaft übt.

Allein die Römer kannten noch ein anderes Mittel zur Weltherrschaft, die einfache Gewalt, und sie waren in letzter Instanz völlig überzeugt von dem Grundsatz, daß Gewalt vor Recht geht, das heißt also, daß die innere Lebenskraft der menschlichen Natur das Supplement zu schaffen im Stande ist für überlebte, blos traditionelle Formen, wenn sich neue Ueberzeugungen im Schooße des Volksbewußtseins gebildet hatten, wenn sich die Nothwendigkeit von Aenderungen in dem Verhältniß zu irgend welchen Volksnachbarn dargethan hatte.

Da gab es also Krieg und die römische Geschichte ist reich an solchen Kriegen, welche die römische Nation mit einer Ausdauer kriegerischen Muthes vollführt hat wie keine andere der Erde, weshalb ihr auch die Herrschaft über die Erde nach ungeheuren Heldenthaten zufiel, wie eine Ernte von dem Boden, die der fleißige Bauer im Herbst einscheuert. Die umstehende Karte des römischen Reiches in seiner größten Ausdehnung zeigt, welche ungeheuren Erfolge die geistige Spannkraft der ewigen Stadt Rom durch die Rechts- und Kriegstugend der Römer, ihrer Bürger, erreicht hat. Dazu war aber eine ganz außergewöhnliche, alle damaligen Völker hierin über-

treffende und überwiegende Kriegstüchtigkeit von Nöthen und die Römer haben auch hierin das Außerordentlichste geleistet. Die Geschichte des römischen Kriegswesens ist eine der reichsten, die sich bei den historischen Völkern findet. Ihre Entwickelung beginnt mit den Ursprüngen der Stadt und reicht in ununterbrochener Continuität bis in die Zeiten herab, wo die deutschen erobernden Stämme in das römische Reich einwanderten, die Provinzen besetzten und sogar Italien beherrschten. Sie ist stets selbstständig geblieben, aber sie hat sich erfüllt und verändert nach den verschiedenen Völkern, mit deren Heeren die Römer zu kämpfen hatten; die Römer besaßen genug Staats- und Kriegsweisheit, sich diesen immer neuen Kriegserfordernissen

Uebersichts-Karte des römischen Weltreiches.

durch Aneignung nützlicher Kriegsbräuche und kriegerischer Technik ihrer Feinde anzupassen, sie dann zu verbessern und zu ihrem geistigen Eigenthum zu machen. Für das römische Volk in seinem langen Leben gab es Italiker, Karthager, Griechen, Spanier, Gallier, Deutsche, Perser und Parther und Juden, Kleinasiaten und Aegypter zu besiegen. Jede dieser Nationen, hatte ihre eigenthümliche Kriegsart, welche den römischen Legionen immer neue und immer schwierige Aufgaben zur Besiegung stellte. Die Römer mußten plötzlich aus einer Landmacht eine Seemacht werden, als die Karthager ihnen mit ihrer geübten Meeresflotte entgegentraten, und besiegten sie in den ersten Seeschlachten durch die kühne Erfindung der Enterbrücken, wodurch sie den Seekampf in einen Landkampf verwandelten. Sie hatten die furchtbare Kriegswaffe des Pyrrhos, die Elephanten, ein Erbtheil der Griechen von Alexander des Großen Zügen, zu überwinden und überwanden sie

glücklich. Dann sahen sie sich in den Kriegen mit Philipp der makedonischen furchtbaren Phalanxstellung gegenüber und auch sie wurde von ihnen besiegt. Endlich kam die schreckliche Gefahr des Hannibal, der Rom in Italien, in den eigenen Thoren ängstigte und an den Rand des Verderbens brachte, vorzüglich durch seine numidisch-afrikanische Reiterei, leichte Reiter, den modernen ungarischen Husaren oder Kosacken vergleichbar, und auch ihrer wurden die Römer Herren. In den Kriegen mit den Parthern erwartete sie eine ähnliche Gefahr der schwärmenden Reiterei, der mehr als ein römisches Heer zum Opfer fiel. Allein diese Cavallerie hatte sich unter den Neupersern an den asiatischen Ostmarken des Reichs mit der Zeit in schwere Reiterei, in ganz von Kopf bis zu Fuß gepanzerte Ritter verwandelt. Auch die Römer mußten diese Rüstung annehmen und fochten nun in ebenbürtiger Bewaffnung als Kataphractarii mit ihren Gegnern. In Gallien änderte der große Cäsar die Waffenrüstung und schuf neue Regimenter, wo leichtbewaffnetes Fußvolk im Rücken der leichten Cavalleristen mit auffaß und in stürmischem Reiterchoc wurde diese doppelte Waffe, Reiter und Fußvolk, mitten in die entsetzten Feinde getragen. Die Fußvölker sprangen von den Pferden in der Mitte der zersprengten Gegner und beide Waffen unterstützten sich, Tod und Verderben unter den Gegnern zu verbreiten. Auch in den Kriegen mit den Deutschen änderte sich nach ihnen Uniformirung und Taktik des römischen Heeres. Die Feldzeichenträger waren mit Bärenfellen und anderer wilder Thiere Fellen umkleidet, wie etwa jetzt die russischen Regimenter Tracht und Kriegsart der Tscherkessen in ihren Kriegen am Kaukasus angenommen haben. Die römische Kriegs- und Heeresentwickelung ist also eine sehr langlebige und mannigfaltige gewesen.

Und doch hatte das Römervolk so viel wahren inneren Conservatismus, daß trotz dieser Jahrhunderte lang dauernden militärischen Anspannung mit stets neuen Kriegsanforderungen der verschiedensten Art, also trotz dieser neuen Angriffsmethoden, welchen die Römer zu begegnen hatten, der alte Heeresorganismus auf wunderbare Weise erhalten blieb, von den Zeiten des Cicero, Sallustius und Livius, die von den älteren Einrichtungen erzählen, bis in die spätesten Zeiten der römischen Kaiser. Die Namen der Officiere, der Centurionen, Tribunen, waren dieselben geblieben, und die Gliederungen der Legion, die Verhältnisse von Reiterei und Fußvolk, von Bürgern und Bundesgenossen, die durch die langen Jahrhunderte her von den nahen Nachbarn Roms, den Latinern, und dann den italischen Hülfsvölkern bis zu den deutschen Soldtruppen herab sich vererbt hatten. Aber bis auf den letzten Augenblick, wo römische Heere im Felde erschienen, bildeten sie den Kern, die Seele dieser Heere, und die noch so ansehnlichen Hülfstruppen fremder Völker, namentlich der Deutschen, waren ganz durchgebildet von römischer

Heeresdisciplin. Sie fügten sich willig darein, wie in eine höhere Ordnung, worin auch deutsche Könige und Fürsten mit ihren Reisigen nur als Obersten ihrer Regimenter erschienen. Darin zeigt sich die große Heldenkraft des Alles mit seinem organisirenden römischen Willen durchdringenden römischen Geistes, welcher auch bis zum letzten Augenblick des politischen Todes das Heft der Herrschaft krampfhaft in der Hand behält und dieses Princip, wie ein geistiges Testament noch für Jahrhunderte gültig, den Nachkommen als Erbschaft hinterläßt.

Dies war die Bedeutung des römischen Heeres, welches gehorsam den großen Magistraten der Republik und dem nachfolgenden römischen Kaiserthum die Welt mit seinem Blute, mit seiner Kriegstüchtigkeit unterwarf. Diese Kriegstüchtigkeit war aber gewaltig durch den eingebornen römischen Willen, der sich in der Stellung des römischen Feldherrn concentrirte, zusammennahm. Er überwog an innerer Wucht als ungeheurer Wille, der stets zur That wurde, mit einer Vornehmheit, der sich nichts zu vergleichen vermochte, die Kriegsanstrengungen aller umwohnenden Völker. Es war das den Römern angeborene imperium, von dem wir noch oftmals zu sprechen Gelegenheit haben werden, diese gewaltige Aufwallung der souveränen Kraft dieses erkorenen Weltherrschervolks, welches mit seinem angeborenen Talent göttergleich seinen Willen ankündigte und seiner gewiß war, daß ihm Folge geleistet würde.

Dabei war ihrem Willen aber das ganze Material aller Kriegskraft der älteren kriegstüchtigen Nationen wie im Zauber unterthan. Im offenen Kampf der Feldschlacht waren sie durch ihre strenge Subordination, durch den Muth des geringsten der gemeinen Soldaten überlegen. Allein auch im Belagerungskriege, in welchem sich die eigentliche Kriegstüchtigkeit am meisten zu bewähren pflegt, war ihnen wie im Gedanken, wie in plötzlicher genialer Auffassung sogleich die ganze Taktik der früheren Kriegserfindung der älteren Völker, der Asiaten und Griechen, unterthänig. Die Perser hatten Alexander dem Großen den Kampf mit dem Kriegswagen entgegengesetzt. Die Makedonier, durch ihre nationale Erfindung der Phalanx, der enggedrängten, undurchdringlichen Schlachtordnung in tiefen Haufen, hatten ihre schweren Schilde neben sich und über sich ausgebreitet und in einander geschoben, so daß der ganze Kriegshaufe wie eine Schildkröte geschützt war und die Schilde dieser ungeheuren Schildkröte bildeten ein Dach, über welches die Kriegswagen und die Reiter der Perser in wildem Brausen dahinfuhren; sie vermochten den unter dem schützenden Schilddach geborgenen Makedoniern kein Leid anzuthun, und die Sensenwagen zogen über sie hin, wie eine donnernde Gewitterwolke, welche die Aehren des Saatfeldes zwar senkt, aber wenn sie vorübergezogen, steht das Weizenfeld unbeschädigt in aller seiner Fülle und

Pracht da, und durch den Regen des Ungewitters neu erfrischt. Die Römer hatten sich diese griechische Erfindung wohl anzueignen verstanden, und es war ein wohl eingeübtes Manöver, mit welchem sie vielfach, wie das Heer Alexander's, der furchtbaren Waffe der Orientalen stets gespottet haben. Sie wandten dieses Manöver auch in genialer Weise an, um Mauern belagerter Castelle zu ersteigen. Auf das Dach der Testudo trat ebenso wie ein Gespann des Kriegswagens eine Schaar Krieger und bildete das zweite Stockwerk einer Testudo und über sie ein drittes, welches bis zu den Zinnen der belagerten Burg hinaufreichte und die Belagerten von den Mauern vertrieb und sie erstieg. Man wird zugeben, daß dieses Verfahren rationeller war, als das des großen Feldobristen der Franzosen, welcher, bevor er durch seine Heldenthaten vor Sebastopol den Marschallsstab errang, als einfacher General in Algier sich einmal vor einem obscuren Castell, welches sich aber verzweifelt wehrte, von seinen Soldaten wie ein geprellter Fuchs über die Mauer werfen ließ, versichert, daß seine Cameraden, Gemeine und Officiere, ihm folgen würden und ihn todt oder lebendig aus der Gewalt der Feinde befreien und bei dieser Gelegenheit das berannte Castell erobern würden.

Es war eine völlig antike That. Denn auch bei den Römern war es Brauch, das Feldzeichen des Regiments, den Legionsadler, die römische Fahne mit kühnem Wurf mitten in das dichte Gedränge der Schlacht, mitten in die Feinde zu schleudern. Da war es eine sichere Sache, daß die letzte Kraft der Legion angestrengt wurde, das Feldzeichen ihres Regiments, ihre Fahne, mit dem letzten Blutstropfen wieder zurückzuerobern, und diese verzweifelte letzte Auskunft militärischen Ehrgefühls hat dem römischen Volke die verzweifeltsten Schlachten gewonnen, gerade als sie verloren schienen.

Denn ganz wie in unseren modernen Zeiten hatten die Feldzeichen, unsere heutigen Fahnen, eine fast religiöse Ehre für die Soldaten. Bei ihnen war ja der Eid auf Leben und Tod geschworen und ihr Verlust hätte das ganze Regiment vom niedrigsten Troßbuben bis zum Obersten mit Schande gebrandmarkt.

Allein nicht immer gelang es den Römern, mit einem so kurzen Verfahren der feindlichen Burgen Herr zu werden, wie durch die Testudo. Die Mauern waren vielleicht höher, als daß sie sich durch die lebendigen Stockwerke der Soldaten, deren Balkenlagen die Schilde der Testudo waren, bis zu den Zinnen erreichen ließen, oder die herabgestürzten Mühlsteine der Belagerten zerschmetterten das Knochengebälk dieses zum Verderben gegen sie anrückenden Menschenhauses, wie in unseren Zeiten eine Bombe oder Granate.

Auch dafür wußten die Römer Mittel. Die Testudo mußte auch da

aushelfen. Allein ſie war dann ein feſt gebautes Schirmdach, welches auf Rollen an die Mauern der feindlichen Stadt herangeſchoben wurde. Unter ſeinem Schutze ſtanden ungefährdet die Belagerer, ſtand ein Balkenjoch, welches an einer Kette einen ungeheuren Balken wie in einem Hängewerk hielt, vorn mit eiſerner Spitze verſehen, der von den Soldaten in regelmäßig wiederholtem Stoß gegen die Mauer anſchlug, wie eine Ramme gegen den darunter liegenden Pfahl. Die Römer nannten dieſe Belagerungsmaſchine den Widder, aries, der auch häufig an ſeinem Stoßende mit einem Widderkopf ausgeſchmückt war. Die Benennung rührte von einem Soldatenwitz, der höchſt treffend war. Gar mancher meiner Leſer wird mit innigem Vergnügen das Gefecht zweier wohlbevließten Widder mit angeſehen haben,

Teſtudo.

wenn ſie ſchweigend Diſtanze nehmen und mit den Köpfen gegen einander rennen, daß es kracht wie zuſammengeſchlagene Bretter, dann wieder auf die vorige Diſtanz zurückgehen und von Neuem gegen einander losſtürzen und dieſe Operation in regelmäßigen Zeitintervallen wiederholen mit äußerſter Hartnäckigkeit, bis endlich der eine, dem es zu viel wird, von dannen geht und der andere Sieger bleibt. Gerade ſo wiederholte ſich unter dem Schutze des Schirmdaches der Teſtudo Stoß auf Stoß des Aries auf die feindliche Mauer, bis die Breſche gelegt war, durch welche die Sieger in

das bedrohte Caſtell hineinſtürmten. Die Benennung des Belagerungsgeſchützes der Römer ging aus demſelben Soldatenhumor hervor, welcher im ausgehenden Mittelalter die erſten Feuergeſchütze, welche die Burgen des Adels brachen, etwa „die faule Grete" tauften, die ſehr langſam wegen ihres ungeheuren Gewichts mit vielem Schweiß von Pferden und Menſchen vor die berannten Schlöſſer geſchleppt wurden, aber ihren Dienſt ſehr wohl thaten.

Wir haben von der faſt religiöſen Verehrung der Feldzeichen im römiſchen Heere geſprochen.

Römiſcher Mauerbrecher (Widder).

Eben dieſe Feldzeichen verſammelten ſich auch als Inbegriff militäriſchen Stolzes und militäriſcher Ehre um den Feldherrn, wenn er das Heer zu feierlicher Anſprache zuſammenrief. Da erſchien jeder Kriegshaufen unter ſeinem Befehlshaber dicht gedrängt um den Kriegsoberſten. Der aber ſtand auf einem Emporbau von ausgehobenen Raſenſtücken mitten im Lager als auf ſeinem Tribunal, dem erhabenen Standort, von dem er ſein Heer überherrſchte mit Gewalt, Anſehen und Stimme. Es war die kriegeriſche Volksverſammlung der Römer, in der Niemand das Wort hatte als der Kriegsfürſt ſelbſt, umgeben von ſeinem Stabe, den Regimentsoberſten, den Militärtribunen, wie den Lictoren mit den Beilen und Ruthenbündeln, den

Symbolen nicht nur, sondern auch den Beweisen, daß die Gewalt über Leben und Tod in seine Hand gelegt war. Denn das Beil konnte den Kopf abhauen und die Ruthen, ein Gebinde sehr dicker Stäbe, konnten bis zum Tode prügeln lassen.

Mit dieser königlichen Majestät ausgerüstet wie ein englischer Seecapitän, der auch auf der See und auf seinem Schiff nach Ermessen hängen und erschießen lassen kann, trat der römische Feldherr auf sein erhabenes Tribunal, das Heer anzureden. Und der Gelegenheiten, das Heer anzureden, gab es unendlich viele, von den ganz officiellen über den Ausmarsch, über die verschiedenen Verwaltungsmaßregeln, über den kriegerischen Staat über die Haltung des Heeres kurz vor dem Beginn einer Schlacht, bis zu den unangenehmen und unangenehmsten, wo etwa das Heer in Meutereien

Anrede des Feldherrn an das Heer.

zerrissen war und nur noch die letzte Instanz des Feldherrn selber übrig blieb, nachdem die Instanzen von Centurionen und Tribunen, den Subaltern- und Stabsofficieren unserer Tage, nichts gefruchtet hatten, die aufständischen Soldaten wieder zum Gehorsam und zur Botmäßigkeit zu bringen. Diese letzteren unangenehmen Lagen des Feldherrn wiederholten sich in der Kaiserzeit leider sehr häufig. Sie waren durchaus nicht im Stande, das System des damaligen Organismus irgend wie zu verändern, noch stand das in

ihrer Absicht. Es handelte sich niemals bei solchen Gelegenheiten um Systeme, sondern stets nur um Personenwechsel. Allein solche Rebelliouen trugen doch stets zur Schwächung der Reichskraft bei und untergruben zuletzt das einzige Institut des römischen Reichs, welches sich in Kraft erhalten hatte, welches die Majestät des römischen Reiches aufrecht zu halten im Stande war, und halfen am wirksamsten den politischen, wenn auch nicht socialen Ruin des Römerreichs vollenden. Denn diese Rebellionen, diese Aufstellungen von begünstigten Gewaltprätendenten gegen die Legitimen oder als legitim Betrachteten schwächten die Kraft und Einheit der römischen Heeresmacht gegenüber den deutschen, slavischen und persischen Barbaren, welche die Marken des Römerreichs gegen die Zeit seines Verfalls mit ihren Angriffen heimsuchten.

Um diese Zeit war das römische Reich schon officiell ein christliches geworden, das Heidenthum verbarg sich nur noch in entlegene, abgelegene Gebiete, außer in Rom selber, wo sich, trotzdem daß Constantin der Große die Residenz dieses Weltreichs von Rom nach Constantinopel verlegt hatte, oder vielleicht gerade aus Eifersucht gegen diese nunmehr ganz christliche römische Hauptstadt, das Heidenthum in ganzer Stärke erhielt.

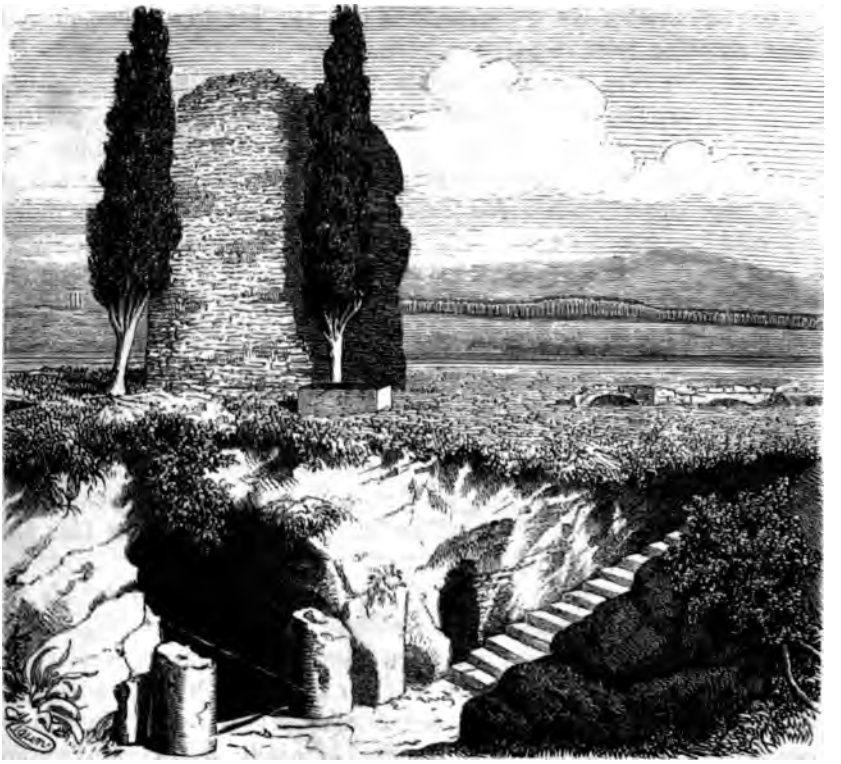
Doch hier war es nur eine altconservative, absterbende Tradition. Denn dicht neben dieser ächt und antik heidnischen Welt und Lebensanschauung hatte sich das Christenthum in Rom selber, der alten Metropole des großen Weltreichs, den Boden bereitet nicht nur zur festesten Heimath, sondern zu einer Herrschaft, welche Jahrtausende dauern und ein Reich einnehmen sollte, dessen Glanz selbst das Römerreich verdunkeln sollte. Es war der Glanz der christlichen Bildung, welcher als letzte Erbschaft des großen Römerreichs die Barbarenvölker des Nordens zur Herrschaft, nicht über das geringe Gebiet der Länder, welche das mittelländische Meer umgeben, nein über den ganzen Erdkreis zu führen bestimmt war.

Und auch hier ist es unserer Gegenwart aufbehalten worden, bis in die Urzeit, die Genesis des werdenden Christenthums hinaufzusteigen und die actenmäßigen, historisch urkundlichen Beweise herbeizubringen über die Wahrheit im Ganzen und Großen von der erhabenen Herzensreinheit und Seelengröße, welche dieser Religion des Lichts und der Menschenverklärung durch ihre ersten heldenhaften Bekenner den Sieg verschaffte über die rohe Gewalt.

Diese neuen Fundamente einer neuen Welt liegen in den römischen Katakomben, jenen weiten Gräberstädten, im Innern der Erde in labyrinthischen Gängen ausgehöhlt, jenen unterirdischen Kirchhöfen der ersten christlichen Jahrhunderte. Sie sind ein verschüttetes christliches Pompeji, das die Wissenschaft unserer Zeiten neu erschlossen hat.

Die Gräber haben sich wieder aufgethan, die Todten geben in un-

verfälschten Inschriften aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit, eben so glaubhaft, wie durch die vielen gleichzeitigen heidnischen, Zeugniß von der Wirksamkeit der darin Begrabenen zum Segen des ganzen Menschengeschlechts. Es ist wohl der Mühe werth, einen Augenblick bei diesen nicht stummen, sondern sehr beredten Gräbern der ersten Christen und Märtyrer zu verweilen. Denn die Helden und Märtyrer des Glaubens, deren Gebeine hier ruhen nach schmachvollem Tod, sie bezwangen die allmächtigen Kaiser des weiten Römerreichs, die sie verbrannt, gespießt, gekreuzigt hatten, durch keine andere Gewalt, als die siegreiche Ueberzeugung, daß die christliche



Cimetero della Lucina (Eingang zu römischen Katakomben).

Religion die bessere wäre und die stolzen kaiserlichen Verfolger wurden selber Christen und das weite römische Reich wurde mit ihnen christlich und verpflanzte diesen Glauben zu frischen Völkern, denen die Welt unterthänig wurde. Das ist wohl die größte und unschuldigste Revolution, welche die Geschichte kennt, die edelste urkundliche Proclamation der Menschenrechte.

Nahen wir uns also mit Ehrfurcht dem Eingang einer römischen Katakombe. Die Treppe führt hinab in das unterirdische Dunkel und auf der sonnigen römischen Campagna, in einem der Weinberge an der via Appia, stehen ein paar uralte wunderbar schöne Cypressen, angelehnt an eine Ruine altrömischen Mauerwerks; an dessen beiden Seiten der Blick dahinfliegt über die klassische träumerische Ebene, über welche die halbgefallenen Bogen einer antiken Wasserleitung melancholisch dahinziehen, die einst der Hauptstadt der Welt das erfrischende Lebenselement zuführte.

Leichenbrand.

In dieser Gegend der via Appia lagen überhaupt die größten und berühmtesten Katakomben, das Coemeterium, das ist das Schlafgemach, des heiligen Callistus, mit dem Grabe des Heiligen und römischen Bischofs Damasus, vor kurzem mit den Originalinschriften gefunden, wie auch der heiligen Cäcilia, endlich des Märtyrerpapstes Cornelius. Im ältesten Rom wurden wie jetzt die Leichen der Verstorbenen begraben und erst von Sulla's Begräbniß an verbreitete sich der griechische und theilweis auch nordeuropäische Gebrauch des Leichenbrandes, der jetzt ein neuer Anlaß ward, Pomp und Glanz und Aufwand bei den Begräbnißfeierlichkeiten zu machen. Wäh-

rend der Holzstoß, mit prächtigen Teppichen behängt und mit kostbarem begossen, in Flammen aufging und den Leichnam verzehrte, verband mit diesem Schauspiel noch ein Gladiatorenspiel, wie es das umstel Bild darstellt, so daß die Bestattung des reich gewesenen Todten noch viele Menschenleben kostete. Derselbe Luxus und Wetteifer, es einer andern zuvor zu thun, zeigte sich auch in Grabmälern, welche auf den ten der großen Straßen aufgestellt waren, die aus den Thoren in die

Crypta in der Katakombe des h. Cornelius.

schaft hinausführten, also an Orten, die wie zur Schaustellung gemacht ren, weil Jedermann vom Lande und der Stadt hier bei ihnen vorübe gehen hatte. Da fand man in der Zeit der höchsten Macht Roms ein n res Museum aller Stilarten von Grabmonumenten, den römischen Cylin

bau des Grabmals der Cäcilia Metella, des Musters von Geschmack römischer Architectur, wie das Grabmal des Hadrian und des Augustus neben dem archaistischen des sogenannten Grabmals der Horatier, welches den altitalischen Geschmack einhielt, und die Pyramide des Cestius, so wohl erhalten wie die Pyramiden Aegyptens, lenkte die Gedanken nach diesem Lande. Jeder wollte also für seine Todten etwas ganz Besonderes haben, das er sich aus den uralten Nebenländern, den Provinzen des weiten römischen Reichs, nach seinem Gusto aussuchte und auswählte. Allein für die sämmtlichen Grabmäler des römischen Reichs aus seiner Blüthe war ein Institut, eine maaßgebende Norm gefunden durch den seit den Zeiten Sulla's in Rom üblich gewordenen Leichenbrand. Er verzehrte den Leib des Todten bis auf die wenigen hauptsächlichen Knochen des menschlichen Leibesgerüstes, welche mit größter Ehrfurcht und Pietät in den engen Raum einer Urne gesammelt und in das Erbbegräbniß gestellt wurden. Es bedurfte also nur einer kleinen Wandnische, um die Reste des Todten in der Urne aufzunehmen. Sie nahm fast keinen größeren Raum ein als die Abtheilungen der Brütplätze in einem Taubenschlag. Die treffende Bezeichnung durch den Ausdruck columbarium (columba heißt die Taube bei den Römern) zeigt uns den Bau eines altrömischen Erbbegräbnisses.

Die ersten Christen bewiesen sich auch hierin als sehr entschiedene Revolutionäre, daß sie von dem Leichenbrand, welcher die Blüthe des römischen Alterthums kennzeichnet, völlig absahen.

Es waren zwei Rücksichten, welche sie davon ablenkten. Einmal der halbjüdische Ursprung ihrer Religion. Die Juden pflegten aber ihre Todten in unterirdischen, in den Felsen hineingearbeiteten Grabkammern beizusetzen. Der zweite noch durchschlagendere Beweggrund, ihre Todten nicht zu verbrennen, lag in der christlichen Lehre, daß die Todten in ihren angeborenen Leibern in verjüngter und verklärter Gestalt am Tage des Gerichts, wie sich die deutschen Christen des Mittelalters ausdrückten, am jüngsten Tage wieder auferstehen würden. Sie hielten es daher für eine Versündigung, den Menschenleib, welchen die Seele verlassen, willkürlich zu verändern. Sie wollten ihn in Frieden schlafen lassen bis zur fröhlichen Auferstehung der Gerechten.

Daher mußten die Begräbnißstätten der ersten Christen in Rom ein wesentlich verschiedenes Ansehen bekommen, als die in den Columbarien des alten Roms. Die Depositorien in den Katakomben gaben Raum genug für den ganzen Leib des Verstorbenen, welcher mit seiner ganzen Langseite neben den Gängen der unterirdischen Todtenstätten beigesetzt und vermauert wurde. Eine solche unterirdische Abtheilung der alten Katakomben und christlichen Todtenstatt konnte also ganze Etagen von Ruhestätten

den Verstorbenen bergen, ähnlich wie Schiffscojen, nur daß die darüber liegenden die darunter liegenden nicht, wie in unseren Passagierschiffen, in ihrem tiefen Schlafe beunruhigten. In diesen Katakomben herrschte Frieden, wenigstens für die Todten.

Denn die Lebenden hielt man in den Zeiten der Christenverfolgungen für vogelfrei. Es geschah einmal, daß man eine Anzahl Christen, die täglich verfolgt und angefeindet, bei den Gräbern ihrer Glaubensheiligen, welche

Columbarium.

die Welt überwunden, Trost suchten im Gebet zu einem höheren Wesen jenseit der Erdenwelt, ausspionirt hatte. Man hatte sie wie Vögel in den Springruthen, wie Bestien in der Falle oder Füchse im Bau erwischt. Sogleich wurden die sämmtlichen Eingänge der Katakomben verschlossen und Wachen davorgestellt und die Unglücklichen mußten jammervoll sterben als lebendig Begrabene neben den Gräbern ihrer großen Todten. Es zeigte sich überhaupt in diesen römischen Glaubenskämpfen dieselbe Kraft und Tapferkeit, welche dem römischen Volke eingeboren war, welche sie zum Siege, zur Herrschaft über die Welt geführt hatte. Und unter diesen christlichen Märtyrern waren Männer, deren Lebensberuf das Kriegshandwerk von Jugend auf gewesen war, die dem Tode auf dem Schlachtfelde hundert und aber hundert mal in das hohle Auge kühn geblickt hatten, ohne zu zittern, und die sich nun für ihren Glauben ohne Widerstand, wie Lämmer, die zur Schlachtbank geführt werden, hinwürgen ließen. Es ist dieselbe treuherzige

Ergebung, mit welcher der arme besiegte Gladiatorensklave nach vielen Kämpfen sich zurechtstellt, um ungebrochenen Muthes den Todesstreich zu empfangen. Sein Tod ist wenigstens nicht ruhmlos vergangen. Eine herrliche Statue, die des sterbenden Fechters, hat sich aus dem Alterthum bis auf unsere Tage erhalten, und ihre naturwahre, edle Gestalt, indem sie noch heut den Beschauer tief in diese grausige Kehrseite des römischen Alterthums blicken läßt, beweist, daß die Römer doch auch Sinn hatten für dieses pflichtgetreu „beschlossene Leben eines tapferen Sklaven, dessen Beruf war, das herrschende Volk der Erde mit seinem Herzblute zu erheitern und zu ergötzen.

Der ungeheure Erfolg, welchen der römische Glaube des Christenthums erkämpfte, beweist, daß dem römischen Volke die geniale, tapfere Kraft nicht gefehlt hat, in der großartigen Herzenserhebung und Seelenstärke der gepeinigten und gefolterten und hingewürgten Märtyrer eine verwandte Saite ihres eigenen Herzens anschlagen zu fühlen. Daher die merkwürdige, von den Anhängern der alten römischen Staatsreligion, die sich in dem Cultus des vergöttlichten Kaisers zuletzt concentrirt hatte, nicht übersehene Erscheinung, daß die gräulichsten Verfolgungen der Christen, daß die blutigsten Hinrichtungen der Märtyrer gerade am Meisten dazu beitrugen, dem neuen Glauben neue Anhänger zu verschaffen. Das Blut der Märtyrer schuf ein üppiges Saatfeld, aus dem eine neue Generation von anders denkenden, christlichen Römern hervorging, und bald war das weite römische Reich so durchdrungen von diesen dissentirenden Meinungen, daß der staatskluge Kaiser Constantin der Große begriff, es wäre der reine Wahnsinn, mit dem alten, schwachen Steuer und Segel des bisherigen Roms gegen den hochrauschenden Strom der gänzlich zum Christenthum umgewandelten Welt zu schwimmen. Er wollte nicht Steuer, Segel und Schiff einbüßen, wie sein Enkel Julian, der es noch einmal versuchte, mit den alten Traditionen die neue Religion zu erdrücken, um dabei wie ein tragischer Held, — denn er war tugendhaft, wie es sein Großvater nicht war, — zu scheitern, wovon ihn schon bei seiner Thronbesteigung ein tiefes Vorgefühl erfüllte, indem er zu einem Freunde den homerischen Vers sprach: „Ihn ergriff der purpurne Tod des gewaltigen Schicksals.“ Es war ein geistreiches Wortspiel darin verborgen. Das Purpurkleid war nur dem Kaiser vorbehalten, aber Homer versteht unter dem purpurnen Tode den dunklen und schwarzen.

Julian also erfüllte mit seinen conservativen Restaurationsversuchen der alten Staatsreligion, welche er den neueren Gedanken möglichst angepaßt und ähnlich gemacht hatte, nur seine Regierungszeit mit Unruhe und endlosem Hader und starb zu seinem Glücke an den Strapazen der Kriege gegen den persischen Orient. Der frühe Tod ersparte ihm die bittere Erfahrung, daß

auch der Mächtigste nicht mächtig genug ist, gegen eine Welt Andersdenkender zu siegen. Aber mit seinem Tode stürzte augenblicklich das stolze phantastische Gebäude, welches er zur Herstellung der alten Römerwelt mit allen seinen kaiserlichen Machtmitteln errichtet hatte, wie ein Kartenhaus ein. Seitdem hat das Christenthum bis auf unsere Zeit die gebildeten Völker Europas beherrscht und hat sich wenigstens Amerika ganz unterworfen und in neuerer Zeit auch die continentale Insel Australien, während Afrika und Asien in der alten trotzigen Stellung des Widerspruchs verharren, an dem bisher alle Bekehrungsversuche gescheitert sind. Denn die beiden neuen Welttheile haben Europäer besetzt und die Eingebornen ausgerottet oder unterworfen, aber in den alten Ländern Asien und Afrika — hier mit Ausnahme eines Theils des Nordens und Südens — besitzen die alten Bevölkerungen ihren heimischen Boden noch mit ungeschwächter Kraft. Die Herrschaft der Europäer ist eine künstliche, rein geistige, und ein glücklicher Moment kann sie wieder über den Haufen werfen. Diese Betrachtung des Einflusses europäischer Nationen ist bei einer Darstellung römischer Geschichte völlig berechtigt, da Rom von Anfang an die Weltherrschaft in Anspruch nahm und die heutigen weltbeherrschenden Völker lediglich die Erben der Römer sind, welche in ihren Fußtapfen wandeln, und weil die blutsverwandten Nachkommen der Römer, Italiener (der Genuese Christoph Columbus), Spanier und Portugiesen, das beste Theil gethan haben, dem europäischen Menschengeschlechte diese fernen Regionen zu erschließen.

Rom muß also angesehen werden als der Ursprung, das Samenkorn, aus dem die Herrschaft des Römerreichs und der abendländischen Kirche unmittelbar und die Weltherrschaft des jetzigen Europas mittelbar hervorgegangen ist. In rascher Uebersicht war es nur möglich, die Hauptstadien dieser wunderbaren römischen Entwickelung zu bezeichnen, die hervorleuchtendsten Erscheinungen derselben in's Auge zu fassen, während die nähere Ausführung, die Darstellung der inneren Motive und geistigen Ursachen einem anderen Orte vorbehalten werden muß, vor Allem der hohe Ernst ihrer religiösen Anschauungen, die Strenge der Lebensformen, aus welchen sich eine Nation zusammensetzt, vorzüglich durch die Familie. Das Familienhaupt, der paterfamilias, war und blieb in früher und später Zeit der gebietende Herr im Hause. Es gehorsamte ihm Alles ohne Widerrede, Kinder und Sklaven. Dieselbe Strenge des Befehls und Gehorsams übertrug sich vom Familienvater und seinem Hause auf die Magistrate, die Obrigkeiten des Volks und die Bürger.

Dabei war Alles von Regeln und stätigem Herkommen getragen, so daß Gesetzwesen und Verwaltung höchst gerecht gehandhabt wurden. Die lebendige, geistvolle Nation zeigte ihre Lebenskraft wie in Eroberungen

des Staats so im Privatleben durch die Neigung zum Erwerb. Der Sinn für Eigenthum ist wohl keinem Volke tiefer eingepflanzt gewesen als den Römern und es ging daraus die eigenthümliche Entwickelung des römischen Rechts hervor, an die sich bis auf den heutigen Tag noch die juristische Bildung stützt und gründet.

Dasselbe praktische Talent bewiesen die Römer in der Einrichtung ihres Hauses, im Bau ihrer Wasserleitungen und Canäle, die wir noch bewundern. Sie sorgten für die Verbindungen der Städte und Ortschaften durch große Landstraßen, von denen sich lange Strecken in Italien und den Provinzen des römischen Reiches bis in unsere Zeit erhalten haben, vor Allem von der Königin der Straßen, wie sie bei den Römern hieß, von der via Appia, welche von Rom nach dem Süden führte und endlich bis Brundusium am adriatischen Meer verlängert wurde, wo man nach Griechenland hinüberzufahren pflegte. An vielen Stellen liegt noch das antike Pflaster aus vieleckigen flachen und breiten Steinen zusammengesetzt, welche bisher nicht aus den Fugen gewichen sind. Dabei war für Stationen gesorgt, wo der Reisende ausrasten konnte. Das Netz dieser großen Chausseen umspann das ganze Reich und es hat sich aus dem Alterthum noch eine Reisekarte erhalten, in welcher diese Straßenzüge mit ihren Stationen verzeichnet sind. Diese Straßen dienten zwar auch dem friedlichen Verkehr, vor Allem aber für die Erleichterungen der Truppenmärsche, auf welche sogar unsere Eisenbahnen häufig Rücksicht zu nehmen haben. Oft findet noch heut der Reisende in Afrika oder Asien oder in den Alpen, in der Bergwildniß oder der Wüste einen einsam stehenden Meilenstein, welcher beweist, daß einst bei ihm der Boden vom schweren Tritt der vorübergehenden römischen Legionssoldaten dröhnte, wenn sie entweder dem Feind entgegengingen oder die Winterquartiere bezogen, die feststehenden Lager, aus denen allmälig Städte wurden.

Dieselbe Virtuosität findet man in der Ausbildung der römischen Finanzverhältnisse, sie waren so genau geordnet in dem großen Staatshaushalt, wie das Vermögen eines sorgfältigen Hausvaters, und der Organismus war nicht minder ausgebildet in der Art der verschiedenen Einnahme- und Ausgabebücher als in neueren Zeiten.

Ueberhaupt aber charakterisirt sich das römische Staatsleben dadurch, daß es sich in seiner Art vollkommen durchgelebt hat, wie ein Mensch, der bei großer Begabung ein hohes Alter erreicht und eines natürlichen Todes stirbt, seine Lebensweisheit den Nachkommen als Erbschaft hinterlassend. Daher erscheinen uns die römischen bürgerlichen und Staatseinrichtungen in solcher geistigen Durchbildung und Reife, daß sie sich wie von selbst mit denen der modernen Europäer vergleichen, während die poli-

tiſchen Verhältniſſe unſeres Mittelalters ähnlicher mit denen Griechenlands und Aſiens ſind.

Rom iſt alſo der Angelpunkt, in dem ſich die Menſchengeſchichte gedreht hat von den alten Weltreichen und Culturvölkern Aſiens und Griechenlands zu den großen Nationen Nordeuropas, welche zur Zeit der römiſchen Kaiſer größtentheils noch ſchlichte und trotzige Barbaren waren, jetzt aber an Energie und geiſtiger Vertiefung ſich ebenbürtig neben die Römer geſtellt haben. Jenes lange, erfolgreiche und ruhmvolle Leben des römiſchen Volks als Spiegel des Alterthums und Muſter der neuen Nationen haben wir jetzt näher zu betrachten.

Roms Anfänge.

Der unvergeßliche Dichter deutſcher Nation, unſer vielgefeierter Schiller, hat unter ſeinen vielen unſterblichen Werken eines hinterlaſſen, welches noch immer in dieſer vergeßlichen Zeit mit derſelben Neuheit und Friſche auf den Leſer wirkt, gerade ſo, wie in der Zeit, wo ſein Werk aus der engen Studirſtube in das weite deutſche Volk hinausging, den Tell. Die Helden der alten Zeit traten darin mit der friſcheſten Wirklichkeit vor die Augen des Leſers, und die Schweizer, welche ſonſt nicht mit den Deutſchen vermengt zu ſein wünſchen, haben doch mit Begeiſterung die Apotheoſe ihrer Freiheitshelden durch den deutſchen Dichter angenommen.

Allein wie groß muß unſer Erſtaunen ſein, wenn uns bewieſen wird, daß die Hauptfiguren des Schiller'ſchen Tell's, der Tell ſelber und der blutdürſtige Geßler, niemals gelebt haben, daß ſie eine rein dichteriſche Geburt des Schweizervolkes ſind. Anderthalb Jahrhunderte hat es der Wiſſenſchaft gekoſtet, um dies nachzuweiſen, und der erſte kühne Zweifler entging nur durch ſchleunige Flucht dem Tode durch Henkershand. Der gemeine Mann in der Schweiz glaubt noch heute an die wirklichen Perſonen des Tell und des grauſamen Vogts Geßler als an ein Evangelium, obgleich in den wohlerhaltenen Urkunden der damaligen Zeit alle Namen der Habsburgiſchen und der Reichs-Amtleute genau verzeichnet ſind und für einen Vogt Geßler kein Platz, von ſeiner Wirkſamkeit alſo keine Spur vorhanden iſt. Und dennoch, wie dies zu wiederholen iſt, glaubt das Schweizervolk wie von altersher daran, und ein Reiſender, der ſeine Zweifel äußerte, könnte ſich noch heutigen Tages die größten Unannehmlichkeiten zuziehen.

Aehnlich verhielt es ſich mit dem Glauben des römiſchen Volkes über ſeine älteſte Geſchichte. Sie iſt wohl zum großen Theile Fabel, aber bis in die ſpäteſten Zeiten glaubte man an die herrlichen und meiſterhaften Erzählungen der großen Schriftſteller Roms, welche über ein halbes Jahrtauſend nach dieſen Zeiten ſchrieben. Es war bunte Poeſie, aber römiſche, durchaus nicht griechiſche. In Griechenland nahm die Darſtellung des fabelhaften, des hiſtoriſchen Bewußtſeins, des wirklich hiſtoriſcher Erinnerung leeren und entbehrenden Zeitalters die ewig entzückenden Formen eines mit der ſüd-

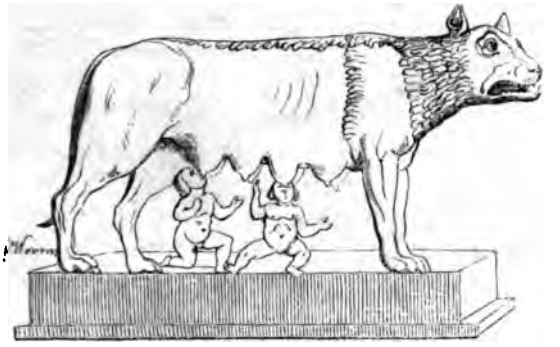
lichen Farbenpracht geschmückten Wolkenhimmels an, der sich mit jedem Stadium der steigenden und sinkenden Sonne neu färbte und gestaltete. In Rom hatte auch die Poesie, die Phantasie ihre strengeren, ihre gewiesenen Wege. Es war schon mehr eine Mosaik von alten Erinnerungen, religiösen streng bestimmten Regeln und endlich, als griechische Bildung und Gelehrsamkeit auch bis nach Rom vordrang, ein Aufguß griechisch-mythologischer Combination, welche die alten Traditionen römischen Daseins aus vielen einzelnen Fragmenten zu einem System pragmatischer Geschichte zusammenrückte.

Es könnte dem unbefangenen Leser vielleicht als eine Vermessenheit heutiger Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Hochmuths erscheinen, daß wir, die Nachgebornen, die 2000 Jahre späteren Menschen, den Anspruch machten, über das römische Alterthum etwas besser zu wissen, etwas klarer zu sehen als die damals Lebenden. Und doch trotz des scheinbar so siegreichen Einwurfs gegen die Behauptungen der heutigen Wissenschaft müssen wir mit aller Kraft diesen Vorwurf abweisen. Die Handhabe, welche uns schützt gegen denselben, ist die historische Kritik. Sie hilft uns nicht minder zu einem gesunden Urtheil über die Aeußerungen und Behauptungen der politischen Parteileidenschaften, welche der Tag und die Zeitungen bringen, wie für die allerältesten Zeiten. „On ne cuit que de l'eau", gesunde Speisen werden nur mit Wasser gekocht, und die in den ungarischen Ebenen und Sumpflandschaften bei mangelndem Wasser mit Wein gekochten sind eben ungesund. Die Grundsätze der historischen Kritik sind also ebenso allgemeingültig und nothwendig wie das zum Leben nöthige Brunnen- und Quellwasser, welches jetzt wie vor Jahrtausenden auf gleiche Weise das menschliche Geschlecht erquickt.

Hören wir jetzt, ohne auf die nachfolgende Kritik zu merken, die älteste Geschichtserzählung der Römer über ihre Ursprungszeiten an, welche sie mit voller Ueberzeugung geglaubt haben bis zum Ende des römischen Kaiserreiches, trotz der vielfachen Bedenken und Zweifel der römischen noch vielmehr als der leichtgläubigen griechischen Gelehrten, welche sich ein Geschäft daraus gemacht hatten, den Römern ihre älteste Geschichte aufzuklären und möglichst auszuschmücken.

Im Anfange war auf dem Boden, welcher später die Hauptstadt der Welt mit ihren Palästen und Tempeln und Amphitheatern und Bädern, mit jeglichem Luxus angefüllt, trug, Wüstheit und Leerheit, das heißt, Wald, Sumpf und Wiese auf den Hügeln und in den Thälern, welche an den Tiberfluß grenzten. Es waren Hirten auf dem Felde, die ihre Heerden weideten, und ein Oberhirt Faustulus. Der Fluß überschwemmte schon damals, wie jetzt, die anliegenden Niederungen. Da geschah es, daß auf einem der überflutheten Flußbusen Faustulus' Knechte in einem Korbe, der von dem reißen-

den Wasser bis hierher hinabgetragen und gestrandet war, zwei Kinder fanden. Aber o Wunder, der armen verlassenen Säuglinge, welche die Menschen verlassen, hatte sich ein Thier angenommen, und zwar das allerwildeste, blutdürstigste, eine Wölfin. Sie hatte sie beleckt und ihnen, den Durstenden, ihre Euter gereicht und sie mit ihrer Milch, der Wolfsmilch, erquickt, und damit auch die wilden Vögel des Waldes das Ihrige thäten, kam der Specht, der Bewohner des Waldes, herbeigeflogen und brachte den beiden Kindern Atzung. Es war ein Wunder für Faustulus und seine Knechte anzuschauen, welches ihn bewog, sich der beiden Findlinge anzunehmen und sie aufzuziehen, weshalb er sie seinem Weibe Acca Larentia übergab, die ihm bereits 10 stattliche Söhne geboren hatte. Mit ihnen wuchsen die beiden Findlinge zu noch viel



Capitolinische Wölfin.

stattlicheren Adoptivsöhnen auf und die zwölf jungen Recken machten die ganze Umgegend von ihren kühnen Thaten sprechen. Diese Heldenthaten bestanden in tapferen Raufereien mit bewaffneten Hirten über einige Rinder, welche die Grenzen des Weidereviers überschritten hatten und welche die zwölf Kinder des Faustulus, eigene und angenommene, den Nachbarn abgepfändet hatten und nun im Wege der Kriegsfehde als Eigenthum festhielten und vorenthielten.

Diese feindlichen Hirten gehörten aber einer fremden Feldflur, welche einer anderen, einer sehr vornehmen Stadt, der Stadt Alba, am Albanersee gelegen, eigen war. Dieses Alba beherrschte nicht nur seinen eigenen recht großen Felderbezirk, sondern auch einen mittelbaren ihm unterthänigen, viel größeren, die weite Landschaft von Latium mit vielen Städten, Dörfern und Fluren unter einem Könige, dem diese weiten Gebiete gehorsam waren. Er hieß Amulius — Amulius eine Nebenform des römischen Wortes aemulus, welches heißt Nebenbuhler.

Ein Nebenbuhler war aber Amulius gegen ſeinen Bruder Numitor, welcher der eigentliche König und Erſtgeborne von Alba war, und den er verdrängt hatte durch ſeine nebenbuhleriſchen Künſte, während ſchon der Name des Numitor (νόμος, numus, das geſetzlich Abgemeſſene) die maaßvolle Nüchternheit ſeines Charakters ausdrückte, welcher ſtets die vorgeſchriebene Grenze einhielt. Denn man hatte in dieſe früheſten Erinnerungen des römiſchen Volksgeiſtes bereits ein Grundgeſetz deſſelben getragen, welches ſich in den älteſten römiſchen Volksinſtituten und Volksſagen häufiger findet, die ſtrenge Einhaltung des Volksherkommens und das thatendurſtige, Abenteuer ſuchende Weſen, das verſucht, dieſes alte Herkommen auf Koſten der Nachbarn durch gewaltſame Gebietsergreifung zu ſprengen, und ſich zertrümmernd auf die alten Regeln des Staates wirft, wenn ihm der Ausweg in die Fremde, in Feindesland verſchloſſen wird.

Umgebung Roms in der älteſten Zeit.

Und dies war nicht minder ein Grundgeſetz des Lebens, in Latium und Italien dieſſeits der Apenninen, wie auch bei unſeren deutſchen Vorfahren in der Heimath und in England angelſächſiſchen Zeitalters, daß in den älteſten Dorfgemeinden, die zu Städten anwachſen konnten, ſtreng geſchieden wurde zwiſchen dem „Inland und Außenland", der Flur, die unter dem Pfluge gehalten wurde, die äußerſt klein war, Baumwörden und Getreideland, und dem ſehr weiten und geräumigen, nicht abgemeſſenen Weideland, auf welchem das Vieh graſen ging. Der Natur der Sache nach

lag das Ackerland nahe den festen Wohnungen der Gemeinde, welches scharf abgegrenzt war, der innern Ordnung der Dorfbewohner zu genügen, dem Mittelpunkte der Gemeindeinsassen ganz nahe, während die Weidemark in der Peripherie, nach den Grenzen zu lag, wo Grenzstreitigkeiten zwischen den Gemeindenachbarn an der Tagesordnung waren, wo sich die eigentlichen Kriegsfehden entspannen über diesen und jenen streitigen Anger. Hier also war das Quellgebiet der Uneinigkeiten der Angrenzenden, das Quellgebiet der kriegerischen Leidenschaften, der Eroberungen des einen oder des andern Theils. Wir sehen hier im Mikrokosmus dasselbe Gesetz sich wiederholen, dem wir in unserm eigenen Vaterlande in vergrößertem Maaßstabe begegnen in den Ausdehnungen der deutschen Stämme, der Sachsen in Holstein, der Sachsen und Thüringer in den Marken Brandenburg und Pommern und Ost- und Westpreußen, und der Baiern in der österreichischen Mark, aus denen das jetzige Königreich Preußen und das Kaiserthum Oesterreich erwuchsen.

Es waren die Streitigkeiten über die Grenzgebiete, welche dem Kräftigeren immer mehr Bodenflur unterwarfen. In dieser Weise hatten die Hirten des Numitor von Alba eine Weide nach der andern, das Schwert in der Hand weiter vordringend, besetzt, bis sie in die Gegenden des früheren und heutigen Roms gelangten und unerwarteten Widerstand fanden an einer kleinen Gemeinde, welcher zwei wunderbare Zwillingsbrüder, Romulus und Remus, vorstanden, mit denen es eine ganz besondere Bewandtniß hatte.

Der ehrgeizige Amulius hatte den Sohn seines Bruders Numitor — so erzählt die alte Legende — aus dem Wege zu schaffen gewußt, und dessen Schwester unter dem Schein der höchsten Ehre zur Vestalin gemacht. Wer hat nicht von den keuschen Vestalinnen, den Vorfahren unserer Klosterjungfrauen gehört? Sie waren Priesterinnen der hochheiligen Göttin Vesta. Ihr Amt forderte, daß sie stets das heilige Feuer, das auf ihrem Altar brannte, unterhalten mußten in ewiger Jungfrauschaft. Es war eine priesterliche Einrichtung, die nicht nur Rom für die ganze Zeit seines Bestehens bis zur Einführung des Christenthums angehörte, sondern den sämmtlichen latinischen Städten, welche südlich von Rom zwischen Meer und Gebirg, etwa bis zum heutigen Terracina, lagen. Da ereignete sich das schreckliche Geschick, daß des Numitor Tochter, die keusche vestalische Nonne, plötzlich von Zwillingen entbunden wurde. Die fluchbeladenen Zwillinge, diese Ausgeburt des Frevels an der Gottheit, wurden als ein paar dem Tode geweihte Welse in einem Korbe zur Tödtung in das reißende Wasser der Tiber geworfen, die Mutter, die schuldige Jungfrau, Rea Silvia, in das Thurmverließ zum Verhungern gesetzt, wie es in Latium und Rom Jahrhunderte lang Brauch war. Ein Krug Oel, einige Stunden die Lampe der unterirdischen Dunkelheit zu erhellen, ein Laib Brod, einige Stunden

den Hunger zu ſtillen, wurden ihr in die einzige Oeffnung des Grabes, in das ſie lebendig verſenkt wurde, und das ſich nun über ihr ſchloß, mitgegeben. Die ſchuldige Jungfrau Rea Silvia kam alſo jammervoll um ihr junges Leben. Allein ihre beiden Kinder trug der hochgeſchwollene Fluß hinab im reißenden Sturze bis zu der Stelle, wo heute noch die Weltſtadt der Chriſtenheit, Rom, ſteht. Plötzlich verliefen ſich die Waſſer und das Schifflein mit den beiden Zwillingsſäuglingen ſtand auf dem Trocknen, wo ſich der armen, von den Menſchen verlaſſenen Waiſen die Thiere der Wildniß annahmen, und die beiden Findlinge waren gerettet und vermehrten den Kinderſegen des Fauſtulus, woran damals, wie jetzt in der neuen Welt von Nordamerika bei einer rechten Familie Alles gelegen iſt, weil er viel höher gilt, als ein mittelmäßiger Capitalreichthum. Die ſchaffenden Hände des Geſchlechts waren um zwanzig Finger vermehrt. Als aber dieſe kleinen Findlinge zu zwei großen ſchön gewachſenen Männern angewachſen und ihre Mannhaftigkeit und Kühnheit offenbar ward, da wurden ſie der Stolz ihrer Adoptivbrüder und Eltern. Denn bei jeder ernſthaften Kriegsunternehmung, deren es ſo viele gab in dieſen Grenzgebieten, wo das Geſetz aufhörte und nur die Gewalt galt, waren ſie immer vorauf und die ſiegreichen Kämpfer. Da geſchah es, daß in einer dieſer unaufhörlichen Grenzfehden ſich der eine der beiden Brüder zu weit vorwagte und gefangen nach Alba vor den böſen Amulius geführt wurde, der ihn zum Tode verdammte, und zwar ſo gerne, da er in ihm einen hervorragenden, ihm alſo höchſt gefährlichen Widerſtandsgeiſt erkannte. Andere ſagen, er hätte den ſchlimmen Geſellen, weil er auf dem Landgebiete ſeines Bruders gefrevelt, dieſem ausgeliefert zur Strafe für die ihm zugefügte Unbill. Dem ſei nun, wie ihm wolle, Romulus brach auf mit ſeinen Gefährten, um ſeinen Bruder zu befreien. Es gelang ihnen in kühnem Angriff; Remus und ſeine mitgefangenen Genoſſen, welche von dem Befreiungsverſuch unterrichtet waren, halfen mit wie eine echte Zwillingsſchaar, und die göttlichen Findlinge, die Kinder der Rea Silvia, der vom Gott überwältigten Veſtalin und des Gottes Mars, des gewaltſamen Gottes, — ſo erzählt man — überwältigten jeden Widerſtand und Numitor erkannte durch göttliche Offenbarung in den beiden herrlichen Jünglingen ſeine Enkel, die ihn am Amulius, dem Uſurpator, rächten und dieſen erſchlugen. Nun war Numitor wieder Herr in Alba Longa und gewährte gern ſeinen Rächern und Befreiern, den Kindern ſeiner durch göttliche Ueberkraft zu Falle gebrachten Tochter, ihren Wunſch, an der Stelle, wo ſie durch überirdiſche Macht dem Tode, der ihnen wie jungen zu erſäuffenden Hunden bereitet war, entgangen, eine Heimath zu gründen, an der Stelle, wo einſt die gewaltige Roma über den Erdkreis gebieten ſollte.

Das iſt die Sage von der Gründung der Stadt Rom, welche ſo viele

Millionen gläubiger oder halb ungläubiger, halb gläubiger Menschen gelesen und gehört haben. Die ganz ungläubigen haben zuletzt Recht behalten. Es hat wohl einen leibhaftigen Menschen Romulus so wenig als Remus jemals gegeben, so wenig als einen schweizerischen Tell aus dem Dorfe Bürgeln gebürtig, welcher den Schweizern durch den Meisterschuß seines Lebens die Freiheit hervorzauberte. Allein die alte Legende Roms, welche Jahrtausende hindurch geglaubt wurde, hat doch so vielen Stoff aus der lebendigen Völkeranschauung der längst vergangenen Zeiten in sich, daß, zumal bei einem so nüchternen Volk, welches so unendlich fern von allen Phantastereien sich stets erhalten hat, wie das römische und süditalienische, das mit ihm stammverwandt war und ist, es sich wohl der Mühe verlohnt, die in den alten Sagen verborgene und tausendfach umsponnene Kernansicht von den frühesten Zuständen der Menschenverhältnisse ältester Zeit in Erwägung zu ziehen. Numitor war der Sage nach der gesetzmäßige Gebieter von Alba. Allein der nebenbuhlerische Bruder Amulius hatte ihn verdrängt, obgleich nicht gänzlich. Am äußersten Gebiet des latinischen Landes, an der Tiber, wo ein anders denkendes und redendes Volk, die Etrusker, wohnte, lagen seine Güter; es waren Güter, die von Hirten mit ihren Heerden nutzbar gemacht wurden, unsichere Grenzgebiete, wo es keine festen Ansiedlungen, keine Dörfer gab, wegen der steten Gefahr vor einem fremden Volke, mit dem man keine freundlichen Beziehungen hatte, die also nur durch Heerden nutzbar gemacht werden konnten, die sich schnell forttreiben ließen, wenn Gefahr drohte. Bauernhöfe und auf den Garben stehende Getreidefrucht waren nicht gefährdet. Die Sage betrachtete aber diese Gebiete des latinischen Landes, wo später die stolze Weltstadt Rom sich erhob, als Grenzgebiet, wie es in Deutschland bis auf den heutigen Tag noch ein Landgebiet im Riesengebirge giebt, welches vor wenigen Jahren zwischen Preußen und Oesterreich streitig war und welches den Namen Zankstück trägt. Es waren und blieben dies auf Jahrhunderte hindurch Zankstücke, welche den gesicherten und geehrten Geschlechtern Roms wie eine Schule der Auszeichnung, ein Revier der Nebenbuhlerschaft gegen die geehrteren und vornehmeren, das ist reicheren, zu That und Wagniß offen standen. Wie viel kühne Thaten und Abenteuer mögen sich in diesen Gebieten ereignet haben, wo Jedermanns Hand gegen Jedermann erhoben war, nicht minder als bei den amerikanischen Ansiedlern in den Gebieten der Rothhäute.

Es kannte die römische Geschichte eine Epoche, wo in der äußersten Bedrängniß vor den nordischen Etruskern sich ein solches erlauchtes nebenbuhlerisches Heldengeschlecht, die Fabier, zur Abwehr gegen den Nationalfeind erbot. Rom war in der äußersten Noth und Unruhe. Seine jenseits der Tiber gelegenen Weidegebiete konnten so gut wie gar nicht benutzt

werden, wegen der übermüthigen Räuberbanden, welche sich der Heerden bemächtigten. Dieses Rauben der Heerden gegenseitig grenzender, im Kriege oder Fehde und Feindschaft begriffener Nachbarstädte und Stämme war eine Jahrhunderte dauernde Plage nicht nur Roms und Latiums, wovon Livius und andere Historiker der älteren römischen Geschichte immer von Neuem Erwähnung thun. Sie beweist aber, wie groß und umfangreich die Weidegebiete der Marken der einzelnen Territorien gegen ihre Grenzgebiete waren, wie viel Land in der Peripherie dieser Dorf- und Stadt-Ansiedlungen Mittel-Italiens noch unangebaut, noch nicht unter dem Pfluge da lag.

Dieses unsichere Land jenseit der Tiber der römischen Stadt zu erwerben und zu sichern, erbot sich das Geschlecht der Fabier, das gegen die Quinctier nebenbuhlerische und wetteifernde, feierlich bei dem Senat, nachdem es, wie die alte Erzählung sagt, sieben volle Jahre ohne Unterbrechung das Consulat, die damals höchste Würde Roms, inne gehabt hatte durch Abwechslung dreier Heldenbrüder. Der Senat, das Volk gaben dem heldenhaften Unternehmen ihre Zustimmung, ihre Weihe. Dreihundert und sechs streitbare Männer zählte das Geschlecht. Nur ein unmündiger Knabe blieb in der Heimath zurück, die andern zogen hinaus in das feindliche Gebiet, wie eine Colonie, wie eine Opferschaar, zu kühnem, glücklichem Gelingen oder unglücklichem, ruhmvollem Mißlingen. Es waren die kühnsten Männer und die kühnsten Abenteuer gelangen ihnen. Unzähligen Abbruch thaten sie dem Feinde, unzählige Heerden erbeuteten sie — pecunia Geld, heißt Viehwerth und war also in alten Zeiten der Heerdenbesitz der einzige bewegliche, ein deutliches Zeichen, welche Bedeutung damals die kriegerische Thätigkeit der Hirten in den Markgebieten des Waldes und der Weide hatte. Allein das Glück machte sie sicher. Immer ungestümer und leichtfertiger wurden sie, immer mehr verachteten sie jede Vorsicht. Allein die listigen Feinde hatten sie langsam erkundigt. Ihre Kundschafter hatten sie ganz belauert. Plötzlich war das kühne, Verrath nicht ahnende Heldengeschlecht von überlegenen Feindesschaaren, die wie aus dem Boden auftauchend erschienen, umringt und die 306 Vorkämpfer römischer Herrschaft wurden nach furchtbarer Gegenwehr bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Wäre nicht noch das Kind, der 307te des Geschlechts dieser Edlen, in Rom zurückgeblieben, das ganze Geschlecht wäre von der Erde vertilgt worden. Allein dieses Kind wurde der Stammerbe, der neue Stammvater des alten ruhmreichen Geschlechts, das in seinen einzelnen Nachkommen Rom in den größten Gefahren die Retter vom Verderben liefern sollte. Dies ist die Sage vom Geschlecht der Fabier, poetisch wie keine andere unter den zahlreichen römischer Adelsgeschlechter. Nur ein Shakspeare wäre hoch genug gewesen, einen solchen Stoff würdig darzustellen.

Es ist dem Menschen eine Naturſehnſucht nach Wald und Wieſe eingeboren, ſie erſcheinen ihm als der Inbegriff des Friedens, der Einkehr in ſich ſelbſt, wie eine Art Gottesfrieden, der höher iſt als die Vernunft. Aber der geſchichtliche Blick lehrt uns, daß die Städtebewohner friedlich ſind, nicht aber die Hirten. Sie bringen ihr Leben, faſt wie die Pythagoräer, in Schweigen zu. Ihre Geſpräche ſind nur an ihr liebes Vieh und die gehorchenden Hunde gerichtet. Sonſt bewegt ſich ihr Geiſtesleben nur in Gedanken, noch mehr in Träumen, dem ſüßen Nichtsthun, wie die Italiener ſagen. Sie werden durch keine anſtrengende, erzwungene Gehirnthätigkeit vor der Zeit verbraucht, ihre Sinne bleiben ſtets offen, Auge und Ohr ſind ſie ganz. Jedes Kniſtern des Laubes, des Baumſtamms und ſeiner Aeſte, der Schrei des Hähers und ſein Flug dringt ihnen in die Fibern der Wahrnehmung. Die Waldeinſamkeit macht nervös. Das iſt das Gebiet, wo Faunus, der italiſche Gott, ſchaltet und waltet, das Gebiet des paniſchen Schreckens, der durch einen plötzlichen ungeahnten Laut in der Waldeinſamkeit hervorgerufen wird. Dieſer plötzliche Schrecken, der plötzliche Ueberfall eines Feindes ruft die eben ſo plötzliche Gegenwehr, die raſche That in's Leben, etwa wie noch heut bei uns in großen Wäldern oder in den Alpenwildniſſen den Wechſelſchuß zwiſchen Wilderer und Forſtwart oder in den Wäldern Südamerikas die ſchnelle nervöſe Tödtung des plötzlich erſchienenen Räubers. Das anſcheinende Phlegma oder die lange friedliche Beſchäftigung des Hirten oder einſamen Waldanſiedlers ſpringt augenblicklich um in die unbedenkliche, raſch ausgeführte Erlegung des Gegners oder Beleidigers, eine gewaltſame Reaktion des ſonſt friedlichen Menſchen gegen die Friedensſtörung, wie ein Gewitter der brütenden und ſchweigenden Mittagsſchwüle folgt. Der Menſch wird zur Sinnpflanze, dem bei der leiſeſten Berührung ſeiner Nerven der Finger an den Drücker ſeiner Büchſe ſchnellt und ſie gegen den eingebildeten oder wirklichen Gegner losdrückt. Es iſt dies ein ewiger Zug der Menſchennatur, die ſich in Roms älteſten Zeiten und den Anfängen menſchlicher Cultur Südamerikas ſtets gleichbleibt, wie ein phyſiologiſches Geſetz.

Es liegt in der natürlichen Beſchaffenheit, daß der plötzlich ſich entſpinnende Krieg des Menſchen gegen den Menſchen in der Weide- und Waldeinſamkeit, der mit raſchem Ueberfall beginnt und endet, nicht in einer Kriegsrüſtung unternommen wird, wo man ſich bis an die Zähne bewaffnet. In der leichten Kleidung des Hirten, mit dem nie fehlenden Jagdſpieß und dem Meſſer, werden dieſe Kämpfe ausgefochten, das wahre Vorbild des Krieges der leicht Bewaffneten. Der Bauer, wenn er mit ſeinen Nachbarn ſich zur Abwehr einer Kriegsgefahr in hellen Haufen vereinigt, verſieht ſich beſſer. Ihm iſt in dieſem Aufgebot der Krieg der einzige und ernſte Zweck und Grund, weshalb er Weib und Kind und Haus verläßt, und er verſieht

sich so gut als möglich mit Schutz- und Trutzwaffen. Langsam und bedächtig schreiten sie zum Entschluß, zur Rüstung, zum Kampfe, aber dann rücken sie ihrem Gegner auf den Leib und fechten mit dem Schwert, während der Kampf und Krieg in Wald und Wiese im zerstreuten Gefecht, durch plötzliches Fliehen oder Hervorstürzen entschieden wird. Diese nervöse fieberhafte Eile des Schreckens oder der Erschreckung, je nachdem, auf der einen und das todesmuthige, aber bedächtige Vordringen der befreundeten Nachbarn, wie sich im alten deutschen Herkommen die Dorfgenossen nennen, auf der anderen Seite ist in den Erzählungen und Sagen des frühesten römischen Alterthums noch sehr wohl erkennbar.

Die älteste römische Verfassung war entstanden durch das Zusammentreten, comitium, eines Geschlechterverbandes. Diese Geschlechter besaßen jedes, vielleicht ausgehend von einem Central- oder Mutterdorfe, eine Feldmark, größer oder kleiner, davon jede sich nach dem gebietenden Geschlechte nannte. Diese kleinen Gebiete bildeten also durch ihre Aneinanderfügung das Territorium des ältesten römischen Stadt- oder Staatsverbandes, deren jedes benannt war nach dem Geschlecht, welches darin wohnte. Die Römer nannten es gens, Volk, etwa in dem Sinne, wie ein Volk Feldhühner, welche als in einer Brut erzogen, wenn auch noch so oft verscheucht oder versprengt, immer wieder in ihr Revier zurückkehren. In solche Geschlechterfluren zerfiel also das römische Gebiet alter Zeit. Unter ihnen gab es auch eine tribus Romilia, eine Flur der gens Romilia, des Geschlechtes der Romilier. Es ist deutlich, daß die Ursprungssage, die nun seit zwei Jahrtausenden als eine fast heilige galt, wie die schweizerische Tellsage für Helvetien, an diese gens Romilia anknüpfte. Dazu gab es auf einem der römischen Stadthügel eine Localität, welche Remuria hieß, die man bei dem Schwanken des R und L mit Lemures und Remus in Beziehung brachte, von dem die Sage erzählte, daß er sich zur Vogelschau auf dem Aventinischen Hügel niedergelassen habe, während sein Zwillingsbruder Romulus die Zeichen des Vogelflugs auf dem Palatinischen Hügel beobachtet habe. Die Oertlichkeiten der Remuria und des Aventinischen Hügels und die der tribus Romilia grenzten aneinander. Beide Gebiete mögen in der engsten Beziehung zu einander gestanden haben, jede mit einer gewissen Selbstständigkeit, bis einmal die tribus Romilia das entschiedene Uebergewicht erhielt und das nachbarliche Brudergebiet von Remuria, eine jener vielen Zufluchtsburgen Latiums und des südlich vom Apennin liegenden Landes, bei irgend einer Fehde überwältigt wurde. So etwas mußten sich diejenigen denken, welche die anmuthige Legende von Roms Gründern, Romulus und Remus, erdachten und so erzählte sie der große Geschichtsschreiber der Römer, Livius. Diese Darstellung wurde gestützt

durch eine dreifache Geschlechtertradition des ältesten Roms. Denn es sind durchaus nicht allein die beiden Geschlechter der Romilier und Remurier, welche sich in Blutsfreundschaft, wie sie nicht enger dargestellt werden kann, als durch die Zwillingsbrüderschaft des Romulus und Remus, und in Bruder- und Bürgerzwist einander gegenüber standen. Es gab eben so drei Paare zusammengehöriger gentes, das ist Geschlechterstämme, welche eben so in der Sage zu ewiger Freundschaft und Feindschaft für einander geboren und von einander getrennt sind. Es sind die Horatier und Curiatier, die Quinctier oder Quintilier und die Fabier, endlich die Pinarier und Potitier. Die Legende, die heilige Sage von den letzten beiden Geschlechtern stimmt in den wesentlichen Zügen so vollständig überein, daß bei beiden das gleiche Institut, das gleiche Princip der Anschauung über ihr gegenseitiges Verhältniß nicht zu verkennen ist, das Princip des altrömischen und wahrscheinlich allgemein italischen Geschlechterverbandes.

Die Gleichartigkeit dieser beiden Geschlechterpaare geht hervor aus einem merkwürdigen Factum der Sage, nämlich aus der gottgesandten Vernichtung der je zwei Geschlechter, der Potitier und Fabier.

Die Potitier und Pinarier hatten einen erblichen Geschlechtsgottesdienst des Herkules. Es war ein eigenthümlicher vorgeschriebener heiliger Gebrauch, daß die Potitier bei dem Götteropfer reichlich schmausten, zu dem eigentlich die Pinarier mitgehörten, aber sich verspäteten und nichts zu essen fanden, als die leeren Knochen. Die Pinarier mußten zu spät kommen, so war es vorgeschrieben. Die Potitier hatten Alles schon beendet. Denn diese Potitier, die Bemächtiger, hatten schon reinen Tisch gemacht. Die Pinarier hatten also das Nachsehen und es fehlte dabei nicht an den herkömmlichen Festwitzen. Es war aber ein echtes Bauernfest, bei dem es derb zuging. Die Verspäteten mußten nicht nur hungern, sondern wurden noch verhöhnt.

Schon aus diesem wunderlichen Hergang läßt sich erkennen, daß auf irgend ein mythisches Factum, das heißt auf irgend ein in dem Verhältnisse des Verbandes der beiden Geschlechter begründetes Symbol Bezug genommen wurde. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu errathen, daß die Potitier, die Besitzergreifer, die wahren Lieblinge des Hercules, des gewaltsamen Gottes waren durch ihr rasches Einschreiten und Gewinnen. Wer noch zweifeln wollte, dem wird jedes Bedenken schwinden, wenn er erwägt, daß noch in spätesten Zeiten Hercules der Gott des plötzlichen Gewinnes war, namentlich der Kaufleute und kühnen Geschäftemacher, denen auch der Zufall wie durch göttliche Schickung zum Vortheil ausschlug und die ihm dafür aus Dankbarkeit die Zehnten ihres Gewinnes darbrachten, die aber durchaus nicht dem Gott oder der ihm zugehörigen Priesterschaft zufielen, sondern den tüchtig zu seiner Ehre Schmausenden. Die Legende von den Potitiern und Pinariern hatte

aber auch ihre sehr ernste Seite. Das Geschlecht der Potitier ging plötzlich unter, der Sage nach bis auf den letzten Mann. Es hieß, sie hätten des heiligen Gebrauches Besitz um schnödes Geld verkauft an den Appius Claudius. Der Gott zürnte darüber, daß sein heiliger Dienst nun von Ungeweihten und Sklaven verwaltet werden sollte und das in zwölf Familien blühende Geschlecht der Potitier welkte unter dem Fluche des Gottes dahin, daß nicht einer weiter lebte, als das Jahr um war.

Das zweite Geschlechterpaar waren die Quinctier oder Quinctilier und die Fabier, wobei zu bemerken ist, daß die Quinctier und Quinctilier zwei grundverschiedene Geschlechter waren, beide gleich uralt und vornehm. Also der berühmte Quinctilius Varus, der viel bekannter durch seinen Beinamen Varus ist, welcher, von dem ersten deutschen Helden Arminius mit seinen Legionen besiegt, sich in sein Schwert stürzte, ist nicht verwandt mit dem Geschlechte der erlauchten Quinctier. Die Ursache der Gleichstellung beider Geschlechter in der Sage ist die Bedeutung ihres Namens in der Sprache. Quinque, Quintus heißt auf römisch fünf, der fünfte und Quinctius und Quinctilius der Fünfer und der Fünfling. Es ist dabei zu bemerken, daß die gens Quinctia, das vornehme Adelsgeschlecht der Quinctier, wie Livius ausdrücklich anführt (I. 30), aus Alba stammte, wodurch angedeutet wird, daß die Quinctilier echte Römer waren.

Wir begegnen hier der wunderbaren Erscheinung, die uns sonst nirgends in der ganzen Weltgeschichte begegnet, daß in Italien, und in Italien allein, diesem Lande, welches von der Vorsehung zur Herrschaft über alle die Völkerstämme berufen wurde, die jetzt die Weltherrschaft in Händen haben, die Namengebung nach den Zahlen erfolgte. Da gab es die Namen: Primus, Secundus, Tertilla, Quartilla, Quintus, Sextus oder Sextius, Septimus, Octavius, Octavianus, Nonus, Decimus, das ist der Erste, der Zweite, die kleine Dritte, die kleine Vierte, der Fünfte, der Sechste, der Siebente, der Achte, der Neunte, der Zehnte. Ebenso merkwürdig ist es, daß diese Zahlennamengebung nie die zehnte Zahl überschritten hat, weder in Rom noch in dem ganzen übrigen weiten Italien. Hiernach sieht man, daß in dieser Namengebung ganz Italien übereinstimmte, und diese Benennung des römischen Edelgeschlechts gar nichts besonders Römisches war. Was nun ferner die Familie der hochedlen Fabier betrifft, so steht nicht minder fest, daß sie eine der allervornehmsten Roms waren. Denn es geschah einmal, daß drei Brüder desselben Geschlechts sieben Jahre lang das Consulat, die oberste Würde in Rom, und zwar in der allerälteſten Zeit, vor der Verbrennung Roms durch die Gallier, bekleideten. Allein die Burg von Alba hieß die Arx Fabia, wie die Burg von Rom das Capitolium genannt wurde. Es war also in der Namengebung der Geschlechter in Alba, welches man Alba

longa, das lange Alba, nannte, weil es zwischen dem lacus Albanus und dem mons Albanus, dem albanischen Berge und See, sich wie eine Straße schmal und lang ausgedehnt hin erstreckte — vergleichbar dem deutschen Straßburg, früher Argentoratum, der silberglänzenden Straße (Alba heißt die weißglänzende) — die größte Uebereinstimmung mit Rom. Dieses Geschlechterpaar der Quinctier oder der Quinctilier, wie sie Ovid benennt, hatten ebenfalls wie die Potitier und Pinarier ein Geschlechtsheiligthum des Hercules, welches nach demselben Brauch oder einem sehr ähnlichen eingerichtet war. Der sehr ähnliche war aber der Gottesdienst der Lupercalien, ein echtitalischer, während der des Hercules ein aus Griechenland, wenn auch aus alten Zeiten, nach Rom eingeführter war. Denn der Import griechischer Institute, griechischer Lebensweise war in dem von Griechenland fern gelegenen äußersten Gebiet dennoch schon früh ein sehr häufiger. Bereits in den ältesten Zeiten altitalischer Culturgeschichte war Süditalien dicht besetzt von griechischen, meist ionischen und dorischen Pflanzstädten, welche daselbst eine erstaunliche Opulenz, einen ungewöhnlichen Wohlstand entwickelten. Wie ein Sauerteig, langsam, aber unwiderstehlich wirkend, zog sich ihre Bildung allmälig immer weiter nach Norden. Der wunderbare Lebensweg des großen samischen Weisen Pythagoras war in Kroton, der süditalischen griechischen Pflanzstadt, gestrandet. Seine Philosophie hatte hier einen neuen Stoff zu neuer reiflicher Ueberlegung, zu tief eingreifenden Studien gefunden über die Probleme, welche das fremde Land mit seiner wunderbaren Begabung seinem Nachdenken lieferte. Er traf auf diese merkwürdige Zählernation, welche das ganze Leben gleichsam in Zahlen faßte und auflöste, sogar die Menschen durch diese eigenthümliche italische Geistesauffassung in der Namengebung mit Zahlen charakterisirte. Dem phantastischen Griechen war es ein so vollständig ergreifender Eindruck, daß aus ihm ein neues philosophisch-politisches System hervorquoll, die berühmte Zahlenphilosophie. Jede Zahl hatte darin ihre mystische Bedeutung und nach ihr ordnete man seinen besten Staat.

Das heilige Gesetz, welches die beiden Familien der Quinctilier und Fabier aneinander band, war ebenfalls wie bei den Pinariern und Potitiern ein heiliges Familienopfer des Hercules nach der Aussage der Alten, nach andern Zeugnissen ein göttlicher Dienst am Feste der Lupercalien, eines Festes, welches in die früheste Zeit römischer Erinnerungen hinaufreicht und dessen Feier bis in die späteste Zeit der römischen Republik hinab dauert. Es war durchaus ein Hirtenfest, dessen Inhalt die Rettung der Schafheerden vor den Nachstellungen des Wolfes war. Denn lupus heißt in der römischen Sprache der Wolf. Der Wolf hat in der alten italischen Geschichte eine große Rolle gespielt, so daß ein ganzer Volksstamm des alten Italiens, die

Hirpiner, von ihm genannt wurde, da in ihrem Dialekt oder Plattitalienisch lupus gesprochen wurde hirpus. Es liefert uns also auch das Sprachenalterthum wie an so vielen andern Stellen eine Art von Urkundenzeugniß über das alte Geistesleben der früheſten italischen Stämme, der früheſten italischen Lebensart und Lebensweise. Bei diesem Hirtenfest der Lupercalien drehte sich also der ganze heilige Gebrauch um die Rettung der Heerden vor dem Wolfe, dem bösen Räuber und den bösen menschlichen Wölfen, welche nach Wolfsart den Heerden nachstellten. Denn es gab ein altes Weisthum in Italien für Leute, die vergeblich versucht hatten auf die herkömmliche Weise zu Glück und Lebensruhe zu gelangen, sie sollten nach der Weise der Wölfe leben, das hieß so viel als hinausgehen in die Wildniß und in der Weise der heutigen Banditi, das heißt der Gebannten und Geächteten, in der Wildniß ihr Heil versuchen, wie etwa unsere verlorenen Kinder in Amerika.

Die Lupercalien mußten wohl eine erstaunliche Aehnlichkeit haben mit dem Gottesdienst der Pinarier und Potitier, da sie in den einzelnen Zügen des Ceremoniells von den alten römischen Schriftstellern durcheinandergemischt wurden. Der Wolf, der reißende Wolf, der Feind der Herden, stellte die Gefahr vor Augen, welche dem Viehbesitz auf der Weide nicht blos von den vierfüßigen, wirklichen, sondern von den noch viel gefährlicheren zweibeinigen, menschlichen Wölfen drohte. Die Potitier gleichen hier gänzlich den Fabiern, die Pinarier den Quinctiern, die Fabier und Potitier, welche in beiden Götterculten die erste Rolle spielen, sind mit dem kriegerischen, durch kühnen Angriff gewonnenen Wald und Weideland abgefunden, auf dem sie gegen die kriegerischen Nachbarn entweder untergehen oder siegen. Denn bei jedem Geschlechterpaar giebt es immer eines, welches in einer Art von niederer Stellung und Ehre sich befindet und gerade dieses niedere Geschlecht übernimmt wie von Natur die Stelle einer Nebenbuhlerschaft und sucht sich hervorzuthun vor dem andern durch kühne Unternehmung, während das andere im vollen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit in stolzer Ruhe verharrt. Diese Nebenbuhlerschaft ist schon angedeutet durch die beiden feindlichen Königsbrüder Numitor und Amulius, von denen der zweite durch verwegene That den ältesten von seinem Ehrenplatz zu verdrängen sucht. Denn Amulius und Aemulus (Nebenbuhler) sind nur wenig abweichende Sprachformen. Ein angesehenes Geschlecht in Rom, die Aemilier, nannte sich eben daher, von dem unser Name Emil kommt. Die Quinctier hatten als ganz vornehmes Römergeschlecht für ihr Familienheiligthum die Stätte desselben auf der ältesten Palatinischen Felsenburg Roms, die Fabier wahrscheinlich auf dem Collis, so hieß in alter Zeit der Quirinal, von dem im Mittelalter so viele päpstliche Erlasse, wie sicher treffende Blitzgeschosse des Jupiter auf die entferntesten Länder der europäischen Christenheit herab-

tonnerten. Der Collis hieß Hügel, der Palatinus aber Mons, das ist Berg. Schon hieraus ersieht man die vornehmere Beschaffenheit der ältesten Ansiedlung auf dem Palatinus vor der auf dem Quirinal.

So konnten vielleicht die Quinctier und Fabier, obgleich sie denselben Götterdienst hatten — der Vorname Caeso findet sich bei keinem alten oder neuen Geschlecht Roms, außer bei diesen beiden Geschlechtern gemeinsam — trotzdem feindselig sein, allein selbst in dieser Feindseligkeit erschienen sie nur als feindliche Brüder, denn sie gehörten als Bruderschaften desselben Gottes, dessen irdisches Abbild ihr Geschlechtsleben war, an einander, wie sich gegenseitig hassende Brüder nie aufhören Brüder zu sein.

Haben wir bisher zwei solche zusammengehörige nebenbuhlerische Geschlechter im ältesten Rom kennen gelernt, die Potitier und Pinarier, die Quinctier und Fabier, so begegnet uns noch ein drittes, in dem Kampfe zwischen der Mutter- und Tochterstadt, Alba und Rom. Denn der zweifelhafte Ruhm von Alba, Rom zum Dasein verholfen zu haben, kostete ihm das Dasein. Rom erstarkte und überwältigte das schwächere Alba. Allein die albanischen Geschlechter wurden, nachdem man sie besiegt, gezwungen hinüber zu wandern nach Rom, sie wurden gezwungen zu ihrem Glücke, ihren vornehmen Namen umzuwandeln in einen so erlauchten römischen, daß in Europa vor diesem Adelsnamen jeder andere verblaßt. Ihre Namen werden noch genannt werden in Zeiten, wo man von vielen wichtigen Fürstengeschlechtern nichts mehr weiß. Solchen Ruhm bewahrt noch heut der Name der Horatier und Curiatier. Einst lagen die Heere, oder der Heerbann, das Aufgebot Roms und Albas sich feindlich gegenüber. Da einigten sich die Feldherren der beiden Heerschaaren, ein Gottesurtheil sollte zwischen ihnen entscheiden. Denn durch göttliche Schickung ereignete es sich, daß in jedem der beiden drei Heldenbrüder waren und um das Wunder voll zu machen, waren diese zwei Brüderschaaren trigemini, das ist Drillinge. Sie waren einander noch außerdem nahe verbunden, denn einer der albanischen Curiatier war der verlobte Bräutigam der Schwester der römischen Horatier. Dennoch stellten sie sich sogleich im Todeskampfe für das liebe Vaterland mit einander zu fechten. Es war ein hartes Treffen. Zwei Horatier sanken todeswund zu Boden, nur einer blieb am Leben, die drei feindlichen Curiatier standen ihm vereint gegenüber. Aber sie hatten mit schweren Wunden den Tod der beiden Feinde erkauft. Dennoch jauchzten die Albaner, als sie ihre drei Vorkämpfer aufrecht sahen und nur einen feindlichen Horatier. Der aber hatte schnell die Kräfte seiner drei verwundeten Gegner abgeschätzt. In verstellter Flucht lief er rückwärts. Die Feinde sollten ihn verfolgen und bei ihren ungleichen Kräften, die ihnen die Wunden genommen, sich von einander trennen, daß sie sich nicht gegenseitig helfen könnten und er einzeln jeden

für ihn im Einzelkampf ſchwächeren beſiegen könnte. Die Liſt gelang, d[illegible] der ſtürzten ſich ihm nach. Der am ſchwerſten Verwundete blieb weit h[illegible] ten, der noch am kräftigſten Gebliebene kam ihm am nächſten. Alle drei waren durch weite Zwiſchenräume getrennt. Da kehrte plötzlich der noch ganz geſunde Römer um, fiel den ihm nächſten Curiatier an und erlegte ihn. Die beiden andern ſchwer Verwundeten und Schwächeren abzuthun war ihm nur ein Spiel und er hatte die Wette gewonnen, die Wette um die Herrſchaft ſeiner Vaterſtadt über Alba.

Es iſt unzweifelhaft, daß auch dieſe beiden Geſchlechter denſelben Gott verehrten, daß dieſes Gottesurtheil zwiſchen ihnen, zwiſchen Alba und Rom darin beſtand, zu zeigen, welches der beiden gleichen Geſchlechtsheiligthümer mächtiger ſei, das von Alba oder Rom, wie die Quinctier und Fabier hätten darum kämpfen können, ob der Quirinaliſche oder der Palatiniſche Gott der Lupercalien ſtärker wäre, oder die Potitier und Pinarier, ob der Hercules, oder wie der nationale Gott hieß: Semo Sancus der einen oder der anderen gens (Geſchlecht) mehr vermöge, etwa wie im Mittelalter man zweifeln konnte, ob die Mutter Gottes der einen oder der andern Stadt, der einen oder der andern Kirche kräftigeren Schutz gewähre.

Das iſt aber in dem Sagenkreiſe aller drei Geſchlechterpaare ihnen ſämmtlich gemeinſchaftlich, daß das eine, die Potitier, die Fabier, die Curiatier, wie durch göttliche Schickung vertilgt wird.

Von den Fabiern, die in das feindliche Land auf Abenteuer zogen, war es ein alter Glaube, ſie wären ſchon, ehe ſie die Stadt verlaſſen, dem Tode geweiht geweſen, weil ſie durch den rechts liegenden der beiden Schwibbogen des Carmentaliſchen Thors, durch den Unglück bringenden Weg hinausgegangen wären. Sie wären alſo durch einen Fehler in der Götterweiſſagung unrettbar verloren geweſen, die ſich an ihnen mit übermenſchlicher Kraft gerächt hätte. Denn der Unglücksweg hätte ſie nur in's Unglück führen können. Carmentis iſt die Göttin des Raths, des ſchickſalverkündenden Liedes, welches aus einzelnen Versgliedern an einander gereiht wird. Es iſt die Göttin des Carmen, des Gedichts. Aber ſie zupft auch Wolle zum Faden (carpere lanam), wie ſie Göttin des Weges iſt (carpere viam, den Wegſchritt immer abmeſſen) und ſo konnte ſie den Unglücks- und den Glücksweg geben. Wären die Fabier den linken Weg gegangen, er wäre ihnen immer eben geweſen, und ihnen eitel Glück begegnet, ſo brach er unter ihnen entzwei und ſie wurden zerſtückelt und zerriſſen, wie ein Wolf die Glieder des Schafes zerreißt, und der Wolf, lupus, war es ja, dem ihr Heiligthum der Lupercalien galt.

Bei der Betrachtung dieſer drei älteſten Geſchlechterpaare Roms müſſen wir aber noch auf eins unſere Aufmerkſamkeit richten, auf die Zahlen. Von

Potitiern wird es berichtet, daß sie kurz vor ihrem Erlöschen in zwölf Familien und dreißig Erwachsenen geblüht hätten, und die Fabier zogen 306 Kriegsmänner stark in den Tod und drei Curiatier starben für Alba.

Diese so abweichenden Zahlen, in denen man doch, schon wegen ihrer bestimmten Angaben, ein gemeinschaftliches Gesetz ahnt, werden leicht begreiflich, wenn man die Weise der alten Geschlechtseintheilung in Rom und Italien sich klar macht. Viele andere solche Zahlen, die aus der älteren Geschichte Roms bei Livius und anderen Schriftstellern vorkommen, richten sich nach demselben Canon, nämlich diesem, daß es zwei Varianten giebt, nach denen die höchsten Zahlen gemessen werden. Die eine ist die zehntheilige, die andere die zwölftheilige. Erinnert man sich nun, daß es in Rom ein zehnmonatliches älteres heiliges Mondjahr und ein zwölfmonatliches späteres damit in Uebereinstimmung gebrachtes Sonnenjahr gab, daß ferner jenes das zehnmonatliche, sogenannte romulische Jahr, das des Romulus, zu 304, das zwölfmonatliche zu etwa 364 Tagen normirt war, so erklären sich die Zahlen der Mitglieder der Fabischen und Pinarischen Geschlechter wie von selbst. Die gens Pinaria mit ihren 12 Familien richtete sich nach dem zwölfmonatlichen Jahr und rechnet man auf jede Familie, wie die Sage vorgiebt, 30 Erwachsene, so ergeben sich 360 Pinarier, welche in einem Jahre starben, also wohl täglich einer, während die Fabier, 306 Männer zählend, in einem romulischen Jahr von 10 Moudmonaten, ebenfalls täglich einen ihrer Geschlechtsgenossen verloren in den steten Abenteuern auf dem streitigen Weide- und Krieges- und Abenteuerboden. Auch sie müssen sich in Häuser und Familien geschieden haben, und wenn die 360 Pinarier 12 Familien bildeten, können die Fabier nur 10 ausgemacht haben, in welchen auf jede einzelne dann wie bei den Pinariern 30 Männer kommen. Diese kleinste Eintheilung der Familie stellen dann die Curiatischen und Horatischen Drillinge dar, als die Vorsteher von drei Zehnerschaften.

Denn die Zehnerschaft, decuria, von decem, zehn, war die Grundzahl in der ältesten römischen Verfassung. Der älteste Senat des Romulus, aus den Geschlechtshäuptern bestehend, war 100 Köpfe stark, er zerfiel in zehn Decurien und die Vorsteher dieser zehn Decurien hießen die zehn Vormänner, die decem primi. An diese 10 Männer fiel nach dem Tode des Romulus, wie die Sage berichtet, und dann nach anderen Erledigungen des Königsthrones die Königsgewalt heim. Sie verwalteten das Königthum also, daß jeder der zehn Vormänner die volle Königsgewalt fünf Tage ausübte und sie dann seinem Nachfolger überlieferte. Es ist die einstimmige Ueberlieferung, daß auf diese Weise diese zehn Vormänner der romulischen Gemeinde ein Jahr lang des Königsthums gepflogen hätten, also in 60 fünftägigen Herrschaftsperioden, bis in der 61sten der neue König Numa Pompilius ge-

wählt wurde. Dies Jahr hieß das Zwischenkönigreich, das interregnum und wurde also regiert von den alten Geschlechtshäuptern der zehn ältesten gentes, welche deshalb Zwischenkönige, interreges, hießen.

Diese königliche Gewalt der Geschlechtsvorsteher bleibt völlig räthselhaft und unverständlich für Alle, denen nicht das beinahe nur in Rom und Italien in unvergleichbarer Majestät ausgebildete Institut der patria potestas, der souveränen Gewalt des Familienvaters über seine Nachkommenschaft, gegenwärtig ist. Der Geschlechtsherr war eigentlich in Italien der einzige König von Gottes Gnaden. Er gebot über seine Söhne und über die Söhne seiner Söhne wie der unumschränkteste Gebieter, er gebot da über Leben und Tod, sein Befehl war unanfechtbar. Er konnte das Geschöpf seines Leibes tödten, in die Sklaverei verkaufen oder strafen nach seinem Ermessen. Niemals in der Welt hat die Familie so völlig einen Staat im Staat gebildet als in Italien. Und waren nicht einmal die eigenen Kinder und Enkel der Gewalt des über ihr Wohl und Wehe erwägenden und beschließenden und ausführenden Hausherrn entziehbar, wie viel weniger alle diejenigen, welche sich in minder nahen Verhältnissen in seine Gewalt begeben hatten.

Die zehn Vorsteher der zehn souveränen Geschlechter hatten ein ganzes Jahr mit souveräner königlicher Allgewalt 60 fünftägige Königswochen abgezählt als Vorbereitung zu der endlichen abschließenden Wahl eines nicht fünftägigen, auch nicht Jahreskönigs, sondern eines Königs überhaupt. Dieser König, das Resultat also eines jährigen immer fünfzählenden Regiments war Numa Pompilius.

Er war der erste unter den sieben Königen Roms, welcher zwei Namen besaß, denn Romulus hatte nur einen und der fünfte und siebente hatte sogar drei, L. Tarquinius Priscus und L. Tarquinius Superbus, wie später jeder wohlgeborene Römer bis in die Zeit der späteren Kaiser, also beinahe achthundert Jahre hindurch, wo das alte römische Namensystem in Verwirrung gerieth.

Schon dieser durchschlagende Unterschied lehrt uns, daß es mit Romulus eine ganz andere Bewandtniß haben mußte als mit allen späteren Königen, um so mehr da seine angeblichen Vorfahren, die Könige von Alba, ebenfalls zwei Namen führten, einen Vornamen und ein Geschlechtsnamen und dieser Geschlechtsname war Silvius. Das Geschlecht der Silvier bedeutet aber die im Hirtengebiet, dem Revier des Waldes (silva) Lebenden. Eine Namengebung, welche deutlich genug die ältesten Zustände des albanischen Volks- und Herrschergeschlechts bezeichnet.

Numa Pompilius war also zum Herrscher von Rom durch die souveränen Häupter der römischen Geschlechter erkoren.

Wer aber war denn dieser Pompilius?

Die einstimmige Erzählung der alten Sagen spricht von ihm als einem Mann aus der Sabina, wie die heutigen Römer sagen, aus dem Gebirgsgebiet nordöstlich von Rom.

Allein schon Romulus hatte mit einem König oder Geschlechtsfürsten aus diesem Lande um die Herrschaft in Rom gekämpft und nur durch Eintreten göttlicher Wunder hatte er sich desselben erwehrt. Dieser Geschlechtsfürst heißt Titus Tatius und hatte — der Sage nach — dennoch in der nächsten Nachbarschaft weiter geherrscht, bis er natürlichen oder unnatürlichen Todes — die Sage erzählt darüber Umständliches — vor Romulus gestorben und ihm wie durch Erbschaft das alleinige Regiment hinterlassen hatte. Die alte Tradition war also, daß sabinische Schaaren von dem Gebirge herabkamen, Landbesitz zu erobern und nach vorhergegangenem Kampfe sich mit den Römern auf irgend eine Art über den Besitz von Wohnplätzen vertrugen und mit ihnen hernach einträchtig als Nachbarn wohnten.

Aus dieser Bevölkerung war also Numa Pompilius — der alten Ueberlieferung nach — hervorgegangen. Dieses fremde Element im ältesten römischen Gemeindewesen war aber demselben nicht durchaus stammfremd. Es hatte tausendfache Beziehungen zu demselben in Stammesverwandtschaft, Sitte, Glaube und Gemeindeverfassung und Einrichtung und Sprache, so daß eine Verschmelzung beider Elemente zu einer Gemeinschaft keine Schwierigkeiten bot und Numa Pompilius als ein Angehöriger der Gemeinde konnte zum König gewählt werden. Daß er ein vornehmer Geschlechtsfürst sein mußte, das kann nach der obigen Ausführung über den ältesten römischen Geschlechterstaat nicht zweifelhaft sein.

Wir haben zunächst den Namen dieses zweiten römischen Königs in's Auge zu fassen. Der erste Name Numa schließt sich eng an zwei andere Namen an, denen wir schon begegnet sind, Numitor, den Albanerkönig, und Numerius, den Vornamen, welchen die beiden Geschlechter der Quinctier und Fabier außer einem anderen — er hieß Kaeso — gemeinschaftlich hatten. Diese Vornamen der uralten römischen Geschlechter waren äußerst exclusiv, jedes hatte seine besonderen.

Der zweite, der eigentliche Geschlechtsname hieß also Pompilius. Da eine allgemeine Annahme der Tradition, welcher in den alten Erzählungen nirgends widersprochen wird, ist, daß Numa Pompilius oder sein Geschlecht aus der Sabina stammte und die Sabiner sprachlich sich von den Römern und Latinern unterschieden und ihrem Dialekt nach den Umbrern näher standen, so ist es von der größten Bedeutung, daß auf einer Inschrift, welche im Umbrerlande, auf dem Gebiet der alten Stadt der Eugubier, dem heutigen Gubbio, gefunden wurde und welche noch heute vorhanden ist, unter den vielen enträthselten Sätzen und Worten derselben eins der am

Gewiſſeſten enträthſelten das Wort pumpe in der Bedeutung fünf iſt. Die dunkle Ausſprache lautete heller bei den ſüdlichen Stammgenoſſen der Sabiner, Osker, Volsker und Sammiten pompe für das römiſche quinque, näher ſtehend dem griechiſchen πέντε oder πέμπε. Der Name Numa Pompilius in's Römiſche überſetzt lautete alſo genau Numerius Quinctius und in's Deutſche übertragen der Fünfzähler. Denn numerus heißt römiſch die Zahl. Da nun quini in derſelben Sprache je fünf bedeutet und quinarius numerus jede fünfte Zahl, ſo wird ſchon der Name Pinarii mit derſelben Umlautung des p in q wie im πέντε, pumpe und quinque ebenfalls ſo viel wie Quinctii bedeuten. Wir haben alſo bereits vier römiſche Namen des älteſten römiſchen Geſchlechterweſens und Daſeins, welche nach der Fünfzahl benannt waren, die Quinctier, die Quinctilier, die Pinarier und die Pompilier. Wem es bekannt iſt, daß alle Namen urſprünglich in ihrer Bedeutung ebenſo durchſichtig waren wie uns noch heut die geläufigen Perſonen-Namen Schmidt, Schulz, Zimmermann, Schneider, Fiſcher, Böttiger, Spengler, Häfner, Becker, Bauer, Hübner und ſo viele andere, der wird ſehr wohl erkennen, ein wie hoher Werth auf die Namengebung zumal in den älteſten Zeiten eines Volks zu geben iſt, weil ſich in ihnen die Quinteſſenz ſeines ſocialen, ſeines culturhiſtoriſchen Daſeins zuſammenfaßt und darin abſpiegelt. Denn die Namen waren damals noch wahre Namen, das iſt Bezeichnung der Perſönlichkeiten, was man jetzt noch Spitznamen heißt, Bezeichnungen der Mängel oder Tugenden des einzelnen Menſchen oder des Geſchlechts in geiſtiger oder körperlicher Beziehung.

Die Namenbedeutung und Namengebung für Numa Pompilius wird aber höchſt fruchtbar, wenn ſie als Maßſtab für die ihm zugeſchriebenen Werke und Thaten angelegt wird.

Der König Numa, wie ihn die Römer nach ſeinem Vornamen ſchlechthin zu nennen pflegten, war der Sage nach ein ganz unkriegeriſcher König, ein Friedensfürſt, dem es beſchieden war 43 Jahre zu regieren, während ſeinem Vorgänger Romulus nur 36 zuerkannt werden und das Interregnum der 61 Interreges nur ein Jahr dauerte, ſo daß auf die Regierung der beiden erſten Könige Roms genau 80 Jahre verrechnet werden.

Der Friedensfürſt Numa beſchäftigte ſich ſein Leben hindurch, als Regent die Kriegserwerbungen des Romulus durch Friedensgeſetze zu organiſiren, und mit Hülfe der Religion, des Friedens über alle Leidenſchaft und Vernunft ordnete er die prieſterlichen Würden, durch welche gleichſam durch himmliſche Gewalt in die irdiſche Gewaltſamkeit Ordnung und Botmäßigkeit kam. Als der prädeſtinirte Fünfzähler — die Finger der menſchlichen Hand haben ja bei allen Völkern, wie Pott in Halle nachgewieſen hat, in

ller Welt die Grundlage jeder Abzählung bedingt — setzte er zur obersten
riesterschaft, die alle andern überwachen sollte und wirklich später über-
acht hat, das Collegium der pontifices, der Oberpriester. Ihre Zahl war
inf, wie der Name Pompilius bedeutete. Ihr Name wird übereinstimmend
it dem Namen des einsetzenden Königs Pompilius gelautet haben pompifices
er pomptifices und sich allmälig verschliffen haben in die Aussprache pon-
fices.

Die wichtigste Aufgabe der fünf ältesten pontifices war und blieb bis
i die spätesten Zeiten nach dem Zeugniß aller historischen Schriftsteller Roms
e Zeit, die Tage des Jahres abzuzählen, den Kalender zu machen.

Das jährige Interregnum, welches den Numa als König erschuf (creabat),
is heißt durch den 61sten Interrex oder souveränen Schöffen der alten
mischen Gemeinde der Geschlechter oder Patricier erkor, war ein Fünfre-
ment, ein Regiment der „fünf Tage", in welchem sich die zweimal funfzig
eschlechter der ältesten Stadt dreimal abwechselten und dadurch den Jah-
lauf des romulischen Jahres von zehn Monaten erfüllten. Da nun der
ünfzähler Numa Pompilius als sein vornehmstes Werk ein Priestercollegium
richtete, welches durch seine Fünfzahl, die sonst nirgends in dem Katalog
r römischen großen Priesterthümer so einfach und klar wiederkehrt, bezeichnet
, alles Zahlenwesen des römischen Staatswesens als sein eigentliches Amts-
biet unter sich hatte — man könnte sie mit unsern heutigen statistischen
üreaus vergleichen — sowohl die Eintheilung des Kalenders als die sta-
tischen Zahlen der Geschlechter und ihrer Unterabtheilungen, der Familien,
ren Zählung, wie aus der Organisation der ältesten gentes, der Quinctilier,
bier, Quinctier, Pinarier, Potitier, Horatier, Curiatier, in ihrem traditionellen
ystem hervorgeht, so kann es nun unbedenklich sein, daß die ältesten pon-
ices die Sorge hatten nicht nur über die Zählung der Kalendertage, son-
rn auch die Eintheilung der Geschlechtszahlen und Familienrotten, aus wel-
en sich der alte Geschlechterstock zusammensetzte. Die alte Erzählung, daß
r romulische Staat 1000 Familien enthalten habe, stimmt damit auf's Haar.
ie das Geschlecht der Fabier zehn Familien zählte, so werden die 100 pa-
icischen ebenfalls jede zehn Familien gezählt haben.

Wer an diesen haarscharfen Bestimmungen der Geschlechts- und
amilienzählersagen der Mitglieder der Familien Anstoß nehmen wollte,
r verkennt die Gewalt der heiligen Zahlen in den ältesten Staats-
rbänden.

Als Beispiel für diese Heiligkeit der Zahlen mag dienen ein Volk, das
i unserer deutschen Heimath wohnt, die Friesen. Bei ihnen galt als die hei-
ge Zahl sieben. Sieben Gaue waren es, welche die Staatsgemeinschaft
r Friesen erfüllte. Einst begab es sich, daß durch unglückliche Kriegsläufte

einige von diesen Gauen abgerissen wurden. Da mußte der heiligen Siebenzahl ein Genüge geschehen und siehe, aus der Gauzahl, die lange nicht die Siebenzahl erreichte, wurde durch neue Theilung eine neue Siebenzahl gebildet, in welcher natürlich die einzelnen Gaue viel kleiner ausfielen.

Das ist die allgewaltige Macht der heiligen Zahl bei den alten Völkern, die natürlich sich nur da in ihrer Kraft darstellen konnte, wo man überhaupt noch sehr wenig rechnete. Ein Banquier, dessen Leben sich nur in Zahlen bewegt, wird höchst wahrscheinlich nur sehr wenig an die Heiligkeit der Zahlen glauben.

Allein die alten Römer, die in den frühern Zeiten nur so wenig als möglich rechneten, glaubten daran und mit ihnen die italischen verwandten Völker gegen Süden von der Tiber und zwar steif und fest, ein Glaube, welcher sogar auf die weit höher gebildeten Griechen Süditaliens und mit ihnen auf den großen Weisen Pythagoras einen solchen Eindruck machte, daß gerade ein hochbegabter Mann diesem Zahlenglauben der damals noch halbwilden Nation seine höchste Aufmerksamkeit schenkte und ihn zur Grundlage seiner mystisch-theosophischen Staatsphilosophie machte, die im Gegensatz zu den in Griechenland aufkeimenden demokratischen Staatstheorien sich an das uralte Geschlechtersystem, die Aristokratie anlehnte, auf der gerade dieses altitalische Zahlenwesen auferbaut ward.

Da war es denn kein Wunder, daß die Römer den griechischen in Zahlen speculirenden Philosophen trotz aller Anachronismen und Widersprüche der Zeitrechnung, die ja für die älteste römische Geschichte sehr schwach bestellt war, mit ihrem König Fünfzähler, Numa Pompilius zusammenstellten, so daß mit Hülfe griechischer Geschichtskünstler Numerius zum Sohne des Pythagoras wurde, wie Marcius ein Sohn des Pompilius hieß.

Allein gerade diese falsche Genealogie des fremden Volkes belehrt uns am Besten über die Vorstellung, welche die Römer von ihrem Könige Numa hatten. Er war und blieb der große Zahlenkünstler Roms, an den sich die wichtigsten Zahleninstitute des Volks anknüpften und dessen Nachfolger die in seinen Gesetzen und Gedanken wandelnden pontifices waren. Wenn es irgend eine augenscheinliche Nachweisung über die Bedeutung der Amtsthätigkeit und des Namens eines altrömischen Instituts giebt, so ist es diese über die Beschaffenheit der pontifices. Man hat, verschieden von dieser vorgetragenen Ansicht den Namen der pontifices im Alterthum und in neuerer Zeit erklären wollen als Brückenmacher, pontem facientes, weil in der That die pontifices thätig waren bei der Weihe des pons sublicius, der ohne Eisen, blos von Balken gezimmerten Brücke über die Tiber, und es braucht nicht geleugnet zu werden, daß diese älteste Brücke nach dem jenseitigen etruskischen und feindlichen Ufer ihre Bedeutung hatte. Allein diese Bedeutung der pontifices

in ihrer universellen Bedeutung als Ordner der heiligen Zahlen des Volks in Zeitrechnung und Familienabzählung, das heißt allgemein Volksstatistik, ist doch so überwiegend, daß, wenn eine Erklärung möglich ist, welche sich dieser ihrer Hauptthätigkeit nähert, sie den Vorzug verdient. Ueberdies hat sich die Nachricht erhalten, daß in der uralten Nachbarstadt Roms, Präneste (heut Paleſtrina) sich ebenfalls dies Institut eines collegium pontificum befand, (Serv. ad Aen. VII. 679), woselbst es weder einen Fluß noch die Gelegenheit, über denselben Brücken zu machen, gab, so daß also nahe liegt, daß das Institut und der Namen der pontifices, natürlich mit dialektischen Abweichungen seiner Aussprache, nichts gemein haben mit einer möglicherweise späteren Sitte, welche die oben erwähnten Ausleger kannten, die Kinder nach ihrer Geburtsstunde zu benennen, oder von der Anzahl der Geschwister überhaupt entstanden seien — obgleich es immer noch sehr räthselhaft bleibt, weil die elfte und zwölfte Stunde der Geburt fehlt. Die uralten Namenbezeichnungen, welche sich für die vornehmsten Adelsfamilien auf die Fünfzahl beschränken, werden dadurch nicht erklärt und nur der alte Vornamen Sextus kann überhaupt dabei in Frage kommen, der sich auf das spätere zwölfmonatliche Jahr bezieht, wobei zuzugestehen ist, daß überhaupt diese Namengebung nach Zahlen nur in einem Lande und Volke entstehen konnte, bei welchem die Zahl eine so heilige Verehrung genoß und der Vorname Numerius, die Zahl im allgemeinen Sinne ausdrückend, beweist wohl hinlänglich durch sein hohes Alterthum, daß es mit der Erklärung der Zahlennamen nach der Geburtsstunde gegeben, sehr übel bestellt ist.

Es wird also wohl dabei bleiben, daß die Fünfzahl, welche sich in den Namen, nicht eines, sondern einer Reihe von Geschlechtern des ältesten Roms und Italiens erhalten haben, einen besondern Sinn haben muß. Für das eigenthümlich Charakteristische dieses altrömischen Zahlenwesens ist es nun von hoher Bedeutung, daß es unter römischen Zahlenzeichen zwei runenartige für diejenigen beiden Zahlen von frühestem Alterthum bis in die späteste Zeit gab, von denen das einfache die Fünfzahl V und das aus Zusammensetzung von zwei solchen, die decussis, die Zehnzahl X ausdrückte. Die bedeutendsten Gelehrten sind darüber einverstanden, daß das Zeichen für fünf V ein Runenzeichen für die aufrechtstehende Hand mit ihren fünf Fingern war, daß also in der Verdoppelung X die Zehnzahl, zwei Hände mit zehn Fingern bedeutete. Für den römischen Kalender wird es daher eine absichtliche Anordnung gewesen sein, daß die vier ersten Monate so wenig als die beiden letzten, wohl aber der fünfte bis zehnte — Quinctilis später August) bis December nach Zahlen benannt waren.

Nachdem das Gesetz einmal gefunden ist, in welchem das alte Rom und Italien seine Geschlechter, seine Gemeinde- und Staatszahlen, die lebendigen Menschen, welche den Stand und die Gemeinde zusammenstellen, sich bewegten,

erklärt sich wie von selbst, daß der Vater des Numa Pompilius, der in's Römische übersetzt Numerius Quinctius lautete, Pompo Pompilius — nach Pompo gab es ein Geschlecht der Pompilier, der gleichwie Quintus Quinctius — der **fünfte Fünfer** hieß, der Extract der Fünfzahl, ihre wahre Potencirung; und die **Sage**, daß Numa Pompilius genau im Augenblick der Gründung Roms geboren wurde, beweist hinlänglich, daß er der Zähler, die lebendige Chronologie Roms war, wie seine Creaturen, die pontifices, bis in die späteste Zeit die Chronologie Roms feststellten bis auf Cäsar, welcher als erkorener Pontifex Maximus diese Chronologie so von Neuem ordnete, daß er in seiner Person, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, dieselben Würden und Gewalten in sich vereinigte, die viele Jahrhunderte später in dem christlichen Weltreich römisch-deutscher Nation in der Gewalt des Papstes und des Kaisers auseinander gingen und ein Papst, auch ein pontifex maximus, ein Papst Gregor, wie Julius Cäsar war es, welcher als sein Nachfolger die Chronologie, den Kalender feststellte, dessen wir uns heut bedienen, den wir Protestanten erst nach langen protestantischen religiösen Scrupeln wegen des papistischen antichristlichen Urhebers und Gewährsmannes angenommen haben. Vorher gab es einen Julianischen Kalender, dessen sich noch heut die Russen bedienen und wir gebrauchen den verbesserten endlich angenommenen Gregorianischen Kalender.

So rechnen und leben wir also unser Leben und unsere Jahre noch immer ab nach der Regel und Norm, welche die alten römischen pontifices den Römern erschufen.

Diese Auseinandersetzung über das älteste italische Zahlensystem, welches die statistischen Verfassungs- und Geschlechterzahlen und die chronologischen Kalenderzahlen bestimmte, wird genügen, die höchst eigenthümliche, niemals in der Welt noch einmal zu findende älteste Gedankenwelt der Zahlen in Rom und Italien zu charakterisiren, welche für die spätere Entwicklung dieser italischen Völker und vor allen Roms als ein Grund- und Angelpunkt sich schon in so frühen Zeiten mit solcher Entschiedenheit hervorthut.

Es hat nun genug Zahlen gedonnert und geregnet und es ist Zeit, nachdem „der Himmel und die Dächer abgeregnet", der übrigen Thaten und Einrichtungen, welche die alte Sage den beiden ersten Königen Roms, dem Romulus und Numa, zuschreiben, zu gedenken. Auch bei ihnen bewegen wir uns noch in dem Gebiet der heiligen Messung und Begrenzung. Die heilige Sage erzählt, die beiden Brüder Romulus und Remus wären darüber in Hader gerathen, an welcher Stelle man die neue Stadt und Burg mit ihrer Bürgerschaft erbauen sollte. Remus war für den Aventinischen Berg, wo man später die Remuria zeigte, südlich von dem Palatinischen, welchen Romulus sich auserkoren, der hart an die von der Tiber gespeisten sumpfigen Niederungen stieß, welcher diese Höhe mit dem Urwort für die Jahrtausende hin-

durch geltende Benennung von palatium, Pfalz der deutschen Könige, palais und Palast, welches bis auf den heutigen Tag gilt und verstanden wird als Sitz und Residenz von Vornehmen und großen Fürsten, zum langen Mittelpunkte eines großen Weltreichs bestimmte. Die beiden zwieträchtigen Brüder Romulus und Remus beschlossen, ihre Streitigkeit einem Gottesurtheil zu überlassen. Sie nahmen ihren Sitz jeder auf der Höhe, welche sie für ihre Niederlassung bestimmt hatten und warteten der Zeichen, welche ihnen die Götter senden würden.

Aber wie erforschten denn diese beiden feindlichen Brüder den Gotteswillen und die göttlichen Willenszeichen!

Es war dazu nöthig, sich in tiefer Nacht vom Lager zu erheben und mit dem kundigen Zeichendeuter, welcher einen Krummstab als Zeichen seiner Kunst führte, wie der Hirt, der auch vor Tage sich dem Schlafe entreißt, sein ihm anvertrautes Vieh auf die Weide zu führen, und alle Erscheinungen der Nacht und des hervorbrechenden Tages und alle Thiere des Himmels und der Erde, Raubvögel, Füchse und Wölfe nach ihrer Lebensweise genau kennt, um sich vor ihnen zu hüten. Auf einer hohen Warte, von wo ungehindert der Blick über Himmel und Erde, das Auge, so weit es reichte, schweifen konnte, nehmen sie beide Platz und beobachten Erde und Himmel. Kein Geräusch menschlichen Thuns durfte die heilige Betrachtung stören und mit keiner Bewegung ihrer menschlichen Glieder durften sie das heilige Schweigen (silentium) unterbrechen; denn die göttliche Offenbarung im heiligen Zauber wäre dann augenblicklich in Nichts verkehrt worden. Sie hielten sich also in dem tiefsten Schweigen, wie ein Jäger auf dem Anstand, der das Wild belauert.

Aber zu der heiligen Belauerung des Götterwillens gehörte noch ein Anderes. Es mußte noch genau der Ort, die Himmelsgegend bestimmt werden, von wo sich der Götterwillen offenbarte. Diese Gegend mußte durch heilige Ceremonien festgestellt werden.

Es gab dazu nach urväterlichem Glauben nur ein Mittel. Der Zeichendeuter, welcher nur himmlische Erscheinungen — und als solche wurden der Flug der wilden Vögel angesehen — als Götterzeichen anerkannte, beschränkte den Ort, wo sich der Götterwille offenbaren würde, durch seinen lituus, den an der Handhabe krummgebogenen Hirtenstab, durch zwei ideale Linien, welche am Himmel gezogen, diesen in vier Theile zerlegten. Denn diese beide Linien, von denen die eine von Abend nach Morgen, die andere von Mitternacht nach Mittag sich über seinem Haupte kreuzten, schlossen die drei gleichgültigen Viertel von seiner scharfen Beobachtung aus und lenkten sie ausschließlich auf das vierte Viertel, innerhalb dessen sich das Götterwunder vollziehen mußte. Das Götterwunder derselben Naturvölker, das Gewitter,

welches die Zickzacklinien des Blitzes sendete, welcher den Himmel aufthat und ihn in zwei Hälften schied, hatte ihn diese Theilung gelehrt.

So saß also der Zeichendeuter — Romulus und Remus wie später alle Zeichensucher und der vogelschauende Zeichendeuter, der augur — in tiefem Schweigen gläubig erwartungsvoll der Zeichen, welche die Götter senden würden.

Da erzählt nun die Sage, es wären dem Remus in der von ihm in seinem Gemüthe erwählten Himmelsregion sechs Geier erschienen, in der Frühe des beginnenden Morgens, während Romulus vergebens auf ein göttliches Zeichen wartete.

Schon glaubte Remus und die Schaar seiner Anhänger sich siegreich über seinen nebenbuhlerischen Bruder und dessen Freunde, als dem Romulus in der von ihm in heiliger Wette auserkorenen Himmelsregion bei klarem Sonnenlicht zwölf Geier entgegenflogen. Das ganze Volk des Remus und Romulus konnte das höhere Wunderzeichen erblicken und Remus war durch das Gottesurtheil besiegt, Romulus der Sieger, welcher ohne Aufenthalt zur göttlichen Weihe der von ihm im Geiste festbestimmten Lage seiner Stadtgründung vorschritt. Der Palatinische Berg, die Höhe seiner Wahl für die neue Stadtgründung, welche jetzt die Götter selbst gebilligt hatten, war eine unregelmäßige Felsenplatte. Allein er meinte, daß die irdische Heimath seines Volks das genaue Abbild der himmlischen Götterburg sein müßte, welche durch die ewigen Linien des Schicksals, welche am Himmel gezogen waren und ihnen in die heiligen vier Viertel eintheilte, entsprechen müßte. Er verlangte also für seine irdische Himmelsburg dieselben heiligen Linien, welche ihm der priesterliche Zeichendeuter am Himmel mit Hülfe der irdischen Flurzeichen, als da waren des alten Baumes, der einsam auf der Flur stand, und anderer dergleichen Zeichen gezogen hatte. Er zog also mit einem Pfluge, bespannt mit einem Stier und einer Kuh feierlich nach strenger Abmessung tief unter den gebirgigen Höhen des Palatin, damit sie ihm die genaue Abmessung nicht störten, eine regelmäßig gleichseitige viereckige Furche, und zwar so, daß bei der Ziehung derselben die Schollen nach der inneren Seite des Stadtringes fielen, das hieß, er umpflügte das Gebiet seiner künftigen Stadtgründung von links nach rechts, weil die Pflugfurche dorthin stand. Nur wo die Thore der neuen Stadt stehen sollten, hob er den Pflug, also daß hier kein symbolischer Wall der vom Pfluge aufgeworfenen Schollen den Eintritt hindern sollte.

Remus aber, der neidisch über das Götterglück seines Bruders war und sich auf seine früheren Götterzeichen berief, mißachtete die neue Gründung des Romulus und zum Hohn der schwachen Befestigung der neuen Tiberstadt sprang er über die armselige Furche, welche die heilige Grenze der Romulischen Stadt bilden sollte.

Da kochte das Romulische Blut und Remus, von der Lanze Romulus durchbohrt, stürzte tödtlich getroffen zu Boden. So beginnt also die römische Geschichte mit Brudermord, wie die römische Republik nach Vertreibung der Könige mit dem Sohnesmord, als unter des Brutus Consulat, dem ersten Roms, seine Söhne sich gegen ihn zu Gunsten der vertriebenen Könige verschworen, und die alte Erzählung erhebt sich in grauenvoller Hoheit zum Bericht, wie dieser erste Consul Brutus mit unbeweglichem Auge zugeschaut, bis die Lictoren, die Büttel unserer alten Sprache, seinen leiblichen Kindern mit ihrem Beile den Kopf abhieben. So konnte dieses Volk, dessen Rechtsentwickelung und Weisheit zum Stern werden sollten für die — man kann wohl sagen — ganze gebildete Erde, keine Rücksicht nehmen weder auf Brüder noch auf Kinder, wenn das Recht verletzt war, es galt ihnen wohl als ein von der göttlichen Vorsehung verhängtes Unglück, das eigene Fleisch und Blut zu verderben, allein sie thaten es mit voller selbstbewußter Absicht, weil sie dieses Landrecht, das in ihrem Herzen als Gewissen lebte, als ein Wesen betrachteten, das weit, hoch über ihrer engbegrenzten Persönlichkeitsdauer wie eine ewige überirdische Ordnung der Götter schwebte. Wie heut ein unglücklicher Arbeiter, welcher dem Räderwerk einer Dampfmaschine zu nahe kommt, unrettbar dem Tode oder der Verkrüppelung verfällt, so war in Rom dem Tode verfallen jeder, der die heiligen Satzungen, die heiligen Grenzen der Gemeinde, wie Remus den unansehnlichen Graben der Furche, welche die Pflugschaar aufgeworfen, übersprang.

Wenn also von Romulus, dem Anfänger der Weltstadt, ihre heiligen Grenzen bis zum blutigen Brudermord geschützt und vertheidigt wurden, so bewies sich nicht minder sein Nachfolger Numa als ein unfehlbarer Richter der heiStadt-, Landes- und Ackergrenzen. Er war — nach der heiligen Sage — der Gründer des heiligen Festes der Terminalia, welche dem Terminus, dem göttlichen Geiste der Grenze und des Grenzsteins, geweiht waren.

Dieser Terminus blieb im Römischen Reich alle Zeiten hindurch in den höchsten Ehren. Numahatte seinen heiligen Gottesdienst auf dem Capitol eingerichtet unter Gottes freiem Himmel, denn der blaue weite Himmel mußte sich über ihm wölben, kein Menschendach durfte seine heilige Kraft, seinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Himmel durch den heiligen Scheitelpunkt, der sich kreuzweis, das ist rechtwinklig am Himmel und auf Erden vereinigte, stören.

Als der spätere König Tarquinius Priscus der Juno, dem Jupiter und der Minerva, diesen fortan dreieinigen Göttern Roms, einen Tempel auf dem Capitol gründete, da mußte er alle Götter, denen an der Stelle dieses künftigen Weltheiligthums Götterdienste zustanden, aufrufen mit heiligen Gebetformeln, es sich gnädig gefallen zu lassen, an andern Stellen die ihnen schuldige Vereh-

rung entgegenzunehmen; sie sollten von ihrer Wohnung, die sie lange inne gehabt, weichen, gerade wie in unsern jetzigen Städten die Besitzer und Einwohner, welche der souveräne Wille der Commune zur Expropriation und Verschönerung der Stadt erkoren hatte.

Alle diese Götter wichen der Gewalt der übermächtigen angewandten Zauberformeln der Priesterschaften, nur der Terminus, der heilige Grenzstein, wich nicht und der königliche Baumeister des neuen Göttertempels mußte es sich schon gefallen lassen, den beharrlichen Terminus als durchaus nicht beabsichteten Hausgenossen in den Bau mit aufzunehmen und sich in seine göttliche Eigenschaft außerdem zu fügen, nämlich die, unter freiem Himmel zu stehen, so daß der Baumeister des künftigen Nationalheiligthums an der unverrückbaren Stelle, wo er gegründet war, im Dach eine Oeffnung lassen mußte.

Um diesen zwingenden Götterbrauch des Terminus zu begreifen, muß man sich erinnern, daß es erforderlich war, bei dem Schwur des Terminus das Haupt zu entblößen, gerade wie bei dem des Semo Sancus und des Hercules und des Deus Fidius, des Gottes der Treue und Wahrheit, bei welchem der Himmel zum Zeugen an- und aufgerufen ward. Die Schwurformel lautete mediusfidius und später mehercle. Denn der griechische Gott Hercules hatte später bei der Verbindung Roms mit den süditalischen Pflanzstädten sich gleiches Bürgerrecht mit dem ihm ähnlichen Gotte Semo Sancus oder Medius Fidius verschafft, ohne doch den alten nationalen Dämon ganz verdrängen zu können.

Wie heilig aber dieser Eid mit entblößtem Haupte sein muß bei den verwandten Götterwesen, lehrt uns die Verfluchung, welche gegen diejenigen ausgesprochen wurde, die den heiligen Grenzstein verrückt hatten, dieselbe, welche den Tarquinius Priscus bewog, ihn in seinen neuen Bau des Capitolinischen Tempels mit aufzunehmen. Die Verfluchungsformel der alten Königssatzungen hieß: sacer estod, er sei den unterirdischen Göttern verfallen und geweiht, das hieß, er sei ausgestoßen aus dem schützenden Landrecht der Gemeinde, ein Gebannter, im heutigen altitalienischen Volksausdruck des früheren neapolitanischen und vielleicht noch kurze Zeit vorhandenen päpstlichen Gebiets: „bandito", den jeder wie ein wildes Thier ohne Strafe erschlagen mag, wenn er dazu Lust hat, und dem, wie es im alten Landrecht hieß, Niemand ungestraft Feuer und Wasser, die Lebensbedürfnisse des menschlichen Daseins, reichen durfte.

Numa war also in augenscheinlicher Bedeutung wie Romulus in minder erkennbarer Weise ein Lehrer des großen Begriffs: Eigenthum, welches damals wesentlich Landeigenthum und zwar genauer „bestellter Acker" war, während die Eigenthumsbegriffe über Wald und Weideland und das auf ihrem Boden weidende Vieh noch immer schwankend blieben, wo noch immer das

Recht des Stärkeren, das Fauſtrecht oder Meſſerrecht herrſchte; und dieſer Meſſerkampf hat ſich ſeit früheſter Zeit bis in die jetzigen als eine alte Untugend nicht blos des italieniſchen Stammes, ſondern ſämmtlicher echt romaniſcher Stämme, alſo der Südfranzoſen, Spanier, Portugieſen und Mittel- und Südamerikaner erhalten. Wenn noch heute bei einer Rauferei in Sicilien die Meſſer gezogen werden beim Wein oder einem Liebesabenteuer und einer den Todesſtoß in ſeinem Leibe fühlt, ſo ruft er in merkwürdiger Modeübereinſtimmung mit dem ſpaniſchen Mexikaner „gut getroffen" „ben toccato" oder „buen toccado" mit geringer dialektiſcher Abweichung und ſtirbt mit derſelben Gemüthsruhe, wie im alten Rom ein überwundener Gladiator, der unfähig, ſich weiter zu wehren, dem Gegner noch immer mit militäriſchem Stolz, den er dem ſchauluſtigen Publicum bis zum letzten Athemzuge beweiſen wollte, die carotis, die Hauptpulsader am Halſe, zum Durchſchneiden bot. Das iſt bei den Romanen ſeit Jahrtauſenden Sitte geweſen und die Polizei kommt regelmäßig zu ſpät das Unglück zu verhüten, ja es gelingt ihr nur in ſeltenen Fällen, den Unheilſtifter zu finden.

So ſtehen ſich alſo ſeit älteſten Zeiten in dieſer italiſchen Nation die wildeſte Gewaltſamkeit, von der wir noch manche Beiſpiele zu berichten haben, und die ſtrengſte Geſetzesform gegenüber, eine ſo ideale, daß ſie dem gebildeten heutigen Europa zum Vorbild geworden iſt.

Der weiſe und gute König Numa war ein Held des Geſetzes und des Friedens. Er hatte nichts zu ſchaffen mit den Gewaltſamkeiten ſeines Vorgängers. Ihm genügte mit Maaß, mit der eingebornen Kraft und Gewalt der Zahlen zu herrſchen. Das war ſeine geprieſene Frömmigkeit, das ihm untergebene Volk zu lehren, den Acker als eine Heimath anzuſehen, ihn mit Fleiß zu bauen und den Göttern gewiſſenhaft zu dienen in den heiligen Ordnungen und Satzungen, welche der Genius der italiſchen Völker mit nationaler Originalität erſchaffen hatte aus ſich ſelber. Er war der Mittelpunkt ihres moraliſchen Daſeins, woran er wie an ſeine Natur das Prinzip ſeiner Exiſtenz als zählender und ordnender Volksfürſt knüpfte, ein Princip, welches durchaus — wie ſchon geſagt — nicht allein Rom und den latiniſchen Nachbarn, ſondern allen ſtammverwandten in weiter Ausdehnung umherwohnenden italiſchen Stämmen, den Umbrern, Sabinern, Samniten, Volskern und den ſogenannten osciſchen Völkern überhaupt eine Mitgift der Geburt war, deren Elemente ſich überall ganz oder verſtreut bei ihnen vorfanden.

Der fromme Numa gilt nun auch als Gründer der vornehmſten Prieſtercollegien, welche ſich, ſo lange Rom dauerte, erhalten haben, ſo wie die der ebenſo vornehmen Einzelprieſter, des flamen Dialis, des Prieſters des Jupiter, des flamen Martialis, des Prieſters des Kriegesgottes, des flamen Quirinalis.

Numa werden auch die Feciales zugeſchrieben, 20 an der Zahl, die

über das Kriegsrecht, das internationale Eigenthum wachten, ferner die Augurn.

Diese oder, wie sie auch heißen in weniger officieller Benennung, auspices waren die Zeichendeuter des Vogelfluges und des Vogelschreies, welche aber schon der Sache nach in der Vogelschau des Remus und Romulus mit ihren Wahrzeichen der sechs und zwölf Geier vorhanden waren; sie haben ihr langes und sehr einflußreiches Dasein bis in die Kaiserzeit hinab gewahrt, wo längst der Glaube an die Göttlichkeit ihrer Verkündigungen verschwunden war, besonders bei ihnen selber, so daß jenes berühmte Wort entstehen konnte, wenn ein Augur dem andern begegnet wäre mitten in ihrer Amtsfunction, hätten sie sich gegenseitig ausgelacht. Das war aber Jahrhunderte später, und in der alten Zeit war ihre Gewalt so groß, daß König Numa, den der letzte interrex erkoren und die Geschlechtergemeinde jubelnd anerkannt hatte, sich doch noch nicht als einen echten Fürsten fühlte, sondern erst den Götterwillen der Auspicien in der Inauguration — ein Wort, das noch heut bei der Einsetzung der Universitätsrectoren in der klassischen Sprache gebraucht wird — einholte. Noch Livius kannte in der Zeit des Augustus die heilige Gebetsformel, mit welcher der Augur die göttliche Willensoffenbarung anflehte. „Himmlischer Vater (Jupiter), ist es Dein göttlicher Wille, daß dieser Numa Pompilius, dessen Haupt ich berühre, in Rom König werde, wohlan, so offenbare uns die gewissen Zeichen innerhalb der heiligen Grenzen, welche ich gezogen habe."

Es waren eben die mystischen Linien, welche der Augur mit dem lituus, dem Krummstab, an dem kein Knoten und Auswuchs sein durfte, als wenn er durch einen einjährigen Baumesschuß hervorgetrieben wäre, von Süd nach Nord und von Ost nach West über sein Haupt hin, über dem sie sich kreuzten, gezogen hatte.

Und der Gott sandte nicht weniger dem frommen Numa wie dem Brudermörder Romulus seine heiligen Boten auf den Flügeln des Windes und machte Numa zu einem rechten und echten und vollkommenen König der Römer, welcher dazu auserwählt war, die neue Stadt, welche Romulus mit Gewaltsamkeit und Krieg in's Leben gerufen, durch Gesetz und fromme Religionssatzungen neu zu gründen und zu schützen.

Und wie nöthig diese Reaction war, sieht man daraus, daß wirklich das Regiment des Romulus erfüllt war von lauter Gewaltsamkeiten und Rechtlosigkeiten.

Die Sage erzählt, der neuen Gründung des Romulus hätte es anfangs an Menschen gefehlt. Um sie in die neue Ansiedlung zu locken, hätte er ein Asyl, eine Freistatt zwischen den beiden Gipfeln der noch unbewohnten, der Palatinischen Stadt gegenüber liegenden Höhen, des späteren Capitol und der sogenannten arx, wo jetzt die Kirche Santa Maria in Araceli steht,

in der Thalsenkung dieser beiden Spitzen, welche man inter duos lucos (zwischen den beiden Hölzern) nannte, wo das Heiligthum des Vejovis stand, des Gottes, dem die Unterwelt gehörte, das heißt also die Welt des Todes, den es erfreute, den Menschentod vor seinem Antlitz zu sehen. Allmälig ward aber anstatt des Menschen durch symbolische Fiction, durch die anstatt des Menschenopfers untergeschobene Opferung eines Ziegenopfers, dem Blutdurst des Gottes Genüge gethan und bei dieser neuen Freistatt strömten nun allerhand Wildfänge, wie das altdeutsche Recht sagt, banditi, wie das neuitalienische Recht sie benennt, Verbrecher, welche aus der Haft entsprungen waren, meist Diebe, Räuber und Mörder, zu dem Heiligthum, welches sie entsündigte und mit Gott und Menschen versöhnte.

Es waren also verwegene Männer bis zur Ruchlosigkeit, welche den neuen Staat bevölkerten, und bald war ein kriegerischer Haufe solcher Gebannten versammelt, deren wenig skrupulöses Gewissen sie zu jeder verwegenen That gegen die Grenznachbarn geeignet machte und mit denen Romulus Alles wagen konnte.

Er hatte Männer erworben und als Kriegsleute geworben, wie Wallenstein mit seinen Werbetrommeln, die er durch's deutsche Reich wirbeln und dröhnen ließ.

Allein diesen kriegerischen Männern fehlte es ganz so wie dem Kosackenstaat im südlichen Rußland, der ebenfalls aus solchen Wildlingen von Norden und Süden, von Russen und Tataren und Türken zusammengeströmt war, an Weibern, ein Bedürfniß, das nicht weniger die sagenhafte römische Räuberrepublik wie die historische Kosackenrepublik lebhaft fühlte.

Die Kosacken halfen sich sehr bald mit dem einfachen Weiberraub, die Römer durch den mittelbaren, obligaten.

Anfangs gingen Gesandtschaften von Rom an die Nachbarstädte oder Dörfer mit der Bitte um Epigamie, das heißt Verschwägerung, gegenseitige Heirathsverbrüderung. Allein als sie bald stolz abgeschlagen, bald mit der sarkastischen Antwort abgewiesen wurden, die neuen Städter sollten doch auch eine Freistatt für landflüchtige Frauenzimmer errichten, dann würden sie gewiß schnell die Gelegenheit für ebenbürtige Ehen gewinnen, da beschloß Romulus nicht nur seinem Volke auf neue Weise zu helfen, sondern sich auch auf listige Weise an seinen Beleidigern zu rächen.

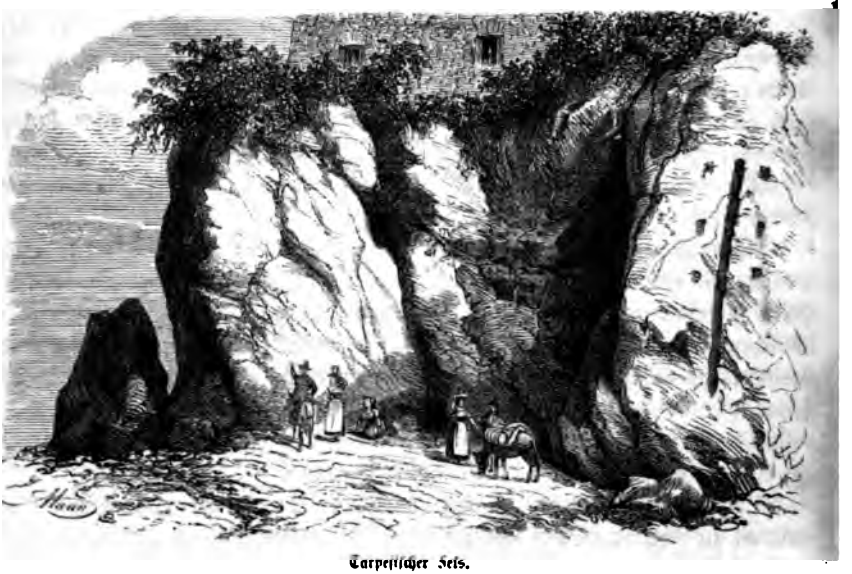
Ohne die Beleidigung merken zu lassen, lud er die umliegenden Gemeinden zu dem fröhlichen Götterfest der Consualia ein und sie kamen arglos mit ihren Weibern und erwachsenen Töchtern, der Festfreude zu genießen.

Da, als Alles in Lust und Jubel sich erging, stürzte plötzlich eine gewaffnete Schaar hervor und entführte gewaltsam die schönen Töchter der zum Götterfest erschienenen Gäste. Unter Grimm und Verwünschung und Gelobungen von Rache trennte sich die kurz zuvor so fröhliche Versammlung.

Krieg war die unausbleibliche Folge. Die Anfälle der nächsten Nachbarn von Cänina, Antemnä und Cruſtumerium wurden geſchwind beſiegt und die Legende wußte noch von dem erlegten Könige von Cänina, Acron zu berichten, daß ihm Romulus ſeine Rüſtung als spolia opima, als Siegesbeute des feindlichen Fürſten mit eigner Hand vom Leibe gezogen und im heimiſchen Götterheiligthum aufgehängt, abgewonnen hatte.

Allein als die gewaltigen Sabiner unter ihrem Heldenkönig Titus Tatius anrückten, da wurde es in der römiſchen Heimath ſchlimm. Der Gipfel des Capitols, der Tarpejiſche Felſen, war als eine Burg von Romulus mit einer tapfern Schaar dem Tarpejus anvertraut und die Römer ſchloſſen ſich in ihre Befeſtigungen auf dem Palatin ein.

Tarpejus hatte aber eine wunderſchöne Tochter, die Tarpeja, durch deren That — die alte Sage ſchwankt, ob ſie eine patriotiſche oder verrätheriſche war — die römiſche Burg in die Gewalt der Feinde gerieth. Die ſchöne Tarpeja, ſo hieß ſie noch bei dem gemeinen Mann in Rom vor 40 Jahren, ſetzte ſich in geheime Verhandlung mit den Landesfeinden und verſprach ihnen die Burg zu öffnen, wenn ſie ihr gäben, was ſie am linken Arme trügen.



Tarpejiſcher Fels.

Die Sabiner trugen aber daran zweierlei, erſtens ihre goldenen Armſpangen und zweitens ihre Schilde. Die Sage, welche ſie zur Patriotin machte, meinte die Schilde, ſo daß die Feinde entwaffnet ſich nahen ſollten. Die

, welche ſie als Verrätherin kennzeichnete, erzählte, ſie hätte das begehrt und die eindringenden Feinde hätten die Verrätherin, treu gegebenen Eide, unter ihren Schildern, die ſie an den Linken trugen, en und der Verrath und Tod der ſchlechten Magd hätte ihnen den der feſten Burg verſchafft.

Die nun folgenden Kämpfe trotz aller römiſchen Heldenthaten endeten , daß ſich die Römer bequemten, den Sabinern den Quirinal mit dem ol, der Burg Roms, einzuräumen, und ſelbſt dieſes Abkommen wäre vermittelt worden durch die geraubten Sabinerinnen, die ſich zwiſchen chlachtreihe ihrer Väter, Brüder und Männer geſtürzt hätten mit den ntlichen Bitten, die gemeinſchaftlichen Verwandten möchten ſie doch nicht Wittwen und Waiſen zugleich machen.

Nun iſt es aber ſehr bedeutend für die alten Erzählungen, daß conſe- nt erzählt wird, die urſprünglichen Gebiete Roms hätten ihre Namen hrt von den geraubten Sabinerinnen, von denen ſich ſogar eine Anzahl lten hat.

Die Erklärung liegt ſehr nahe, daß eine jede Curia, die älteſte Orts- heilung Roms — es gab da 30 Curien — von Geſchlechtsnamen benannt : und alſo, da curia die Femininform iſt, man zunächſt die Weibernamen ſich hatte, zumal, ſobald man curia der Kürze halber ausließ, wie man b bei der tribus Romilia etwa tribus fortlaſſen konnte und jeder unter milia nicht nur die gens, ſondern auch das Gebiet, wo ſie wohnte, leich verſtand — der Name der alten tribus, der alten curia, beide be- nt von blutsverwandten Geſchlechterverbänden, gleichlautete mit den ammmüttern dieſer Geſchlechter.

Dieſe Curien waren von Anfang an und blieben bis in ſehr ſpäte it Roms in dem urſprünglichen alten Geſchlechterſtaat die einfachſten und len Beſtandtheile des römiſchen Gemeinweſens, als Einheiten ſowohl der ſchlechtsgemeinſchaften, als der Reviere und Bezirke und Feldfluren, in en ſie wohnten. Nach der ſtrengen Zahleneintheilung, welche Italien, ſchon des Näheren und Weiteren ausgeführt iſt, beſonders charakteriſirt, ielen ſie wieder in noch kleinere, weſentlich in zehn Theile, die decuriae, in der ſagenhaften Erzählung die gens Fabia, das fabiſche Geſchlecht, au zehn Familien umfaßte. An der Spitze jeder curia ſtand ein curio, Curiengebietiger oder Comthur, und an ſeiner Seite ein Flamen curialis, Prieſter der Curie, und über der decuria ein decurio als ihr Amt- n. Aus ihnen bildete ſich der große Rath, wie es in den ſchweizeriſchen ubliken des deutſchen Alterthums und der neueren Zeit heißt, welcher in einer Verſammlung der Vollbürger neben dem kleinen, das iſt engen h, dem Senat, oder wie man nach dem Vorgang Englands jetzt ſagt,

dem Oberhause, das Gemeinwesen berieth. Das sind die berühmten Curiatcomitien, in welchen die alte römische Geschlechtergemeinde Jahrhunderte lang ihre Prärogative aufrecht erhielt, durch den alten römischen souveränen Willen, aus dem das berühmte römische imperium, die gewaltige Göttermacht emporwuchs, die sich den Erdkreis unterwarf und mit eiserner Faust die Herrschaft der Geschlechter, die zum Geburtsadel geworden waren, festhielt, als rings um sie her neue Riesenmächte emporgewachsen waren, die ihnen in Jahrhunderte langen Kämpfen die Oberherrschaft streitig machten. Und doch waren diese ungeheuren Kräfte nicht im Stande, die alten Gesetzordnungen zu vernichten. Den Inhalt, die Macht der alten Geschlechter hatten sie freilich in den Kämpfen von Jahrhunderten zerschlagen, aber die Form achtete die Opposition, sie ließ sie stehen, als sie ihr unschädlich geworden. Denn sie glaubte noch immer an den göttlichen Grund dieser Ordnung und die höchsten Magistrate, die längst nicht mehr Edelleute de sang, von blauem Blut waren, ließen sich das imperium durch eine Scheinversammlung der Curien, die freilich nur 30 Lictoren, die alten königlichen Bedienten, welche den Blutbann ausführten, übertragen, in höchst bequemer Abstimmung für die Herren, aber wunderbarer Erniedrigung der alten hochgeborenen Geschlechter, die nun durch niedrige Bediente, durch Häscher, etwa ausgediente Unteroffiziere unserer Zeiten dargestellt wurde. Sic transit gloria mundi, das ist das Loos aller irdischen Einrichtungen, und alle irdische Herrlichkeit vergeht wie ein Traum, wenn er auch noch so lange dauert.

Schließen wir die Glieder der alten traumhaften Erinnerungen der alten italischen Nationen, welche sich in Rom concentriren und centralisiren, enger aneinander, so gewinnen wir aus den überlieferten Erzählungen von den beiden ersten Königen Romulus und Numa das kurze und knappe Resultat, daß auf dem Boden des späteren weltbeherrschenden Roms zwei nahe verwandte Nationen, die Latiner und Sabiner, welche in ältester Zeit, obgleich verschieden in ihrer Sprache, etwa wie Westphalen und Thüringer, als Auswanderer sich in den slavischen Gebieten Norddeutschlands, in denen das mächtige Preußenkönigreich sich aufbaute, einander begegneten. Ihre Dialekte standen sich gegenüber und mischten sich dennoch ineinander, denn sie verstanden sich trotz aller einzelnen Abweichungen, obgleich sie sich bis zum heutigen Tage in völliger Reinheit, jeder für sich, in ihren Heimathsgebieten erhalten haben. Die Sabiner, die aus dem inneren Gebirgsgebiet herabzogen in die gesegneten Ebenen von Latium, dessen Grenze der Tiber gegen Norden bildete, bedrängten mit ihrer bäurischen Gewaltsamkeit die gebildeteren Latiner, wie sie in weiterer Ausdehnung durch ihre Völkerwanderungen nach Süden die dort wohnenden Bevölkerungen der

Ebene in etwa derſelben Zeit oder wenig ſpäter bedrängten bis hinab in die Gegenden des paradieſiſchen Neapels, wo Pompeji lag und ſeine Nachbarſtädte, von denen bereits geredet iſt.

Der erſte Zuſammenſtoß dieſer ſtammverwandten und doch feindlichen Nationen erfolgte auf dem Boden des ſpäteren Roms, wie in Paläſtina der Zuſammenſtoß der ſtammverwandten Kanaaniten, der Bewohner der Ebene, wie die Latiner waren, mit den Stämmen des inneren Hochlandes, den Juden. So wenig als es den Iſraeliten gelang, das ganze Paläſtina zu erobern, ſo daß die weltberühmte Nation der Phöniker und auch die Philiſter nicht gänzlich vertrieben werden konnten, ſo wenig gelang es den Sabinern, der Bewohner Latiums gänzlich Herr zu werden und die ſprach- und religionsverwandten Stämme der Sabiner und Latiner verſchmolzen auf dem Boden Romas nach ſchweren Kämpfen in eine Bundesgemeinde.

Denn es ging anfangs, als ſich Romulus und Titus Tatius mit ihren Schaaren begegneten, ſcharf her, wie bereits geſagt iſt, ſo daß die Sabiner mit Hülfe der Tarpeja nicht nur den Quirinaliſchen Hügel, ſondern auch das Capitol eroberten.

Zwei Züge der alten Sage belehren uns über die Anſicht der Römer über ihre alte Geſchichte, wie eigentlich man ſich den Heereszug des Titus Tatius dachte. Erſtlich erzählte man, nach vergeblichen Kämpfen ſich gegenſeitig zu überwinden, wäre man übereingekommen, daß beide Fürſten, Romulus und Titus Tatius, auf zwei nebeneinander geſtellten Thronen über die Sammtgemeinde der Sabiner und Römer herrſchen ſollten. Das alſo war die erſte Bedingung.

Für den zweiten Punkt gab es zwei Hauptregeln in ſpäterer Zeit, welche das Kennzeichen des beſten Bürgerrechts bildeten, Connubium und Commercium, das Zugeſtändniß rechtsgültiger Wechſelheirathen und des rechtsgültigen Verkehrs im Handel und Wandel. Dieſen zweiten Rechtspunkt geſtanden die Römer ihren Nachbarn, denen ſie wohlwollten, ſchon viel leichter zu, in dem anderen aber waren ſie ſchwieriger, wenigſtens in ſpäteren Zeiten.

Da nun die alte Sage berichtet, daß eine Bedingung der geſchloſſenen Freundſchaft zwiſchen ihnen und den ſabiniſchen Gegnern darin beſtanden hätte, daß der Sabinerinnenraub nicht mehr als verbrecheriſch zu betrachten wäre von den rächenden betheiligten Sabinern, beweiſt, daß nicht nur zwiſchen den ſtreitigen Volksſtämmen der Sabiner und Römer das Connubium zugeſtanden wurde, ſondern auch das viel geringere Recht des Commerciums, ſo daß alſo eine Verbrüderung der beiden feindlichen Gemeinden im vollkommenſten Sinne zu Stande kam und nach der Vereinigung es möglich war, daß nach dem Tode des Titus Tatius, und ſpäter des Romulus, ein

Sabiner, Numa Pompilius, wie consequent die alten Erzählungen berichten, zum König der beiden Völker in den nachbarlichen Niederlassungen gewählt werden konnte.

Die beiden Könige der sabinischen Niederlassung bei dem alten Rom, der Palatinischen Stadt, sind also wohl verständlich, sowohl Titus Tatius wie Numa Pompilius. Es waren auf dem römischen Boden zwei verschiedene Stämme einer großen Nation verschmolzen, die, nahe verwandt, doch verschiedene Mundarten sprachen, wie die Thüringer und die Sachsen und Westphalen und die sich bei der Gemeinschaft aller religiösen Anschauungen, der Gemeinschaft des Götterglaubens wohl untereinander verständigen konnten, wenn auch diese Vereinigung das Resultat der blutigsten, ermüdendsten Kämpfe sein mochte.

Die römische Legende erzählte aber von einer Dreiheit, aus welcher das römische Gemeindewesen erwachsen war, von drei Stämmen, deren Namen sie Ramnes, Tities und Luceres nannte.

Die beiden ersten Stämme werden verständlich und leicht auf die beiden Könige Romulus und Titus Tatius zurückgeführt. Der Name der Ramnes könnte Bedenken erregen, wie er auf den Namen des Romulus Bezug haben könnte. Allein die vocalische Umwandlung des a und o und u muß doch aus dialektischen Sonderaussprachen in den Namen der Ramnes, des Romulus und der gens Romilia und des ficus Ruminalis, des wilden Feigenbaums, welcher noch lange gezeigt wurde als der Baum, unter dem die Wölfin den Romulus gesäugt hatte, als gleichartig anerkannt werden. Diese verschiedene Aussprache bezeichnet ohne Zweifel dasselbe so gut, wie der Gott Mars, der tödtende Kriegsgott, mors den Tod bezeichnete, um so mehr, da es eine Nebenform von dem Namen des Mars, Mavors gab, eine Ablautung, die in der römischen Sprache öfter vorkommt.

Ist also die Erklärung der beiden National- und Tribusnamen der Ramnes und Tities verhältnißmäßig leicht gewonnen, so ist der Name des dritten Stammes, der dritten Tribus — und tribus heißt Drittheil, tribuere heißt vertheilen, in drei Theile — von tres, drei, zerlegen — um so schwieriger zu erklären, der Name des Luceres.

Die Alten waren gar nicht bedenklich. Sie erklärten diese dritte Tribus der ältesten römischen Gemeinde für Blutsverwandte der Etrusker, jenes stammfremden Geschlechtes, welches im Norden der Tiber wohnte. Sie leiteten den Namen ab von der Bezeichnung der fürstlichen Vorsteher der etruskischen Land- und Stadtgemeinden Lucumo und brachten ihn in Verbindung mit dem römischen Namen Lucius.

Andere Erklärer der alten Zeit waren bedenklicher und nannten den Namen der alten Stadt Luceria im apulischen Lande, die uralt war, wie

die Städte der Latiner, welche die spätere Einwanderung der Sabiner und ihre Auswanderer, die Samniten, schon vorgefunden hatten als eine Stadt der italischen Ureinwohner, als deren älteste die Latiner zählten, und erklärten die Luceres für römische Einwanderer latinischer Herkunft, nämlich von Albalonga.

Die Stadt Luceria lag aber an einer Stelle, wohin niemals Etrusker gelangt sind. Die Widersprüche in der alten Geschichtsberichtung sind also hier so total, daß bei unseren Mitteln eine Erklärung so alter Dinge nicht ausreicht, um so weniger, als in dem alten Rom sich unverkennbare Spuren nicht nur von etruskischen Ansiedlungen — nicht nur im vicus Tuscus, der etruskischen Vorstadt — sondern in den Berichten von den Eroberungskriegen des etruskischen Königs Porsenna gegen Rom erhalten hatten.

Ob nun die alten Etrusker, deren Gebiet an das römische und deren Fluß, die Tiber, hart grenzte, ein Contingent für die älteste römische Gemeinde gestellt haben, oder die Albaner, latinischen Stammes, muß dahingestellt bleiben. Genug, diese Luceres galten als der dritte Theil, die dritte Tribus, aus dem das volle Rom erwuchs zu der alten Kraft, in der wir es in der alten, in der Königszeit finden.

Die erste historische That des anfänglichen Roms war, daß es sich als Mittelpunkt bewährte zwischen den Anstrengungen der drei angrenzenden Völker, der Latiner, Sabiner und Etrusker, daß an dem vielbedrängten Fleck Landes nicht eine Wüste entstand, sondern ein Ort, eine Stadt, wo sich diese drei Nationen in freundlicher Begegnung einigten. Denn ohne ein derartiges Abkommen wäre Rom aus einer latinischen eine sabinische oder etruskische Niederlassung geworden, oder gänzlich verwüstet worden und die benachbarten Felsenburgen von Tibur oder Präneste oder Alba mit ihrer viel geschützteren Lage zu Vororten für das latinische bedrängte Hinterland geworden. Aber Rom hielt sich in diesem Conflict der fremden Völkerschaften. Die Sabiner bewegten sich in ihren Völkerwanderungen nach Süden im Gebirge und umgingen die dichtbevölkerte Ebene, welche die kriegerischen latinischen Bauern besaßen als ihr altes Erbe, und fielen lieber über die Gegenden von Campanien, wo Neapolis lag, und über das Land östlich vom Apennin, Apulien und die von dort südwärts gelegenen Landschaften her. Denn auch halbwilde Stämme haben einen feinen Instinct für die Aufspürung von Gebieten, in denen ihre kriegerischen Kräfte am besten verwendet werden können.

Und die Etrusker schlugen lieber den Weg zur See ein, um sich nach Süden, nach Campanien auszubreiten und ließen somit das Land der Latiner lieber links liegen. Ihre Niederlassungen in diesem Lande, wo sie eine Zwölfstädterepublik, wie in dem Mutterlande von Toscana und im Großmutter-

lande von Norditalien, jenseits des Apennin, gründeten, geschahen nicht zu Lande, sondern auf dem Seewege.

Grade in diesem Campanien waren die Etrusker früher angelangt auf dem kürzeren Wasserwege, aber die langsam in den Gebirgen wandernden Sabiner oder Samniten fielen doch über sie her und vernichteten ihre Herrschaft und mit ihr zugleich die der Griechen, deren ebenfalls auf dem Seewege entstandene Niederlassungen sich an dem schönen Meerbusen von Neapel stolz erhoben hatten.

Kehren wir von diesem Ausblick auf die engere und weitere Nachbarschaft des classischen römischen Bodens nach Rom selbst zurück, woselbst die beiden frühesten Fürsten, Romulus und Numa; uns begegnet waren, die beide der Sage angehörten.

Als Numa, der Friedensfürst, todt war, da wählten die Römer zu ihrem Könige den Tullus Hostilius, den Sohn des Hostus Hostilius. Sein, Lebenstagewerk war nach der alten Sage die Zerstörung von Alba longa mit allen seinen für Rom glückseligen Consequenzen, der Ueberführung der berühmten albanischen Geschlechter und der Incorporirung der albanischen Landschaft in die römische. Eins von diesen albanischen Geschlechtern war und blieb durch die langen Jahrhunderte vor allen andern gesegnet, daß es sich fortpflanzte über siebenhundert Jahre hin, das erlauchte Geschlecht der Julier und der alte Stamm, kurz vor seinem Vergehen, wo noch der hohle Baum jährlich seine spärlichen Schößlinge aus seiner uranfänglichen Herzwurzel trieb, war doch noch kräftig genug, den Cajus Julius Cäsar der Welt zu schenken, dem es beschieden war, nicht nur die südliche Welt der Länder, welche um das Mittelmeer lagerten, mit kräftiger Faust zusammenzuhalten, sondern auch zu dieser Zusammenfassung einen Stand- und Mittelpunkt zu schaffen in der Unterwerfung des Nordens, des gallischen Bodens, der heute Frankreich genannt wird; ja sogar hinausschreitend aus diesem gewaltigen Gebiet, welches mit seinem kühnen Volk heute unter einem klugen Herrscher der Menschenwelt und den Menschengedanken die Gesetze ihrer Richtungen und Mittel und Wege dictirt, wie einst Ludwig der Vierzehnte Deutschland sowohl als nach England. Denn diese drei Länder ergriff mit seiner eisernen Hand jener Sproß von Alba, Julius Cäsar, Frankreich ganz, als ob er es gesegnet hätte für ein Jahrtausend als das tonangebende Land des Nordens, ferner auch in ihren Süd- und Westgrenzen England und Deutschland. Beide Länder sind von ihm als dem ersten Culturanfänger wie durch seinen zauberhaften Anhauch zu neuem Volksleben erweckt worden, von welchem sie noch heute zehren.

Dieses erlauchte Geschlecht, welches die Welt beherrschen sollte, führte

also Tullus Hostilius mit mehreren andern nach der Zerstörung von Alba nach Rom.

Das Geschlecht der Julier war also als Sieger über den römischen Erdkreis, — das ist Griechenland und Italien und einige Nachbarländer, Frankreich und Kleinasien, — in den langen Jahrhunderten der Rächer der Curiatier, ihrer Geschlechtskameraden von Alba her, geworden.

Wie eng die Verschmelzung der albanischen mit den römischen Geschlechtern stattfand, geht daraus hervor, daß man in späterer Zeit vergessen hatte, ob die trigemini Curiatii, welche mit den trigemini Horatii im Gottesurtheil gefochten hatten, Römer oder Albaner gewesen waren. So sehr waren Alba longa und Roma quadrata durch des Tullus Hostilius That in Eins verwachsen. Man wußte nur, daß Horatier und Curiatier die Vorkämpfer Alba's und Roms gewesen waren, wie etwa die Fabier und Quinctilier die der quirinalisch-sabinischen und der palatinisch-römischen Stadt.

Bei Gelegenheit des Krieges zwischen Alba und Rom entstand die Einsetzung und Einrichtung der Priesterschaft des römischen Grenzverkehrs, das jus Fecialium. Zwanzig Fecialen hatten darüber zu wachen.

Wenn die Grenze, die heilige Grenze, durch Räuber überschritten war, so konnte sie nicht ungestraft überschritten werden, sogar nicht einmal von Remus, dem leiblichen Bruder des Romulus, da bei dem Ueberspringen der Grenzfurche des uranfänglichen Roms dieser eigene Bruder des Romulus durch den rächenden Speer desselben erlegt wurde, eben so wenig später als, wo die Albaner wagten, diese heilige Grenzlinie anzutasten. Diese Unthat mußte also gerächt werden. Die Fecialen wachten also vor Allem über der Sicherheit der heiligen Grenzen und wo sie überschritten wurden in verwegenem Raubzug, da forderten sie die Zurückgabe des Raubes und Genugthuung für die Verletzung des Gemeindegebiets. Nun war es geschehen, daß sowohl die albanische als die römische Grenzmark von römischen und albanischen Reisläufern ausgeraubt war. Der Raub bestand natürlich, wie Jahrhunderte später, in Vieh, der einzigen beweglichen Habe der Bauern und Hirten. Aber auch die Albaner hatten ihre Fecialen und beide Gemeinden beschickten sich gegenseitig, den Raub einzufordern. Während der König Tullus sie freundlich aufnahm und sich zu friedlicher Beilegung des Zwistes bereit erklärte, sagte er ihnen doch, er würde den Nachbarn die Fehde ansagen, wenn sie nicht auch den Raub zurückgäben. Denn er kannte den stolzen Sinn der Albaner. In der That wurden in Alba seine Gesandten barsch abgewiesen und sogleich entbrannte der Krieg und Tullus führte seine Römer im Heerbann auf das albanische Land, um Rache zu nehmen.

Da nahten sich einander die Heerschaaren der beiden Gebiete unter den

Führern Tullus Hostilius und Mettus Fuffetius. Dieser heißt bei Livius merkwürdiger Weise dictator, nicht rex, König, wie Cluilius, der kurz zuvor die oberste Würde in Alba bekleidet und im Kriege mit den Römern an der fossa Cluilia plötzlichen Todes verstorben war. Dieser Mettus war es, welcher das Gottesurtheil der Horatier und Curiatier im Drillingsbruderkampf vorschlug, das von den Römern zugestanden wurde. Der Kampf war in der bekannten Weise entschieden. Der Römer hatte durch die vielgefeierte Kriegslist die Schlachtordnung der drei Feinde zerrissen und an den drei auseinander gelegenen Stellen, wo er sie erlegt hatte, wurden noch in späten Zeiten die Hünenhügel der drei Curiatier den Gläubigen gewiesen. Es wird heut noch ein sogenanntes Grab der Horatier und Curiatier oder beider an der Straße, die nach dem Albanergebirge von Rom aus führt, gezeigt, obgleich dafür jede Sicherheit abgelehnt werden muß. Aber der Geschmack, in welchem es ausgeführt war, — denn es ist nun eine Ruine — ein kegelartiger runder Aufsatz auf der

Grab der Horatier bei Alba.

quadratischen Basis, an seinen vier Ecken mit vier kleinern Kegeln flankirt, — beweist, daß es entweder sehr alt, oder doch dem Alterthum nachgeahmt ist, gerade wie es in späterer Zeit schwer sein wird zu bestimmen, welche Stücke des Kölner Doms im 13. und welche im 19. Jahrhundert gebaut sind, wenn urkundliche Documente fehlen.

Tullus Hostilius hatte den Römern das älteste internationale, das italische Völkerrecht gegründet, durch das Institut der Fecialen. Es beruhte auf einer gegenseitigen heiligen Wette. Beide contrahirenden feindlichen Nachbaren vereinigten sich zu einem Opfer, zu gegenseitigem Versprechen auf bestimmte Bedingungen, die Unversehrbarkeit der Grenzen, oder bei Verletzung derselben auf einen bestimmt formulirten Austrag.

Dieses älteste römische Internationalinstitut war also die Norm, welche

reitigkeiten der souveränen Nachbargemeinden entscheiden sollte, und
form war der Eid beider auf das Opfer, welches den rächenden Göt-
ieses Eides dargebracht wurde. Hostia hieß bei den Römern dieses
und hostis, dann hospes der Fremde, der außerhalb der Friedensmark
meinde wohnte. Die Alten berichten, daß in der alten Sprache hostire
als ferire hieß und ferire hieß schlagen schlechtweg.
i nun die älteste Formel des Eides und Bundesopfers von Livius uns
t wird, die also hieß: jubesne me, rex, cum patre patrato populi
i foedus ferire? (heißest du mich, o König, mit dem rein erzeugten Vater
anischen Volks das Bündniß zu schließen?) und dann später: Juppiter,
pater patrate populi Albani audi . . . si prior defecit populus
aus publico consilio, dolo malo, tum tu ille Diespiter populum
aum sic ferito, ut ego hunc porcum feriam, tantoque magis ferito,
) magis potes pollesque. (Gott Vater, höre es, und der sündlos er-
Vater des albanischen Volks höre es .... wenn zuerst das römische
von Staatswegen, mit böser Absicht abgewichen wäre von seinem
ann schlage und schlachte Du, Gott Vater, das römische also, wie ich
ieses Schwein schlachten werde, und zwar um gewaltiger als Du es
und die Macht hast.) Mit dieser furchtbaren Verwünschungsformel
der Eid eingesegnet. Hierauf erschlug der fungirende Priester das
hier nicht mit der Axt oder einem Metallinstrument, sondern mit der
des uralten Steinzeitalters, saxo silice, dem Feld- oder Kieselstein,
unsern mittel- und niederdeutschen Dialekten Kiesling, Kisserling und
ling genannt wird, von dem sich verschiedene bürgerliche und adlige
e Geschlechter nennen.
Dieses Schlagen und Schlachten war also die Buße für den Bund-
ürbrüchigen und wie in dem Vorspiel dazu die Curiatier für die
achbarrecht verletzenden Albaner als Sühnopfer in der Zerreißung
enggeschlossenen Drillingsheerschaar fielen, so geschah es auch später
idvergessenen verrätherischen Mettus Fuffetius, welcher sich im Bundes-
der Römer und Albaner treulos von der gemeinsamen Heeresvereinigung
ssen hatte und des Ausgangs des Kampfes harrte, um sich den sieg-
Feinden oder den siegreichen Römern, je nachdem, anzuschließen.
em jus Feciale, dem nicht nur römischen, sondern auch albanischen und
Zweifel allgemein latinischen und italischen Rechte, traf ihn der Fluch
e göttliche Buße des ferire und hostire, (wovon Tullus Hostilius und
Ihn Hostus Hostilius, wie Romulus Romilius gebildet,) des Zer-
ns und Zerschlachtens. Er wurde zerrissen, so daß zu seinen Häupten
üßen zwei wilde Pferde angebunden wurden, welche die Henker durch
eitschen so lange auseinander jagten, bis er mitten auseinander riß.

Und dieſelbe Strafe erlitt das lange Alba, die Stadt, welche in langer Straße zwiſchen Berg und See ſich hinzog, dieſe Stadt, welche nur zwei Thore beſaß, welche die rächenden Römer in ſiegreichem Anfall von beiden Seiten zugleich angriffen und Schritt für Schritt zerſtörten.

Das war das Schickſal Alba's und Alba's Geſchlechter konnten von Glück ſagen, daß ſie Rom einverleibt und nicht wie ihre Stadt auch vernichtet wurden.

Dies war alſo der Ausgang des Verräthers Mettius Fuffetius an dem heiligen Fecialenrecht, welcher den Ausſpruch des Gottesurtheils der Horatier und Curiatier nicht verwinden konnte und auf die günſtige Gelegenheit lauerte, die drückende Laſt des Ausganges dieſes Spruchs abzuwälzen.

Es blieb die Hauptthat des dritten Königs von Rom, des Tullus Hoſtilius, des Sohnes des Hoſtius Hoſtilius, daß er das Recht gegen die Auswärtigen, die hostes, die Feinde, zum erſten Male mit furchtbarer Hand für alle Zukunft feſtſtellte, welches bei der fortwährenden Aufnahme der für die Weltherrſchaft beſtimmten Stätte Roms ſich ſo oft, wenn auch in minder barbariſcher Form, wiederholen ſollte.

Denn die Feciales ſollten noch oftmals in fremdländiſches Gebiet, nur geſchützt von ihrer prieſterlichen Weihe, gehen, Rückgabe und Rechenſchaft zu fordern für die Verletzung des römiſchen Eigenthums und der heiligen römiſchen Grenzen.

Gern möchten wir noch länger bei den Inſtitutionen des Tullus Hoſtilius verweilen, allein Zeit und Raum drängen und wir kehren uns gegen den vierten römiſchen König, Ancus Marcius, welcher als der Anfänger des vornehmen Geſchlechts der Marcier galt, deren Ahn in einer alten Familienerzählung Sohn des Numa war.

Es mußten doch wohl ganz beſonders enge und nahe Beziehungen in den Erzählungen vorhanden ſein zu dieſen beiden Königen, wovon uns ein beſonders einleuchtendes obgleich ſagenhaftes Inſtitut Spuren aufweiſt.

Dem Günſtling der Gottheit und des Himmels, Numa, ward es zu Theil, daß einſt vom Himmel ein wunderbarer Schild herabfiel, welcher ancile benannt wurde. Ein erſtaunlicher Erzkünſtler — denn das Himmelskleinod war von Erz — fertigte als deſſen Gleichniß ſo täuſchend elf andere an, daß es dem ſtumpfen menſchlichen Auge unmöglich war, das Urbild von den Nachbildern zu unterſcheiden. Der treffliche Künſtler hieß, wie berichtet wird, Mamercus Mamurius und der fromme König Numa ſchuf zu Ehren dieſer 12 Himmelsſchilder das collegium Saliorum, der Springer, welche an einem beſtimmten Feſttage, die 12 Schilde am Arme ſchwingend, einen heiligen Kriegstanz aufführten.

Es iſt deutlich, daß der Name des Königs Ancus an dieſe ancilia

gut wie der Name Ancus Martius an den Namen Mamertius,
ften Sohnes des Numa und des Pythagoras.
bei dem Tode des Numa war auch bei dem des Tullus ein
m eingetreten und aus dem gremium, dem Schoß der alten Ge-
neinde, der neue König gewählt worden und da dieses Ge-
iment der Sage nach bereits die Wahl des Numa be-
: hatte, so entnehmen wir mit Sicherheit daraus, daß in der älte-
die Könige Roms nicht erblich, sondern von der Gemeinde, gleich-
durch ihre Vorsteher, den Senat, oder durch die Gemeinde selbst,
urden, ein Factum, welches von der größten Bedeutung ist, da
l von den ältesten griechischen wie deutschen Verfassungsformen
abweicht. Denn hier ist die fürstliche Gewalt im Wesentlichen im-
in bestimmtes Geschlecht gebunden. Ja, es scheint sogar die er-
königswahl gerade eines Tarquinius am Meisten dazu mitgewirkt
, den König Tarquinius II. (Superbus) und sein Geschlecht aus
vertreiben, weil man eben fürchtete, daß ein einzelnes Geschlecht
e Gewalt als ein Privilegium an sich knüpfen würde wider die
hlechterverfassung, in welcher die Disposition über die Königswahl
brecht und Grundprincip galt, die Wahl durch die Vermittelung
reges und das interregnum.
n seit dem Tode des Königs Ancus ist innerhalb der Königszeit
n interreges mehr die Rede. Es werden zwar noch immer con-
lle Gewalten, die patres, der Senat, wie Livius diesen Ausdruck
und der populus, das Volk der Geschlechter, als Wähler und Gut-
bei der Einsetzung des neuen Königs genannt, allein man sieht, es
neues Princip eingetreten bei der Königswahl seit den ersten vier
Romulus, Numa, Tullus und Ancus. Die späteren, Tarquinius
Servius Tullius und Tarquinius Superbus gehörten dieser neuen
an. Von einer Geschlechtspräcedenz einer gens Romilia, Pompilia,
ist nirgends die Rede, wohl aber von den Ansprüchen der Kinder
s Martius, also der Marcier, und der Tarquinier nach des Pris-
e, und dann endlich ist es der Schwiegersohn des Servius,
us Superbus, welcher sich durch gewaltsame Ermordung seines
rvaters den Fürstensitz erobert durch einfache Usurpation, wie ihn
Tullius sich durch die List seiner Schwiegermutter, der Tanaquil,

ist also sehr deutlich, daß in das Institut der alten römischen Könige
Tode des Ancus ein Bruch mit der alten Tradition kam. Die
nur wählbaren obersten Magistrate des ältesten Roms hatten durch
der Macht, die ihnen beiwohnte, durch eine Reihe Regenten so

sehr in ihrer Amtsgewalt jede andere, namentlich die, aus der sie hervorgegangen waren, die Gewalt der Geschlechter in ihrer Ganzheit überflügelt, daß sofort das Individuum, welches die Fülle der Gewalt besaß, daran denken konnte, sie an sein Geschlecht zu fesseln und dadurch die übrigen Geschlechter in ihrer Wahlberechtigung auszuschließen, wie es die interreges, die Geschlechtsfürsten und Geschlechtsältesten, welche verfassungsmäßig den König aus sich erkoren, ausdrängte.

Ancus Marcius hatte von diesem Streben nach Willkür selber noch nichts gezeigt, nach den alten Erzählungen der Römer. Er erschien als das wahre Abbild und Ebenbild des frommen und gerechten Numa. Sein Vorname Ancus ist äußerst bezeichnend für ihn. Dies bedeutet den Diener wie die weibliche Abbiegung des Namens, ancilla, die Magd. Dies wird durch eine Reihe von Wortformen der ältesten römischen Sprache in ebendem Sinne bestätigt.

Wie es in dem ältesten Sacralrecht, dem heiligen Rechte der Römer, neben den gebietenden Göttern dienende Götter gab, welche famuli hießen, so gab es unter den Priestern auch Herren und Diener und Ancus Marcius erscheint dadurch in einer geringeren Stellung gegen seinen Ahn Numa Pompilius, welcher als der Herr des römischen Religionswesens, der Schöpfer der pontifices galt.

Es ward also Ancus Marcius nur als der Dienende, der Ausführende der göttlichen Satzungen seines Ahns Numa Pompilius angesehen. Allein wie famulus, der Diener, abgeleitet von dem sabinischen Wort famel, welches mit familia, der ältesten Verbindung der Geschlechts- und Blutsfreundschaft, zusammenhängt, so hatte dies gar keinen Makel für den Namensträger. Denn das Wort ancus ebenso wie famulus bedeutete ursprünglich nichts anderes als den Familien-, den Geschlechtsangehörigen, der nur nicht paterfamilias war, das ist Fürst des ganzen Geschlechts, bei dem die ganze Souveränetät über die große Blutsverwandten-Familie versammelt war, so daß nach dem Begriff der alten römisch-italischen und römisch-latinischen Vorstellung dieser Name Ancus nur den Mann bezeichnete, der genau und unverbrüchlich in den Wegen seines erhabenen Vorfahren, also des Numa, wandelte.

Wir befinden uns also wieder in den bereits früher beobachteten merkwürdigen Gebieten des römischen, des altitalischen Familiensystems, welches sich nicht nur über die sterblichen Menschen erstreckt mit ihrer wunderbaren Einordnung, sondern auch auf ihre Götter und ihre Priester.

Ancus Marcius bewährte sich nicht nur als ein treuer Diener und Geschlechtsangehöriger des römischen Volks und Nachkomme des Numa durch seine treue Beobachtung der göttlichen Satzungen seines Ahns, sondern er

war auch Mann genug, sie da, wo eine offenbare Verletzung derselben geschehen war, zu rächen.

Und es fehlte nicht an solchen Verletzungen des heiligen Göttergebietes der römischen Feldmark, in dieser faustrechtlichen Zeit so wenig wie in der Grenzmark irgend einer anderen damaligen altlatinischen Gemeinde, denn die elementaren Menschenkräfte sind immer, wie auch damals, auf einander geplatzt, nicht weniger wie die der Stiere oder Hirsche auf der Weide oder im Walde.

Es ist dies das animalische Princip in der ganzen zoologischen Schöpfung und wie sehr auch unsere Religion sich als die Religion der Liebe seit fast zwei Jahrtausenden angekündigt hat, so ist dennoch factisch bis zu diesem Tage die Religion des Hasses noch bei Weitem im Uebergewicht, weil die meisten Menschen immer noch viel mehr vom Haß als von der Liebe leben, welche doch die ewig wahre und edle Lebensquelle des Menschengeschlechts ist. Ein stiller Beobachter könnte daraus einen Verfall des Menschengeschlechts und eine Umwälzung desselben zur ursprünglichen Wildheit folgern.

In der alten italischen und römischen Gemeinde war also auch nicht alles Liebe, vielmehr Liebe gab es sehr wenig, allein dafür Chikane und listige Verdächtigung ebenso gut wie irgend wo anders.

In der italischen und römischen Gemeinde war aber dafür desto mehr Ruhe, Ordnung und Botmäßigkeit der Familie unter dem paterfamilias, dem Hausherrn und der Familien und Geschlechter unter dem königlichen Stadtherrn. Da gab es nur einen Willen, dem sich Alle unterwarfen und diesem Willen des Mittelpunktes, der eigentlich die ganze moralische Staats- und Weltordnung in Italien war, verdankte Rom, verdankte Italien die Weltherrschaft, ganz im Gegensatz mit Griechenland, wo die diametral entgegengesetzte Grundanschauung über das beste menschliche Leben herrschte, wo alle Kräfte aus dem Mittelpunkte in die Peripherie eilten und Alles suchte, dieser centralen Autorität los zu werden und die menschliche Gemeinschaft in die Elemente, die einzelnen Factoren, welche sie zusammensetzten, die Individuen, aufzulösen, das ist die berühmte oder berüchtigte hellenische Demokratie, welche, indem sie die Concurrenz der einzelnen Menschenkräfte, des Individuums losließ, die durch nichts mehr gefesselten Einzelheiten, zugleich aber auch die ihnen angehörigen Leidenschaften, eine besonnene Zusammenfassung der Staatskräfte unmöglich machte und Griechenland von vorn herein zur moralischen und politischen Ohnmacht verdammte.

Davon war in Italien nun nichts zu fürchten. Die einzelnen politischen Mittelpunkte, die italischen Städte, waren in ihrer politischen Ineinanderfügung ebenso solide gegründet, wie die aus polygonen Werkstücken roh und doch kunstvoll ineinandergefügten Felsmauern, welche ihre Umfangs-

befestigungen bildeten, die noch heut in ihren Ruinen unsere wandernden Reisenden erstaunen machen, und es handelte sich nur darum, wer diese für die Ewigkeit gegründeten Orte wie einen allgewaltigen Polygonbau zu einer höheren Einheit fügen würde.

Und hierzu eben war Rom auserſehen.

Der bescheidene König Ancus, der Diener der Götter, der Nachkomme des Numa, welcher ihr Herrendiener gewesen war, er hatte es doch gewagt, nicht nur den Göttern in friedlicher Opferung und Darbringung zu dienen, sondern ihnen auch mit der Kraft seines Armes, im kriegerischen Aufgebot, wie Romulus seine treuen Dienste zu leisten, und die Unbill der Nachbarn gegen das römische Gebiet wacker gerächt. So war sein Leben in frommer Hingebung zu den Göttern und in kriegerischer Hingebung für das Vaterland dahingeflossen.

Da trat ein neuer Nachfolger ein, der nach seinem Tode ganz neue Ordnungen und Einrichtungen in Rom hervorrief, Lucius Tarquinius Priscus.

Er und sein Geschlecht galten als Einwanderer in Rom, so gut wie der berühmte Ahn der erlauchten Claudier, Atta Clausus, der mit seinem sabinischen Geschlechtsclan aus den Sabinerbergen herabkommend, sich in einem Gau der römischen Feldmark anbaute, oder ihn, die tribus Claudia, dem römischen Gebiet durch seine Arrogation, das Aufnehmen an Kindes Statt, hinzulegte.

Denn das ist ein so sicheres historisches Factum, wie es nur immer geben kann, daß eine gens Tarquinia mit dem römischen Geschlechtsstaat vereinigt wurde. Es gab eine berühmte etruskische Stadt Tarquinii und nichts erschien bequemer und leichter als die römische gens Tarquinia, die beiden königlichen Herrscher dieses Namens von Tarquinii herzuleiten. Allein der Name war schon viel früher in die römischen Alterthumserinnerungen eingedrungen. Denn die Namen Tarpejus, Tarpeja, der Tarpejische Fels sind übereinstimmend mit demselben, da wir schon gesehen haben, daß qu und p Umlaute in dem Latinischen der Ebene und Sabinischen des Gebirges (Tarqu-inius und Tarp-ejus) sind. Die Erzählungen von der schönen Tarpeja und ihrem Vater Tarpejus erscheinen also als Ursagen der gens Tarquinia, welche noch einen viel bedeutsameren Sinn erhalten, sobald wir uns erinnern, daß auf dem Tarpejischen Felsen sich der berühmte Capitolinische Tempel erhob, welcher stets das Centralheiligthum Roms blieb, daß es aber die gens Tarquinia war, welche es auf der von ihr besonders benannten Höhe, der Tarpejischen, errichtete zu ihrem ewigen Angedenken. Der Bericht bei Livius, daß Tarquinius Priscus auf dem Wege seiner Einwanderung nach Rom aus Etrurien über den Janiculus gekommen wäre, beweist, daß er

wenigstens nicht auf dem geraden Wege nach Rom zog, sondern auf demselben Umwege, den Porsenna, der Etruskerkönig, bei seinem Eroberungszuge gegen Rom einhielt, als er zuerst den Janiculus besetzte.

Indeß deutet doch diese etruskische Ansiedlung auf dem Janiculus an, daß auch die Einwanderung der Tarquinier als eine etruskische angesehen wurde. Denn die alte Sage hält die Tarquinier für etruskische Einwanderer, wobei auch zu bemerken ist, daß auch der Tarpejische Fels dem etruskischen Norden zugewandt liegt.

Die späteren Erzählungen machten nun gar aus Tarquinius Priscus einen Griechen, den Sohn des Demaratos, einen Corinthier, der nach Tarquinii ausgewandert wäre, eine Erzählung, welche anknüpft an den lebhaften Handelsverkehr zwischen der etruskischen Stadt Tarquinii und Griechenland, den die zahlreichen Gräberfunde von griechischen Urnen oder Vasen und deren Nachbildungen, welche alle europäischen Museen gefüllt haben, als vorhanden bestätigen.

Ist diese Erzählung deutlich hervorgegangen nur aus griechischen Phantasien, welche wirkliche Culturverbindungen von Etrurien und Griechenland benutzten, so ist doch viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieses tarquinische Geschlecht, wie die Alten erzählen, aus Etrurien und nicht, wie man jetzt wieder geneigt ist anzunehmen, aus dem südlichen Latium in das römische Weichbild eindrang und Wohnsitze darin gewann, was die Vornamen Lucius (mit Lucumo, dem etruskischen Worte des Gebieters, verwandt) und Aruns, der ganz etruskisch ist, andeuten. Es scheint deshalb kein Grund vorhanden zu sein, von der alten Ueberlieferung abzuweichen und wird es also wohl dabei bleiben müssen, daß die Ramnes, Tities und Luceres in der That den drei an den römischen Grenzen sich berührenden Völkerstämmen, den Latinern, Sabinern und Etruskern, angehören.

Die Tarquinier aus Etrurien waren also als der dritte Volksstamm in der römischen Heimath aufgenommen. Sie waren das letzte Contingent, welches die Gemeinde Roms abschloß und welches der Norden gestellt hatte.

Tarquinius Priscus gilt in Rom als ein Einwanderer, wie Atta Clausus. Als er nach der Legende sich vom Janiculus mit seiner Gemahlin Tanaquil auf dem Reisewagen, carpentum, sitzend, der künftigen Weltstadt Rom näherte, da geschah es, daß ein Adler oder Geier — ein Raubvogel — sich aus dem blauen Aether herabstürzte auf den Reisewagen und mit seinen Krallen den Hut des Tarquinius angriff, sich mit ihm in die Lüfte erhob und sich dann wieder herabsenkte und den geraubten Hut auf das Haupt des Tarquinius herabfallen ließ. Seine prophetische Gemahlin Tanaquil erkannte den Sinn des Götterwunders und rief in fröhlicher Ueberzeugung

aus, daß ihm dadurch die Herrschaft in der neuen Heimath Rom von den Göttern selber übertragen sei.

So zog Tarquinius in Rom ein und der Götterſegen war mit ihm. Alle Blicke lenkten sich bald auf ihn. Er war der erste Mann nach dem Könige Ancus und als er zum Sterben kam, machte er ihn zum Vormund seiner beiden Söhne.

Allein dieser listige Vormund schickte seine Mündel auf die Jagd, als es sich darum handelte einen Nachfolger des in den Göttern ruhenden Königs Ancus zu erwählen. Als die Kinder desselben den Augen des Volkes entrückt waren, da wählte es den Tarquinius zum Könige und die beiden Söhne des Ancus wurden als unbequeme Prätendenten der Krone entfernt durch das Machtwort des neuen Königs. Sie gingen in die Verbannung, wo sie Sicherheit Leibes und Lebens fanden.

Nun begann Tarquinius, der glückliche Ankömmling, zu herrschen. Es fehlte nicht an Stoff dazu, denn kaum hatte Tarquinius eine Reihe von Institutionen und Bauten für die innere Wohlfahrt Roms in Angriff zu nehmen begonnen, als aus dem inneren Italien ein Völkersturm der Sabiner sich lawinenartig von den Apenninen auf Rom stürzte. Allein der römische König begegnete ihm bei Collatia mit seinem tapferen Heerbann und zwang dessen Wogen still zu stehen. Er nahm die Stadt und eroberte alles von den Sabinern besetzte Gebiet, welches zwischen Rom und Collatia lag. Die Formel der Uebergabe hatte sich bis in die späten Zeiten des Livius, über 500 Jahre erhalten und wurde die Normalformel für die sogenannten deditii, die sich später, von der Gewalt bezwungen, auf Gnade und Ungnade dem römischen Volke überlieferten.

Tarquinius setzte einen seiner Geschlechtsgenossen zum Fürsten in Collatia ein, welches eine Burg in der römischen Grenzmark gegen die Sabiner wurde und die tarquinischen Vicekönige in Collatia brachten den neuen Namen Tarquinius Collatinus in das tarquinische Geschlecht. Tarquinius Priscus, der Alte, herrschte also gewaltig und die größten Werke des Königs waren nicht minder Werke des Krieges wie des Friedens. Ihm schrieb man die Anfänge des riesigen Kloakenbaues, welcher sich bis auf unsere Tage erhalten hat, ferner die Anfänge der Ummauerung Roms, der nachherigen Servianischen Umwallung, endlich den Beginn des Capitolinischen Tempelbaues zu. So war er, gekrönt mit Ruhm und Alter, der Held Roms, als ihm der Fluch der bösen That, die Verdrängung der Söhne des Ancus, deren Vormund er gewesen, den Tod brachte.

Diese beiden rüstigen Jünglinge konnten es nicht ertragen, den Usurpator ihrer Rechte an der Spitze des römischen Gemeinwesens zu sehen und griffen zum letzten Mittel der menschlichen Opposition, zur List. Ein Paar

:n ergebene Bauern gaben sich dazu her, das Stück zu Ende zu spielen. : kamen mit Aexten in den Fäusten in vorgegebenem Streit über irgend e Eigenthumsdifferenz zur königlichen Burg, um von dem obersten Richter, n Könige, Recht zu nehmen. Der alte Tarquinius erschien seiner Pflicht gedenk, ihren Hader zu versöhnen. Da fielen sie plötzlich über den Alten : und erschlugen ihn mit ihren Waffen.

Allein die Anstifter des Mordes erreichten dadurch ihre Absicht durch- s nicht, denn die greise Gemahlin des Erschlagenen vereitelte sie völlig. ie schaffte sogleich den königlichen Leichnam in die Königsburg und ver- ndete den Römern, ihr Fürst wäre zwar verwundet, aber noch am Leben nd Hoffnung ihn zu erhalten. Die kluge Tanaquil ließ ferner kund machen, r König hätte verordnet, daß während seiner Schwachheit sein Schwieger- hn, der bei dem Volke höchst angesehene Servius Tullius, das Königs- giment ausüben sollte.

So geschah es und Servius gewöhnte die Römer durch seine kluge nd gerechte Herrschaft daran, daß er sehr geschickt zur Königswürde ein würde nach Tarquinius Tode. Als Tanaquil diese Stimmung des Volkes erkannt hatte, proclamirte sie den Tod des alten Königs und es ostete keine besondere Mühe, daß Servius, welchen das Volk liebte, zu einem Nachfolger erkoren wurde.

Das Emporkommen des Servius Tullius war aber ein besonders gott- gesegnetes gewesen. Er stammte aus Corniculum, einem kleinen Orte in Roms Nachbarschaft, welchen Tarquinius als den ersten im Kriege gegen die Sabiner mit blanker Waffe eroberte, wobei sein Vater, der dort König gewesen, erschlagen worden war. Er und seine Mutter wurden kriegs- gefangen als Sklaven in die Burg des römischen Königs geführt, deren Stelle man noch später zeigte an der neuen Straße, nova via, zwischen Palatin und Capitolin, hart am Heiligthum des Juppiter Stator, welches Romulus selber, der Gründer der ewigen Stadt, sollte errichtet haben, als in der Fehde mit Titus Tatius seine Schaaren hart bedrängt wurden und er dieses Heiligthum dem Gotte gelobte zu errichten im heiligen Gebet, wenn er die Seinigen wider die Feinde von Neuem zu Stande brächte (Stator), was ihm der Gott gnädig zu Theil werden ließ.

Das arme in Kriegssklaverei gefallene Königskind von Corniculum be- fand sich also in der Königsburg des Tarquinius in so zarter Jugend, daß es sein Schicksal noch gar nicht kannte.

Da sah die kluge und in den geheimen Künsten des Prophetenthums tief eingeweihte Gemahlin des Tarquinius einst im Schlafe eine lodernde Flamme, welche sein Haupt umgab und auch Andere, die königlichen Dienst- boten sahen es, welche hinzustürzten, mit Wasser die Flamme zu löschen.

Die Königin verbot es; denn der Knabe lag in süßem Schlummer und athmete in vollen behaglichen Zügen. Sie ließ ihn ruhig ausschlafen und mit seinem allmäligen Erwachen verlor sich der Feuerschein um sein Haupt und er erschien wieder als ein Kind wie jedes andere.

Allein der weisen Frau Tanaquil war dieses Götterzeichen nicht verloren, sie hatte darin die höhere von den Göttern gesegnete Natur des Servius, des königlichen Hausſklaven, erkannt und ihren Gemahl von diesem Gottessegen, der in sein Haus gerathen, unterrichtet. Servius Tullius wurde seitdem zum Adoptivkind des Königshauses erhoben, ward groß und stark und sein erhabener Geist offenbarte sich durch das Wohlgefallen, das er bei Gott und Menschen fand.

Allein das Feuerwunder des Knaben Servius Tullius wurde gleichsam natürlich und begreiflich durch seine wunderbare Geburt.

Denn seine Mutter Ocrisia war ebenso wie Rea Silvia eine vestalische Jungfrau gewesen. Einst, als sie sich dem heiligen Feuer des Heerdes näherte, offenbarte sich ihr in der lodernden Flamme der Gott selber und ein Funke derselben sprang ihr in den Schooß; der Funke machte sie schwanger und sie gebar den Servius Tullius.

Allein nicht blos in Corniculum und in Alba, wie hinzuzusetzen ist, bei der Geburt der göttlichen Zwillinge Romulus und Remus, der Kinder des Mars, sondern auch in dem Rom benachbarten Praeneste findet sich diese Sage und dieser Glaube.

Denn hier galt als der Stadtgründer Caeculus, nicht der Sohn des Mars wie Romulus und Remus in Rom, sondern des Vulcanus, des Feuergottes selber, welcher als Mulciber, wie er auch benannt wird, der Schmied, der das Eisen und Metall schmilzt und weich macht, daß es gebogen werden und jede Form annehmen kann (mulcere, weich machen, bezaubern) hohe Verehrung bei den alten Bewohnern Italiens genoß.

Caeculus war auch ein Findling wie Romulus und Remus, er lag zwar nicht wie diese in einem von der überschwemmenden Tiber verlassenen seichten Boote, aber er lag nicht weit von dem vestalischen Heerde der Feuerflamme, ohne daß man sagen konnte, woher er gekommen. Eine andere Abwandlung der Sage war, daß der Geist des Heerdes in der königlichen Burg des Tarquinius den Servius Tullius mit der Ocrisia gezeugt haben sollte.

Der Name der Ocrisia begegnet uns aber nicht blos in Rom, er ist auch heimisch in dem fernen Umbrien, in Iguvium, wo die Burg in den iguvinischen Tafeln, jenen uralten, in umbrischer Sprache verfaßten und im 15. Jahrhundert gefundenen, noch heut vorhandenen Erztafeln, bezeichnet wird durch den Namen „Ocre Fisie" (Ocris Fisia, die getreue, sichere Burg), und der Stadtname Ocriculum giebt uns denselben wieder. Es ist der ent-

chende dem griechischen Ἄκρα, arx, Burg, ursprünglich Stein, jäh emporgende Felsenhöhe, welche uneinnehmbar erscheint.

Es sind dies jene vielen Zufluchtsörter, deren es fast in jeder altitalischen meindemark gab, wohin man sich mit Weib und Kind und Vieh zurück, wenn man sich der hereinstürmenden Feinde nicht mit wehrbaren Haufen Felde ermächtigen konnte.

Diese Burgen waren aber auch die Bergeplätze, die unantastbaren ebiete der Heiligthümer der Gemeindemark, die Stätten der Verehrung der gebeteten göttlichen Wesen, bei denen sich an den Fest- und Feiertagen r ganze Geschlechterverband der Mark zur Darbringung der Opfer d zu fröhlicher Festergehung versammelte, wie auf dem des albanischen erges bei den feriae latinae zu Gottesverehrung und Jahrmarkt und Fröhchkeit, „denn jedes Sakrament," wie Göthe sagt, „hat geistlichen Anfang, ibliches Mittel, fleischliches End."

Dieses möge genügen den großen Zusammenhang der religiös-politischen ürichtungen im ganzen alten Italien erkennbar zu machen, namentlich das stitut der Vestalinnen mit ihrem Cultus der Göttin Vesta.

Ist nun derselbe bis auf den Wortlaut der griechischen Göttin Hestia leich, wie sehr auch der Inhalt dieses Götterglaubens in Italien von dem riechischen abweicht, namentlich durch die ernste und tiefe Auffassung des rsprünglich und seit unvordenklichen und Anfangszeiten beiden Nationen gemeinhaftlichen Begriff des Eigenthums, so muß es unser höchstes Erstaunen erregen, aß die heilige Sage oder Fabel, nach der Servius Haupt im Schlaf von ebernder Flamme umgeben erscheint, also von der aureola, dem Heiligenchein, uns in China begegnet, wo ebenfalls der arme Bauernsohn durch ieses Himmelszeichen als der wahre von der Gottheit zur Kaiserwürde Erorene erscheint, wo ferner die Geburt der großen Volkshelden und Gründer ngeheurer Staaten ausgeht von einer Jungfrau ohne menschliches Zuthun urch einen Funken, welcher entstanden vom Heerdfeuer oder vom hohen Himel wie ein Blitzstrahl ihr in den Schooß fährt.

Es ist dies, bei unserer ersten in den Anfängen sich bewegenden Kenntiß der alten Völkerzusammenhänge und ältesten Culturzustände, eines jener nzähligen Probleme und Räthsel, deren Lösung allein die vergleichende ythologie und Ethnographie mit Hülfe der immer zunehmenden und sich usbreitenden Kenntniß der asiatischen Culturvölker und ihrer Schriftkunde nd Literatur nachweisen und erklären kann.

Allein unsere schwache Kenntniß genügt dennoch, das Gesetz der Städtegründung in Italien nicht weniger als das der Ursprünge der alten, vorehmen Geschlechter in Italien zu erkennen, zu dem es nothwendig war, daß n Gott, ein erhabener Geist, sich zu einer reinen Jungfrau herniederließ, mit

1263768

ihr den Anfänger des Geschlechts, den ersten Fürsten einer Gemeinde zu erzeugen. Es sind dies die innerlichsten, religiösesten Gedanken der italischen Völker, welche uns hier begegnen.

Denn nicht umsonst sind mit dem Vesta-Cultus die Verehrungen der Penaten auf das engste verbunden, der Geister, welche über die Lebenskraft, die Schöpferkraft des Hauses und der Familie als waltende gütige Wesen gesetzt sind. Jedes römische Haus hat seine Penaten, die guten Geister des Haushaltes. Sie sorgen, daß der reichliche Vorrath zur Nahrung des Leibes nicht ausgeht, sie walten in der Speisekammer des Bauern, in dem innersten Raum des Hauses, dem atrium, wo das Ehebett steht und es ist ihr Amt, darauf zu sehen, daß das Geschlecht nicht ausgeht, daß vor Allem das Pökelfleisch im Winter in Fülle vorhanden ist und Niemand zu hungern braucht, was die Bibel nennt: Wachsen und sich mehren, und was Aristoteles als Grundprincip des animalischen Lebens kurz und bezeichnend nennt: das Nährungs- und Erzeugungswesen, die Frische zum Essen und Trinken und zur Fortpflanzung.

Das Wort penates hängt zusammen mit penetrare und penetralia, dem Hineindringen in's Innerste, dem Raum, wo das Innere des Hauses sich befindet.

Wie jedes Haus seine Penaten, seine Hausgeister hat, so hat sie auch der Staat, das Gemeindewesen und diese Staatshausgeister sind eng verwandt mit der Göttin Vesta und beide nehmen sich der Vestalinnen mit gleicher Sorge an.

Aus diesem Glauben des römischen, des italischen Volks ging also Servius, der König, welcher eigentlich ein kriegsgefangener Sklave war, hervor.

Dieser Servius Tullius wurde nachmals, das ist Jahrhunderte nach seinem Tode, der gefeiertste König von allen Königen, welche über Rom geherrscht hatten, denn er wurde als der Gründer des antipatricischen, des eigentlichen Volksregiments angesehen. Ihm ward eine ganz neue Eintheilung des Volks zugeschrieben, wie er sie wohl nöthig haben mochte, um sich als Emporkömmling und Fremder zu behaupten. Er rief die ganze Wehrkraft des Gemeinwesens auf zur Vertheidigung desselben gegen die feindlichen Nachbarn.

Bekanntlich gehört dazu Geld und Geldeswerth. Allein die Wohlhabenheit der Angesehenen, der Landbesitzer, beschränkte sich damals gar nicht auf die alte Gemeinde der Patricier; vielmehr waren in den neuerworbenen Gebieten sehr reiche Bauern, die man wegen ihrer großen Menge trotz des Eroberungsrechtes nicht hatte klein machen können, welche oft viel reicher und wohlhabender waren, als die patricischen Geschlechtsherren des alten römischen Gebiets. Diese zog Servius herbei zur Stellung des Heerbanns und durch

die Rechte, welche er ihnen neben den römischen Altbürgern bewilligte, machte er sie willig und treu, ihm zu dienen nach ihrem ganzen Vermögen. Er gab ihnen die Ehre, neben den stolzen Altbürgern zu fechten und sie übernahmen dafür die Pflicht, in der neu erworbenen Mitgliedschaft des Staatswesens als Heerbanngenossen tapfer zu fechten.

Da Rom in diesen alten Zeiten noch vollkommen kriegerisch gestaltet war und weit entfernt von idyllischen Zuständen, so war diese Zulassung der Neubürger zu den Pflichten der Altbürger für sie von der höchsten Bedeutung. Denn den Pflichten mußten nach und nach auch die Rechte folgen, deren sie zur Zeit gar keine oder sehr wenige hatten.

Servius sorgte also vor Allem für die Wehrbarkeit seiner Stadt und da in den alten Staatszuständen kriegerische Tüchtigkeit und Leistung die größte Ehre einbrachte, so hatte er durch seine neue Heeres- und Staatseinrichtung wenigstens die Wünsche der Neubürger völlig befriedigt.

Das ist die berühmte Centurienverfassung des Königs Servius, welche mit der Zeit aus dem gewaffneten Heerbann überging in die friedliche Eintheilung der Volksversammlung, gerade so wie die ältere, die Quiritenversammlung, der Lanzenmänner, herabsank zum Titel des in der römischen Volksversammlung vereinigten Volks und eine so ausschließlich unmilitairische Bedeutung erhielt, daß Julius Cäsar bei einem Mustern seiner Soldaten, welche nach langen Kriegsanstrengungen sich eines neuen Feldzuges weigerten und Entlassung und Ruhe verlangten, als er sie zusammengerufen und von jenem Tribunal, dem Sprecherort des Oberfeldherrn, Quirites anredete, statt milites, Soldaten, sogleich verstanden wurde. Es hieß so viel als Bürger, und dieses einzige Anredewort brachte, aus dem Munde des sonst so hoch verehrten Feldherrn gesprochen, eine völlige Umstimmung der erregten Gemüther hervor, so daß Niemand mehr an den behaglichen Ruheposten und Jeder nur an den neuen Feldzug dachte.

Man sieht daraus, daß die Römer in der alten Zeit nicht minder als die Deutschen zu Tacitus Zeiten in ihren Volksversammlungen bewaffnet erschienen, eben so wie die Polen, so lange es noch bei ihnen Volksversammlungen gab und die Ungarn in noch neuerern Zeiten. Der polnische und ungarische Säbel war mit dem polnischen und ungarischen Edelmann, d. h. dem freien, untrennbar verbunden.

Aus dem Heere der Centurien des Servius wurden also später die Centurialcomitien, die wichtigste Volksversammlung der Römer nach den Curiatcomitien, der ältesten Volksversammlung der Altbürgerschaft, welche nach den ursprünglichen 30 Curien zusammentrat, zu welchen sie allmälig von den 10 Curien des Romulus und den 20 des Romulus und Titus

Tatius oder Numa und den vermehrten des Tullus Hoſtilius angewachſen waren als zu einem Princip unüberſchreitbarer heiliger Zahl.

In die Heeresordnung des Servius waren alle früheren Volkseintheilungen mit aufgenommen. Aber alle überwand das große Geſetzprincip, nach welchem die neue Heereseintheilung gemacht, es war die Schätzung nach dem Vermögen und die hiernach abgemeſſene Kriegsrüſtung. Abſichtlich wird hier nicht wiederholt, was die Alten, ſehr in's Einzelne gehend, über die Abſtufungen des Vermögens und der Bewaffnungsvollkommenheit berichten, da Vieles davon einer ſpäteren Zeit angehören möchte. Allein der Grundgedanke, die Wehrbarkeit des Mannes nach dem Reichthum oder der Armuth der Einzelnen zu normiren, während früher in der alten Geſchlechtsgemeinde alle Erwachſene als völlig gleich gegolten und auf Koſten des Geſchlechts ausgerüſtet waren, zeigt einen fremden Einfluß, und zwar einen griechiſchen, welcher ſehr wohl ſchon in den früheren Zeiten aus dem italiſchen Süden, dem ſogenannten Großgriechenland, hatte bis Rom hinaufreichen können.

Wir finden dieſen Uebergang der reinen Geſchlechtsgemeinde zur Volksgemeinde, wo die Ausgleichung der bevorrechteten Geſchlechter mit den minder berechtigten Neuſiedlern durch das Vermögen, die effective Macht im Gegenſatz zur ererbten, erfolgt, am früheſten in Griechenland und ſpäter in Rom, und in beiden Ländergebieten auf gleiche Weiſe bezogen auf die kriegeriſche Rüſtung, ſonſt jedoch nirgends, und der Schluß ergiebt ſich von ſelbſt, daß Rom nachahmte, was Griechenland erfand, wenn gleich nicht ſklaviſch, ſondern in nationaler Weiſe.

Servius Tullius hat zu allen Zeiten Roms als der plebejiſche König, als der milde Fürſt gegolten — ſo nannte früher die deutſche Nation ihre geliebten Herrſcher — welcher den Nichtprivilegirten im Gegenſatz zu den wohlgebornen Inhabern der höchſten Stadt- und Staatsrechte nicht zu ihren Menſchenrechten — welche eine verrätheriſche Erfindung des vorigen Jahrhunderts ſind — ſondern zum Mitgenuß an den Laſten und Ehren ihrer Vaterſtadt verhalf, und die nachfolgende Zeit hat durch ihre, den Anfängen dieſer Richtung, den immer von Neuem an Rom ſich lehnenden Neubürgern, wie ſich neue Jahresringe an den fröhlich aufwachſenden und ſich in die Breite und Länge ausdehnenden und ausreckenden Baum anſetzen, ebenfalls zu ihren durchaus nicht angeborenen, ſondern zu erwerbenden Bürgerrechten und Staatsrechten verholfen.

Ein Zeugniß dieſer fürſtlichen Milde des Servius, welche immer darauf ausging, die politiſchen und ſocialen Gegenſätze, welche in ſo frühen Zeiten nicht minder als jetzt vorhanden waren, auszugleichen, iſt die Erzählung von der Verheirathung ſeiner beiden Töchter — denn Söhne hatte er

keine — der Gaja Caecilia und Tullia. Der Sinn der älteſten war milde wie der des Vaters, der Charakter der andern ſtolz und hoffährtig wie der des Tarquinius, deſſen Tochter er gefreit hatte. Der gute König gedachte es wohl zu machen, daß er ihnen die beiden Söhne ſeines Schwiegervaters, ihre Vettern, den Lucius und Aruns Tarquinius, vermählte. Der erſte war ſo hochmüthig und ſtolz wie ſeine zweitgeborene Tochter, der zweite ſo ſanftmüthig wie ſeine älteſte.

Deshalb gab er ſeine Caecilia dem Lucius, dem Aruns die Tullia. Dieſe Doppelvermählung war ein wohlbedachter Einſchritt zur Verſöhnung der entgegengeſetzten Charaktere ſeiner und des Tarquinius Kinder.

Allein das Geſchick wollte, daß er zwei unglückliche Ehen geſtiftet hatte. Das Geſtrenge wollte ſich nicht mit dem Milden paaren und wollte nur das Geſtrenge und Gewaltſame. So geſchah es, daß Lucius' die Tullia beſſer gefiel als ſeine Gemahlin und der Tullia ebenſo Lucius beſſer als Aruns.

Der König Servius ſollte ſelber als Opfer dieſer klug und auch gutherzig berechneten Convenienzheirathen fallen.

Denn die beiden Leidenſchaftlichen, Tullia und Lucius, ruhten nicht eher, als bis ſie Schweſter und Bruder auf die Seite geſchafft und ſich ausſchließlich beſaßen und mit ihrem ehrgeizigen Drängen zur Gewalt den Entſchluß faßten, ſich des alten Königs zu entledigen und an ſeiner Stelle zu herrſchen.

Allein nicht blos der Ehrgeiz, auch das Recht gab dem tarquiniſchen Geſchlechte einen gewiſſen Anſpruch auf die Königswürde. Livius ſagt, Servius Tullius habe einen Anſpruch auf die rechtlich geſicherte Beſitzung der Königswürde durch den usus, die Rechtsgewohnheit, erlangt im Gegenſatz zu dem ſtrengen Recht.

Servius Tullius war König injussu populi, das heißt ohne einen feierlichen Beſchluß der Curien. Er war bereits in der Ausübung der königlichen Gewalt ohne die Sanction der Curien ein gefürchteter und geliebter Herrſcher geworden. Allein ſein Schwiegerſohn, der Tarquinius Lucius, hatte ſeine Anſprüche nicht aufgegeben und erweckte ſie jetzt von Neuem. Er hatte ſich beſonders die Senatoren der jungen Geſchlechter — patres minorum gentium — verpflichtet und verbunden. Jetzt endlich kam es zum Austrag. Es kam zum Conflict und es fand ſich, daß die Partei des Tarquinius ſtärker war und ſich der alte König gegen ſeine Feinde zurückziehen mußte.

Endlich alſo kam es zum offenen Kampfe zwiſchen Servius und Tarquinius, in welchem Servius erlag und Tarquinius triumphirte. Es wird erzählt, daß in der gewaltſamen Revolution, die gegen Servius ausbrach, er auf offener Gaſſe erſchlagen wurde und ſein Leichnam lag mitten auf dem Fahrwege hingeſtreckt. Da kam ſeine leibliche Tochter Tullia des Weges auf ihrem Wagen gefahren und mußte die Gaſſe paſſiren, wo der entſeelte

Körper ihres Vaters lag. Als die Maulthiere den Leichnam erblickten, scheuten sie, und der Kutscher wagte nicht, sie anzutreiben, weil in der engen Gasse die Räder des Wagens über die Glieder des entseelten Königs hingehen mußten. Allein die unnatürliche, obgleich eheleibliche Tochter des greisen Königs herrschte ihn an, weshalb er anhalte, und rief ihm zu: vorwärts. Und vorwärts fuhr der Wagen über die noch einmal unter den Rädern knirschenden und zerschmetterten Glieder ihres Vaters und die ruchlose Tochter stürmte dahin, ihren Gemahl zu dem siegreichen Ausgange der glücklichen Rebellion gegen ihren leiblichen Vater zu beglückwünschen.

Dies war das Ende des edlen Königs Servius, der Rom so viel Gutes gethan, von dem eine seiner großen Thaten noch heute in der Servianischen

Servianische Mauerreste am Südbahnhofe in Rom.

Mauer vorhanden ist, deren Reste nicht nur, sondern wohl der ganze Umfang derselben in dem gegenwärtigen Rom sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, wie deren Dasein auch die Ungelehrten vor Kurzem wieder erfahren haben bei Gelegenheit der Anlage eines Eisenbahnhofes in der ewigen Stadt, zu dessen Aufrichtung es nöthig war, die alte Servianische Mauer eine Strecke lang einzureißen. Die Eisenbahnbauten unserer Zeit haben so manches Alterthum längst vergangener Zeiten wieder entdeckt und dem Bewußtsein der jetzigen Geschlechter wieder vorgeführt, und es ist zu verwundern, daß die reichen Engländer versäumt haben, für ihr British Museum in London

einen Ausschnitt dieses klassischen, dieses uralten Alterthums von Rom käuflich zu erwerben, welches nun den Trümmerhaufen des alten Roms, auf dem sich das neue erhoben, um einen wenn auch geringen Theil vermehrt hat.

Der Lauf dieser Servianischen Ummauerung Roms, eine kolossale Arbeit der Vorzeit, ist von uns auf dem früher beigegebenen Kärtchen bezeichnet, und wir fügen hier eine Ansicht dieser noch heute erhaltenen Mauerreste des Servius bei, welche uns einen Begriff giebt von den großartigen Thaten des alten römischen und längst verschollenen Königs Servius. Er hatte die sämmtlichen Kräfte seiner Stadt mit mächtiger Hand zusammengefaßt und vereinigt zu einer Wucht, welcher damals weit und breit keine der kriegerischen Nachbarstädte widerstehen konnte. Jetzt herrschte an seiner Stelle ein Anderer, auch injussu populi, ohne die verfassungsmäßige Einsetzung des Volkes, aber nicht als ein milder, sein Volk beglückender Fürst wie er, sondern als stolzer Gewaltherrscher, der nicht nach den Wünschen der Bürger fragt, sondern seinen Willen als das oberste Gesetz hinstellt. Das war der siebente und letzte der römischen Könige Lucius Tarquinius mit dem Zunamen Superbus, das ist der Stolze oder Hochmüthige. Im Bewußtsein der nur durch Gewalt, ohne Recht gewonnenen Königswürde begann er seine Regierung damit, die Vornehmsten seiner Gegner, gefährliche Familienhäupter und Senatoren, mit List und Gewalt zu entfernen. Ihre Güter zog er ein und vertheilte sie unter seine Anhänger. Seine Feinde verloren das Leben oder gingen in die Verbannung, in's Ausland. So war in Rom jeder Widerstand gebrochen.

Aber das Ausland lag für damalige Begriffe ziemlich fern und das Gebiet, über welches der Tyrann herrschte, war ziemlich geräumig. In Collatia herrschte seit Tarquinius Priscus ein Zweig der tarquinischen Familie und nannte sich danach, und eine andere Stadt, Gabii, deren Lage man später kaum noch kannte, die aber dem damals noch sehr ohnmächtigen Rom einen furchtbaren Widerstand entgegensetzte, dessen Erinnerung sich in dem Ausdruck: cinctus Gabinus erhalten hatte, ebenfalls. Dieser Ausdruck bedeutete: Gabinisches Kriegsgewand. Allein es ist derselbe wohl kaum zu erklären als die Kampfrüstung der Gabinier gegen Rom, sondern viel eher als die Rüstung der Römer gegen Gabii, welches in unaufhörlichen, sehr beunruhigenden und gefährlichen Nachbarfehden das älteste Rom bedrohte. Rom hatte eine sehr bestimmte Anschauung von der Bedeutung des cinctus Gabinus, sie bestand darin, daß die toga, das mantelartige wollene Uebergewand, über die tunica, das enge Hemd, beduinenartig über den Kopf gezogen wurde und ihn schützte eben so wie den linken Arm zu gleichem Zweck, so daß nur der rechte, der in die Feinde einhauende, frei blieb.

Der cinctus Gabinus war also schlechthin die Kriegstracht, die Soldaten-

uniform der ältesten Römer. Daß sie aber von der Nachbarstadt Gabii ihren Namen hatte, beweist, daß sich in diesen ältesten Zeiten alles römische Kriegswesen in den Kämpfen gegen Gabii concentrirte. Dieser unaufhörlichen Noth der ältesten Römer machte der Sohn des Tyrannen Tarquinius Superbus auf eine höchst denkwürdige Art ein Ende. Die Art und Weise war freilich deshalb so merkwürdig, weil sie sich auf ganz dieselbe Weise genau ebenso im fernsten Osten, in Kleinasien, wiederfindet, ein ausreichender Beweis nicht nur ihrer Sagenhaftigkeit, sondern auch des Zusammenhanges und der Verkehrs-Verbindung der mittelitalischen Ländergebiete mit Griechenland, der Vermittlerin mit dem fernen Osten. Diese gemeinschaftliche Legende Kleinasiens und Roms erzählte man in Rom also: Die Macht Roms sogar unter Tarquinius, der sie mit Tyrannenwillkür rücksichtslos in seiner Faust zusammenfaßte, genügte nicht, Gabii zu unterwerfen. Da wandte er sich zur List. Sein ältester Sohn Sextus erschien als Flüchtling vor der grausamen Härte des eigenen Vaters in Gabii und bat um eine Freistatt. Der wüthende Haß, den Gabii gegen den Bedränger trug, bewirkte, daß er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Es war kein gewöhnlicher Elender, der in der Stadt erschienen war. Vielmehr waren aller Augen theilnehmend auf ihn gerichtet und Sextus Tarquinius war so vornehm und so klug, daß er sehr bald die Gunst der Stadt dauernd an seine Person fesselte durch verständigen Rath und glückliche That. Wo man ihn hinstellte, überall zeigte er, daß seine Anschläge gegen das verhaßte Rom mit Erfolg gekrönt wurden und in Kurzem besaß er das unbegrenzte Vertrauen in Gabii. Das hatte er nur gewollt und als er sich darin sicher fühlte, da begann er seine Verrätherpläne ins Werk zu richten. Wie, darüber war er noch im Unklaren und beschickte seinen Vater, den Vater aller List und Verrätherei, durch einen geheimen, ihm ganz ergebenen Boten, seinen treuesten Hausdiener, daß er ihm Rath ertheilte. Der treue Sklave erschien vor dem römischen Könige und bestellte sein Gewerbe. Tarquinius, der Tyrann, ging mit ihm in seinen Hausgarten, in dem ein Feld mit reifem Mohn war. Er fragte kurz und ließ sich Langes erzählen, antwortete aber nichts. Mit seinem Königsstabe schlug er aber immer wie zu einer Hand- und Turnübung die höchsten Mohnköpfe mit ungemeiner Geschicklichkeit ab. Als er Alles gehört hatte, was der Bote zu sagen hatte, sprach er, daß er ihm für seinen Bericht dankte und seinen Sohn grüßen ließe. Dem Boten, der über die seltsame Entlassung ohne Antwort wohl sehr erstaunt sein mochte, blieb nur übrig, nach Hause zu gehen, wo ihn Sextus Tarquinius über seine Ausrichtung genau befragte und bald im Klaren war über das, was er zu thun hätte. Er fing an, die Vornehmen und Häupter des Volks beim gemeinen Mann des Verraths, der Unterdrückung zu verdächtigen. Sie wären

eben so gut wie Jene, warum sie allein den Reichthum und die Vorrechte der Stadt genießen sollten, sie dächten nur an ihr Wohlergehen, nicht an das Beste des Volks und machten es wie Tarquinius Superbus in Rom, und das Volk, welches seiner Arglist glaubte, erschlug oder verjagte sie. Als er sah, daß die Stadt also führerlos geworden, da gab er seinem Vater das Verrätherzeichen, die Kriegsschaaren Roms stürzten über Gabii herein, das ihnen wehrlos erlag und sich noch Glück wünschen konnte, daß Tarquinius Superbus ihnen den Verräther Sextus Tarquinius als Fürsten ließ, welcher die Stadt nun ähnlich verwaltete wie sein Vater Rom, das heißt die Vornehmen drückte, die Geringeren aber durch harte Arbeit beschäftigte, ohne sie hungern zu lassen, vielmehr ihr materielles Wohl beförderte.

Das Merkwürdige bei dieser Erzählung ist, daß die beiden charakteristischen Züge derselben, daß ein feindliches Nachbargebiet durch einen verrätherischen Ueberläufer bethört und wehrlos gemacht wird und die schweigende Symbolik des Abschlagens der Mohnköpfe, womit die Beseitigung der patriotischen Stadtfürsten gemeint ist, bereits von Herodot als Hergänge in Asien erzählt worden, von Kyros und Zopyros in Babylon und von Thrasybulos und Periandros von Korinth mit äußerst wenig abweichenden Nebenumständen.

Es ist wohl klar, daß diese Uebereinstimmung keine zufällige ist, vielmehr daß hier griechische Erzählungen und Legenden ihren Weg bis nach Rom gefunden hatten und nur historisch festzuhalten ist, daß die tarquinische Gewaltherrschaft endlich Gabii, das ihrem Andrange lange widerstanden, irgend wie sich unterwarf und daß wie in Collatia auch in Gabii ein Zweig dieses Geschlechts die Fürstengewalt ausübte. Als später die Herrschaft des Tarquinius Superbus zum Ideal politischer Bosheit ausgebildet war, mußten ein paar Legenden von der Niederträchtigkeit orientalischer und griechischer Tyrannen von den Griechen erborgt werden, um die Ruchlosigkeit des tarquinischen Regiments in das rechte Licht zu setzen.

Eine solche Zusammenstellung griechischer und römischer Traditionen war aber nur möglich durch den unverkennbaren chronologischen Zusammenhang griechischer und römisch-italischer Städteverfassungsentwickelungen.

Wunderbar genug nehmlich waren etwa um dieselbe Zeit in Athen und dem inneren Griechenland überall in den hervorragenden Städten, namentlich Korinth und anderen, die alten patriarchalischen Königthümer, an welche sich der Geschlechterstaat anlehnte, einer Herrschaft gewichen von Gewalthabern, welche die Griechen Tyrannen nannten, und welche, gestützt auf das Volk, Könige und Geschlechter aus der bisher besessenen Gewalt ausdrängten und dann sehr bald, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, einem modificirten Geschlechter- und Volksstaat hatten weichen müssen. Diese Beseitigung der ursprünglichen Tyrannen war nirgends ohne mehr oder weniger

erschütternde und gewaltsame Revolutionen abgegangen, weder im eigentlichen Griechenland, noch im sogenannten Großgriechenland oder Süditalien und die Einwirkung dieser Verfassungsbewegungen setzte sich gegen Norden in das eigentliche National-Italien weiter fort.

Ueberall stoßen wir in den ältesten Zeiten in latinischen Städten auf herrschende Fürstengeschlechter, von denen wir obgleich wenige Thaten aber doch ihre Namen kennen, die aber später republikanischen Verfassungen weichen. In Rom ist uns der Verlauf dieser Revolutionen und Verfassungs-Umwandlungen erkennbarer und deutlicher erhalten. Die älteren Könige bis zu Ancus Marcius gehören dem reinen Geschlechterstaat an, vielleicht auch Tarquinius Priscus. Allein nach ihm tritt ein Bruch mit dem alten Rechtsherkommen ein. Servius Tullius herrscht nicht mehr nach der alten Königs-Autorität, sondern, wie sich Livius ausdrückt, durch langen, friedlichen Besitz mit Einwilligung der Bürgerschaft, und zwar der Geschlechter sowohl als des gemeinen Volks, dem er, der Erzählung nach, zuerst besseres Recht einräumt, während Tarquinius Superbus Gewaltherrscher ist und eine neue Staatsentwickelung darstellt, welche eine Uebergangs-Epoche zu der späteren Republik bildet.

Tarquinius Superbus und sein Geschlecht wurden aus Rom vertrieben, das war ihr endliches Schicksal. Allein ehe dies geschah, herrschten sie gewaltig, gewaltiger denn zuvor und das römische Volk, Vornehme und Geringe, bekamen es nicht weniger zu fühlen als die Nachbarstädte, denn überall hin reichte ihr zwingender Arm.

Zunächst nach Tusculum. Diese Stadt, auch im Mittelalter weltberühmt, jetzt unter dem Namen Frascati bekannt, auf hohem Felsengipfel des Algidus gelegen, und weit hinausschauend in die Ebene und bis an das ferne wogende Meer, wurde damals von einem mächtigen Fürstengeschlechte beherrscht, dessen damaliger Träger Octavius Mamilius hieß und in ganz Latium der vornehmste Mann war.

Er erkannte, wie nützlich ihm die Freundschaft des in Rom herrschenden tarquinischen Geschlechts sein würde, nicht minder wünschte der Beherrscher Roms mit ihm in Verbindung zu treten. So ward Octavius Mamilius der Freund und Blutsfreund des Tarquinius Superbus, indem er sein Schwiegersohn wurde. Die Gebiete von Rom und Tusculum traten dadurch in die engste Gemeinschaft, es trat dadurch zwischen ihnen ein Recht zu gültiger Verschwägerung der römischen und tusculanischen Geschlechter ein und nicht minder das Recht auf gegenseitigen Handel und Wandel; in der römischen Rechtssprache ausgedrückt hieß das, es wird zwischen den beiden Nachbarorten connubium (Wechselheirath) und commercium (Handelsverkehr und

Erwerb) gestattet. Für die Beherrschung von Latium hatte damit Tarquinius Superbus den Fuß im Bügel.

Es währte nicht lange, so hatte er eine starke Partei in den latinischen Städtegeschlechtern, auf welche er rechnen konnte. Bald fühlte er sich so stark, daß er eine Versammlung bei dem heiligen Hain der Göttin Ferentina ansagen konnte. Es war dies das eines der National-Heiligthümer für Alle, die man Latiner nannte, das nomen Latinum, wie es in der alten Rechtssprache der Römer hieß. Dieses nomen Latinum, die souveränen Väter der latinischen Geschlechter — wir haben gelernt, was es auf sich hatte um diese vornehmen, gebietenden Herren und Väter der italischen Geschlechter-Gemeinschaften — versammelten sich auf die Berufung des römischen Fürsten. Denn sein Ansehen war groß und vielleicht war es noch gegründet auf die Rechte, welche Tullus Hostilius durch die Besiegung von Alba Longa, dem damaligen Vorort Latiums, erworben hatte — und Alle warteten der Ankunft und der Anrede des Tarquinius. Allein er erschien nicht zur angesagten Zeit.

Was konnte der Partei, welche Rom abgeneigt war, der Partei der latinischen Patrioten, erwünschter sein? Sie benützte die gebotene Gelegenheit, ihre eigenen Wünsche und Absichten mit aller Leidenschaftlichkeit der Gegenpartei zu Gemüthe zu führen. Ihr Wortführer war Turnus Herdonius, der Fürst von Aricia, welches dem Leser nach der beigegebenen Karte von Roms Umgebungen seiner Lage nach ebenso wie Tusculum sehr wohl bekannt ist, Rom nicht ferner als Potsdam von Berlin, später an der berühmten Chaussee, der via Appia, gelegen, eine Station mit Pferdewechsel für die südlich von Rom Reisenden, jetzt schneller mit Hülfe der neuen Eisenbahn von Rom aus erreichbar.

Dieser Turnus Herdonius war aber damals, wo es noch keine via Appia und noch weniger eine ferrovia, eine Eisenbahn, gab, ein gewaltiger Redner der Tribüne und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um Tarquinius Superbus verhaßt zu machen bei den Latinern und es gelang ihm. Die Versammlung war empört über die Rücksichtslosigkeit des übermüthigen Tarquinius, sie zur Berathung einzuladen und dann nicht zu erscheinen.

Allein zum Aerger des Turnus hielt Tarquinius dennoch den Termin ein, er kam zum festgesetzten Tage, noch bei scheinender Sonne, aber kurz vor Sonnenuntergange.

Er hatte eine merkwürdige Entschuldigung für sein spätes Kommen anzubringen, er sagte, ein sehr frommes Geschäft hätte ihn abgehalten, vor der ehrbaren Versammlung zu erscheinen, es wäre ihm endlich gelungen, einen Sohn, der mit dem Vater gehadert, mit ihm zu versöhnen. Da sprach Turnus ihm entgegen aus dem alten italischen Rechtsbewußtsein der

Latiner und Römer, die Ausrede wäre nichtig, denn es gebe nichts Leichteres, als eine Streitigkeit zwischen Vater und Sohn zu schlichten für einen rechtschaffenen Richter. Der Sohn müßte unter allen Umständen dem Vater gehorsam sein, und thäte er es nicht, so müßte er die Kränke kriegen (haberet infortunium). Also wäre es anerkanntes, herkömmliches Landrecht in ganz Latium und wer daran rüttelte, könnte nur ein böser, gefährlicher Mensch sein. Und mit diesen Worten ging er von dannen.

Dieser ganze Auftritt war höchst charakteristisch für die Stellung des Tarquinius und seiner Gegner. Tarquinius hatte sein Leben lang daran gearbeitet, die alte Geschlechterordnung der Vorzeit, das souveräne Ansehen der höchsten väterlichen Allgewalt der Geschlechter zu untergraben. Durch Tyrannenwillkür hatte er in Rom die Tyrannengewalt der Geschlechtsobersten gebrochen, sie vertrieben, verdorben, in's Elend gejagt, wo sie sich ihm widersetzten, und ihre Stellen leer gelassen im Senate, den die Geschlechtshäupter einnahmen, so daß er aus einer gebietenden Corporation zu einem wenig zahlreichen willenlosen und schwachen Werkzeug seines eigenen Willens zusammenschrumpfte. Er war ein echter und wahrer Rebell gegen die fromme, von den Altvätern vererbte gute alte Ordnung des Gehorsams aller Geschlechtsangehörigen gegen ihren Senior, den Geschlechtsfürsten. In Rom, in Gabii, auch wohl in Collatia, war es ihm geglückt und auch in Tusculum, wo heut Frascati steht, hatte sich seine neue Anschauungsweise, unsere Theologen würden sagen, seine laxe Moral, Bahn gebrochen, weil da sein Schwiegersohn herrschte. Jetzt beschloß er sie auch in Latium zur Geltung zu bringen. Er mochte wieder seinen Stab fester fassen, mit dem er einst so erfolgreich die Mohnköpfe abschlug. Denn mit einem solchen Mohnkopf hatte Turnus Herdonius die größte symbolische Aehnlichkeit, der nach dem gethanen Tagewerk seiner Reden in seinem Hause den Schlaf des Gerechten schlief. Tarquinius hatte ihm den Tod geschworen, ein Sklave des Turnus ließ sich bestechen, daß er mit des Tyrannen Dienern in das Haus heimlich bei der Finsterniß Waffenvorräthe schaffte. Nun erschien Tarquinius in der Morgenfrühe, ließ die Latinerfürsten zusammenberufen und erzählte ihnen eine Geschichte von einer fürchterlichen Verschwörung des Turnus gegen sein Leben, die nur sein gestriges langes Ausbleiben hinausgeschoben. Zum Beweise möchten sie kommen, um selbst in Turnus' Hause die Waffenmenge, die er zum verrätherischen Ueberfall verborgen, sehen. Seine Gesinnung hätten sie gestern durch seine Reden gehört, nun könnten sie sich von seinem Verrätherplan überzeugen. Der unschuldige, trotzige, in seinem Bett überfallene Turnus erschien Allen auf der That betroffen, einstimmig wurde er als Verräther verurtheilt, das Leben zu verlieren. Der wüthende Haufe schleppte ihn an die Quelle des Ferentinischen Baches, gegen dessen Bundes-

heiligthum er gefrevelt, warf ihn hinein und Buschwerk und Steine darauf, daß er lebendig begraben wurde.

Nach dem schrecklichen Ende des Turnus wagte die Versammlung gegen die Bundesbedingungen, welche Tarquinius vorschlug, keinen Widerspruch. Es war aber eine mildere Abkunft als die des Königs Tullus mit Alba, in der nur Rom bestehen blieb und die Geschlechter Albas und der Umorte in sich aufnahm, daß sie Römer wurden. Tarquinius' Bund mit den Latinern ließ ihnen selbstständige nationale Rechte, aber ihre Kriegsaufgebote traten mit den römischen in die engste Verbindung, so daß neben jeder, auch der kleinsten römischen Heeresabtheilung auch eine latinische aufgestellt wurde und Roms Freunde und Feinde mußten hinfort auch die der Latiner sein.

Mit der so ausgedehnten Macht wandte er sich nach Süden und Südosten, zuerst gegen die kriegerischen Volsker, deren Gebiet von Ardea und Terracina am Meere her über die Ebene bis zum Gebirge hin sich erstreckte, angrenzend an die Latiner, an die wiederum im Gebirge die Herniker und Aequer sich anschlossen. Lange wurde hart und mit schwankendem Erfolg gekämpft, Suessa Pometia erobert, dann Terracina, damals Anxur genannt, und Tarquinius legte in Circeji und Signia Festungen mit römischer Besatzung an, welche bei den Römern die Bezeichnung Colonien führten und die wir noch oft als ihr wirksamstes Mittel, eroberte Gebiete in Gehorsam zu halten, kennen lernen werden.

Trotz dieser Erfolge, trotz des Freundschaftsbündnisses des mächtigen Fürsten mit den Hernikern und Aequern, das vielleicht wegen ihrer Feindschaft mit den Volskern erleichtert war, trotz der friedlichen Beziehung mit dem Norden, Sabinern und Etruskern, gab es doch einige Gebiete des Volskerlandes, welche nicht zu unterjochen waren, vor Allem Ardea, nahe dem Meere gelegen, spottete des römischen Heeres, trotz der Belagerung, zu welcher sich Tarquinius hatte entschließen müssen, als der Sturm von den hohen Mauern mit Verlust abgeschlagen war, und stets frische Zufuhren von der See her in die Stadt gelangten.

Tarquinius Superbus hatte lange Jahre kräftig und gewaltsam geherrscht und Großes war ihm gelungen. Er hatte Rom zum Mittelpunkte eines weitgebietenden Staatswesens gemacht, welches die Nachbarvölker, Etrusker, Sabiner, Aequer und Herniker, fürchteten und achteten. Ebenso gewaltig erschien Rom im Innern der Stadt. Der Kloakenbau, das Wunder aller Zeiten, die gewaltige Mauer, die meistens Servius Namen trägt, und Rom wie ein eherner Schild deckte, endlich der Capitolinische Tempel, das Hauptheiligthum Roms, stand vollendet und bedurfte nur noch der Weihe. An alle diese Riesenwerke knüpfte die alte Tradition den großen Namen der Tarquinier. Der Bau auf dem Tarpejischen Felsen aber lag im richtigen

Gebiet seines Geschlechts, welches sich über den späteren Campus Martius, den weiten Anger, nördlich von der Tiber umflossen, hinzieht und war recht eigentlich das Denkmal, welches Tarquinius Superbus seinem Namen errichtet hatte.

Allein welche Anstrengungen hatten diese Riesenbauten gekostet! Die Siegesbeute von Suessa Pometia hatte wohl ein Stück geholfen, allein der Schweiß des frohndenden Volkes, ohne welchen solche Werke im Alterthume nie und nirgends zu Stande kamen, hatte das Beste thun müssen und es ist nicht zu verwundern, daß die alten Erzählungen berichten, das Volk hätte über den unbarmherzigen Druck der Baufrohnden und der unaufhörlichen Kriege gemurrt im Andenken an den volksfreundlichen König Servius, wenn es auch vergessen, daß seine Väter nicht minder schwer bei dem ungeheuern Mauerbau dieses Königs hatten tagwerken müssen.

Tarquinius Superbus mochte die Stimmung des Volks so wenig als der Haß der Vornehmen ein Geheimniß sein. Allein er trotzte auf seine Pläne, Thaten und Erfolge. Jetzt war auch das Volskerland bezwungen, nur die eine Stadt Ardea wagte zu widerstehen und an ihren Mauern sollte sich seine stolze Macht brechen. Der Hergang, wie dies geschah, lautet aber in der alten Erzählung so sagenhaft, daß deutlich erkennbar ist, wahre Geschichte liege wenigstens hier nicht vor.

Das römische Heer, so heißt es, lagerte noch immer vergeblich vor Ardea, das seine himmelhohen Riesenmauern beschützten und hoffte sie immer noch, durch Hunger zu überwältigen. Die Fürsten wie das Volk waren also auf müßiger Wache und vertrieben sich die langsam schleichende Zeit so gut es anging.

Müßiggang ist aber aller Laster Anfang und so geschah es auch hier. Einst saßen der römische Königssohn Sextus und der Fürst von Collatia, Lucius — sie führten beide den Geschlechtsnamen Tarquinius als nahe Verwandte — im Zelt beim Becher und zufällig gerieth ihr Gespräch auf die größere Vorzüglichkeit und Wirthschaftlichkeit ihrer Weiber. Der Fürst von Collatia meinte, die Seinige wäre unübertrefflich; bis in die tiefe Nacht säße sie mit ihren Sklavinnen, sie beim Wollspinnen überwachend. Der hochgeborene römische Kronprinz äußerte seine Zweifel und der Vetter, darüber aufgebracht, sagte: Die Probe wäre ja sehr leicht, sie brauchten sich ja nur auf ihre Pferde zu werfen, dann wären sie nach ihrem Mittagsessen vor Ardea, mit sinkender Sonne in Rom und vor Mitternacht in Collatia und könnten mit eigenen Augen prüfen.

Das Angebot wurde angenommen, da der Wein unternehmungslustig gemacht hatte, und der kühne Ritt von etwa 8 Meilen angetreten und glücklich ausgeführt. Noch vor Mitternacht waren die beiden Fürsten in Collatia.

Der Collatiner war sehr zufriedengestellt, der Königssohn offenbar sehr beschämt, als er seines Vetters Gemahlin mitten unter ihren Mägden schaltend und waltend noch wach fand. Der Hausherr und der Gast wurden mit Freuden empfangen, trefflich bewirthet und nach gesundem Schlaf ebenso fröhlich am Morgen verpflegt und wieder auf die Reise geschickt, welche sie in derselben Schnelligkeit wieder nach Ardea führte, mit welcher sie von dort aufgebrochen waren. Allein der römische Königssohn war bei dem Anblick der Gemahlin seines Geschlechtsvetters von bösen Gedanken erfüllt worden. Er hatte sich nicht nur besiegt gefühlt durch den augenscheinlichen Anblick der Tugenden der Lucretia, so hieß die Gemahlin des Collatinus, sondern alle seine Sinne waren geblendet durch ihre unsägliche Schönheit. Eine satanische Begierde hatte sich seiner bemächtigt, dies schöne Weib auf jede Weise zu gewinnen.

Schon nach wenigen Tagen befand er sich nach einem eben so tollen Ritt, wie der mit seinem Vetter Collatinus, aber allein, im Fürstenschloß von Collatia, Grüße ausrichtend und wohl empfangen und beherbergt. In tiefer Nacht drang er in das Schlafgemach der Fürstin und als die tugendhafte Frau ihn mit Abscheu zurückwies, drohte er, das gezückte Schwert in der Hand, falls sie ihm nicht gehorsamte, würde er einen ihrer Sklaven umbringen wie sie selber und die beiden Leichname in das Fürstenbett von Collatia legen.

Es war ein echter Sohn des Tarquinius Superbus, und die teuflische Drohung schreckte die unglückliche Lucretia, daß sie widerstandslos Alles über sich ergehen ließ. Mit dem Morgengrauen war der ruchlose Sextus Tarquinius schon zu Pferde auf dem Wege nach Ardea und Lucretia, den Tod im Herzen über die erlittene Schmach, allein mit ihren wahnsinnerfüllten Gedanken. Endlich ermannte sie sich, ihre nächsten Freunde, Brutus, des Königs von Rom Neffe, und P. Valerius, zu sich entbieten zu lassen. Als sie gekommen, erzählte sie ihnen die angethane Schande und als sie geendet, stieß sie sich den Dolch in's Herz.

Aber Brutus, tief empört über den Urheber des furchtbaren Unglücks, riß das noch rauchende blutige Messer aus der unschuldigen Brust und stürzte hinaus, den Bürgern von Collatia den Gräuel zu melden und sie zur Rache aufzufordern, zur Rache wegen des unschuldigen Blutes, welches durch den Frevel des gottvergessenen Fürstengeschlechts von Rom geflossen.

Die Bürgerschaft von Collatia, welche den Tyrannen kannte, war augenblicklich im Aufruhr über den schändlichen Tod ihrer geliebten Fürstin, und Brutus warf sich auf's Pferd, die Gräuelpost nach Rom zu tragen, wo der Haß gegen den Unterdrücker bis an den Rand des Bechers gestiegen war und ein einziger Tropfen mehr Hasses ihn zum Ueberfließen brachte. Es be-

durfte nur der wenigen beredten Worte des Brutus und auch Rom stand in hellen Aufruhrflammen gegen das verruchte Herrschergeschlecht. Tarquinius Superbus wird von den gekränkten Geschlechtern des Königthums für verlustig und Spurius Lucretius, der Vater der unschuldig moralisch dahingewürgten Lucretia, zum interrex, zum König bis auf Weiteres, erklärt.

Allein Brutus eilt weiter auf flüchtigem Pferde in das Lager von Ardea, um auch dort die Schreckenspost von der ruchlos verdorbenen Fürstin von Collatia zu verkünden und das Heer zum Abfall von der Gott verhaßten Dynastie zu bewegen.

Schon war eine dunkle Kunde von den neuen Ereignissen in Collatia und Rom nach dem Lager von Ardea gelangt, und Tarquinius Superbus, der selber gerade dort gegenwärtig war, eilte auf anderem Wege als Brutus nach Rom.

Allein er fand die Pforten der im Aufruhr befindlichen Stadt verschlossen und es blieb ihm nichts übrig, als sich in solche Gebiete seiner früheren Herrschaft zu retten, wo er noch aufrichtige Anhänger vermuthen konnte. Sie waren aber so dünn gesäet, daß ihm zunächst nichts übrig blieb, als den Schauplatz seiner Thaten und seines unvergänglichen Ruhms, welcher bis auf unsere Zeiten gedauert hat, zu verlassen und Schutz zu suchen in den südlichen Gebieten, wo er sich eine neue Grundlage gewaltiger Herrschaft bereitet hatte, in Latium, bei seinem Schwiegersohn in Tusculum oder sonst wo. Denn auch das Lager von Ardea, wohin er geeilt war, es war von ihm abgefallen durch die leidenschaftlich begeisternden Anreden des Brutus.

Die Dynastie des Tarquinius Superbus hatte Roms Herrschaft auf ewige Zeiten verloren; so war es ihr trotz aller, obgleich sehr gewaltsamer Wohlthaten, trotz aller gezwungenen Beglückung Roms beschieden. Allein es war nur die tarquinische Dynastie von Rom ausgestoßen, aber durchaus nicht die Herrschaft des tarquinischen Geschlechts. Obgleich auch dieses nach und nach und allmälig entfernt wurde, so behauptete es sich doch noch eine geraume Zeit in der Herrschaft über Rom.

Denn betrachten wir nur einmal die Personen, welche nach der Vertreibung des Tarquinius über Rom gebieten. Da waren es die viel gepriesenen ersten Consuln, das ist die paarweise gebietenden Herren über Rom, die im Gegensatz zu den früheren lebenslänglichen Herrschern nur eine jährige Herrschaft ausübten.

Es waren aber diese ersten beiden Consuln oder, wie sie damals hießen, Prätoren der Erzählung nach ganz nahe Verwandte des Tarquinius, Tarquinius Collatinus, der Gemahl der armen, unschuldig dahingeschlachteten Lucretia, und Junius Brutus, der Schwestersohn des vertriebenen Königs,

deſſen Kronprinz, Sextus, in einem Aufruhr der Stadt Gabii, wo er als Fürſt gebot, um's Leben kam, wohin er, wie ſein Vater nach Rom, von Ardea geeilt war.

Die erſten republikaniſchen Würdenträger Roms waren alſo Angehörige des tarquiniſchen Geſchlechts, welches nach wie vor in Rom anſäſſig und einflußreich blieb. Nach der alten Erzählung erfolgte das Erlöſchen der gens Tarquinia auf eine ganz merkwürdige Weiſe.

Zuerſt wußte Brutus, der Anfänger der ſogenannten römiſchen republikaniſchen Freiheit und das Prototyp, das ewige Urbild derſelben, durch eine kluge Machination, eine ſehr hinterliſtige Politik, ſich ſeines Collegen auf eine ſehr wenig rechtſchaffene Weiſe zu entledigen.

Er trat vor die Volksverſammlung der patriciſchen Gemeinde, die Curien, und beſchwor ſeinen Collegen, er möchte der öffentlichen Meinung, die nun einmal den tarquiniſchen Namen haßte, nachgeben und ſeine Würde niederlegen — und er wußte, daß er dabei auf die Zuſtimmung der Menge zählen konnte.

Collatinus, welcher durch ſeinen Einfluß als naher Verwandter am Meiſten zum Sturz des Tarquinius Superbus beigetragen, ſah ein, daß nach dem damals und noch viel ſpäter gültigen Rechtsbewußtſein der Römer durch den Frevel des Geſchlechtsfürſten auch die Geſchlechtsmitglieder von dem Makel ihres Hauptes berührt waren, und trotz ſeiner Verdienſte um die junge Freiheit Roms fügte er ſich und ging in die Verbannung. Außerdem konnte ihm zum Vorwurf dienen, daß er als Blutsverwandter der Tarquinier nicht hatte einwilligen wollen in die Confiscation der Güter, der liegenden und fahrenden Habe des Superbus und noch mehr ſeines Geſchlechts, daß er die Entſcheidung darüber an die Abſtimmung der Curien verwieſen hatte und daß hier durch den Ausſchlag einer einzigen Stimme die Einziehung der tarquiniſchen Geſchlechtsmark zurückgewieſen war. Dieſe einzige Geſchlechterſtimme, welche den entſcheidenden Ausſchlag gab, konnte nur die der gens Tarquinia geweſen ſein. Gerade dafür mußte er aber büßen.

Allein augenblicklich rächte ſich an Brutus auf tragiſche Weiſe der Haß gegen das tarquiniſche Blut, dem er ſelber angehörte.

Eben dies ſein eigenes Blut, ſeine eigenen beiden Söhne, empörten ſich, verſchworen ſich gegen ihn und die neue Ordnung zu Gunſten des verdrängten tarquiniſchen Königthums.

Es waren zwei erlauchte patriciſche Geſchlechter, die Aquilier und die Vitellier, die, ganz tarquiniſch geſinnt, als die tarquiniſche Geſandtſchaft in Rom erſchienen war, um die Güter ihres Geſchlechts in Anſpruch zu nehmen, welche der Curienbeſchluß ihnen zugeſtanden, bei der Weitläufigkeit der Auseinanderſetzung Zeit gewannen, mit ihrer Hülfe eine Verſchwörung an-

zuzetteln gegen die neue Ordnung und die eigenen Söhne des Hauptes der Gegner des gestürzten Königthums, die Kinder des Brutus, zu gewinnen.

Alles war verabredet, der Plan war reif, nur zu den letzten endgültigen Beschlüssen wollte man sich noch einmal versammeln und die entscheidenden Maßregeln besprechen.

Da belauschte die Verschworenen ein geringer Sklave, er wurde Vindicius genannt, welcher den hochverrätherischen Anschlag augenblicklich dem Publius Valerius, dem Nachfolger des Collatinus in der consularischen Würde, meldete, welcher auch nicht säumte, dem Brutus davon Mittheilung zu machen.

Brutus, der große Hasser des Königsregiments, war tief erschüttert, als er erfuhr, daß sein eigenes Blut, seine beiden einzigen Kinder, gegen ihn, ihren Familienfürsten, gegen ihn, den Befreier von der Tyrannenmacht über das Vaterland, sich niederträchtig und heimtückisch verschworen.

Aber er zauderte keinen Augenblick, das Heil des Vaterlandes für unendlich höher zu achten, als die Bande des Blutes.

Auf der sella curulis, dem Fürsten- und Rächerthron gegen die Frevler, sitzend, ließ er die entarteten Söhne seines Blutes, seiner Vaterstadt vor sich bringen. Der verrätherische Sklave Vindicius mußte sie anklagen, er selbst verhörte sie, und als er die Ueberzeugung vom Hochverrath seiner eigenen, einzigen Kinder gewann, zauderte er nicht, die Schergen und Henker, die lictores mit den Ruthen und Beilen, herbeizuwinken und ihnen zu gebieten, sie sollten nach Altväterſitte mit den armen Sündern, seinen eigenen Kindern, den beiden herrlichen, stattlichen Jünglingen, verfahren, daß sie vom Leben zum Tode gebracht würden.

Die Versammlung war vor Schrecken versteinert, er selbst im Herzen tödtlich getroffen — sein eigenes Geschlecht mußte er mit der Wurzel ausrotten — aber er blickte mit festem Auge vor sich hin, als die Henker seine Kinder niederrissen, sie mit Stöcken zerstäubten und mit den Beilen ihre Häupter abschlugen, daß sie in den Sand rollten. Vindicius, der ungetreue Sklave, aber erhielt zum Lohn seines Verraths die Freiheit.

So versiegte der erzeugende Born des patricischen Geschlechts der gens Iunia, welche die Freiheit der römischen Republik geschaffen hatte, und nun gab es natürlich kein Erbarmen, keine Rücksicht mehr für die nahe verwandte gens Tarquinia. Alle ihre Mitglieder wurden verbannt, die Aquilier und Vitellier hingerichtet, der Acker und die Flur der gens Tarquinia von Staatswegen eingezogen und namentlich das Feld zwischen der Stadt und der Tiber dem Mars geweiht. Es hieß seitdem Campus Martius, auf dem sich später die römische Jugend in kriegerischen Uebungen tummelte, wo sich später die Centuriatcomitien, das kriegerische Aufgebot der Römer, auch zu politischen Abstimmungen versammelten.

fluß. Der aber führte ſie auf einen Haufen und ſchuf eine Inſel, welche jene Erdbildung den Strom überragte.

Anſicht der Tiberinſel in Rom.

Dieſe Inſel blieb für alle Zeiten und ſie beſteht noch heut, nicht weniger im Angedenken an die römiſche Königsherrſchaft der Tarquinier, als die haften Unterbauten des capitoliniſchen Tempels, die ebenfalls noch beim palazzo Caffarelli, dem Hauſe der preußiſchen Geſandtſchaft, zu

Als nun auch Brutus, der Urheber der römischen Freiheit, in der Schlacht gegen die Tarquinier — die ganze gens Tarquinia war ja verbannt und nun mit Tarquinius Superbus vereinigt, der, gestützt auf seine außerrömischen Machtverbindungen in Etrurien und Latium, mit Gewalt sich wieder Roms zu bemeistern suchte und es mit Heeresmacht überzog — den verhaßten Erben des Superbus im Getümmel erblickte, Aruns, nach Andern Sextus Tarquinius, den sonst die Sage durch einen Volksauflauf in Gabii umkommen läßt, da stürzten beide haßerfüllten Gegner, die Bewerber um die Idee, welche Rom beherrschen sollte, ob Republik oder Königswille, blind auf einander los; sie hielten es nicht der Mühe werth, sich mit ihren Schilden zu schirmen, im Reiterkampf hielten sie sich nur die schweren Lanzen auf die Herzen, und Beide, im Herzen getroffen, stürzten lautlos todt von ihren Pferden.

Dies war die Schlacht am Walde Arsia, welche nach dem Tode der beiden Führer mit furchtbarer Erbitterung durchgekämpft wurde und noch stand sie ohne Entscheidung, als das Dunkel die Streitenden trennte. Da schallte plötzlich eine furchtbare übermenschliche Stimme aus dem nahen Walde: „Sieger sind die Römer, denn sie haben einen Mann weniger verloren als die Feinde.“ Es war die Stimme des Silvanus, des Waldgottes, welche den Feind wie Faunus mit panischem Schrecken erfüllt. So geschah es auch hier. In wilder Flucht stürzten sie während des Dunkels davon und die Römer fanden am andern Tage ihre Flur frei von Feinden. Die Erzählung aber, wo durch die genaue Abzählung der Todten das Mehr eines einzigen den Ausschlag mit genauer Majoritätenmessung giebt, ist echt römisch, wie diese Majoritätenscheu auch in der einzigen entscheidenden Stimme bei dem Curienbeschluß über die Güter der Tarquinier damit übereinstimmt.

Das war der Ausgang der Vertreibung der Tarquinier aus Rom. Die Verwandten, Blutsgenossen und Freunde erreichte das Verderben, es entkam auch nicht einer, und Erbarmen fühlten sie so wenig als Romulus, als er seinen Bruder Remus erschlug. Nur einer blieb übrig, der greise Tarquinius, dem es verhängt war, bis in's höchste Greisenalter das bittere Brot des Verbannten zu essen. Aber er vereinigte immer noch in seinem großen Namen die Furcht, den Schrecken, mit dem er, der Inhaber und Fürst seines Geschlechts, Rom und die weite darumherliegende Landschaft beherrscht hatte, bis er endlich vom wirklichen Schrecken Roms allmälig zum gespenstischen dahinschwindet.

Die erste Gefahr für Rom, die er ihm brachte, wurde am lacus Regillus, dem Regillischen See, entschieden, einem Wasserbecken, welches später verschwunden war unter der Hand des fleißigen Landmanns und nur fruchtbare Fluren hinterlassen hatte, daß man nicht mehr recht wußte, an welche

telle der entscheidende Conflict stattgefunden hatte. Hier sollte im Kampf
ch Mamilius von Tusculum gefallen sein.

Allein die geschäftige, phantastische Sage wußte noch mehr zu berichten
n dem unauslöschlichen Haß, den der alte stolze und hochmüthige Tarqui-
us gegen Rom trug.

Nicht gebeugt durch den Tod seines Erstgeborenen, versuchte er im
lorden, in Caere, von wo er vielleicht stammte, da neuerdings in der Nähe
ieser Stadt ein Grab der tarquinischen Familie oder des tarquinischen
lamens gefunden ist, und in Tarquinii selber sich Rächer gegen Rom zu
winnen. Endlich gelang es ihm am Besten bei dem Könige von Clusium
i Etrurien, bei Porsenna, — so erzählt die Sage, welche etwa gleichzeitige
legebenheiten ursächlich in Zusammenhang bringt, während die wahre Ur-
che ihrem Schwerpunkt nach ganz wo anders liegt.

Ein gewaltiger König war Porsenna gewiß. Denn zum Trotz der her-
ömmlichen Geschichtstradition von Rom, die aus Nationalstolz jede Unbill ver-
hwieg, welche Rom in seiner langen Geschichte so oft begegnet sind und die um
weniger verschwiegen werden sollten, da sie ja den immer neuen Triumph,
e immer neu bewährte Lebenskraft Roms auf das Ueberzeugendste bethäti-
n, berichten unverdächtige, vorurtheilslose Zeugen, daß der etruskische König
orsenna Rom wirklich einmal besiegt und erobert hat, so völlig, daß er die
ewalt hatte, den Römern alle ihre Waffen zu nehmen und ihnen das Gesetz
s Siegers aufzulegen, das eherne Metall, das einzige, welches man damals
Italien kannte oder zum Gebrauch verwerthete, nicht anders als zur Pflug-
aar anzuwenden.

Der tuskische Eroberer Roms demüthigte es auf die empfindlichste Weise,
dem er ihm auch einen Theil seines Landgebietes entriß. Nach dem dama-
en Kriegsrecht, das sich noch lange in den beiden schrecklichen Worten:
e victis, wehe den Besiegten, erhalten hat, bestand gewöhnlich der
rlust im dritten Theile der Feldmark.

Von einem bestimmten Theil des römischen Landgebietes, welches im
orden der Tiber lag, den septem pagi, den sieben Gauen, wußte man,
ß sie die Römer verloren. Außerdem mußte Rom eine Anzahl Geißeln
s den vornehmsten Geschlechtern zur Bürgschaft für sein Wohlverhalten
llen, Männer und Frauen. Sie wurden fortgeführt über die Tiber, in
indesland, in die Schreckniß.

Da war unter diesen Weibern, die in diese babylonische Gefangenschaft
führt waren, eine Cloelia mit Namen, die den Gedanken nicht ertragen
nte, in der Fremde, fern von der Tiber, dem geliebten heimathlichen, mit
den Fluthen rollenden Strome, zu verschmachten, dort, wohin man nur

solche, die an allem Lebensglück in Rom Schiffbruch erlitten, als verwahrloste und entartete Kinder oder bankerotte Schuldner zu verkaufen pflegte.

Geschwind überredete sie ihre Schicksalsgenossinnen, lieber das Aeußerste zu versuchen, als dem Sklavenschicksal zu verfallen. In dunkler Nacht, wo sie, die Frauen, wenig beobachtet wurden, wo ihre Wächter schliefen, machten sie sich auf gegen den Fluß, welcher schon einmal dem römischen Helden Horatius Cocles gnädig gewesen auf der sublicischen Brücke, den der Gott, welcher in dem Wasser herrschte, Vater Tiberinus, gerettet hatte, warfen sich in's Wasser und kamen glücklich hinüber in ihre Vaterstadt.

Mit welcher Freude wurden sie in ihren Häusern empfangen. Aber als ihre Geschlechtsfürsten hörten, daß sie aus eigener Willkür den Vertrag gebrochen, als die Gesandten des Porsenna kamen, sie zurückzufordern, da geboten die Väter der Stadt, sie müßten wieder hingehen in die Gewalt des feindlichen Machthabers, wie die Staatsverträge, mit heiligem Eide beschworen, es verlangten.

Also wurden sie wieder ausgeliefert. Aber Porsenna, entzückt von der Tugend des römischen Weibes, entließ sie frei, ohne Lösegeld, ohne Bedingung, und gestattete ihr noch, eine Anzahl ihrer Freundinnen zu befreien.

Es ist klar, daß bei dieser Erzählung zweierlei zu unterscheiden ist: erstlich, daß auch die Sage anerkannte, daß Porsenna der unbedingte Sieger war, dem Geißeln gestellt werden mußten für das Wohlverhalten der römischen Gemeinde. Ferner aber erscheint die Selbstbefreiung der römischen Jungfrauen ebenso sagenhaft wie der Raub der Sabinerinnen. Ihre großmüthige Freilassung durch Porsenna macht dem ritterlichen Standpunkte des Nationalgefühls der Zeiten, wo diese Sage entstand, gewiß Ehre. Allein als Geschichte wird man solche Erzählung schwerlich anerkennen können, um so mehr, da Cloelia nur eine dialektische Umformung des auch sonst vorkommenden Namens Cluilia vorstellt, der nur die Gottheit, den göttlichen Geist des fließenden Gewässers ausdrückt. Es gab eine Venus Cluilia und Cloacina und die Cloaca maxima, der Inbegriff aller abfließenden Gewässer Roms, ist sprachlich damit gleichbedeutend. Der albanische Dictator Cluilius, welcher 5 Millien von Rom an der Grenze des römischen Stadtgebiets lagerte und um sein Lager die fossa Cluilia gezogen hatte, die sein Andenken bis in die fernste Zeit bewahrte, er wurde durch seinen plötzlichen Tod ebenso zum Grenzwächter der römischen Flur, wie Cloelia die Tiber, die heimathliche Flußgrenze gegen den Norden, zu durchschwimmen leicht fand. Wir sehen also hier nur eine Spur von Familiensagen der Cloelier oder Cluilier, der erlauchten Familie, die, ursprünglich aus Alba Longa stammend, ihre Religions- und heiligen Geschlechts-Ursprünge mit ihrer Ueberseidelung nach Rom über-

tragen hatte, die Anschauungen oder Dogmen von der Venus Cluilia oder Cloacina.

Wie sehr dieselben in Rom und in dem Albanergebiet heimisch waren, das wird der unterirdische Graben des Albaner Sees lehren, welcher auch eine Cloaca maxima war und der ebenso wie der Riesenbau des Tarquinius noch

Abzugsgraben des Albaner Sees.

heute erhalten ist. Es wird sich dabei zeigen, wie sehr diese auf den Zweck der Bewohnbarkeit und der Bodenbenutzung zielenden Arbeiten ungeheurer Volksanstrengungen auch wunderbarer Weise Rom und Italien zu gleicher Zeit für ihren künftigen Kriegerberuf die fruchtbarsten Gedanken zur Belagerung fester Plätze lieferten, von der die Griechen sehr weniges verstanden, und wovon erst die Türken dem Occident wieder neue Anregungen gaben, der Minenbau, den die Römer seit Urzeiten kannten unter dem Namen caniculi, das heißt unterirdische Gänge nach der Art, wie sie die wilden Kaninchen ausgraben für ihre Wohnungen unter der Erde.

Indem wir der herkömmlichen Zeitrechnung Roms, welche 240 Jahre für das Zeitalter der Könige ansetzte, bis zur Führung des unterirdischen Abzugscanals des Albaner Sees vorgreifen, eilen wir 118 Jahre römischer Chronologie voraus, um die erhaltenen und bis auf uns gelangten Zusammenhänge der großen Bauten, welche die Römer zum Nutzen des gemeinen Besten ausführten, die sich zum Theil bis auf unsere Zeiten dem Reisenden in

Roms Umgebungen zu seinem Staunen, gleichviel ob er vorher davon gehört oder gelesen, darstellen, in einem Ueberblick zu übersehen.

Es ist der Moment, wo Rom sich entschlossen hatte, den Druck der etruskischen Nachbarstadt Veji, die nicht minder wie einst Gabii jede freie Bewegung durch ihre fortwährenden Feindseligkeiten neutralisirte, endgültig zu entfernen.

Schon in das zehnte Jahr währte der Belagerungskrieg, da es den Römern gelungen war, die besiegte Landschaft von Veji, die sich ihnen gern unterworfen, weil sie wahrscheinlich aus ihnen verwandten, nicht etruskischen Unterthanen der herrschenden Gemeinde Veji's bestand, in ihr Interesse zu ziehen. Aber noch immer wehrte sich die Hauptstadt ungebeugten Muthes gegen die Belagerer.

Da geschah es eines Tages, daß die Römer bei einem kühnen Angriff gegen einen Ausfall der Vejenter sich eines Gefangenen bemächtigten, der für seine Befreiung aus der Kriegssklaverei — denn das war damals das Loos der Gefangenen — ihnen die Kundmachung des Geheimnisses versprach, an welches Veji's Dauer und Untergang gebunden war. Zufällig war er aber ein großer und sehr weiser etruskischer Wahrsager und Prophet.

Veji kann nur fallen, so lautete sein Schicksalsspruch, wenn es den Römern gelingt, die Wasser des Albaner Sees also abzuleiten, daß sie niemals in das Meer gelangen.

Es war ein Orakel voller Räthsel und so sehr erinnerte es die Griechen, welche in späteren Zeiten die römische Geschichtsschreibung monopolisirten, da hierzu die Römer noch nicht literarisch genug gebildet waren, an ihr eigenes Alterthum, daß sie fabelten, es sei ihr delphischer Apoll gewesen, der den Römern in ihrer Noth mit diesem Räthselspruch zu Hülfe gekommen.

Die Römer wußten sich entweder selbst bei dieser Aufgabe an ihren Scharfsinn zu helfen, wie Themistokles den Athenern half in dem Perserkriege, oder sie gebrauchten den tuskischen gefangenen Wahrsager als ihren Prügelknaben, der, als er ihnen die eine Hälfte seiner Weisheit geoffenbart hatte, nun auch mit Gewalt gezwungen wurde, die andere Hälfte der römischen Verlegenheiten gut zu machen.

Die alte Erzählung berichtet nun aber noch ferner, gerade die Ableitung des Albaner Sees wäre damals eine so dringende Frage gewesen, wie noch heut öfter in unsern Alpen die Ableitungen von Seebildungen durch Gletscherverstopfungen ihrer Ausflüsse, die ganze Thäler mit vielen Dörfern und ihren Feldern und Wiesen mit Tod und Verderben bedrohten, wenn sie plötzlich durchgebrochen, Alles mit Fluthen, Geröll und Eis überfluthet und versandet und fortgerissen und durchwühlt hätten.

Ein ähnliches Ereigniß bedrohte aber damals die römischen Fluren zwi-

schen Alba und Rom. Denn der Albaner See, ein mit Wasser erfüllter vulkanischer Krater aus vorweltlicher Zeit, wie es eine Kette solcher Seen am Weststrande der Apenninen in Italien giebt, also viel höher gelegen als die umherliegenden Fluren, war plötzlich, vielleicht nur durch einen schneereichen Winter mit rasch eintretender Frühlingswärme und Schneeschmelze, wie ein überfüllter Becher bis an den Rand seiner Ufer gestiegen.

Wenn er noch höher stieg und über die Höhen, die ihn wie Deiche umgaben, ausbrach, so waren die tiefer liegenden Dörfer und Aecker dem Untergange preisgegeben.

Da entschlossen sich die Römer zu äußerster Kraftanstrengung. Die Arbeit eines einzigen Jahres genügte, unter der Leitung des gefangenen etruskischen Wahrsagers, einen Stollen in die Seitenwand des Kraters zu treiben. Die Cloaca maxima Roms hatte die Frohnarbeit der Römer Generationen hindurch in Anspruch genommen, ehe sie vollendet war. Hier trieb die Noth der Verzweiflung zur Vollendung eines ähnlichen Baues. Aber wenn er gelang, so war durch die langsam aus der Tiefe des Sees wie aus einem Quellbrunnen fließenden Gewässer für Jahrtausende eine Ueberrieselung der durstigen Felder und Wiesen gewonnen, welche das kostbare Naß bis auf den letzten Tropfen eintranken und reichliche Ernten gaben, wo sonst nichts gewachsen wäre.

Die Wasser des Albaner Sees tränkten die Felder, aber bis zum Meere gelangten sie nicht.

Das ist die andere Cloaca maxima der römischen Flur, welche noch heute die Felder und Wiesen speist, wie die tarquinische Cloaca noch heute als kolossale Drainröhre, mit einer Auswölbung, daß ein beladener Heuwagen hindurchfahren könnte, für die Abzugsgewässer des neuen wie des alten Roms sorgt und dient.

So war also die Bedingung, die Aufgabe, welche Rom erfüllen mußte, um Veji's Herr zu werden, gelöst.

Allein wer könnte darin einen ursächlichen Zusammenhang entdecken, daß man im Süden Roms einen Ableitungscanal des Albaner Sees grub und Veji im Norden Roms erobern sollte.

Er war aber wohl vorhanden. Wie die Römer gelernt hatten, von der Mauer, welche das Wassercastell des Sees umgab, einen Stollen durch den Felsen zu graben, so war es ja auch möglich, die Felsenmauern von Veji durch einen unterirdischen Gang zu durchbrechen und dadurch eine Pforte zu eröffnen zu der inneren Herzkraft der inneren Stadt. Die Gewalthaufen konnten dann durch diesen unterirdischen Pfortengang hineinrücken in die Mitte der belagerten Burg.

Und so geschah es. Tag und Nacht arbeiteten die unermüdlichen Berg-

leute ſich durch das Felſengeſtein und als die römiſchen Pioniere bis an die Grundtiefen des Sees ſich hindurchgearbeitet, da war auch der Minengang bis in die Mitte der vejentiſchen Stadt fertig und plötzlich traten die gewaffneten Schaaren der Römer mitten in die von Schrecken erfüllte Stadt, als beim allgemeinen Sturm des römiſchen Heeres auf die Mauern die geſammte Bürgerſchaft auf ihren Zinnen tapferen Widerſtand leiſtete und plötzlich das Jammergeſchrei der Weiber, Kinder und Greiſe hörte, die von den ſchonungsloſen Römern hingewürgt wurden. Dies war das Ende von Veji. Was von ſeinen Einwohnern nicht im erſten furchtbaren Plündern und Morden umkam, wurde in die Sklaverei verkauft, ihre Stadt zerſtört, daß ſie fortan bis zum heutigen Tage eine Wüſte blieb, deren Stätte erſt wieder unſere Antiquare mühſam entdeckt haben und welche nur ſelten ein für römiſches Alterthum begeiſterter Pilger, dem es ſo gut ward, den römiſchen Boden zu betreten, aufſucht.

Alſo bethätigte ſich ſchon in den älteſten Zeiten Roms, im Norden und Süden ſeines Gebietes an den beiden vornehmſten Städten, die es nahe ſeinen Mauern zu überwinden hatte, Alba und Veji, nicht minder als in den tarquiniſchen Bauten der Stadt die ſchöpferiſche Kraft des römiſchen Willens. Mochten auch anfangs wie unter den Tarquiniern ſo bei der Belagerung Veji's und der Ableitung des Sees etruskiſche Baumeiſter die Lehrer dieſer Künſte geweſen ſein, bald hatten die Römer ſie ihnen abgelernt und frei anwenden gelernt.

Der Abzug des Albaner Sees war nicht nur eine Bergmannsarbeit gegen das wilde Gewäſſer geweſen, es war nicht blos eine Drainröhre für die inneren Ufer des Sees, ſie trocken zu legen und zu bebauen, wie ja auch die Cloaca maxima in Rom ähnliche Zwecke erfüllte, der Bach, der, aus dem Albaner See geſpeiſt, die Felder bewäſſerte, ſorgte für die andere Seite der Landwirthſchaft, die Berieſelung. Denn ſie und die Drainirung, von der bei uns die vorige Generation ſo gut wie gar nichts wußte, ſie war in Italien ſchon ſeit älteſter Zeit ein gemeinſchaftlicher Beſitz der ganzen Bauernbevölkerung. Freilich, ſo koſtbare Drainröhren, wie die beiden noch erhaltenen Rieſenwerke, konnte der Bauer für ſeine Felder nicht bauen, ſolche für die Ewigkeit dauernden Abzugsgräben nicht einrichten. Allein die römiſchen Lehrbücher des Landbaues kennen deſto wohlfeilere Methoden, auf dem Acker bei einfachen Verhältniſſen daſſelbe zu erreichen. Statt der gemauerten oder gebrannten Röhre wird der Graben, welcher ſie aufnehmen ſollte, mit Reiſig- und Faſchinenbündeln gefüllt und Erde darüber geworfen. Die hohlen Räume zwiſchen den einzelnen Ruthen dienen dann dem abziehenden Waſſer wie ein Canal. Noch wohlfeiler als dieſe Drainmethode der alten Römer, weil die Faſchinenbündel mit der Zeit faulten und erneut werden mußten,

war eine andere, den Boden des Grabens mit großen Zwischenräume bildenden Kieselsteinen zu füllen, dann mit Kies und hernach mit Erde zu bedecken, wodurch ebenfalls ein roher Abzugsgraben unter dem Acker entstanden war. So fanden diese gewaltigen Kunst- und Nutzbauten ihre praktische Anwendung auf die allerwichtigsten Theile des Landbaues, welcher bei Römern und Italikern in ihrem Staatsleben nicht mindere Bedeutung hatte als in ihrem Privatleben und von dem verschiedene andere Seiten zu berühren noch vielfältige Gelegenheit sich darbieten wird.

Kehren wir zurück zu dem Kriege mit Porsenna, so ist er uns über die Beschaffenheit der wirklich echten Stücke der ältesten Geschichte Roms und im Verhältniß zu der dichterischen und sagenhaften Ausmalung von späterer Hand doppelt wichtig. Obschon wir das wahre Factum von Roms Einnahme durch den König, die harten Bedingungen, die er auflegte, erfahren, wartet daneben auf den verwunderten Hörer eine Anzahl von glänzenden Erzählungen, die uns beweisen sollen, daß eigentlich die Römer sehr bald den Porsenna besiegt, wenigstens ihm solche Furcht vor der Rache der Bürger eingeflößt hätten, daß er begriffen, es sei weit sicherer für ihn, wieder in seine Heimath zurückzukehren und lieber alle stolzen Eroberungsgedanken aufzugeben.

Diese sagenhafte Erzählung berichtet also: König Tarquinius Superbus nach der eigentlich unentschiedenen Schlacht beim Forst Arsia hatte tiefer drinnen im Etruskerlande beim König Porsenna von Clusium — der Name Porsenna als Königs- und Fürstenname kommt öfter in Etrurien vor und ob jener Porsenna gerade in Clusium herrschte, steht keineswegs fest — Hülfe gesucht und gefunden. Allein obgleich dieser Zug den glücklichsten Erfolg gegen Rom hatte, zeigt sich sogleich daran das Unhistorische dieses Berichtes, daß er offenbar gar nicht mit einer Rückführung des Tarquinius nach Rom verbunden war, ein Beweis, daß der Zug des Porsenna eine etruskische Heerfahrt oder Völkerwanderung war, die außer allem ursächlichen Zusammenhang mit der Vertreibung der Könige aus Rom stand.

Ein unabsehbares Heer von Etruskern erschien am nördlichen Tiberufer und drang, da die Römer überrascht, keine Gefahr ahnend, die Balkenbrücke nicht abgerissen hatten, über diese auf die Stadt ein.

Da waren es drei Helden, welche sich dem feindlichen Heere gegenüber in der Mitte derselben aufstellten und es mit ihren Waffen aufhielten, indeß in ihrem Rücken die Beile der Römer unabläßig hieben, um die gefährliche Brücke abzureißen. Zwei der Helden hatten sich, bevor die letzten Balken stürzten, zu den Ihrigen gerettet. Aber der eine, Horatius Cocles, stand noch da wie ein Thurm, an dem die feindlichen Geschosse nichts ausrichteten.

Als die letzten Planken abgehauen, in den Fluß gestürzt und von ihm hinabgetragen wurden, da sah er, daß er der Retter Roms geworden. An-

gethan mit seiner vollen Rüstung betete er zum Flußgott: Vater Tiberinus, nun schütze deinen Sohn weiter! und sprang hinab in die gelben Wogen des Flusses, die über ihm zusammenschlugen zum Wunder der Feinde. Aber bald erschien sein helmgeschirmtes Haupt und die zwei Heldenarme theilten die Wogen, daß der kühne Schwimmer zum Jubel der Römer, wie später die Jungfrau Cloelia, am römischen Ufer ungefährdet emporstieg. Der dankbare Senat, das dankbare Volk, beschloß, ihm einen Nationaldank zu stiften. Sie schenkten ihm so viel Land, als er in einem Tage würde umpflügen können. Aber es ist nicht gesagt, wo dieses Landgebiet liegen sollte; am besten lag es im Monde. Denn in dem Augenblick, wo das ganze Gebiet Roms im Norden der Tiber verloren war, ist es denkbar, daß die Römer ihrem Helden mit Selbstberaubung 150 Joch Landes — so viel würde etwa betragen, was ein Mann in einem Tage umpflügen kann mit einer Grenzfurche — geschenkt hätten, da noch viel später mancher Bauer sich nicht für arm hielt, wenn er nur 7 Joch Acker besaß? Diese Erzählung — selbst wenn man annähme, es sei eine Schenkung für die ganze gens Horatia gewesen, so würde sie wiederum nicht ausreichend erscheinen für die sämmtlichen Häupter des Geschlechts — gehört also in das Reich der Fabel, in dieselbe Kategorie wie so viele ähnliche, wo dem siegreichen Helden so viel Land geschenkt wird, als er in einem Tage umreiten kann, oder die Gründungssage von Karthago, wo Dido, die Königin, so viel Land erhält, als sie mit einer Ochsenhaut fassen kann, und in betrügerischer List die Ochsenhaut in Riemen zerschneidet und mit ihnen die Grenze eines weiten Landbezirks umspannt. Es wäre Thorheit, hier irgend etwas anderes als bloße eitle Fabel und Sage zu finden. Eine wahrscheinlichere Schenkung an Horatius Cocles war aber die, daß ihm seine dankbaren Landsleute bei der eintretenden Hungersnoth ein Jeder, was er sich am Munde absparen konnte, an Essen und Trinken brachte. Denn wir kennen einen ähnlichen Vorgang in unserer deutschen Geschichte, als in harter Schlacht endlich der Gegenkaiser besiegt war und man eben den nackten Sieg und den Hunger gewonnen, das dankbare Volk seinen Feldherrn ähnlich beschenkte, wovon noch seine Grabschrift Kunde gab:

Hier liegt Seifried Schweppermann,
Allem Thun und Wandel an
Ein Ritter keck und fest.
Bei Mühlberg er thät das Best'.
Jedem ein Ei,
Dem frummen Schweppermann zwei.

Weiter erzählt die nationale Sage, als man in Rom in der äußersten Bedrängniß war, da ging dem tapfern Mucius Scaevola des Vaterlandes Noth zu Herzen und er beschloß eine kühne That. Ganz allein, nur mit

seinem italienischen Dolch bewaffnet, schlich er in's Lager des Porsenna auf des Königs Zelt zu.

Da fand er zwei Männer, beschäftigt, den Soldaten ihren Sold zu zahlen. Der eine war ganz einfach gekleidet, und wäre nicht Scaevola, obgleich aus vollblütigem Geschlecht der Mucier entsprossen, seiner Bildung nach ein ganz gewöhnlicher Bauer gewesen, so müßte er augenblicklich aus der königlichen Haltung dieses einfachen Mannes geschlossen haben, er wäre der König. Allein neben ihm stand in goldbetreßtem Kleide sein Kanzler oder Finanzminister, was die damalige einfache Zeit mit dem Titel scriba, das ist Schreiber, bezeichnet. Durch die Verwechselung, die auch in unserer Zeit noch mancher Bauer zwischen dem einfach gekleideten Herrn und dem betreßten Diener gemacht hat, hielt Scaevola den Diener für den Herrn und der Dolchstich, welcher dem Porsenna galt, traf seinen Minister, eine Verwechselung, die in Italien bis auf unsere Zeiten in ununterbrochener Folge immer wieder und wieder vorkommt, da nun einmal aus ältester Zeit dies nationale Grundheilmittel in Verlegenheiten, aus denen man nicht füglich anders herauskommen kann, diese Auskunft angewendet wird, nicht anders als in Spanien und Südamerika auch noch heutigen Tages, woselbst die graden Nachkommen der Römer, so weit sie nicht Rothhäute sind, wohnen, und auch die rothe Bevölkerung hat diese Lehre ihrer Herren als gutes Beispiel begriffen und befolgt.

Die tapfere, eigentlich ziemlich hinterlistige, wenn man will sogar feige That, durch welche ein nichts Böses ahnender Mann plötzlich erdolcht wurde, deren Tapferkeit aber darin bestand, daß der Mörder gar keine Anstalt machte, zu entfliehen, hatte also ihr Ziel gänzlich verfehlt. Der König Porsenna, dem es gegolten, war ganz heil und gesund; der Mörder entwaffnet, mußte sich die unangenehmsten Fragen gefallen lassen. Allein er antwortete tapfer nicht nur mit Worten, sondern mit der That. Er sagte unumwunden, daß er gekommen wäre, den Etruskerkönig niederzustechen, und als ihm Porsenna sagte, er wäre nicht übel aufgelegt, ihn für sein Verbrechen verbrennen zu lassen, da schritt Mucius Scaevola kühlen Muthes auf einen Altar zu, auf welchem gerade das Opfer brannte, und streckte gleichgültig seine Rechte über das lodernde Feuer, und den König starr anblickend, ließ er seine Hand vor ihm braten und dörren und zu Knochenmehl verbrennen, ohne auch nur mit einer Miene den Schmerz zu verrathen, der durch seine Glieder tobte.

An sich ist diese Begebenheit gar nichts Unmögliches. Denn ich selber weiß von einem Manne, zu dem dessen Sohn nach der Schule kam und ihm diese Erzählung mit der Bemerkung wiederholte, das könnte wohl kein Mensch aushalten, welcher seinem Sohne widersprach und zum Beweise ein Stück Zündschwamm, daß es die innere Hand bedeckte, darauf legte, an-

zündete und, ohne eine Miene zu verziehen, ausbrennen ließ. Es war ein Altpreuße, der seinem Sohne diese Lection ertheilte und in Folge davon Monate lang seinen Arm in der Binde tragen mußte.

Eine Unmöglichkeit an sich war also die sagenhafte That des Mucius Scaevola durchaus und keineswegs nicht.

Allein dennoch ist sie eine Fabel, gemacht, den Sieger Porsenna einzuschüchtern durch einen Beweis an einem Beispiel, wie groß die Mannhaftigkeit der Römer wäre, obgleich in Wirklichkeit die Selbstpeinigungen und die Peinigungen von anderen bei den Stämmen rother Race nicht minder als bei den Indiern vielleicht noch weiter gehen.

Es ist eine Fabel, die Verbrennung der Rechten durch Mucius Scaevola, und es mochten bei der gens Mucia zur Veranlassung derselben ähnliche Familientraditionen zum Grunde liegen, wie bei den Familien, welche bei den Palilien ihre Geschlechtsheiligthümer versahen, wo man ebenfalls, ohne zu sterben, durch das Feuer schritt, und wie im Mittelalter bei den Gottesurtheilen des Feuers die Gottbegnadigten und Unschuldigen auf glühende Pflugschaaren mit der bloßen Sohle traten oder durch enge Gassen zwischen lodernden Holzstößen unbeschadet dahinwandelten.

Scaevola heißt Linkhand und war der Beiname des Helden, welcher im echten Feuer die Rechte verloren; er blieb als ehrender Beiname bei dem Geschlecht seines Namens bis in späte Zeiten und noch lange wurden solche linke Hände als Bilder, wie als Zauber und Amulette, den römischen Kindern um den Hals gehangen. Der Sagenkreis vom König Porsenna enthielt aber noch ein Anderes, das echt römisch war.

Der Etruskerfürst war erstaunt von der Heldenthat des Mucius und wie er sich auch in der Sage von der Cloelia als hochherzig zeigt, schenkte er ihm Leben und Freiheit.

Zum Dank eröffnete ihm Mucius Scaevola, er sollte sich vor der römischen Jugend hüten. Er selber wäre ein einfacher Mann, wie viele andere in Rom, aber 300 römische Jünglinge, von denen er einer wäre, hätten sich verschworen, dem Könige das Leben zu nehmen, wo sie seiner habhaft werden könnten.

Es sind also die Erbprinzen der 300 Familien, aus denen die patricische Bürgerschaft Roms bestand, mit deren Mannhaftigkeit Mucius dem Porsenna droht, und es gelingt ihm — der Sage nach — den Porsenna durch eine so furchtbare Drohung, die ihn bei Nacht und Tag umschwebte, so weit einzuschüchtern, daß er es vorzieht, dieses Rom, diese furchtbare Stadt der zur Gegenwehr bis zum Messer Entschlossenen, als ein unheimliches Gebiet aufzugeben und besser zurückzukehren in die liebe Vaterstadt, wo

keine plötzlich gezogenen Messer und Dolche seinem Leben ein kurzes Ende zu machen drohten.

So war also Porsenna entschlossen — nach der römischen Sage — den Zug gegen Süden aufzugeben.

Es ist möglich, daß im Wesentlichen die Völkerwanderung der Etrusker, welche unter dem großen Namen des Porsenna sich nach Süden bewegte, gerade bei Rom strandete. Wir haben noch Berichte aus dem römischen Alterthum, daß ihre Fluthen noch viel weiter nach Süden strömten, daß sie in das Latinergebiet einbrachen und es weit und breit verheerten. Aber vor Aricia, vielleicht gar Cumae, überfiel sie ein gewaltiges Heer, welches die schon durch Krankheiten verminderte Zahl der Etrusker übertraf und schlug. Aruns, Porsenna's Sohn, war gefallen, das Heer muthlos. Alle sehnten sich nach der Heimath, denn je weiter die Horden Etruriens kamen, desto mehr lähmte und bezauberte ihre Kräfte, Geistes und Leibes, das entzückende Klima des Südens. Wie Schmetterlinge dem Lichte entgegenfliegen und an der leuchtenden aber auch zehrenden Flamme die Flügel verbrennen, so büßten auch die italischen Nordmänner, diese Etrusker, in den beseeligenden und zum Genusse einladenden Fluren ihre Thatkraft ein. Krankheiten stellten sich ein, welche ihr Heer decimirten und der geschwächte, eingeschüchterte Rest der Anfangs siegreichen Eroberer war froh, Rom zu erreichen, wo die Heimkehrenden jene schreckliche Luft, die aria cattiva, die dunstige, mit faulenden Pflanzenstoffen der Campagna geschwängerte Luft, empfing, die ihr Leiden doppelt ansteckend machte, und Porsenna froh war, eine geringe Zahl seines früher so stolzen Heeres wieder in die Heimath zurückführen zu können. Es war der Fluch Roms über die Nordländer, wenn sie in Schaaren, ohne Mittel, sich um seine Stadt, seine Landschaft lagerten, ein Fluch, der sich Jahrtausende lang bis zum heutigen Tage auf diese sonst so entzückenden Fluren herabsenkte.

Also weder die Hülfe von Veji und Tarquinii, noch von Porsenna, noch von Octavius Mamilius und den Latinern hatte Tarquinius Superbus und sein Haus und Geschlecht wieder nach Rom heimgeführt. Seine drei Söhne waren in den Fehden mit Rom umgekommen. Er starb nach langen Jahren in Cumae, unsern Neapel, bei seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem Tyrannen Aristodemos, oder, wie Andere sagen, im näher gelegenen Tusculum, wo ihm sein Schwiegersohn Octavius Mamilius eine Freistätte bereitet.

Wenn auch trotz alles Schwankens der alten Ueberlieferung im Einzelnen das Bestehen einer Königswürde und eines Königszeitalters in Rom historisch ebenso sicher ist, wie das Aufhören desselben und der Uebergang in die spätere republikanische Verfassung, so ist es doch klar, daß, sobald man die

Einzelheiten zu erkennen strebt und sich von der thatsächlichen Entwickelung der Ereignisse ein klares Bild zu machen sucht, sogleich Unsicherheit, Unwahrscheinlichkeit und Widersprüche dem Betrachtenden sich aufdrängen. Es sind durchaus nicht allein diejenigen Erzählungen, in welchen die Götter und Göttinnen persönlich in die Ereignisse eingreifen, also Romulus' Geburt und Rettung, Numa's Liebe zur Nymphe Egeria, die ihn die heiligen Satzungen lehrt, mit deren Hülfe er die Götter Picus und Faunus im Zauber wehrlos macht, daß sie, um sich wieder zu befreien aus seiner Gewalt, ihm die heiligen Geheimnisse offenbaren, oder wie Castor und Pollux in dem Augenblick der höchsten Noth in der Schlacht am See Regillus auf weißen Rossen erscheinen und die römische Reiterei von Neuem und siegreich gegen den Feind führen. Es sind dies zwar historische Unmöglichkeiten, aber als solche sogleich erkennbar. Die beiden ersten Könige stellen die anfängliche Gründung nach der irdischen und göttlichen Seite des Staats und der Kirche dar und das Wunder von den beiden göttlichen Rittersmännern befremdet in Rom um so weniger, da die griechische Pflanzstadt Locri in Süditalien der Boden, war auf dem sie erwachsen und der durch den fortwährenden Verkehr desselben mit dem Norden die Uebertragung des Göttercultus vermittelte, der, rein griechisch seinem Ursprunge nach, sich bis zu den Etruskern in frühester Zeit verbreitete, wie die von einander abweichende Aussprache der Latiner und Etrusker die griechischen Namen abweichend von ihrem reinen Klange barbarisirte.

Locri war von seiner Nachbarstadt, dem mächtigen, durch seinen in ritterlichen Künsten, besonders dem heroischen Faustkampf, weltberühmten Geschlechteradel furchtbaren Croton, mit Krieg überzogen.

In ihrer Noth wandten sich die Locrer an das stammverwandte, durch seinen kriegerischen Spartiatenadel in ganz Griechenland ohne Gleichen dastehende Sparta. Sie rechneten auf den hülfreichen Zuzug reisiger Männer. Aber da hatten sie sich gänzlich verrechnet bei den Spartanern, welche zugleich die größten Rechenmeister waren, sobald es sich darum handelte, das theure, unschätzbare Blut ihres Adels auf's Spiel zu setzen, auf dem ihre ganze Kraft beruhte. Noch viel später, als der persische Nationalfeind eingebrochen war, waren sie im Stande, ganz Griechenland, welches auf sie und ihre Hülfe blickte, von einem Termin zum andern zu vertrösten und entweder ganz im Stich zu lassen oder ihm doch nur einen schwachen Zuzug zu bewilligen, der nur wie durch ein Wunder die Kraft, die ihnen innewohnte, in der Schlacht bei den Thermopylen, den heißen Pforten, weil dort heiße Quellen aus der Erde sprudelten, offenbarte. Aber sie waren sehr fromm; immer wußten sie einen kirchlichen Grund, ein Fest der Götter anzuführen, das erst feierlich begangen werden müßte, wenn man nicht die Beleidigung, die Rache

ber sie wollten als fromme, vorsichtige Männer doch wenigstens einen
len, guten Rath den Locrern nicht vorenthalten. Sie hatten zu Hause
Gottesdienst, den sie im Lande, das sie als Eroberer gewonnen, bei
äter Unterworfenen vorgefunden und angenommen, den Dienst der
ren, der beiden Himmelskinder, und hielten ihn für sehr wirksam und
räftig, obgleich diese stolzen Männer ihn doch für sehr viel geringer
als die Götter, die sie selber in das Land geführt und mitgebracht.
Sie einen Brosamen gaben sie also den Locrern den Rath, sie möchten
e Dioskuren Castor und Polydeukes, ihre Götter zweiter Ordnung, ja
ernachlässigen. Denn die stolzen Spartaner glaubten, sie wären noch
n genug, da draußen, im halben Barbarenlande, die Sache zu ent-
L
en armen, verlassenen Locrern, welche damals auch noch fromm waren,
ichts übrig, als den ertheilten Rath zu befolgen und das ihnen zugesandte
loos zu honoriren, an das die Empfänger, wie mancher heutige, ihre
n Lebenshoffnungen anknüpften.
m Vertrauen auf die göttlichen Nothhelfer, die beiden Himmelskinder,
die Locrer getrost in die Schlacht und fochten gegen die Feinde mit
kräften. Allein alle Anstrengung schien vergeblich gegen den kriegs-
i feindlichen Adel. Immer schwerer wurden die Hiebe der Crotonia-
Ritter, immer ermüdeter wich die Locrische Schlachtreihe. Die
schienen, von Gott und Menschen verlassen, ihren Erzfeinden preis
i zu sein. Da erblickten sie plötzlich im wilden Getümmel zwei
schöne, ritterliche, gepanzerte Jünglinge, umwallt von weithin leuchten-
rpurmänteln, beide hoch hervorragend auf zwei ganz weißen, untadel-
Schlachtrossen, in der Faust das blitzende Schwert, das auf die
einhieb, die schreckerfüllt die glänzende Erscheinung anstarrten und

Da endlich begriffen die Locrer, daß es die Tyndariden, die Dioskuren gewesen, die ihnen in lebendiger Gegenwart die Siegesbahn gebrochen hatten.

So lautet die wunderschöne griechische Legende, welche auch die Brust und die Herzen der berechnenden italischen Männer erwärmte und entzückte, und die Tyndariden bahnten sich wie in der Schlacht gegen die ritterlichen Crotoniaten ihren Siegerlauf nordwärts bis hoch hinauf zu den Etruskern.

Und manchen Sieg über die Herzen der dazwischenliegenden Völkerschaften mögen sie errungen haben, bis die Kunde von ihrer Kriegsgewalt zu den Römern gelangte.

Daß es aber kein gewöhnliches Ereigniß war, das ihnen zu einem Tempel in Rom verhalf, den man aus den graueſten Zeiten römischen Alterthums noch den späteren Nachgeborenen in der Kaiserzeit zeigte, bedarf keines Wortes. In der Schlacht am See Regillus führte die Römer, der allgemeinen einstimmigen Ueberlieferung nach, ein Dictator Aulus Postumius, der von dem Ort der Schlacht den Namen Regillensis annahm.

Er oder nach anderm Berichte sein Sohn, war es, der den Tempel des Castor und Pollux einweihte. Man kannte sogar noch das Datum der Kirchweihe, Ibidus Quinctilibus, am 15. August, an welchem die Reiterparade, die transvectio equitum, bis in die Kaiserzeit stattfand, zum Angedenken an die göttliche Hülfe, welche die Patrone der Ritterschaft, Castor und Pollux, den Römern am Regillussee gebracht hatten. In Tusculum war derselbe Gottesdienst lange zuvor heimisch und es liegt ganz im Charakter der römischen Religionsanschauung, daß man gerade im entscheidenden Moment den Hauptgöttern der Feinde die größten Ehren erwies, es gab sogar ein Verfahren des römischen in geistlichen Dingen bewanderten Priesterthums, mit welchem man die Götter der feindlichen Stadt beschwören und in die eigene Heimath hinüberhexen konnte, die berühmte evocatio, von der wir ihrer sehr künstlich ausgebildeten Lehre wegen noch später ausführlich zu sprechen haben.

Noch einmal, in sehr späten Zeiten, als die Römer schon Herren in Italien waren und Karthago und einen Theil Griechenlands und andere Länder bezwungen, und in dem Kriege mit Perseus, dem Sohne des macedonischen Philipp, des Zeitgenossen des Hannibal, gegen ihn im fernen überseeischen Lande die Entscheidungsschlacht gewonnen hatten, taucht die Legende der Tyndariden von Locri bei den Römern auf, der noch ein eigenthümlicher Sagenzug angehörte. Nach dem Siege gegen Croton begab es sich durch ein damals nicht durch Telegraphen unterstütztes Wunder, daß die Nachricht davon noch an demselben Tage in Corinth, Athen und Sparta selbst kund wurde, und an dem siegreichen Schlachttage gegen den Perseus von Mace-

ien begegneten an der via Salaria dem Vatinius (wörtlich dem weissagen- Manne, obgleich dieser Name ein bei den Römern längst herkömmlicher r, als bekannter Familienname) zwei staubige, riesige Reiter auf schweiß- eckten Pferden, als ob sie einen weiten Ritt gemacht hätten, und riefen n zu, als sie bei ihm im gestreckten Galopp vorbeiritten, heut hätten die mer in Griechenland den Perseus besiegt. Vatinius blickte ihnen erstaunt ch und sah, wie sie seitwärts zum Teich der Juturna abbogen und ihre erde, als sorgsame Reiter, nachdem sie ihr Tagewerk gethan, in der küh- den Fluth badeten.

Die beiden wurden nicht mehr gesehen, aber Vatinius erzählte ihre otschaft und erst nach Wochen kam die bestätigende Siegesbotschaft aus m römischen Lager in Griechenland.

So gelangten also die wunderschönen und herrlichen phantastischen Ge- nken Griechenlands aus seinem Herzen, Sparta, über das von ihnen so gstlich vermiedene Meer in die griechischen Pflanzstädte Süditaliens und rch Vermittelung vieler anders redenden italischen Völker nach Rom schon den frühesten Zeiten seiner Geschichte. Sie geben noch immer einen gewissen halt für den wirklichen Hergang des alten römischen Völkerlebens, weil beweisen, wie schon in früheren Zeiten der Einfluß Griechenlands sich f Rom nicht nur, sondern noch viel weiter sogar auf den etruskischen Nor- n erstreckte.

Allein daß die sämmtlichen Historiker Roms, Griechen und Römer, die rodotischen Erzählungen von Zopyros in Babylon und von Thrasybulos Milet und Periandros in Corinth in die Geschichte des Tarquinius Super- s einschalten, beweist doch hinlänglich, daß Griechen und ihre römischen achfolger die historische Leere der früheren Zeiten Roms mit griechischen s heißt fremden Federn schmückten, was den billigen Leser der ältesten rkömmlichen Geschichte mit gerechtem Mißtrauen gegen ihre Glaubwürdig- it erfüllen muß.

Jedoch selbst wenn man alle diese unter griechischem Einfluß, sei es in r früheren Sage, das heißt unter dem Einfluß des griechischen und itali- en Völkerverkehrs entstandenen und von späteren griechischen Litteraten sonnenen, fabricirten Zuthaten zu der alten und echten historischen National- innerung abstreift, so bleibt noch ein großes Bedenken zurück über die Glau- irdigkeit der ältesten römischen Geschichte, wie sie einmal überliefert ist.

Es concentrirt sich einmal in der Beschaffenheit dieser Nationalüberlie- ung selber und dann in dem, was immer als das Licht aller Geschichte erachten ist, welches allein seinen hellen Strahl in das Dunkel der ver- genen Zeiten zu werfen im Stande ist, die Chronologie.

Blicken wir auf den historischen Inhalt der Königsgeschichte Roms, so

sind die Kriegsereignisse derselben so außerordentlich wenig charakteristisch in ihren Einzelheiten, daß sie auf sehr geringe Resultate einschwinden, nämlich die Unterwerfung der allernächsten Nachbarstädte. Wo von bestimmten Localstätten die Rede ist, herrscht noch die größere Glaubwürdigkeit, allein wo von Kämpfen gegen die Nachbarvölker Etrusker, Sabiner, Latiner, Volsker, Aequer die Rede ist, da herrscht die allergrößeste Unbestimmtheit und Dunkelheit.

Daß einmal Rom Gabii und Veji und Alba bezwungen, läßt sich glauben. Allein die Städte Tusculum, selbst Aricia und die weiter südlich am Gebirge gelegenen, so wie die am Meer gelegenen Antium, Ardea, Anxur, darüber sind Bedenken, sofern es nicht die Zeit betrifft, in welcher die mächtigen Fürsten des tarquinischen Geschlechts an der Spitze Roms standen. Ihr Sturz war zugleich ein Sturz der Macht Roms in dem weiten Gebiet, das sie beherrschten, welches heute dem von dem neuen italienischen nationalen Königthum stark beschnittenen Kirchenstaat an Umfang gleichkommt.

Denn es läßt sich gar nicht verkennen, daß es gerade die Tarquinier mit ihrem gewaltsamen, namentlich gegen die alten Geschlechter Roms ganz rücksichtslosen Tyrannenregiment waren, die in alten Zeiten die Stadt zum Mittelpunkt einer gewaltigen Herrschaft erhoben, der sich die drei Grenzvölker Etrusker, Sabiner und Latiner, und sogar auch Volsker und Aequer, so weit sie eben das Gebiet zwischen Rom und Gabii bis Terracina besetzt hatten, beugen mußten. Die Verbindungen des Tarquinius Superbus reichten aber noch weiter hinaus bis tief in den Süden, bis zu dem griechischen Tyrannen von Cumae, Aristodemos, und es ist bezeichnend, daß er ihn nach der nicht zu verachtenden Sage als seinen Bundesgenossen, tapfer und ausharrend wie er war, auch im äußersten Unglück der Verbannung als Erben seines Vermögens einsetzte, welche Erbschaft der kluge und gegen das tyrannenfeindliche Rom mit Haß erfüllte Tyrann — der Sage nach — eintrieb, als die Römer bei einer Hungersnoth mit ihren Galeeren zu ihm kamen, für schweres Geld Getreide zu kaufen. Der gewaltsame Fürst sagte den Römern, die um Brod für ihre hungrigen Magen zu kaufen baten, sie möchten ihm erst die Erbschaft des Tarquinius ausbezahlen, dann wollte er ihnen Brodkorn geben und als Pfand behielt er ihnen ihre Schiffe ein.

Es ist nicht gesagt, ob sie ihm das tarquinische Erbe ausantworteten, aber seitdem blieb des Aristodemos Name ebenso verhaßt in Rom wie der des Tarquinius Superbus.

Das aber ist ersichtlich aus der alten Ueberlieferung, daß des Tarquinius Erbschaft auch von den Römern als eine unglaublich reiche betrachtet wurde, wenn sie auch in Rom selbst eine ziemlich arme sein mochte. Denn sie konnte nur die ziemlich knappe Feldflur der gens Tarquinia sein, die sich

nördlich vom Capitol bis zur Tiber erstreckte und die sogenannten septem pagi, die von den Etruskern nördlich der Tiber eroberten sieben Gauen, umfaßte.

Es dauerte lange, ehe sich das römische Volk, welches damals die Geschlechtsgemeinde der Curien bildete, dieser Gebiete wieder bemächtigen konnte, wie denn die Schenkungen an die gens Mucia, die prata Mucia, und gens Horatia zum Lohn für die Thaten des Mucius Scaevola und des Horatius Cocles ebenfalls im Norden der Tiber gelegen waren. Denn die Eroberungen des Porsenna hatten die Macht der Römer ebenso im Norden gebrochen, wie sie im Süden durch den Sturz des Tarquinius das ganze von ihm beherrschte Latinergebiet eingebüßt hatten, und vielleicht umgekehrt war diese Schwächung Roms im Süden der Grund, weshalb Porsenna es wagte, die früher so mächtige Stadt nun auch ihres etruskischen Gebiets jenseits der Tiber zu berauben.

Man sieht, daß, sobald man die Einzelheiten der römischen Tradition scharf ins Auge faßt, man überall auf Widersprüche, absolute Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten stößt.

Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu entdecken, daß die Hauptbegebenheiten, welche als Thaten der römischen Könige berichtet werden, sich auf die Einsetzung einiger uralter Rechtsinstitute oder heiligen Religionssatzungen beschränken. Denn ihre von den später geborenen Historikern, die Jahrhunderte nach ihnen lebten, mit großen Einzelheiten und Kleinigkeiten erzählten Kriegsthaten erscheinen um so bedenklicher, da sie in späterer Zeit mit geringen Abweichungen uns noch einmal vorgetragen werden, um die Eroberung der Nachbarstädte und Landschaften von Rom zu motiviren, die Rom nach dem Sturz des Superbus abhanden gekommen und erst nach Jahrhunderten langsam wiedererobert wurden.

Die echteste Tradition der alten Zeiten liegt also in den Anfängen der Rechts- und Staatsinstitute, und für diese war eine wirkliche historische Erinnerung möglich.

Dabei haben wir solche im Auge, wie die Einsetzung des Collegiums der heiligen salischen Brüderschaft von 12 Collegen, welche an das Wunder des vom Himmel gefallenen ancile unter der Königsregierung des Numa Pompilius erinnert.

Bis in die späteste Zeit Roms, in die Kaiserzeit, dauerte das Heiligthum der salischen Brüderschaft. Wir kennen noch den Wortlaut der heiligen Gesänge der Arvalbrüder, eines ähnlichen Instituts, in der alten schwer verständlichen Sprache der Urzeit, die sich auf wunderbare Weise bis in unsere Zeiten gerettet und unseren Gelehrten Manches zu rathen gegeben haben. Sie verhielt sich zu der späteren lateinischen Sprache,

die wir noch heute in der gelehrten Welt sprechen und schreiben, etwa so, wie unser heutiges einigermaßen geläufiges Deutsch der Zeitungen zu der deutschen Sprache unter Karl's des Großen Enkeln, Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, welche sich urkundlich in dem Vertrag von Verdun bis auf den jetzigen Tag erhalten hat und hoffentlich noch auf manchen kommenden Tag zum Preise des Alterthums gelangen wird. In unsere Sprache übersetzt lauteten die heiligen Gesänge, welche die arvalische Brüderschaft bei ihren Prozessions-Aufzügen und in der Aufführung ihres heiligen Tänze absangen, nach Mommsen's Uebersetzung der alten Litanei, also:

Uns, Laren, helfet,
Nicht Sterben und Verderben, Mars, Mars, laß ausströmen auf die Mehrzahl.
Satt sei, grauser Mars,
Auf die Schwelle springe, stell' dich, betritt sie,
Den Semonen, erst ihr, dann ihr (andern), rufet zu, allen.
Uns, Mars, Mars, hilf,
Springe.

Aeußerst dunkel und schwer verständlich selbst für die Gelehrten des augusteischen Zeitalters war schon dies Gedicht, weit mehr als den unsrigen das Hildebrandslied oder der Heliand, schon deshalb, weil sich in Italien aus alter Zeit an schriftlichen Resten nur Litaneien des Gottesdienstes oder Formeln der Gesetze, der Bündnisse, der Fehden vor Gericht oder zwischen Rom und seinen Nachbarorten erhalten hatten, aber keine Heldenlieder gedichtet wurden, so wie bei den griechischen, bei den deutschen Nationen, sogar bei den Finnen die Gesänge von Kalevala, die sich mündlich und ungeschrieben vielleicht längere Zeiten fortpflanzten als die homerischen, welche ebenfalls Jahrhunderte ungeschrieben blieben.

Es gab also bei den Römern, wie ohne Zweifel in dem ganzen schon zur Staatsbildung vorgeschrittenen Italien, eine Menge solcher Formeln, welche das Gespräch, das Gebet, bei den einzelnen religiösen und weltlichen Instituten in einen festen Rahmen brachte.

Da hatte man bestimmte Formeln bei dem Produellionsproceß, dem Verfahren der Blutrichter, die sich dann auf den ersten Fall bezogen, bei welchem es angewendet wurde, etwa den Proceß des siegreichen Drillings Horatius über die Curiatier, die albanischen Drillinge, der in der Siegesüberhebung seine Schwester erschlug, die in lautes Jammern ausbrach, als sie in ihrem Bruder den Mörder ihres Bräutigams erkannte an dem erbeuteten Waffenrock, den sie ihm gewoben. Oder es war die Formel der Herolde, der feciales, mit welcher das Bundesopfer den ewigen Bund zweier Nachbarstämme aussprach, deren man sich zuerst bediente, als König Tullus sich mit Alba vertrug, oder die Formel, mit welcher die Herolde Fehde ankündigten, wie unter den Königen Tullus und Ancus. Für ein jedes solches Institut

hatte man eine Geschichte, einen ersten Vorgang für alle dergleichen Fälle des Privat- und öffentlichen Rechts zu erzählen, und weil sie gleichsam den Vorgang für die Gestalt des ganzen Instituts bildeten, hatten sie im Glauben einen wohlberechtigten, man könnte sagen, officiellen Werth, der auch für den strengsten heutigen Kritiker eine gewisse Stichhaltigkeit behält, eben weil er sich so streng an die strenge uralte Formel knüpft. Denn jede Veränderung der Formel wurde genau behalten und man wußte anzugeben, bei welcher Gelegenheit und weshalb sie verändert ward. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade dies wohl die allerwerthvollsten Elemente der römischen Geschichtstradition waren.

Und es gab deren eine Fülle, die sich durch den Schiffbruch der Zeiten in merkwürdiger Reichhaltigkeit durch die wunderlichsten Canäle bis in die späteste Zeit gerettet hatten. Grade in ihnen concentrirt sich der achtungswürdigste Kern der Ueberlieferungen römischen Culturlebens, weil sich in ihnen das eigentliche Talent des römisch-italischen Genius zusammennahm.

So weit mit diesen Instituten große und wichtige nationale Ereignisse verknüpft worden, da wird es für den Historiker gerathen sein, ihnen die höchste Aufmerksamkeit zu schenken.

Denn so bodenlosen Leichtsinn, wie er uns bei den griechischen Historikern in der Behandlung ihrer ältesten Zeiten begegnet, schließt von vorn herein der wahrhafte und ernste Charakter der italischen Nation aus. Wo sie irrten, da irrten sie aus gutem Glauben und Unbildung, einer gewissen kauischen Unbildung, welche den Römern, von denen wir unter allen italischen Völkern am meisten wissen, noch lange anklebte, wie man etwas Aehnliches den Engländern nachrühmen kann.

Dieses Volk, welches so völlig in der Strenge lebte, das sich in seinem ganzen Leben vor Göttern und Menschen in der strengsten Formel bewegte, dem sich nach seinem Glauben selbst die unsterblichen, ewigen Geister, die Götter selber, beugen mußten, so daß der fromme Kundige der gewaltigen Formel, welche die Zauberkraft in sich schloß, mit seinem Menschenwillen, dem unbeugsamen, harten und unbeweglichen, selbst die Götter aus ihren ewigen Sphären zu sich herabbannen konnte, wie den Juppiter Elicius, den Blitz vom Himmel oder der fromme Numa den Faunus und Picus, daß er ihre Kraft mit dreimal ehernen Stricken band und sie zwang, das Himmelsschild, das ancile, vom Himmel herabzuschicken, ein solches Volk konnte unmöglich leichtsinnig und frech mit der historischen Wahrheit umspringen und nach Belieben verfahren. Dieser Ernst des Italikers wurde in jedem Moment seines Lebens aufrecht erhalten durch die Kehrseite der heiligen Zauberkraft, welche in der bannenden Formel lag.

Denn war darin nur ein falsches Wort, nur ein Wort falsch gesetzt, so

war ihre ganze Kraft hinfällig, und indem sie auf den Gegner überging, traf sie mit Vernichtung und Niederlage den ungelehrigen Schüler der Götterweisheit.

König Tullus, der Besieger Alba's, wagte es in großer Bedrängniß, mit heiligen Formeln den Juppiter Elicius herabzubeschwören, daß er mit seiner Kraft von der Noth befreit würde. Allein er hatte im Gebet ein Wort verfehlt. Da fuhr der Gott herab aus dem Himmel im Blitzstrahl auf den König und verbrannte ihn sammt seinem Hause, daß auch jede Spur von ihnen verschwunden war. Aehnlich konnte es wohl geschehen, daß Jemand, dem seine Weinstöcke abgeschnitten waren, gegen den Thäter vor Gericht Unrecht bekam, weil er gegen ihn geklagt hatte wegen abgeschnittener Weinstöcke, statt abgeschnittener Bäume zu sagen, wie die Formel verlangte.

Dagegen hatte Numa, der Liebling der Götter, mit der richtigen Formel das ancile vom Himmel gezaubert. Ein ebenso begabter göttlicher Schmidt Mamurius Veturius, wie der deutsche göttliche Schmidt Wieland, wie der griechische Hephaistos und der italische Mulciber (mulcere, das Erz weich machen, daß es alle Formen annimmt), hatte ihm 11 Schilde nach diesem Muster so kunstreich verfertigt, daß es unmöglich für das menschliche Auge war, den wahren ersten Himmelsschild von ihnen zu unterscheiden.

Da konnte er getrost sein, daß ihm kein Feind denselben entreißen würde, er müßte denn alle zwölfe geraubt haben. So hatte er seinem Volke das göttliche Palladium für alle Zeiten gesichert.

Diese 12 Schilde führten an ihrer Linken die zwölf salischen Brüder bei ihren heiligen kriegerischen Tanzaufzügen, in denen Mars (die alte Aussprache für mors), der Todesgott, angerufen wurde, der im ältesten Dialekt Marmar und Mamers hieß und der Name des berühmten Schmiedekünstlers hieß Mamurius Veturius, das hieß ebenfalls der alte, der uranfängliche Todesheld, der Schrecken seiner Feinde.

Es gab noch eine zweite salische Brüderschaft in Rom, nicht wie die von Numa eingesetzte Palatini genannt, die ihr Heiligthum auf dem romulischen Palatin hatten, sondern Collini, von König Tullus eingesetzt. Sie wurden auch Pavorii und Pallorii genannt.

Pavor und pallor heißt: „Schrecken und Erbleichen." Also auch sie waren echte Priester des Mavors, des bittern Todes, den sie dem Feinde in's Gebein zauberten mit ihren bannenden Litaneien und Liederformeln.

Die Litanei der arvalischen Brüderschaft ist ein Responsorium, ein Wechselgesang, der zwei von einander gesonderte Parteien, also je 6 und 6, voraussetzt, die collinischen Salier hießen mit zwei Namen Pavorii und Pallorii, bildeten also ebenfalls zwei Parteien, und es ist anzunehmen, daß das

nämliche Gesetz auch bei den palatinischen Saliern befolgt war, die 12 Brüder in zwei Abtheilungen umfaßten.

Also begegnet uns auch hier, wie bei den beiden Penaten, welche neben der Vesta dem römischen Staatswesen vorstanden, wie sie in jedem römischen Hause in dessen penetralia, der heimlichsten Kammer, verehrt wurden, wie sie sich in dem Staatsglauben an Romulus und Remus abspiegeln und in dem Gottesdienst des Lupercal und Hercules an der Ara Maxima am Forum Boarium in den beiden Geschlechterpaaren der Quinctier und Fabier und der Pinarier und Potitier erscheinen, eine Doppelheit, die sich schon in Numitor und Amulius, den fabelhaften Fürsten in Alba, anzeigt, und die sich nicht blos in dem Institut der Consulpaare, das bis in die Zeit des byzantinischen Kaiserthums herabreicht, als längst Rom den deutschen Stämmen erlegen war, bezeigt, sondern in noch vielen andern römischen Staatsbehörden.

Wir können für die spätere Zeit, wo wir seine Wirksamkeit augenscheinlich zu verfolgen im Stande sind, einen sehr bestimmten Begriff, als das ihm zu Grunde liegende politische Princip, scharf und prägnant bezeichnen, die Gegenprüfung, die Controlle.

Denn grade darin bewegt sich die ganze spätere Entwicklung, daß bei allen politischen Vornehmungen und Maßnahmen jedesmal der Handlung eines römischen Amtsinhabers die souveräne Macht beiwohnte, wenn sie nicht durch das Einschreiten, die gleich souveräne Kraft des Amtsgenossen, des Collegen, inhibirt wurde.

Diese Doppelheit der Staatseinrichtungen ist nirgends in der Welt so durchdringend festgehalten als in Italien, obgleich sie doch auch bei andern Völkern nicht fehlt, namentlich bei den Karthagern, bei deren Staatswesen es ebenfalls zwei höchste Richter über alles Volk, die Suffeten, gab, so wie bei den Spartanern in ihren beiden Königen.

Allein bei beiden Völkern würde man vergeblich eine so in allen Staatseinrichtungen und Instituten wiederkehrende Doppel-Organisation wie bei den Römern suchen.

In Rom war sie von Anfang an das Grundprincip des ganzen Staats- und Culturlebens.

Die uralten geistlichen und weltlichen Behörden mit ihren langen Erinnerungen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, heute würde man sagen, mit ihrem Actenarchiv, waren es also, welche ein starkes und vielleicht das beste Contingent für eine Aufstellung der ältesten Geschichte Roms lieferten.

Sie konnten hier und da irren, aber es war reine, echte und nationale Tradition aus alten Zeiten, in der vielleicht das einzelne Factum unhistorisch, aber die ganze Form altrömischen Culturlebens treu und charakteristisch er-

halten war, deshalb, weil Diejenigen, welche allein Fremdartiges hineinbringen konnten, die späteren griechischen Historiker, gerade hier keine Anknüpfungspunkte für ihre Reflexionen, Speculationen und Fälschungen zum höheren Ruhm der Römer durch ihre hellenistischen Accommodationen und historischen Zurechtmachungen fanden. Denn dies altrömische Gebiet der Rechts- und Behörden-Institute, worin die Seele des römischen Wesens lag, blieb den Griechen am Meisten fremd, denen es bei aller Neu- und Wißbegierde über fremde Völkerverhältnisse ähnlich ging wie den Franzosen, welche zwar die pikanten, weniger aber die charakteristischen Momente fremden Völkerlebens aufzufassen pflegten.

So weit die Bedeutung der ältesten römischen Volksinstitutionen, welche sich an die großen Namen der vier ersten Könige knüpften, unter denen nicht zu vergessen ist, daß die consequente Ueberlieferung bis in die späteste Kaiserzeit diesen vierten König Ancus Martius zum Gründer der plebs macht, als den vorzugsweise guten und gnädigen König Ancus, während seine drei Vorgänger als die Gründer der drei Patricierstämme, der Ramnes, Tities, Luceres gelten.

Das Merkwürdige dabei ist, daß die übereinstimmende römische Geschichtstradition nicht den dritten, auch nicht den vierten, sondern den fünften König zum Urheber macht für die Hinzufügung des dritten Hunderts der Senatorenzahl, den Tarquinius Priscus.

Hier mußte doch also ein bestimmtes Hinderniß vorhanden gewesen sein, die natürliche Symmetrie der bisherigen Verfassungsentwickelung zu unterbrechen und zu stören, wenn als durchaus ursprüngliche, den ältesten drei tribus (den Dritteln der ältesten Feldmark) entsprechende Stämme die Ramnes, Tities, Luceres anerkannt wurden und der Senat nur aus den Geschlechtern der ersten beiden Ramnes und Tities, entsprechend dem Romulus und Titus Tatius, bestand.

Es ist eine Widersinnigkeit, daß erst Tarquinius Priscus die Luceres, den dritten Stamm, in den Senat aufnimmt, wozu sich weder der König Tullus, noch der König Ancus entschlossen hatte, da vielmehr die alte Tradition den König Ancus schon zum Gründer der plebs macht, welche mit dem Senat, den patres, der Patriciergemeinde, nichts zu thun hatte.

Diese Schwierigkeit ist nur dadurch lösbar, wenn die Schöpfung des Standes der Luceres dem Lucius, dem Tarquinius Priscus, welcher diesen Namen zuerst in Rom einführte, zugeschrieben wird.

Es war also Tarquinius Priscus der eigentliche Vollender der alten Geschlechtergemeinde Roms, welcher aus der starren Zweiheit der Ramnes und Tities, der politischen Bildung und Schöpfung der latinischen und sabinischen Stadtbildung, der ramnischen und titischen Bildung des Titus Tatius

und Numa Pompilius neue Bildungsmomente in die römische Staatsentwickelung einfügte.

Er brauchte nur zuzugreifen. Denn das Zeitalter des Tullus und Ancus hatte eine Fülle von neuen Staatsangehörigen geliefert, fast eben so mächtig wie die früheren, die, völlig machtlos, nur als Besiegte den beiden alten Geschlechtern gegenüberstanden; und er that es.

Tarquinius Priscus ist der eigentliche neue Gründer Roms.

Bei der Ergänzung des Senats scheint er keine Schwierigkeiten gefunden zu haben, wohl aber bei vielen Reformen. Denn das Haupt dieses Königs, der eine ohne allen Zweifel mehr wirkliche historische Figur, ein wirklicher Mensch, nicht eine allegorische Figur war, es war erfüllt von reformatorischen Plänen, welche die alten Staatsordnungen nahezu umzustürzen die Kraft hatten.

Da nahte sich ihm der römische Weise Attus Navius, — daß er von sabinischem Blut war, beweist sein Vorname, wie der des Sabiners Attus Clausus und des Attus Herdonius.

Attus Navius trat vor den König und sprach: der Fluch würde auf seinen Neuerungen ruhen, denn die Götter selber thäten dagegen Einspruch, deren Willen er durch seine Kunst erkundet hätte, weil sie ihm die Einsicht in ihren Rathschluß offenbart hätten.

Der König sagte: Wenn Du so gut der Götter Gedanken weißt, so können Dir die menschlichen noch weniger verborgen sein. Sprich nun, ich, der ich nur ein Mensch bin, denke nun, es ist ein Unmögliches, welches ich Dir zu thun aufgebe.

Da sagte Attus Navius, es ist nichts unmöglich, sondern vielmehr leicht auszurichten, aber sag' es nur heraus, ich will es leicht ausführen.

Da sagte der König: Nun, ich dachte eben, daß es gleich unmöglich ist, daß Du meine Pläne hinderst, als daß Jemand mit einem geschärften Messer den Schleifstein, welcher es geschärft, mitten durchschneiden kann.

Da nahm Attus Navius ein Messer und einen Schleifstein und durchschnitt den Stein damit in zwei Stücke, als wäre es Butter, wie das Schwert des Schmidt Wieland den geharnischten Mann, seinen Gegner, mitten durchschnitt, daß, als er sich schüttelte, zwei Hälften auseinander fielen.

Es war ein Gotteswunder und ein Gottesurtheil zugleich und der König erklärte sich besiegt; seine Pläne auf Verfassungsänderungen hatten ihr Ziel erreicht und es war von ihnen fernerhin keine Rede, denn es war eine Wette gewesen, welche der Prophet, der Gottesweise, Attus Navius, angenommen, und der Staatsweise, der König, angeboten und der profane Staatsweise war durch das Wunder des Gottesweisen besiegt.

Diese Erzählung trägt den Charakter einer äußerst alten Culturperiode,

von der wir bei dem Institut der Fecialen eine sehr deutliche Spur wahrnehmen; es ist dies das sogenannte Steinzeitalter.

Wie hier das Opferthier nach uraltem Herkommen, Saxo silice, mit dem Steinbeil erlegt wird, — und von diesen ältesten Steinbeilen hat sich so eben in dem Gebiet von Piacenza bei einer verschollenen Stadt des höchsten Alterthums, welche seit den Zeiten des sogenannten Mittelalters Umbria genannt wird, eine reichliche Anzahl nebst vielen andern Utensilien dieser ältesten Culturepoche durch neuerlich angestellte Nachgrabungen gefunden, täuschend ähnlich denjenigen, welche in unseren norddeutschen Landschaften die Gräberfunde liefern, und wenig abweichend von denen, welche die normannischen Gebiete, die ausgedehnten Länder Norwegens aufweisen, — ebenso begegnet uns in Rom, dem Sitz dieses alten Instituts, ein Mann, welcher die Kunst besitzt von der wundervollen Durchschneidung des harten Steins mit Hülfe des Metalls.

Es ist die handgreifliche Fortschreitung des Steinzeitalters zur Metallculturepoche.

Das Saxum silex war das ursprüngliche Steinbeil, die Waffe des uralten Steinzeitalters, die heilige Waffe des höchsten Himmelsgottes, welcher den Blitz in seiner Hand zu schwingen gewohnt war, als sein wuchtiges Schwert, wie die ebenfalls aus uralter Gewohnheit gebildete Kriegswaffe der Schleuderer, welche auch ursprünglich Steine, dann aus Metall gegossene Wurfgeschosse, wie die späteren grenadiers, die Granatenwerfer, aus freier Hand schleuderten, gegen die Feinde schickten; es war also gewiß die Blitzwaffe, die der uranfängliche Herr des Himmels, der ursprüngliche Vater alles Lebens Iove pater, das ist Iuppiter, vor sich her schleuderte.

Der Blitz und Schlag des Gewitters galt also in den ältesten Gedanken der Völker als eine Steinwaffe.

Später, als ihre Nachkommen den Gebrauch der Metalle kennen gelernt, war er von Erz.

Das Gewitter wurde verglichen mit der Schmiede, in welcher der Blitz geboren wurde.

Gleich alt, oder vielleicht noch älter, sind die Waffen von Knochen verfertigt worden von den Völkern, welche ihre Aufmerksamkeit nur den Thieren, wilden und zahmen, im ersten Grade widmeten, von denen ihre Nahrung, ihr Lebensbedarf abhing.

So sind traumartig in den alten Blitzmythen, in welchen die Kühe, wie bei den Indern, als Wolken auf der grünen Himmelswiese dahinwandelten, Knochen, Steinbeile und eherne Schwerter durcheinandergewürfelt.

Uns, den Nachgeborenen, wird es schwer und gelingt es erst nach langsamer Beobachtung der Gräberfunde, der Reste der alten Völker in den

Pfahlbauten und übrigen Landansiedelungen, welche im Schoos der Erde verborgen, durch gelegentlichen Fund bei der jetzt dichter und immer dichter von Menschen besetzten Erdoberfläche häufiger entdeckt werden, das Stein-, Erz- und Eisenzeitalter in allgemeine Normen als Culturepoche des ältesten Menschengeschlechts abzugrenzen, ähnlich wie das griechische Alterthum in halb philosophischer, aber nach der wirklichen Beobachtung gewonnener Geschichtsspekulation ein goldenes, silbernes und ehernes Zeitalter unterschied.

Wie herrlich klingt ein goldenes und silbernes Zeitalter des uranfänglichen Alterthums!

Allein wer von uns Allen möchte wohl in diesem goldenen, in diesem silbernen Zeitalter, dem Zeitalter der ältesten Pfahlbauten mit den Steinwaffen und Steingeräthen, gern gelebt haben? Dieses goldene Zeitalter der griechischen Poeten bei Hesiod ist sicher für die damals Lebenden kein goldenes, vielmehr ein sehr bleiernes gewesen.

Also das Saxum silex beim Opfer des Bundesheiligthums der Fecialen war eine uralte Reminiscenz der frühesten Culturepoche der Italiker, welche sich noch lange im Volksglauben als die Blitzwaffe des Himmelsgottes, als ein Steinbeil erhielt.

Ebenso stellten sich die nordeuropäischen Völker den Blitz vor als ein keilartig zugespitztes Mineral, — es war eigentlich eine animalische Versteinerung, die noch heute Jeder unter dem Namen „Donnerkeil" kennt, deren zahlreiche Exemplare in den Steinsammlungen unserer Kinder in Norddeutschland figuriren, pfeilartige Kieselbildungen, die innerlich hohl sind.

Zur Bekräftigung dieser auch für Rom und Italien gültigen Anschauung erzählt der alte Erklärer des Virgil, Servius, von einem Juppiter Silex, wie es einen Juppiter Lapis (Stein) gab, welcher als Terminus (Grenzstein) verehrt wurde. Terminus war die Bezeichnung, der Name für die Besteinung des ältesten Ackereigenthums der Römer, welche bei der Einweihung des capitolinischen Tempels auch die kräftigsten Segenssprüche der Priester von seiner Stelle zu heben nicht im Stande waren. Er und das römische Ackereigenthum waren für ewig festgestellt durch den göttlichen Blitz, wie der Hammer des Thor in Norwegen und des Donar in Deutschland bis in's Mittelalter hinein die Grenze des Eigenthums durch seinen Wurf feststellte.

Die Erzählung vom Seher Attus Navius hat aber noch eine andere Seite, eine nicht geschichtliche, sondern rein mythologische. Sie knüpft an die Sage eines anderen Kunstverständigen in der Gottesweisheit, den klugen Schmidt Mamurius Veturius, den Verfertiger der ancilia, der Nachbilder des Himmelsschildes, welches vom Himmel gefallen war. Noch spät in historischen Zeiten wurde auf dem römischen Forum, dem Markte und Hauptplatze der Stadt, die Stelle gezeigt, wo die beiden Instrumente, womit Attus

Navius sein Wunder vollführt, in den Boden versenkt waren, und um sie herum zog sich als heilige Verzäunung ein puteal, ein runder Brunnenrand. Ein solches puteal aber wurde an den Orten erbaut, wo der Blitz eingeschlagen war. Daneben wuchs ein uralter heiliger Feigenbaum, welcher die größte Verehrung genoß, so daß er schon in früher Zeit mit dem ficus Ruminalis, dem Feigenbaum am Fuße des Palatin, wo die beiden Säuglinge Romulus und Remus errettet waren, verwechselt wurde, und es gab sogar Sagen, in denen auf wunderbare Art der ruminalische Feigenbaum neben das puteal des Attus Navius versetzt war.

Die wilden Feigenbäume galten aber seit alten Zeiten als Schutz gegen den Blitz, weil er dem italischen Aberglauben nach in diese nie einschlug.

Also erscheint das Scheermesser, welches den Schleifstein durchschneidet als ein Symbol der Blitzeskraft, welche als ein himmlisches Schwert auch den härtesten Stoff, den Schleifstein, wie Butter oder Wachs durchschneidet.

Der Blitz mit seiner göttlichen Kraft ist hier also der Helfer und Lehrmeister für den gottbegeisterten Steinschneider Attus Navius, wie ohne Zweifel derselbe Blitz aus dem Donnergewölk das ancile vom Himmel sendete und der göttliche Schmidt Mamurius Veturius nach diesem Vorgange die elf ähnlichen Nachbilder verfertigte. Beim Schleifen des Messers stieben die Funken wie die Blitze aus dem Gewitter und die Funken in der Schmiede.

Der Zusammenhang dieser Künste mit dem Gewitter in der alten Völkeranschauung erscheint hier noch etwas problematisch, er zeigt sich aber ganz klar, wenn man die verwandten Vorstellungen der verschiedensten alten Völker, vornämlich die der Normannen und Griechen vergleicht. Bei ihnen stellt sich ganz gleichmäßig als eine irdische Werkstatt, ein irdisches Abbild des Gewitters, die Schmiede dar.

Ein normannischer Schmidt, es ist Wieland, vermag ein so haarscharfes Schwert mit Hülfe seiner Blasebälge, Hämmer, Zangen auf seinem Amboß herzustellen, daß er mit seinem Feinde eine Wette anzustellen vermag, er wollte ihn besiegen, wenn er über ihn blos sein Schwert legte, falls jener auch seine beste Rüstung von Erz und Stahl angelegt hätte. Der Gegner war mit dem Anerbieten zufrieden. Er saß gewappnet wie ein Krebs auf der Schmiedebank des Wieland, der in seinem Rücken das Wunderschwert über seinen Scheitel legte, während der Umstand der Befreundeten beider Gegner zusah. Durch die bloße Tugend der Schärfe und des eigenen Gewichts durchschnitt Wieland's Schwert Rüstung und Leib des Gegners, bis es auf dem Holz der Schmiedebank anlangte. Der Gegner sprach, mir ist ganz wohl, aber ich fühle eine Abkühlung durch meinen ganzen Leib. Ganz recht, sagte Wieland, nun schüttele dich einmal, vielleicht wird dir noch wohler.

Der Angeredete that es und siehe, er fiel wie ein durchschnittener Krebs in zwei Hälften auseinander und war todt.

Es ist wohl klar, daß dieses Wunderschwert des Wieland, das die Rüstung des gewappneten Feindes wie Butter oder Käse durchschnitt, nur der Blitz selber sein konnte, der Alles ohne Widerstand, auch das Härteste durchschneidet, wie der Schmied mit Hülfe seiner Hand, als irdischer Gewittermann, der sich in seiner Werkstatt die Elemente des Gewitters, Wind im Blasebalg, Feuer auf der Esse, Wasser und Regen im Trog unterthänig macht, mit dem zwingenden Hammer Eisen durchhaut und das sprödeste Metall windelweich zu machen und in jede Form zu bändigen versteht.

Die Schmiedekunst — oder wenn man lieber will, das Schmiedehandwerk — ist die älteste bei allen Völkern gewesen. Hephaistos bei den Griechen schmiedete, von Ruß bedeckt, mit Hülfe der Giganten, seiner riesenhaften Schmiedeknechte, bei Homer dem Achill, auf Fürbitte seiner göttlichen Mutter Thetis, die kunstreichen unwiderstehlichen göttlichen Waffen und war selber ein Gott des Gewitters.

Denn Zeus, der Himmels- und Donnergott, der die Blitze in seiner Hand schwingt, hatte ihn selber als einen Donnerkeil in heiliger Berserkerwuth an der Ferse, am Knöchel des Fußes ergriffen und aus den lichten Höhen auf die Erde herabgeschleudert, also daß er auf die Insel Lemnos herabfiel, sein heiliges Eiland, und von dem schweren Fall hatte er sich die Schenkel so stark verrenkt, daß er hinfort auf beiden Füßen hinkte. Wenn er beim olympischen Göttermahl flinker umhergehen wollte, so erschienen seine Bewegungen der Götterversammlung — wie Homer sagt — so komisch, daß unendliches, unauslöschliches Gelächter — göttliches oder sogenanntes homerisches — sich erhob. Das helle Gelächter war aber wohl der knatternde Donner.

Dieses Hinken des Hephaistos war aber die symbolische Bezeichnung des Blitzes, welcher in seiner geraden Richtung plötzlich einhält und eine neue annimmt.

Eine Deutung, welche durch eine Kette von Sagen des Donnergottes der nordischen und deutschen Mythologie mit urkundlicher Gewißheit festgestellt wird.

Nach dem blutsverwandtschaftlichen Zusammenhang zwischen den abendländischen Völkern mit den Indern, der in diesem Jahrhundert durch die wissenschaftliche Sprachvergleichung erwiesen ist, kann es als unzweifelhaft gelten, daß nicht nur dem griechischen Hephaistos als Blitzgott und Donnergott die Eigenschaft des Hinkens anklebte, sondern sie findet sich ebenso in dem Sagenkreis des indischen Donnergottes Indra und des normannischen Donnergottes Thor und des Deutschen Donar, das ist des Donners selber.

Thor war ein großer Wanderer, so wie das Gewitter auf den Flügeln des Windes geschwind über weite Länderstrecken dahinfährt. Er fuhr, — so dachte man sich den Donnergott im Norden — auf einem Wagen, der mit zwei Böcken bespannt war. Einst machte er bei einer solchen Heer- und Eroberungsfahrt bei einem Bauer Nachtquartier und gab seine beiden Böcke zum Abendschmause her. Aber er hatte eine Bedingung gemacht, Niemand sollte die Knochen seiner Thiere verderben, vielmehr sie auf die Felle werfen, die Thor selber vor dem Bauerhause hingelegt.

Alle thaten, wie er gewünscht und befohlen, nur einen darunter plagte nicht Hunger, sondern die leckere Zunge, eine Speise zu genießen, die schwerer zugänglich als das Fleisch war, das Mark der Knochen, äußerst beliebt im hohen Alterthum, da sich auch in den Resten der Pfahlbauten sehr deutlich die Spuren dieser uralten Leckerei erhalten haben, die Hauptknochen der Thiere zu zerschlagen uno daraus das Mark zu gewinnen. Von derselben Leckerei ergriffen war also einer unter dem Gesinde des Bauers, der Thor bewirthete, sein Sohn Thialfi, er schlug einen Schenkelknochen des einen von Thor's Böcken auf und labte sich an seinem Inhalt.

Am andern Morgen lagen alle Knochen der beiden Thiere unversehrt auf den Fellen, wie Thor vorgeschrieben, aber der eine war zerschlagen.

Thor sprach seinen Göttersegen mit seinem Hammer und siehe die beiden für den Schmaus geopferten Böcke standen lebendig da, aber der eine hinkte, weil ihm ein Schenkelknochen zerschlagen war.

Es war auch hier dieses Hinken nur das Symbol des Blitzes.

Wir können nach dieser Wahrnehmung geschwind wieder nach Griechenland eilen, um einen analogen Aberglauben zu betrachten.

Da bringt Tantalos seinen eigenen Sohn Pelops um und setzt ihn den Göttern zur Speise vor, wie Thor dem Bauer und seinem Gesinde seine Böcke.

Es geschah aber, daß die Erdmutter, die Göttin der Unterwelt, Demeter, mit dem Fleische ein Schulterblatt des Pelops mit verzehrte. Aber Klotho wußte doch ein Mittel, den unschuldigen Pelops wieder zum Leben zu erwecken.

Sie kochte wiederum, aber in *ihrem* Zauberkessel, die Knochen des Pelops und — o Wunder — er ward von Neuem lebendig, schöner als er zuvor war. Nur der eine Knochen, der Schulterknochen, den die gierige Unterweltsgöttin verschlungen, er fehlte und Klotho wußte für ihren Liebling kein anderes Mittel, als dafür einen elfenbeinernen Schulterknochen einzusetzen.

Die griechische Zauberin Medea bediente sich dieses Mittels der Zerstückelung und Abkochung geradezu, ihren Gemahl Jason zu verjüngen.

Es würde in's Unendliche führen und die Schranken dieſer Schrift weit rſchreiten, wollte man auf die unzähligen Verſionen der Sage bei Grie- n, Deutſchen und Normannen näher eingehen, welche alle dieſelbe Idee nen, in verſchiedenen ſymboliſchen Sagen ausgedrückt. Sie ſind be- ders reich in Deutſchland.

Eine und zwar griechiſche Sage mag genügen, das durch unzählige Ver- nen feſtgeſtellte Symbol der Knochen, und zwar Thier- und Menſchen- chen, als Symbol des Blitzes auch in Griechenland feſtzuſtellen, beſonders n man ſich der bereits auseinander geſetzten Symbolik der Schmiede mit m Gewitter erinnert.

In der griechiſchen Legende ſpielen nämlich die Hauptrolle die Schmiede d die Knochen.

Einſt war Sparta im Kriege mit dem Volk von Tegea, alle ſeine An- riffe waren vergeblich und kein Ende des Krieges abzuſehen.

Da rieth den Spartiaten das delphiſche Orakel, welches ihnen immer hl zugethan war, ſie möchten die Gebeine des Oreſtes aus Arkadien her- holen, daß ſie in ihrem Lande ruhten. Dann würden ſie als Sieger aus m Kampfe hervorgehen.

Es war eine ſchwere Aufgabe, dieſe Gebeine im feindlichen Lande zu chen.

Da war aber ein Mann, dem dieſer Fund glückte.

Er hieß Lichas, von Geburt ein Spartiat und war nach Tegea wäh- nd eines Waffenſtillſtandes gegangen, wo ihm ein Gaſtfreund wohnte. Die egeaten waren berühmt wegen ihrer Schmiedekunſt, ſie ſollten zuerſt Eiſen ſchmiedet haben. Lichas nun kam in das Haus eines ſolchen kunſtreichen ſchmiedes und ſah lange aufmerkſam ſeiner Arbeit zu. Dann ſagte er m, wie ſehr ihn dieſer Anblick verwunderte. Denn er hatte allerdings ne wunderbaren Gedanken. Da ſprach der Erzſchmied, daran ſei weiter chts zu verwundern, allein wenn er etwas anderes in ſeinem Hauſe ge- hen hätte, dann würde er Urſach dazu haben. Denn vor einiger Zeit — ſagte der Schmied — hätte er einen Brunnen graben wollen hier in die- r Schmiede und da ſei er plötzlich in der Tiefe auf rieſenhafte Menſchen- eine geſtoßen. Aus Scheu, ihre Ruhe zu ſtören, hätte er wieder die Erde eſchüttet.

Als Lichas dies hörte, war ihm ſogleich Alles klar, wie das Orakel hieße, da lägen die Gebeine des Oreſtes verborgen, wo ſich Wind und braus und Gedröhn vereinten, dem Menſchen das größte Leid zu bereiten. ſei nicht das Gewitter und der erſchlagende Blitz, ſondern die Schmiede t ihren Blaſebälgen und tönenden Hammerſchlägen, welche das tödtende werk hervorbrächten. Lichas kaufte für vieles Geld dem Schmied ſein

Haus ab und erwarb seinem Vaterlande den Siegeshort, also daß Tegea sich Sparta unterwarf, obgleich unter ehrenvollen Bedingungen.

Uns aber, den späten Betrachtern dieser Sage, ist es deutlich geworden, daß der alte Glaube die Knochen überhaupt mit dem Gewitter zusammenstellte und das Gewitter mit der Schmiede verglich und umgekehrt, wo der Blitz und das Schwert gerade hindurchfahren, wohin sie treffen. Das Alter der Erzählung bei Herodot und Pausanias beweist aber die Bemerkung des Letzteren, es sei ein Erzschmied gewesen, also bevor man eiserne Waffen verfertigte. Auch in Rom war die Zunft der Schmiede, fabri, die besonders geehrte wie die älteste. —

Trotz der gewaltigen Einschreitungen des Attus Navius mit Hülfe der Götter selber gegen die Verfassungsneuerungen scheint sich Tarquinius Priscus nur zu Modificationen seiner Pläne, nicht zur Aufgebung derselben bewogen gefühlt zu haben. Statt, wie er beabsichtigte, für die dem Staate neu erworbenen großen Landbezirke ganz neue Tribus zu schaffen, verdoppelte er die alten, indem er jeder derselben eine neue Hälfte hinzulegte, wodurch es jetzt eine Tribus der Ramnes alter und neuer Ordnung, und ebenso bei den Tities und Luceres gab. Diese Neubürger waren es, welche seitdem im allgemeinen Sinne patres minorum gentium, die Vollbürger der geringeren Geschlechter, hießen, und Attus Navius hatte für die Altbürger erreicht, daß sie ihre frühere Rangvornehmheit und ihre höhere Stellung gegenüber den Neubürgern beibehielten.

Mit dem Antritt des Tarquinius Priscus beginnt in Rom eine neue Ordnung. Er ist es, der dem römischen Wesen neue Wege bahnt, er ist es, der die alte Ordnung des Geschlechterstaates der Patriciergeschlechter durchbricht und neue in den Senat bringt, neue in die alte uranfängliche Heeresverfassung, indem er die Centurien der Ritter verdoppelt.

Das ganze Gerüst der alten Verfassung wird durch ihn erschüttert.

Allein er ist nur der Anfänger und Beginner, welcher die Wege richtig macht für die Zukunft des jungen römischen Staats.

Denn das ist deutlich und Jedem, der sehen wollte, sichtbar, daß die Einrichtungen des Tarquinius Priscus nur ein Abkommen waren für die zunächst drängenden Verlegenheiten, die entstanden waren durch die Ansprüche der alten Bürgerschaft und der neu aufgenommenen Gebiete mit ihrer Bevölkerung.

Ein Anderer mußte kommen, der mit kühner Faust durch alle die alten Pietätsverhältnisse, welche Attus Navius mit eisernem Willen aufrecht erhalten, durchgriff, um alle die feindseligen Kräfte, die an dem römischen Staat hin- und herzerrten, in's Gleichgewicht zu setzen.

Dieser Mann war Servius Tullius.

des Tarquinius, welche diesem Attus Navius eigentlich verdorben
er gut machen, der ihn an den vollberechtigten patriotischen Alt-
lechtern rächen sollte.

sehr möglich, daß dies nur durch eine Revolution in bester Form
von die Spuren daran erkennbar sind, daß er durch keine Inter-
ihlt wurde, sondern die Herrschaft durch die List der Tanaquil ge-
aus hervorgeht, daß Servius Tullius nicht auf dem verfassungs-
Wege die Königswürde gewann.

mithin sehr möglich, sehr wahrscheinlich, daß die Erhebung des
Tullius zur Königswürde nicht im gewöhnlichen Herkommen vor
daß vielmehr äußerst gewaltsame, revolutionäre Bewegungen ihn,
den, den ursprünglich tief unter den Geschlechtern Stehenden,
n römischen Würde emporhoben und eine Revolution ihn dann
zte.

vorher hatte er seine Schuldigkeit gethan, er hatte ausgeführt,
Tarquinius Priscus nicht sowohl der Wunsch und das Begehren,
Kraft fehlte.

tte es in's Werk gerichtet, das Verlangen, das neu erworbene Ge-
inen Bewohnern organisch einzufügen in den alten Geschlechter-
ganz neue Ordnungen, welche eine Vorarbeit bildeten zu den
gewaltsameren des Tarquinius Superbus und, in scheinbarer
egen die Satzungen des Vorgängers, die alten Fesseln des Her-
och viel mehr lösten und unter dem Zauber der Gesetzesautorität
des Staatswesens in Fluß brachten und nach dem Willen des
n in einen unwiderstehlichen, Alles mit sich fortreißenden Strom
gegen die widerstehenden Kräfte der Nachbarstaaten.

sieht also, daß die eigentlichen Geschichtserinnerungen Roms mit

die Gewaltherrschaft der Tarquinier und das wahrscheinlich nicht weniger g
waltsame Emporkommen und Abkommen des Servius Tullius vermittelt.

Es waren die ersten, halb träumerischen Experimente, die Gewalt, d
reine Gewalt zu üben, die fromme, streng begrenzte und streng die Gren
einhaltende Kraft der alten Geschlechter zu durchbrechen und diese ihrer Kra
zu entfesseln, den Riesen loszubinden, wie man einen Kettenhund losläß
der, von Eifer, Haß und Leidenschaft vollgesogen wie ein Schwamm vo
Wasser, sich mit unbezwinglicher Wuth auf den Gegner stürzt.

Es war also ihrer Natur nach eine durchaus und ursprünglich völl
demokratische Bewegung, an deren Spitze die drei letzten Könige Roms stan
den, sogar der Tyrann Tarquinius. Ihre Gewalt bestand eben lediglich i
der Auflösung von den alten geistigen und physischen Gebieten, die bish
souverän geherrscht hatten, den Geschlechtergewalten.

So finden wir in den Uranfängen Roms bei aller streng geschlosse
ner Geschlechterordnung, sobald wir auf wirkliche, historische Erinnerunge
stoßen, das Andrängen der feindlichen Kräfte gegen den Geschlechterstaat de
Alterthums und zwar vermittelt durch die fremden und neuen Verfassungs
gedanken, welche vom italischen Süden vordrangen, von Griechenland, welches i
Italien das sogenannte Großgriechenland geschaffen hatte, wie England in Nor
amerika ein Neuengland, welcher Name, obgleich früher nur auf ein klein
Gebiet der jetzigen vereinigten Staaten beschränkt, immer noch bis heute d
beste sein würde, den Complex der nordamerikanischen Republik zu bezeichne

Wir finden ganz schlagende Analogien in der Entwickelung der Verfassu
und in Folge dessen den Ausdehnungen nach Außen in dem nationalen Leb
Roms mit den hervorragendsten griechischen Staaten, und zwar in der P
riode, wo sie die sogenannten Tyrannengewalten hervorbrachten, und di
Epoche begrenzt sich in Rom auf die Zeit der drei letzten Könige, wo
viele national griechische Reminiscenzen sich zusammendrängen, daß es u
möglich ist, wirklich historische Bezüge zwischen Rom und den Griechenstädt
Süditaliens abzuweisen.

Die Stellung der Ritterpferde durch Anweisung auf die Verpflegu
derselben durch die Ansitze der Wittwen in Rom und Korinth, die Sa
von dem symbolischen Abhauen der höchsten Aehren oder Mohnköpfe a
symbolischer Rath für die Beseitigung unbequemer Aristokraten in Rom u
Korinth, die ebenfalls peloponnesische Ueberführung der Dioskuren aus Spar
und Süditalien nach Rom, — sie fallen sämmtlich in die Epoche der letzt
drei römischen Könige, der beiden Tarquinier und des Servius Tullin
welcher so wunderbar mit ihnen durch den engsten Blutsverwandtschaft
zusammenhang verknüpft war.

Liegen also die vier ersten Könige Roms weit jenseits aller Möglichk

einen historisch-kritischen Maaßstab an sie anzulegen, liegen sie weit jenseits aller historischen Commensurabilität, so beginnt mit der Erhebung der Tarquinier und des in ihrer Clientel emporgekommenen Servius Tullius ein neues Capitel in der Geschichte Roms, das erste historische.

Allein es war darum noch lange nicht ein Anfang wirklicher und pragmatischer Historie.

Denn diese verlangt ein besonderes Moment, das Moment der wahren Geschichte, das ist strenge Chronologie.

Aber mit der Chronologie war es in den Anfängen Roms äußerst schwach und unvollkommen bestellt. Niemand wußte zu sagen, wie lange jeder der 7 Könige regiert hatte; es gab darüber keine genauen Angaben. Denn zu viel grimmige und verheerende Schicksale waren indeß über Rom hereingebrochen, vor Allem die Eroberung der Etrusker unter Porsenna, die noch weit verheerendere der Gallier, welche Rom verbrannten unter Brennus, wobei die wichtigsten Urkunden von Roms alter Zeit zu Grunde gegangen waren. Die alten urkundlichen Zeugnisse waren verdorben und ihre Hüter, die Pontifices, waren die Einzigen, die eine Erinnerung der alten Schicksale der Nation im Gedächtniß bewahrt hatten und nach der Zerstörung aller Monumente des Alterthums sie eben aus dem Gedächtniß reconstruiren mußten.

Ihr Gedächtniß war nicht schlecht, weil sich in demselben alles Wissen des Alterthums zusammenfaßte.

Da gab es aber unzählige Lücken, die nur ausgefüllt werden konnten durch ihre heilige Weisheit, die gewaltige Kraft der Zahlen.

Und sie wandten diese Weisheit so glücklich und erfolgreich an, daß für die Gläubigen — und der Glaube war damals sehr stark — kein Zweifel obwalten konnte.

Da nun aber alle wahre Chronologie fehlte, so wurde von den zahlenkundigen Pontifices, den privilegirten Rechnern des römischen Staatswesens, die Zahlenspeculation an der Stelle der fehlenden Chronologie eingeschaltet.

Ihr Rechenexempel hat für die Dauer der römischen Königsherrschaft eine runde Summe von 240 Jahren und für die darauf folgende Zeit, bis dahin, wo das endgültige Landrecht durch die Decemvirn, die Zehnmänner, festgestellt wurde, ebenfalls eine runde Summe aufgestellt, was, beide Summen summirt, eine Jahreszahl lieferte, deren Summe der Summe der Tage des romulischen Jahres gleichkam, nämlich 304 Jahre. Ferner rechnete man zu der angenommenen Zahl der Jahre Roms unter den Königen die Hälfte dieser Jahressumme hinzu, so erhielt man die Jahreszahl, in welche das große Nationalunglück der Verbrennung Roms durch die Gallier gesetzt war.

Es war das Jahr Roms 360. Wir haben hier also die beiden Ponti-

ficalzahlen 304 und 360, genauer 364 des zehn- und zwölfmonatlichen Jahres als Schema für die Zeitrechnung angewendet. Es ist vielleicht das unvergänglichste Denkmal, welches sich dieses Institut der Pontifices in der römischen Geschichte gestiftet hat.

Allein es ist eben nur ein Denkmal der Pontifices, nicht der chronologischen Sicherheit der ältesten römischen Geschichte.

Die gleiche Unsicherheit wirklicher Geschichte begegnet uns überall. Es ist zum Beispiel unmöglich, daß Tarquinius Superbus der Sohn des Tarquinius Priscus sein konnte, weil sein Lebensalter weit über die Zeit menschlichen Lebens hinausgerückt würde.

Die Vermählung von Servius Tullius' Töchtern mit den Söhnen des Tarquinius Priscus ist eine unmögliche, weil nach römischen Begriffen diese Ehe als Inceſt, als Blutschande gegolten hätte, die Ehe zwischen Oheim und Nichte, da Servius Tullius' Gemahlin die Tochter des Tarquinius Priscus war, und erst nach Jahrhunderten wagte es der allmächtige Kaiser Claudius, der Nachfolger des Tiberius und Caligula, seine Nichte Agrippina zu ehelichen und gab dennoch in diesen und ähnlichen Beziehungen dem sonst äußerst liberalen Zeitalter den ernstesten Anstoß, während solche Ehen in Griechenland seit alter Zeit zu den ganz gewöhnlichen gehörten.

So begegnen uns überall die gegründetsten Bedenken über die historische Wahrheit, die wirkliche Richtigkeit der römischen Geschichte in ihren Anfängen, da sie überall die deutlichsten Widersprüche in sich selbst bei den wichtigsten Ueberlieferungen trägt.

Und dennoch ist diese älteste Geschichte Roms eine so durchaus eigenthümliche, mit keiner anderen uns überlieferten vergleichbare und von jeder anderen der Nachbarvölker so völlig abweichende, daß sie den Ruhm und Preis der Landschaftlichkeit, noch mehr der volkshaften Charakteristik, der patriotischen Innerlichkeit, mit einem Worte: der Nationalität unbestreitbar für sich in Anspruch nimmt.

Die Römer sind durchaus kein Naturvolk, wie die Griechen, bei denen sich das sociale und politische Leben nach den natürlichen Gesetzen des allgemeinen Völkerlebens abwickelte, von einem klar erkennbaren Zustande des ursprünglichen Naturlebens, eines Hirtenlebens mit mythologischem Bewußtsein, welches sich hindurcharbeitete von theokratischen Dynastien zum aristokratischen und später demokratischen Gemeindeleben, gestützt von einer breiten Unterlage einer dienenden, hörigen und dann Sklavenbevölkerung. In Rom sind diese Stadien der Naturvölker, wenn sie überhaupt vorhanden waren, mit dem Hellwerden der historischen Zustände längst vergessen und wir begegnen schon unter den Königen einer höchst bewußtvollen historischen Staatsgestaltung mit einer Fülle politischer Institute, welche nur durch die

gunst der historischen Ueberlieferung der nöthigen Durchsichtigkeit ermangeln, rch die sich die griechische Geschichts- und Verfassungsentwicklung kennchnet.

Und dies ist die Hauptschwierigkeit in der älteren römischen Geschichte, er die politisch-socialen Verhältnisse Roms in ihren einzelnen Entwicklungsrhältnissen klar zu sehen. Bereits in der ältesten Zeit begegnen uns deutch erkennbare Einflüsse politisch-religiöser Strömungen von Griechenland.

Sie sind ursprünglich und gleichzeitig in der Epoche des Tarquinius, : sind künstlich und doctrinär, aus späteren Zeiten herrührend für die tere Zeit.

Allein alle diese griechischen Einflüsse sind mit der Zeit national georden, sie sind in das Volk eingedrungen und haben sich bei ihm einen redit verschafft, welcher unbestritten bis in die spätesten Zeiten römischen Wesens hineingedauert hat und dessen Geltung durch das Mittelalter bis i unsere Zeiten hinab fortgepflanzt ist, bis in unsern Tagen diesen Glauben ie moderne Wissenschaft zum Wanken gebracht hat. Ohne Zweifel haben ie Römer ebenso wie die Italiker lange Zeiten hindurch in Zuständen des laturlebens zugebracht, wie so unzählige Völker, von denen wir dieses wissen.

Allein von diesen Zeiten hat sich in ihrer Geschichte so gut wie gar ine Spur erhalten. Denn ein Paar Sagen oder Mythen oder einiger berglauben, die uns urkundlich in den historischen Schriften der Griechen nd Römer überliefert sind, beweisen eben nur, daß die Römer auch eine lche Zeit durchlebt haben, von denen dieser geringe Nachklang erhalten ist.

Nicht zwar ein Nachklang dieser ältesten Zustände, sondern ein Anklang n die ältesten Berührungen griechischen Wesens mit Rom aus den Zeiten er Tarquinierherrschaft, dieses Glanzpunktes des ältesten Roms, ist es, den ir dem Leser nicht vorenthalten möchten, weil sich in demselben wunderbar ie griechische Poesie mit dem ernsten reflectirenden Charakter des römischen olks vermählt hat. Es ist die Sage vom sibyllinischen Orakel, welches ie Gründung dieses heiligen Instituts einleitet, das sich in unwandelbarem nsehn durch die ganze römische Geschichte hin erhalten hat, grade in den omenten, wo die Existenz von Volk und Staat in Frage gestellt zu sein schien.

Eines Tages, so erzählt die Sage, erschien vor dem König Tarquinius n altes Weib und bot ihm drei alte Bücher zum Kauf an. Allein die umme, welche die Alte forderte, war so unverhältnißmäßig, daß der König e mit Hohn abwies. Nach langer Zeit kam dasselbe alte Weib zu demlben König und bot ihm dieselben Bücher zu demselben Preis an, nur mit n Unterschied, daß es nicht mehr drei, sondern zwei waren. Der König ar noch unwilliger als zuvor über die unverschämte Forderung und wies ie Alte zur Thür hinaus.

Aber die Alte kam wieder, in einem Augenblick wo der König grad von schweren Sorgen bedrängt war und nicht aus noch ein wußte, und hielt ihm von den dreien das letzte einzige Buch entgegen für den Preis, welchen sie anfangs für die drei Bücher begehrt hatte. „Die beiden andern habe ich verbrannt," sprach sie, „soll ich auch dies verbrennen, worin Deine Rettung und die Rettung Deines Staats gelehrt wird?"

Der König kaufte der Alten ihr letztes Buch ab, welches fortan zu den Palladien des römischen Staats gerechnet wurde, das die Priesterschaft in allen schweren Nöthen und Bedrängnissen des Staats unter heiligen Ceremonien befragte, welches den Muth des römischen Volkes, wenn es sich am Rande des Abgrunds und Verderbens glaubte, wieder hob und die alte Thatkraft neu belebte.

Das Buch war griechisch geschrieben und enthielt die berühmten sibyllinischen Orakel. Es giebt also auch einen Beweis für die urälteste Einwirkung griechischen Wesens auf den jungen römischen Staatsorganismus.

Von wo aber kamen diese griechischen Orakel? Sie hatten ihren Ursprung und Ausgang auf italischem Boden, von Cume, der ältesten griechischen Colonie nahe bei Neapel, wohin sie aus dem fernen Kyme an der kleinasiatischen Küste nach der Tochterstadt in dem entlegenen Westen hinübergetragen waren, und so tiefe Wurzeln schlugen sie im römischen Volksgeist, daß, als die Römer das römische Weltreich erschaffen und sich dem Christenthum zugeneigt hatten, das Ansehn der cumäischen Sibylle noch unerschüttert dastand, also, daß sich die Christen selber dieser Weissagungen bemächtigten und eine reiche Literatur christlich-griechischer Sibyllenorakel entstand, die wir noch heute lesen und die Sibylle ein verehrter Name bis ins späte Mittelalter blieb, von welchem ein Vers des vielverehrten christlichen Hymnus Zeugniß giebt: teste David cum Sibylla. Der Glaube hatte also die Ewigkeit eines Jahrtausends durchlebt.

Nehmen wir noch einmal das Resultat unserer bisherigen Betrachtung über die Anfänge Roms zusammen, so erblicken wir in Rom schon in der ältesten Zeit eine ganz ungewöhnliche, über die Maaße der übrigen in Italien einheimischen Nationen hinausgreifende Entwicklung wahr.

Hier, an den Grenzen dreier verschiedener Nationen, Etrusker, Sabiner und Latiner, hatte sich ein Mittelpunkt politischen Lebens gebildet, anhebend von nur geringfügigen Ursprüngen unter engen Verhältnissen, von nachbarlichen Ausgleichungen in Krieg und Frieden und in ursprünglich ganz localen und nationalen Bildungen, die sich wenig von den allgemeinen italischen Zuständen entfernten, — hier hatte sich allmälig durch die Gunst der Verhältnisse des Bodens, durch die Reibung verschiedener Stämme ein höheres Gemeindeleben entzündet.

Es wurde mit kräftiger Hand in der Epoche, welche die Herrschaft der beiden Tarquinier und des mit ihnen eng verwandten Servius Tullius bezeichnet, zu einem hell flammenden Lichte angeweht, das über ganz Italien leuchtete und bei diesen drei großen Königsnamen sind es überall Anklänge an griechische Institute, welche national umgebildet, den wahren Inhalt für ihre Zeit geben, welche ihren Lebenstag erfüllen oder sich in den unmittelbar darauf folgenden bethätigen. Wir erinnern außer den sibyllinischen Büchern an die unverkennbare Aehnlichkeit der servianischen Verfassung in den allgemeinen Zügen mit der solonischen, an die Umlage der Kosten für die Verpflegung der Ritterpferde auf das Vermögen der reichen Wittwen in Rom und Korinth, an den Cultus der Dioskuren von Sparta, Tarent und Rom, an die gemeinsame Sage oder Novelle von der Bekämpfung der Aristokratie durch das symbolische Abhauen der höchsten Aehren des Ackerfeldes in Milet und Rom durch die Vermittelung von Korinth. Wer das Einströmen der frischen griechischen Culturwellen in das Herz Italiens in der bezeichneten Epoche der Tarquinier leugnen wollte, müßte blind sein für die Naturphänomene des allgemeinen Völkerlebens überhaupt.

Allein es giebt noch viel stärkere Zeugnisse für diesen überwiegenden Einfluß des Griechenthums, die Elemente, auf die alles höhere Gemeinde- und Staatsleben sich stützt, die Zeichenschrift der Sprache, welche mit einem Schlage das öde Gewohnheitsleben des Stammes aus dem ewigen Einerlei des Tages plötzlich fixirt und die Möglichkeit einer Weiterbildung gewährt.

Es ist also die lebenbringende, Geist fortpflanzende Erfahrung des Völkerlebens, welche allein durch die Buchstabenschrift ermöglicht wird, für welches diese erste Bedingung vorhanden sein muß, wenn es nicht bei jeder Generation von vorn anfangen soll. Denn was bliebe die reichste Befähigung einer Nation und Sprache ohne schriftliche Aufzeichnung. Sie müßte sich stets und eng im Kreise drehen, wie es noch heute sich an den barbarischen Völkerschaften Afrikas, Amerikas und Australiens zeigt. Italien ist also schon früh über dieses Urstadium menschlicher Entwickelung hinausgeschritten, freilich nicht aus eigner Kraft, sondern durch das anregende und belebende Anwehen des griechischen Geistes.

Aber sobald die italischen Nationen über jenes Urbewußtsein, das noch halb gebunden war in der ursprünglichen Bewußtlosigkeit, emporgehoben waren zu einem neuen Bewußtsein, ging auch die Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts und durch die eingeborne politische Tüchtigkeit überholte und überflügelte Italien Griechenland in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit in politischer Beziehung so weit, daß schon in Perioden, wo Rom mit dem eigentlichen Griechenland noch nicht in unmittelbaren Conflict gerieth, sondern

nur mit seinen italischen Colonien, die innere politisch-sociale Organisation von Rom Griechenland weit überlegen war.

Rom also überwand die frühesten Culturstadien in Zeiten, von denen uns keine schriftlichen Berichte mehr vorliegen und grade dies bleibt die unüberwindliche Schwierigkeit, seine früheste Geschichte uns klar zu vergegenwärtigen. Es erscheint, so klein seine früheste Machtentwicklung und Machtausdehnung, also innerlich und äußerlich, uns erscheint, als ein in gewisser Beziehung fast moderner Staat, ganz ausgerüstet zu seiner welthistorischen Aufgabe, die Führung und Herrschaft über die zur Weltherrschaft bestimmten Nationen des heutigen Tages zu übernehmen, wie Athene, welche durch den einen Schlag des Hephaistos auf das Haupt des Zeus glänzend gewappnet, mit der welterschütternden Aegis gerüstet aus diesem Haupte des höchsten Gottes hervorsprang.

Denn die Geschichte der ältesten Zeiten Roms giebt nur wenige, sehr dunkle Erinnerungen aus seiner Vorgeschichte und Dank der vergleichenden Mythologie und Culturgeschichte der östlichen und nordischen Völker lassen sich wenige aber sichere Schlüsse über die Zustände in der Vorgeschichte Roms und der italischen Nationen machen. Sie genügen zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß unendliche Zeiten verliefen, bis unter langem Ringen des welthistorischen Volkes dasselbe eintrat in die eigentliche Geschichte, in eine Culturstufe, in der wir dieses Volk schon befreit erblicken von den Banden, in welchen die nordischen Nationen, namentlich unser eignes deutsches Volk, noch Jahrhunderte befangen waren.

Nur das ist aber zu sagen, daß hinter der uns überlieferten und bekannten Geschichte Italiens und Roms eine tiefe Perspective von politischen und socialen Volksanstrengungen liegt, von denen uns keine Ueberlieferung überkommen ist und daß also Rom älter ist als Rom, das Rom des Livius und seiner Mitschriftsteller über dessen Geschichte, und daß wir uns also die römische Vorzeit, namentlich für die angegebene Zeit der vier ersten Könige, die durchaus mythisch sind, weit länger vorzustellen haben, als die uns überlieferten Zahlen ihrer Regierung angeben. Denn grade diese vier ersten römischen Könige bezeichnen und kennzeichnen die Epoche römischen Lebens und Daseins, für welche die von ihnen erzählten Thaten und Leiden nicht viel mehr als historische Phantasien und Speculationen sind.

Als der eigentliche Glanzpunkt der ältesten Geschichte Roms erscheint die Regierung der beiden Tarquinierkönige und die des mitten innen stehenden Königs Servius Tullius, welche alle drei sämmtlich auf die Bedeutung, historische Figuren zu sein, den gerechtesten Anspruch machen. Es sind die einzigen, welche durch allerhand kleine und genaue, große und allgemeine historische Mittel wir controlliren können, während die vor ihnen genannten

vier andern sich jeder historischen Kritik entziehen und die Epoche bezeichnen, in welcher die eigentlich geschichtslose Zeit bevölkert wird mit Namen, die nur Personen bezeichnen, welche die Pontificalhistoriographie der späteren Zeit aus vorgeschichtlichen Vorstellungen über die Wirksamkeit von Göttern und gottbegnadigten Heroen zu historischen Figuren stempelte und mit deren Hülfe eine fälschlich pragmatische Geschichte zusammenleimte.

Die heutige Geschichtswissenschaft hat mit saurer Mühe diesen künstlichen Kitt aufzulösen gehabt und die einzelnen Stücke des unhistorischen Mosaiks auseinandergelegt. Sie hat damit einen Glauben zerstört, bei dem sich das Alterthum nicht nur selbst, sondern auch die spätern Zeiten beruhigt hatten. Denn sie hatten ihn nicht blos als so dargeboten hingenommen, sondern aus den wunderlichen Gestaltungen der alten Sagen und ihren endlichen Schlußredactionen waren die hehren Riesenfiguren hervorgegangen, welche bei Roms Wiege gestanden haben sollten, das nun die Welt beherrschte. Alle diese idealen Herrlichkeiten hat die moderne Wissenschaft mit unerbittlicher Wahrheitsliebe zerstört, aber sie ist nicht verwegen genug gewesen, einen neuen Zauberbau zu errichten, dessen Fundament die himmlischen Wolken sind. Denn es ist besser nichts zu lehren als Falsches.

Die Nachbarstämme Roms.

Die bisherigen Nachrichten und Erzählungen haben die ältesten Geschicke des Bodens der Stadt Rom und ihrer nächsten Umgebung zum Gegenstande gehabt und nur wo es völlig unumgänglich nothwendig war, ist einmal und das andere mal der Blick über diese Grenzen hinausgeflogen auf die weitern italischen Lande. Allein der Beruf Roms dereinst nicht blos die Herrscherin, sondern Haupt und Herz Italiens zu sein, dieselbe Bedeutung Roms, welche uns die schwachen Anfänge der Stadt, die alten Sagen ihres Ursprungs und die Erzählung von den ruhmvollen Thaten ihrer Könige mit ähnlicher Ehrfurcht anhören ließ wie die Römer selber, sie nöthigt uns auch ebenso, die Zustände des Landes Italien und seiner Völker in jenen entlegenen Jahrhunderten uns vorzustellen, soweit dies die freilich unvollkommen erhaltenen Nachrichten zulassen.

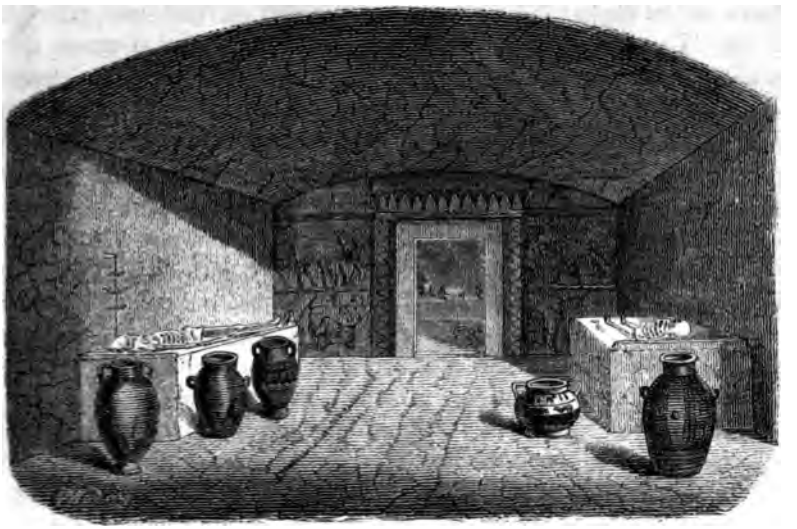
Es werden uns hier zunächst noch einmal dieselben drei Nationen beschäftigen, deren aneinandergrenzende Marken auf dem engen Stadtgebiete des kleinen Roms aneinanderstießen, Latiner, Sabiner, Etrusker. Mannigfaltig ist der Stoff, aus dem Belehrung über diese drei Völker geschöpft werden kann, hergenommen aus den Resten ihrer Sprachen, Lebensweise und ihren historischen Thaten. Die Etrusker, welche wir zuerst in's Auge fassen, blieben bis in die späteste Zeit Roms ein großer Name, welcher ganz Italien mit den Spuren seines Lebens erfüllte, denn dieses Volk hatte die gewaltigsten Unternehmungen durchgeführt, es hatte einen Städtebund in Norditalien gestiftet, dessen Hauptort Felsina, das heutige Bologna, war und Mantua, die Heimath des gefeierten Dichters Virgil, auf dessen Wällen der tirolische Vaterlandskämpfer Andreas Hofer seine fromme Heldenseele aushauchte, es war und blieb bis gegen das Ende der römischen Republik eine etruskische Stadt.

Allein auch in den gesegneten Gefilden Campaniens und an ihren Gestaden gab es einst ein etruskisches Städtebündniß, welches erst nach Jahrhunderte dauernden Kämpfen mit den fremden Bedrängern zu Land und Meer verschwand.

Das Gebiet aber, welches der eigentliche Sitz der Etrusker bis in die

ten Zeiten der römischen Republik, also nahezu bis zum Anfang unserer ristlichen Zeitrechnung, blieb und bis auf den heutigen Tag den Etrus-namen bewahrt hat, — Toscana, das Land der Tusker, es erscheint als s natürliche Verbindungsglied zwischen den nördlichen und südlichen Sitzen s Volks.

Von diesem also fast über das italische Land in seiner ganzen Aus-ehnung einst verbreiteten Volke sind uns nur wenige Trümmer seiner Ge-hicke, seines Culturlebens, seiner Art, Sitte und Sprache erhalten. Zwar nd in dem heutigen Toscana viele viele Gräber dieser verschollenen, ge-eimnißvollen Nation aufgefunden, von denen wir eines der wohlerhaltensten it aller etruskischer Grabespracht ausgestatteten unsern Lesern hier vor-ihren, die heut sogenannte Grotta Campana, und haben uns eine Menge



Grotta Campana.

en kürzeren oder längeren Inschriften in etruskischer Sprache aufbewahrt. ie sind in deutlichen Charakteren, in lesbarem Alphabet gemalt und ein-ehauen wohlerhalten, aber in einer Sprache, welche völlig unverständlich it. Nur einige Eigennamen und der Sinn von ein Paar einzelnen Wörtern it die Ausbeute der unzähligen verunglückten Versuche der Gelehrten, welche ch durch mehrere Jahrhunderte mit der Lösung dieser Räthselsprache be-häftigt haben.

So geben diese reichhaltigen Gräberfunde des vergangenen Culturvolks enig oder gar keinen Aufschluß über Leben und Schicksale der Todten,

denen zu Ehren sie einst geweiht wurden. Aber sie sprechen noch heu uns als stumme Zeugen des Ruhmes dieser dahingestorbenen Menschen zur Bestätigung der kargen aber redenden Zeugnisse, welche bei griechi und römischen Schriftstellern zu finden sind über das gewaltige Volk, we einst Italien beherrschte. Hätten wir doch noch das Werk des gelel Kaisers Claudius, welches eine Geschichte des etruskischen Volkes in zw Büchern enthielt, wie uns Sueton in dessen Lebensbeschreibung erzählt, sähen ohne Zweifel klarer über dessen Naturbeschaffenheit, Sprache, richtungen und Schicksale. Allein der Haß und die Verachtung und der F welche das Andenken des kaiserlichen Schriftstellers bei Mit- und N welt verfolgte, hat sein Buch der Vergessenheit übergeben und zu Tode schwiegen. Die Leidenschaften sind in unserer Zeit bedächtiger und m discher geworden und man sieht heut nicht mehr auf die Hand des Ge sondern auf die Gabe und indem man die eine ergreift, stößt man die an von sich. Die Gelehrten würden jedoch die Gabe des Kaiser Claudius w scheinlich dankbar annehmen. Da aber sein Buch längst zu Staub gewo ist ihnen nichts übrig geblieben als mit Benutzung der gelegentlichen wähnungen etruskischer Institute und Verhältnisse bei den Alten wenige Verständliche der etruskischen Inschriften und Gräberfunde zusamm zufassen und so wenigstens einige Resultate zu gewinnen über den soci und culturhistorischen Charakter und Zustand der etruskischen Nation.

frühere Macht und Größe der Etrusker lehren uns zunächst die noch h erhaltenen ungeheuren Städteruinen, die sich in dem eigentlichen Etru immer noch auf mehr als ein Dutzend belaufen mögen, da sich nicht im genau sagen läßt, was Städte oder nur größere Castelle waren, die el gut Akropolen dahingeschwundener größerer Orte sein können.

Die größeren Städteruinen bestehen sämmtlich in Anlagen, welchen Felsenkegel, deren das Land so viele hat, zur Grundlage dient. Die Sp derselben sind mit ungeheurer Arbeit abgetragen, so daß ein breites Pla für den Stadtplan geschaffen wurde. Die fortgeschafften Steinmassen wu als Material verwendet für die riesenhaften Umfangsmauern, die bis den heutigen Tag den zerstörenden Einflüssen der Jahrhunderte get haben. Denn sie sind von der solidesten Arbeit, sie bestehen aus ries Steinbalken, welche vom Fundament an bis zu den Mauerzinnen em geschichtet sind. Es sind steinerne kolossale Balken, einer auf den an gelegt, wie unsere kleinen Mauersteine, also wagerecht übereinander gela nicht nach der Weise der sogenannten cyclopischen Mauern, die in unre mäßigen Vielecken künstlich ohne Kitt ineinander gefügt sind, wie sie häuf in den südlichen Gebirgsgebieten gefunden werden, obgleich auch von di Bauweise im eigentlichen Etrurien einzelne Beispiele vorhanden sind.

chen künstlich abgestumpften Felsenkegeln erhoben sich also die alten etrus-chen Städte.

Es giebt darunter größere und kleinere. Die bedeutendste ihrem Um-ang nach war Volaterrä, deren Umkreis 20,000 Fuß, deren Flächeninhalt

Thor von Volaterrä.

n 42. Theil einer Quadratmeile bedeckte, und deren Thor wir hier erblicken. ber es gab viele andere, die ihr an Umfang sehr nahe kommen.

Alle diese vielen Städte waren eingefügt in ein System von zwölf errschenden Städten und diejenigen, welche nicht unter diesen zwölfen aren, standen zu ihnen in einem Verhältniß der Unterordnung. Denn as ganze Land zerfiel nun einmal nach den herrschenden Religionsbegriffen n zwölf geheiligte Gebiete.

Allein wir dürfen uns dieses Verhältniß des Gehorsams innerhalb eines jeden Zwölftels nicht allzu straff vorstellen. Zunächst, wie die Zwölf-eintheilung eine religiöse und heilige war, bezog sie sich auch in erster Linie ur auf das Religionswesen und reichte ursprünglich nicht weiter als die eligiösen Ideen der Volksgemüther, also vor allen Dingen auf die gemein-schaftlichen Opferhandlungen. Freilich dehnte sich ihre Bedeutung auch bis in's politische Gebiet hinein, aber nur soweit als die religiösen Ideen über die Gemüther Macht ausübten. Deshalb war der Organismus der kirch-

lichen Institutionen noch lange kein vollkommen politisch-militärischer und wi bemerken, daß also namentlich bei Kriegsläuften sich derselbe sehr locker zeigt

Wurde etruskischer Boden von den Nachbarn kriegerisch bedroht, f wehrten sich zunächst die unmittelbar bedrohten Gebiete so gut es ging Allein ein allgemeines Aufgebot der sämmtlichen zwölf Städtegebiete kam deshalb mit Nichten zu Stande. Ja es konnte geschehen, daß den mi Krieg überzogenen Orten nicht einmal alle andern, die zu demselben Zwölfte gehörten, Zuzug und Hülfe sandten. Die Noth mußte sehr groß sein, wenn das ganze Land Etrurien auf gemeinsamen Beschluß seinen Heerbann ergehen ließ, wie etwa in den Kriegen gegen die Gallier und in den spätern der Römer gegen Etrurien, und auch da ist es durchaus nicht gewiß, ob die kriegerischen Maaßregeln sich auf das ganze Gebiet des etruskischen Volkes erstreckten. Denn das war von unzähligen Verhandlungen zwischen den einzelnen Gebieten abhängig. Mit einem Worte, es hing von dem guten Willen des ganzen Volkes ab, und wir Deutsche wissen am besten, eine wi mißliche Sache es um den gemeinsamen guten Willen eines ganzen Volkes ist, wenn er sich nicht an eine straffe Gesammtorganisation mit einem festen centralen Willen anlehnt, der im Nothfall die Widerstrebenden zu zwingen im Stande ist.

Das war also der große Mangel des etruskischen Staatswesens, der es nach langen, im Einzelnen sehr erheblichen Anstrengungen doch schließlich den fester organisirten Römern in die Arme warf, so daß ihm seine einzelnen herrlich zur Vertheidigung gelegenen, kastellartig angelegten Städte nichts nutzten und eine nach der anderen in die Hände der südlichen Eroberer fiel.

Am belehrendsten über diesen Hergang ist der Krieg Roms gegen Veji, welches ohne Zweifel eine der Zwölfstädte Etruriens war. Hülfe mittelst eines Aufgebots des gesammten Etruriens hat Veji keine wesentliche bekommen, obgleich es genug Anstrengungen dazu machte durch herumgeschickte Gesandtschaften, aber nur die fast wirkungslose Versammlung der Bundesglieder beim Heiligthum der Voltumna erreichte. Sie war nicht erfolgreicher als die meisten ähnlichen Versammlungen der Bundesglieder der Latiner gegen die Römer bei dem Quell der Ferentina im heiligen Hain oder auf dem mons Albanus. Denn diese Versammlungen mit ihren rohen Parlamenten gaben fast noch mehr Stoff zu den Ausbrüchen parteiischer Sonderbündeleien als zu kräftiger nationaler Einigung. So etwa habe wir uns die politische Verfassung des ziemlich lockern Zwölfstädtebundes in eigentlichen Etrurien vorzustellen, zumal da das Bedürfniß einer festeren Gliederung bei der gesicherten Lage des Landes nach außen hin nicht vorhanden war, denn nach Osten hin verliehen die Gebirge Schutz, nach Weste

das Meer und nur im Süden bedrohte später Rom die Südmarken des Landes und im Norden und Nordwesten erst die furchtbare gallische Völkerwanderung, die auch Rom erreichte und zu Boden warf.

War dies die äußere Verfassung des etruskischen Zwölfstädtebündnisses, auf dessen Bildung vielleicht das Muster der älteren Städtebündnisse, namentlich das der Jonier von Kleinasien bei ihrem sehr frühen Verkehr mit Mittelitalien, Einfluß gehabt hat, so sind uns auch über die innere einige Nachrichten von den Alten aufbewahrt worden, welche deren allgemeine Umrisse erkennen lassen. Sie hängt unmittelbar zusammen mit dem socialen Leben, mit dem Verhältniß der Stände des Volks und es zeigen sich auch hier einige ähnliche Züge mit der Physiognomie und dem politisch-socialen Aussehen der Römer und Latiner, nur daß sie bei den Etruskern schärfer und strenger erscheinen.

Bewegten sich die Römer und Latiner in den Anfängen ihres nationalen Lebens in sehr engen Grenzen der Geschlechterverfassung, die äußerst aristokratisch war, so steigerten sich diese Formen in Etrurien fast bis zur Starrheit, sie hatten den Charakter einer spröden, fast steinernen Härte angenommen, mit der sich alles Leben einpanzerte, wie beim Krebs unter seinem nicht innerlich, sondern nach außen gewendeten Knochengerüste. Hinter ihren ungeheuren Mauern, in ihren Felsenburgen gesichert wohnten die Beherrscher des Landes. Nur in ihnen pulsirte ihr Leben ohne Gefährde. Diese Riesenburgen, welche der Reisende noch heut bewundert, waren noch von andern nicht minder gewaltigen Bauten umgeben, es waren auch Städte, die draußen lagen, tief in den Felsen waren diese Menschenwohnungen hineingearbeitet. Allein die Einwohner derselben waren die Todten, die drinnen in der Stadt nichts mehr zu schaffen hatten, wo die Reichen wohnten, die das Leben genießen wollten bis auf die Neige.

Diese Reichen waren die Herren des Landes, Alles diente ihnen und sie standen über dem Volk in unerreichbarer und unnahbarer Hoheit. Sie hießen die Lucumonen, wie sie in Rom die Patricier hießen. Wie diese trugen sie die Götterweisheit von den seligen Geistern des Himmels und der Erde zu Lehen, nur sie vermochten den Willen der Götter zu erforschen und dem armseligen unterthänigen Volke anzukündigen, und dem Götterwillen wußte sich jeder Menschenwille geduldig fügen. Nur der Lucumo stand im gottbegnadigten, unmittelbaren Verkehr mit den ewigen Geistern, aber für den Nothschrei der Unterthanen waren die Götter taub, denn sie verstanden ja nicht die geheime Kunst sie mit den richtigen Formeln anzurufen. Die Lucumonen waren Fürsten, Richter und Priester zugleich und in einer Person. Das möchte vielleicht in den ältesten Zeiten auch auf die Patricier gepaßt haben.

Und doch welch ein ungeheurer Unterſchied war zwiſchen Römern und Etruskern! Denn die römiſchen Patricier beherrſchten zwar das ganze römiſche Gebiet und noch einige eroberte Nachbargebiete, allein dieſe beherrſchten,

Felſengrab La Fontana.

unterthänigen Gemeinden beſtanden nicht weniger als ſie ſelber in Geſchlechterverbänden, die an hochſtrebenden Gedanken, an Selbſtſchätzung, an Tüchtigkeit ihnen gleichartig und ebenbürtig waren. Von gleicher Beſchaffenheit, von gleichem Schroot und Korn, bedurfte es für ſie nur der Gunſt äußerer Umſtände, um mit ihnen zu wetteifern in den Leiſtungen für das Vaterland. Sobald nun die ſtarren Geſetzhinderniſſe beſeitigt waren, traten die plebejiſchen Geſchlechter Roms in die Fußtapfen der patriciſchen. Ihre Thätigkeit beſtand zwar anfangs nur in der Nachahmung der Weiſen der hochgebornen Geſchlechter, aber bald waren ſie ihrem ganzen Bewußtſein nach völlig auf der Höhe ihrer Vorbilder und die politiſche Bildung der Patricier fand ihre gleichmäßige Weiterbildung in der Blume plebejiſcher Geſchlechter; die beſten derſelben bekleideten bald mit derſelben Würde, demſelben Anſtand, derſelben Weisheit und Umſicht die höchſten prieſterlichen Würden wie die

Patricier. Mit einem Worte, es herrschte in Rom trotz aller Reibungen der Stände eine gewisse Brüderlichkeit, grade wie in unserm Vaterlande, welche bei allen kritischen Lagen desselben hervorbrach und alle Sonderfeindschaften glücklich erdrückte und die Nation fähig machte zu den höchsten politischen Leistungen, deren Zeugniß für uns Spätgeborene das große römische Weltreich geworden ist.

Ganz anders war es bei ihren nördlichen Nachbarn, den Etruskern. Hier ist der Unterschied zwischen den Herrschern, den Aeltesten, den Lucumonengeschlechtern, und den Beherrschten niemals ausgeglichen worden, so lange die Etrusker als selbstständige Nation vorhanden waren, denn die herrschenden Geschlechter der Lucumonen müssen in einer bedeutenden Minderzahl im Verhältniß zum beherrschten Volk vorhanden gewesen sein, während doch die patricischen Geschlechter im latinischen Süden so zahlreich waren, daß sie ohne alle Nebenhülfe sogar ihre selbstständigen Schlachthaufen in's Feld zu stellen vermochten.

Das haben die Lucumonengeschlechter niemals leisten können. Sie bildeten, soweit Historiker sehen können, immer nur eine Oligarchie, eine Herrschaft Weniger, das heißt also eine Fürstenherrschaft, die sich nicht aus einem zahlreichen Adel recrutiren konnte.

Desto größer war die Zahl des ganz unterthänigen Volkes, das ganz den altrömischen Clienten entsprach und sich wenig von dem Stande unserer mittelalterlichen Leibeignen unterschied.

Es war also das Fehlen des Standes der Gemeinfreien, nach den heutigen Standesbegriffen des Mittelstandes, welches den etruskischen Staat kennzeichnete. Ungern hätten wahrscheinlich die Lucumonen mit den römischen Patriciern tauschen mögen, die fortwährend bedrängt waren in ihrer Stellung durch die hinaufstrebenden Plebejergeschlechter, die ihnen ihre Rechte jeden Augenblick streitig machten, während die etruskischen Herren, Dank ihrer von den Göttern überkommenen Weihe, in unbestrittener Hoheit über ihre Unterthanen geboten ohne Widerspruch. Und doch, trotzdem wohl oft die römischen Patricier ihren nachbarlichen Lucumonenadel beneiden mochten um dessen ungefochtene Hoheit, hat sich der Gedanke nicht nur, sondern der Kern der politischen Institutionen, den sie vertraten, durch die ganze römische Geschichte in lebensfrischer Gesundheit bewährt und hat gekeimt und welthistorische Früchte getragen, während die glanzvolle Herrschaft der Lucumonen Etruriens, wenn auch nicht der historischen, so doch der praktischen Vergessenheit anheimgefallen ist.

In Etrurien herrschte also als Minderzahl der Lucumonenadel der fremden Eroberer, die sich, wie uns berichtet wird, selbst Rasena nannten. Anfangs wählte jede der zwölf Städte aus ihnen einen König, wie Clusium

den Porsenna. Aber erblich war dies Königthum so wenig als in Rom und überhaupt gewiß Italien fremd, so bekannt und gewöhnlich es in Griechenland war. Später kam diese lebenslange Dictatur, wie im Süden, so auch in den tuscischen Gebieten ab und die Geschlechter herrschten gemeinsam an ihrer Stelle und hatten noch in der Zeit, als Hannibal Italien durchzog, die Gewalt in Händen.

Daß sie nicht ohne kräftige, oft blutige Anwendung derselben bewahrt werden konnte, würden wir auch erkennen, selbst wenn uns aus der ganz trümmerhaften Geschichte des Volkes ein sehr bedeutsames Fragment nicht erhalten wäre, die Vertreibung des Geschlechts der erlauchten Cilnier, von denen auch der berühmte Freund des Augustus und Horatius, Mäcenas, abstammte, aus ihrer uralten Residenz durch das empörte Stadtvolk. Die Verjagten wendeten sich an die Römer, die sie mit starker Hand wieder in ihre Heimath einsetzten, aber zugleich die Oberherrschaft Roms über Arretium feststellten. Noch schrecklichere Scenen bot ein, jedoch ganz ohne Zeitangabe, ähnlicher von Volsinii berichteter Aufstand dar. Mit der Herrschaft der Römer hörte zwar die Herrschaft der Lucumonenfamilien auf, aber nicht völlig ihr Reichthum und ihr Ansehen, und bis in die Kaiserzeit, ja bis zum Untergange des weströmischen Reiches haben sie sich erhalten.

Dies war also das endliche Schicksal des Lucumonengeschlechts, aus deren Annalen uns die Weltgeschichte einen dürren Auszug giebt, und die Jahrhunderte dauernde Menschen-Anstrengungen sind mit wenigen Worten zusammengefaßt in den Berichten der römischen und griechischen Historiker, und noch heute können wir im Original, in den Inschriften der Gräber, die Namen der großen herrschenden Lucumonenfamilien lesen, von denen wir freilich nicht viel mehr wissen, als daß sie mitunter sehr vornehme und mächtige Herren gewesen, aber wo von dem Einzelnen das große Wort gilt, das endlich wie ein enger Sarg den Leichnam umfängt: Er lebte, nahm ein Weib und starb. Und fast nicht einmal dies melancholische Epigramm auf alles Menschenleben, für jeden beliebigen Grabstein erreicht die dürftige und wortkarge Fassung der meisten von diesen Inschriften, die wir aber zum Glück verstehen, was bei den längeren nicht zu rühmen ist. Allein selbst dieses geringe Verständniß giebt uns einen charakteristischen Zug in der Einrichtung des etruskischen Familienwesens. Dieses merkwürdige und höchst auffallende Moment ist, daß nicht nur der Vater des Verstorbenen genannt wird, sondern auch die Mutter, ja sogar diese oft vorzugsweise und allein ohne jenen. Weder einem Griechen noch einem Römer wäre es eingefallen, dem mütterlichen Stammbaum eine so bevorzugte Stelle einzuräumen, und um diese antike Abnormität von allem Herkommen der klassischen Völker zu erklären, ist sogar auf die Lycier in Klein-

asien hingewiesen, welche, mitten innen liegend zwischen semitischen und indogermanischen Völkerschaften, uns ebenfalls auf ihren zahlreichen wohlerhaltenen Monumenten eine in vollkommen lesbarer Schrift niedergelegte Sprache hinterlassen haben, welche aber ebenso wie die etruskische bisher alle

Etruskisches Grab in Tirol.

Anstrengungen der Gelehrten, sich ihrer zu bemächtigen, zu schanden gemacht hat und von denen ebenfalls berichtet ist, daß die Lycier sich nicht nach ihren Vätern, sondern ihren Müttern genannt hätten.

Die Aehnlichkeit ist eine vollkommen zufällige; denn beide Sprachen haben gar nichts mit einander gemein, so wenig als die Familienbildung beider Völker, und nur darin sind sich beide Völker ähnlich, daß ihre Ursprünge wahrscheinlich auf den asiatischen und europäischen Norden hinweisen, schon deshalb, weil für die Sprache beider im ganzen Sprachgebiet des Südens keinerlei Anlehnung vorhanden ist.

Dagegen muß von den Etruskern gesagt werden, daß diese Bevorzugung der Mütter vor den Vätern nicht etwa darin ihren Grund hat, daß den Vätern ihre Ehre verkürzt werden sollte als den eigentlichen Machthabern und Herren innerhalb des Geschlechts, sondern daß vielmehr die etruskische Familie auf die strengste Ebenbürtigkeit auch auf Seiten der mütterlichen Familie hielt, wodurch der strenge Beweis geliefert wird von dem durchaus consequent durchgeführten aristokratischen Charakter der etruskischen Familie, die es verschmähte, sich auch von der Frauenseite mit den Töchtern des Landes, wie die Israeliten sagten, zu verbinden. Wenn es irgend einen Be-

weis giebt, daß die Vorfahren der Etrusker als Eroberer in das heutige Toscana gekommen sind, die es eben so verschmähten, sich mit den Töchtern der unterworfenen Unterthanen zu vermählen, grade so wie die israelitischen Eroberer von Palästina mit den Töchtern der Philister, so ist es dieser kurze knapp gehaltene Nachruf für die Todten, daß diese ihre Mütter gewesen. Denn die Gräberstätten waren Gräber nicht der einzelnen zufällig geborenen und gestorbenen Menschen, sondern Grabhäuser ganzer Geschlechter, welche Eigenthum des väterlichen Geschlechts waren. Daß die darin beigesetzten Todten daraus stammten, das war selbstverständlich, man konnte es der Genauigkeit wegen hinzufügen, allein den Beweis von dem wirklich erlauchten Ursprung des Verstorbenen, den Beweis, daß er nicht aus der Verbindung mit irgend einem niedrig geborenen Weibe hervorgegangen, den lieferte allein der Name des mütterlichen Geschlechts. Eine Einwirkung dieses Griechenland und dem Osten fremden Systems der Familienanschauung finde ich auch darin, daß die römischen Frauen nach ihrer Vermählung nicht den Namen ihres Gemahls, sondern ihren ursprünglichen Geschlechtsnamen beibehielten, wie denn zum Beispiel Cicero seine Gemahlin auch in den vertraulichsten Briefen bei ihrem Familiennamen nennt.

Dadurch waren dem etruskischen Lucumonenadel nicht nur die sechszehn und zweiunddreißig Ahnen unseres capitelfähigen Adels gesichert, sondern er gab die Gewähr einer adligen Abstammung, gegen welche kaum Araber, geschweige denn Griechen, in die Schranken treten konnten.

Denn bei den Griechen war die Erhaltung des Adels in den Familien eine Art von Sport, ein naturgemäßes individuelles Vergnügen, eine vornehme Passion, die wir bis zu der höchsten Ausbildung in der Nationalanschauung der Lacedämonier bei ihren beiden Zwillings-Königsgeschlechtern bereits kennen gelernt haben.

Dieses inmitten der fähigsten Nationen der Erde auftretende Streben zur Erhaltung der Familienkraft, das sich Jahrhunderte hin ausdehnt, gleichmäßig bei Orientalen und Occidentalen, den Völkern des Westens und Ostens, hat seine naturgemäße, allein auch seine äußerst unnatürliche und verkünstelte Seite. Denn wo die Natur und das Naturbedürfniß aufhört, beginnt die Unnatur, der Mangel des Verständnisses des Natürlichen. Wir berühren hier das Gebiet der Racenbildung, welches von so ungeheurer Tragweite für die Leistungsfähigkeit der neuen Generationen, der Menschenregenerirung ist, wofür hier aus den unendlichen ethnographischen Erfahrungen Belege anzuführen es an Raum gebricht. Es genüge, daß bei den Etruskern die vornehmen Geschlechter in sehr geringer Anzahl vorhanden waren im Verhältniß zur Masse des Volkes und daß sie in dem verzeihlichen Stolz ihrer überwiegenden Nationalkraft, als Eroberer weit über ihren Unterthanen zu

ſtehen, niemals rechtmäßige Ehen mit ihnen eingingen. Die Unterthanen blieben für alle Zeit Unterthanen und die Herren heiratheten nur unter einander. Das thaten die herrſchenden Patricier lange Zeit auch in Rom, weil nur unter ihnen connubium ſtattfand, das heißt die Fähigkeit, rechtmäßige Ehen zu ſchließen. Allein in Rom ſchwangen ſich die tüchtigſten Männer der Plebs zu einer politiſchen Bedeutung empor, die ſie endlich den Patriciern als ebenbürtig erſcheinen ließ, und erzwangen endlich die Ehre, ſich mit den Töchtern patriciſcher Familien zu verbinden, weil ſie durch ihre Verdienſte um den Staat ihnen ebenbürtig geworden waren.

Das kam aber in Etrurien niemals vor, wo es nur eine Oligarchie von Herrſcherfamilien und daneben nur Unterthanen gab, Unterthanen im ſtrengſten Sinne des Worts. Allein zur Erklärung, daß dieſe Unterthanen ſo gehorſam zu allen Zeiten waren, daß ſich die etruskiſche Ariſtokratie mit ihrem ſtrengen Ceremoniell bis in die ſpäteſte Zeit hinab erhalten konnte, dazu genügen offenbar ſehr wenig die herkömmlichen Erklärungen, daß die Herrſcher im Beſitz einer viel höheren Bildung waren, als die Beherrſchten. Wir haben in den letzten Jahrzehnten darüber merkwürdige Erfahrungen gemacht, wie ſehr wenig es auf ſich habe mit moraliſchen Eroberungen. Die Eroberung der Lucumonengeſchlechter in Etrurien in Bezug auf die etruriſche Landſchaft war auch offenbar ſehr wenig moraliſcher, aber ſehr ſtark phyſiſcher, das heißt, wirklicher und natürlicher Beſchaffenheit.

Alles zeigt an, daß die Lucumonengeſchlechter die Nachkommen waren eines Stammes, der einſt, das Schwert in der Hand, mit überlegener Kraft und überlegenem Muth von Norden her eingedrungen war in die ſüdlichen Landſchaften, das heutige Toscana, und ihre Bevölkerung nach dem grimmigen Kriegsrecht ſich alſo unterworfen hatte, daß die Eroberer ihr Recht den Unterliegenden aufzwangen, daß die Unterworfenen den Siegern gegenüber, kraft des Rechtes der Eroberung, rechtlos waren und ſich begnügen mußten mit den harten Bedingungen, welche ſie ihnen vorſchrieben.

Der herrſchende Stamm der Lucumonen kam ſicher aus Norden, wie alle italiſchen Völkerwanderungen. Denn von wo ſonſt hätte er wohl nach Italien gelangen können in den alten Zeiten, wo die Meereswege durch die unzähligen Gefahren der Küſtenſtraße, die einzige, die man in noch viel ſpäteren Zeiten einſchlug, geſchloſſen blieben, wo man ängſtlich vermied, ſich auf die hohe See zu begeben, und in den Alpen finden ſich etruskiſche Gräber.

Die Etrusker waren alſo nordiſche Fremdlinge in Italien, ſie waren Eroberer, welche das grauſame Werk der Sieger zuerſt im großen Maßſtabe ausführten und dafür Lehrer der Römer wurden. Die nordiſchen Eindringlinge, welche mit gewaltiger Kraft ihre Herrſchaft über das ſchöne Toscana

feststellten, waren an Zahl gewiß nur gering im Verhältniß zu dem unterworfenen einheimischen Volk und es war für sie deshalb geboten, daß sie gegenüber der Menge der Unterworfenen ihre Herrschaft mit der Gewalt, mit der Maßregel des Schreckens und der Furcht geltend machten. Denn sie konnten sich anders gar nicht halten in ihrer Stellung. Aber sie mußten bei Zeiten die politische Formel gefunden haben, diese Schaaren unterthäniger Menschen in Gehorsam zu halten. Es gehörte dazu vor allen Dingen, daß sie den Unterworfenen die Bedingungen des Bauernlebens ungekränkt gewährleisteten, jedoch ohne zuzulassen, daß bei diesen unterthänigen Bauern mit der Zeit ein Wohlstand eintrat, der Ansprüche erweckte. Die herrschenden Geschlechter sorgten also dafür, daß für die unterworfenen Bauern das tägliche Brod, des Lebens Nothdurft und Nahrung, wenn auch nicht reichlich, so doch ausreichend vorhanden waren. Den Ueberschuß ihrer Arbeit nahmen sie für sich selbst in Anspruch. Anders hätte sich ein Staat wie der etruskische nicht lange Jahrhunderte erhalten können, und die Dilettanten der Geschichte und politischen Wissenschaft, die immer von Tyrannei und Unterdrückung der Menschenrechte phantasiren, können sich sogar aus dem sehr unvollkommenen Etruskerstaat Lehren nehmen, wenn sie überhaupt fähig sind, Lehren anzunehmen über das, was die Grundlage jedes Staatswesens sein muß, die Zufriedenheit der großen Majorität der Staatsangehörigen in materieller Beziehung.

Es gab aber im Etruskerstaat noch sonst sehr merkwürdige Einrichtungen, die zu solcher Vollkommenheit des Systems ausgebildet waren, daß sie für die weniger reflectirenden Nachbarn ein Gegenstand der Bewunderung wurden, also daß sie bei ihnen mit der Macht eines Orakels wirkten und ohne besonderes Nachdenken von ihnen mit Haut und Haar angenommen wurden. Unter und zu solchen Institutionen zählt aber für ganz Italien die Kunst, die Regionen des Himmels und der Erde einzutheilen. Es sind die rohen, aber mit eiserner Consequenz und für Jahrhunderte lang festgehaltenen Principien der Landmessung und Landeintheilung.

Wie alle Institutionen der Etrusker, ging sie von dem Göttergebiete, von der Religion aus. Der Sitz der Götter war natürlich der Himmel, die den Menschen unerreichbare Höhe. Er wurde zuerst vermessen durch die beiden heiligen Linien, von denen die eine von Norden nach Süden, die andere von Osten nach Westen über das Himmelsgewölbe gezogen wurde. Die Richtung dazu gab der ewige Lauf der Sonne und des Mondes, die im Westen untergehen und im Osten aufgehen. Die senkrechte Linie auf dieser Ost-Westbahn der himmlischen Leuchten gab von selbst die Richtung von Norden nach Süden, eine heilige Kreuzung, die sich für den Beobachter an jedem Ort, wo er diese geweihten Linien zog, über seinem Haupte kreuzte.

Damit war aber Himmel und Erde in vier Viertel abgetheilt.

Nichts konnte diese heilige und ewige Eintheilung der Welt übertreffen und besiegen. Alles Menschenwerk blieb in dieser heiligen Vierzahl gebunden.

Nächst dieser heiligen Vierzahl theilten die Etrusker das Himmelsgewölbe nochmals in andere vier Theile. Die ätherischen Regionen des Himmels ließen sich diese Theilung für die Wohnungen der ewigen, höheren Götter gern gefallen.

Allein auf der Erde blieb es bei der Theilung in die vier Quartiere, die sich im Einzelnen bis in's Unendliche fortsetzen ließen mit Vermeidung der unzähligen spitzen und stumpfen Winkel, die am Himmel mit seinen luftigen Dimensionen stets einfach blieben, wie die Eintheilung des idealen etruskischen Staatswesens in die zwölf städtischen Großrepubliken, welche den heiligen Boden des etruskischen Landes umfaßten.

Also auf der irdischen Erdoberfläche gab es nur die Eintheilung nach Quartieren, nach Vierteln und Quadraten, und nach dieser Eintheilung wohnten, lebten und wirthschafteten die Bauern der städtischen und Landgebiete in Etrurien.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß im Wesentlichen und dem Princip nach diese ganze Einrichtung eine rein etruskische gewesen wäre.

Vielmehr finden wir dieselbe Viertheilung des Himmels und der Erde bei fast allen alten Nationen, nämlich die Eintheilung nach den Richtungen von Süd und Nord, Ost und West, bei den Chinesen eben sowohl wie bei den Normannen in der Edda.

Allein obgleich sie sich eben so auch bei den Griechen in ihren ältesten Zeiten erkennen läßt und sie auch namentlich bei den griechischen Herakleoten Süditaliens urkundlich durch die von ihnen erhaltene berühmte herakleotische Inschrift als Grundprincip ihrer Landeintheilung nachgewiesen wird, und ebenso in der Ackereintheilung der Iguviner nach der umbrischen berühmten Inschrift auf gleiche Weise sich vorfindet, auch ohne Zweifel bei allen italischen Völkerschaften, die zwischen diesen beiden Orten in Nord- und Süditalien lagen, üblich war, so galt doch diese Kunst der Landeintheilung bei den Römern laut der uns darüber erhaltenen schriftlichen Zeugnisse der sogenannten Agrimensoren — des heutigen bei uns sehr zahlreichen Standes der Geometer, die jeder Bauer kennt und zum Theil haßt — als eine etruskische Kunst, wodurch der Beweis geliefert wird, daß die Landvermessung, welche dem Bauer den Boden verleiht, auf dem er steht, in Italien vorzugsweise von den Etruskern ausgebildet ist.

Es liegt darin ein neues Zeichen, mit welcher Consequenz, mit welcher Zähigkeit die Etrusker die rohen Kenntnisse anderer Völker in eine Verbindung mit ihrem Götterglauben zu bringen wußten und diese erste aller Be-

dingungen zu einem Gemeindeleben, der ewigen Basis alles Staatslebens, zu einer systematischen Lehre und technischen Praxis auszubilden verstanden.

Aber ihre heilige Zahl war und blieb doch die Zwölfzahl. Deshalb hielten sie dieselbe fest in ihrer Feldeintheilung. Die Maaße derselben in der Grundzahl ließen sich stets auf diese reduciren, ebenso wie bei ihrem Gewicht, bei ihrem Gelde. Beide haben sich auf die Römer vererbt. Das römische jugerum, das gewöhnliche Landmaaß, unser Morgen, also dem halben Tagewerk des Ackermannes vergleichbar, hatte auf seiner Längenseite 120 römische Fuß Ausdehnung und das römische as, die Grundmünze im römischen Geldverkehr, zerfiel in 12 unciae.

Diese Eintheilung ist um so auffallender, da sich im südlichen Lande die uralte und ursprüngliche Zehntheilung im normirenden Ackermaaße, dem vorsus, dem reinen Quadrat von 100 Fuß in's Gevierte, erhalten hatte, deren zwei auf das jugerum gingen, und welches der süditalische Bauer mit der gewohnten und angebornen Zähigkeit festhielt.

Dieses Zahlsystem knüpfte nicht minder an das alte romulische Jahr der zehn Monate, wie an das noch viel ältere System von den zehn Fingern der menschlichen Hände, welches, viel begreifbarer für den Verstand der altitalischen Bauern, niemals ganz verdrängt worden ist durch die systematische Eintheilung der Etrusker, die doch wahrscheinlich in ihrem Lande nur eingeführt worden ist durch ihren Verkehr und Handel mit den Griechen. Denn bei einem barbarischen Volke, wie es die Etrusker doch waren, nahm ein populär gewordenes Princip eines fremden Volkes, das bei ihm aus langem Nachdenken hervorgegangen war, einmal angenommen, die Form eines mystischen Gesetzes an, von dem man nicht ohne Schaden des Leibes und der Seele abweichen durfte.

In Rom schlugen sich bereits in vorgeschichtlicher Zeit diese beiden Systeme, das Decimal- und das Duodecimalsystem, um die Herrschaft, wie die Familiensagen von den Potitiern und Pinariern, den Quinctiern und Fabiern beweisen, von denen die einen der Eintheilung in die alte romulische Eintheilung von 304, die anderen der in die 12 Familien des neuen Sonnenjahrs huldigten, während im eigentlichen Süditalien noch das Decimalsystem in unbestrittener Herrschaft galt und nur in Sicilien die Duodecimaleintheilung der norditalischen Münze durch den Seehandel Grund und Boden gewonnen hatte.

Es ist nicht anders denkbar, als daß dieses ganze Zwölfsystem, welches als das höhere gegen das Zehnsystem gelten muß, vom Auslande, von Griechenland nach Etrurien gelangte und einmal angenommen, mit mystischer Macht, die der unwiderstehlichen Kraft der beweisenden Zahlen imme-

sich mit Gewalt Bahn und Eintritt schaffte bei dem etruskischen
m das ganze Alterthum seine tristis religio, seinen Hang zu einer
haften Anschauung abstracter, vor allen Dingen göttlicher Gedanken
tte. Die Stimmung der etruskischen Gemüther war gegenüber
öttern durchaus melancholisch, die Römer sagen: traurig, und
ichen Götter der Griechen, welche sie ihnen von Außen her zubrach-
en nicht im Stande, diese ihnen angeborne tiefe Scheu vor der über-
en Herrlichkeit der überirdischen Welt abzugewöhnen. Sie waren
en befangen in dem Zauberkreise eines crassen Aberglaubens, den
ystematischem Fanatismus ausbildeten, und der nur seine Kehrseite
der Prunksucht und dem Luxus des Lebensgenusses, der durch ihre
erbindungen mit den phönicischen Karthagern reichliche und zeitige
fand, einem Verkehr, von dem zahlreiche Reste in dem Tandelmarkt
heutigen etruskischen Gräberfunde ausreichende Zeugnisse liefern.
m woher anders als aus Karthago hätten die bemalten Straußen-
ie etruskischen Gräber gelangen können, welche geflügelte Kameele
i in unverkennbarer Aehnlichkeit mit den geflügelten mythischen
eben der assyrischen Palastausschmückungen und der syrischen Grä-
sämmtlich hervorgegangen aus den mythologischen Phantasien semi-
stämme, die sie aus Syrien und Babylon, Assyrien, Persien und
thago sogar den abendländischen Etruskern zutrugen und die eben-
t gefundenen Straußeneier, mit
n Hieroglyphen bemalt, werden
e andere als phönicische Handels-
ungen dorthin gelangt sein.
auch nach Rom hin wirksamen
en Lebensgewohnheiten und Ein-
i sind noch zwei sehr charakte-
eizuzählen, die der Schauspieler
iatoren. Sie geben Zeugniß
Art von Vergnügungen, an denen
skervolk hing, und also von den
Seelenneigungen dieser Nation.
ein besonderes Gefallen an Glanz
s, wie die Gräberfunde uns noch
eisen, daß man es mit Augen

Straußenei.

n, und die Erzählungen der Alten von der Pracht, mit der sich die
en Fürsten umgaben, das Purpurgewand der Könige, ihr Thron-
Lictoren mit ihren Beilen und Ruthenbündeln, lauter Erbschaften,
hnen Rom antrat, stimmen damit überein. Allein alle diese Pracht

war doch eigentlich nur eine plumpe, wie die, mit der sich der ungebilde reiche Bauer umgiebt, nur angethan, um sich im Großthun zu zeigen. D künstlerische Geschmack der Griechen konnte ihnen wohl vereinzelte Kunstwer liefern, die sich dann nur zu ihnen verirrten, aber sie erwarben ihn dam nicht. Diese barbarische Natur der Etrusker zeigt sich nun auch in ihr Freude an den plumpen Possen, welche ihnen die Histrionen, ihre Scha spieler, Tänzer, Bänkelsänger und Flötenbläser, zu männiglicher Erbaun des rohen Publicums aufführten. Man ergötzte sich weidlich daran, ab man verachtete zum Dank gründlich diese Schöpfer rohen Behagens, die Bringer der etruskischen Lust als niedriges Gesindel, gemeine Bedienten, n dazu vorhanden, das Zwerchfell der vornehmen Herren nach gutem Schmau zu kitzeln.

In noch viel erhöhterem Sinne gilt dies von dem etruskischen Nationa vergnügen der Gladiatorenspiele.

Die gebildeten Deutschen werden schon nervös bei der Schilderung de allerdings rohen und grausamen Stiergefechte von Spanien und Südameri Aber in Etrurien traten an die Stelle der Stiere Menschen, die sich zu Vergnügen des behaglich zuschauenden Publicums, welches dort wohl u sprünglich aus den Vornehmen des Landes bestand, gegenseitig mordete Es ist der absoluteste Gegensatz zu den ritterlichen Zweikämpfen der mittel alterlichen Nationen, dessen Ideen noch immer den Duellen zu Grunde lie gen. An den etruskischen Duellen der Gladiatoren war gar nichts Idealet sondern die Befriedigung des Triebes bei dem rohen Naturmenschen, sei Auge beim Anblick viehischer Grausamkeit zu weiden, als handelte es sic um ein paar Hunde, die auf einander gehetzt wurden.

Und in der That waren die armen Gladiatoren in der Meinung de Zuschauer nicht mehr werth und diese furchtbare Menschenverachtung kenn zeichnet die Anlage und den Bildungsgrad der Etrusker als der originale Erfinder dieses gottlosen Vergnügens.

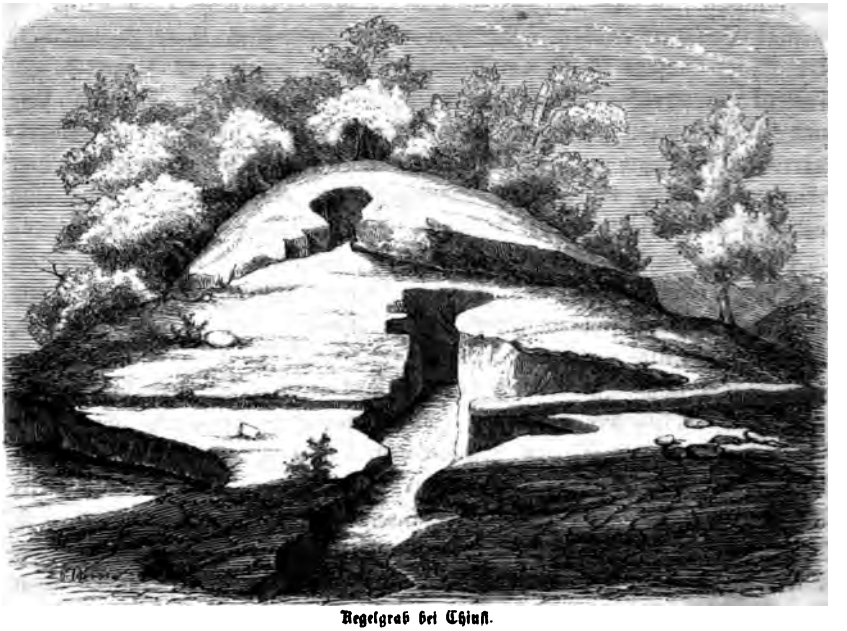
Leider fanden sie sehr gelehrige Schüler und Nachahmer darin bei de Römern, ihren Nachbarn, durch deren Weltherrschaft sich das Uebel übe den ganzen Erdkreis verbreitete. Denn auch die Römer waren mit eine starken Dosis Hochmuth und Menschenverachtung begabt und fanden sich seh schnell in diese gräuliche Anschauungsweise der Welt. Allein daß sie nu die Erben, nicht die Väter und Erzeuger dieser Drachengeburt waren, da beweist der Ausdruck lanista, welcher ein etruskisches Wort ist und noch i späten römischen Zeiten den Fechtmeister bezeichnete, welcher die unglückliche Gladiatoren in ihrer Kunst, sich umzubringen, regelrecht unterrichten mußt

Man fühlte in Etrurien und vielleicht nicht minder stark in Rom di Neigung und Kraft, und zwar jeder Einzelne der Nation, zu den Genüsse

und Productionen, welche die Possen- und Gladiatorenspieler zum Besten gaben, aber man hielt sich für zu vornehm und anständig, die tollen und blutigen Lustigmacher für ebenbürtig anzusehen.

Ein Volk, das so rücksichtslos das Menschenleben und dessen Werth betrachtete, mußte mit derselben Rücksichtslosigkeit über die Menschenkräfte verfügen zur Errichtung der ungeheuren Burgen, Wasser- und Tempelbauten, in deren Kunst die Etrusker so sehr Meister waren, daß die Römer nicht nur in der Erzählung von der Eroberung von Veji und dem unterirdischen Gange den etruskischen Weisen herbei forderten wie in sehr vielen andern Fällen, sondern daß bei den italischen Tempelbauten sogar Vitruv, unser Lehrer über die Baukunst im gebildeten Italien der späteren Zeiten, noch eine besondere tuskische Säulenstellung kennt, und es ist nicht zu verwundern, daß sich die Phantasie des Volkes beim Anblick dieser gewaltigen Werke mit den kühnsten Bildern erfüllte. Ein riesenhafteres läßt sich wohl nicht finden, als was uns Plinius mit Varro's Worten über das Grab des Königs Porsenna erhalten hat: Der große König liegt begraben unterhalb der Stadt Clusium (heut Chiusi). Das Grab besteht aus Quadersteinen und ist ein viereckiger Bau. Eine jede Seite desselben ist 300 Fuß lang und 50 Fuß hoch. Im Innern dieser Steinmasse befindet sich ein unentwirrbares Labyrinth von unterirdischen dunklen Gängen oder Gallerien. Wer ohne Hülfe eines Garnknäuels hineingeht, das am Eingang befestigt sich abwickelt durch die Hand des Eindringenden, der das eine Ende des Fadens in der Hand behält, verliert unausbleiblich die Richtung, verirrt sich, findet also den Ausgang nicht und muß jämmerlich umkommen. Ueber diesem quadratischen Bau sind fünf Pyramiden aufgebaut, vier an den vier Ecken, eine in der Mitte. Jede von ihnen ist am Boden 65 Fuß breit, ihre Höhe beträgt 150 Fuß. Ihr Gipfel ist so geformt, daß über alle hin auf der Höhe eine eherne Kreisebene wie ein Schirmdach aufgelegt ist, von welcher an Ketten befestigte Glocken herabhängen, die vom Winde bewegt überallhin ihre Klänge in die Ferne senden, wie einst zu Dodona. Auf dieser ehernen Grundlage sind noch 4 Pyramiden aufgerichtet, jede 100 Fuß hoch. Ueber diese hinweg ragten noch als dritte Etage 5 Pyramiden, deren Höhe Varro gar nicht angeben mochte, weil sie ihm unglaublich war. Die Sage der Etrusker erzählte nämlich, sie wären ebenso hoch gewesen, als die Höhe des ganzen Baues, mindestens also 250 Fuß, die Höhe des viereckigen Unterbaues von 50 Fuß nicht mitgerechnet. Denn sonst hätte die ganze Höhe des Monuments nicht weniger als 600 Fuß betragen. Obgleich man in England viel höhere Dampfschornsteine gebaut hat, so hatte Varro doch Recht, wenn er davon nichts glauben wollte. Diese Dimensionen überschritten doch alles Maaß des Glaublichen selbst bei einem Volke, das übrigens ge-

wohnt war, ſo ungeheure Bauwerke auszuführen, wie ſie ſich in ihren Städtemauern noch jetzt erhalten haben. Allein es iſt doch geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Nicht nur daß Porſenna's Grab nach Varro's Gewährsnamen, wenngleich im Thal errichtet, weit über die Höhe der umliegenden Thalränder gereicht hätte, die Conſtruction war ſo ganz und gar gegen alle Statik eingerichtet, daß es offenbar iſt, ſie beſtand nur in der Phantaſie der dilettantiſchen Architekten der Sage, denen traumartig die Schwierigkeiten der Ausführung der rieſenhafteſten Werke, vor denen jeder wahre Architekt mit gewiſſenhaftem Schrecken zurückwiche, wie eine Kleinigkeit erſchienen. Auch dieſe Ausſchreitungen architektoniſcher Phantaſie wären unmöglich geweſen bei den Etruskern, hätte es nicht ganz coloſſale Bauten in ihrem Lande gegeben, an deren Anblick dieſelbe zu ſolchen Ausgebilden Nahrung gefunden hätte. Denn noch heute finden ſich namentlich in der Nachbarſchaft von Cluſium, dem Königsſitz des Por-



Regelgrab bei Chiuſi.

ſenna, rieſenhafte Hünengräber, kegelförmige Erdhügel, von denen eins der größeſten die vorſtehende Darſtellung giebt und eine Vorſtellung durch den in dies hineingetriebenen Laufgraben gewährt, welche Schwierigkeit die Oeffnungen ſolcher Rieſenhügel machen. In ihren Eingeweiden waren Grabkammern enthalten, wie neuere Nachgrabungen gelehrt haben. Einſt mochten dieſe Erdhügel mit einem Mantel von Quaderſteinen umhüllt ſein. Jetzt

ist er längst verschwunden und an seine Stelle ein anderer getreten, ein grüner von Gebüsch und hohen Waldbäumen. Und zuweilen enthalten diese kegelförmigen Grabhügel nicht nur eine einzige Steinkammer, sondern mehrere, zuweilen ein System von Kammern, welche durch Gänge verbunden sind, also ziemlich genau dem entsprechend, was in Varro's Beschreibung vom Grabmal des Porsenna als Labyrinth bezeichnet wird, in den Tiefen desselben befindlich. Allein daß doch auch der Zauberbau des altitalischen Märchens, in dem der Heldenleib des Porsenna ruhte, nicht blos das Hirngespinst einer krankhaften Phantasie war, dafür spricht auf das deutlichste die Beschreibung der fünf Pyramiden, welche sich auf der Grundlage erhoben, genau entsprechend dem sogenannten Grabmal der Horatier bei Alba. Es war also eine architektonische Anordnung, die man in Italien wirklich in alter Zeit anwendete. Da ein noch heut erhaltener Bau des Alterthums so wunderbar übereinstimmend mit der Varronischen Beschreibung uns eine Anschauung von den Bauten der alten Etrusker giebt, in Verbindung mit den noch erhaltenen Gräberbauten im alten Etrurium selbst, so bedürfen wir um so weniger des Restes von Varro's Erzählung, deren Unglaublichkeiten gelehrte und ungelehrte Architekten mit demselben Erfolg, das heißt vergeblich, für eine denkbare Construction, für einen möglichen Bauplan zu verwerthen sich bemüht haben, statt sie einfach in das Reich der Fabel zu versetzen, in dem schon so manche Zauberschlösser und die schimmernden Glasberge der deutschen Märchen glänzen.

Neben diesen frei über dem Erdboden sich erhebenden Kegelgräbern, unsern Hünenhügeln entsprechend, war aber Etrurien noch reich an Felsengräbern. Ohne Zweifel wußte man schon im Mittelalter von ihnen, da viele derselben bei späterer Oeffnung leer, also bereits früher ihres Schmuckes, der häufig in kostbaren Metallen bestand, beraubt waren. Allein umfassende, nur nicht zu sagen systematische Nachforschungen waren der Neuzeit aufbehalten, welche erst einen Begriff gaben von den ungeheuren Reichthümern an Schmuck, Waffen und Urnen oder Vasen von der künstlichsten Form und Bemalung, die in diesen unterirdischen Schatzhäusern durch die Jahrhunderte, in denen die etruskische Nation lebte und blühte, aufgespeichert wurden. Wenn auch die Masse dieser Schätze im Lande blieb und das Florentinische Museum ziert, so genügte doch der Rest, die Museen von Rom, Paris, London und Berlin zu füllen, abgesehen von den reichen Sammlungen vieler begüterter Privatleute in Italien, welche die gelehrten Reisenden noch heute gewissenhaft aufsuchen, um Belehrung daraus zu schöpfen. Und doch sind noch bei Weitem nicht alle diese lebendigen Zeugnisse aus dem Reiche des Todes über das einst so lebendige Geschlecht der alten Etrusker dem bergenden Schooß der Erde entrissen und es vergeht kein Jahr,

wo der aufmerksame Leser der Zeitungen nicht von neueröffneten Schachten des etruskischen Alterthums Kunde erhielte. Allein was lernen wir denn aus diesen Belehrungen der Gelehrten über das etruskische Volk? Wir lernen für die Griechen zwar Vieles, aber für die Etrusker nur Weniges, aber doch Einiges. Wir erhalten einen tiefen Einblick in den großartigen Welt verkehr, an welchem in so grauen Zeiten Etrurien mit allen Kräften theil nahm. Denn nicht nur jene bemalten Straußeneierschaalen aus dem fernen Afrika, zu Vasen verarbeitet, finden sich in den etruskischen Gräbern, es finden sich darin auch Waaren aus Aegyptenland, es liegen darin Bernsteinarbeiten aus dem europäischen Norden, vor Allem freilich Vasen mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie.

Diese griechische Mythologie war eine grundoriginale Erfindung des griechischen Geistes, sie war ganz aus ihm selber geschöpft und wir vermögen die einzelnen Stadien seiner Entwickelung noch ziemlich genau zu verfolgen. Herodot hat zwar gesagt, daß Homer den Griechen ihre Mythologie, will sagen ihren Götterglauben, gemacht hat. Das ist im großen Ganzen wohl richtig. Allein noch viele andere hervorragende Männer nahmen daran Theil, auch angenommen, daß die homerischen Gedichte nur von einem, nicht mehreren Verfassern gesungen sind, also etwa wie man sagt, daß Thomas von Aquino oder Luther den Christenmenschen ihre christliche Dogmatik gemacht habe. Jede religiöse Dogmatik ist auf Propaganda berechnet und die Griechen machten sie in der naiven Weise, die sich im Wesen ihrer Mythologie offenbart. In Erzählung und Bild trugen sie diese Lehren überall hin, wohin sie durch Ansiedelung oder auf Handelswegen gelangten, und so kamen diese Gedanken über griechisches Gottesbewußtsein nach Etrurien, wo die verhältnißmäßig rohen aber genußsüchtigen und dabei sehr wohlhabenden Eingebornen Geschmack an den anmuthigen Erzählungen und den sie illustrirenden Vasendarstellungen fanden.

Gerade diese Vasendarstellungen sind es, welche das sociale Leben der Etrusker in der guten Zeit ihres Staates bei uns so populär gemacht haben. Denn es giebt keinen Bewohner der europäischen Hauptstädte, der sie nicht im Original in seinem vaterländischen Museum mit eigenen Augen betrachten könnte. Es sind freilich nach unserm Geschmack recht krause Figuren, die sich auf ihnen herumtummeln und häufig, daß der Beschauer sich nicht versehe, sind die Namen daneben und darüber angemalt mit etruskischen, deutlich lesbaren Charakteren, welche die Scene der griechischen Fabel, und soweit es die handelnden Personen darin anbetrifft, sehr genau bezeichnen.

Aber wie gesagt, es sind griechische Fabeln, welche aufgeführt werden und nicht etruskische, wie etwa bei uns in Deutschland die Bühne für das liebe schauluſtige Publicum mit französischen Theaterstückchen in deutschen Ueber

setzungen oder Bearbeitungen in großen und kleinen Städten zu seinem großen Vergnügen unterhalten wurde.

Und doch gab es in Etrurien noch einen ursprünglichen und eigenthümlichen Nationalgeist, wie in Deutschland, der sich trotz des übermächtigen französischen und griechischen als ganz etruriſch und deutsch durch Jahrhunderte lang vollkommen lebenskräftig erhielt, nur daß der etruriſche allmälig abstarb, während der deutsche sich trotz unzähliger Niederlagen immer von Neuem erhob und zu siegreicher Selbstständigkeit erstarkte.

Es ist aber für den Historiker von unendlichem Werth, diese eigenthümlich etruskische Bildung kennen zu lernen. Sie zeigt sich vor Allem in der Religion, welche sich bei dem etruskischen Volke in aller Reinheit gegen diese vielen fremden Einflüsse der griechischen Götterlehre, sofern sie den Volks- und Staatsglauben betrafen, bewahrt hat und sogar einen mächtigen Einfluß auf das benachbarte Volk der Latiner und namentlich die italische Hauptnation, die Römer, ausgeübt hat.

Aber worin bestand denn dieser eigenthümlich nationale Geist der etruskischen Religion oder Kirche? Er stand dem römischen Bewußtsein gegenüber als ein vollständig abgeschlossenes System einer Lehre von den göttlichen Dingen, welche für alle Verlegenheit und Noth in Familie und Staat Mittel und Wege kennt.

Es ist zu sagen, daß wir dieses nationale Gottesbewußtsein der Etrusker überwiegend und wesentlich aus römischen Quellen erlernen, aus den Ueberlieferungen der römischen Priester, auf deren Staatsreligion und kirchliche Staats-Institute die etruskischen Religionsweisthümer den größten Einfluß übten.

Denn die Etrusker waren ja im Besitz eines vollständig ausgebildeten Religionssystems, als bei den Römern die Gottesvorstellungen noch erst in einem Conglomerat von verschiedenen einzelnen, wie soll man sagen, Gedanken oder Ueberzeugungen oder Traditionen von göttlichen Einbildungen bestanden.

Es ist begreiflich, daß über die ungebildeten Gottesvorstellungen eines mit den ursprünglichsten Formen ausgestatteten Naturvolks ein aus nächster Nähe einwirkender höchst ausgebildeter Religionsorganismus nicht ohne Einwirkung auf die weniger reflectirenden Nachbarn bleiben konnte.

Es geschah also wie nach einem Naturgesetz, daß die Lehren der etruskischen Gotteslehre in das römische Landgebiet hineinströmten und sich Anhang verschafften.

Worin bestand denn nun aber diese eigenthümliche systematische Lehre von der überirdischen Macht der Götterwelt über die irdische Menschenwelt bei den Etruskern? Das alte Etrurien, wie noch heute das moderne Toscana, ist ein wahres Blitzland. Es besteht aus einem rauhen Gebirgsgebiet, welches plötzlich herabstürzt in eine sumpfige Ebene, die vom Meere begrenzt wird,

die Schöpfung der Gebirgswasser, welche den Schutt der Berge lange Jahrtausende hinabgeführt haben und noch hinabführen, ähnlich wie Aegypten ein Geschenk des Nils bei den Alten genannt wurde.

Ueber den sumpfigen Ebenen, den Maremmenlandschaften in der Nähe des Meeres, brütet die südliche Sonne, und die Wälder und Gras- und Schilfflächen hauchen die elektrische Luft aus, welche in Wolken geballt nach den waldigen Gebirgen hinaufzieht. Wie gerade die Seltenheit der Gewitter bei den Normannen in Skandinavien die Phantasie aufregte zur Erfindung der abenteuerlichen mythologischen Götterfabeln, so mußten noch vielmehr die ungewöhnliche Menge von Gewittern Augen und Sinne der alten Etrusker auf das himmlische Phänomen hinlenken.

Der Blitz, wo er hinschlägt, zerstört, er erscheint dem Naturmenschen als die unmittelbare Aeußerung der göttlichen und himmlischen Allgewalt. Allein nicht jeder Blitz zerstört auf gleiche Weise, unsere Landleute unterscheiden zwischen einem zündenden und kalten Schlage.

Die Etrusker machten viel feinere Unterschiede. Sie theilten, wie wir sahen, den ganzen Himmel, nicht wie die Römer in einfache vier Quartiere, sondern in sechzehn Theile, also jedes einzelne Quartier noch in vier Unterabtheilungen und jedes dieser Himmelsviertel hatte einen eigenen oder mehrere göttliche Himmelsfürsten, die in ihm unumschränkt geboten. Wie der Himmel in heilige Gebiete, die genau abgegrenzt waren, zerfiel, so auch die Erde, das heilige Etruskerland mit seinen zwölf Stadtgebieten.

Es gab in dieser Blitzlehre der Etrusker ganz genaue Bestimmungen. Sie kannten Blitze, die nur verwarnten, zur Aufmerksamkeit aufforderten, aber es gab auch deren, welche Umkehr des bestehenden Wesens der Staatszustände ankündigten, sie waren die fürchterlichsten für den wissenden Propheten. Denn gegen sie gab es kein Mittel, durch menschliche Kenntniß und Weisheit ihren Wirkungen vorzubeugen. Sie kündigten Tod und Ruin für die den Göttern verfallene Stadt an.

Außer der Blitzlehre kannte die etruskische Gottesweisheit noch eine andere, welche die Zukunft offenbarte, die Eingeweideschau, die Aruspicin.

Diese Lehre bestand in der sehr aufmerksamen Betrachtung der Eingeweide der Opferthiere. Die Anatomie der edleren Theile der den Göttern dargebrachten Hausthiere, vor Allem der Rinder, war den Opferpriestern sehr genau bekannt und jede Abweichung von der Lage der Leber, des Herzens, der Lunge u. s. w. hatte eine besondere Bedeutung und einen besonderen Sinn in Bezug auf die Wünsche der Opfernden. Wenn dieses oder jenes Organ, oder ein Theil desselben verkümmert war, so bedeutete es Unglück für den Opfernden.

Allein auch hier, wie bei den Blitzen, wußte man sich zu helfen. War

ein Opferthier mit schrecklichen Abweichungen von der gesunden Lage, der normalen Organisation, vom Opferpriester untersucht, so ersetzte man es durch ein anderes, dessen Glück weissagende Construction das Schrecken prophezeiende Wesen des vorhergehenden übertragen mußte. Und so konnte man statt eines einzigen wohl hundert Thiere, eine Hekatombe von Stieren den Göttern darbringen, bis man die glücklichen Vorzeichen endlich in einem Bau des Opferthieres vorfand.

Es ist der alte Glaube der italischen Völker, daß sich die Götter durch die menschliche Umsicht und Klugheit endlich zwingen ließen, den Menschen beizustehen. Diese menschliche Klugheit bestand aber in der richtigen Benutzung der heiligen Formen, welche — dem Glauben nach — die Götter selbst vorgeschrieben und geoffenbart hatten, den Menschen ihren guten Willen zu eröffnen. Dieser Glaube findet sich am frühsten bei den Etruskern und ist auf ihre römischen Nachbarn übergegangen, die sich dieser Lehre als dankbare Schüler bis in die späteste Zeit bedienten.

Aber man würde irren, wenn man die Blitz- und Eingeweidelehre der Etrusker lediglich ihnen allein als völlig originalen Erfindern zuschriebe. Denn nicht nur in Griechenland, auch in Kleinasien, war der Glaube an die prophetische Bedeutung des Blitzes wie auch an die Vorbedeutung des Vögelfluges einheimisch, dieses vielverehrten und geübten Aberglaubens bei den Römern, so daß der König Dejotarus zu Cicero's Zeiten keine Unternehmung wagte, sobald ihm auf der Reise irgend wann oder wo ein ungünstiges Omen begegnete und lieber unterwegs umzukehren vorzog, als unter dem Zorn der Götter die Reise fortzusetzen. Wir sehen also, daß die Geheimlehren des Blitzes und des Vogelfluges, die schon bei Homer vorkommen, in den sämmtlichen Gebieten der alten Welt verbreitet waren, und es bedarf keines Commentars, daß sie das Resultat waren von einem Weltverkehr im großartigsten Styl zwischen den Nationen des Ostens, Phöniciern und Griechen, und den Etruskern. Aber die Consequenz einer Dogmatik und eines Systems des Glaubens in diesen Dingen ist durch das eigenthümliche Talent der nordischen Eroberer Etruriens ausgebildet worden.

Es war in der That eine Lehre, denn sie wurde regelmäßig und schulmäßig vom Lehrer auf den Schüler übertragen und pflanzte die ersten anatomischen Kenntnisse des Thierkörpers fort. Die einzelnen edlen Theile der Opferthiere wurden mit ängstlicher Aufmerksamkeit betrachtet, die vielleicht die unserer heutigen Naturforscher übertraf. Denn von jeder kleinen Abweichung in der Bildung dieser viscera, wie die Römer sagten, dieser edlen Lebensorgane, Herz, Leber, Lunge und Eingeweide, hing nach dem Glauben der Etrusker, welchen die Römer von ihnen überkamen und ihnen ohne Prüfung folgten, das Heil des Staates ab. Ursprünglich wird nur ein

Opfer das entscheidende gewesen sein. Allein später, wie gesagt, wußte man sich zu helfen gegen ein ganz schreckliches portentum, wie es die Römer nannten, eine fürchterliche Verwachsung irgend welchen Organs mit den benachbarten oder gar gänzliches Fehlen oder Verkrüppelung desselben, dadurch, daß man ein neues Opferthier kommen ließ, und wenn man etwa ganz besonders glückliche Zeichen, ungewöhnlich günstige Ausbildung derselben fand, da war Alles wieder gut. War dieses günstige Zeichen gefunden, dann ging man getrost in die Schlacht, bei der es noch keine für den Gegner incommensurablen Mordmaschinen, wie heute, gab, sondern wo nur der Mann gegen den Mann stand, und die Stärkung der Religion wirkte eine Erhöhung des Muthes der Krieger, der stärker war als neuer Wein.

Das war die alte etruskische Aruspicin, eine für die damaligen Zeiten zu verwendende Universalmedicin, den bedrängten Herzen eine Auskunft, welche in unzähligen Fällen ihre Wirkung that.

Diese beiden Künste, die Blitzlehre und die Eingeweidelehre, waren die zwei Grundlehren, durch welche die Etrusker ihr Verhältniß zu den Göttern festhielten. Sie waren so bedeutungsvoll, so siegreich durch das in ihnen durchgeführte consequente System, daß es gar nichts Besseres in der italischen Welt gab und den Römern, den Siegern über das etruskische Volk, nichts übrig blieb, als dasselbe einfach anzunehmen als die höchste Regel, durch welche man mit den Göttern verhandeln konnte.

Und so verhandelten sie denn mit denselben nach dieser etruskischen Vorschrift, und es hat sie dessen nicht gereut, denn diese beiden Lehren vom Blitz und von den Eingeweiden der Opferthiere haben gegolten als die maßgebende Norm für alle wichtigen politischen Unternehmungen bis an das Ende der Republik und sogar noch bis in die Kaiserzeiten.

Fassen wir nach dieser kurzen Durchmusterung der verhältnißmäßig geringen historischen Erinnerungen des längst untergegangenen etruskischen Volkes alles Dasjenige zusammen, was uns noch heut erkennbar ist als Einfluß habend auf die Bildung menschlichen Lebens in Gesellschaft und Staat, namentlich Einfluß habend auf Rom, den anfangs geringen Canal geistiger Menschenthätigkeit, der aber in tieferem und breiterem Bette fließend, die heutige Culturwelt überfluthete und befruchtete, so lag doch in der etruskischen Nation eine ganz eigenthümliche Bildungskraft, welche eben durch die Einflüsse, welche sie auf Rom für alle Zeiten seines Daseins geübt hat, dem etruskischen Volke eine ewige Stellung in der Weltgeschichte sichert.

Die Etrusker hatten ein langes Lebensalter durchgelebt und sie hatten dieses lange Leben auf ihre Weise und nach der Naturanlage, die der Schöpfer in sie gelegt, nicht vergebens benutzt. Sie hatten sich in Krieg und Frieden, in Staat und Familie, in weltlichen und geistlichen Dingen, in Privatfehden

der Nachbarstädte und im Seeraub und Seehandel versucht, vor Allem aber in der Ausbildung ihrer Lehren und Uebung des Götterglaubens. So hatten sie nicht nur Kräfte an sich gezogen, welche sie mit dem ganzen Culturleben der gleichzeitigen Völker, als Karthager, Aegypter und Griechen, in Verkehr brachte, sondern auch einen Kraftüberschuß übrig gespart, welcher ihnen die gesegnetsten Länder Italiens zur Herrschaft unterwarf, also außer dem heutigen Toscana noch die halbe Lombardei mit Venetien und das herrliche, gesegnete Land südlich von Gaeta, in dessen Mittelpunkt wie eine Perle in köstlicher Fassung das heutige Neapel liegt, so daß sie wohl als die Beherrscher Italiens gelten konnten. Mit den Leibern dieser einst Italien beherrschenden Etrusker ist auch ihre Sprache dahingeschwunden, die uns mitten in dem Reichthum ihrer schriftlichen, lautlich lesbaren Inschriften auf den unzähligen Monumenten ihres Culturlebens unverständlich und ein Räthsel ist, so daß auch der Gelehrteste unserer Gelehrten, nämlich der Sprachgelehrte, nicht sagen kann, welchen Sprachen Europas, Asiens oder Afrikas die etruskische verwandt oder angehörig ist, das heißt also, von wannen also diese Etrusker gekommen sind.

Allein der Historiker wird zwar zögernd sich dennoch dafür entscheiden, daß es die Alpen aus dem fernen Norden sind, von denen die Etrusker nach Italien gelangt, weil sich dort, in Graubünden, in Tirol, und bis in Steiermark Gräber mit etruskischen Inschriften gefunden haben, die lautlich eben so leserlich, aber eben so unverstanden sind als die etruskischen in Toscana.

Denn zur Beschämung der Sprachwissenschaft ist die abstruse Zeichenschrift der Hieroglyphen Aegyptens und der Keilschrift Babyloniens, Assyriens und Persiens in ihren Elementen erschlossen, während die lesbare etruskische Buchstabenschrift ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, zu welcher der salomonische Schlüssel wie in den tiefsten Abgrund versenkt erscheint.

Und doch hat diese etruskische Nation ihren langen, heißen und schwülen Lebenstag auch für unser historisches Bewußtsein nicht vergebens verlebt, ehe sie schlafen gegangen ist in ihre reich und prächtig und behaglich ausgestatteten Riesen- und Felsengräber zur ewigen Ruhe, an denen die klugen eingeborenen Italiener nicht minder als die blonden nordischen Gäste jenseit der hohen Gebirge, die doch sonst vor keinem Geheimniß zurückweichen, vergeblich ihren Scharfsinn anstrengen. Das etruskische mit Inschrift versehene Grab in den Tiroler Alpen, dem sich noch andere etruskische Inschriften, die in diesem Jahrhundert in Graubünden, Tirol und Steiermark gefunden sind, anreihen, beweist wohl hinlänglich die zuerst von dem großen Niebuhr fast prophetisch geäußerte, ob zwar mit geringen wissenschaftlichen Gründen unterstützte, aber seit seinem Tode durch die zahlreichen Inschriftenfunde in den Alpen

nachgewiesene nordische Herkunft der Etrusker, und gestützt auf dieselben fügen wir das Grab eines fürstlichen Lucumonen der alten Stadt Saturnia im heutigen Toscana bei, dessen Aehnlichkeit mit dem etruskischen

Grabhügel bei Saturnia.

Grabe, mit etruskischen Buchstaben versehen, in Tirol, dessen Abbildung Seite 167 gegeben ist, den Leser überzeugen wird, daß allerdings diese beiden Monumente einer und derselben Nation angehören.

Die räthselhaften Rasena aus den nordischen Bergen Italiens mit ihren Eisspitzen und Gletschern, deren Name noch heute an die alten Rhätier Graubündens anklingt, haben also in ihrer italischen Heimath, die sie sich durch die Kraft ihres Armes gewonnen, Ungewöhnliches geleistet.

Sie haben, in geringer Zahl über die ewigen, herrlichen Berge Europas, die in Eis gepanzerten Alpen, hinaus wandernd, in den Urzeiten eine unbestrittene Heldenthat, eine Heimath gegründet mit der Kraft ihres Armes, sie haben streng, aber friedlich und erträglich geherrscht über die Unterworfenen als vornehme Gebieter, sie haben ihre muthvolle Seeherrschaft gemessen mit Griechen und Phöniciern, sie haben dann lange Zeit den Mittelpunkt gebildet für den Landhandel des Nordens von der Nord- und Ostsee, der den Bernstein nach Italien, Griechenland und Asien brachte, sie haben das eroberte Land wohnlich gemacht durch künstliche Ableitung der wilden, zerstörenden Wasser, durch Anlegung der sicheren Städte und Felsenburgen, endlich haben sie durch die ihnen angeborene Frömmigkeit aller Kunde von fremdem, an sie ge-

langtem Götterglauben ein aufmerksames Ohr geschenkt und in Verbindung und Anschluß an den eigenen eine theologische Dogmatik aufgestellt, die sich auf das nachbarliche, zur Weltherrschaft bestimmte Römervolk fortpflanzte und ihnen zum Trost diente in Leben und Sterben und bei allen gefährlichsten Entschlüssen, die so oft nöthig waren, sobald es sich um ein kühnes Wagniß handelte, welches die Existenz des römischen Staates anging.

Die Rasena, oder vielmehr Rasenna zu schreiben nach der Analogie der truskischen Namen Porsenna, Sisenna und anderer, waren also nordische Eroberer, ein kleiner, aber gewaltiger Schlachthaufen, wie die Gothen, oder Lombarden, oder Normannen in Nord- und Süditalien, unsere deutschen Landsleute, aber sie verstanden es, sich selbst und ihre Gewalt zusammen zu halten in der Familie, in deren Schooß sie immer neue Kräfte sammelten durch Ernennung der Elementargewalt, welche sie zu Herren des schönen Landes gemacht hatte, in dem sie über zahllose Geschlechter eingeborener Unterthanen herrschten, und sie sammelten diese Kräfte immer wieder von Neuem und nie von vorn an durch die strengen Ehen mit den Töchtern ihnen ebenbürtiger Geschlechter, wie sich noch heut im Kaukasus das kriegerische Geschlecht der Gebieter des Landes nur aus den ebenbürtigen Ehen mit den Töchtern der Herrschergeschlechter fortpflanzt.

Sie gaben damit, durch das Ansehen ihrer gebietenden Hoheit über die herrschende Stadt, über eine ausgedehnte Landschaft, das Beispiel und den Vorgang zu der idealen Vorstellung einer vornehmen und gebietenden Herrschaft auch in dem südlichen Italien und zur Kräftigung des Princips der socialen Aristokratie, welche als aufmerksame Schülerin die Lehren der weisen nordischen Barbaren annahm und befolgte.

Denn das ist das Merkwürdige in diesem Verhältniß der Etrusker und Römer, daß diese die nordischen Nachbarn stets als Barbaren ansahen und verachteten, und dennoch eine tiefe Verehrung für ihre Weisheit, nicht nur in religiösen, sondern auch in politischen Dingen hegten, und sich derselben auf alle Weise zu bemächtigen begierig waren.

Das griechische Staats- und Gesellschaftswesen bietet uns das Schauspiel einer Menschengemeinschaft, die, ursprünglich ganz aristokratisch, mit der Zeit wie durch Entartung in ganz ausgelassene demokratische Formen überging und in ihnen unterging. In Italien ist die Aristokratie immer die maaßgebende Lebensnorm geblieben, welche zwar im Anfang ihres politischen und socialen Daseins eine Zeile vom souveränen Wahl-, nicht Geburtskönigthum überdeckt und seit den Zeiten des Kaiserthums überstrahlt wurde. Allein die Aristokratie war und blieb in Italien das allein maaßgebende Princip und hat durch die ihr innewohnende Naturkraft alle andern Staatsformen überdauert.

Die Etrusker aber waren es mit ihrem durch den Besitztitel der Eroberung

gewonnenen Anspruch auf die Oberhoheit, welche den römischen Nachbarn den Rückhalt boten zu dieser charakteristischen Form der menschlichen Gesellschaft, die sich in diesem, besonders von der Vorsehung gesegneten Lande bis zu den neuesten Zeiten in Staat und Kirche erhalten hat.

Daher die unendlichen Aehnlichkeiten des altetruskischen und altrömischen Staatsrechtes in religiöser und politischer Verfassung, d. h. in Staat und Kirche. Und den Beweis, daß die todte und steinerne Form in ihrer Weise als die ursprüngliche Form des social-politischen Daseins blieb, liefert Etrurien dadurch, daß sich seine königlichen und fürstlichen Geschlechter trotz aller Unbilden der Zeiten länger als alle die edlen und glanzvollen Geschlechter Roms und des übrigen Italiens, wenn auch in noch so bescheidenen Verhältnissen, wenigstens physisch erhalten haben. Sie waren noch vorhanden, als das glänzende und majestätische römische Weltreich in Trümmer fiel, als unsere deutschen Landsleute in Civil und Militair die wichtigsten Posten der römisch-kaiserlichen Beamtenhierarchie eingenommen hatten im fünften Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung.

Denn noch damals gab es lebendige Nachkommen der alten erlauchten Lucumonengeschlechter Etruriens in der römischen absterbenden Kaiserwelt. Wunderbares Schicksal dieser alten etruskischen Familien!

Zu Hause gehörten ihnen nur noch die alten weiten und breiten Besitzungen, die langausgedehnten Güter und Landschaften, welche unsere reichsten Grundbesitzer hätten neidisch machen können; denn in Rom waren sie gegen die herrschenden Familien, welche seit Jahrhunderten die höchsten Staatsämter inne gehabt hatten, nur kleine Leute.

Dieser Mäcenas, der Freund des Dichterfürsten Horatius und des Weltfürsten Augustus, war dem Range nach in der römischen Welt nur ein unbedeutender kleiner Mann, dem sein uralter Adel aus Arretium sehr wenig Ansehen eintrug und der nur Ansehen hatte als persönlicher Freund des Augustus, des kaiserlichen Herrn des damaligen Erdkreises, das ist der Länder, welche um das mittelländische Meer lagen, und der — o Schmach, für einen etruskischen Edelmann von blauem Blute, der seinen Stammbaum von mütterlicher und väterlicher Seite zugleich nicht auf 32, sondern auf hunderte von Ahnen hinaufführen konnte, in Rom nur für einen glücklichen Parvenu galt, den die Gunst des Herrn der Welt aus dem Dunkel seiner Geburt zum Tischgenossen und Freund erhoben hatte.

Die Wege der Menschengeschicke und der Völker sind wunderbar. Aus dem eisigen Norden der Alpen waren die Vorfahren der Etrusker als ein hartes und dauerhaftes Geschlecht herabgestiegen und hatten sich in dem lieblichen Lande Italien mit den Waffen in der Hand eine neue Heimath erstritten. Es kann nicht zufällig sein, daß auf den Bildwerken ihrer Gräber

janen, die sie durch die Kraft ihres Armes bezwungen, sahen sie
Hausfrieden nur im engsten Familienleben, im engsten Anschluß an
n Volksgenossen und deren Nachkommen, an das Blut, das sich die
aft in dem neuen Lande erkämpft hatte. Aber sie hatten nicht Muße
in demselben zu verweichlichen. Die unterworfene, anfangs noch
ige Bevölkerung zwang sie, auf ihrer Hut zu sein, und als sie bis zu
sten des herrlichen Mittelmeeres vorgedrungen waren und ihnen das
phönicische Volk mit ihrer Seeherrschaft halb mit Handel, halb mit
Handwerk entgegentrat, da warfen auch sie sich auf das Meer mit
Muthe und thaten es den semitischen Erzschelmen in wilden Aben-
zuver, bald als ihre Genossen zu gemeinschaftlicher Beute und Han-
inn, bald auf eigene Hand, so daß die Griechen diese Meeresgewässer
rrhenermeer, das ist: das Meer der Etrusker, nannten, worin das
undenste Zugeständniß lag, daß die Etrusker die Herrschaft in diesen
i erworben hatten.
ıd sie benutzten sie gründlich durch ihre Ansiedlungen in Campanien,
in Kurzem zu solchem Wohlstande aufblühten, daß daselbst eine dritte
ik von zwölf Städten entstand, deren Metropole Capua war, eine
die von ihrer Cultur großgezogen, auch noch in Zeiten, wo Hannibal
ıd durchzog, wo die Etruskerherrschaft längst vergangen war durch
urm der binnenländischen Völkerwanderung der Samniten, an Größe,
g und Kraft mit Rom wetteiferte.
as waren also die Eigenschaften dieser etruskischen Lucumonengeschlechter,
übten und durch sie den Anstoß auf ihre Unterthanen gaben zu gewal-
Staatengründungen und gewaltigen Kraftäußerungen gegen die benach-
und gegen die überseeischen Nationen. Es war ihnen möglich ge-
durch die überwiegende aeistige Kraft. welche sie. wie aus einem

Bevölkerung, gezwungen hatte. Wir haben die einzelnen Institute, we sie dazu ausbildeten, um den Nimbus ihrer unfehlbaren Majestät, gegenü den Beherrschten, aufrecht zu erhalten, schon betrachtet. Er bezog sich eb sowohl auf ihr äußerst consequent ausgebildetes System der Götterweish wie auf die imponirende Pracht, die Purpurgewänder, die bewaffnete Dien schaft, von der umgeben die etruskischen Magistrate unfehlbar wie Götter selbst dem unterthänigen Volke sich zeigten.

Und daß ihnen dieses Volk so völlig, wie durch Zauberei, gehorch gerade dies imponirte den klugen und praktischen Römern und bewirkte, d ohne ihr besonderes Zuthun die Etrusker die Lehrer der Römer in Kri und Staat wurden.

Die Aristokratie, das ist die strenge Form der Familie, ist einmal d charakteristische Kennzeichen der italischen und die etruskische war von al die nachhaltigste, wie sich denn die etruskischen Familien von den älte bis in die spätesten Zeiten der italischen Geschichte, bis zu den Zeiten, d deutsche Stämme über die Alpen in das Land Italien eindrangen und d Weltbau des römischen Reiches zerstörten, erhalten haben. Diese Geschlech haben sich nicht minder erhalten, als die Lehre von den Göttern und ihre göttlichen Willen, von ihrer Führung und Leitung der menschlichen Din und diese Lehre hat noch lange sogar dem Christenthume Concurrenz gema

Die Kunde vom Wesen der Götter und ihrer Einwirkung auf d Menschengeschicke war — so haben wir schon gesehen — anfangs, eben wie in Rom, bei den Etruskern eine Geheimlehre der herrschenden Ge schlechter. Allein als die römische Obermacht über die Etrusker sich gele hatte und mit schwerem Druck auf ihnen lastete, da geschah es, daß — ebenfalls wie in Rom — auch die Geringeren an diesen Geheimlehren A theil bekamen. Wie in Rom plebejische Familien sogar die wichtigst Priesterthümer verwalteten, so lehrten auch die fürstlichen Geschlechter d göttliche Geheimwissenschaft in Etrurien an Schüler aus dem Volk und die theologischen Schulen brachten dieselben nicht nur nach Rom, sondern s verbreiteten sich von Rom, dem Mittelpunkte der Welt, auch über die rö mischen Provinzen.

Also auch in dieser Beziehung hielten die Etrusker dieselbe Entwickelun mit Rom ein. So entstand in Rom eine ganze Literatur etruskischer Götter weisheit, die wegen ihrer unendlichen Weitläufigkeit neue Bearbeitungen un Codificationen erfuhr.

Diese Weisheit der Etrusker war die Lehre des Tages, jenes uralte etruskischen Erdgeistes, den einst ein Ackersmann, als er auf seiner Flu den Pflug etwas tiefer gesenkt hatte, aus einer Erdspalte hervortreten sa Der Anblick dieses Erdgnomen erfüllte ihn mit frommem Schauder, den

ges war dem Anſehen nach ein Kind, aber dieſes Kind trug graue Haare. ch dieſen grauen Haaren gemäß waren die Reden, die er ſagte, ſie waren ebungen von der Erfahrung und Weisheit eines Greiſes.

Der gottbegnadigte, allein über die Wundererſcheinung entſetzte Ackers- war Tarchon, der erſte Gründer von Tarquinii und des etruskiſchen tes, und ſeine Erzählung von dem, was der weiſe Knabe mit Greiſen- itz ausgeſprochen, ehe er ſchnellen Todes ſtarb, ergriff die ganze Fürſten- ft Etruriens, ſo daß Tarchon der erſte Mittler ward zwiſchen dem len der Götter und der Menſchen. So blieben denn Tages und Tarchon verehrte Namen beim etruskiſchen Volke, von welchen die ganze Weis- t ihres Volkes ihren Quell und Urſprung genommen hatte.

Allein ſo ideal und ſupranaturaliſtiſch die Religion und die daraus her- henden Geheimwiſſenſchaften uns ſich heut darſtellen, ſo war doch in übrigen Thätigkeit des etruskiſchen Volkes das Nützlichkeitsprincip vor- end. Canäle, Brücken, unterirdiſche Gallerien, Burgumwallungen waren vorherrſchenden Arbeiten, zu welchen die etruskiſchen Herrengeſchlechter unterthänige Volk anſtrengten. Die einzigen wahren Luxusbauten waren der Gräber und auch dieſe hielten ſich, ſoweit wir dieſelben heut nach n Reſten überſehen, innerhalb der Schranken, in denen ſich ein ſo wohl- ndes Volk, wie die Etrusker, bewegen konnte, ohne die Unterthanen zu laſten. Es muß hier wiederholt werden, daß ein ſo phantaſtiſcher Bau, die Beſchreibung des Porſenna-Grabmals, niemals ausgeführt iſt, ſon- , wie ſich Niebuhr charakteriſtiſch und wahr ausdrückt, in das Gebiet der ſend und eine Nacht gehört.

Die in den alten Todtenſtätten aufgeſpeicherten Vaſen dagegen müſſen ein Bild geben von dem uralten Induſtrieleben und Handelsverkehr des n Volkes. Denn ohne Zweifel waren dieſe reich decorirten Grabesurnen prünglich als Handelsartikel unmittelbar aus griechiſchen Orten eingeführt, ſich einheimiſche Induſtrie dieſes Handelsartikels bemächtigte und durch hahmung derſelben auf einheimiſchem Markte der Nachfrage genügte.

Und die Nachfrage deſſelben muß ungeheuer geweſen ſein. Denn man ihte bereits um die Mitte dieſes Jahrhunderts die Zahl der aufgefunde- Vaſen auf die Pauſchſumme von 60,000 und ſie wird ſich heut viel- ſchon auf 100,000 belaufen. Aber die Gräberſchachte, aus denen ſie vor gefördert ſind, ſie ſind noch lange nicht erſchöpft und täglich wächſt Zahl, und zwar am meiſten auf etruriſchem Boden.

Denn die weiter ſüdlichen Gebiete dieſer Fundorte ſind ſchwerer zu- glich, vorzüglich in dem Vaterlande dieſer Induſtrie, Griechenland, wo jedoch bald nach den Perſerkriegen erloſch.

Die Anhaltspunkte für dieſe Behauptung geben einige merkwürdige

Beobachtungslocale aus alter und neuer Zeit. Strabon erzählte, daß, in der Zeit des Julius Cäsar eine Colonie von Römern in das seit Zerstörung des Mummius in Schutt liegende Korinth geführt wurde, Colonisten die Trümmer, welche den Erdboden bedeckten, aufräumten fleißige Landleute, die reinliche Wohnungen liebten, welche sich unter dem Sch uralter Gräber vorfanden mit dem köstlichen Inhalt kunstreicher Th vasen, die geschwind als wohlbezahlter Handelsartikel nach Rom in die H ser der vornehmsten Geschlechter wanderten.

Der athenische Dichter Aristophanes, der uns das sociale Leben Athen in seiner Zeit, der Zeit des Sokrates, so meisterhaft schildert, erwä auch einmal der Vasen. Er sagt von einer noch liebessehnsüchtigen Grei ihr bester Liebhaber wäre der Vasenverfertiger, der ihr Bild unübertreff darstellen würde, also etwa wie bei Jean Paul, der geschickte Portr maler, der alle Züge der dargestellten Person treu wiedergiebt, aber in ei Auffassung, welche sie absolut lächerlich macht, „welches er schmeich nannte."

Aristophanes meinte also, die Darstellungen der Vasenmaler seiner Z waren Carricaturen wegen der Rohheit und Unbildung der ausführen Künstler.

Etwa in diese Epoche fällt die Anbauung der athenischen Hafenst des Piräeus, die auch ihre Todtenstadt hatte, welche ihrer bequemen La wegen ziemlich genau durch Nachgrabungen erforscht ist. In diesen Grä funden sind viele Antiquitäten gefunden worden, aber nur ganz kleine u höchst roh bemalte Vasen. Aber Nachgrabungen unter der Akropolis v Athen haben tief unter den Schichten von Marmorsplittern, dem Abfall d gewaltigen Bauten des Perikleischen Zeitalters, eine Masse von Vasenfra menten, schönen bemalten Urnen zu Tage gefördert, welche völlig im St der ältesten Vasen sind, welche uns Italien geliefert hat, die also aus d Epoche stammen, wo Athen von den Persern verwüstet wurde.

Nimmt man dazu die Worte des Hesiod, in denen es sprüchwörtl heißt, daß ein Töpfer den andern verunglimpfe, so erscheint das Handwe der Töpfer als das uranfängliche und die Worte des Hesiod bedeuten: Han werkerneid. Diese vorwiegende Bedeutung der Töpfer zeigt sich auch in Athe wo ein ganzer Stadttheil, der Kerameikos, das Töpferviertel hieß, und hab die Aufgrabungen des europäischen Nordens denn viel mehr aus unsern alt vorhistorischen Gräbern hervorgefördert als „alte Töpfe" das ist Tho urnen, mit einigen rohen Verzierungen geschmückt.

Es folgt daraus, daß die Blüthenepoche der Töpfer- und Vasenfabr cation in das sogenannte Heroenzeitalter, in die Epoche des sogenannten gri

den Geſchmack, welchen die etruskiſche Ariſtokratie an den Produc-
des Heroenzeitalters von Griechenland fand, eine gewiſſe ſociale Wahl-
otſchaft, die des griechiſchen patriarchaliſchen Königthums mit der etrus-
Lucumonenherrſchaft.

en weil ſie ſich hielt bis zum Erlöſchen der politiſchen Leitung der
eben weil ſie noch fortdauerte in den Epigonen, in der reellen
ſtenz der begüterten Familien Jahrhunderte nach dem Verluſt ihrer
ünetät an Rom, durch die Weitererhaltung der alten erlauchten Ge-
r hat dieſe Nation den bis heut noch räthſelhaften Ankömmlingen
emdlingen in Italien das Fundament gegeben für dieſe eigenthüm-
riſtokratiſche Gemeindeverfaſſung, dieſe ſtrenge Familienverfaſſung,
ren Muſter ſich das ganze übrige Italien bildete. Man kann ſagen,
htigſten Regierungs- und Herrſchaftsideen der Römer haben ſie von
uskiſchen Fremdlingen bekommen. Dieſe ariſtokratiſche Formation, die
ar noch heut im modernen Italien als die maaßgebende lebenskräftige
n hat, iſt weſentlich die einfach etruskiſche. Denn trotz aller mög-
emokratiſchen Beſtrebungen wird in dem ganz demokratiſch geformten
en Italien die Ariſtokratie der herrſchenden Familien weniger ange-
als in Europa, etwa die engliſche ausgenommen.

ieſe etruskiſche Ariſtokratie hat verſchiedene arge Unannehmlichkeiten
langen Leben ihrer Nation zu überſtehen gehabt, als da waren die
e Invaſion und ſpäter die römiſche Eroberung. Allein ſie hat beide
t und ſich erhalten bis in die Zeiten des Mittelalters, die längſte
atie, deren ſich das weſtliche Europa rühmen kann. Es war die
ocial-politiſche That dieſes gewaltigen Volkes, welches nach allen Sei-
, ſo ſehr es nach Geſchlecht und Art verſchieden war von allen an-
aliſchen Nationen, dennoch ein Muſterprincip für ſie aufgeſtellt hat

vermeiden sucht, zusammen, so ist keine Frage, daß die Etrusker zu einer höheren Cultur angeregt wurden, viel weniger durch die Phönicier, mit denen sie in vielfältiger, theils feindlicher, theils freundlicher Beziehung standen, als durch den Verkehr mit den Griechen, aber mit denjenigen Kaufleuten und Abenteurern dieser Nation, die durchaus nicht als die besten Ansiedler sich ausgeben konnten.

Wir sagen nicht, daß es gerade der Auswurf der Nation gewesen wäre, allein es waren die griechischen Wagehälse, welche um Geld und Gut die geistigen und leiblichen Güter ihrer Nation unter vielen Gefahren an die äußersten westlichen Barbaren abzusetzen suchten. Sie fanden willige Käufer, die mit diesen glänzenden Handelsartikeln sich das Leben geistig und leiblich verschönerten.

Allein diese von Außen kommenden, mit vollgewichtigem Gelde bezahlten Ideen fremder Cultur vermochten doch nicht den eingebornen nationalen Geist zu überwältigen. Sie bewirkten wohl einige Abänderungen in der Lebensweise der vornehmen Familien, also etwa, daß man bei den Gastmahlen sich nicht setzte, sondern hinlagerte auf einem Ruhebett, und zwar Männer und Frauen — denn wir haben gesehen, daß die etruskischen Frauen neben den Männern, ihrer nordischen Abkunft gemäß, eine fast ebenbürtige Stellung einnahmen — wovon die Deckel der etruskischen Aschenkasten Zeugniß geben, welche eben Männer und Frauen in Abbildungen darstellen, wie sie sich beim fröhlichen Gastmahl auf schwellenden Kissen lagern.

Bei den Griechen ward eine Gesellschaft, in der sich Frauen befanden bei den Freuden des Mahls und des Getränks des feurigen griechischen Weines, als eine gemischte gekennzeichnet „der demi-monde", wie man heute sagt, weil in Griechenland anständige Frauen sich gar nicht zeigten in Männergesellschaften. Es war die Einwirkung des hochgebildeten Osten, wo seit urvordenklichen Zeiten die Frauen nur ein Haremsleben führten.

In Etrurien hatte man daraus gar kein Arg, weil es gar keine andere Lebensweise gab als in der strengen Monogamie, die geboten war durch die strenge Aristokratie, welche für die legitime Descendenz genaue Legitimation von väterlicher nicht nur, sondern auch von mütterlicher Herkunft verlangte und wo nach allgemeinem, herkömmlichem, unbestrittenem Volksglauben die Frauen eine so vornehme Stellung einnahmen, daß sie unbeschadet ihres Rufs und ihrer Stellung in aller Ehrbarkeit die festlichsten Vergnügungen der Männer mitmachen konnten, und in höchster Würde und Ceremonie bei ihren Gastmahlsnachbarn auf den Divans sich hinlagerten, wo in Griechenland jede anständige Frau sich gescheut hätte, Platz zu nehmen.

So groß war der Unterschied zwischen der griechischen Lebensweise und der etruskischen Nationalaristokratie, welche die Oligarchie der aus dem Norden

eingewanderten Eroberoligarchen geboten hatten. Jeder, der Luſt hat, kann dieſe etruskiſchen Frauen in der Stellung, vielmehr Lagerung auf den Aſchenliſten, die ihre Gebeine in den ihnen geweihten Erbbegräbniſſen enthielten, betrachten in den Muſeen der großen europäiſchen Hauptſtädte, und es bedarf kaum der Erinnerung, daß dieſe dargeſtellten Frauen ſchon der Koſten halber, welche dieſe Monumente verurſachten, immer ſehr vornehme Frauen waren, und die doch daran zweifeln wollten, die müſſen die Inſchriften überzeugen, welche am oberen Rande dieſer Aſchenkiſten ſich vorfinden und welche die vornehmſten Namen etruskiſcher Geſchlechter enthalten.

Man wird alſo nicht irren, wenn man die Etrusker als die Muſter für die Ausbildung der italiſchen Familie anſieht, deren eigenthümliche Verfaſſung das Fundament der italiſch-römiſchen Geſchichte geworden iſt. Und hiermit ſchließen wir unſere Darſtellung der etruskiſchen Völkerfamilie, nicht ohne den Wunſch auszuſprechen, daß bald eine Anzahl von Inſchriften aus dem daſſiſchen Schooß der Erde Toscana's, wo möglich mit lateiniſcher Ueberſetzung in usum Delphini, herauffteige durch eine nicht minder glückliche Spaltung des Bodens, wie ſie einſt der fabelhafte Tarchon als fleißiger Ackersmann mit ſeinem Pflug tief aufriß und den göttlichen Propheten Tages aus ſeinem unterirdiſchen Verließ befreite, der ihm die etruskiſchen Orakel ſang, welche die römiſche Welt, den damaligen Erdkreis, bis in die Zeiten bewegten, wo das römiſche Reich aufhörte zu ſein unter den furchtbaren Schlägen unſerer Landsleute, der Norddeutſchen, die ſich jetzt wieder rühren und anfangen, als Herren in die Weltgeſchichte zu treten wie ihre Vorfahren.

Die Stämme, welche jetzt zu betrachten ſind, bilden eine einheitliche Völkergruppe. Der ganze Unterſchied dieſer Völker beſteht in dem Unterſchied der Mundart, nicht der Sprache; denn ſämmtliche Völker des eigentlichen Italiens, ausgeſchloſſen Etrurien, bilden eine einzige, verwandte Völkerfamilie, die zu einander gehört; es ſind die Umbrer, Latiner, Samniten mit den einzelnen ihnen zugehörigen Stämmen und die Oſker. Ihre Wohnſitze erſtrecken ſich ſogar über das eigentliche Italien hinaus bis nach Sicilien. Denn in Meſſina haben ſich bis auf den heutigen Tag Steinſchriften erhalten, welche von ihrer nationalen Mundart Zeugniß ablegen, die ſie bis an den Fuß des ſiciliſchen Vulcans, des Aetna (griechiſch des Feuerberges) getragen haben, und weiter bis Syrakus und Akragas im Oſten und Süden der Inſel.

Die meiſte Verwandtſchaft mit den Stämmen, welche in der Mitte dieſes großen Völkergebietes liegen, haben die Umbrer. Unſere Kenntniß ihrer Sprache beruht auf einigen Erztafeln, die in der Nähe des umbriſchen Städtchens Gubbio gegen Ende des 15. Jahrhunderts „in einer unterirdiſchen Kammer" — ſo heißt es — gefunden wurden, und welche ſehr weitläufige Inſchriften theils in alter, modificirt griechiſcher, theils in römiſcher Schrift zeigen.

Sie enthalten eine Anweiſung über Opfer, welche eine geiſtliche Brüderſchaft, ganz ähnlich, vielmehr faſt gleich conſtituirt wie die römiſchen Salii oder fratres Arvales in Rom, zu verrichten pflegte für die von ihr verehrten Götter.

Die in zweierlei Schrift verfaßten Inſchriften belehren uns, daß dieſe Tafeln aus ſehr verſchiedenen Zeiten herrühren, aus ſolchen, wo die alte umbriſche Bevölkerung noch vollſtändig ſelbſtſtändig war, und aus ſolchen, in denen bereits Rom auf ſie einen entſchiedenen Einfluß gewann, ſo daß ſogar deſſen Schriftzüge bei dieſen Völkern Eingang gefunden.

Und dennoch hat dieſer römiſche Einfluß auf das umbriſche Volk, der ſo groß war in politiſcher und ſocialer Beziehung, auf die Conſtitution dieſer geiſtlichen Brüderſchaft ſo gut wie keinen Eindruck gemacht. Denn eine aufmerkſame Betrachtung, welche die Gelehrten dieſen in zweierlei Schriftzügen verfaßten Inſchriften geſchenkt haben, hat bewieſen, daß die vielleicht Jahrhunderte ſpäteren, mit römiſchen Charakteren eingeſchriebenen Erztafeln mit den früheren ſo vollſtändig übereinſtimmen, daß ſie dazu gedient haben, die älteren anfangs ſchwer lesbaren buchſtäblich zu entziffern. Die diplomatiſch genaue Leſung des älteren Textes mit Hülfe des neueren hat denn auch die Grundlage gegeben nicht nur zur völlig genauen Feſtſtellung des Wortlautes derſelben, ſondern zugleich zu einer Entzifferung deſſelben. Nur der erſtaunlichen Aehnlichkeit der Sprache mit der älteren lateiniſchen — trotz aller ſonſtigen Schwierigkeiten — iſt ſie in den weſentlichen Umriſſen zu danken. Die ältere Schrift läuft noch mit den früheren Schriftzügen von der Rechten zur Linken wie bei Ebräern und Phöniciern, während die mit lateiniſchen Lettern verſehenen ſpäteren Tafeln die entgegengeſetzte Richtung beobachten. Allein die Lesbarkeit der alten Schrift, wenn erſt dieſe Verſchiedenheit der Aufzeichnung erkannt war, wird dadurch ſehr wenig erſchwert. Vielmehr wird dieſe Richtung von links und rechts auf ſehr glückliche Weiſe in der richtigen Löſung der rechten Mitte verbunden, welche uns darthut, daß in Gubbio dereinſt ſich ein Mittelpunkt gebildet hatte, von welchem aus eine ganze Landſchaft von abhängigen Orten beherrſcht wurde, die ſich um die Burg des Städtchens ſchaarte. Es waren dieſer Orte der Zahl nach zehn — nicht zwölf, wie in Etrurien — und ſie vereinigten ſich bei den Opfern, welche zu Ehren des höchſten Gottes der Burg, Ocre Fisie, des Juppiter Sancus, geſchahen — Ocre iſt die Burg, die Felſenſpitze, wie Ocrisia, die Mutter des Servius Tullius, die Herrin des Burgfelſens iſt — bei den Opfern und heiligen Gebräuchen, die maaßgebend waren für das Wohl des ganzen Staatsgebietes. Es war alſo ein Juppiter Sancus, und ſein Heiligthum ſtand auf dem Felſen Fiſie, wie in Rom ein Semo Sancus als Fidius verehrt wurde, Hercules nahe verwandte Götter, bei denen die

heiligſten Eide mit heiliger Formel Medius Fidius, die man überſetzte „bei meinem Eide", zum Gott und Herrn des Eides geſchworen wurden, wenn auch jener höchſte Gott Umbriens bis zu einem Hercules in Rom degradirt war. Allein dieſe Degradirung that ſeinem Anſehen in Rom keinen Eintrag und vielmehr war daſſelbe in Bezug auf Geld- und Eigenthumsangelegenheiten ſo ſouveräner Natur, daß es nicht darauf ankam, ob dieſer Sancus oder Hercules in die zweite oder die höchſte Rangklaſſe der Götter geſtellt war.

Die Opfer, welche dieſem Juppiter Sancus, der auf der Felſenburg von Iguvium thronte, gebracht wurden, beſtanden weſentlich in Sühnopfern für irgend ein gottgeſandtes Leid, das vom Himmel den Menſchen oder durch Menſchen dem Himmel zugefügt war (es hieß pihaclo umbriſch, piaculum römiſch), welches durch die Obſorge der wiſſenden Prieſter abgewandt werden mußte, daß es nicht dem ganzen Volke Verderben bringe. Die Römer nannten das curare, ein Ausdruck, der bezeichnete, daß die Prieſter als die Wiſſenden ſich des ſchrecklichen Zeichens der geſtörten Ordnung im Verkehr der Götter und Menſchen „annahmen" und mit den ihnen bewußten zauberhaften Formeln der Rede, der Hauptwaffe des vernunftbegabten, des menſchlichen, dadurch über die Thierwelt emporgehobenen Weſens, und durch andere heilige Ceremonien die aus den Fugen gebrachten Glieder des Organismus, welcher die himmliſchen Weſen mit der Menſchenwelt verband, wieder in's Gleiche ſetzten. Alſo hatte es dieſe Opfergemeinſchaft, deren Mittelpunkt Iguvium bildete, beſtimmt, daß der Magiſtrat von Attidium — es iſt das heutige Attigi — welcher in der umbriſchen Sprache der adfertor hieß, die Oberleitung und den Vorſitz inne hatte bei der Procurirung dieſer sacra, das heißt dieſer Sacramente. Aber die eigentlichen Leiter der heiligen Handlungen war die heilige Brüderſchaft der Attidier, welche, zwölf an der Zahl, die göttliche Verantwortlichkeit hatten, daß den Göttern völliges Genüge geſchah; der umbriſche Adfertor hatte nur ſcheinbar den Vorſitz, die wirkliche, weil theokratiſche Souveränetät hatte die attidiſche Brüderſchaft inne, da von ihr keine weitere Appellation ſtattfand. Sie hatten zuzuſehen, ob das Sühnopfer richtig beſorgt war, ſie konnten, wenn ſie es alſo fanden, erklären, es wäre bei der heiligen Handlung irgend ein Fehler, ein Verſehen vorgekommen, welches ſie ganz vergeblich, irrig, ungültig und ſündlich machte. Dann mußte das ganze heilige Verfahren von Neuem mit vielen Sühnungen begonnen werden, und zwar vor Allem die Auſpicien, die erſten Vorfragen an die Götter durch den Vogelflug, ob ſie gewillt wären, unter den allein den wiſſenden Prieſtern bekannten Regeln Antwort zu geben darüber, ſollte himmliſche Gnade obwalten gegen die armen Menſchenkinder oder wollten die Götter ihren Zorn gegen ſie walten laſſen. Die Brüderſchaft war viel zu erfahren in göttlichen nicht nur, ſondern vorzüglich in menſchlichen Dingen —

nicht weniger als später Aebte, Bischöfe und Päbste — um nicht Mittel angeben zu können, wie der Zorn der Götter besänftigt werden könnte, und nachdem die Auspicien, die Vorfragen an die Götter, beseitigt waren, konnten sie getrosten Muthes die heiligen Processionen anordnen, mit welchen nun die Felsenburg von Iguvium ebenso wie die Grenze der Unterstadt, das suburbium, umzogen wurde, gerade wie die Processionen der fratres Arvales in Rom an den heiligen Festtagen die Grenzen der römischen Feldmark umwanderten unter Absingung ihrer heiligen liturgischen Gesänge, welche jegliches Unheil, das die Aecker und deren Früchte befallen konnte, durch ihre geweihten Zauberformeln unschädlich machten.

Die hauptsächliche und höchste Thätigkeit der Brüderschaft von Attidium bestand aber in dem Bundesopfer der zehn Stämme oder Gemeinden, die die Tafeln von Gubbio sämmtlich namhaft machen, welches die unverkennbarste Aehnlichkeit hat mit dem Opfer auf dem Albanus mons und manches anderen des Südens, wohin ebenso wie hier Deputirte des Bundes gesandt wurden und von dem Fleisch des Bundesopfers ihren Antheil erhielten, und hier ist es nicht nur das Wunder der Erhaltung einer so uralten Inschrift aus einem längst untergegangenen Sprachen- und Volksleben, welches uns immer wieder von Neuem anzieht, um so mehr da es fast die einzige umfänglichere ist, die auf uns gekommen, sondern der Inhalt selbst, der fruchtbar wird auch für unsere Einsicht in die alten Stamm- und Städtebündnisse Italiens und Roms selber.

Groß sind freilich diese Resultate, die auf eine fast zaubervolle Weise wie Stimmen aus den Gräbern sprechen, aber auf die wundervollste Weise als Original und unmittelbare Quelle die Nachrichten, welche die römische und griechische Geschichtsliteratur uns bietet, die uns doch erst durch hundert und aber hundert Generationen von Abschriften übermittelt sind, also eine etwa 2000jährige Culturcontinuation von Menschen, die sämmtlich in diesem langen Zeitraum bewußtvoll dafür beschäftigt waren, diese Kenntnisse an die Nachwelt zu überliefern, bestätigt haben. Welcher Triumph für die menschliche Kraft, die Zustände des grauen Alterthums durch die Schriftsprache zu fixiren und der späten Nachwelt zu überliefern! Welcher Triumph für die heutige Sprach- und Geschichtswissenschaft, welche im Stande ist, sich in die Schriftzüge der graueſten Vorzeit zu vertiefen und endlich mit Hülfe einer langen Tradition von emsig für zukünftige Geschlechter arbeitenden Generationen aus diesen halb verloschenen, räthselhaften, runenhaften Zügen die Gedanken und Anschauungen von einem Menschenvolke wieder vom Tode zu erwecken und uns Spätgeborenen vorzustellen, als ob sie heute noch leibten und lebten! Also mannigfaltig ist der wissenschaftliche Gewinn aus den 7 umbrischen Erztafeln, deren 5 in alten, von links her gelesenen, mit griechischen, aber für

die Landesſprache angepaßten Buchſtaben beſchrieben ſind, und 2 in der modernen römiſchen Schrift von links nach rechts geleſen. Sie lehren nicht nur, daß die umbriſche Sprache und Nation die beiden verſchiedenen Schriftperioden durchlebt haben, ſondern daß auch die Sprache ſelbſt in den beiden Zeiten, wo die alten und neuen Schriftzeichen zur Aufzeichnung der alten heiligen Geſetzvorſchriften dienten, eine Entwickelung durchlaufen hatte, wie etwa die deutſche Sprache ſeit der Zeit der Karolinger bis in das Zeitalter der Hohenſtaufen, die wir durch die Namen alt und mittelhochdeutſch bezeichnen, die bei den Italern und Deutſchen den uralten Grundſatz erhärtet, daß auf Erden nichts beſtändig iſt, daß auch in den älteſten Völkerzuſtänden keine Ruhe, kein bloßes Beharren Beſtehen hat, ſondern daß ſich Alles, Alles verändert unter dem allmächtigen Einfluß der Zeiten, ſogar die Sprache ſelbſt, welche allein die Möglichkeit gewährt, daß ſich überhaupt ein Gemeinde- und Staatenweſen ausbilden konnte.

Die umbriſche Sprache wie das umbriſche Volk erſcheint — ausgenommen die eigentlich etruskiſchen Ländergebiete — wie ein Wurzelſtock oder ein Senfkorn für die ſämmtlichen italiſchen Nationalitäten, welche von dort ſüdlich die italiſche Halbinſel inne hatten, weshalb auch die Umbrer in dieſer Betrachtung der nicht etruskiſchen Stämme vorangeſtellt ſind.

Denn nicht nur, daß ihre Sprache im Vergleich zu den ſüdlichen Stämmen als die alterthümlichſte erſcheint, auch die Geſchichtsſchreiber erzählen, daß von den Umbrern, wie von einem Mutterlande, wie von einem Erzbienenſtocke, die Völkerwanderungen, welche das ſüditaliſche Land überflutheten, ausgegangen ſind. Plinius der Aeltere ſagt, die Umbrer hätten einſt den ganzen Norden Italiens, ehe denn die Etrusker und die ſpäter einwandernden Gallier hereindrangen, in Beſitz gehabt und die Nation der Umbrer wäre die älteſte in Italien.

Es iſt eine naheliegende Combination, ein kaum zu widerlegender Schluß, daß es gerade die Einwanderungen dieſer beiden Völker, zwiſchen denen Jahrhunderte lagen, waren, die Urſache wurden für das Herabfluthen umbriſcher Völkerzüge nach Süden, wie etwa die Wanderungen der Cimbern und Teutonen in die römiſchen Provinzen veranlaßt waren durch andere in ihrem Rücken nachdringende Völkermaſſen.

Allein nicht blos die Noth, welche aus der Fremde kam, konnte ſolche Auswanderungen veranlaſſen. Es gab für dieſe alten Nationen, die ſich weſentlich noch in den Grenzen des urſprünglichen Naturſtaates bewegten, noch andere Gründe, welche ſie zu ſo extremen Beſchlüſſen veranlaſſen konnten. Wie es bei den mehr als Naturverhältniſſe aufzufaſſenden Zuſtänden, dieſer erſten Staatengebilde geſchehen mußte, ſpielten dabei die Einflüſſe des Wechſels in der Natur und den Elementen ſelbſt die größte Rolle. Ein ſolcher Naturſtaat, dem die modernen Erfindungen und Erfahrungen unſerer Staats-

wirthschaft noch nicht zur Seite standen, konnte durch ungewöhnlich lange anhaltenden Regen, durch ungewöhnlich anhaltende Dürre in kürzester Zeit aus allen Fugen gerissen werden.

Die alte Erzählung von den Ursachen, welche die Cimbern aus ihrer schleswig-holsteinischen, vielleicht dänischen Heimath vertrieben, bezeichnet als Grund des Aufbruchs dieses Volkes große Springfluthen, wie sie in diesen Gegenden an der Küste der Nordsee zu den bekannten Erscheinungen gehören.

In Italien werden dafür Mißernten oder Uebervölkerung, oder beide Factoren in einander greifend, als Ursache angeführt für Auswanderungen aus dem Mutterlande. Die Veranlassungen dazu müssen so gewöhnlich und hergebracht gewesen sein, daß sich dafür ein besonderes Herkommen, ein alterthümlich italisches Institut gebildet hatte, welches das ver sacrum, der heilige Frühling, hieß. Auch wir haben von einem Völkerfrühling im Jahre des Heils 1848 gehört, welcher zum wenigsten als Resultat aufweist, daß die statistischen Zahlen, welche der nun verstorbene greise preußische Consul Smith in New-York über die Auswanderung aus norddeutschen und nordfranzösischen Häfen beobachtete — sie waren nicht ohne Interesse, da jeder Einwanderer dem genannten Consul eine nicht unansehnliche Stempelsteuer zu entrichten hatte — aufschwollen wie noch nie.

Dies waren freilich sehr negative Resultate des deutschen Völkerfrühlings. Die des ver sacrum, obgleich sie mehr positiver Natur waren, hielten sich innerhalb viel mäßigerer Ziffern, aber sie waren für die Geschicke Italiens weit maaßgebender, als die deutschen für die amerikanischen vereinigten Staaten, wo sich die massenhafte Anzahl unserer Landsleute über den ungeheuren Continent nach allen Richtungen verstreute und bald englisch wurde mit Verlust der Muttersprache, statt daß die umbrischen Völker nicht in ein breites Binnenland, sondern in eine keilförmig, zwischen zwei Meeren eingeschlossene Halbinsel wanderten, wo ihnen Alles Feind war, während man die fleißigen deutschen Hände in Amerika, wo das wüste Land in Fülle lag, mit Freuden begrüßte.

Aber worin bestand denn dieser anticipirte Völkerfrühling, dieses ver sacrum, dieser heilige Lenz, in Italien?

Er besteht seit uralten Zeiten darin, daß man bei den national-italischen Völkern — so nenne ich Umbrer, Sabiner, Samniten und ihre Verwandten, die Peligner, Marruciner, Frentaner, Marser — etwas Aehnliches kommt sogar im ältesten Griechenland vor, — einen heiligen Brauch hatte, bei schweren Volksbedrängnissen, als da waren unglückliche Kriege, Hungersnoth, Pestilenz, die Geburt des nächsten Jahres — wobei man nach echter Bauernanschauung vom Vieh ausging, das im Frühjahr jung wird — nicht nur Vieh, sondern auch Menschen, die im neuen Jahre geboren wurden, dem Haupt-

mit dem Schwert in der Hand. Man könnte diese heiligen Lenze
t unsern Gefolgschaften des deutschen Alterthums vergleichen, welche
jungen frischen Mannschaft bestanden, die sich thatendurstig unter
geliebten Führer oder Kriegsherzog auf die römischen Provinzen
, um entweder im Dienste der Kaiser sich als Regimenter zu formiren
gewaltige Krieger Ansehen und Ehre zu erwerben oder im Kampf
ie Fürstenthümer zu gewinnen.
so zogen die italischen Auswandererhaufen in kriegerischer Rüstung
s Hirten, halb als Soldaten in's Ausland, wie Gebannte oder Ban-
Denn zurückkehren in die Heimath durften sie nimmer, da war ihr
en Göttern verfallen. Nur in der Fremde lag ihres Lebens Zukunft
ffnung. Dahin wies sie der gewaltige Gott Mars, denen ihr Leben
Heimath geweiht war und der ihnen den Krieg als die Lebensart,
wohlgefiel, anbefohlen hatte, und unter seiner göttlichen Führung
ten sie frisch und wohlgemuth hinaus zu Schlacht und Abenteuer.
nzes Volk, welches auf diese Weise sich glücklich eine Heimath und
e Wohnsitze erstritten hatte, die Marser, nannte sich nach ihm,
obersten göttlichen Herzog und Gefolgsherrn.
n anderes Volk, von dem man erzählte, daß ihnen als Kindern
eiligen Lenzes der Gott eine schöne Heimath bescheert hatte, waren
enter, die Bewohner von Picenum. Sie leiteten ihren Namen vom
esen Picus ab. Picus ist der Specht, der heilige Vogel des Mars,
e Heimath im Walde hat. Mit seinem harten Schnabel hämmert
Löcher in das steinharte Holz der Eichen, Buchen und Pinien, daß
em tiefen Schweigen der Wald- und Gebirgseinsamkeit nicht weniger
Ferne dröhnt als die rufende Axt des Holzhauers, und er hämmert
Thür in die hohlen Bäume, um sich ein Nest zu bereiten für seine

Schon hier erinnern wir uns der vaterländischen alten Märchen, in denen bei uns Deutschen den Bedrängten und Vertriebenen, den von den unbarmherzigen Menschen Ausgestoßenen, die barmherzigen wilden Thiere der Einöde und Wildniß zu Führern werden in eine neue friedliche Niederlassung. Allein hören wir in Italien, daß ein anderes Volk, die Samniten, ebenfalls eine Heimath gewonnen, als es das Mutterland ausgestoßen, durch die Führung eines Stiers, der ihnen durch sein übernatürliches Stillestehn an gewisser Stelle den göttlichen Rathschluß offenbarte, grade hier in Bovianum die neuen Wohnsitze aufzuschlagen, daß ferner das Volk der Hirpiner unter Führung eines Wolfs, des geheiligten Thiers des Mars, seine Heimath gefunden, so fühlen wir uns angeheimelt durch ein Verwandtschaftsgefühl als Deutsche mit diesen uralten italischen Volksstämmen, die eigentlich vor aller wahren Geschichte die glückseligen Berge und Fluren von Italien als früheste Eroberer einnahmen.

Dies ist also die Beschaffenheit des Instituts von dem altitalischen heiligen Völkerfrühling, die Form der uralten, nationalen Wanderungen von Norden nach Süden, welche in zum Theil sehr langen Intervallen (sie mochten vielleicht Jahrhunderte dauern) allmälig Süditalien mit einer Bevölkerung bedeckten, welche der von Norditalien vollkommen verwandt in Sprache, Gemeindeverfassung und Lebenseinrichtungen, in menschlichen und göttlichen Vorstellungen war.

Und es muß hier vor Allem das Hauptgewicht auf die Sprache gelegt werden.

Denn wohl ist anzuerkennen, wie dies sich bei unserer Betrachtung der etruskischen Nation gezeigt hat, daß auch ganz unverwandte Völker immer großen Einfluß auf einander üben können, zumal wenn sie mehr Macht haben und das eine dem andern an Bildung und Entwickelung überlegen ist.

Allein sind die Nachbarvölker innerlich verwandt, wofür stets der Hauptmaaßstab die Sprachverwandtschaft ist, so findet ein Ideenaustausch zwischen ihnen wie von Natur statt und es ist ganz gleichgiltig, ob zwischen diesen verwandten Stämmen bittere Feindschaft herrscht, wie etwa unter leiblichen Brüdern — eine so häufige Erscheinung — oder verträgliche Stimmung. Es ist immer eine Gedankengemeinschaft unter ihnen in religiöser und politischer Beziehung, die an den zufälligen Grenzen der einzelnen Städte oder Staatsgebiete Widerstand findet, jedoch um auch da immer neue Vermittelungspunkte zu gewinnen.

So haben wir denn ein System von Nationen vor uns, welche nachhaltiger als die Etrusker, die einst ganz Italien von Nord zu Süd beherrschten, Italien von Nord zu Süd nicht blos als Eroberer, sondern volksmäßig als Bevölkerer und als Ackerbauer besetzten und überzogen und den

Stoff lieferten zu einer gleichartigen Nation, die ſich freilich erſt nach vielen Kämpfen um Rom ſchaarte zur Weltherrſchaft, das heißt zur Herrſchaft über die Culturnationen der alten Welt, die weſentlich in den Anwohnern des mittelländiſchen Meeres beſtanden. Wie nahe oder fern ſich dieſe Nationen unter einander ſtanden, iſt ſchwer zu ſagen, da die Sprachreſte aus dieſen weiten Gebieten äußerſt gering ſind. Von dem durch ſeine Kämpfe mit Rom und Latium berühmten Volskerſtamm haben ſich zwei Erztäfelchen mit lateiniſcher Schrift in volskiſch-italiſcher Mundart erhalten, welche die größten Aehnlichkeiten mit der umbriſchen Sprache nachweiſt. Hätten wir ebenſo alte Denkmäler aus Rom und Latium, wir fänden hier ſicher dieſelben Aehnlichkeiten.

Als abgeſonderte Gruppe von dieſen Mundarten hatte ſich im Innern Mittelitaliens, im Gebirgslande und von da ſüdlich die ſogenannte oskiſche Sprache erhalten. Merkwürdigerweiſe kennen wir eine große Anzahl von Völkerſtämmen, welche dieſe oskiſche Mundart redeten ſehr lange, bis weit hinein in die hiſtoriſche Zeit, bis in die Epoche der ſchrecklichen Socialkriege, in die Zeiten des Sulla, alſo in Menſchengedenken vor Auguſtus.

Zuerſt redeten dieſe Sprache ſämmtliche Samniten und die ihnen verwandten Hirpiner und Frentaner, ferner die Bewohner des nördlichen Apuliens, die Verdränger der Etrusker in Campanien zwiſchen dem Garigliano und Neapel, deren Sprache ſich in Pompeji und Herculanum wahrſcheinlich am längſten erhielt, weil auf den Ruinen der Häuſer dieſer Städte immer neue und neue Inſchriften bei den Ausgrabungen täglich zu Tage kommen, endlich die Lucaner, die Bruttier im Süden Italiens und die Gefolgſchaften dieſer Völker, die bis nach Meſſina als Mamertiner in Sicilien Fuß faßten, deren Inſchriften noch heute erhalten ſind als der echten Abkömmlinge des uritaliſchen Völkergeſchlechts, welche Mamers oder Mars, der Gott der Gewalt bis in den Tod hinein, auf gutes Glück hinauswandern hieß in die Fremde.

So bedeckte alſo nach und nach — in ſucceſſiven Auswanderungen, deren letzte Epochen bis in die Zeiten des erſten puniſchen Krieges herüberreichten — den ganzen Süden Italiens und den Oſten Siciliens ein gleichredendes ſtreitbares und kriegeriſches Geſchlecht, welches die nämliche, die oskiſche Sprache redete und welches ſtets unter denſelben Geſetzen und Inſtituten ſich verbreitete, zu denen das Ur- und Vorbild jenes alte ver sacrum war, das ſich aber allmälig ſoweit abgeſtumpft hatte, daß die Ausläufer und Reisläufer aus dem mütterlichen und heimathlichen Binnenſtaat des alten Landes zu wilden Banden von Landsknechten geworden waren, die unduldbar zu Hauſe, in der Fremde ihr Heil verſuchten.

Um die Zeit, wo die letzten nationalen und naturwüchſigen Auswanderungsſchwärme nach Süden wanderten, war in Rom bereits eine Staatsentwickelung zur Reife gekommen, welche dieſen centrifugalen, ganz urſprüng-

Schon hier erinnern wir uns der vaterländischen alten Märchen, in denen bei uns Deutschen den Bedrängten und Vertriebenen, den von den unbarmherzigen Menschen Ausgestoßenen, die barmherzigen wilden Thiere der Einöde und Wildniß zu Führern werden in eine neue friedliche Niederlassung. Allein hören wir in Italien, daß ein anderes Volk, die Samniten, ebenfalls eine Heimath gewonnen, als es das Mutterland ausgestoßen, durch die Führung eines Stiers, der ihnen durch sein übernatürliches Stillestehn an gewisser Stelle den göttlichen Rathschluß offenbarte, grade hier in Bovianum die neuen Wohnsitze aufzuschlagen, daß ferner das Volk der Hirpiner unter Führung eines Wolfs, des geheiligten Thiers des Mars, seine Heimath gefunden, so fühlen wir uns angeheimelt durch ein Verwandtschaftsgefühl als Deutsche mit diesen uralten italischen Volksstämmen, die eigentlich vor aller wahren Geschichte die glückseligen Berge und Fluren von Italien als früheste Eroberer einnahmen.

Dies ist also die Beschaffenheit des Instituts von dem altitalischen heiligen Völkerfrühling, die Form der uralten, nationalen Wanderungen von Norden nach Süden, welche in zum Theil sehr langen Intervallen (sie mochten vielleicht Jahrhunderte dauern) allmälig Süditalien mit einer Bevölkerung bedeckten, welche der von Norditalien vollkommen verwandt in Sprache, Gemeindeverfassung und Lebenseinrichtungen, in menschlichen und göttlichen Vorstellungen war.

Und es muß hier vor Allem das Hauptgewicht auf die Sprache gelegt werden.

Denn wohl ist anzuerkennen, wie dies sich bei unserer Betrachtung der etruskischen Nation gezeigt hat, daß auch ganz unverwandte Völker immer großen Einfluß auf einander üben können, zumal wenn sie mehr Macht haben und das eine dem andern an Bildung und Entwickelung überlegen ist.

Allein sind die Nachbarvölker innerlich verwandt, wofür stets der Hauptmaaßstab die Sprachverwandtschaft ist, so findet ein Ideenaustausch zwischen ihnen wie von Natur statt und es ist ganz gleichgiltig, ob zwischen diesen verwandten Stämmen bittere Feindschaft herrscht, wie etwa unter leiblichen Brüdern — eine so häufige Erscheinung — oder verträgliche Stimmung. Es ist immer eine Gedankengemeinschaft unter ihnen in religiöser und politischer Beziehung, die an den zufälligen Grenzen der einzelnen Städte oder Staatsgebiete Widerstand findet, jedoch um auch da immer neue Vermittelungspunkte zu gewinnen.

So haben wir denn ein System von Nationen vor uns, welche nachhaltiger als die Etrusker, die einst ganz Italien von Nord zu Süd beherrschten, Italien von Nord zu Süd nicht blos als Eroberer, sondern volksmäßig als Bevölkerer und als Ackerbauer besetzten und überzogen und den

den -- Erwähnung gethan, allein eine oskische Nation, ein oskisches olk erwähnen nur die fremdländischen Griechen, welche Italien, natürlich ir das südliche, welches ihnen zunächst zugänglich war, das Land der Opi- r nannten, nach dem allgemeinen Eindruck, welchen ihnen im Handelsver- hr mit diesen Nationen der ähnliche Klang der Sprache hervorbrachte, wie wa bei uns, wenn wir ein paar Bücher in finnischer Sprache oder esthi- jer Sprache aufschlagen. Wir haben den Eindruck, daß sie zwar sehr ver- ieden sein mögen, aber doch unter einander ähnlicher sind als alle Sprachen, e wir bis jetzt kennen gelernt haben.

Das Merkwürdige dabei ist also, daß die Erzählungen der Italer und amentlich auch der Römer keine eigentliche Nation der Osker als Volk nd Länderbeherrscher aufzuführen wissen, daß dagegen der Name der pifer, der sich sehr schnell, als mit ihnen gleichbedeutend, bei den Griechen ls Bezeichnung der Bewohner von Italien verbreitet findet, entstehen konnte urch die Beobachtung der Griechen, daß alle diese italischen Nationen nach rer Verfassung und Sprache unter einander verwandt waren.

Daß die oskische Sprache ein Bindeglied für alle diese oben angeführten lationen abgab, lehren uns die heute vorhandenen und erst in diesem Jahr- undert aufgefundenen Inschriften, größere und kleinere, zu welchen letztern ie Münzen mit ihren Aufschriften zu zählen sind. Sie haben noch in der äteften Zeit, wie zum Trotz für die unbarmherzig Alles unter ihren Er- berungsfuß tretenden Römer, nicht die lateinische, sondern die altgriechische, nksläufige Sprache, ganz ähnlich der etruskischen.

Die moderne Philologie hat erstaunliche Fortschritte gemacht in der nträthselung dieser uralten Inschriften, zur Ehre Niebuhr's, des wahren ropheten für die Aufhellung des italischen Alterthums, welcher vor Auffin- ng und Interpretation dieser oskischen Inschriften mit der größten Be- immtheit vorhergesagt hat, daß die Erkenntniß dieser Sprache keine wesent- hen Schwierigkeiten machen würde, wenn nur ein Buch, in derselben schrieben, auf die Nachwelt gekommen wäre.

Es ist sehr wahrscheinlich und anzunehmen, daß es eine Art von Literatur geben hat für diese oskisch redenden Völker, aber nur Steinschriften sind halten, aus denen Kirchhoff das folgende Urtheil schöpft: „Die Sprache r sammnitischen Stämme, wie wir sie aus den Inschriften kennen lernen, darf h, was Wohllaut und harmonische Durchbildung der lautlichen Verhält- sse und Consequenz in der Ausprägung der Formen betrifft, getrost dem teinischen in seiner besten Zeit zur Seite stellen. Sie ist das treueste bild dieses edelsten und mannhaftesten Stammes Italiens."

Freilich war dieses Volk des Gebirgs das mannhafteste Italiens, es r der Adlerhorst, das Nest, die Geburtsstätte von heldenhaften Männern.

lichen der Nationen des innern Italiens das Gegengewicht hielt. Diese bestand in der Erhebung des alten uranfänglichen Staats des Familien- und des Stammlebens in die städtische Lebensart.

Die städtische Lebensart ist jedoch erfahrungsmäßig und historisch-grundsätzlich der Anfang des Staatslebens.

Die Samniten und die Bewohner des italischen Gebirges sind aber niemals über die Grenzen des Familien- und Stammlebens — das ist der Dorfverfassung — hinausgelangt. Ihre Wohnungen bestanden bis in die späteste Zeit ihres nationalen Lebens nur in der Ansiedelung von Dörfern nach unsern deutschen Begriffen, in offenen Orten oder in einzelnen Höfen, welche im Gebirge hier und da von einem vereinzelten oder wagenden Stamm angelegt waren, da wo ihm Berg, Thal und Quelle, die ihm die Versorgung mit dem Leben nährenden Wasser versprach, ganz besonders anmuthig oder zukunftreich dünkte, gerade so wie Tacitus die Ansiedlungen der Deutschen — unserer trefflichen Vorfahren — in den Wildnissen der Wälder des nordwestlichen Deutschlands schilderte, deren Schauplatz er in seinen historischen Darstellungen über die Conflicte zwischen seinen Landsleuten und unseren Vorfahren in seiner Germania und in seinen Historien und Annalen zu schildern hatte.

Die Sprache, mittelst welcher alle diese Nationen unter einander verkehrten, wich in ihren grammatischen Formen sehr bedeutend von derjenigen ab, deren sich die umbrischen, volskischen und vielleicht sabinischen und latinischen Stämme bedienten.

Allein sie war ihr doch sehr nahe verwandt, etwa so nahe wie die Sprache oder Mundart des Holsteinischen mit dem Bairischen, oder die Mundart von Isle de France mit der der Provence, oder das Patois von Milano mit dem von Girgenti in Sicilien, oder das Czechische mit dem Polnischen u. s. w. u. s. w., also daß sich die Bewohner solcher benachbarten Sprachgebiete mit einiger Anstrengung unter einander verstehen konnten, so daß es an sich nicht unglaublich ist, daß einst in Rom in oskischer Sprache aufgeführte dramatische Possen, die sogenannten Atellanen im Dialekt von Campanien, ebenso in Rom verstanden wurden, wie heut in Berlin die Novellen eines mecklenburgischen Dichters, verfaßt in der Mundart seines Vaterlandes.

Alle die bereits angeführten Nationen verständigten sich also unter einander durch die oskische Sprache. Sie erfüllten das ganze Gebirge mit seinen unzähligen in sich abgeschlossenen Thälern. Allein wer sagt uns denn, was dieser oskische Name bedeutet, da er doch immer als Bezeichnung der Sprache, aber niemals der einheimischen Nationen in Italien gebraucht wird. Denn in Italien wurde zwar der Sprache der Osker — in der Verbindung osce et volsce loqui, d. i. in oskischer und volskischer Mundart

n jein mogen, aber doch unter einander ähnlicher sind als alle Sprachen,
r bis jetzt kennen gelernt haben.
Das Merkwürdige dabei ist also, daß die Erzählungen der Italer und
tlich auch der Römer keine eigentliche Nation der Osker als Volk
Länderbeherrscher aufzuführen wissen, daß dagegen der Name der
, der sich sehr schnell, als mit ihnen gleichbedeutend, bei den Griechen
zeichnung der Bewohner von Italien verbreitet findet, entstehen konnte
die Beobachtung der Griechen, daß alle diese italischen Nationen nach
Verfassung und Sprache unter einander verwandt waren.
Daß die oskische Sprache ein Bindeglied für alle diese oben angeführten
ien abgab, lehren uns die heute vorhandenen und erst in diesem Jahr-
t aufgefundenen Inschriften, größere und kleinere, zu welchen letztern
Münzen mit ihren Aufschriften zu zählen sind. Sie haben noch in der
en Zeit, wie zum Trotz für die unbarmherzig Alles unter ihren Er-
igsfuß tretenden Römer, nicht die lateinische, sondern die altgriechische,
ufige Sprache, ganz ähnlich der etruskischen.
Die moderne Philologie hat erstaunliche Fortschritte gemacht in der
hselung dieser uralten Inschriften, zur Ehre Niebuhr's, des wahren
eten für die Aufhellung des italischen Alterthums, welcher vor Auffin-
und Interpretation dieser oskischen Inschriften mit der größten Be-
heit vorhergesagt hat, daß die Erkenntniß dieser Sprache keine wesent-
Schwierigkeiten machen würde, wenn nur ein Buch, in derselben
eben, auf die Nachwelt gekommen wäre.
Es ist sehr wahrscheinlich und anzunehmen, daß es eine Art von Literatur
n hat für diese oskisch redenden Völker, aber nur Steinschriften sind
n, aus denen Kirchhoff das folgende Urtheil schöpft: „Die Sprache
mnitischen Stämme, wie wir sie aus den Inschriften kennen lernen, darf

Aber leider Gottes waren und blieben diese Männer Einzelne und Individuen, weil das Staatswesen, in welchem sie emporwuchsen, nicht darnach angethan war diese Einzelnen, — die als Einzelne Helden waren, in eine so stramme Concentration zu bringen, wie es Rom zu erreichen verstand. Denn Rom war schon in frühesten Zeiten ein Centralstaat, also mit centraler Organisation, und es hat diese Errungenschaften stets bewahrt. Daher geschah es, daß noch in den Anfängen der punischen Kriege Rom sich neben dem System der oskischen Cantone in die Wette, beide nach ihrer Weise erobernd ausdehnte. Allein während die samnitischen Völker ihre junge Mannschaft auf Abenteuer ausschwärmen ließen, waren doch die Auswanderer für die Heimath völlig verloren. Was sie in der Fremde gewannen und eroberten, war ihr Gewinn, nicht des Mutterlandes, das sie groß gezogen, um sie hinauszustoßen in die ungewisse Ferne auf Tod und Leben.

Aber Rom hatte, so klein und so groß in früheren Anfängen oder späterer Entwicklung sein Gebiet war, immer nur ein Herz, von dem aus sich wie in einem lebendigen Leibe derselbe Pulsschlag bis zu den entferntesten Gliedern mittheilte und sie kräftig erhielt. Es war das merkwürdige Institut jener kriegerisch organisirten Colonien, durch welche sie es möglich machten, die neu erworbenen Gebiete Anfangs mit Gewalt in Gehorsam zu halten und im Verlauf der Zeit sie soweit durch die anderweitigen Interessen an sich zu gewöhnen, daß sie wie neue Gliedmaßen an den alten Staatsleib sich einfügten und anwuchsen. Indem die römischen Colonisten hinauszogen, wurden sie neue Organe zur Größe von Rom selber.

Dieser Contrast der samnitischen und römischen Entwickelung dient dazu, die samnitische dadurch recht scharf und klar hervortreten zu lassen. Die Samniter lebten in ihren Gebirgen als fromme, redliche, fleißige, arme und genügsame Bauern. Fast jedes Thal war für sich, große Straßen, lebendigen Verkehr, von Handelsgeist erfüllte Städte gab es in ihrem Lande nicht. Dieses Bauerngeschlecht lebte zufrieden mit seiner engen Gebirgsheimath und in dem engen Horizont seiner Gedanken und Beschäftigungen seine Jahre dahin, in derselben alterthümlichen Lebensweise, in der die Vorfahren gelebt hatten und sie blieben ihr auch später treu, da sie den Römern als Muster und Bild der Einfalt und Tüchtigkeit ihrer eigenen Vorfahren dienen konnten. Allein wie fast alle Gebirgsbewohner konnten sie ohne Auswanderung nicht bestehen, denn nirgends treten so schnell und empfindlich die Leiden der Uebervölkerung ein, wie im Gebirge, wo der Ackerboden gering und das Unland häufig ist. Eine Mißernte bringt leicht allgemeine Hungersnoth, wenn man nicht durch festbegründete Industriezweige das Geld herbeilocken und dafür aus der Ebene Brodkorn kaufen kann. Aber Industriezweige hatten die Samniter keine und so war also Auswanderung

a nothwendiges, immer wiederkehrendes Heilmittel für die Leiden des ungers und der Uebervölkerung in den samnitischen Gemeinden, denen seit alter Zeit ein heiliges und gottgeweihtes Gepräge aufgedrückt war durch das ftitut des heiligen Frühlings, das sich in späterer Zeit, wie gesagt, zu einem nöden Landsknechtleben verflacht hatte. Wer damals ein tüchtiges Stück Geld fen harten kriegerischen Söldnern bot, der hatte sie mit Leib und Seele d sie vergossen ihr Blut für ihn. Aber vielleicht verließen sie ihn auch eder, wenn ein Anderer ihnen größere Vortheile darbot. Also auch die reue, der Stolz und Ruhm dieses Bauerngeschlechts, hatte um diese it manchen Stoß erlitten, vielleicht im Einfluß der sie umgebenden, wohl ch treuloseren, aber weniger kräftigen Griechen. Diese bis nach Sicilien s der Heimath ausgewanderten Landsknechte nannten sich Mamertiner, s ist die Geweihten des Gottes Mars, des Todesgottes, wie die vielen enerationen von Auswandererschwärmen ihrer Landsleute, welche so viele ahrhunderte hindurch, welche unter dem Fluch und Segen desselben Gottes re Heimath hatten verlassen müssen. Man sieht, mit welcher eisernen Zähigkeit diese Völker an ihren nationalen Gedanken und Gewohnheiten ingen.

Es ist schon gesagt, daß die Sprache, welche durch ein gemeinschaftliches Band alle diese Nationen aneinander knüpfte, die oskische war. So nannten sie nicht nur die Römer, sondern auch in sehr früheren Zeiten die Griechen; denn bei ihnen hieß das ganze Süd-Italien das Land der Opiker, nach der für die Ausländer natürlichen Beobachtung, als sie fanden, alle diese verschiedenen Stämme, welche dies Land bedeckten, sprächen eine und dieselbe Mundart.

Gegen diese einfachste und natürlichste Erklärung des Phänomens, daß bei den Römern nur von einer oskischen Sprache, nie von einer oskischen Nation die Rede ist, erheben sich doch noch einige Zweifel, die dem günstigen Leser um so weniger vorenthalten werden sollen, als sie wirklich einen thatsächlichen Grund zu haben scheinen.

Denn es wäre doch möglich, daß die Samnitenstämme, welche aus Mittel-Italien nach dem Süden hinabwanderten in das Land, welches die Griechen in alter Zeit Opica nannten, als und obgleich Eroberer, dennoch die Sprache dieser ihnen nunmehr unterworfenen Stämme angenommen hätten, etwa so, wie die deutschen Langobarden und die französirten norwegischen Normannen als Eroberer in den Zeiten des Mittelalters die italienische Mundart annahmen. Und da drängt sich ein Volk ein, welches Ansprüche macht auf die Originalität dieser oskischen Sprache, weil es nicht nur in Urzeiten den Süden Italiens und Siciliens einnahm, die Siculer oder Sicaner, nach römischer und griechischer Aussprache. Ein Volk, das einst sogar

auf dem römischen Boden gewohnt haben sollte. Denn die italischen Völkerwanderungen gingen, wie wir schon gesehen, seit unvordenklichen Zeiten nach der Beschaffenheit des italischen Landes immer von Nord zu Süd. Aber unter einer ansehnlichen Zahl von Worten, die uns von den eigentlich helleniſirten Ureinwohnern Siciliens aufgeführt werden und die vollständig lateinisch sind, findet sich auch eins, welches leporis lautet und unseren wohlbekannten Hasen, der jede gutbestellte Tafel ziert, bezeichnet, vollkommen gleichlautend mit dem römischen lepus, leporis, unserm Jägerausdruck Lampe entsprechend. Ein großer Theil dieser sikelischen Wörter bezieht sich allerdings auf Gegenstände, welche Handelsartikel sein konnten und da der Handelsverkehr zwischen Rom und Sicilien schon in alter Zeit groß und regelmäßig war, so hat man diese Uebereinstimmung römischer und sikelischer Ausdrücke dadurch erklärt, daß sie durch diesen ältesten Handelsverkehr von Rom nach Sicilien verschleppt waren.

Allein es ist doch nicht wahrscheinlich, daß die Hasen der römischen Landschaft einen so überwiegenden Handelsartikel in den Urzeiten hätten bilden können, daß der Name dieses wohlschmeckenden Thiers bereits in so frühen Zeiten sogar in die Sprache des gemeinen Volks übergegangen wäre. Gerade daß der sikelische Hasenbraten mit demselben Worte wie in Rom bezeichnet wurde, scheint ein ganz durchschlagender Beweis zu sein, daß auch die Sikeler, deren erster ursprünglicher König flüchtig vor seinen nordischen Feinden zum König Morges in Süd-Italien kam, es war der König Siculus, welcher dann in Sicilien eine neue Herrschaft begründete, als stammverwandt mit den Umbrern und Samniten aufgefaßt werden müssen. Soll demnach ein Grenzstein gesetzt werden zwischen den Samniten und einer verschollenen Nation, die von den Griechen Opiker genannt wurde, so muß sie in der Mitte geschwebt haben zwischen den Umbrern, welche immer der lateinischen nahe verwandt waren, und den Sikelern, die der römischen ebenfalls sehr nahe standen, und es ist also nur übrig, wenn es überhaupt eine Nation der Osker gegeben, die von der samnitischen verschieden war, anzunehmen, daß sie nur wenig in ihrer Mundart von ihr abwich, also ihr nahe verwandt war.

Die italischen Völker haben sich immer gern nach ihrem geliebtesten Gotte oder nach irgend welcher seiner Haupteigenschaften und Tugenden bezeichnet und genannt. Die Griechen nannten das Land Italien, von ihnen aus angesehen das nördliche Land, Opica. Aber die Römer wußten von einer uranfänglichen Göttin zu reden, welche Ops hieß, es war die Göttin des Grundes und Bodens, die Göttin, welche dem Ackerbau hold war und die Bauern lieb hatte. Es lag also nahe, dieses Land nach ihr zu benennen und so haben auch die Römer diese Benennung und Namengebung ausgelegt, als

as Land der Bauern, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Feld bauen
s ist keine Frage, daß diese Bezeichnung des Volkes in Italien nach einer
n ihnen hochverehrten Gottheit national werden konnte. Die Beschäftigung
s Volkes durch Ackerbau ist noch heut in Italien die überwiegende für
les Volk, wie sehr auch das überall nahe Meer zu andern einladet. Wie
iel mehr mußten in den alten Zeiten die Ackerbauer über alle anderen
rwiegen, wie viel mehr in den ältesten Zeiten, wo es gar keine andere
rt des friedlichen Erwerbes als den Ackerbau gab, vorzüglich, wenn er
nter dem Segen einer viel verehrten Gottheit stand, dieser Göttin Ops.
er Patronin des armen, frommen, rechtschaffenen und bedürfnißlosen Volkes,
elches unter jeder Entbehrung, freilich im Genuß des entzückend schönen
andes und Himmelstrichs, in dem sie wohnten, die Göttin pries, welche die
nstrengungen der armen Bauern segnete, daß sie ihnen ihre Nahrung Leibes
nd Lebens aus ihrem Mutterschoß emporwachsen ließ.

Sollen wir also die Griechen tadeln, welche dieses mäßige und arme
Bauernvolk, welches sich mit Stolz nach der Göttin, die ihre Landarbeit
elte, benannte, ebenfalls so zubenamten? Sie nannten diese Völker nach
em Namen der Gottheit, der sie huldigten, und die Römer, welche wohl
ußten, daß diese Völker sämmtlich zwar Anfangs durch Eroberung,
ber dann durch ihre tüchtige Arbeit zu Ansehen und Wohlstand gelangt
aren; Alle durch die verwandte, blutsverwandtschaftliche, ihnen innewohnende
Tugend waren Krieger und namentlich Bauern. Sie hießen deshalb Osker, vielleicht Anfangs nach dem verschollenen Namen ihrer freundlichen Feld- und Arbeitsgöttin Ops, aber noch viel mehr, weil unter der Führung dieser Göttin ein blutsverwandtes Geschlecht zuerst mit den Waffen in der Hand, aber dann als friedliche Bauern sich den ganzen Süden Italiens gewonnen hatten und als verwandte Menschengeschlechter eine und dieselbe, die oskische Sprache redeten. Der Name der Göttin Ops hängt zusammen mit dem Worte opus, das ist zunächst Feldarbeit und dann erst später jede andere, durch welche ein tüchtiges Stück Arbeit zu Stande gebracht wird.

Wunderbare Thatsache, daß also die Opiker der Griechen, die Osker der Römer ursprünglich Feldarbeiter hießen, daß aber diese Bedeutung später zurücktrat und alle diese Stämme, welche der ackerbauenden Lebensweise huldigten, gerade deshalb weil sie eines Stammes waren und ihre Seitenverwandten, die sich nach vielen Kämpfen ununterscheidbar mit ihnen vermischten, nicht nach ihrer Ackerbaubeschäftigung, die Anfangs ihnen den Namen gegeben, sondern wegen der ihnen gemeinschaftlichen Sprache, die, trotz ihrer sonstigen Zerspaltung in verschiedene einander fremde und oft feindliche Gemeinderepubliken, sich in die Bedeutung der Sprachgemeinschaft umänderte und als das wesentliche und gemeinschaftliche Band erschien, das sie alle umfing.

Es sei gestattet, einen kurzen Rückblick auf die von uns durchmessenen dunklen Pfade der alten italischen Völkerwanderungen zu werfen. Wir erblicken Anfangs dieses glückselige Land Italien im Norden bevölkert von Stämmen, die wesentlich müssen gleichartig gewesen sein mit der umbrischen Nation. Sie wohnten also im Norden des Landes. Südlich davon die Siculer, ihnen wahrscheinlich stammverwandt, vielleicht auch hervorgegangen aus solchen umbrischen Völkerfrühlingen, die wir schon betrachtet haben. Später strömten von ihnen Fluthen neuer Jünglingsschaaren, welche den Sabinern, Volskern, Samniten und den ihnen verwandten Lucanern und andern verwandten Stämmen das Dasein gaben, welche sich endlich bis nach Campanien ausdehnten und vorschoben bis in die Zauberstadt Pompeji, die in unsern Tagen von den Todten erweckte, wie Dornröschen im deutschen Märchen, als Eroberer, so daß wir täglich bei den neueren Ausgrabungen in dieser begrabenen Stadt neue Inschriften in ihrer Sprache erhalten, Inschriften, die aus dem frischen Muthwillen der lebensvollen oskischen Eroberer hervorgeströmt, vielleicht im Muthwillen der Weinlaune entstanden, wenn sie nach froh verbrachtem Abend auf dem Wege nach Hause den kurzen Schluß ihrer Abendsitzung in ihrer oskischen Mundart an die blankgeweißten Mauern mit ihren Griffeln einschrieben. Es finden sich deren immer neue und neue, wo der Lavastaub unter den Spaten der fleißigen Gräber von den verschütteten Mauern zur Erde fällt und bereits hat der Pater Garrucci von den aufgedeckten eine stattliche Sammlung herausgegeben, die Zeugniß giebt von dem frohen Uebermuth, der in den pompejanischen Wirthshäusern bei den oskisch redenden Einwanderern und ihren Nachkommen in Pompeji herrschte.

Diese Völkerstämme hatten sich in historischen Zeiten bis in den Norden und Südosten Siciliens fortgesetzt, bis Messina, Syrakus und Agrigent, und noch heute sind alte Inschriften ihrer Volksgenossen erhalten, in ihrer oskischen Mundart geschrieben. Sie haben uns einige Namen dieser Führer der Landsknechtfähnlein erhalten, welche bis zum äußersten Süden Italiens, bis nach Sicilien vorgedrungen waren.

Die Siculer selbst, ihre Vorläufer einige Jahrhunderte zuvor, hatten es freilich noch besser getroffen, sie hatten ohne Widerstand Sicilien eingenommen, colonisirt und ihm den Namen gegeben, den es noch heute trägt; sie wurden dann durch die griechische Einwanderung nach Sicilien gänzlich gräcisirt und sprachen griechisch und nur wenige Worte ihrer alten italischen Sprache hatten sie als einen Schatz, den sie freilich wenig achteten, unwillkürlich erhalten. Wichtig ist er eigentlich nur für uns Nachlebende geworden, weil aus ihm allein uns der Schluß gestattet wird, die Erzählungen der Römer und Griechen, welche berichteten, daß die Urbevölkerung von Sicilien aus

Italien gekommen war, wie durch eine echte Sprachurkunde zu bestätigen und zu erhärten.

Diese Völkerwanderungen der national-italischen Stämme erscheinen also im Lichte eines Naturprocesses, indem die seßhaften Nationen des Nordens successiv Jahrhunderte lang die Zinsen ihres Nationalcapitals, die Ueberschüsse ihrer Bevölkerung über die Grenze ihres Gebietes fortwährend nach Süden schickten, wie noch heute zum Theil die romanischen Schweizer und überhaupt die Bewohner der Südabhänge der Alpen und der Lombardei. Alle diese Eroberer und Colonisten der natürlichen Volksströmungen hatten sich ganz nach den ererbten heimathlichen Gewohnheiten, Vorstellungen, politischen und religiösen, in den neu occupirten Gebieten angesiedelt. Wir müssen sie in diesem vulcanischen Lande Italiens und Siciliens mit Lavaströmen vergleichen, die von Zeit zu Zeit, wenn die Vulcane nach langer Ruhe von Neuem Feuer und geschmolzene Feuerbäche von dem Feuerbecher, aus dem Feuerquell des Vulcankraters herabsenden, das umliegende Land wüste legen. Aber wenn einige, freilich lange Zeit vergangen, wächst es auf diesem Lavastrom mit ungeheurer Fruchtbarkeit. Dann wird von Neuem über diese Cultur ein neuer Lavastrom gewälzt und die Cultur ist wieder auf lange Jahre verwüstet. So legt sich eine Decke von Lava über die andere, wobei Jahrhunderte vergehen. Aber es ist immer dieselbe Lava, dasselbe geschmolzene Feuergestein und mit der Zeit wächst es unter dem seligen Himmel Italiens auf der letzten Lavadecke eben so fröhlich empor, wie unter der ersten und zweiten und den anderen. So legte sich also im Lauf der Jahrhunderte in Italien eine Völkerschicht über die andere wie Lavaschichten und jede neue brachte zuerst Zerstörung und dann neue Fruchtbarkeit und neues Culturleben in das frühere.

Eine Region Italiens hatten diese Lavaströme, diese brennenden italischen Völkerzüge, vermieden. Sie blieb ein glückliches Asyl, welches von dieser Plage der Menschheit der italischen Halbinsel verschont wurde, die sogenannten messapischen Gebiete. Wahrscheinlich gab es in diesen Landschaften wenig zu gewinnen und zu erobern, denn diese leider waren in den alten Zeiten wohl noch ärmer als sie jetzt sind und ihre Armuth allein war gewiß die Ursache, daß die nordischen Völkerschwärme es verschmähten, diese Gebiete zu berühren. Es ist ein alter Vers der Römer, der sprüchwörtlich geworden ist bei der angeborenen Neigung der italischen Nationen zu dergleichen Sprüchen, welcher lautet: cantabit coram vacuus latrone viator, etwa zu deutsch: ein armer Bursch, der kein Geld bei sich hat, kann ein fröhliches Lied anstimmen, wenn er den Räubern begegnet. Die Wahrheit, welche in diesem Spruch liegt, hat die armen Messapier im äußersten Südosten Italiens, dem heutigen Calabrien, wo es noch heute viel Dolche und wenig Geld giebt,

vor den feindlichen Invasionen bewahrt, so daß diese messapische Landschaf sich selbst überlassen blieb und Muße hatte, ihre eigenthümliche Bevölkerung unberührt zu erhalten.

Wir verdanken dieser glücklichen Abgelegenheit und Armuth des Landes eine Anzahl von Inschriften, deren Sprache sehr weit abweicht von allen andern des oskischen Sprachgebietes. Sie ist noch durchaus unverstanden und man schwankt sogar, ob man sie mit der uralten albanesischen Sprache jenseit des adriatischen Meeres oder etwa mit dem siculischen Sprachelement in Verbindung setzen soll — das heißt also, ob man für diese Gegenden den Ausgangspunkt jener räthselhaften Bevölkerung über Meer oder in uranfänglichen Wanderungen aus dem Norden Italiens zu suchen hat. Einige grammaticalische Casusformen klingen allerdings auf italische Sprachformen an, allein sie können doch auch mit denen der albanesischen Nation übereinstimmen, welche seit alten Zeiten bis in die Gegenwart unaufhörlich in Seeverkehr gestanden hat mit dem Osten der süditalischen Küsten, so daß es bis auf den heutigen Tag in jenen Gegenden eine Anzahl von albanesischen Niederlassungen giebt, die aber ihre Sprache längst mit der italienischen vertauscht haben, obgleich sie dieselbe mit bedeutenden dialektischen Abweichungen sprechen, welche ihre heimathliche Sprache bedingt.

Absichtlich ist in dieser ethnographischen Skizze der alten Volksstämme Italiens von den verwandtesten Nachbarn Roms noch nicht die Rede gewesen, von den Latinern, welche in ihrer Sprache, die später die allgemeine Volkssprache der höher Gebildeten werden sollte, am weitesten von den nächst verwandten italischen Mundarten abwich.

Es steht fest, daß die Niederung am Meere von Latium beinahe ebens unberührt geblieben ist von den eigentlichen italischen Völkerstämmen wie di Messapier. Denn sie folgten im Ganzen und Großen den nach Südo ziehenden Gebirgskämmen des innern italischen Continentes oder wohl richtiger den zahlreichen Längenthälern, welche zwischen den zahlreichen Höhenzügen mitten inne liegen.

Es ergiebt sich daraus von selbst, daß die Latiner außerhalb dieses Systems der samnitischen und italischen Nationen und ihrer im Weg der Auswanderungen sich nach Süden hin ausdehnenden Völkerwanderungen standen. Es ergiebt sich ferner daraus, daß sie bei ihrer notorischen und anerkannten Verwandtschaft mit den Umbrern — wegen ihrer Sprachähnlichkeit mit ihnen — aus einer sehr frühen Auswanderung von dem uranfänglichen Mutterstamm hervorgegangen sein mußten. Sie erscheinen auch in der Geschichte als uranfängliche Besitzer des ager Latinus, des latinischen Gebietes und es ist ein ausreichender Beweis, daß sie die ursprünglichen Bewohner

von Latium waren, gerade deshalb, weil die Völkerbewegung der Samniten oder Sabeller nach Süden das eigentliche Latium nicht wesentlich berührte.

Wir müssen sagen: nicht wesentlich, denn an Versuchen der Bewohner des Gebirges, die Latiner ebenso als Eroberer zu überrennen, wie die im Süden befindlichen siculischen und oskischen Stämme, hat es nicht gefehlt.

Das Thal der Tiber, welche vom hohen Gebirge herabkommt, war eine bequeme Völkerstraße. Die Geschichte berichtet von zweien solchen inneritalischen Völkerbewegungen, welche die Richtung nach Latium nahmen, der genannten Aboriginer und der Sabiner, deren früheste Sitze in der Hochebene von Aquila unter dem Gran Sasso d'Italia lagen. Testrina hieß ihr Hauptort. Von hier drangen sie gegen die Aboriginer oder Casper, die im Gebiet von Reate wohnten, verjagten und unterwarfen sie, drangen immer weiter bis Cures vor, von wo sie ihre Eroberungszüge unter Titus Tatius bis zum römischen Capitol ausdehnten und dem jungen römischen Staat eine sabinische Hälfte hinzufügten und das schwere Gewicht religiösen Ernstes, welcher auf Numa Pompilius und die Sabiner so gern zurückgeführt wird, Erzählungen, von denen wir früher schon berichtet haben. Das war eben auch ein sich nach Rom ergießender Völkerzug, und die sogenannten Sacraner, die Aboriginer von Reate, die sie vor sich verdrängten, auch Kinder eines heiligen Lenzes waren. Rom hatte sich unter die Sabiner beugen müssen, bis es sich mit ihnen im Bündniß einigte.

Die alten Berichte erzählten also von Einwanderungen der Sacraner, welche auch Aboriginer oder Aborigener genannt wurden und von Einwanderungen der Sabiner in die römisch-latinischen Landschaften, die ganz auf demselben Wege, als ob sie die Fußstapfen der Vorgänger verfolgt hätten, dahin gelangten. Von jenen Aboriginern — einem Namen, der nur der Abstraction, nicht dem wirklichen Nationalnamen eines Volkes seine Benennung verdankt — denn es ist deutlich, daß die beiden latinischen Worte ab origine, von Anfang zu deutsch, dieser Namengebung zu Grunde liegen, welche also sehr spät, und aus historischer Speculation späterer Geschichtsforscher hervorgegangen ist, um die ältesten Einwanderer oder Einwohner zu bezeichnen — also von jenen Aboriginern kann unmöglich die latinische Nation abstammen. Sie muß nach ihrer geographischen Heimath vielmehr etwa dem nordischen, dem umbrisch-italischen Volksstamm angehört haben, während ihre Dränger, die Sabiner, dem samnitischen Stamm zuzuzählen sind, jener zweiten großen Abzweigung von dem ursprünglichen und alten national-italischen Stamme, der sich in seiner Sprache zu dem Samnitischen etwa in dem Verhältniß befinden mochte, wie in unserem deutschen Vaterland die gothische Mundart zur altfriesischen oder altsächsischen.

Allein beide waren weit verschieden von der latinischen, die sich durch alle Zeiten stets als ein besonderer Zweig der echt italischen Sprachen erhalten hat. Weder die Einwanderungen der sogenannten Aboriginer, allem Vermuthen nach umbrischer Nationalität, noch die der Sabiner, welche in ihrer Mundart sich der samnitischen nähern mußten, weil sabinisch und samnitisch nur geringe Abänderungen desselben Namens sind, konnten im Stande sein, die latinische Nationalität wesentlich zu alteriren. Auch die höchst wahrscheinlich noch viel zahlreicheren Einfälle der Stämme des Gebirges, welches über Latium lag, von denen uns zufällig keine Kunde erhalten ist — denn die Geschichte setzt sich ja nur aus Fragmenten lückenhafter und schriftlicher Manuscripte zusammen, wo die Lücken allein durch genaues und aufmerksames Studium der Endglieder ausgefüllt werden können, als eine echte Wissenschaft der Restauration — hätten eine solche Einwirkung nicht hervorbringen können. Denn die latinische Sprache erscheint nach allen Seiten als eine ursprünglich organische, in sich eine Einheit bildende Sprache, durchaus nicht als eine Mischsprache, welche das Resultat zu sein pflegt, wenn eine oder mehrere grundverschiedene Nationen sich auf demselben Boden als Eroberer und Besiegte in nothgedrungener Verbindung einigen. Die Grammatik der lateinischen Sprache beweist, daß sie eine völlig organische war, die zwar Fremdwörter in sich aufnahm, aber nicht mehr als jede andere Sprache.

Gerade dies nun ist der hauptsächlichste, aber vollständig ausreichende Grund, daß die Nation der Latiner in sehr frühen Zeiten schon verschieden war von der der Umbrer und Samniten. Weil aber die Wanderungen dieser letzteren wesentlich nur die Mitte, die gebirgigen Landschaften Italiens einnahmen und blos gelegentlich aus diesem italischen Höhengebiet, den Flußthälern, die nach der Ebene münden, folgend, einzelne Volkshaufen nach dem Küstengebiet des ebenen Latiums herabströmten, ohne aber die alte Sprache Latiums, die doch so sehr von der der Gebirgsstämme abwich, zu ändern, so folgt mit gebieterischer Nothwendigkeit, daß die Stämme, welche Latium von Anfang her bevölkert hatten, viel älter waren, als die Samniten, schon deshalb, weil sie gewiß nicht die Wanderung in die wilden Gebirge eingeschlagen hätten, wenn sie die Ebenen, wo Ackerbau und Viehzucht viel bequemer waren, ohne Mühe hätten einnehmen können, wenn nämlich diese unbewohnt gewesen wären. Aber sie waren offenbar schon in den ältesten Zeiten nicht nur bewohnt, sondern von einem sehr streitbaren Geschlecht, lange bevor die Etrusker in das Land Italien kamen, und es zeigt Alles an, daß die Vorfahren der Latiner ebenso auf ihren ältesten Wanderungen von Nord nach Süd den Küstenebenen folgten, die ihnen anmuthig erschienen, wie die Samniten den Längenthälern des hohen Gebirges, die alle nach Süden hin laufen.

ieſe Einwanderung der Latiner in die Küſtenlandſchaften und Ebenen ſüdlich
er war alſo eine der früheſten von ſämmtlichen italiſchen Völkerwande-
, alſo wenigſtens viel früher, als die Völkerwanderungen der Samniten,
aliſchen Süden zugekehrt. Als dieſe auf dem Höhepunkt ihrer Bewe-
tanden, erſchien ſogar Latium als eine ganz iſolirte Sprachinſel in
eiten italiſchen Ländergebiet. Denn ſie wurde im Norden, jenſeit der
bedrängt von den Etruskern, die von Norden her herangefluthet waren,
n Süden und Südweſten wohnten die Rutuler der Seeſtadt Ardea und
olsker im ſüdlichen Volskergebirge, Stämme, die von dem latiniſchen
me verſchieden, ohne Zweifel dem umbriſchen und ſamnitiſchen ange-
, wie die Herniker, von denen es die Alten geradezu ſagen, daß ſie
mlinge der Samniten waren.

Dieſe Latiner waren alſo bedrängt in allen ihren Thoren, noch mehr
in unſeren Tagen der edle Papſt Pius iſt, dem von dem Gebiet
tauſendjährigen Vorfahren nicht viel mehr übrig iſt, und zwar auch
ur auf ein paar Wochen.

Und doch war es eben jenen in allen ihren Grenzen hart bedrängten
rn, weil ſich das große Rom ihrer annahm, beſtimmt und vorbehalten,
nur ihre Bedränger, ſondern auch Italien und die Welt zu beſiegen.

Sie ſiegten durch ihre höhere Cultur, alſo weſentlich durch das frühe
eleben, das ſie ausgebildet hatten, während das innere Land zwar immer
euem, wie aus einem unerſchöpflichen Vulcan, ſtets friſche und jugend-
Völkerſchaaren auswarf. Aber dieſe vulcaniſchen flammenden und bren-
n Brandungen brachen ſich vor den feſten Burgen der latiniſchen Städte-
iken.

So ſchwach ſie in militäriſcher Beziehung nach unſeren Begriffen waren,
nügten, die Angriffe der ungebildeten Naturſöhne des Gebirges an ihnen
rn zu laſſen. Dieſe Städte verſtanden es, mit der Zeit die rauhen
hner der Berge ſich ebenſo tributpflichtig und unterthänig zu machen,
ie große Republik Bern in alten Zeiten die Bewohner der Berner
. Bei den Bernern geſchah dies durch die einfache Verſorgung
Getreide, welches in den hohen Alpen äußerſt ſpärlich wuchs. Das
land mit ſeinen nahrhaften Aeckern konnte das Oberland, dem ſie fehl-
n Belagerungszuſtand ſetzen, ohne einen Soldaten marſchiren zu laſſen.
ich, faſt gleich war es mit dem Verhältniß der Bewohner des Gebir-
nd der Ebene in Latium geweſen. Die Bewohner des Gebirges blie-
ei Mißernten, die häufig genug vorkamen, angewieſen auf die beſſeren
n der Bewohner der Ebene. Dieſe, als ſtreitbare Männer der ergiebi-
Ebene, waren im Stande, die Preiſe des Brotkorns zu machen, welche
e Männer des Gebirges erſchwingbar waren.

Diese Nothdurft der Gebirgsländer erscheint um so natürlicher, da selbst Latium, das Land der Ebene, sehr häufig Mangel litt wegen dieses Brotkorns und es in der Fremde, bis in Sicilien, theuer kaufen mußte. —

Da wir aber nun einmal im Anlauf sind, die Nachbarstämme Roms und Latiums zu durcheilen, so ist es geboten, auch die norditalischen Völkerschaften zu betrachten, welche als die Dränger, als die Veranlasser der italischen Völkerwanderungen durch ihr Eindringen in das Land Italien betrachtet werden müssen.

Es sind außer den Etruskern, welche höchst wahrscheinlich durch ihre Einwanderung aus dem Norden Italiens zuerst die umbrischen und italischen Völkerschaften in Bewegung setzten nach dem Süden des Landes, noch zwei Völker, die Ligurer und die Veneter, welche sich wesentlich beide im Norden Italiens bewegten.

Wir betrachten zuerst die nordwestlichen Ligurer.

Sie wohnten genau in denselben Landschaften, welche später eine wesentlich gleichartige Nation einnahm, wenn sie auch wie die Samniten in verschiedene Stammesabtheilungen zerfiel.

Diese Ligurer bewohnten die Landschaften, welche an das Meer von Südfrankreich, Spanien und Westitalien grenzen.

Merkwürdiger Weise ist es dieselbe Gegend, welche im Mittelalter durch die provenzalische Mundart im Großen und Ganzen bezeichnet wird — oder die Völker von Aragonien, Catalonien und Valentia in Spanien, ferner das ganze Südfrankreich und endlich die Riviera di Levante, die Riviera di Ponente von Genua bis in die Gegend von Massa und Carrara, im innern Lande bis nach Parma.

Im Osten Italiens waren noch andere Völker, die unter dem Namen der Veneter zusammengefaßt sind.

Sie gehörten einem gänzlich verschiedenen Volke an, welches sich an die Völker des Ostens anschloß, an die Völker des Ostens und Südostens von Italien, vielleicht auch des Nordens.

Wir wissen von diesen Venetern so gut wie nichts. Sie können nordische Einwanderer wie die Etrusker gewesen sein, von räthselhafter Abkunft, sie können auch den noch heute ebenso räthselhaften Albanesen, den, wie sie sich nennen, Schypetaren stammverwandt gewesen sein. Kurz man weiß von ihnen wenig mehr, als daß die venetianische Republik ihren Namen adoptirt hat, als einen großen und stolzen Anspruch, der sich bis in unsere späte Zeit fortgepflanzt hat.

Das waren also Roms nordische Nachbarn, während im Süden, an den mittäglichen Meeresküsten eine andere Nation in einer Reihe blühender Städte angesiedelt war, die über das Meer vom fernen Osten und

Südosten kühn wie die Etrusker herübergesetzt war, die Griechen. Sie hatten sich bei ihrer ersten Landung in dem Westen ein Paradies ausgesucht, nach dem sich nicht nur so viele Nordländer ihr halbes Leben vergeblich sehnen, sondern welches auch in Italien selbst als ein solches immer gegolten. Im entzückenden Golf von Neapel liegt wie eine weiße Perle in blauer Fassung des südlichen Meeres das hellglänzende und schimmernde Kalkfelseneiland Ischia, von dessen Gipfeln noch heut das trunkene Auge des Beschauers aller dieser unsäglichen Schönheit von Meer und Inseln — Procida hart dabei und das berühmte Capri, die Felsenresidenz des zweiten Gebieters der römischen Welt, des gewaltigen, bis in sein Alter tugendhaften und großen Staatsmannes, dann des ruchlosen und lasterhaften Tyrannen, des Kaisers Tiberius, dessen Blick wie der der versteinernden Meduse den Tod brachte — hinüberblickt auf die zaubervolle Küste, auf die Weltstadt Neapel, die man im Morgen- und Abendschimmer wie verklärt liegen sieht, in der man die Fenster der Häuser erkennt, wenn die Sonne darauf scheint, darüber der dampfende, dämonische Feuerberg, der Vesuv mit seinem Gluthmund auf der Spitze über aller der friedlichen Seligkeit, der über 3000 Fuß sich erhebt, und dann gegen Süden der von 5000 Fuß Höhe sich in's Meer stürzende Monte San Angelo. Da steht dieser heilige Engelberg im Anblick der Burg des Tiberius, des gefallenen Engels, und der seligen Stadt Sorrento, die zu seinen Füßen ruht.

Ischia ist eine Citadelle von der Natur gebaut, deren Mauern seine Felsenwände sind, und obgleich es viel zu groß war für die geringe Zahl der griechischen Einwanderer, so fanden sie bald ein paar himmelhoch ragende Felsen, auf denen sie ihr kühnes Adlernest einhorsten konnten und in völliger Ruhe vor räuberischen Anfällen auf die sie umgebende Herrlichkeit hinab- und hinausblicken konnten, eine Herrlichkeit, wie sie ihre auch schöne Heimath weit und breit nicht aufzuweisen und aufzubringen vermochte.

Die griechischen Ausschwärmer aus den südöstlichen Regionen von Hellas haben gewiß manche Meerfahrt gethan, manche Riviera betrachtet und besucht von dem neuen Lande Italien, das ihnen ebenso unbekannt war und mit nicht minderen Anstrengungen und Wagnissen erreicht wurde durch ihre unvollkommenen Schiffe, wie von unseren europäischen Schiffern des 16. Jahrhunderts Amerika, bis sie diese seligen Gebiete des Golfs von Napoli sahen, von dem es noch heut im italienischen Sprüchwort heißt: veder e morir, das heißt sehen und sterben. Es bedeutet: wer diese Herrlichkeit mit leiblichen Augen geschaut, der kann nie etwas Schöneres sehen und kann, nachdem er so den Gipfelpunkt seines irdischen Daseins durch den Anblick dieser unsäglichen Schöne erreicht hat, getrost sein Haupt niederlegen und sterben.

Allein diese ersten Ansiedler aus Griechenland auf dem glückseligen

Ischia, ihrer ersten erwählten Heimath, starben zwar alle, aber doch nicht an dem Anblick dieser überwältigenden Schönheit. Vielmehr wurde dadurch ihre Lebenslust, die Sehnsucht, sich aller dieser paradiesischen Schönheiten zu bemächtigen, um so gewaltiger aufgeregt. Sobald sie in ihrer neuen Felsenheimath sich eingewohnt, sich sicher, erstarkt fühlten, gingen sie mit frischer Kraft auf ihren kleinen von kühnen Seefahrern und noch kühneren Kriegsmännern erfüllten Fahrzeugen hinüber auf das Festland. Sie scheuten wohl anfangs das Gebiet des grausigen Rauchberges mit seinen feurigen Eingeweiden, über dem sich des Nachts der rothe Schein der Feuersbrunst an den himmlischen Wolken spiegelte. Sie blieben in der Nähe ihres ersten Besitzes von Ischia und gründeten zuerst Kyme, das sie also benannten von der lieben griechischen Heimath im fernen Kleinasien — denn von dort kamen diese frühesten Griechen nach Italien. Von da gründeten sie mehr weiter nach Süden Dikaearchia und endlich Neapolis dort, wo noch heute die Hauptstadt des erst vor ein paar Jahren dem neuen Italien annectirten neapolitanischen Königreichs mit ihrem Menschengewimmel denselben Namen trägt, und endlich rückten die griechischen Pflanzstädte Herculanum und Pompeji im kühnen Eroberungsrausche dem flammenspeienden Berge ganz nahe zu Leibe und siedelten sich unmittelbar an seinem Fuße häuslich an zu einer vielhundertjährigen Blüthe, bis der tückische, verderbenschwangere, von geschmolzenem glühendem Gestein erfüllte Ofen des Vesuv eines Tages all' das anmuthige Menschenleben mit sammt dem lieblichen Schmuck von Cultur und Kunst, welches alljährlich in der Badesaison die ganze vornehme Welt des damals vielgebietenden Italiens an sich zog, mit dem Grausen der Zerstörung wie ein anderes Sodom und Gomorrha überdeckte und begrub.

So wurde also der Golf von Neapel an seinem Küstensaume besetzt durch eine Kette blühender Griechenstädte, die fröhlich aufblühten und das Licht ihrer Cultur weithin in ferne Zonen des italischen Völkerlebens, das noch im tiefen Dunkel wandelte, hinausstrahlten. Und dabei hatten sie nicht versäumt, als Kinder des Meeres, die entzückend schönen Felseneilande, die wie in einem offenen Lorbeerkranz, dessen äußerste Blätter von beiden Seiten weit hinausragen, sich gleichfalls zu eigen zu machen.

Daß einst auch Capri, dieses südliche Helgoland, das als Stück des romantischen Gebirgszuges des Monte San Angelo aus dem blauen Wellenmeer noch einmal mit seinem Felsenhaupt emportaucht, Griechen bewohnt haben, bezeugt der Name von Anacapri, der oberen Stadt, welche durch die beiden ersten Silben deutlich zu erkennen giebt, daß dieser Name ebenso reingriechisch ist, als der von Neapolis, das heißt zu deutsch die Neustadt oder die neue Burg, gleichbedeutend mit unserer preußischen Stadt Naumburg oder dem französisch-schweizerischen Neufchatel, das wir vor einigen Jahren

seinem nicht besseren Geschick preisgegeben haben auf seinem besonderen Wunsch und Willen — George Dandin, tu l'as voulu, das heißt, es wollte es nicht besser haben.

Das sind also die Anfänge der Griechen in Italien, die wir hier betrachtet haben.

In diesem glücklichen Meer- und Insel- und Küstengebiet hatten sich also Griechen, ionische Griechen aus Kleinasien, zuerst häuslich und heimathlich niedergelassen und waren in Verkehr getreten mit den Bewohnern des Festlandes, welches sie Opica, das Land der Opiker, nannten, weil ihre nächsten Nachbarn jene italischen Osker waren, nach denen sie den ganzen Continent hießen. In diesen ganzen Uferlandschaften des festen Landes und der Inseln wimmelt es von Namengebungen aus den Reminiscenzen der homerischen Gedichte, da finden wir die Charybdis und Scylla, die Lästrygonen, den Aornossee (den Avernus) mit dem Eingang zur Unterwelt, nicht weit davon war gegen Norden die Insel der Circe, das Cap von Circeji, welches, obgleich mit dem festen Lande zusammenhängend, doch wie der Felsen von Gaeta schroff zwischen der Maremma und dem Meere emporsteigend, noch heut auf den Reisenden den Eindruck einer Insel macht — und so viele andere.

Sie sind der schlagende Beweis, daß jene erste Griechencolonie in Italien noch unter dem frischen Eindruck der homerischen Poesie lebte, daß sie noch den Stempel des heroischen Zeitalters Griechenlands trug.

Und doch war in den homerischen Gesängen den Dichtern derselben Italien sammt der ganzen Westsee noch ein unbekanntes Land. Die Ilias weiß von ihnen gar nichts und die Odyssee mit ihren zauber- und märchenhaften Schiffererzählungen aus dem fernen Westen weiß von Italien so viel als die europäische Menschheit von Amerika vor Christoforo Colombo, dem Genuesen, wußte. Sogar von Ithaka, der Heimath des Haupthelden dieses Gedichts, nach dem es genannt ist, sind die Erzählungen, wie neuerdings eine gewissenhafte an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung gezeigt hat, durchaus fabelhaft, wie die von Scheria, welches man mit dem heutigen Corfu verglichen hat, reine Märchen, nationale Sagen, deren Schauplatz aus der griechischen Mythologie hervorgegangen und in die nebelhafte Ferne gewiesen, bald im schwarzen Meer, bald an Italiens Küsten gesucht und gefunden wurde, weil die Seefahrten der kleinasiatischen Griechen bald nach diesen, bald nach jenen Gegenden sich wendeten.

Die Besetzung und Colonisirung des italischen Paradieses, der Umgebungen von Neapel (Contorni di Napoli), war also von den ionischen Griechen Kleinasiens ausgegangen und später hatten ihnen dabei andere Landsleute, die Landsleute von Euböa aus Eretria, geholfen, so daß diese Meer-

eilande und Uferlandschaften von Joniern dicht bevölkert waren, welche ihre Cultur dem inneren Lande, dem Lande der Barbaren, wie sie die Griechen nannten, weit und breit mittheilten und zwar Cultur und Religion.

Denn die Religion war noch damals der Urquell, der Hauptpulsschlag für die Lebensordnung der Völker. Die Ausströmungen dieser Cultur wirkten lange, vielleicht Jahrhunderte, ehe denn in andern Gegenden Süditaliens andere Griechenherzöge mit ihrem Volk als Seefürsten aus dem Osten herangesegelt kamen und neue Pflanzstädte griechischen Wesens gründeten.

Sie kamen aber als eine Völkerwanderung, wie lange Jahrhunderte später aus dem hohen Norden Norwegens und der Normandie die Normänner in dieses Land des Königreichs Neapel kamen.

Allein es waren jetzt nicht mehr Jonier, sondern Achäer und das Gebiet, welches sie sich ausgesucht hatten, das die klugen Jonier verschmäht hatten, als sie jede Biegung, jedes Meerufer des süditalischen Continentes erforscht hatten auf ihren Entdeckungsfahrten, es waren die Küsten des später sogenannten tarentinischen Meerbusens.

Italien wird immer nach den Umrissen seiner geographischen Bildung das Bein und der Stiefel Europas genannt, wie Deutschland das Herz dieses Welttheils. In der That und Wahrheit hat dieses Bein mit seinem Fuße erst Europa gehen gelehrt. Es ist das prädestinirte Fortschrittsorgan des europäischen Länder- und Staatenorganismus geblieben von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Der tarentinische Meerbusen umschließt den Spann des italischen Beines zwischen Spitze und Hacken des Fußes.

Hier in der Wölbung an der Spitze dieses italischen Fußspanns, welcher für Italien und für den menschlichen Fuß äußerst empfindlich war, etablirte sich die zweite große Völkerwanderung Griechenlands, welche so große Fortschritte machte, daß nach ihr ganz Süditalien einst Großgriechenland genannt worden ist.

Es waren im Uebergewicht alle diese Auswanderer eines und desselben Stammes, des achäischen, wodurch es möglich wurde, daß sie sich sämmtlich als nahe Landsleute, als Kinder eines Ursprungs, als Blutsverwandte fühlten, um so mehr im fernen Auslande, wo sich ja immer die Landsleute enger an einander zu schließen pflegen. Es waren die Städte Metapont, Heraklea, Siris, Sybaris, Kroton, Terina, Tempsa, Pyxus, Posidonia, an beiden Ufern der Küste von Lucanien und Bruttium gelegen. Allmälig nahmen sie, anders als im neapolitanischen Golf, auch das innere Land ein und herrschten über ausgedehnte Ackerfluren und Weidelandschaften, deren einheimische Bevölkerung sich ihnen unterworfen hatte, diesen kriegerischen Geschlechtern, in denen weniger die Künste als die Kraftäußerungen des heroischen Zeitalters

angesehen waren, und in denen später der Faustkampf zur Virtuosität ausgebildet wurde, der in Milon dem Krotoniaten sein fast mythisch gewordenes Ideal fand, der täglich dasselbe Kalb eine Höhe hinauftrug, bis es, allmälig zum Stier aufgewachsen, seinen Schultern keine zu schwere Bürde war, der unzählige Male Sieger bei den griechischen Festspielen, endlich erlag, als er einen gespaltenen Baum im Walde auseinanderreißen wollte, in den er selber sich als Keil hineinschob und von ihm erdrückt wurde.

Diese Städte gelangten durch große unterthänige Landschaften, von denen einige mit den üppigsten und ergiebigsten Saatfluren ausgestattet waren, zu schneller Blüthe und außerordentlichem Reichthum, vor allen Sybaris, wohin von weit und breit die Schiffer kamen, den reichen Grundherren die ländlichen Producte ihres Bodens für schweres Geld abzuholen. Der plötzliche Goldregen, der auf sie herabströmte, machte sie übermüthig und weichlich, und seitdem ist sybaritische Ueppigkeit und Weichlichkeit sprüchwörtlich geworden.

Unter den hellenischen Stämmen hat sich zuletzt von allen der dorische zu Colonieunternehmungen nach dem fernen Westen aufgemacht, denen die Gründung der epizephyrischen Lokrer, die Aeoler waren, mitten inne stehend zwischen Dorern und Achäern, vielleicht voranging. Die Dorer haben in Großgriechenland nur eine Stadt gegründet, welche einen großen Namen erlangt hat, Taras, das spätere Tarent, welches hier gleichsam die Erbin wurde von allen andern Griechenstädten Italiens, die einzige, welche den Römern einen nachhaltigen und gewaltigen Widerstand geleistet hat, bis auch sie der Alles verschlingenden Republik zum Opfer fiel.

Aber der Hauptstrom der dorischen Wanderung war auf Sicilien gerichtet, dessen ganzen Osten und Süden sie allmälig einnahm, so daß dieses ganze Eiland, so weit es von Griechen besetzt wurde, dorischen Charakter trug.

Alle Griechenfahrten nach den westlichen Gegenden Italiens, auch die älteste der Jonier nach Cumae, waren durch die sogenannte Meerenge von Messina zwischen dem italischen Festlande und Sicilien gegangen und die Spuren dieser ältesten Jonierwanderung waren Rhegion in Italien und Naxos in Sicilien, die einzigen Jonierstädte in diesen Gegenden, ihre Stützpunkte im Süden für die Nordfahrt.

Obgleich die Ansiedelungen der Griechen in Sicilien und Italien eine bei weitem höhere Bedeutung für das Mutterland als Italien hatten, so sind sie doch auch auf dieses nicht ohne den größten Einfluß geblieben, den bedeutendsten haben Cumae und Tarent ausgeübt, von wo einige der wichtigsten politischen und kirchlichen Institute ihren Weg bis nach Rom gefunden haben, deren sich der Leser wohl noch erinnern wird.

Allein wie viele andere Cultureinflüsse von hier nach Norden eingeströmt sind, lehren die unzähligen griechischen Vasen mit ihren griechischen Inschriften, die bis im nordischen Etrurien eine nationale Bedeutung gewonnen haben. Wie viele andere Einwirkungen mögen stattgefunden haben, aber sie entziehen sich unserm Blick. Am geringsten war der erkennbare Einfluß der achäischen Städtegruppe. Der Grund war, daß er nicht unmittelbar auf Rom ausströmte, sondern mehr auf die Bevölkerungen des inneren Landes. Aber diesen gegenüber war er ein mächtiger. Er war getragen nicht sowohl durch blühenden Handel, sondern durch eine Landwirthschaft ohne Gleichen in der damaligen abendländischen Welt. Die Gaben der Ceres waren so überschwänglich reich in den Fluren von Metapont, daß die Stadt aus Dankbarkeit den Zehnten des Getreides, welchen sie dem Gott in Delphi frohndete, nicht in Korn, sondern in wirklichen goldenen Aehren in sein Heiligthum stiftete.

Außerdem hatten diese Colonien nicht nur durch ihre Neigung zur Acker- und Viehwirthschaft in Flur und Gebirg etwas den national-italischen Stämmen Wahlverwandtes. Auch ihre durchgehende Neigung zu aristokratischen Staatsformen während der frühen Zeiten ihrer Entwickelung stimmte zu dem Genius Italiens. Es konnte nicht fehlen, daß in diese reichen Städte eine Fülle von griechischen Einwanderern strömte, welche in allerhand Gewerben ihr Brot suchte und fand. Aber die herrschende Bürgerschaft der alten Eroberer und ihrer Nachkommen blieb weit entfernt, sie als ebenbürtig zur Theilnahme am Stadtregiment zuzulassen und beide vereinigten sich, die Bevölkerung, die für sie in Feld und Wald wirkte und schaffte, die unterworfenen, unfreien Eingeborenen, immer im Gefühl dieser Unterthänigkeit zu erhalten. Und doch waren es ihre Arme und Hände, welche den unsäglichen Reichthum der helleniſchen Herren schufen.

In dieses System, diese Eintracht von Städterepubliken brachte, wie in dem Mutterlande selbst, der thatsächliche Geldreichthum, welcher aus dem Seehandel hervorgeht, in den eigentlich wider ihren Willen, nur durch ihre Lage mitten in der Goldgrube, nicht der metallurgischen, sondern vielmehr der botanischen, — wie auch wir in unserem Vaterland eine güldene Aue kennen, — die Sybariten hineingezogen wurden, den ersten Mißton, die erste Dissonanz.

Die alte Bürgerschaft von Sybaris wehrte sich mühsam gegen die Macht der reichen Emporkömmlinge. Vier Stämme der Eingeborenen und 25 Städte dienten ihr und 300,000 Krieger konnte sie in's Feld stellen, aber die Optimaten, die Aristokraten, hatten nicht mehr die Kraft, dieses Staatswesen, das so plötzlich in alle Dimensionen auseinandergewachsen war, gerade wie ein Senfkorn in diesen ergiebigen Landen, zusammenzuhalten. Die reichen un-

ligen Parvenüs hatten gegen sie die breiten Volksmassen gewonnen und
ittert und aus den daraus folgenden Revolutionen ging — dies ist der
öhnliche Verlauf der Staatsentwickelung in den mächtig gewordenen
chischen Städterepubliken, sobald sie demokratisch geworden — die Ty-
nis hervor, deren sich Telys mit kühnem Wagniß bemächtigte (510 vor
r.). Aber er sollte sich des Lohnes seiner That nicht lange erfreuen. Kroton
armte sich der vertriebenen Herren der Stadt und nahm sich ihres ererbten
chtes an. Es erklärte dem Tyrannen den Krieg. Sein ungeheures
er half ihm nichts und ein kurzer Feldzug von nur 70 Tagen genügte,
verweichlichten Sybariten völlig zu schlagen. Die Stadt wurde erobert
d zerstört. Das war das Ende. Aber Großgriechenland hatte sich das
ftigste Glied an seinem eigenen Leibe abgehauen und sich selbst ver-
ppelt.

Die Krotoniaten waren durch die Kraft ihrer Leiber, durch die Uebung
kriegerischer Tüchtigkeit berühmt im ganzen Alterthum und als sie diesen
eg gewonnen hatten, bestand ihre Stadt erst seit 200 Jahren, seit 710 vor
r. Die Krotoniaten waren immer ein streitbares Volk gewesen. Bereits
n das Jahr 576 v. Chr. hatten sie schon eine große Schlacht bestanden gegen
e beiden mächtigsten Städte des Südens, Locri und Rhegion. Sie hatten
0,000 Mann in's Feld gestellt, aber sie hatten den Kürzeren gezogen.
enn auch die Krotoniaten bei solcher Kriegsnoth die eingeborenen Japygier,
re Leibeigenen, wie die Spartiaten ihre Heloten, in die Schlacht mit sich
hrten, es giebt doch einen gewaltigen Begriff dieser süditalischen Griechen-
dte, wenn Kroton wenig über 100 Jahre nach seiner Gründung solches
eer in's Feld stellen konnte. Auch in dieser Beziehung vergleicht sich die grie-
ische Wanderung nach Italien mit der unsrigen nach Amerika. Wie sind
: die volkreichsten Städte wie Pilze über Nacht aus dem Boden gewachsen.
ie statistischen Bevölkerungszahlen von Syrakus (eine Million), von Agri-
nt (800,000) gleichen darin der von New-York (700,000). Nur wenige
rcente dieser ungeheuren Zahlen müssen doch in diesen ungeheuren Städten
ungers gestorben sein und die Mehrzahl ihr Brot gefunden haben.

Die Stadt Kroton war aber noch durch etwas Anderes hervorragend
er die Griechenstädte Süditaliens. Es war die Verfassung, welche der
ichtige Geist des Pythagoras, der, von Samos gebürtig, nach vielen Kreuz-
d Querzügen endlich hier den fruchtbaren Boden für den Samen seiner
senschaftlichen und Staatslehre gefunden, zuerst Kroton und dann
t allen benachbarten Griechenstädten geschaffen hatte. Alle diese Städte
oten einen Bund, der auf der heiligsten und innigsten Ueberzeugung aller
itglieder erbaut war. Man möchte ihn fast eine Ordensregel im Cha-
ter der mittelalterlichen Ritterorden nennen. Die Aehnlichkeit besteht vor

allen Dingen darin, daß die Mitgliedschaft in dieser Gemeinde als von einer ersten Bedingung davon abhängig war, daß Niemand aufgenommen werden durfte, welcher nicht von erlauchter Geburt, von altem Adel war, das heißt in diesen griechischen Republiken, der nicht von dem Blute der alten Eroberer abstammte. Denn solche edelgeborenen Abkömmlinge allein galten als die geborenen, als die berufenen Staatslenker, eine Lehre, die sich in reinster Form nach langen Jahrhunderten in Spanien, in Südamerika wieder erneuert hat, die Lehre von der limpieza.

Allein mit dieser abstracten Lehre konnte sich ein phantastisches, Geist und Leben sprühendes Griechenherz nicht beruhigen. Es verlangte mehr. Diese Söhne der altehrwürdigen Geschlechter sollten auch in ihrer äußeren, in ihrer wirklichen und nach Außen wirksamen Erscheinung ein Ideal darstellen von Schönheit, Kraft und Tugend, von Anmuth, Anstand und Majestät, von geistiger Gewalt, vor der sich auch der trotzigste Demokrat wie vor einer fast göttlichen Hoheit beugte.

Pythagoras war etwa i. J. 538 vor Christi Geburt als ein reifer Mann, durch seine Reisen in den Culturländern des Ostens von Griechenland, Aegypten und Persien, ausgestattet mit vielen Lebenserfahrungen, ausgestattet mit einer gewinnenden Schönheit der äußerlichen Erscheinung, in Kroton gelandet. Der Ruf seiner Weisheit war ihm vorausgeeilt. Die begeisternden Reden, welche er der Jugend in den Ringschulen, den Alten in ihrem Senatshause hielt, rissen Alles mit sich fort. Er war schnell der gefeierte Helfer.

Aber einen Helfer, einen Retter aus der Noth, verlangte man gerade in Kroton, als er kam.

Denn noch siechte die Stadt schwer an den Folgen jener empfindlichen Niederlage, die sie von dem benachbarten Locri erlitten. Locri war scheinbar schwach im Verhältniß zu dem mächtigen Kroton. Da hatten sich die Bedrängten an die heimischen griechischen Städte gewandt, an Sparta, das ihnen nicht die begehrte Hülfe gab, aber die Tyndariden, die Zwillingsgötter, als Nothhelfer gesandt hatte, und im Glauben an sie besiegten die schwachen Locrer die berühmte Heeresmacht der Krotoniaten. Sie waren tief gedemüthigt, als Pythagoras als ihr Nothhelfer erschien. Bald hatte er neuen Muth in die Herzen der Krotoniaten aus dem schöpferischen Born seines reichen Herzens gegossen und die Hoffnung war von Neuem in die Gemüther der Krotoniaten eingezogen. Er erweckte sie zu neuem Leben durch seine neue Lehre, weil sie das Gebiet ihrer Herzen und Sinne mit neuen erhabenen Gedanken erfüllte. Es waren die berühmten Lehren des Pythagoras, von denen alle späteren Jahrhunderte des hellenischen Alterthums reichen Stoff fanden mit Bewunderung und Lob zu erzählen. Pythagoras, der Jonier, fand in

iesen achäischen Städten gläubige Seelen in Menge unter der herrschenden Jun-
rschaft, dieser Aristokratie, welche gewohnt war sich als die ersten Menschen,
ehend neben den Göttern, zu betrachten. Mit Begeisterung hingen sie ihm
n. Denn er hielt ihnen, den Bedrängten und Verzweifelten, das Bild ihrer
Verklärung entgegen, bald erreichbar, wenn sie ihm nur folgen wollten. Py-
hagoras fand in Kroton ein üppiges Feld für seine reformatorische Thätig-
eit. Die krotoniatischen Junker waren von einer so kolossalen Leibesge-
undheit, daß sie sprüchwörtlich im hellenischen Alterthum geworden war.
s hieß in ganz Hellas: „So gesund wie ein Krotoniat". Jetzt gab Py-
hagoras diesen urgesunden krotoniatischen Männern eine Seele. Er lehrte
ie neben ihren kriegerischen Tüchtigkeiten die Weisheit vom Staat, die Weis-
heit der Astronomie, der Geometrie und Zahlenlehre, der socialen Po-
litik nach dem damaligen Stande der Culturwelt, er lehrte sie Musik, von
der er sagte, daß sie auch das wildeste Gemüth durch eine einfache Melodie
zu bändigen im Stande wäre.

Es war eine Geheimlehre, die Pythagoras lehrte, nur den bevorzugten Geschlechtern wie ein Privilegium mitgetheilt. Um so reißender verbreitete sie sich über Kroton hinaus in alle die angrenzenden Griechenstädte und schnell war dieser Bund der Freunde, wie sie sich nannten, über den ganzen Süden Italiens, über ganz Großgriechenland ausgedehnt.

Es war ein großer politischer Blick über die Natur dieser Staaten, welcher Pythagoras zur Constituirung eines solchen Bundes veranlaßte.

Nur ein gewaltiges Aufraffen und Zusammennehmen konnte die alten Bürgerschaften fähig machen, die Herrschaft über weite, unterworfene Landschaften aufrecht zu erhalten. Wenn sie sank, so sank auch mit ihr das Uebergewicht des hellenischen Wesens über die beherrschten Barbaren, das Uebergewicht zugleich über die Masse des schnell eingeströmten Griechenvolks, das in den Städten Süditaliens landete aus allen griechischen Gebieten, Abenteurer und verlorene Kinder aus der alten Heimath, die in der neuen ihr Glück machen wollten.

Aber gerade bei diesen, welche in dem kürzesten Zeitraum die Bevölkerungszahlen so in's Unglaubliche vermehrten, strandete die Weisheit des Pythagoras. Mit den eilenden Jahren spannte sich immer mehr der Gegensatz zwischen den Herrschern und den Beherrschten. Der Pythagoräerbund beruhte jetzt nur noch auf einer Doctrin, die, je mehr sie praktisch bedrängt wurde, sich theoretisch immer mehr abschloß, so daß aus der frommen, auf Gottesfurcht gegründeten Lehre der gottlose Grundsatz hervorwachsen konnte, die ein böses Unkraut und eine giftige Pflanze: „daß man die pythagoriden Freunde, die aristokratischen Herren des Staats, ehren müßte wie die Götter, die Unterthanen aber wie das Vieh verachten."

Als die Verirrung und Mißbildung der alten Lehren des Pythagoras eine solche Höhe erreicht hatte, war auch ihr Fall nahe. Es erfolgte eine furchtbare Revolution, in der die „Freunde", die Aristokraten, nun umgekehrt wie Vieh, wie ein gehetztes Wild verfolgt und grausam ermordet oder ausgerottet wurden. Nur wenigen der Geächteten glückte es, sich durch schleunige Flucht in ferne Länder zu retten (504 v. Chr.).

Allein damit war auch das Band zerschnitten, welches diese alten Staaten zusammenhielt. Wilde Demokratie folgte, die Landschaft mit den unterthänigen Eingeborenen empörte sich und ging verloren. Die nimmer rastenden Einwanderungen der oskischen Stämme, die stets nach Süden drangen, erreichten auch bald diese Gebiete, eroberten das innere Land und beschränkten die innerlich stets gährenden Hellenenstädte immer mehr auf die Riviera, auf die schmalen Ufersäume des Meeres.

Es war eigentlich nur eine einzige Stadt in Süditalien, welche sich in Macht und Blüthe erhielt, das dorische Tarent, und gerade hier hatte der verfehmte Pythagoräerbund unaufhörlich eine Zufluchtsstätte gefunden. Archytas, der große Weise und Staatsmann, der Tarent lange beherrschte, galt als Schüler des Pythagoras (390 v. Chr.).

Der Sturz des Pythagoräerbundes, der Pythagoräerherrschaft, war ein hoch tragischer. Beinahe in dem Augenblick, wo sie den höchsten Siegespreis mit kühner Hand ergriffen, als sie Sybaris, die ältere blühende, steinreiche, streitbare Stadt in Asche legten, die sich ihren Lehren nicht hatte fügen wollen, als sie den Fluß Krathis, der an ihren Mauern vorbeifloß, über die verwüstete Stadt hinwegleiteten, daß er auch die letzten Spuren des Daseins dieses einst so glänzenden Wohnplatzes mit seinem unermüdlichen, fieberhaften, immer nach neuen Schätzen und neuem Genuß gierigen Menschengewimmel in das Meer, in das Meer der Vergessenheit hinabtrage und reiße, gerade in diesem Moment nahte sich schwer die Hand des Verderbens der siegreichen Stadt Kroton selber. Der ungeheure Reichthum der eroberten Stadt und ihres Gebiets regte jede Leidenschaft und Gier nach Besitz in den Siegern auf. Alle Unzufriedenen und Mißvergnügten, besonders die naturbegabten Männer, welche nicht sehr löblicher Ursache wegen von der Gemeinschaft der Freunde ausgeschlossen waren, stellten sich auf die Seite, an die Spitze dieser gährenden Menge und so begann die gräßliche Revolution, die länger als ein Menschenalter tobte und die Herrschaft der Freunde, die Herrschaft der Besten, vom Angesicht der Erde hinwegfegte.

Die Griechen haben den Ausdruck: Aristokratie, die Regierung der Besten, erfunden und dieser Ausdruck ist die langen Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten so oft gedankenlos nachgesprochen, er ist seit der französischen Revolution sogar zum Schimpf-, Bann- und Verfluchungsworte geworden.

er den Muth hatte, dem zuschauenden und hörenden demokratischen Publi-
s einen Spiegel der Ehren und der einfachen, edlen Lebensweise in Staat
aus vorzuhalten, obgleich seine Warnungen und Lehren eben so wenig
chen Erfolg hatten als die patriotischen Donnerreden des etwas jün
Demosthenes, welche aufforderten, den Erbfeind des Staats in der
e, der Tag und Nacht sein Verderben sann, Philipp von Macedonien,
len Kräften zu bekämpfen, da es noch Zeit war.

So geschah es auch mit den Pythagoräern. Ihre Lehre war gewiß in
her wie in wissenschaftlicher, socialer und religiöser Beziehung äußerst
lhaft. Allein ihr Grundgedanke war groß und erhaben, der Gedanke,
ur die wirklich besten Männer fähig und berufen sein sollten, den
zu regieren und der Versuch, ihn praktisch durchzuführen und in's
zu setzen, konnte nur aus dem Kopf und Herzen eines wahrhaft großen
es hervorgehen.

Die Verehrung der besten Zeitgenossen und das immer neu erwachende
den an diesen einzigen Mann, das seine menschenbildenden und men-
freundlichen Absichten im ganzen Alterthum berühmt machte, sind ein
glicher Beweis seiner Erhabenheit und Größe. Seine Gedanken haben
vielfachen Wandelungen, aber doch immer noch unter seinem großen
fortgepflanzt bis in die Zeiten des immer reicher und mächtiger
wachsenden Christenthums.

Der religiös-politische Adelsorden der Pythagoräer in Unteritalien an
Gestaden des Mittelmeeres stürzte mithin ebenso zu Boden wie der
Orden unserer Ritter an den Gestaden des baltischen Meeres unter
Sturm der Gewalten, die er zu neuer Lebensthätigkeit hervorgerufen,
heil geschaffen hatte, mit gewaltiger Hand bezwungene barbarische Ur-
ier nebst den unter seinem Schutze aus der Heimath in das neue Land

ſtark genug, dem Andringen der aus dem inneren Lande immer neu heranſtrömenden und wogenden kriegeriſchen Völkerſchaften zu widerſtehen.

In unſerer Heimath haben lange genug dieſe Rolle die Polen geſpielt.

In Italien waren es die oskiſchen Gefolgſchaften und endlich die centraliſirte Staatsmacht Roms, welche der politiſchen Exiſtenz der Griechen in Italien ein Ende machten.

Sie haben ſich zwar noch Jahrhunderte lang ein gefriſtetes und kümmerliches Daſein erhalten, am längſten Tarent. Allein auch dies mußte ſich doch ebenfalls der römiſchen Herrſchaft fügen, wenn es auch noch zu des erſten Kaiſers Auguſt Zeiten dem berühmten Dichter Horatius als ein glückſeliger Aufenthalt erſchien, dem er einen Theil ſeiner jährlichen Ferienreiſen mit innigſtem Behagen widmete.

Dieſes Tarent, die Lieblingsvilleggiatur unſeres vielgeliebten Freundes Horatius, gehörte freilich zu den letzten und ſpäteſten Griechenſtädten und war als eine jüngſte Gründung zu längerem Lebensalter als die früheren zu veranſchlagen, nach dem natürlichen Lebensmaaß menſchlicher Individuen und menſchlicher Einrichtungen, denn der ſpäter Geborene pflegt den Aelteren zu überleben. Dies Naturgeſetz wurde zwar auch bei Tarent beſtätigt, das die anderen Staaten und Städte nicht nur überlebte, ſondern größtentheils beerbte, namentlich an Macht und Anſehen. Und dennoch knüpfte ſich ſeine Gründung an ähnliche Umſtände wie die Gründung einer der älteſten in jener Gegend, nämlich Locri. Das Merkwürdigſte dabei iſt aber, daß beide Städtegründungen ſich nach den alten Erzählungen anknüpften an die ſocialen Conflicte deſſelben Stammes der griechiſchen Heimath, an Sparta und die Dorier.

Die ältere Gründung von Locri beweiſt die Zeit, in welche die alte Sage zurückverlegt wird, die zehnjährige Noth des trojaniſchen Krieges. Die freigeborenen Frauen der griechiſchen Locrer hatten ſich in der langen Abweſenheit ihrer Ehemänner mit ihren Hausſklaven vergeſſen und es war die Nachkommenſchaft dieſes verbrecheriſchen Verhältniſſes, die vor der Rache der heimkehrenden Trojafahrer in die äußerſte Ferne des Weſtens entwich, wo ihr der Gott endlich eine neue Heimath in dem italiſchen Lande gewährte, in dem weſtlichen Locri, dem epizephyriſchen, welches der weite Meerarm von dem öſtlichen, ihrer Geburtsſtätte, friedebringend trennte. Es war eine Sage, denn Locri in Italien war eine ſpätere Pflanzung als Kroton. Eine noch viel ſpätere war Tarent. Doch dieſe Stadt war der Sage nach von Männern gegründet, welche ihr Leben demſelben Geſchick verdankten. Im Kriege gegen Meſſene war das ganze Aufgebot der freien Männer Sparta's Jahre lang von der Heimath abweſend und auch hier vergaßen ſich die Weiber der abweſenden Krieger mit ihren Sklaven. Die Herren bei ihrer

imkehr trafen ebenso wie die aus Troja heimkehrenden Locrer in ihren
iusern eine Jugend, die dem schnödesten Ehebruch ihr Dasein verdankte.
ie sieggekrönten Spartaner nannten sie Parthenier, die Jungfrauenkinder,
s heißt die Nachkommenschaft durch Verbindungen, die nicht aus rechtmäßigen
ermählungen hervorgegangen war. Auch diese wurden aus der Heimath
rtrieben.

Es kann nicht zufällig sein, daß diese Gründungssagen zweier so gewal-
ger Städte von Süditalien sich so völlig gleich sind. Gerade wegen ihrer
ebereinstimmung in der Ursache dieser vielleicht durch Jahrhunderte ge-
mmten historischen Begebenheiten ist es klar, daß diesen Erzählungen ein
öherer als der buchstäbliche Sinn zu Grunde liegt. Es kann nur der sein,
ß in der griechischen Heimath, oft in derselben Stadt verschieden berechtigte
tämme und Bevölkerungen neben einander bestanden und daß die minder
rechtigten vom Connubium, wie sich die Römer ausdrückten, also das heißt
n der rechtmäßigen Eheschließung mit den Töchtern des höchstberechtigten
tandes, des herrschenden Adels, ausgeschlossen waren. Dennoch fanden eine
lenge unberechtigter Ehen, die nach dem herrschenden Staatsrecht ungültig
aren, statt und da die Ansprüche der Nachkommenschaft aus diesen Ehen
aatsgefährlich erschienen, zwang sie der herrschende Adel, die Stadt zu ver-
assen und in der Fremde sich ein neues Lebensdasein zu gewinnen.

Welche Aehnlichkeit zwischen diesen nicht vollberechtigten Stadtbürgern der
lten griechischen Staaten, welche sie hinausstießen in die übermeerische Aben-
eurerwelt, und den Jugendschwärmen der italischen heiligen Frühlinge, welche
gen den von diesen ausgestoßenen Griechen besetzten Süden Italiens los-
türmten!

Es waren fast dieselben socialen und politischen Bedingungen, welche
iese beiden Völkerwanderungen gegen einander trieben wie zwei Gewitter,
ie auf einander platzen im wilden Sturme. Sie haben Jahrhunderte mit
inander gerungen.

Die Griechen haben endlich den Kürzern gezogen in politischer Beziehung,
er in religiöser, culturhistorischer und socialer sind sie die Lehrer für die
alischen Eingeborenen geworden.

Von ihrem Einfluß auf den italischen Norden und Rom haben wir
nige Facta bereits angeführt, die sich aus der in Trümmer gegangenen
elt des Alterthums zufällig erhalten haben.

Müssen wir nicht schließen, daß uns die Kenntniß unzähliger anderer
inflüsse verloren ist, besonders wenn wir in Erwägung ziehen die noch heut
endigen Zeugnisse des Verkehrs dieser Griechen mit dem Norden, die in
n weit nach Norden liegenden etruskischen Nekropolen durch die Funde
iechischer Urnen täglich neu entdeckt werden?

Soll man da glauben, daß dieser wimmelnde Verkehr in den süditalischen und sicilischen Griechenstädten, der vielleicht größer war als der des heutigen Neapels, welcher jeden deutschen Reisenden mit Staunen erfüllt, der ihm durch dieses leidenschaftliche Rennen und Durcheinanderrasen die Vorstellung erweckt, die ganze Bevölkerung sei am Vorabend einer Alles kopfüberwerfenden Revolution — soll man da noch glauben, daß diese neue Griechenwelt in Süditalien ohne wesentlichen Einfluß geblieben sei auf das nationale Italien und Rom selbst, wohin man jetzt von dem einst ganz griechischen Neapel fährt bei scheinender Sonne, freilich mit der Eisenbahn? Allein das breite Meer, das damals ihre Stelle einnahm, war bei günstigem Winde eine ebenfalls äußerst ebene und glatte Straße, die Jedermann offen stand zur Benutzung wie die Luft zum Athmen.

Denn die unvollkommenen socialen und politischen Verhältnisse haben nicht einmal auf den ungeheuren Continentalmassen Osteuropas und Asiens in der grauesten Vorzeit dem Verkehr der Menschen wesentliche Hindernisse gesetzt. Wenn sie auch oft die Individuen in die Grenzen ihrer Völker-, Stamm- und Staatsgebiete bannten, die Menschengedanken sind immer weit, sehr weit hin über diese Grenzen in kühnem Fluge hinweggeflogen, wie Zugvögelschaaren.

Einen Beweis für diesen uralten Menschen- und Völkerverkehr liefert das süditalische Locri.

Es wird von den ersten Gründern von Locri erzählt, sie hätten die den Eingeborenen gehörigen Felder und Fluren, auf denen sie ihre Stadt gründeten, den Grund und Boden der neuen Ansiedelung, durch eine eigenthümliche List abgewonnen. Als sie festen Fuß gefaßt, haderten sie mit ihnen, es waren die Japygier, um den Besitz des Landes und trugen ihnen eine Wette an, sie wollten beweisen, daß dieses Land, auf welchem sie ständen, seit alter Zeit ihr Eigenthum wäre. Welche günstigere Gelegenheit konnten die Japygier zur Beschämung der Fremden finden als dieses Angebot, sie, die sich im besten Rechte wußten über den Besitz ihres uralten Erbes.

Allein die Locrer schütteten Erdreich aus ihrer griechischen Heimath in ihre Schuhe, in denen sie auf dem japygischen Erdreich standen, und schwuren zu den Göttern, sie ständen auf ihrem Grund und Boden. Nach dem Schwur zeigten sie den überlisteten Eingeborenen die Erde in ihren Schuhen und die Japygier hatten die Eidwette verloren. Das war ihre Landnama, wie die Normannen, die Kinder Norwegens, sich bei ihren Eroberungen ausdrückten.

Was aber soll man sagen, wenn in einem unscheinbaren Dorfe in der Altmark, am Ufer der Elbe, oberhalb Tangermünde, sich die Bauern buch-

ıfchlag für die alte Menſchheit hingeſtellt hat, ſondern wahrſcheinlich
l weiteren Umwegen, die vielleicht weit über Perſien hinaus liegen
ıen Oſten. Aber wie viel wiſſen wir von dieſem merkwürdigen Phä-
und von der Familie, die es zunächſt anging, da ſie das Dorf
ı ſeit alten Zeiten erb- und eigenthümlich beſitzt, haben viel-
ınige die Erzählung ihrer Bauern, aber ſchwerlich die Uebereinſtim-
ıerſelben mit der Gründungsſage von Locri am Fuße des Silawaldes
, es müßte denn zufällig einer von ihnen dies geleſen haben.
ȝ iſt eine der auffallendſten Erſcheinungen, daß, während alſo die
n den Süden und Südweſten Italiens mit ſeinen Colonien eng be-
der Oſten dieſes Landes ſo gut wie gar keine Spuren ihrer Pflanz-
ufzuweiſen hat.
enige ſcheinbar ſo wunderbare Erſcheinungen laſſen ſich ſo genügend
ı als dieſe. Die Urſache iſt eine ſehr einfache, ſie liegt in der Un-
'eit des ſtürmiſchen adriatiſchen Meeres, welches an ſeiner langen
es öſtlichen Italiens auch nicht *einen* brauchbaren Hafen aufzuweiſen
ȝ nach Ancona hinauf. Der Oſten Italiens iſt bis auf den heutigen
e ſtiefmütterlich bedachte Hälfte des ſonſt ſo geſegneten Italiens und
and ſüdlich vom Gargano iſt vollends bis jetzt noch das am meiſten
ſche Land von Italien. Es iſt das berüchtigte Calabrien, wo noch
ıdige Urzuſtände herrſchen, die ſich wenig unterſcheiden von den Zu-
dieſer Gegenden, ehe ſie Rom unter ſeine Herrſchaft nahm. Da giebt
noch faſt keine Dörfer, nur größere, aber auch nur dorfartige Orte, wir
ſagen Ackerbürgerflecken, die aber meiſtentheils vier bis fünf Meilen
ınder liegen. Das Land iſt nicht unfruchtbar, allein die Entfernung
ker von den Bewirthſchaftungspunkten bewirkt, daß ſie wenig ergiebig
Die Beſtellung macht deshalb auch ungeheure Schwierigkeiten. Es iſt
ıe Art Auswanderung der Städte, wenn der Acker für die Saat zu

abgesichelt und auf freiem Felde eine Tenne zurechtgestampft, auf welche der Segen des Feldes ausgebreitet wird.

Aber von der Arbeit unserer Dreſcher iſt keine Spur. Nirgends hört man den uns ſo anmuthigen Dreſchflegeltact aus der Scheune, der uns auf dem Lande unſerer Heimath in ſo idylliſche Stimmung verſetzt. Der ſüditaliſche Landmann würde die ſo geſunde Arbeit unſeres Landmanns als Sklavenarbeit verabſcheuen. Er jagt ſeine Stiere mit der Peitſche über die Tenne, die den blauen ſtets heiteren Himmel zum Dach hat und läßt ſie das Getreide ausſtampfen und achtet es nicht, ob ſich der Dünger des Arbeitsviehes mit der goldenen Gabe der Ceres vermiſcht. Dann wird das Getreide geſammelt und in die fernliegenden Städte gefahren. Erſt die neue Frühjahrsbeſtellung lockt ihn wieder auf ſeinen Acker. Bei dieſem Wirthſchaftsmodus bleibt die Bevölkerung dürftig und armſelig. Der beſitzloſe darbende Mann greift ſchnell in nationaler Leidenſchaftlichkeit zur Gewaltthätigkeit, zum Privatkriege und iſt ihm eine ſolche That gelungen, ſo geht er als Bandit, als ein Rechtsloſer in ſeiner Gemeine, in die Einöde und Wildniß, die nur zweimal des Jahres, wie ſchon bemerkt, durch die beſtellenden und erntenden Landleute geſtört wird. Da iſt er freier Mann, dem Niemand befiehlt und lebt als Ritter vom Stegereif. Calabrien iſt bis auf den heutigen Tag das goldene Land der Banditen 2000 Jahre lang geblieben und vergebens ſuchen die Piemonteſen, die Herren des heutigen Italiens, durch Militairverwaltung dieſe Zuſtände zu verbeſſern. Die Banditen ſtehen im beſten Vernehmen mit den ſeßhaften Familien des Landes, die ſie mit Speiſe und Trank unterſtützen und ihnen Winke geben, ſich gegen die bewaffnete Macht der Obrigkeit vorzuſehen.

Unglück über ſie und ihre Häuſer, wenn ſie es nicht thäten. Haus und Hof würde ihnen bald in Flammen ſtehen, die nicht irrende Kugel, das nicht irrende Meſſer der Banditen ihr Leben erreichen.

Dieſer Terrorismus der Gebannten genügt, um die ruhigen Einwohner zu Mitwiſſern und Mithelfern der Banditen zu machen. Und ſo iſt es in dieſen Gegenden immer geweſen. Es ſind Zuſtände wie zu den Zeiten des Romulus und Remus, wobei der Import aller äußeren Culturmittel den Betrachter dieſer Verhältniſſe nicht irren darf. Sie ſind nur da, um die alte Barbarei wie durch einen farbigen Hintergrund deſto greller erſcheinen zu laſſen. Das ganze Land iſt barbariſch und es iſt wenig Unterſchied zwiſchen höheren und geringeren Ständen, zwiſchen Reichen und Armen. Die Wölfe müſſen eben mit den Wölfen heulen. Es iſt klar, daß dieſe Zuſtände auch durch bloße Gewalt nicht gebeſſert werden können. Außer der jetzt auch in dieſe Gebiete gedrungenen Eiſenbahn giebt es nur ein Heilmittel, Einführung von Colonien aus dem gebildeten Norden Italiens und Unterricht, der allein

im Stande ist, die grenzenlose Unwissenheit und den crassen Aberglauben durch bessere Volkseigenschaften zu ersetzen.

Indem wir jetzt von Süditalien Abschied nehmen, nachdem wir die charakteristischen Leistungen im socialen und politischen Leben dieser Bevölkerungen betrachtet haben, die aus Griechenland entsprossen waren, erinnern wir noch in der Kürze der Leistungen, welche dieses Volk in Italien ausgezeichnet hat.

Sie gipfeln ohne Zweifel in geistiger Beziehung in der Staatslehre und ihren praktischen Erfolgen, deren Schöpfer Pythagoras war. Aus der fernen ionischen Heimath Kleinasiens kam er, der so vieler Menschen Land und Sitte auf seinen Reisen gesehen hatte, als der vielgewandte und vielerfahrene Weise in das großgriechische Land.

Aber gerade deshalb, weil er so viele Völkerzustände kennen gelernt hatte, war seine Lehre nicht hervorgegangen aus nur theoretischen, idealen Gedanken. Vielmehr verstand er, seine Lehre den Völkerzuständen anzupassen, die er vorfand in dem neuen Lande. Er fand aber darin schon frühere Versuche ausgezeichneter Männer, des Zaleukos in Locri, des Charondas in Catania, das politisch-sociale Leben in ihrer Vaterstadt auf eine höhere Stufe zu heben, Versuche, die noch im frischen Angedenken bei den Griechen Süditaliens und der nahen sicilischen Küste lebten, und weit entfernt, blos durch eine neue Weisheit, die von der älteren abwich, glänzen zu wollen, machte er sich im Gegentheil dieselbe zu Nutze. Er knüpfte als echter Staatsmann an sie an, er ließ ihre Grundgedanken als Fundament seiner Lehre unangetastet und suchte sie nur durch die höheren Eingebungen seiner geistigen Offenbarungen neu zu beleben und den Zeitumständen anzupassen. Nur allein dies sicherte ihm den ungeheuren Erfolg seiner Lehre. Indem er an die alten Gesetzgebungen seine neuen Satzungen anschloß, vernachlässigte er nicht die Grundprincipien des neueren, des ionischen Staats für seine politischen Pläne zu brauchen, so daß sein Staat, den er in Kroton gründete, als die Summa, als das geistige Resultat der geistigen, politischen und socialen Thaten nicht eines, sondern der sämmtlichen Griechenstämme erschien, als die echte Lebensarbeit eines wahrhaft erhabenen Staatsweisen. Seine religiös-ethischen Gedanken hat das Hellenenvolk nie vergessen, es hat sie, wie wir gesehen, bis in die Zeiten des sich erhebenden Christenthums bewahrt.

Allein auch seine politischen Ideen gingen mit Nichten unter in dem Ruin der Revolution, die seinem praktischen Staat ein Ende machte. Nicht nur, daß seine gläubigen und überzeugten Schüler lange nachher, bis in späteren Zeiten auf demselben Boden, wo er gewirkt, als anerkannte Staatsmänner zu praktischer, einflußreicher Stellung gelangten, die Demokratie selber entlehnte dem geistigen Lehrschatze des Py-

thagoras die Maximen und Staatsmanieren, mit welchen sie ihre Pläne ausführte zum Verderben der Staatsform, welche Pythagoras sein Leben lang gewollt hatte, der aristokratischen. Sogar bis auf den Namen wurden seine Institute beibehalten zum Zeichen, wie arm diese spätere demokratische Entwickelung an Geist war, und wie reich daran der alte Meister Pythagoras gewesen war.

Er hatte die Gesellschaft, welche den Staat zu beherrschen hätte, die Gesellschaft der Freunde genannt. Die Führer der demokratischen Parteien bildeten im Gegensatz dazu Clubs, die ganz den Charakter von Verschwörergemeinschaften hatten, und welche ebenfalls Hetärien, das heißt Gesellschaften der Freunde, hießen und welche das Seminar, die Pflanzstätten wurden für die staatlichen Revolutionen, welche die alten Staatsordnungen über den Haufen warfen. Aber bereits bei der ersten Revolution in Kroton, welche den Pythagoräischen Staat niederstürzte, wußten die Demokraten die Gemeinschaft der Freunde als einen Verschwörerclub dem Volke gehässig zu machen.

Man sieht also, daß die Revolution die Aristokratie von Anfang an mit dem von ihr gemünzten und geprägten Gelde bezahlt hat. Aber es war nur die Scheidemünze, die Pythagoras ausgegeben hatte für den nothdürftigen Verkehr. Das Gold seiner Gedanken kam nicht an das spätere Geschlecht, das Gold seines unerschöpflichen Genius, der wie ein Nibelungenhort in die unendliche Tiefe versenkt blieb und seitdem führten die italischen Colonien nur ein ärmliches Dasein im Besitz der Kupferpfennige, welche den griechischen Italioten aus dem Nachlaß des großen Gesetzgebers und Staatsmannes übrig gelassen waren.

Pythagoras hatte also zum Lohn für seine Lebensarbeit Undank geerntet. Desto dankbarer waren ihm die nordischen Barbaren, die Römer, die ihm auf ihrem Forum als Zeichen ihrer Verehrung schon in frühen Zeiten als einem großen Weisen ein Standbild errichtet hatten neben andern Standbildern ihrer großen Staatsmänner. Sie hatten seinen edlen menschenfreundlichen Gedanken begriffen, daß nur die zur Leitung des Staates berufen wären, die selbst wahrhaft edel wären, die, seit frühester Jugend in der Atmosphäre edler Gedanken aufgewachsen, sich von der Milch der Weisheit genährt hätten.

Freilich verstanden sie diese Weisheit des Pythagoras etwas anders, sie war ihnen eine durchaus praktische. Aber sie fühlten doch eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen der Staatslehre des Pythagoras und ihrer eigenen heraus und freuten sich dieser Uebereinstimmung ihrer Gedanken und Absichten mit denen des griechischen Weisen, da sich doch die Griechen in ihrer ganzen Entwickelung von ihm abwendeten und ihm die eigenen Worte im

Munde umkehrten, um sie wenigstens negativ zu benutzen mit der vielberühmten und berüchtigten griechischen Dialektik.

Pythagoras hatte sich die besten Menschen wie seine Götter gedacht, ein echter Grieche als Abbild der Götter. Darum nannte er sie die besten Menschen und wir sahen, daß man sie die Schönen und Guten in der Heimath nannte, wie man die Götter als unendlich gut und unendlich schön sich vorstellte. Man nannte die Götter die leicht lebenden, das ist die hohen Wesen, erfüllt von ewiger Tugend, die ihnen nicht schwer wurde, deshalb weil sie zur Versuchung zum Bösen gar keine Gelegenheit hatten, weil sie über alle irdische Noth und allen Jammer des Lebens hoch erhaben waren. Böses konnten sie ja nicht thun, da ihnen die Fülle des Lebens, während Mangel die Menschheit zur Sünde treibt, aufgeschlossen dalag.

So mußten also unter den Menschen die Beglückten, denen nichts zur Nahrung und Nothdurft des Lebens fehlte, als die Auserlesenen und Berufenen erscheinen, die auch in der Menschenwelt als diejenigen erschienen, die als bedürfnißlos, ohne Forderung an die anderen Menschen, mit sich und in sich zufrieden waren und dadurch hervorragten über die übrige Menschenwelt, welche durch Noth und Leidenschaft täglich bewegt war, die Fristung ihres Daseins zu gewinnen, in ungewisser, unruhiger, vielleicht erfolgloser Arbeit. Die sinnliche Wahrnehmung des Weltlaufs ließ Pythagoras ebenso wie das ganze Griechenvolk erkennen, daß diese Besten, die Aristokraten, ein bedürfnißloses Leben von Außen her führten wie die leichthinlebenden Götter des Homer. Von keiner Noth des Tages berührt, wuchsen die Leiber der Aristokraten zu wunderbarer Schönheit und Kraft empor, und sie hatten dazu überflüssige Muße, auch ihren Geist mit allen den Eigenschaften auszustatten, welche den gewöhnlichen Menschen vor dem ungewöhnlichen auszeichnen, als da sind Thatkraft, Tapferkeit, Einsicht und fester, des Erfolges sicherer Wille, mit einem Worte Ueberlegenheit und Siegesbewußtsein.

Wer möchte den Pythagoras tadeln, daß er in den Anfängen des staatlichen Lebens dazu berufen, die Elemente des Volks herauszugreifen, aus denen er ein erstes Staatsleben schöpferisch zu höherer geistiger Thätigkeit bilden wollte, diesen Stand der sogenannten Besten im Lande heranzog als das Organ, um damit eine höhere Lebensordnung zu schaffen.

Allein wie müssen wir erstaunen, finden wir in unserem Mittelalter einen Ausdruck, der diesen Sinn wörtlich und buchstäblich wiedergiebt als Bezeichnung eines durch reichlichen Grundbesitz über alle Noth des Bedürfnisses emporgehobenen Mannes. Er hieß in Italien und Deutschland buon'uomo, bonus homo, das ist ein guter Mann und sogar noch heut nennt die jüdische Geschäftswelt einen zahlungsfähigen Mann, auf den man sich unter allen Umständen verlassen kann, einen guten Mann.

Damit wäre nun in der Kürze eine Skizze des Ursprungs und der Geschichte des Wesens der Aristokratie gegeben von den Griechenzeiten des Pythagoras bis auf den heutigen Tag, wo stillschweigend ein wohlhabender und schuldenfreier Rittergutsbesitzer ein Gegenstand der Achtung, zuweilen des Neides der Bauern und Stadtbürger ist. Man sieht, in socialer Beziehung, im Gebiet des Soll und Habens ist die älteste und jüngste Menschheit sich immer ganz gleich, das heißt, sie ist von derselben Begehrlichkeit und Eigenthumsleidenschaft bewegt heut wie vor Jahrtausenden.

Sie wendet noch heut wie vor Jahrtausenden List und Tugend gleichmäßig an, um dieses Ideal menschlicher Befriedigung zu erreichen. Es ist ein stiller Krieg der Besitzlosen, sich durch eigene Kraft in die beneidenswerthe Lage der besitzenden Erbherren zu bringen, ein Ringen, welches das perpetuum mobile der Menschheit ist. Es war auch das Grundprincip für die Entwickelung des Staatswesens in Großgriechenland, weil immer das Grundgesetz in den menschlichen Zuständen für das Staatsleben das sociale Leben ist.

Schon der große Aristoteles, der Schöpfer der Naturlehre des menschlichen Geistes, der griechischen Entdeckung der Logik, die immer noch das Grundbuch ist, aus dem bisher alle, auch die deutsche Philosophie ihre Lehren geschöpft hat und nicht weit darüber hinaus gekommen ist, hat auch eine Lehre der verschiedenen Formen des menschlichen Staatswesens, seine goldene Politik, geschrieben, über deren Grenzen ebenfalls unsere größten Staatsweisen nicht haben hinaus kommen können. Er erkennt drei normale Staatsverfassungen an, die alte patriarchalische Monarchie, die spätere Aristokratie und die Demokratie. Der große Aristoteles erklärte diese als die drei normalen Formen der rechten griechischen Staatsverfassungen, wenn auch wir, die Nachgekommenen, seine Demokratie nach unseren Begriffen für eine nur etwas erweiterte Aristokratie erklären müssen, weil sie als unentbehrliches Institut wie die früheren Südstaaten von Nordamerika die Sklaverei besaßen, deren Verfassung alle Welt deshalb als aristokratisch bezeichnet. Und doch gehören diese amerikanischen Sklaven einer niederen, der schwarzen Race an, während die Griechensklaven mit ihren Herren dasselbe Blut, denselben Stamm, dieselbe Geistescultur, dieselbe Natur gemein hatten.

Neben diese drei schönen, naturgemäßen, berechtigten und normalen Formen des Menschenstaats — der Kaiser Nicolaus I. von Rußland, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, wo sein Einfluß Europa beherrschte, erklärte feierlich, er könnte wohl die Monarchie und die Republik begreifen als normale und natürliche Staatsverfassungen, aber nicht das constitutionelle Fürstenthum, weil es eine Lügenverfassung sei, die im Moment ihrer Entstehung schon die nothwendigen Todeskeime in sich trage, weil es die unheil-

re Staatskrankheit sei, die den Staat halb krank, halb gesund zum sicheren
de führe — also neben diese seine drei gesunden Staatsformen stellte
ristoteles drei kranke, drei Mißbildungen und Entartungen des Staatslebens,
: Tyrannis neben die Monarchie, die Oligarchie, die Herrschaft einer Cote-
, einiger Wenigen, neben die Aristokratie, die Ochlokratie, die Pöbelherrschaft
it ihrer pöbelhaften Unbildung, neben die Demokratie, die Herrschaft der
ugend, welche alle Mitglieder der freien Bürgerschaft durchdringt und
u belebt.

Aristoteles hatte damit eine Grammatik des Menschenstaats aufgestellt,
e er in seiner Logik und Methaphysik eine Grammatik des menschlichen Geistes
sgestellt hatte, und zwei Jahrtausende menschlichen Ringens und Denkens
ben bis zum heutigen Tage dieser Lehre nichts hinzuzufügen gewußt.

Nach Aristotelischen Begriffen, die, wie die Nachwelt bezeugt, ganz
ninent scharf und klar waren, gehörten die Staatsbildungen der Griechen-
idte in Süditalien nach dem Zeitalter des Pythagoras in die Kategorien
r krankenden Staatszustände. Es war eine hoffnungslose Existenz, eine
eitfrage, das heißt, es handelte sich nur um äußere Umstände, ob diesen
taaten der Tod sogleich oder nach langem Hinsiechen nahen sollte, etwa so
ie den spanischen Colonien in Südamerika, nachdem sie sich definitiv vom
Mutterlande losgelöst hatten, wo sie aus einer Revolution in die andere
ürzend, immer dem Tode nahe, gleich vergeblich von französischen oder
ordamerikanischen Aerzten behandelt werden, gegen die Krankheit der rothen
lace, die fortwährend an dem Mark ihres Gebeins frißt, an dem stetigen
indringen des rothen Blutes der Eingeborenen mit ihrer Barbarei, vor
eren endlichem Todestage die beiden angeführten homöopathischen und allöo-
athischen Aerzte, beide also nach entgegengesetztem Princip curirend, nur be-
acht sind, von dem todeskranken Manne noch einen höchstmöglichen Curlohn
u erwerben oder gar ihn zu beerben.

Allein der Unterschied der spanischen Colonien in Südamerika und der
riechischen in Süditalien besteht doch darin besonders, daß im Rücken der
panier die Rothhäute sitzen, in Italien aber gegen die Griechen ein Volk
ustürmte, welches ihnen bei ihren zerrütteten Staats- und socialen Zu-
änden an ethischer und Familienorganisation, an ernster Tapferkeit, die
us der strengen Familienzucht hervorging, weit überlegen war. Es war
cht die List des amerikanischen Barbarenvolkes, welche die Schwäche der
her gebildeten Einwanderer sich zu Nutze macht, sondern die höhere Kraft
r oskischen Einwanderer, die mit Verachtung auf die Entartung des einst
gefürchteten Griechenvolkes herabsahen. Sie erkannten diese Entar-
ng eben so gut wie der weise Aristoteles, und wie die anderen Wei-
n Griechenlands, vor Allen Plato, der göttliche griechische Philosoph und

Prophet, der auch als philosophischer Staatsmann, aber vergeblich, sei Heilmittel persönlich den sicilischen Machthabern zur Regeneration des Staa wesens anbot. Es ist wohl nichts bezeichnender für diese Aristotelische Leh von der Entartung der Staatsverfassungen, als daß der pythagoräische Sta dadurch gestürzt wurde, daß die Gegenpartei die Herrschaft der Freund der Hetairoi, als einen Verschwörerclub zu brandmarken wußte und so üb sie siegte, und daß überall, so weit die griechische Zunge reichte, wirkl dieselbe Umsturzpartei ihre revolutionären Clubs Hetairien, Freundesgese schaften nannte, Verschwörergemeinschaften in bester Form, welche fast üb all ihren Zweck, den Sturz des bestehenden Staatswesens, erreichten. T Geschichte beweist es, daß es wahrlich nicht zum Frommen des Staat geschah. In Italien vorzüglich waren diese neuen Verfassungen kurzlel und sie bereiteten dem nordischen, eingeborenen, kräftigen Geschlecht der G oberer, den Kindern der heiligen Lenze, in das Herz der Griechenstädte den W sie fanden ihre Thore weit geöffnet und hatten kurze Arbeit. Und was sie ni hatten ausrichten können, das richteten die großen Römer aus, die auf ihr Fußstapfen und Ferſen folgten, als die Männer, die überall, wo sie erschien kamen um ein Ende zu machen. So werden wir sie in Tarent, so werd wir sie in Syrakus finden. Römer und Griechen waren eigentlich nahe ve wandte Völker, näher verwandt in der Sprache als Franzosen und Deutsch Franzosen und Griechen waren das bei weitem höher gebildete Volk. Deutsc und Römer haben von ihnen Vieles gelernt und sind bei ihnen in die Schu gegangen. Aber beide Völker haben sich nach langen Kämpfen ihre Selb ständigkeit bewahrt, sie haben sich an der Cultur ihrer Nachbarn emporg richtet und das Joch, das ihnen von ihren Lehrern drohte, gründlich abg schüttelt. Aber die gewonnenen Lehren haben sie gründlich und treu in ihre Herzen bewahrt und für sich in ihren Nutzen verarbeitet. Von den griech schen Samenkörnern, die auf das fruchtbare italische Erdreich fielen, ist nic eines verloren worden und sie sind zu herrlicher Blüthe emporgewachse Aber freilich haben sie sich, aus dem Orient hinübergetragen, in dem Weste acclimatisiren müssen und es haben hier die östlichen Culturpflanzen ne Lebensformen angenommen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die ganze Entwickelung d Griechenstädte im tarentinischen Meerbusen, die sich über das italische La weit hinein mit ihrem Einfluß und ihrer Herrschaft ausgedehnt hatten, b nach Päſtum (Posidonia), also daß sie Nachbarn geworden waren für d ältesten ionischen Griechencolonien am Golf von Neapel, — daß also di ganze eigenthümliche Griechenentwickelung in diesen Ländern gipfelte in de großen Namen des Pythagoras, als wenn alles dieses reiche Leben nur g wartet hätte auf diesen griechischen Messias, der über sie, wenn auch nur a

wenig mehr als ein Menschenalter, einen unvergänglichen Schimmer der Herrlichkeit und Erhabenheit ausbreiten sollte. Sein Licht glänzt um so gewaltiger und strahlender, je schneller darauf die tiefe Nacht der Verwirrung und der öden Verlassenheit von der höheren Weihe des Genius folgte, über der nach vielen schrecklichen Träumen von griechischer Völkerbeglückung der nüchterne Morgen tagte, wo die italischen Nationen, wie ein ordnender und rächender Engel mit dem feurigen Schwert in der Hand, diese entarteten Griechen aus ihrer Alles auflösenden Demokratie in die endlich gereiften Formen ihres ernsten und gewaltigen italischen Staatswesens einfügten zu neuer und erfrischender und fruchtbarer Lebensthätigkeit. Aber auch die Sieger hatten Ehrfurcht vor dem großen Pythagoras wie die übermeerischen Geister im griechischen Mutterlande, vor Allen der edle Athener Plato, dessen Lebensarbeit auch nach dieser Seite hin eine reiche Erbschaft den spätesten Geschlechtern seines Volkes hinterließ. In Rom wurde des Pythagoras erhabener Name so sehr verehrt, daß man ihn gern und mit Liebe als Blutsverwandten des geliebtesten, harmlosesten und frömmsten Königs Numa darstellte und den Stein des griechischen Prachtbaums menschlicher Cultur, welchen die politischen Baumeister Süditaliens verworfen hatten, den erkoren die nordischen Barbaren zu einem köstlichen Eckstein ihres Staatsgebäudes und errichteten ihm neben dem Standbild ihres theuren, vielgeliebten Königs Numa ein Standbild auf ihrem Forum. Es ist eine herrliche Sache um die freiwillige Huldigung eines großen Volkes gegen die Verdienste eines großen Mannes, die nicht aus politischem Parteischwindel, sondern aus der tiefen Dankbarkeit Aller gegen einen großen Wohlthäter für das geliebte Vaterland hervorgeht. Allein entzückend, ergreifend wird für den Betrachter eine solche That der Huldigung, wenn er ein ganz fremder Mann ist, und ein solcher war Pythagoras für Rom, er, der ja nicht nur für die Römer, sondern auch für die griechischen Landsleute in Süditalien ein *Fremder* war, ein Jonier unter den Achäern, eine Taube unter den Dohlen. Denn das war er in der That. Sein Herz war ganz rein von aller menschlichen Begierde eitlen Ruhmes, die er längst in Asien und Afrika gelassen hatte. Er schwärmte jetzt nur für die Beglückung seines Volkes, zu dem dieser *beste* Fremde in's ferne Italien gewandert war.

Die Landkarte Italiens in den Jahrhunderten, wo sich Rom aus eigenen Kräften zuerst zu der Herrschaft über ein geringes Gebiet, etwa über das augenblicklich päpstliche erhob, um die Herrschaft über Italien und die Uferländer des adriatischen Meeres im Lauf der Zeiten anzutreten, haben wir nunmehr durchwandert und jeglichen Volkes Sinn und Art, soweit es unsere Kenntniß gestattet, betrachtet und kennen gelernt: Ligurer, Veneter, Etrusker, Umbrer, Samniten, Latiner, Volsker, Apuler, Bruttier, Japygier, Messapier und

Griechen. Wir haben gesehen, daß das eigentliche Culturleben Italiens si an seiner Westküste entwickelte, daß die Völker des Gebirges, der langg streckten Apenninen, hineingezogen wurden, daß aber die Landschaften u Bevölkerungen der Ostküste wesentlich daran keinen Theil nahmen und einem Zustand ursprünglicher Uncultur verblieben, aus welchem sie auch d zur Weltherrschaft emporgestiegene Rom nur mit Mühe und unvollkomm aufriß, wie denn bis zum heutigen Tage dieselben Gegenden nur schw Theil nehmen an den Ideen, welche unsere Zeiten bewegen. Denn sie leb wesentlich noch in den socialen Verhältnissen der uralten, der urvordenklich Zeiten, und es ist die Frage, ob es dem modernen Italien besser gelingen wi als der allmächtigen Roma, der ewigen Stadt, zu welcher wir jetzt um froher zurückeilen, da wir den Schauplatz ihrer herrlichen Thaten mit all Mühen des Wanderers durchmessen haben, hoffentlich aber nicht ohne d Lohn des Wanderers, der von seiner Pilgerschaft einen Schatz nach Ha trägt, freilich keinen metallenen, sondern einen lebendigen, einen Schatz d Erfahrung, gleichwie der, welchen Homer von Odysseus preisend besingt, d er mancher Städte und Völker Art und Sinn erkannt hat.

Roms ständische Entwickelung und die Ackergesetze.

Rom hatte ebenso wie die Nachbarstädte, ebenso wie ein großer Theil r Staaten und Städte des südlichen Italiens, die Griechen nicht ausge- mmen, etwa um dieselbe Zeit das uranfängliche Königthum der patriar- alischen Monarchie abgeworfen. An ihre Stelle war die Obergewalt der ristokratie getreten. Die alte Monarchie hatte alle Elemente im Gleichge- cht gehalten. Sie hatten sich lange untereinander vertragen, bis sich alle te Beschwerden und Klagen und wirklichen oder eingebildeten Bedrängnisse, lche natürlich in jeder menschlichen Gemeinschaft, je weiter sie sich aus- det, deste zahlreicher und populärer werden, vereinigten in der Opposition gen diejenige Macht, welche über allen ohne Unterschied gleichmäßig ge- tend schwebte, die Herrschaft der Könige. Sie hatte einen fühlbaren und rken Widerstand durch die Widerwilligkeit der Beherrschten zu empfinden, d da sie ihrer Natur nach diese Beschwerden einer in der Geburt begrif- ien neuen Staatsform nach ihrem System und mit ihren Staatsmitteln mmer zu beseitigen im Stande war, so wurde der Druck, die Feindseligkeit r unterthänigen Bevölkerung stets größer und grimmiger. Das Königs- m erschien der öffentlichen Meinung wie eine trotzige Burg, welche als sache alles politischen und socialen Unheils mit gemeinsamer Kraft, viribus itis, erobert werden mußte, bald durch regelmäßige Belagerung in den gsam anrückenden Approchen der serpentinartig sich nähernden Laufgräben, lche schlangenartig heranschleichend, sich auf den Gegner stürzten und ihm n Hals zuschnürten, bald in dem kühnen Sturm der Revolution. Die Men- en müßten nicht Menschen sein, wenn sich nicht beim steten Widerstand gen ihre jedesmaligen sogenannten zeitgemäßen Ansichten beim Uebergewicht kalten oder hitzigen Naturelle diese oder jene Art der Opposition gegen verhaßtes Regiment hätte bethätigen sollen.

Die Monarchie erlag überall in Italien wie auch in Griechenland m geringen Ausnahmen (wie in Sparta) diesem passiven und activen Widerstan der beherrschten Bevölkerungen. Es hieß wie im Spiel: vivat sequen das ist, nun kommt der Folgende. An die Stelle der gestürzten Könige tr die zunächst mächtige Aristokratie. Es war die Aristokratie der Geschlechte aus welchen der damalige Staat durch die souveräne Macht der Könige z sammengeschweißt war.

Daß sie nicht wieder in das Chaos der Einzelnheiten, der Dorfgemeinde wie zu Anfangs zurückstürzten, sondern in dem politischen Verband zusamme hielten, in welche sie das Königthum gebunden hatte, war das Verdien eben dieses Königthums, welches also seine politische Arbeit rechtschaffe gethan hatte und durch die Gewöhnung zum gemeinschaftlichen Gehorsam d Gruppe dieser oft unter einander so feindlichen Geschlechter zu einer Einhe verbunden hatte. Das alte Königthum zeigte sich also als den eigentliche Schöpfer der Staaten gerade da, wo es verdrängt wurde. Was es vereini hatte, das wurde nicht mehr von einander geschieden, weil das alte Köni thum diese einzelnen Elemente des Staats mit einem festen Kitt und Ce ment an einander gebunden hatte, der nicht losließ und die Existenz des Kö nigthums überdauerte.

Auch das römische Königthum war, das haben wir gesehen, unter Ha Wuth, Fluch und Krieg zu Grunde gegangen in Schnödigkeit und Lastern, un die es stürzten, rühmten sich vor Göttern und Menschen einer ganz beso ders reinen Tugend und eines tadellosen Lebenswandels — man denke a Lucretia und Brutus — die Königsfamilie galt nicht nur als ein politisch sondern auch als ein moralisch verworfenes Geschlecht, welches alle reine und moralischen Geschlechter, die aristokratischen Republikaner und Befreie wie eine böse Brut von der Erde zu vertilgen berufen waren.

Es ist zur Ehre der Menschheit zu sagen, daß die meisten Hergäng der Abschaffung der alten Königthümer in der Welt Griechenlands un Italiens sagenhaft sind und daß die moralischen Anschuldigungen der Siege gegen die Besiegten, die sich also nicht vertheidigen konnten, wenig Glaube verdienen, sondern nur den Beweis liefern, wie furchtbar politische Leiden schaften über alle Vorstellung emporlodern können.

In Rom hatte der Sturz des Königthums einen doppelten factische politischen Erfolg gehabt. Erstlich stürzte augenblicklich der Bau des gewal tigen Staates, den die römischen Könige, namentlich die drei letzten, Tar quinius Priscus, Servius Tullius, Tarquinius Superbus, errichtet hatten, i Trümmer und Rom, das unter ihnen über ein weites Gebiet geherrsc hatte, erscheint unter den ersten Consuln als eine kleine Land- und Acke

bürgerstadt, wie manche andere, besonders Tusculum, unter den latinischen Nachbarstädten.

Allein es war nicht blos der Ruin des alten Staates, der über Rom durch Vertreibung der Könige hereinstürzte, schon in wenigen Jahrzehnten war im Innern dieser früher so mächtig über Latium und die südlichen Grenzdistricte Etruriens gebietenden, nun in kleine Verhältnisse herabgesunkenen Stadt vollständige Zwietracht der Stände ausgebrochen, der beiden Stände, welche für die spätere, für die heutige sociale Staatenbildung einen ebenso großen Einfluß wie die der griechischen gehabt haben. Es waren die Parteien der Patricier und Plebejer, welche den vornehmsten Staat Italiens nicht weniger beunruhigten wie die griechischen Demokraten und Aristokraten. Noch vor Kurzem genügte die Nennung der römischen Patricier und griechischen Aristokraten, um das halbe Volk unseres Vaterlandes in fieberhafte Wuth zu versetzen, von denen es hieß, man müßte ihnen am Besten einen Mühlstein an den Hals hängen oder es wäre ihnen besser, daß sie nie gelebt hätten.

Die römischen Patricier — nachdem wir etwas von der griechischen Aristokratie in den süditalischen Landschaften kennen gelernt — sie haben, mit dem Sonnenlicht der Geschichte betrachtet, welches auch in die dunkelsten Jahrhunderte für das kundige Auge seine hellen Schlaglichter wirft, ihre Schuldigkeit im Dienste des römischen Vaterlandes mannhaft gethan. Es geschah kaum nach ihrer Besitzergreifung des Regiments in Rom, welches durch die Vertreibung der Tarquinier erledigt war, daß sie gegen die mißvergnügten Plebejer, die Bewohner der sehr kleinen Landschaft Roms, die Bauern und Ackerwirthe auf dem ager Romanus, zu kämpfen hatten, nicht mit dem Schwert, sondern viel unangenehmere Verfassungskämpfe. Die Plebejer waren eigentlich nur Bauerschaften unter der Führung einzelner wohlhabenderer Bauern. Allein diese Wohlhabenheit war äußerst beschränkter Natur. Auch die Reichsten unter ihnen hatten wohl nie mehr als das fünffache eines preußischen Bauergutes besessen. Aber die Aermeren hatten oft nicht mehr als ein paar Morgen und dazu etwas Antheil am Weideland, wohin sie ihre wenigen Schafe und Rinder treiben ließen. Dieses kleine plebejische Anwesen beschränkte sich also auf das Maaß des Besitzes eines wohlhabenden Kossäthen oder beinahe Tagelöhners, also Haus, Garten zu Küchengewächsen und Weidegerechtigkeit für ein paar Schweine, Schafe und wenn es hoch kam Rinder.

Auf diesem äußerst bescheidenen Besitz und Ansitz ruhten aber noch schwere Lasten, namentlich die Wehrpflicht. Es war dies eine Errungenschaft der servischen Verfassung. Waren auch die kleinen Leute, die geringen Landbesitzer der römischen Feldmark nicht verbunden, große Kosten für ihre

Ausrüstung anzuwenden, so mußte es eine so kleine Acker- und Feldwirthschaft fast ruiniren, wenn ihr Besitzer während der Zeit, welche Bestellung und Ernte einnahm, also gerade in den Monaten, in welchen man damals Krieg führte, in's Heer aufgeboten wurde. Da fehlte also der Familienvater und seine schaffenden Arme für das kleine Ackerland, das er besaß und selten fand sich ein stellvertretender älterer Nachbar, der sich um Gottes willen und der verlassenen darbenden Familie der öde gewordenen Bauerhufe annahm.

Dies ist der Grund, weshalb so oft in der römischen Geschichte die Bauerschaft, wenn sie ihren politischen Führern folgend, die äußerste Anstrengung machte und bessere sociale Zustände forderte, gerade wenn sie am Ziele zu sein und ihre patricischen Gegner durch alle verfassungsmäßigen Mittel überwunden glaubte, plötzlich wie durch ein Zauberwort in die engen Schranken ihres ursprünglichen wirthschaftlichen Elends zurückgebannt wurde, sobald es der herrschenden Aristokratie einfiel, bei den ewigen Fehden mit den Nachbarrepubliken einen außerordentlichen Magistrat, einen Dictator aufzustellen, welcher die Bauerschaft des römischen Landgebiets zu den Fahnen aufrief. Da hieß es immer: Leb' wohl, du goldene Ernte. Die armen Leute eilten gehorsam zu den Feldzeichen, aber ihr Acker blieb wüst liegen und ihre Weiber und Kinder sahen das Hungergespenst vor sich.

Sie besaßen wohl noch ein grausames Mittel, den augenblicklichen Hunger zu bannen. Es gab noch viel Geld in Rom und sie konnten gehen borgen. Sie hatten ja noch etwas, auf das ihnen geborgt wurde und Geldbesitzer waren äußerst bereit, ihnen darauf Vorschuß zu geben. Die Capitalisten sahen ihren glänzenden Vortheil vor sich, sie waren sicher ein brillantes Geschäft zu machen. Bei uns borgen solide Leute nur Geld auf Schuldscheine und Hypothek. Aber Hypothekenschulden kannte man in Rom nicht, unsere unschuldigen Schuldscheine ebensowenig. Jede Schuldverschreibung nahm augenblicklich den Charakter einer Wechselschuld an, ja die Bedingungen, denen sich der Schuldner zu unterwerfen hatte, waren noch viel härter. Bei uns kann der unbarmherzige Gläubiger den säumigen Wechselschuldner wohl gleich in Wechselarrest bringen, doch es geschieht ihm dabei weiter nichts, aber die römischen Gläubiger legten kraft des gültigen Landrechts die schwere Hand auf die ganze Person des Schuldners, sogar auf seine ganze Familie, weil sie nach römischen Begriffen Besitzthum des Schuldners war, also auf sein Weib und seine Kinder. Der Schuldner, der nicht zahlen konnte, wurde sein Sklave, der für ihn schaffen und wirken mußte und war er zu alt und zu schwach, so nahm er auch seine kräftigen, erwachsenen Söhne in seine Gewalt, und sie mußten für ihn arbeiten, so lange bis die ihm schuldige Summe abverdient war.

Unsere Wechselgeschäfte sind gräulich genug, jedoch die römischen waren doch noch viel gräulicher, vorzüglich deshalb, weil die geringsten Zinsen 10 bis 12 Procent betrugen, also schon in 8 bis 10 Jahren die ganze Capitalschuld verdoppelt hatten, gerade wie heute noch im spanischen Amerika, und merkwürdiger Weise findet sich in Mexico bei den Nachkommen der alten Römer aus Spanien bis auf den heutigen Tag das Landrecht der Schuldknechtschaft für zahlungsunfähige Schuldner nicht nur, sondern auch für ihre Söhne. Sie müssen die Schulden ihrer Väter im Schweiße ihres Angesichts abarbeiten. Welche gräuliche Combination des alten römischen Rechts oder vielmehr Unrechts, welches die Schuld und die Schulden der Väter heimsucht an den unschuldigen Kindern! Allein wunderbar ist sie dennoch. Sie war längst erloschen in Italien und in Spanien und erwachte zu allgemeiner Gültigkeit und Staats-Regel in Mexico.

Und doch war dieses gräuliche römische landrechtliche Herkommen bei Schuldklagen noch ein milderes Verfahren gegen das ältere, wo der Gläubiger aus dem Leibe des Schuldners so viel Fleisch, lebendiges Fleisch, schneiden konnte, wie das Gewicht seines geborgten Darlehns betrug und wir haben noch heute die Gesetzesformel schriftlich erhalten, worin es heißt: „Wenn etwa der aus dem Leibe des Schuldners dessen Fleisch schneidende Gläubiger, plus minusve secuerit, das heißt ein wenig mehr oder minder, gerade wie aus einem Schinken geschnitten hat, so soll ihm dies nicht in juristischer Beziehung schädlich sein."

Es ist bekannt, daß dieses abscheuliche Rechtsinstitut die Pointe geworden ist für das berühmte Stück des Kaufmanns von Venedig, welches gerade umgekehrt die römische Gesetzesformel benutzt, um das völlige Gegentheil ihres Gesetzessinnes als Recht darzustellen. Der venetianische Jude, dessen Nachkommen im Dictator Manin zu so außerordentlicher Ehre in neuester Zeit emporgestiegen sind, wird dadurch in seinen unmenschlichen, menschenmörderischen Absichten widerlegt, daß ihm der ganz gerechte Richter auferlegt, sein Gewicht Menschenfleisch genau, aber ganz genau nach dem kleinsten Theil des Grans zu schneiden und wenn er etwas mehr geschnitten, so wäre er ein Kind des Todes.

Aber das römische Schuldrecht nahm auf dergleichen gar keine Rücksicht und bestimmte, wenn etwa mehrere Gläubiger wären, die ein ihnen gemeinschaftlicher Schuldner nicht befriedigen könnte, so sollte ihnen der Leib des Schuldners als gemeinschaftliches Capital dienen und gelten, und jeder sollte sich das Stück Menschenfleisch abhacken können, das seiner Schuldforderung entspräche, so daß in diesem grausamen Concursverfahren alle Gläubiger wenigstens für ihre Rache befriedigt würden.

Dieses Rechts-Institut ist zwar insofern durchaus mythisch, als die Alten nicht ein einziges Beispiel anführen, wo es zur Anwendung gekommen wäre. Allein es kann nicht durch die bloße juristische Phantasie und Speculation erfunden sein. Es liegt eine so fürchterliche Wirklichkeit in dieser Bestimmung, daß sie nothwendig einmal wahr gewesen sein muß. Denn das gräuliche Gesetz, das schon früh muß abgekommen sein, hat sich eben wegen seiner Gräuel der Phantasie des Volkes mit so unverlöschbaren Zügen eingeprägt, daß es eine Generation der anderen wie ein schreckliches Märchen und endlich Traumbild, das zwischen Wachen und Schlafen in das Leben hereinbroht, überliefert hat, um auch noch heut das Gemüth dessen, der davon hört, mit Schauder zu erfüllen, gleichgültig, ob er glaubt oder nicht glaubt, daß dieses scheußliche Gesetz einmal gültig gewesen oder nicht.

Aber auch abgeschwächt auf die äußerste Erträglichkeit des menschlichen Daseins waren die altitalischen Schuldgesetze noch gräulich genug und zeigten das Wesen des Eigenthums mit einem unerschütterlichen Panzer dreifacher Cyklopenmauern umgeben, wie die uralten Burgen Italiens, welche die Alles überwindende und zerstörende Zeit nicht hat zerstören können, so daß sie dem heutigen Wanderer noch wie ein Gespenst aus der bald dreitausendjährigen Nacht entgegenstarren, das als altes Märchen mit seinen steinalten Gedanken seine Seele anblickt wie das Antlitz der Meduse.

Und doch lebte und regte sich unter diesem ehernen, diesem steinharten und erbarmungslosen Gesetze ein frisches und rastloses, aber ernstes und bedächtiges Geschlecht von Menschen, welches endlich nach mühsamem Lebenskampfe als Lohn seines Ringens die Weltherrschaft gewann. Es mußte ein Geschlecht sein wie die Giganten, die fabelhaften griechischen Himmelsstürmer, die Felsenleiber und steinerne Herzen hatten, welches sich solche furchtbaren Gesetze auferlegen konnte, ohne dadurch zu Grunde zu gehen. Welches Gift, das die Entwickelung menschlicher Cultur hervorbringt, und das noch todbringender als das stärkste animalische Gift des Schlangenbisses ist, konnte einer so gewaltigen und lebenszähen Nation etwas anhaben! Vielmehr was anderen schwächer organisirten Nationen ein tödtliches Gift gewesen wäre, das erhöhte und kräftigte die Römer zu immer neuer Lebenskraft und Anstrengung ihrer Kräfte.

Es waren vor Allem die kleinen freien Bauern, auf deren Schultern diese Centnerlasten gelegt waren, der Kern der Nation und es kamen dazu noch ganz andere ebenso schreckliche Bürden, die sie geduldig ertragen mußten, die aria cattiva, die böse Luft, die zu bestimmten Zeiten des Jahres ihr heimathlicher Boden wie noch heute ausathmet und die dem Menschen Fieber und Tod in's Gebein jagt. Denn es ist kein Grund anzunehmen, daß sich die Luft seit den Zeiten des Mittelalters, in denen wir bereits ihre schreckliche

Wirkung bemerken, verschlechtert hätte. Aber die Campagna di Roma, das Landgebiet der ewigen Stadt, das im Alterthume von Dörfern und Meierhöfen wimmelte, in der heutigen Zeit liegt es jetzt verödet. Nur Büffelheerden begegnen dem Reisenden und ihre halbwilden, berittenen Hirten. Es ist Gras gewachsen über den früher so fleißig bearbeiteten Ackerfluren, welches jetzt nur zur Viehweide dient, wenn der Winter in dem Gebirge den Heerden jedes Grashälmchen vertrocknet hat, und in der heißen Jahreszeit liegen diese einst so blühenden Fluren ganz verwüstet und vertrocknet und nur die kleinen lieblichen und harmlosen Eidechsen und die Schlangen und die Banditen bevölkern diese Fluren, wo der Wanderer nach langem Marsche auf der einsamen Landstraße nur selten ein einsames, unheimliches Wirthshaus mit noch unheimlicheren Gästen findet.

Es giebt heute wie früher noch kein specifisches Heilmittel gegen das römische Fieber, aber als Schutzmittel kannte der römische Landmann, wie sein heutiger Nachfolger, das Wollengewand oder den Schafpelz, seinen Ritterpanzer gegen die dämonischen Naturmächte, das wärmende Sonnenlicht, daher er nach Sonnenuntergang jede Feldarbeit in dem todathmenden Gefilde vermied, und endlich das nie verlöschende Heerdfeuer, welches die böse Luft wenigstens in dem traulichen Atrium seines Hauses reinigte. Um diesen Heerd versammelte sich bei der hochlodernden Flamme die ganze Bauerfamilie und ließ es sich nach gethaner Arbeit wohl sein. Und wie jede einzelne Bauerfamilie hatte auch der Staat einen solchen gemeinsamen Heerd, der als Bürgschaft für die Gesundheit und das Wohl aller Familien galt, die ihm zugehörten, auf dem auch eine nie verlöschende Flamme loderte, gepflegt von reinen Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern des Landes, die so rein bleiben mußten, wie das reinigende Element des Feuers, der heiligenden und heilenden Kraft der Göttin Vesta. Wenn durch die bloße Fahrlässigkeit der Dienerinnen der Gottheit oder durch ihre Verunreinigung durch Umgang mit den ihnen auf ewig verbotenen Männern der Zorn der Gottheit die Flamme, diese ewige Lampe, erlöschen ließ, dann war der ganze Staat nicht nur in schwere Krankheit gefallen, er war in Lebensgefahr und nur die Todesweihe der schuldigen Priesterin war das Heilmittel, dem Staatswesen wieder die frühere Gesundheit zurückzugeben.

Man sieht also, mit welcher scrupulösen und ängstlichen, fast abergläubischen Gewissenhaftigkeit die Römer auf die Reinheit und Gesundheit der Familien nicht nur, sondern des ganzen Staatswesens hielten. Es war ein heiliges Gelöbniß für sie in den Bedrängnissen der Versuchungen und der Angriffe, die ihnen von der Menschenwelt und von den dämonischen Naturkräften drohten, ein heiliges und reines Leben zu führen, einen ewigen

Kampf, der sie an Leib und Seele gesund und tüchtig erhielt, um ihr schweres Tagewerk zu verrichten.

Bei einem Volke, das so durchaus ein ackerbauendes von Anfang an war, wie die Römer, ist es von Interesse die Beschaffenheit dieses Ackerbaues etwas näher zu betrachten. Wie sehr die Landwirthschaft die Grundlage des römischen Staatswesens war, beweist die ansehnliche römische Litteratur über diesen Gegenstand, die sich bis heute erhalten hat, zuerst der alte Cato, dann seit Augustus, dem ersten Kaiser, Varro und Virgil und Columella u. A. m. Und diese Litteratur war sogar die erste und anfängliche, wenn auch nur eine Uebersetzungs-Litteratur, weil der Senat von Staatswegen befahl, die Schriften des Karthagers Mago über den Landbau in's Lateinische zu übersetzen zu Nutz und Frommen der römischen Landleute, gerade wie Thaer einst zu gleichem Zweck ein Buch über die englische Landwirthschaft herausgab für die deutschen Landwirthe.

Wunderbar, daß jenes Haupt der alten Welt, Karthago, später so durchaus eine Handelsstadt und Seemacht, die nur continentale Landmacht Roms die höhere Landwirthschaft lehren mußte, wie das moderne Karthago, England, welches jetzt nach aller Wehrbarkeit und Mannhaftigkeit der alten Zeiten seine kräftige Jugend zur Geldausnutzung in die Fabriken geschickt hat und sie da verkommen läßt, welches beinahe keinen Theil der außereuropäischen Welt unbeherrscht gelassen hat und auch dazu wie Karthago die Kräfte aus der Landwirthschaft gezogen, gerade für die Landwirthschaft den Anlaß zu höherer Cultur für Preußen, wahrscheinlich das nordische, zur Weltherrschaft bestimmte Rom, gegeben hat. Halten wir darum unseren Thaer, dem nicht mit Unrecht eine Statue errichtet ist, diesen nordischen Mago recht in Ehren, denn er hat die Grundelemente des Kraft und Reichthum schaffenden Nationalvermögens zuerst gehoben und nutzbar gemacht.

Dem Mago ist zwar in Rom keine Statue errichtet worden, allein er hätte sie wohl verdient. Denn er war, vielleicht sehr wider seinen Willen, der Anfänger für die wissenschaftliche Behandlung des Ackerbaues in Italien, weil die braven Karthager die Römer ebenso wie die Familie des Hannibal tödtlich haßten.

Der Ackerbau bei allen Nationen, welche in dem allgemeinen Verkehr der gebildeten Völker in den Zeiten der alten Welt standen, war bedingt durch den Anbau immer neuer Getreide, ebenso wie im Wesentlichen sogar die Forstcultur denselben Gesetzen unterlag. Denn es fand eine fortwährende Uebernahme der Culturgewächse in der alten Zeit statt von dem äußersten Osten zum äußersten Westen, für alle die Pflanzen, welche dem Menschen Nahrung oder Nutzen schaffen konnten, wenn sie nur nicht in so kalte Regionen hinübergeführt wurden, daß sie durchaus nicht mehr gedeihen konnten, wie

etwa die edle Kastanie, welche durchaus nicht mehr nördlich von der Bergstraße genießbare Früchte trägt. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Culturbaum, welcher jetzt seit Jahrhunderten in Italien, vor Allem in den Abruzzen, der wahre Lebensbaum ist, da seine Früchte in diesem Gebiet vollkommen die Bedeutung unserer Kartoffel einnehmen, nur daß die Kartoffeln aus Amerika, dem neuen Continent, stammen, die Kastanien aber aus Armenien und Persien und Kleinasien und Griechenland. Von da sind sie in Jahrhunderten schon einheimisch in Italien und sie haben sich nach Norden zu soweit eingebürgert, daß sie auch in den Südalpen die Abstürze der Thäler, sofern diese nicht der Weincultur zugänglich sind, als Wälder bedecken, also natürlich die früheren Waldbäume, Eichen, Buchen und Linden, verdrängt und vertilgt haben. Die Zeit dieser Baumvölkerwanderung kann man noch recht gut erkennen, wenn man bedenkt, daß dieser für die Volksnahrung so äußerst nützliche Baum, der eben deshalb im Munde des Volks täglich genannt werden mußte, in den Homerischen Gesängen gar nicht erwähnt wird. Während er in diesen Gegenden später die fast tägliche Nahrung hergab, wird bei Homer eine ganz andere Nahrung des Volkes umständlich beschrieben.

Der Schluß liegt nahe, daß in Homer's Zeiten die edle Kastanie in Kleinasien noch gar nicht vorhanden war, während doch Cypressen und die himmelanstrebenden Platanen schon in Fülle wuchsen, die erst viel später nach Italien übergesiedelt wurden. Die wundervollsten Bäume Kleinasiens, deren schon Homer so oft mit Entzücken gedenkt, die Platanen, waren kurz vor Christi Geburt hier so selten, daß der berühmte Zeitgenosse des Cicero, der Redner Hortensius, sich weigerte, an einem Gerichtstag seinen Clienten beizustehen, weil er auf seinem Landgute müßte seine Platanen begießen, daß sie nicht verdursteten, die er tränken wollte, nicht mit schnödem Wasser, sondern mit Wein, damit sie um so fröhlicher emporwüchsen. Sie wuchsen freilich empor, aber sie waren doch kränkliche Bäume im Verhältniß zu den herrlichen Gewächsen, von denen Homer singt und Herodot erzählt, die an 250 Schuh und darüber emporragten, wenngleich sie im Alter hohl waren. Aber aus ihrer Höhlung quoll ein silberner kalter Quell hervor und verbreitete liebliche Kühlung in der sonnendurchglühten Atmosphäre und darüber breitete sich das schattige Dach des schönen Baumes, so daß Xerxes, der große König des Perserreiches, hingerissen von diesem entzückenden Anblick, dem edlen, dem herrlichen Baume Opfer darbrachte. Ein anderes Beispiel von dieser Baumwanderung sind in unserem Vaterlande die Akazien, welche erst seit etwa 150 Jahren eingeführt, bereits zu Wäldern geworden, den Boden überziehen und unsere Sinne im Frühjahr durch ihren Blüthenduft erquicken und entzücken. Nicht anders verhält es sich mit den eigentlich fruchttragenden

Bäumen, den Pfirsichen, die mit ihrem italienischen Namen, persiche, persiche, wie man sie in Italien noch heute den Verkäufer ausrufen hört, beweisen, daß sie aus Persien stammen, und den Kirschen, welche das Alterthum von der kleinasiatischen Stadt Kerasus herleitete, obgleich der Name dieser Stadt nur bedeutet, daß sie in einem Kirschenhain, in einem Walde von Kirschbäumen angelegt war, gerade so wie in der Halbinsel Magnesia in Thessalien es eine Stadt Kastane gab, die in einem Kastanienwalde erbaut war. Wir sehen also, daß sie im vorhomerischen und Homerischen Zeitalter in den kleinasiatischen Uferlandschaften, welche die Griechen eingenommen hatten, noch nicht vorhanden waren, während sie doch heute in jedem Bäckerladen dieser Gegenden für wenige Para's sackweise geröstet angeboten werden, da sich mit richtigem Tact gerade die Bäcker der asiatischen Türkei der Kastanien angenommen haben, als eines Artikels, der zu ihrem Gewerbe gehört, und der europäische Reisende in diesen Gegenden bemächtigt sich mit Wonne für das geringe Geld der wohlschmeckenden süßduftenden Nahrung für seinen oft sauren Tagemarsch.

Aber jetzt bedecken die Kastanienwälder, welche diese liebliche Frucht tragen, die vermittelst der jetzigen Eisenbahn-Verkehrsmittel uns schnell in den kalten Norden geliefert wird, um Antheil zu nehmen an den glücklichen Regionen des Südens, nicht nur die Gebirge des ganzen Gebirgszuges vom inneren Italien, sondern auch die geliebten Berge an ihrem Südabhang, welche unsere deutsche Heimath mit Italien trennen und verbinden.

Die Kastanien sind also gleichsam ein Symbol, ein rechtes Beispiel für die botanische Völkerwanderung der Gewächse, von der wir die einzelnen Stationen ihrer Wanderung, die sie auf ihrer Pilgerschaft nach Westen machte, nachweisen können. Von den Kirschbäumen gilt, wie wir gesehen, das Gleiche. Allein es ist noch eine Fülle von anderen Gewächsen anzuführen, welche sämmtlich auf demselben Wege von Osten her nach Italien einwanderten und eine nicht geringe Zahl sogar vom fernen Westen über's Meer nach Osten.

Sollen wir noch eine ganze Reihe von Gewächsen anführen, welche jetzt den Charakter der italienischen Vegetation bestimmen und Jedem einfallen, wenn er an das anmuthige Italien denkt? Die Pommeranzen und Citronen kamen aus China, die Palme aus Asien, die Agave und der Feigencactus aus Amerika, ein Geschenk des Genuesers Columbus an sein Vaterland. Alle diese Gewächse waren den Alten unbekannt, wie der chinesische Maulbeerbaum.

Wir haben hier ein Gebiet berührt, das zuerst der große Alexander von Humboldt im Zusammenhange der Wissenschaft erschlossen hat, die Verbreitung der Pflanzen, welche dem Menschen Nutzen und Nahrung reichen. Sie sind zuerst mit den Menschenvölkerwanderungen, wenn sie durch den leicht tragbaren Samen über weite Ländergebiete versetzt werden konnten, schon

in den früheſten Zeiten in unſere Gegenden gelangt, wie namentlich die älteſten Getreidearten, während die größeren Gewächſe, die hohen Waldbäume erſt in ſpäterer Zeit durch den langſamen Völkerverkehr in unſere europäiſche Heimath gelangten. Es iſt keine Frage, daß gerade dieſe langſame Baumwanderung, eine andere Waldwanderung von Dunſinan, welche der Herrſchaft des ſtolzen Königs Macbeth in der ſchottiſchen Sage, wie unzähligen Culturzuſtänden im alten Europa ein Ende machte, und ſie durch beſſere erſetzte.

Es iſt dies der tiefſte Sinn dieſer ſchottiſchen Sage, daß auch das friedliche Reich der Pflanzen, die friedliche Einſamkeit des Waldes unter dem gewaltigen Geſetz der Alles umbildenden Zeit die zauberiſche umformende Kraft ſogar über das Menſchengeſchlecht ausübt und ihre innere wirkende Macht, dieſe alten Menſchen zu ganz neuen umzuformen.

Die hohen und höheren Berge und Felſengipfel, welche dem Lande ſeinen faſt ewigen Charakter geben, haben ſich in den langen Jahrhunderten zwar wenig, aber doch etwas verändert, allein ihr grüner Schmuck der Gräſer und Bäume mit ſeinen farbigen Blüthen, er iſt wie die Decorationen unſerer Theater ſchon öfter gekommen und gegangen und es iſt von den alten Decorationen nichts Lebendiges übrig geblieben. Aber übrig geblieben iſt ſehr viel Todtes von dieſem ewigen Ab- und Zuwandern der Gewächſe, die aus dem mütterlichen Boden der Erde Leben geſogen haben. Denn wie viele dieſer längſt verſtorbenen Gewächſe ſind begraben, oder zu Mumien verſteinert in den Metropolen der ewigen Gebirge und Felſen noch heute und täglich ſichtbar als hiſtoriſche Quellen für die wiſſenſchaftlichen Forſcher der Pflanzenwelt, welche in den Abdrücken ihrer Formen in dem lebloſen Geſtein wie in gedruckten Büchern, die nur in Illuſtrationen zum wiſſenſchaftlichen Text beſtehen, fortwährend bemüht ſind, dieſen Text zu den urweltlichen Illuſtrationen nachzuliefern, was oft viel ſchwerer iſt, als die Textnachlieferungen zur Abbildung ägyptiſcher Alterthümer und Hieroglyphen, welchen ſchon manche Aegyptologen lieber nicht ſchrieben.

Man ſieht, es iſt auf Erden immer Tod und Krieg geweſen, ſogar im Gebiet der ganz reinen, keuſchen und ſchuldloſen Pflanzenwelt und zwar nicht der giftigen, ſondern noch vielmehr der Segen und Frucht bringenden, unter denen ewiger Ehrgeiz geherrſcht hat und Krieg bis auf das Meſſer, wo eine Fruchtart immer die andere verdrängt hat durch die höhere Kraft oder die höheren Vortheile, welche ſie der Menſchenwelt entgegentrug.

Eins der unſchuldigſten Gewächſe unter dieſen vielen kriegeriſchen, weil es dem Lebensboden am wenigſten Eintrag that, war die edle Weinrebe. Auch ſie war, gerade ſo wie die übrigen, eine Wanderpflanze. Im Oſten war ſie ein uraltes Gewächs, ſchon bei den Juden in Paläſtina war ihr Anbau

ſo urvordenklich, daß er über die Exiſtenz der Nation hinausreichte. Denn ſchon Noah — um wie viel lebte er vor Jacob-Iſrael, dem Archegeten der Kinder Iſrael — hatte ſich an ihrem Traubenſaft mehr als gut war erquickt. Und die älteſten Griechenſagen nannten Italien Oenotrien — gerade wie die erſten Entdecker Amerikas, die Normannen, dieſes Land Weinland hießen, wenn auch mit Unrecht, weil zwar in Amerika die Weinpflanze gedeiht, aber keinen Wein liefert — als Beweis, daß auch ſchon in älteſten Zeiten in Süditalien die Rebe wuchs.

Allein wie viel Zeit bedurfte es, um dieſes Gewächs bis nach dem Norden Italiens zu verbreiten. Man kann es etwa daraus abnehmen, daß noch in Cäſar's Zeit in Genua, wo jetzt alle die entzückenden Felſenabhänge mit rankenden Weinreben überzogen ſind, nur Bier getrunken wurde, wo jetzt wieder deutſche Bierbrauereien mit Vortheil angelegt ſind, ebenſo wie man in Mailand zu ſeiner Zeit den Küchengebrauch des Olivenöls, alſo wohl auch den Olivenbau nicht kannte und ſich ſtatt deſſen der Butter bediente, während ſchon eine in Südfrankreich gelegene viel ältere Stadt, eine Tochterſtadt der griechiſchen Colonie Maſſilia, welche von der kleinaſiatiſchen und ioniſchen Stadt Phocäa gegründet war, Ampelus hieß, das heißt ein Ort, wo Weinpflanzungen waren, ebenſo wie Keraſus einen fernen Ort in Kleinaſien bedeutete, wo Kirſchbäume wuchſen.

Man ſieht alſo, daß ſchon in dieſer frühen Zeit Südfrankreich mit Hülfe der griechiſchen Anſiedler aus dem fernen Phocäa in Beziehung der Weincultur dem Norden Italiens, gerade an der Stelle, wo es mit dem Süden in Bezug klimatiſcher Begünſtigung wetteifert, weit überlegen war.

Das gehört alſo auch in die merkwürdigen Zickzackwanderungen der Pflanzen. Sie gehen zwar auch in wunderlichen Linien, wenn ſie durch den bloßen Zufall, den Wind, der den Samen weit hinweht, einen Vogel oder ein Inſect weiter vorrücken, aber der Menſch läßt ſie doch kühnere Linien ziehen. Er nimmt ſich wohl öfters der Fruchtbäume, ſeltener der Waldbäume an, aber deſto aufmerkſamer jener wohlthätigen gräſerartigen Pflanzen, die Jahr aus Jahr ein durch friſchen Samen aus dem Erdreich zum Keimen, Wachſen, Blühen und Fruchttragen erweckt, mit ihrem Tode dem Menſchen und Vieh die Lebensnahrung reichen, der mannigfaltigen Getreide- und Ackerbaupflanzen. Auch ſie ſind überall Fremdlinge und mit der Zeit zu Bürgerrecht zugelaſſene Coloniſten geweſen, von deren Herkunft man eigentlich nichts wußte, es waren ebenſo Fremdlinge aus dem fernen Oſten, und vielleicht auf wunderlichen Wegen, auf geraderen oder auf weiteren Umwegen dorthin gelangt. Man kannte wohl die nächſte Station, die ſie wie ein Nachtquartier beim Nachbar genommen, aber ihre lange Wanderung, die vielen Raſtorte, die ſie erreicht hatten auf ihrer Pilgerſchaft, ſie lagen in tiefem Dunkel. Fragen wir die

Naturverständigen und die Pflanzenkundigen, so geben auch sie nur ausweichende Antworten über die Heimath der gewöhnlichsten Ackerpflanzen, die das italische Volk des Alterthums nährten und die noch unsere Völker mit dem täglichen Brote versehen. Wir kennen ihre Heimath nicht, wir vermögen nur zu sagen, daß sie aus dem fernen Osten gekommen und die Behauptung einiger Gelehrten, das Gebiet am Südabfall der armenischen Gebirge gegen Mesopotamien zu wäre die Heimath des ältesten Getreides, beschränkt sich auf das Factum, daß in jenen Gegenden das Korn einen so günstigen Boden fand, daß es dort auch ohne Cultur, ohne Zuthat des Menschen wild gedieh und wuchs, das heißt also nur, es pflanzte sich auf dem üppigen Boden fort, obgleich es nicht mehr wie früher künstlich angebaut wurde, etwa wie die spanischen nach Amerika verpflanzten Pferde und Rinder durch Ausreißen sich zu ungeheuren Heerden in den Pampas des inneren Landes vergrößerten und nun aus Hausthieren zu wilden und jagdbaren geworden waren, von denen sich die rothe Race vor Columbus und Cortez nichts hatte träumen lassen, die ihnen vielmehr anfangs als fabelhafte Ungeheuer erschienen, wie den Römern die ersten Elephanten, die sie zu Gesicht bekamen, obgleich sich die Elephanten in Italien nie acclimatisirt haben, trotzdem dieses Geschlecht zuerst zu sehr kriegerischen Zwecken von Hannibal und seitdem zu sehr friedlichen von Menageriebesitzern über die Alpen hin- und hergegangen ist. Der erste Elephant seit Menschengedenken stampfte seine lange Pilgerstraße unter Kaiser Maximilian, also am Schluß des Mittelalters, von Venedig nach Trient und Brixen bis nach dem fernen Nordfrankreich, wo er sich auf der Ueberfahrt nach England so wild und ungeberdig benahm, daß er über Bord geworfen wurde. Aber noch heute nennt sich ihm zu Ehren und zu Ehren des Kaisers, unter dem solches Wunder sich ereignete, das einzige Wirthshaus von Ansehen in Brixen zum Elephanten und eine wohlerhaltene Inschrift des alten Hauses meldet das Factum, daß hier dieses ungesehene Wunderthier auf seiner Wanderschaft einige Stunden gerastet. Die Inschrift bezeugt es in Brixen und der Reisebericht eines munteren Klosterbruders, der es als Factotum einer nach Jerusalem wandernden Rittergesellschaft von Pilgern in Venedig sah. So wanderten also nach Italien in alten Zeiten Menschenvölker von Norden nach Süden und von Südosten nach Nordwesten Pflanzen und Thiere. Die ältesten Menschenwanderer haben wohl auch die frühesten Hausthiere nach Italien mitgebracht, aber als sie sich angesiedelt und der Seeverkehr von Süden her zunahm, da öffneten sie ihre Grenzen gern einer von Süden kommenden Pflanzen- und Thierwanderung, die sie für ihren ökonomischen Nutzen verwerthen konnten.

Man sieht also, wie jeder aus der kurzen Spanne Zeit seines eigenen Lebens durch eigene Lebenserfahrung sieht, Ruhe ist in der Menschenwelt

so wenig wie in der Thierwelt, sogar nicht in der scheinbar so klösterlich keuschen Pflanzenwelt, überhaupt also auf Erden in keiner Zeit, auch nicht im Alterthum gewesen.

Alles, Menschen, Thiere und Pflanzen, sie strengen ihre äußersten Kräfte an, um es dem Nächsten zuvorzuthun. Aber über Allem steht der Mensch und nirgends hat er sein Uebergewicht über alles dies laute und stille Gewimmel mehr gezeigt als in der Landwirthschaft, dem Bauerleben, wie die Italiker, vor Allem in alter Zeit die Latiner und Römer, es allen andern Nationen Europas, die Griechen ausgenommen, welche doch halbe Asiaten waren, vorgethan. Hier legten sie die erste Prüfung ab für ihren Beruf zur Weltherrschaft, indem sie sich die Natur ihres Landes mit Pflanzen und Gethier so systematisch unterwarfen, daß sie die Muster wurden in ganz Europa für eine wohleingerichtete Landwirthschaft. Sie kamen durch ihre systematische und überlegte Bewirthschaftungsart des heimathlichen Bodens zu einer solchen Vollkommenheit, daß erst über anderthalbtausend Jahr dahin gehen mußten, ehe die heutige moderne Landwirthschaft eine Fülle von Erfahrungen, die in Italien gang und gäbe waren, gleichsam neu entdecken und erfinden mußte, um den Grund zu legen für den stolzen Bau unserer heutigen Landwirthschaft.

Diese goldenen Erfahrungen des italischen Landbaues im hohen Alterthume waren hauptsächlich die Düngung und der Fruchtwechsel, die großen Errungenschaften unserer heutigen Landwirthschaft, die erst mit den ungeheuersten Anstrengungen über das Beharrungsvermögen unserer Bauern vor nicht länger als 50 Jahren erreicht worden sind.

Freilich war Italien für Gewinnung solcher Erfahrungen ganz anders bevorzugt als unser Deutschland. Denn abgesehen von der Gunst des Klimas des herrlichen Landes kannte die italische Staatenbildung solche beengende Satzungen für den Ackerbau nicht, wie ihn unser Mittelalter nicht nur, sondern unsere neuere Zeit bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Banden gehalten hatte, so daß jede freiere Regung durch die actuelle Beschaffenheit der Gemeinde-Verfassungen zur Unmöglichkeit wurde.

Bei uns waren es die Nachwehen der ursprünglichen, anfangs guten und nützlichen, aber später lähmenden und jeden Fortschritt hemmenden Gütergemeinschaft der Gemeinde, ein Nachklang der uralten Lebensform der ältesten Ackerwirthschaft, die wir noch in Rußland als Zeitgenossen erlebt haben, welche den Fleiß des Bauers vergeblich machte, weil er eben sein kleines Grundstück nicht wie ein eigenes bebauen konnte. Denn da gab es so unzählige Pflichten, denen es unterworfen war, und so unzählige Rechte, welche die Nachbarn auf dasselbe geltend machten und zwar weniger in Geld- als in Realforderungen, daß eine freie Landwirthschaft also eine Unmöglichkeit war.

Von dieser Belastung des Bodens und der Personen hatte sich Latium und Rom schon in unvordenklichen Zeiten befreit, wenn sie überhaupt jemals vorhanden waren. Aehnlichen Zwang gab es in alten Zeiten gewiß, aber die hohe Intelligenz des begabten, von einem glücklichen Klima begünstigten italischen Volkes hat ihn zeitig abgestreift.

Die alte nordische Dreifelderwirthschaft und die dadurch bedingte Brache und das Hutungsrecht der Gemeinde auf derselben konnte deshalb die italischen Bauern nicht hindern, ihre Ackerstücke zu verbessern, weil sie überhaupt in Italien nicht bekannt war, geschweige als Verfassungsinstitut existirte. Die Spuren einer umschlägigen Feldwirthschaft, ein Jahr Brache, ein Jahr Anbau, finden wir dagegen bei den Schriftstellern über den römischen Landbau. Allein von einem Hutungsrecht, welches die Brache dem ursprünglichen Besitzer des Bodens entzieht, findet sich nicht die entfernteste Andeutung. Es war eben der Wille desselben nach altem Herkommen bedingt, die Felder ein Jahr brach liegen zu lassen und er nutzte sie natürlich für sein eigenes Vieh. Bald nahm aber eine bessere Bodenbenutzung die Stelle der alten ein und zwar mit Hülfe der Feldfrüchte, welche aus der Fremde eingeführt wurden. Durch aufmerksame Betrachtung ihrer natürlichen Beschaffenheit, ihrer Nahrungs- und Bodenbedürfnisse sah man, daß diese verschiedenen Pflanzenarten auch verschiedene Kräfte des Ackerlandes an sich zogen, also etwa eine Hülsenfrucht die Nahrungsstoffe, welche die Hartkornfrucht verlangte, abstieß, mithin es ausruhen ließ für das nächste Jahr, wo auf demselben Acker wieder Hartkorn gesäet wurde. Wenn jetzt ein Nordländer über die Alpen kommt und Italiens gesegnete Fluren gegen die Zeit des Herbstes mit ihrem ganzen Schmuck und ihrem ganzen Segen zum ersten Male erblickt, so kann er sich fast schwer von seinem Erstaunen und Entzücken erholen. Plötzlich tauchen in ihm wohl einige Erinnerungen an die Heimath auf, wo er in den fruchtbaren Anhaltinischen Ländern oder anderswo einen reihenweise geordneten Bestand von Kirsch-, Birn- und Pflaumenbäumen gesehen hat, die in langen Zwischenräumen gepflanzt sind und wo der Boden, auf dem sie stehen, noch benutzt ist, um ein nicht gerade zu üppig stehendes Kornfeld unter diesen Fruchtbäumen wachsen zu lassen, dem der Schatten dieser ziemlich selten gestellten Bäume wenig Eintrag thut.

Allein hier in Italien sieht er plötzlich den Boden bedeckt mit den verschiedensten Culturpflanzen, Weizen, Korn, Gemüse, Mais, als ob der Säemann alle möglichen Samenarten unordentlich durcheinander geworfen und die nun wie im wilden Chaos aufgekeimt und aufgewachsen, und darüber stehen im üppigsten Wuchs die Fruchtbäume, vor Allem der Maulbeerbaum, der freilich erst nach dem 6. Jahrhundert eingeführt ist, als man den Seidenbau eingeführt hatte. Aber diese Bäume stehen so eng an einander, daß

die Weinreben, die neben ihnen gepflanzt sind, sich nicht nur in ihre Aeste, sondern von einem zum andern hinüberranken und der laue und erfrischende Wind treibt hier ein anmuthiges Schaukelspiel mit diesen natürlichen Weinguirlanden, an deren Stielen die schweren goldenen und schwarz-rothen Trauben hängen. Und diese Vermählung der Reben mit dem Baume, wie es die Alten nannten, kennt schon Virgil, obgleich damals nur Pappeln, nicht Maulbeerbäume die Ehemänner des Weinstocks waren und der zugehörige biblische Feigenbaum fehlt auch nicht, der zu unerhörter Dicke und Höhe ohne menschliche Nachhülfe emporwächst.

Man würde aber irren, wenn man glaubte, daß der italienische Ackerbau der menschlichen Nachhülfe nicht bedürfte. Es ist immer bei uns die Rede von den faulen Italienern. Diese Nachrede ist nirgends weniger am Ort als bei ihnen. Die italienischen Landleute sind noch heut ebenso fleißig und thätig wie im Alterthume. Da ist keins von den vielen Gewächsen, die zu verschiedener Zeit auf demselben Boden keimen, wachsen und Frucht tragen, denen er nicht die aufmerksamste Sorge widmet, und im Alterthum war man bei den allerdings unvollkommenen Werkzeugen und der wohlfeilen Sklavenarbeit noch fleißiger, da man sich nicht begnügte, die Ackerflur einfach hin und her zu pflügen; man pflügte sogar über's Kreuz und es gab Aecker, welche nach dem Bericht der alten Lehrer der römischen Landwirthschaft das siebente Mal gepflügt wurden, ehe der Samen ausgestreut oder Gemüsepflanzen gesteckt wurden.

Da man erst in später Zeit, nicht lange vor dem Ende der Republik, durch die glücklichen Kriege mit dem Auslande Italiens Schaaren von Kriegssklaven, also äußerst wohlfeile Tagelöhner erwarb, konnten die reichen Leute es vortheilhaft finden, große Ackerflächen zusammenzukaufen und Wirthschaften anzulegen in der Art unserer Rittergüter. Allein den Alten waren sie ebenso fremd als unserem Mittelalter, wo sich in ein deutsches Dorf des 13. oder 14. Jahrhunderts oft mehr als ein Dutzend Herren, geistliche und weltliche, theilten, und wo also die Parcellen oft sehr klein ausfielen.

Im früheren italischen Alterthume waren die Landmaße ebenso wie die Feldfluren der Besitzer klein und die letzteren überschritten im Ganzen nie die Grenzen eines wohlhabenden Bauergutes. Das normirende Princip für diese Gestaltung des Landeigenthums lag in der Städteverfassung des Alterthums, welche ein unverhältnißmäßig großes Landgebiet erwarb. Selbst wenn eine Stadt wie Rom andere Nachbarstädte mit ihrem Gebiet eroberte, so blieb doch im Wesentlichen die alte sociale Verfassung dieser Stadtgebiete unangetastet und war durch die Abtretung von besonders fruchtbaren Enclaven ihres Gebietes nur modificirt. Der Bewirthschaftungsmodus blieb derselbe. Dadurch wurde von Anfang an der Bauer auf eine möglichst intensive

ısnutzung seiner Dorfstelle gewiesen. Die alte Landwirthschaft blieb also Italien, namentlich in Latium, Jahrhunderte lang dieselbe. Es war die glichst fleißige Bestellung sehr kleiner Grundstücke, zu welcher den Inhaber : Noth drängte, weil er größere Flächen nicht besaß, und der ergiebige oden Italiens, vorzüglich der kurze Winter, ermöglichte es, auf demselben oden, mit Hülfe der Düngung, welche in Italien eine so alte Erfindung , daß es sogar ein göttliches Wesen gab, welches derselben Schutzpatron ır, Stercutius, der Düngerheilige — zwei Ernten zu erzielen, wo in iserem nordischen Klima nur eine gewonnen wird nach dem alten Wirthaftsmodus, der freilich durch die neue Zeit auch bei uns sehr vortheilft modificirt ist mit Hülfe der Futterkräuter, welche namentlich der Viehrthschaft wesentliche Vortheile gebracht haben.

In Italien war der Anbau dieser Futterkräuter neben dem der Wiesen ıd ihrer Düngung und Berieselung uralt und sie bedingte die Stallfütteng des Viehes, welche bei uns eigentlich erst in Menschengedenken einführt ist.

Auch sie ergab sich in Italien aus der kleinen Wirthschaft, aus der irthschaft der kleinen Leute, der kleinen Eigenthümer, deren Hufen äußerst rsig und fleißig angebaut werden mußten, wenn sie der Bauerfamilie thigen Unterhalt gewähren sollten, um so mehr, da das Weideland durch e Vermehrung des Volks in den einzelnen Gemeinden so sehr verringert ar, daß allmälig aller ackerbare Boden unter den Pflug und den Karst kommen war.

Es mußte aus dieser stetig fortschreitenden Benutzung des Bodens sehr ld eine Bedrängniß des fleißigen Volkes entstehen, das sich fortwährend ehrte, während der Erbacker doch nicht größer wurde.

Aber da gab es für Rom eine ebenso nothwendige Auskunft, wie sie r den Anwachs der Bevölkerung in den inneritalischen Gebieten der Umbrer ıd Latiner die heiligen Lenze bildeten.

Es war dies eine kriegerische Erhebung, eine Insurrection.

Es gab ein uraltes Herkommen in Italien, daß die besiegten Feinde n ihrem Lande einen Theil, gewöhnlich den dritten, den Siegern überworten mußten.

Dies war das Grundcapital zukünftigen Reichthums, welches auf solche eise als Lohn der Tapferkeit den Eroberern anheimfiel. Kein Volk, kein ıd hat sich dieses durch die Kraft seiner Tapferkeit gewonnene potentielle pital mehr zu Nutze gemacht als die Römer.

Das Lob der Römer in dieser Beziehung steigert sich aber um so höher, nn die Schwierigkeiten veranschlagt werden, welche ihnen ihre politisch-

socialen Verfassungszustände dabei bereiteten, welche sie jedoch mit eiserner Zähigkeit überwanden und besiegten.

Diese Schwierigkeiten sind es aber vorzüglich, welche, durchaus nationaler Natur, wir zunächst in's Auge zu fassen haben, welche nicht minder allmächtig waren, als die Schwierigkeiten, welche dem Landbau des Mittelalters in unserer Heimath durch das sogenannte Feudalsystem so unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten.

In Italien hatten diese starren Institute, welche unseren heutigen sogenannten freien Ackerbaustaaten nicht mehr hindernd im Wege stehen, eine ganz andere Form als in unseren Landen und erst zwei Generationen von Forschern in diesen dunklen Gebieten des Alterthums ist es gelungen, darüber ein freilich doch noch nicht ganz helles Licht zu verbreiten.

Wie in unserem deutschen Alterthum waren auch in Italien die früheren Ackerbauzustände bedingt durch die socialen Verhältnisse des Volks, also wesentlich durch den Unterschied von Adel und Bauern, zwischen Höchstfreien und Minderfreien und Unfreien. Italien kennt diese drei Stände eben so gut wie Deutschland und die anderen Länder Nordeuropas als diejenigen, aus denen ihr altes Staatswesen zusammengesetzt war.

Italien lehrt uns die wahre Entstehung des Adels in Europa wie kein anderes Land erkennen, obgleich der italische Adel von unserem nordischen seiner äußerlichen Erscheinung nach ungeheuer abweicht. Denn wir finden in Italien zwar auch die gewöhnliche anfängliche Ursache wie bei uns, daß eine Eroberervölkerung sich zur Herrschaft über eine besiegte Bevölkerung aufschwang, eine Art der Aristokratie, welche sich fast in allen Ländern, wenn man ihre frühere Geschichte betrachtet, erkennen läßt.

Allein in Italien, freilich analog der deutschen Geschichtsentwickelung, hat sich die Aristokratie auf freilich nationalem Wege, also anders als bei den etruskischen Eroberern, durch eine innere, dem Genius der Nation entsprechende Weise auf die Schultern der übrigen Bevölkerung erhoben. Aber es ging diese merkwürdige Entwickelung hervor aus dem Grundelement des Glaubens der national-italischen Nationen hervor, aus ihrer Ansicht von der Familie, von deren sehr origineller Construction schon früher die Rede gewesen ist. Das Institut der Familie war ein überaus strenges, wie sich denn überhaupt diese Nationen vorzugsweise zu strengen und harten Institutionen geneigt fühlten. Der Vater des Sohnes war nach der Anschauung dieser Nation sein Herr, beinahe sein Gott, weil er der Schöpfer seines Daseins war. Er wurde von dem Sohn mit einer ähnlichen Ehrfurcht verehrt wie die Götter, diese Ehrfurcht des Sohnes gegen den Vater um der Götter willen bildete den Herz- und Quellpunkt des italischen, politischen und socialen Menschenwesens. Es war der rothe Punkt des bebrüteten Eies,

aus dem die erste Circulation des Blutes für das Adlerjunge beginnt, das, wenn es die harte Hülle gesprengt und dem Neste entwachsen ist, sich kühn in die Wolken mit kräftigem Flügelschlag erhebt und sich herabstürzt aus den hehren Höhen im sicheren Fluge auf den Raub der schwächeren Creatur, die an die Erde gebannt ist.

Durch dieses einzige Institut der Macht des Vaters über seine Nachkommenschaft war jede Familie ein unversiegbarer Quellbrunnen souveräner Macht, ein kleines aber souveränes Gebiet unumschränkter Gewalt über Alles, was darin lebte und athmete.

Aus so beschaffenen Familien, aus solchen Grundelementen ballte und backte sich der italische Staat zusammen als zu einer immer größeren und größeren Einheit.

Wie ein Wort, ein Wink des Familienvaters genügte, jeder von ihm gewollten Verordnung durch eine bereite Botmäßigkeit der Familienglieder auch auf dem kleinsten Ackergütchen Folgsamkeit und Gehorsam zu verschaffen, so setzte sich derselbe Gehorsam fort in die weiteren schon die Form eines Staates annehmenden höheren Institute der Gemeinde mit ihren Stammeshäuptern und endlich als aus dem Zusammentreten dieser Stammfürsten ein wirklicher Staat hervorgewachsen war, in den Oberhäuptern des Staats, den Königen. Es war der ganz moralische Glaube an die Trefflichkeit und Nothwendigkeit dieser Familien-, dieser Staatsordnung mit ihrer göttlichen Kraft, die dem König für seinen ausgesprochenen Willen, wie für ein göttliches Gebot, auch willigen Gehorsam verschaffte. Er herrschte wie nach einem Naturgesetz, wie der Bienenkönig in anangefochtener Hoheit und sein Wille galt als Gesetz.

Aber dieses älteste Staatswesen hatte doch eine Reihe von politischen Ideen durchlaufen, ehe es von der höchst einfachen Familienordnung zu der Staatsordnung vorwärts gelangt war. Es war namentlich eine Reihe von Staats- und Rechtsfictionen, welche hülfreich eintreten mußten, ehe man diesen ungeheuren Schritt vorwärts machen konnte. Er zeigte sich schon bei dem Fortschritt vom Familienvater zum Stammesoberhaupt, er zeigte sich noch vielmehr bei dem Fortschritt vom Stammfürsten zum König, zum Fürsten über viele Stämme.

Sie hießen und waren alle patres, Väter und Fürsten. Allein nur der Familienvater war es im natürlichen Sinne, die beiden anderen aber durch Fiction, in übertragenem Sinne.

Allein man sieht auch hieraus, wie es diesen italischen Nationen in den Fibern ihres Daseins und Lebens lag, die Vaterschaft als den letzten Grund, als die erste Ursache alles Daseins nicht nur, sondern auch alles Willens, aller Herrschaft anzusehen und darum riefen sie auch ihre geehrtesten Götter mit

den ehrfurchtsvollſten Namen pater und mater, Vater und Mutter, an, wogegen die vereinzelten Analogien bei den Griechen wie Vater Zeus und Demeter, Mutter Erde gar nicht in Vergleich kommen können. Sie wirken wie ein Nachhall uralter beiden Völkern gemeinſamer Naturanlagen, als ihre Vorfahren noch im fernen Oſten vereinigt waren. Die Nachkommen, welche in Griechenland Wohnſitze genommen, hatten die Lehren ihrer Voreltern vergeſſen, aber die italiſchen Völker hatten ſie vernommen und in ihren Herzen bewahrt: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe auf Erden.

Und es iſt wohl keiner Nation auf der europäiſchen Erde ſo wohl gegangen, als der, welche das italiſche Land bewohnt, ſo oft über Verdienſt und Würdigkeit, wie noch heutigen Tages. Aber in alter Zeit hat ihr die Verehrung von Vater und Mutter die Weltherrſchaft eingebracht.

Es war alſo das alte treue Gefühl der Bauern, welchen noch heut wie zu den alten Zeiten nichts über Familie geht, deren Kreis ſie als heilig achten, während ſie ſich gegen Alles, was darüber hinaus liegt, eigentlich in halbem Kriegszuſtande befinden.

Wir haben keine genaue Kunde aus dem italiſchen Alterthum, wie ſich die Würde und das ſouveräne Anſehen des Familienvaters im Laufe der Zeit auf ein Stammeshaupt übertrug. Daß es aber vorhanden war, iſt ein hiſtoriſches Factum. Denn es wird bewieſen durch Atta Clauſus, den Stammfürſten über das Geſchlecht der Claudier, welches nach Rom einwanderte, als die Könige längſt vertrieben waren. Er wurde als pater, als Fürſt ſeines claudiſchen Stammes, unter die patres, die Fürſten des römiſchen Volkes, als unter Seinesgleichen aufgenommen und es iſt hiſtoriſch, daß die beiden tarquiniſchen Könige zugleich Stammfürſten einer gens Tarquinia waren, die bei ihrem Sturz ebenfalls von Rom verbannt wurde, während die gens Claudia wie ein Erſatz derſelben nach Rom einwanderte.

Da nun noch von ſo vielen gentes der römiſchen Patricier die Rede iſt, welche ebenfalls wieder in verſchiedene Familien eingetheilt waren — eine Eintheilung, von der ſchon früher geſprochen iſt — ſo iſt kein Zweifel, daß auch in ihrer Organiſation daſſelbe Geſetz obgewaltet haben wird, wie in jenen. Alle gentes müſſen einen Geſchlechtsherrn gehabt haben, einen Aelteſten des Stammes, der über ſie fürſtliche Gewalt beſaß.

Es iſt klar, daß die Erhebung zur Würde eines Stammesfürſten ganz anderen Modificationen unterworfen ſein mußte, als die natürliche Stellung des einfachen Familienvaters. Allein ob durch Wahl ein Uebereinkommen der Familienväter des Geſchlechtsſtammes bewirkt iſt, darüber haben wir keine Nachrichten aus dem Alterthume erhalten. Aber daß die Stammesfürſten Roms ſtets und ohne Ausnahme den König, den ſouveränen Ober-

herrn der Stämme, gewählt haben, darüber ist kein Zweifel. Alle Könige Roms sind frei erkoren, nicht einer ist seinem Vater nach hausfürstlichem Erbrecht auf den Thron gefolgt. Das Wahlrecht steht für die Königsperiode als ein völlig historisches Factum vollständig fest, obgleich uns von Ansprüchen der Königskinder auf die Würde des Vaters zweimal erzählt wird, vielleicht nur deshalb, weil spätere Schriftsteller, welche die griechischen Königsordnungen mit den italischen verwechselten, sich in dies alte nationale Institut nicht finden konnten, um so unbegreiflicher, da ja auch in späterer Zeit niemals andere Obrigkeiten in Rom gewesen sind als gewählte, so lange die römische Republik bestand. Freilich als August, der Neffe des Julius Cäsar, den Kaiserthron errichtete, gründete er auch eine Erbmonarchie und die Schriftsteller, welche die populären und gangbaren Darstellungen der römischen Vorzeit geliefert haben, namentlich Livius und Dionys, lebten schon in der Atmosphäre des kaiserlichen Roms.

Es geht also hieraus hervor, daß schon in ältester wie in späterer Zeit in Rom wie auch in dem übrigen nationalverwandten Italien die unmittelbar der natürlichen Familie nachgebildete Aristokratie die Grundelemente des Staatswesens bildete. Sie stellte sich bei Zeiten wie eine Art Mitte zwischen die Souveränität des Königthums und die uralte Souveränität des Familienvaters hin. Gegenüber der Starrheit beider, die im Königthum der Tarquinier durch Einfluß griechischer Ideen von der Tyrannis sogar in Willkürherrschaft überzugehen drohte, wie gegenüber der Herrschaft des paterfamilias, der sogar das Recht über das Leben seiner Hausgenossen besaß, wie noch in diesem Jahre die österreichischen Regimentsobersten über ihre Soldaten, erscheint die Aristokratie der patres, der Geschlechtsfürsten, welche den Senat bildeten und das alte Königthum verdrängten, wie ein social-politischer Fortschritt, eine Milderung dieser äußersten Starrheit, welche der letzte Tarquinier, freilich zum nationalen Aergerniß durch Brechung der patria potestas, wie wir oben gesehen haben, vergeblich zu beseitigen suchte. Wenn irgend etwas, so ist dies der Beweis, daß er mit Hülfe griechischer Ideen den Schwerpunkt des italischen Seins und Denkens aus den Angeln heben wollte und durch keine Willkürmaßregel hat er sich so wie hierdurch bei der römischen Nachwelt den Namen des Superbus, des hochmüthigen Despoten, verdient. Das war die Rache, welche der unschuldig von ihm bei dem Hain der Ferentina gemordete Latinerfürst an ihm nahm, welcher gegen ihn die Heiligkeit der patria potestas vertheidigt und in Schutz genommen hatte.

Die Herrschaft, welche Tarquinius Superbus in Rom und Latium errichtet hatte, ruhte also auf socialen und diplomatisch-kriegerischen Fundamenten, welche bei der Reaction des echten italischen Nationalgenius gegen

die verhaßten Lehren des Auslandes bei seinem Sturz zu gleicher Z
zusammenstürzten. Rom wollte nicht herrschen mit Hülfe der Lehre d
Auslandes, es wollte lieber zu Hause mit Wenigem zufrieden sein als m
Verleugnung seines von den Altvätern ererbten religiös-sittlichen Herkommen
innerlich frei sein nach den Begriffen, die bei ihnen seit uralten Zeiten a
die Norm einer edlen häuslichen und staatlichen Ordnung galten. Denn d
Familienbewußtsein, aus dem sich das staatliche erbaut hatte, war
dem Denken und Sein dieser Bevölkerung noch immer das Maaßgebend
Ein Staat, der aus dem wohleingerichteten Hauswesen nicht hervorging
hatte für sie durchaus gar keinen Reiz, wie großen Glanz, wie gewaltig
Macht nach Außen er ihnen auch wie ein herrlichstes Menschendasein ve
sprechen mochte.

Dieses edle Wesen des alten Familienlebens hatten sich die Römer
durch die Revolution des Brutus gegen die sittenverderblichen Neuerungen
des Tarquinius Superbus erworben.

Die aristokratische Revolution, welche die gens Tarquinia ihrer Herr
schaft beraubte, die allerdings glänzend genug war, hatte also eine Seite, d
durch ihre sittliche Größe sie zur Siegerin über die neukönigliche Umstur
partei erhob, die sie zu der wahren Fortschrittspartei stempelte.

Es war der natürliche politisch-sociale Instinct, welcher die Aeltesten
die Senioren der gentes, der Geschlechter des römischen Staatswesens, auf
regte, die verderblichen griechisch-orientalischen Neuerungen der letzten König
als unnational und sittenverderbend und gräulich mit vereinter Anstrengung
niederzuwerfen, ganz gleichgültig darüber, was der Erfolg für den Staa
und seine Macht sein würde. Sie verabscheuten die Reichthümer, di
Macht über die Welt, aus Furcht, Schaden zu nehmen an ihrer Seele.

Das ist die Bedeutung der Abschaffung des Königthums in Rom, gan
abweichend von der Bedeutung, welche sie in den Staaten Griechenlands u
Europa und Asien und Süditalien hat.

In Griechenland sehnte man sich nach der Auflösung der alten strenge
Familienordnungen und die Tyrannen waren ein willkommenes Werkzeu
dazu. In Italien waren diese Tyrannen entstanden durch allmäligen Ueber
gang aus der alten königlichen Herrschaft, welche darin bestand, daß die Familien
fürsten zusammentraten und einen Ihresgleichen über den Familienstaat er
hoben, daß er diese alte Familiengesellschaft, die wir jetzt, wie man damal
noch nicht that, als Staat bezeichnen, nach den alten Familienordnungen re
gierte und vor Schaden bewahrte, den die Nachbarn immerfort drohten
Diese alten gewählten Oberherren der Familien hatten lange gewissenha
das alte Herkommen der Landschaft, welche ihre Wähler einnahmen, beobachte
bis sie durch fremden Einfluß, durch die Kunde von denen, welche sich b

den fremden Colonisten im Süden Italiens mit ihnen in etwa gleicher Lage als Beherrscher der Stadtrepubliken befanden, verlockt wurden von den Erfolgen ihrer Staatsstreiche, die gleichen Gewaltmittel des Ehrgeizes auch in Rom zu versuchen. Es war gleichsam eine politische Krankheit, die sich durch die Gebiete aller damaligen Culturnationen fortsetzte bis in das Innere von Italien. Es war ein Beweis, wie gewaltig der Völkerverkehr damals von dem äußersten griechischen Uferkleinasien, dem inneren griechischen Mutterland und Großgriechenland bis nach Mittelitalien her einwirkte, etwa so wie in unseren Tagen die französische Revolution und der Sturz Louis Philipp's sein Echo bis in dem äußersten Osten Europas gefunden hat und wie diese großartigen Aufregungen der Völker sich in der Christenverfolgung von Damaskus nicht weniger, als in der furchtbaren Insurrection der indischen Bevölkerungen gegen die englische Colonialherrschaft, fortgesetzt haben und sogar der chinesische Bürgerkrieg und das Eingreifen von Engländern, Franzosen und Amerikanern in diesen Gegenden sind eigentlich nur die äußersten Ausläufer dieser innereuropäischen Völkerbewegungen.

Ja sogar unser glorreicher Krieg des Jahres 1866 findet sein Echo in den jetzigen Bewegungen und Aufständen in der Türkei, die im Frühjahr des folgenden Jahres den ganzen Osten zu den Waffen zu rufen drohen.

Man sieht, es ist an den Grenzen der Völker und Staaten niemals ein Zaum gewesen, über den die Ideen, welche die Zeit und das Jahrhundert erfüllten, nicht hätten hinwegfliegen können. Denn sie kennen nicht die Hindernisse von Wall und Graben, von Sumpf und himmelhohen Gebirgen und noch weniger von Mauth- und Zollsoldaten und Priesterchicanen und von Kosakencordons.

Allein es ist doch Act davon zu nehmen, daß ein gewaltiger Unterschied war in den Revolutionen Griechenlands und der, welche in Rom das Königsregiment verjagte, gerade wie in den heutigen Revolutionen in Europa, sei es in der bewaffneten Insurrection oder in der des passiven Widerstandes in Schlafrock und Pantoffel, die in Italien erfunden aus diesem politisch höchst empfindsamen Lande, mit geringen Veränderungen und Abänderungen, sich in unsere nordischen Gegenden verpflanzt hat. Denn bei uns in Europa wird man der alten Staats- und Regierungslehren sogleich müde, wenn bei einigen zwar äußerst unbedeutenden, aber doch für das erstaunlich nervös empfindliche Bewußtsein der zur Souveränetät sich erwacht glaubenden Bevölkerungen äußerst ärgerlichen Punkten ihre Regierungen es wagen, ihr Veto einzulegen gegen den souveränen Unsinn. Warum haben uns zur Herrschaft längst berufenen Demokraten diese alten aristokratischen und monarchischen Usurpatoren nicht längst die Straße ganz glatt gemacht, um darauf bequem einherzuschreiten? Das ist der Sinn ihrer Reden.

Also in Europa ist man ganz Fortschritt bis zur Wuth, indessen die Revolutionen in der asiatischen Türkei und in Italien und China sich darauf beschränken, die alten nationalen Zustände und die frühere socialsittliche Verfassung der Völker wieder herzustellen, ähnlich wie die Revolution Roms, welche die Tarquinier verjagte.

In Rom, dem Quellpunkt aller geistigen Geschichte — denn Rom war der Schauplatz der Phänomenologie des Staatengenius auf unserer Erdkugel — war also die scheinbare Aehnlichkeit der Abschaffung des Königthums mit der bei den griechischen Stämmen eine durchaus verschiedene.

Denn der Anlage nach strebten die griechischen Staaten und Stadtrepubliken blos nach möglichst schneller Loslassung von den alten strengen Geschlechterordnungen, welche eben so wie in Italien bei ihnen die Grundlage des Staates waren.

In Italien fanden sich sehr viele Sympathien für diese griechischen Anschauungen. Allein sie wurden durch die gesunde Kraft Italiens abgestoßen.

Denn das Volk lebte in Italien nach Familienordnungen und zwar in sehr strengen, wobei es gleichgültig war, ob man vornehm oder gering war.

Des geringsten Bauern Lebensordnung wie die des vornehmsten Patriciers war vollständig dieselbe. Der Unterschied zwischen beiden war nur etwas mehr Vermögen an Grundeigenthum und Geld und allerdings auch die adligen Privilegien der Familien, welche seit alter Zeit zu den ursprünglich herrschenden gehört hatten.

In Italien ist eine der vornehmsten Leidenschaft die des Habens gewesen und die Unglücklichen, welche unter die Rubrik des Sollens verfielen, also die Schuldner, wurden als die verkommenen Wesen angesehen, für welche kein Schimpf groß genug war, um sie aus der Gemeinschaft der Heiligen, aus der Gemeinschaft derjenigen, die ein unbestrittenes Eigenthum besaßen, auszustoßen.

Ein zahlungsunfähiger Römer war durch den schnell ablaufenden Eigenthumsproceß des alten Roms ein verlorener Mann.

Der Gläubiger konnte ihn als Gefangenen in sein Thurmverließ einsperren bei Wasser und Brot, um ihn vielleicht zu zwingen, unterschlagene Capitalien herauszugeben, er konnte ihn, wenn die Frist der Zahlung verstrichen, halb verhungern lassen oder als Sklaven verkaufen, er konnte ihn als Schuldsklaven für sich auf seinem Acker frohnden lassen, bis er die Geldschuld durch seine Tagelöhnerarbeit getilgt hatte.

Das waren die verschiedenen Phasen, die verschiedenen Stadien der unbarmherzigen Strenge oder des Erbarmens mit dem armen Mann, welche die allmälige Entwickelung des römischen Rechts kennzeichnen.

Man sieht also, daß die ständischen Verhältnisse in dem alten Rom

vorzüglich dadurch bezeichnet wurden, daß es zwei hauptsächliche Gegensätze in den Besitzverhältnissen am Boden des Staats gab, d. i. die großen Eigenthümer, die alten landsässigen Familien, und die ihnen untergebenen, den Acker bebauenden; diese letzteren waren demnach eine unterthänige Bevölkerung, welche vielleicht ursprünglich frei, durch die Eroberung der Patricier, der herrschenden Geschlechter, in ein Unterthänigkeitsverhältniß herabgedrückt war. Sie war nach dem italischen Rechtsherkommen in den Zustand der Unfreiheit versunken. Allein indem sie in den Kriegsgehorsam der erobernden gens, des überwältigenden und siegreichen Klans, gelangte, war sie zugleich in dessen Schutz und Schirm gelangt und der Geschlechtsoberste hatte ein Interesse, sie gegen jeden Dritten nicht nur wie einen ihm Angehörigen zu schützen, sondern er hatte ferner auch ein Interesse, sie überhaupt in seinen ökonomisch-landwirthschaftlichen Lebensverhältnissen sicher zu stellen, weil davon sein eigenes materielles Wohl abhängig war.

Dadurch entwickelte sich jenes merkwürdige Schutzverhältniß zwischen Patriciern und Clienten, in welchem es eine ebenso große Ehre wurde, für den Herrn, den Clienten zu schützen gegen jede Gewalt eines Dritten und Fremden, wie für den Clienten, in unwandelbarer Treue dem Herrn zur Seite zu stehen in allen Nöthen des Lebens.

Ein braver Client setzte eine Ehre darein, seinen Herrn, wenn er in schwere Bedrängniß durch Processe, durch Kriegsgefangenschaft, aus der ihn nur schweres Lösegeld befreien konnte, gerathen war, durch Anstrengung aller seiner Vermögenskräfte zu befreien.

Und auch die Mitgift der Töchter seines Herrn hatte der Client mit zu bestreiten und that dies gern und willig, weil es für seinen Vortheil und Nutzen ein wohl angelegtes Capital war. Denn es vermehrte die Machtstellung seiner Herrschaft, welche sie in Stand setzte, ihn selber ebenfalls in materieller Hinsicht besser zu stellen. Er gab gern, denn er wußte, daß auch der Herr, den er in seiner Verlegenheit unterstützt hatte, wieder ihm auch gern geben würde, wenn er selber in Noth geriethe. Es war also ein herzliches und ein Treuverhältniß, welches zwischen Herrn und Clienten erwaltete. Beide Theile standen sich gegenseitig bei und beide wußten sicher, daß sie in der Noth gegenseitig auf sich rechnen könnten und daraus erwuchs ein enges Band der Treue, welches kein Ungemach, keine Zwietracht, die aus der Noth des Lebens so gern hervorkeimt, lockern konnte.

So lange das alte ständische Verhältniß der Clientel in Rom bestanden hat, giebt es kein von der Geschichte beglaubigtes Beispiel, daß sich ein Client von seinem Herrn in Ungehorsam oder Feindschaft abgewandt hätte. Herren und Clienten bildeten ein Ganzes, eine Familie, und den Herrn, welcher seinen Clienten in der Noth verlassen, der ihn nicht als sein geborener

Schutzherr bis in Noth und Tod mit Einsetzung aller seiner Macht unterstützt hätte, traf der göttliche Fluch. Es wurde eine solche Fahrlässigkeit des Herrn als eine ebenso verächtliche und verdammenswerthe That angesehen, als wenn ein Vater seinen leiblichen Sohn in Todesgefahr nicht unterstützt hätte.

Es mochten in diesem Rechts- und Treu- und Glaubensverhältniß zwischen Geschlechtsherren (Patronen) und Clienten im täglichen Leben mitunter sehr harte Dinge vorkommen, allein wenn es zum Austrag, zur eigentlichen Auseinandersetzung der Sachlage zwischen beiden kam, da offenbarte sich der innerliche ethische Charakter dieses uralten italischen social-politischen Instituts. Es zeigte sich als ein sehr reines und edles, fast wie das von Gott selbst geordnete der Familie selber, wo auch innerhalb ihrer heiligen Schranken mancher harte und schneidende Mißton laut wird, allein verstummt und verhallt an den geweihten Mauern, welche das heimathliche Haus umgeben.

Das Verhältniß der alten römischen Clienten kann nicht besser geschildert werden, als durch die Schilderung, welche Homer von dem Verhältniß der Unterthanen zu den Fürsten in der Odyssee giebt, wie er von Eumaios, dem göttlichen Sauhirten, erzählt, dem unfreien Unterthanen des göttlichen Odysseus, als dessen Vertrauter und Freund und Helfer in der äußersten Noth er vom Dichter dargestellt wird.

Ein solcher vielerfahrener und vielgeprüfter Client mochte auch in Rom der wahre Vertrauensmann, der wirkliche Geheimrath bei wichtigen und unwichtigen Dingen für seinen Geschlechtsherrn geworden sein.

Und wie der Beste der Clienten in der nächsten, vertrauensvollsten Stellung dem adligen Herrn gegenüberstand, so war auch die Stellung eines bevorzugten Clienten dem Herrn gegenüber ein Verhältniß nicht nach strengem Recht, sondern auf Treu und Glauben.

Dies Verhältniß der Unterthanen ging den Staat in rechtlicher Beziehung zwar nichts an, es war ein lediglich persönliches Verhältniß zwischen den Geschlechtsherren und den Unterthanen.

Aber durch die unwandelbare Treue, mit welcher der Client dem Herrn anhing, bekam es der neue Staat zu merken, welche Kraft in diesen alten Ordnungen des Familienstaats er zu überwinden hatte.

Aber der alte Staat von Rom stand den Nachbarstaaten, welche dem Recht nach ebenso freie Staaten und wahrscheinlich ebenso innerlich organisirt und construirt waren, wie der römische, in ganz ähnlicher oder vielmehr gleicher Verfassung gegenüber.

Nur das Recht der Eroberung, der Gewalt, gab Rom das Uebergewicht über die verwandten ebenso innerlich geordneten Nachbarrepubliken.

der Seltenheit des gemünzten Geldes, das Jahrhunderte lang in
mer noch normirt wurde nach dem Werthe des zahmen Viehs,
er römische Landmann erzog — pecus, Vieh, meist Kleinvieh, und
— weil das Vieh den eigentlichen Bestand der beweglichen Habe
ichen Landmanns bildete und darstellte, weil es der eigentliche Gegen-
r, mit dem der Handel betrieben wurde, der also noch ein völliger
ndel war, konnte es nicht anders sein, als daß man in alten Zeiten
ptcapital, welches diese erwünschten Interessen, diese Zinsen, diesen
ß der Landwirthschaft abwarf, im Boden selbst erblickte.
er das alte Herkommen, daß die glücklichen Sieger nach Kriegsrecht
n die Besiegten um ein Drittel Verlust ihrer Feldmark ab-

Gewinner dieses Drittels war der Staat und mithin die Regierung,
erwaltete.
war aber nach der Vertreibung der Könige die patricische Ge-
und da die Verfassungsänderung in Rom nicht vereinzelt dastand,
ich, wie wir gesehen hatten, als ein allgemeines, gleichsam politisch-
Naturphänomen in ganz Italien vollzogen hatte, so war es ein Ver-
die besiegte patricische Gemeinde der Nachbarn an die patricische Ge-
on Rom.
aber sollte nun diese eroberte Provinz, dieses neue Staatsgebiet
siegreichen Staat nutzbar gemacht werden? Darum handelte es sich
Der Herr über dieses neue Eigenthum war der Staat, der Sieger.
war durchaus patricisch, das heißt: seine Regenten waren die Ge-
erren der in sich verwandten Familiengruppen, welche durch ihr Zu-
reten, durch ihre Friedensvereinigung, die erst aus langen Kämpfen,
durch die Erfindung der königlichen Staatsverfassung in ein Ganzes

vor den kriegdrohenden Nachbarn hatte. Dieſer zwar innerlich und weſer
lich verwandten, aber mit zahlreichen Antipathien verſehenen Familien- u
Geſchlechterverbindung war es gelungen, durch gemeinſchaftliche Anſtrengu
neues gemeinſames Eigenthum, Landeigenthum zu erwerben.

Aber in früheren Kriegen hatte man bereits ähnliche Erwerbungen, wer
auch in kleinerem Maaßſtabe, gemacht und die Menſchen, welche dieſe e
oberten kleinen Gebiete bewohnten, waren in die Unterthänigkeit gerathe
ſchon in den Zeiten als die alten Könige über Rom walteten.

Die alten Könige hatten dieſen beſiegten Nachbarn menſchliche Rech
zugeſtanden. Aber die gleichen mit den vornehmen Familien ihnen zuzug
ſtehen, dazu hätte ihre dictatoriſche Macht nicht ausgereicht. Selbſt die Verſuc
dazu, im Innern und nach Außen des römiſchen Staats eine ſolche Glei
heit hervorzurufen, etwa nach griechiſchen Staatsvorſtellungen, hatten vo
züglich den Sturz der Tarquinier herbeigeführt.

Denn in Italien war damals noch die alte Geſchlechterverfaſſung, d
Herrſchaft des Blutes, auch für den kühnſten Staatsmann, zu denen w
Tarquinius Superbus rechnen müſſen, unüberwindlich. Das alte Rechtsb
wußtſein der erobernden Souveränetät der Geſchlechtsfürſten, die Ariſtokra
nach beiden Seiten hin, nach der inneren patriarchaliſchen, die alten Familie
unterthanen, und nach der äußeren militäriſchen, die neu unterworfenen Krieg
unterthanen zu beherrſchen und in Gehorſam zu halten, war noch zu lebendi
Namentlich war dieſes alte Kraftbewußtſein der Patricier ſtark genug, v
unten her jeden Verſuch, ihre Hoheit anzutaſten, mit Verachtung und friſch
Gewalt zurückzuweiſen, nachdem es ihnen gelungen war, aus eigener Kra
die gewaltige, glänzende Königsherrſchaft zu beſeitigen, wahrſcheinlich a
keinem anderen Grunde als dem, daß ſie freie Herren ſein wollten in ihre
eigenen Hauſe, dieſem einzigen Grunde, welchen die Italiener heutigen Tag
gegen die Oeſterreicher anzuführen gewußt haben. Denn vielleicht h
ſich die Lombardei und Venetien unter der Herrſchaft der Tedeschi in mat
rieller Beziehung wohler befunden als unter der von Vittorio Immanue
gerade wie die Vertreibung der römiſchen Könige zunächſt nur einen ung
heuren Bankerutt der Machtſtellung Roms nach dem Norden gegen Etrurien u
nach dem Süden gegen Latium hin zur Folge hatte. Oeſterreich hat als Sieg
im letzten Kriege Italien wegen des Drucks von Norden her ſeinem Schi
ſal überlaſſen, mit Undank belohnt für die vielen Segnungen, welche
während ſeiner kurzen Regierung über dieſes Land verbreitet hat, in ein
Topf mit den ruchloſen neapolitaniſchen Königen von den Italienern g
worfen, gerade wie die Römer ihre Könige in einen Topf mit den griech
ſchen Tyrannen geworfen haben.

Und doch war es vielleicht ein Unglück für Rom, ſein altes national

Königthum, das so viele Segnungen über die römische Landschaft verbreitet hatte, ohne auch nur eine Reform desselben zu versuchen, einfach abzuschaffen, da sich nach einigen Jahrhunderten dasselbe im römischen Kaiserthum, der Idee des großen Julius Cäsar, wiederbeleben sollte mit schrecklichen Reactionen für Rom nicht minder als für alle den Römern unterworfene Völkerschaften, welche den Saum des Mittelmeeres bewohnten, eine schreckliche Reaction gegen die unzähligen Mißregierungen, die sich aus den Parteiungen zwischen der nicht zu beseitigenden Aristokratie, die sich wie eine Hydra immer neu regenerirte und dem Anstürmen der Demokratie bildeten und denen das besänftigende und beschwichtigende Element eines Staatsoberhauptes, eines Monarchen fehlte.

Bei solcher Gestaltung der Verhältnisse war es damals in Rom natürlich und geboten, daß der Lohn der Eroberer, das neu gewonnene Acker- und Weideland, welches die Besiegten abgetreten hatten, indem es dem Namen nach dem Staate zufiel, in die Hand der herrschenden Familienfürsten überging, und daß also die plebs, die Nachkommen der aus früheren kriegerischen Ländererwerbungen Rom annectirten Bevölkerungen, keinen Antheil daran hatte, und nach dem bestehenden Rechte nicht einmal haben konnte. Denn die Geschlechter waren die Vollbürger des Staats, die Plebejer nur zu geringeren Rechten in die Staatsgemeinschaft zugelassene, denen zwar Freiheit und ihr alter Landbesitz, wenn auch mit Verkürzungen bei ihrer Unterwerfung zugestanden war, die aber auf Weiteres als auf Pflichten keinen Anspruch hatten. Sie mußten als kleine Bauern bei öffentlicher Landesnoth Tribut zahlen in die Kriegskasse und selber Felddienst thun nach ihrem Vermögen und es war für die Wohlhabendsten eine Ehre, in der ersten Klasse nach der Stadtordnung des Königs Servius als Schwerbewaffnete zu dienen neben den Geschlechtsangehörigen und Adligen.

Aber zunächst folgte daraus für sie kein Rechtstitel, auch Antheil zu haben an der Kriegsbeute, die den Herren des Staats zufiel.

Allein so groß die Ungerechtigkeit der Sache erscheinen mag, so waren doch anfangs nur wenige davon betroffen. Denn nur eine geringe Zahl Plebejer wird sich damals in bedeutendem Landbesitz befunden haben als wirkliche locupletes, wie man die reichlich Angesessenen damals nannte. Die meisten waren kleine Leute, die nur wenige Morgen in Besitz hatten und sie mit emsiger Sorgfalt anbauten, um sich und ihre Familie durchzubringen.

Aber die von Staatswegen gelungenen Eroberungen an Land zu nutzen, waren sie nach den damaligen Verhältnissen kaum fähig. Denn abgesehen davon, daß sie an den fernen Grenzen des Staates lagen, die jedem plötzlichen feindseligen und räuberischen Ueberfall offen lagen, abgesehen, daß sie nach dem damaligen Kriegsherkommen gänzlich verwüstet waren, daß die

Fruchtbäume und Weinstöcke und aller Baumwuchs verbrannt und zerstö war und nichts als das kahle verwüstete Erdreich übrig geblieben war, welc unerschwinglichen Ausgaben hätte ein armer Bauer zu machen gehabt, u das Inventar zu beschaffen für eine so gänzlich verwüstete und verödc Ackerwirthschaft, er, der froh war, auf seinem heimathlichen Bauergütch nur eben so fortzuwirthschaften, um sein tägliches Brot zu erwerben, l er doch noch manche Kriegslasten durch Steuern und Soldatendienst ; tragen hatte.

Das Staatsland, der ager publicus, mußte also auf andere Art a mit Hülfe der plebs bestellt und benutzt werden. Nur die Familienkra der Geschlechter, die gentes konnten hier Aushülfe gewähren. Sie alle konnten dergleichen unternehmen. Sie allein waren im Stande, durch ei größere sociale Gemeinschaft die Garantie einer Assecuranz zu leiste welche dem an die äußerste Grenzmark des Staates versetzten kühnen Col nisten — wie amerikanischen Squatters, den Ansiedlern in der äußersten Wil niß, in der die Rothhäute schwärmen — die Aussicht gab, auf der verwi derten Hufe nicht zu verhungern und zu verderben oder sein Vieh, wenn e es in die ferne Trift schickte, nicht den Banditen zum Raube werden z lassen.

Es war also allein die überwiegende Macht der Geschlechter des alten Staates, die im Stande war, durch ihre enge und geschlossene Familienver fassung, die auf keiner anderen Grundlage als auf der alle gemeinschaftlich an einander bindenden religiösen und mit einander verknüpfenden Treue beruhte, ein so gefährliches Unternehmen zu wagen, wie das war, auf dem durch Eroberung gewonnenen Boden der Feinde einen regelmäßigen Landbau zu versuchen.

Die eigentlichen Organe für diese Landansiedlungen, für diese neuen Urbarmachungen und Verwerthungen des eroberten Landes waren natürlich nicht die Hände der Patricier selbst, sondern die Hände ihrer treuen Clienten. Die Römer sind darin ganz einstimmig, daß diese neuen Eroberungen von den Geschlechtsherren, denen sie der Staat zu Lehen gab, also als widerruflichen Besitz, an ihre Clienten vertheilt wurden. Es heißt, sie hätten ihre Hufen ausgetheilt, wie ein paterfamilias sein Land seinen Söhnen zutheilte.

Dadurch ward ein Verhältniß geschaffen, welches durch kein strenges Recht gebunden war; es war ein Verhältniß von treuen und frommen Menschen untereinander.

Nun ist damit keineswegs gesagt, daß diese Clienten von ihren Herren ihr Landloos umsonst erhielten.

Vielmehr ist sicher, daß sie ihnen eine bedeutende Bodenrente werden

bezahlt haben. Allein einklagen konnten sie dieselbe nicht und der nicht zahlende Client hatte nur zu befürchten, wenn er nicht zahlte, daß sein Herr einen anderen Clienten, einen anderen seiner Bauern auf die schlecht von ihm bewirthschaftete Hufe setzte. Allein ebenso wird er mit ihm Nachsicht gehabt haben, wenn sein Acker von Banditen und Räubern oder von der übermüthigen Jugend der Feindesnachbarn wüste gelegt war. Denn auf diese Gefahr waren ja die Marken der römischen Länder von kühnen Unternehmern besetzt worden und wenn den treuen Clienten die Macht der gens, der er angehörte, nicht hatte vor dem Feinde schützen können, so wäre es eine Grausamkeit gewesen, ihn, das geringe Glied dieser Genossenschaft, da für verantwortlich zu machen. Es war eben auch hier wie sonst das Verhältniß des Clienten zum Geschlechtsherrn ein Treu- und Glaubensverhältniß.

Da nun aber im Ganzen und Großen die Eroberungen des römischen Staats bleibende waren, da Rom das einmal in seine Hand gelangte Eigenthum auch mit eiserner Faust festhielt, so waren die Clienten auf ihren Hufen vielleicht manchen Wechselfällen unterworfen, aber sie konnten sich doch in ihrer Wirthschaft halten und halfen zugleich die Macht der Geschlechter zu einer immer größeren Blüthe fördern, welche natürlich auch den Wohlstand dieser Geschlechter in ökonomischer Beziehung weit erhaben machte über den der Plebejer, welchen die dunkle Thätigkeit und Stellung freier Bauern zufiel, die im Schweiße ihres Angesichts ihr kleines Eigenthum ohne die Hülfe von Unterthanen oder Sklaven und Knechten, nur mit den Armen ihrer Familie anbauen konnten.

Dies ist zugleich der Grund, weshalb eben diese armen Bauern mit neidischem Blick auf den Nutzen des ager publicus blickten, von dem sie nach dem herkömmlichen römischen Landrecht ausgeschlossen waren, es ist zugleich der Grund, weshalb die Höchstberechtigten, wir können sagen, die adligen Geschlechter mit solcher Zähigkeit an diesem Vorrecht, an dieser Bevorzugung hielten, den ager publicus als ihre Domaine zu betrachten, obgleich er ihnen doch eigentlich nicht als Eigenthum gehörte, sondern vielmehr als Lehn vom Staate verliehen war, dem sie deshalb als dem Obereigenthümer eine kleine Abgabe zu zahlen hatten, zum Zeichen, daß sie nur Zeitbesitzer, nicht wahre Eigenthümer dieses Grundes und Bodens waren.

Jahrhunderte lang hatten sie diese Nutznießung des Staates genossen, ja sie hatten sogar die Staatsländereien, welche ihnen von Rechtswegen übertragen waren, besessen. Der Staat hatte freilich daneben das unbestrittene Recht des Obereigenthümers, des wahren Eigenthümers. Er konnte also darüber verfügen nach seinem Gutdünken und das verliehene Lehn einziehen, wenn er darüber anders bestimmen wollte.

Allein eine solche Maaßregel mußte als eine äußerst gehässige erscheinen. Denn auch ein bedingter Besitz, der sich Jahrhunderte lang in den Händen der Belehnten erhalten hatte, er mußte durch ein natürliches Gewohnheitsrecht eine Art Eigenthumsweihe erhalten haben, die fast nur durch eine Revolution gestört werden konnte. Viele Geschlechter waren darüber hingestorben, die alle in dem Genuß dieses Lehns und Afterlehns gelebt und gestorben waren und ihren Besitz auf die Nachkommen vererbt hatten, sowohl Adlige als Clienten.

Da kamen nun die armen Plebejer, die freien kleinen Bauern, die immerfort aufgeboten wurden zu den Kriegen, deren Hauswesen, wenn der Familienvater oder seine ihm helfenden Söhne im Felde und unter den Waffen standen und ihr kleines Gütchen nicht bestellen konnten, das nur durch die emsigste Arbeit die Familie ernährte, wüste lag, und forderten für die nachgebornen Söhne der zahlreich beerbten Familien Antheil am ager publicus, der einzigen Erwerbsquelle, welche sich ihnen eröffnete und es fanden sich die Männer, welche in obrigkeitlicher Würde standen, die sich dieser ihrer Ansprüche annahmen.

Sie konnten es, da nach dem strengen Recht die Republik, der Staat ohne Zweifel das Eigenthum an diesem ager publicus und diesen Staatsländern besaß und sie verleihen konnte, wem er wollte.

Das gab einen Hader, der sich in der römischen Geschichte durch Jahrhunderte hingezogen hat. Denn hier wurden die Interessen der herrschenden Geschlechter bis auf's Blut verletzt und sie strengten alle ihre Kräfte an, um die Ansprüche der Plebejer zurückzuweisen.

Die ganze Macht der Geschlechter beruhte hauptsächlich auf diesem Vorrechte. Ihr alter ursprünglicher Landbesitz war ein sehr geringer und unbedeutender, er war kaum größer als der von wohlhabenden plebejischen Bauern schon deshalb, weil das alte römische Gebiet überhaupt sehr klein war und weil die Familien, welche Rom beherrschten, ebenfalls früher, ehe die großen Landerwerbungen den Wohlstand Roms erhöhten, in nicht besseren Verhältnissen gelebt hatten als die plebejischen kleinen Bauern. Rom war ja in früheren Zeiten auch nur eine geringe Ackerbürgerstadt gewesen und unsere Nachrichten über den Grundbesitz der vornehmsten patricischen Geschlechtsherren Roms in den alten Zeiten stimmen damit überein. Der Dictator C. Quinctius Cincinnatus, der sein Vaterland öfter aus dem sichtlichen Verderben befreite, hatte nicht mehr als sieben jugera oder Morgen Landes. Wenn nicht dazu die Renten von den Bauerhufen seiner Clienten gekommen wären, er hätte Hungers sterben müssen mit sammt seiner Familie.

Es war also in Rom für die Patricier ein ähnlicher ökonomischer Zu-

ſtand, wie bei unſerem mittelalterlichen Adel, welcher auch nur wenige Morgen Landes als Burgacker in der Nähe ſeiner Wohnung in unmittelbarer Cultur hielt, während ſeine Hinterſaſſen eine größere Feldflur ausgetheilt erhalten hatten, von der ſie dem Herrn allerhand Abgaben, Zehnten, Zinſen, Eier u. ſ. w. liefern mußten.

Der Verluſt des Nutzungsrechtes am ager publicus war alſo für die römiſchen Adelsgeſchlechter eine Exiſtenzfrage, ſie mußten ſich allen Anſprüchen Dritter auf denſelben mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln widerſetzen.

Daß die alten Geſchlechter, wie das Beiſpiel des Dictator Quinctius lehrt, nicht als große Herren, ſondern ganz wie die plebejiſchen Bauern lebten und es nicht für Raub achteten, ihren Burgacker, ihr altes urſprüngliches Erbe (heredium) mit eigener Hand zu beſtellen und wie Knechte hinter dem Pfluge herzugehen, beweiſt nur die edle Einfalt der alten römiſchen Sitten, welche dem Patricier aus hochgeborenem Geſchlecht mit dem Bauer gemeinſam waren und ihn nicht abſperrten durch eine excluſive Lebensart von der des gemeinen Mannes.

Gerade dieſes ſicherte ihnen den erforderlichen perſönlichen Einfluß auf das Volk, und gerade dadurch erhielt ſich der Stand der Patricier ſo lange in der Herrſchaft über daſſelbe.

Denn auch ſpäter, als die Geſchlechtsfamilien und die vornehmſten Männer des Staates nicht mehr hinter dem Pfluge gingen, waren ſie doch dem Volke zu jedem Dienſte wie von altersher bereit.

Wenn irgend ein bedrängter Mann bei ihnen erſchien und ihnen ſeine Noth klagte, hörten ſie ihn geduldig an und übernahmen als Schutzherrn gewiſſenhaft vor Gericht ſeine Vertheidigung.

Das war ihr Stolz und ihr Ehrgeiz.

Man ſieht, die Römer hatten zeitig erkannt, auf welchen Wegen ſie ſich Anſehen und Einfluß bei ihren Landsleuten verſchaffen konnten.

Die römiſchen Geſchlechtsälteſten waren alſo ſehr treue und gewiſſenhafte Männer gegen ihre Untergebenen oder diejenigen, welche ihren Schutz anzurufen kamen. Sie waren aber auch ebenſo gewiſſenhaft ſtreng, die Schranken zu vertheidigen, innerhalb deren ihr Anſehen, ihre Autorität wurzelte und ſich von da ausbreitete. Gegen jeden Verſuch, der von außen kommend, ihre Macht angriff, waren ſie ſtets auf der Hut und es gab keine Rückſicht, die ſie genöthigt hätte, ihre ererbte Machtſtellung preis zu geben gegenüber irgend welchen Anſprüchen.

So mußte ſich alſo, wie durch eine Naturnothwendigkeit, der Hader entwickeln zwiſchen ihnen und den verhältnißmäßig rechtloſen Plebejern, welchen keine Privilegien zur Seite ſtanden, ſondern nur Pflichten auferlegt waren.

Es bedurfte nur eines Führers für diese von Haß erfüllten Bauer gegen ihre Herren, um sie einmüthig zu schaaren zum Angriff der Privilegie der Patricier und ihrer Unterthanen, der Clienten, welche, obgleich unfre doch in viel besseren Verhältnissen lebten als sie, die freien, obgleich arme Bauern.

Dazu kam, daß die Patricier durch den Zufluß der Steuern von ihre Unterthanen einen Ueberschuß an Einkommen erhielten, welchen sie nicht ver zehren konnten, das heißt, daß sie zu Capitalisten, zu Geldbesitzern wurden während die armen, kleinen, freien Bauern durch die fortdauernden Krieg in Schulden geriethen, also den Gegensatz bildeten zu den Patriciern, welch sich um der Herrschaft willen sehr bald dazu verstanden, dem freien Baue in seiner Bedrängniß mit Geld unter die Arme zu greifen.

Allein wie die Patricier ihren Clienten auf dem ager publicus ih Landloos nicht umsonst und um Gotteswillen zutheilten, sondern sich ganz vortheilhafte Zehnten von ihnen zu verschaffen wußten, so gaben sie auch den Plebejern, den kleinen Landbauern, ihr Gelddarlehn nicht umsonst, sondern sie verlangten dafür Zinsen und zwar recht einträgliche, wie schon gesagt, zwölf Procent, und das warf schon eine ganz gute Rente ab. Allein hart herzige Gläubiger, welche die Noth ihrer Schuldner erkannten, forderten noch viel mehr, öfter das Doppelte.

Es ist klar, daß wenn einmal ein solches Mißverhältniß im Staats haushalt, wie die Verschuldung des Bauerstandes, Wurzel gefaßt hatte, dasselbe mit einfachen Mitteln nicht auszurotten war. Es mußte immer größere Dimensionen annehmen, wie etwa in unseren Tagen in unserem Vaterlande ganze Kreise erfüllt waren von Rittergutsbesitzern, denen von ihren Gütern nichts gehörte, als der kahle Rechtstitel und welche die bloßen Verwalter ihrer Hypotheken- und Wechselgläubiger waren, denen eigentlich das Eigenthum dieser Güter gehörte. Da brauchte nur ein Gläubiger seine Schuld einzuziehen, die vielleicht an sich unbedeutend war und es genügte, auf das Haupt des unglücklichen Gutsbesitzers den Concurs herab zuziehen, der ihn von Haus und Hof trieb.

So konnte auch bei den Römern die halbe Bauerschaft in kurzer Zei in eine Verschuldung gerathen, welche die bereits erwähnten schrecklichen Schuldgesetze auf sie zur Anwendung brachte und sie ruinirte und zu Schuld sklaven machte.

Freilich war ein solcher Sklave kein gemeiner Sklave. Sobald er nur seine Schuld abbezahlt hatte, war er ebenso frei wie die Freiesten im rö mischen Gemeindewesen, und wenn ein solcher, in die Fremde verkaufte Schuldsklave sich ranzionirte und in's Vaterland zurückkehrte, so erlangte e jure postliminii seine Freiheit ebenso vollständig, wie ein in die Gewalt de

Feinde gerathener Kriegsgefangener, der sich durch List oder Glück verstand aus Feindesland in seine Heimath zu retten. Er kehrte völlig ungekränkt in seinen früheren Stand der Freiheit zurück und sein Schuldbuch war zerrissen.

Nur eine Ausnahme gab es, sie galt für die Söhne, welche in der patria potestas sich befanden, von deren Gewalt und Tragweite früher gesprochen ist. Ein Familienvater war so sehr Herr und Gebieter über seine Kinder, daß er sie, wenn er in Geldnoth war, als Sklaven in die Fremde verkaufen konnte. Ein solcher Familiensohn, selbst wenn er öfter verkauft war und sich glücklich aus Feindesland errettete, sollte erst dann wirklich frei sein und nicht mehr von seinem Vater verkauft werden dürfen, wenn er sich zum drittenmale glücklich wieder in das Vaterland zu retten gewußt hatte. Zum vierten Male durfte ihn sein Vater dann nicht mehr in's Elend verkaufen. Wie selten wird aber ein solches Glück dem verkauften Sohne eines verschuldeten Familienvaters gelächelt haben!

Allein die Gehässigkeit dieses Vorrechts des Familienvaters, seine leiblichen Söhne zur eigenen Unterhaltung aufzuopfern, fiel nicht auf ihn, sondern auf den unbarmherzigen, patricischen Edelherrn, welcher als der ursprüngliche und absichtsvolle Urheber für die Anwendung und das Fortbestehen dieses gräulichen Herkommens galt.

Es war dies ohne Zweifel in alten Zeiten allgemeines italisches Landrecht. Allein bei fortgeschrittener Bildung mußte dessen praktische Anwendung von der öffentlichen Meinung verabscheut werden und es konnte nur in so verzweifelten Lebensfragen zur Ausführung kommen, wie der Selbstmord, mit dem es die größte Aehnlichkeit hatte. Denn indem der Familienvater seinen eigenen Stammbaum verstümmelte und abhieb, ruinirte er sich selbst; er ruinirte sich auch ökonomisch, weil der Plebejer, der keine Clienten und Unterthanen besaß, zur Bebauung seines kleinen Ackerländchens auf die hülfreichen Arme seiner Söhne angewiesen war.

Man sieht also, welche Saat der Wuth, des Abscheues und Hasses den reichen patricischen Capitalisten aus den Darlehnen an die bedrängten plebejischen Bauern erwachsen mußte.

Wären nur einzelne Wenige von solchem Mißgeschick betroffen worden, so wäre es noch gegangen.

Allein die Verschuldung der plebejischen Bauern war nun mit der Zeit eine ganz allgemeine geworden.

Denn der ganze Stand der Plebejer war fast ohne Ausnahme in diese Noth hineingezogen durch die fortwährenden Fehden und Kriege, deren Last Niemand stärker drückte als die Plebejer. Während sie und ihre Söhne unter den Waffen gegen die Feinde dienten, konnten sie ihre Aecker nicht

bestellen, die verödeten, und dazu sollten sie noch die unerschwinglichen Kriegssteuern zahlen, das tributum.

Es ist klar, daß sich durch diese socialen Bedrängnisse des zahlreichen Standes der Plebejerbauern, die durch ihre Zahl fast den Stock der inneren Staatsbevölkerung ausmachten, die furchtbarsten politisch-socialen Revolutionen anbahnten. Denn die plebejischen freien Bauern waren die überwiegenden Eigenthümer der römischen Feldmark, als sie — jeder Einzelne — nur ein sehr kleines Erbe hatten, das sie mit Schweiß und Blut, um ihre Familie nothdürftig zu erhalten, anbauten, während in den Marken, den neueroberten Gebieten des römischen Staates, die patricischen Edelleute mit Hülfe ihrer Clienten schalteten und walteten, wie auf eigenen Ländereien, von denen diesen patricischen Edelherren reichliche Abgaben zuströmten, während die Plebejer auf ihren engen Hufen darben mußten mehr als die hörigen Clienten des Adels, welche unter dem Schutz der Familienassecuranz eine gesicherte Landwirthschaft trieben. Die freien alten Bauerngeschlechter im Centrum des Staates drohten also zu ersticken, während die alten Geschlechter mit ihren Unterthanen in der Peripherie desselben Staates, welchen die Leiber und das Blut der darbenden Bauern errichtet hatten, zu Gedeihen und Wohlstand gelangten, etwa so wie in unseren großen Städten es als ein politisch-sociales und politisch-physiologisches Gesetz an London, Paris, Wien und Berlin sich herausgestellt hat, daß das Eigenthum und Besitz schaffende Volk im Centrum der Städte mit wimmelndem Fleiß ausharrt, während die Capitalisten und Vornehmen sich in die Peripherie dieser großen Städte begeben und sich hier ihre vornehmen und bequemen Herrenhäuser erbauen.

Die Plebejer, die zahlreichen, in engen ökonomischen Verhältnissen lebenden Bauern, waren also von zwei Seiten bedrängt. Jede Aussicht auf Ausdehnung ihres Grundbesitzes war ihnen durch das strenge Recht, welches sie vom ager publicus ausschloß, verschlossen und zu Hause wurde ihnen selbst ihr kleines Eigenthum streitig gemacht durch die Verschuldung desselben, in die sie durch die unabläßigen Kriege bei ihren patricischen Gläubigern, denen die Capitalien durch eine politische Centripetalkraft aus den Marken, den äußersten Grenzen des Staates, zuströmten, gerathen waren.

Die Plebejer befanden sich also in einer patricischen Zwickmühle und sie wurden in die Revolution gedrängt.

Allein die Revolution ließ sehr lange auf sich warten, sie kam endlich, aber in so schwachem Andringen, daß es den Patriciern gelang, sich bald mit ihr zu vertragen durch wenige zeitgemäße Zugeständnisse. Sie kam öfter, aber auch bei dieser intermittirenden Revolution gelang es der für solche

politische Krisen schon geschulten Patriciergemeinde, auch hier immer wieder neue Auskünfte mit den revoltirenden Plebejern zu treffen. Die Plebejer begingen gar manche Gewaltthat und auch die Patricier ließen es nicht daran fehlen, sie bestanden meistens darin, daß auf gut italienische Weise der eine und der andere der politischen Parteiführer auf beiden Seiten mit Hülfe des Dolches, als ultima ratio in italischen Verlegenheiten, stumm gemacht wurde, wodurch für einige Zeit, für eine kurze Frist zwischen den feindlichen Parteien eine Art von bewaffnetem Waffenstillstand erfolgte.

Die Zugeständnisse, welche jedoch die Patricier nach und nach machen mußten, waren für die plebs sehr werthvoll und deshalb thaten sie auch ihre Wirkung. Denn in den alten Zeiten lebte man sehr wenig wie heute in dem idealistischen Optimismus constitutionell-politischer und socialer Ideen, von denen die Masse des Volks auch heute noch sehr wenig Verständniß besitzt und deshalb den trügerischen Darstellungen einiger geschickter Volksredner anheimfällt, wie die täglichen Erfahrungen unserer Wahlbewegungen zur Genüge beweisen.

Die Römer hatten ein sehr deutliches Gefühl für die wahre Politik, da sie sich nicht in abstracten politischen Ideen eines sogenannten *besten* Staates bewegten, sondern in weiser Mäßigung sich davon fern hielten. Denn überall ist in Staatsangelegenheiten das *Beste der Feind des Guten*, ebenso wie ein verständiger Familienvater sich vor der plötzlichen Erreichung des *Besten* seines Hauswesens, großem, zu erringendem Reichthum durch gewagte Geschäfte, die ihn zum reichen Mann, jedoch auch zum Bettler machen können, zurückhält. Die Politik, die Kunst des Staatsregiments und des häuslichen Familienregiments, besteht nicht in der Realisirung des an sich Besten für Familie und Staat, sondern in der vollständig überlegten Erreichbarkeit des Möglichen, des möglichst Besten für beide, Staat und Hauswesen.

Diese weise Mäßigung der Plebejer gegen die herrschende Aristokratie beweist das große politische Talent Italiens, die natürliche Anlage, die dem ganzen Volk angeboren war, zur Ausbildung eines Staatswesens, welches, wie sich nachher zeigte, eine Kraft entwickelte, die alle früheren Staatsbildungen bei den allmälig eintretenden Messungen derselben im Krieg und Frieden, zum entschiedenen, zum überwiegenden Vortheil und Uebergewicht von Rom, in großer Schwachheit und Unbedeutendheit erscheinen ließ.

Wahre Revolutionen in unserem modernen Sinne waren also die römischen Verfassungskrisen nicht. Denn es fehlte ihnen das Kennzeichen derselben, der Mangel alles wirklichen Grundes zur Unzufriedenheit mit der herrschenden Regierung in materieller Beziehung. Vielmehr im Gegentheil waren bei unseren modernen Revolutionen, also der englischen unter Carl

dem Erſten, der nordamerikaniſchen unter Georg dem Dritten, den franzöſiſchen unter Ludwig dem Sechszehnten und Carl dem Zehnten und Louis Philipp die Gründe der Staatsumwälzungen in dieſen Ländern der unverhältnißmäßige Wohlſtand derjenigen Stände, welche den Kern des Widerſtandes gegen die Regierung bildeten, und die größte bekannte Rebellion in unſeren Landen, der dreißigjährige Krieg, hatte ſeine Grundurſache durchaus nicht in Bedrückung der Bevölkerung in materieller Beziehung, ſondern allein und lediglich in einigen Maßregeln der Regierung, welche ſich auf ganz ideale Dinge bezogen, die Gegenſätze des Proteſtantismus und Katholicismus, alſo einige Abweichungen der durch Luther und Genoſſenſchaft hervorgerufenen Anſichten von der herkömmlichen kirchlichen Lehre, durch Luther, dieſen Bauer, begabt mit jener klaſſiſchen Grobheit, die den Norden Deutſchlands dem alten halb römiſchen Kaiſerthum für das echte Deutſchland abgetrotzt hat.

Deutſchland, das Land des Idealismus, iſt ſomit der Urältervater der ſämmtlichen modernen Revolutionen, und Luther ihr Anfänger.

Wie es im Anfang des Mittelalters eine Völkerwanderung gab von deutſchen Völkern, welche das gewaltige römiſche Reich in Trümmer legten, ſo iſt dieſer Proteſt des deutſchen Lutherthums das Signal geweſen für den Act einer telegraphenartigen Geſchwindigkeit, mit welcher ſich im ganzen Norden für uns eine neue Welt der Anſchauungen verbreitete, eine Ideenwanderung deutſcher Nation, die ebenſo nach Frankreich einzog, wie einſt in das römiſche Reich die Deutſchen nach Frankreich, Italien, England und Spanien, wenn auch Spanien und Frankreich dieſe deutſchen Ideen zu ihrem eigenen Nachtheil ausdrängten.

Der dreißigjährige Krieg war lediglich eine Fortſetzung der reformatoriſchen Bewegungen, welche Luther angeregt hatte.

Deutſchland war damals ein ſehr wohlhabendes, gebildetes und reiches Land, von Bildung namentlich der höheren Stände erfüllt.

Der kurze Bauernkrieg in Nord- und Süddeutſchland war — bis nach Münſter hinauf — trotz der vielen Zerſtörungen von Städten und Klöſtern, ziemlich ſpurlos vorübergegangen.

Nicht ſo der dreißigjährige Krieg, der Deutſchland in eine Wüſte verwandelt hatte, ſo daß man oft als Reiſender zu Pferd, wie man damals vorwärts kam, ganz wie noch heute auf den Seitenwegen in Spanien, die von den wenigen Eiſenbahnen und Poſtſtraßen abliegen, drei Tagereiſen machen konnte, ehe man an Orte, welche Menſchen bewohnten, gelangen konnte.

Deutſchland hatte ſich alſo gründlich in dieſen 30 Jahren gerauft, wegen einiger idealen Lehren der chriſtlichen Kirche, um welche heut zu Tage Niemand auch nur den kleinen Finger ſeiner linken Hand geben würde, weil

es als eitles Menschenwerk auch dem Edelsten heut erscheint, sich bei derartigen Streitigkeiten zu betheiligen.

Und doch war dieser dreißigjährige Krieg der Entscheidungskampf für ganz Europa geworden, er hatte länger als ein Quartal eines Jahrhunderts gründlich den entscheidenden Abfall des europäischen Nordens vom alten Papstthum festgestellt.

Aber um welchen Preis war diese Errungenschaft geschehen! Halb Deutschland lag wüste und es bedurfte zweier Jahrhunderte, um den Sieger, die deutsche Nation des Nordens, wieder zu Kräften, überhaupt zur Besinnung, daß sie der Sieger in dem gräulichen Kampfe geblieben war, gelangen zu lassen.

Dieser deutsche Vernichtungskampf gegen das Papstthum hatte den Engländern Muth gegeben, gegen Ende des dreißigjährigen deutschen Rebellionskrieges gegen die Würdenträger der alten römischen Kirche eine kleine neue Auflage des deutschen großen dreißigjährigen Krieges in England erscheinen zu lassen.

Bei den Präliminarien, welche im Parlament von England, der Kampfarena, stattfanden, diese neue Auflage des dreißigjährigen Krieges in Scene zu setzen, die aber sich nur auf bescheidene 10 Jahre beschränkte, trat ein gewisses M. P. (d. h. Membrum Parliamenti), ein dunkles Mitglied des englischen Parlamentes, mit folgenden Bemerkungen gegen die himmelstürmenden Collegen auf.

Der betreffende englische Parlamentsdeputirte sagte: Ueberlegen wir uns doch recht unsere Situation. Blicken wir doch hinüber nach Deutschland, wo jetzt Alles in Folge der Neuerung, welche die deutsche Menschheit in Staat und Kirche sonderbar beglücken soll, durch diese neuen rebellischen Ideen gegen Kirche und Staat in einen Pfuhl von Koth und Blut versenkt ist, und bedenken wir doch, daß bei den Deutschen diese Ideen zur Geltung kamen, die in Freuden und Wohlstand lebten. Jetzt ist das blühende Deutschland darüber eine Mördergrube geworden. Sollen nun wir ihnen auf diesen Wegen folgen?

Aber die Engländer folgten damals den Deutschen, wie eine Schaluppe dem Schiffe blindlings.

Cromwell und seine Tyrannis, die daraus hervorging, herrschte zwar auf kurze Zeit.

Allein seine Familie kam nicht in den Genuß des Sieges, die alte Königsfamilie kehrte zurück und ihre Verwandten beherrschen noch bis zum heutigen Tage England.

Das ist der Segen der Revolutionen immer gewesen, und die französische macht davon keine Ausnahme, so wenig als die neuamerikanische, da die Ströme von Blut, durch welche sie gesiegt, zu ersparen gewesen wären

durch eine freilich langsamere Entwickelung auf dem Wege des Rechtes, zu dem es in Frankreich Anbahnungen genug gab. Das Jahr 1848 hat in Deutschland die Wahrheit dieses Satzes genugsam bewiesen. Es ist aus ihm für unser Vaterland sehr wenig Heil erwachsen, während die strengrechtliche Haltung unserer nationalen Opposition im Parlament, trotz vieler Ueberschwenglichkeiten, doch nicht nur achtungswerth erscheint, sondern auch praktische Erfolge gehabt hat und da die Regierung, welche die Pression dieser redlichen Opposition auszuhalten hatte, gleichfalls ihrerseits redlich ihre Pflicht gethan im Bewußtsein ihres guten patriotischen Rechts, so ist in unserem Vaterlande daraus eine herzliche Einigung hervorgegangen, die unser Volk stark gemacht hat gegen eine Unzahl von heimlichen und offenen Feinden.

Aehnlich geschah es in Italien, in Rom in den alten Zeiten. Bei allem grimmigen Haß der bevorrechteten Stände und der minder privilegirten kam es doch zu einer eigentlichen Revolution in unserem Sinne nicht. Es waren vielmehr nur große politische Krisen mit großen Parteimanövern dieser streitenden Parteien, es wurde auch wohl ein verhaßtes Parteihaupt auf gut italienische Art vermittelst des Dolches beseitigt. Aber eine völlige Umkehr der alten Ordnungen erfolgte nicht plötzlich, sondern nur successiv wurden sie eine nach der andern ersetzt durch zeitgemäße. Der Verlauf dieser ständischen social-politischen Entwickelung des ältesten republicanischen Roms ist uns zwar sehr unvollkommen überliefert, wir bemerken darin viele Lücken und um sie künstlich auszufüllen viele Wiederholungen, Nachbildungen von einem einzigen Ereigniß in verschiedene andere. Allein im großen Ganzen ist auch in dieser im Einzelnen sehr wenig glaubhaften Berichterstattung der Gang der römischen Staatsentwickelung sehr wohl erkennbar.

Versuchen wir also denselben hier in der Kürze darzustellen. In der Kürze — denn obgleich die alten Historiker eine Menge von Begebenheiten anzuführen haben, müssen wir doch den größten Theil derselben aus guten Gründen als unglaubhaft bei Seite legen und uns auf einen knappen Auszug derselben beschränken, etwa sowie eine Detailkarte eines Landes von Fehlern wimmeln kann, aber auf einen kleinen, übersichtlichen Maßstab reducirt, ein sehr klares Bild von der Beschaffenheit dieses Landes für einen aufmerksamen Betrachter zu liefern vermag.

Denn das ist der Unterschied zwischen dem Geschichtsforscher und Geschichtsdarsteller, die beide freilich öfters in einer Person vereinigt sind, daß der eine das Material für die historische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit kritisch sondert und der andere es benutzt zu einer zusammenhängenden Darstellung des Geschehenen.

In der älteren römischen Geschichte ist nur eine große Revolution vorgekommen, es war die Abschaffung des Königthums. Allein selbst diese, obgleich sie in Rom von sehr gewaltsamen Zuständen begleitet war, vermochte dennoch nicht den alten Zustand, die ursprüngliche Rechtsverfassung des Staates in seinen Grundprincipien zu erschüttern. Das alte Königthum, die ursprüngliche souveräne Königsgewalt war mit Nichten durch die Vertreibung der Tarquinier untergegangen. Vielmehr lebte sie noch in vollständiger Machtfülle weiter, auch als nicht Könige, sondern zwei Consuln an der Spitze des römischen Gemeinwesens standen. Denn die Consuln waren die Erben der alten Königsgewalt und nur die Verdoppelung ihrer Machtfülle in zwei Personen, wo der Eine des Andern Befehl durch einen anderen entgegengesetzten lähmen konnte, war die Gewähr der neuen Freiheit.

Diese neue Erfindung des politischen Genius Italiens war es, die lange Jahrhunderte hindurch dem römischen Staat die Möglichkeit verschaffte und sicherte, andere als die herkömmlichen Regierungsgrundsätze aufkommen zu lassen. Es war das Princip des Wetteifers, der sich schon in den sagenhaften Märchen der Urzeit von Romulus und Remus und des noch früheren Numitor und Amulius (des Wetteiferers) erkennen läßt. Man sieht, wie uralt diese Principien der Controle der zwiefältigen Obrigkeiten Roms im Volke wurzelten, sie hatten früh schon ihre Wurzeln in jedem Haushalt getrieben, wo sich Haben und Sollen scharf controlirten.

Also der Sinn für die Controle, die Prüfung für die regelrechte Verwaltung war den italischen Nationen angeboren und dieses uralte Controlsystem der italischen Völker hat ihre unmittelbaren Blutsnachkommen, die Italiener des Mittelalters, zu der Erfindung jener mit durchaus socialem Charakter ausgestatteten sogenannten national-italienischen Buchführung geführt, die seit dem Mittelalter im Gebrauch aller geschäftskundigen Männer ist als das Abc aller gut eingerichteten Vermögenswirthschaften, welche die Grundlehre geworden ist über das Soll und Haben jedes gewissenhaften Familienvaters.

Wie viel Tausende von genauesten Hausrechnungen aus den ältesten Zeiten Roms haben dazu gehört, um die Grundsätze aller häuslichen und politischen Finanzen so weit zu verbreiten, daß sie als Grundprincip anerkannt wurden für eine wohlgeordnete Haus- und Nationalökonomie.

Nur dadurch, daß die Römer ganz ungeheure Rechner in Geldangelegenheiten waren, wie sie es noch heute sind, wurde es möglich, daß sie als die Lehrer in Europa erscheinen für alle die barbarischen Völker, die ihnen unterworfen wurden, über die sie einen Einfluß ausübten durch ihr Uebergewicht geistiger Ueberlegenheit.

Die italischen Römer waren und blieben im Alterthum wie im Mittel-

alter die Meister der Finanzen und alle modernen Völker Europas haben von ihnen gelernt, sind ihre Schüler geworden.

Horatius, dem Dichter aus dem Augusteischen Zeitalter, war es ein Phänomen, daß selbst die kleinsten Kinder mit der größten Virtuosität mit Brüchen rechnen konnten von römischem Gelde und er sagte, daß die Väter daraus den Schluß zogen, daß diese wohlgelungene Zucht Kinder verspräche, das Haus und das Geld zusammenzuhalten.

Wir versetzen uns in das Zeitalter unseres Volks, wo das Französische als das Ideal von Menschenbildung angesehen wurde und es zur Bildung eines höher stehenden Mannes gehörte, französisch zu verstehen.

Ein Halbgebildeter, der diese Bildungsmaxime glücklich begriffen hat und als reicher, ungebildeter Parvenü nach Frankreich reist, ist verwundert, daß da auch die kleinsten Kinder schon französisch sprechen. Ebenso hätte sich ein Deutscher aus dem Zeitalter des Arminius, der als Fremder und Reisender nach Rom kam, wie dies doch damals zuweilen geschah, verwundern können über die erstaunliche Rechnungsfähigkeit der Kinder in Geldangelegenheiten, welche sogar in diesem Stücke vielleicht die Kenntniß der betagtesten damaligen deutschen Greise beschämt hätte.

Das Zahlen- und Rechnungswesen war und blieb den Italienern und Römern wie angeboren als eigen von den ältesten bis in die spätesten Zeiten, und schon in der frühesten war es die Kraft der Zahl, die ihr ganzes Staatswesen organisirte und mit höherer fast göttlich verehrter Weihe ausstattete.

Blicken wir also zurück in die römische Vergangenheit des Königthums und der großen und eigentlich einzigen Revolution, welche Rom erlebte, welche aber begleitet oder vorbereitet war durch die unzähligen anderen Revolutionen, welche in ganz Italien den Uebergang bildeten von der Herrschaft der souveränen Fürsten zu der Herrschaft der Aristokratie, so war mit Nichten und durchaus nicht dieser Sieg der Aristokratie über das Königthum ein definitiver. Denn, wie es bei allen Revolutionen geschieht, wurden nicht nur die Stände, welche dem Königthum zunächst standen, von seiner Botmäßigkeit befreit, also die seine Erben waren, die Aristokratengeschlechter der Patricier, sondern augenblicklich trat auch die plebejische Gemeinde, welche vorher gebunden war durch die königliche Gesammtverfassung, als selbstständiges Staatselement ein in die nothwendige und gebotene Opposition gegen die Patricier.

Wir haben gesehen, daß die Plebejer, die bürgerlichen Geschlechter des römischen Gebiets, schon in frühen Zeiten als der Stand der einfachen Bauern, die eigentliche Kraft der römischen Gemeinschaft bildeten, daß sie es waren, die mit ihren Leibern die unabläßigen Kriege und Fehden mit den stets bedrängenden Nachbarn ausfechten mußten.

Kein Wunder, daß diese kriegerischen Bauern, welche die Last der ewigen Kriege trugen, die Rom groß machten, endlich auch Ansprüche erhoben. Sie verfehlten nicht, als plebejische Sieger in diesen Kriegen, die mit ihrem Blute ausgekämpft waren, eine Belohnung, einen Ersatz zu fordern für die vielen Opfer, die sie dem Gemeinwesen dargebracht hatten.

Verfolgen wir den Gang der socialen und ständischen Entwicklung in Rom seit dem Sturz des Königthums in seinen charakteristischen Zügen, so war diese Entwicklung eine durch sehr verschiedene Factoren bedingte. Erstlich standen in der vornehmsten Reihe die uranfänglichen Geschlechter mit ihren stolzen Ansprüchen auf die ganze Leitung des Staatswesens in allen Richtungen, also sie nahmen die Souveränetät des Staats in Anspruch sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, gerade wie noch heute das Papstthum. Sie waren die alleinigen Herren im Staat und in der Kirche, sie besaßen allein das Recht auf alle Staatsämter und auf alle priesterlichen Würden und auf die Rechte, die aus ihnen hervorgingen. Ihnen gegenüber standen die Ansprüche der Gemeinde. Sie war in den Tagen des Königs Servius und auch des Königs Tarquinius Superbus, der sich der Plebejer zur Demüthigung der alten Geschlechter nicht in Rom allein, sondern auch in Latium bedient hatte, durch die Zugeständnisse dieser beiden Könige an die Gemeinde, lediglich um mit ihrer Kraft über die alte Gemeinde der Patricier zu herrschen und ihren Widerstand zu brechen, zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt.

Durch den Sturz des Königthums hatten die Plebejer ihre natürlichen Schutzherren und Patrone eingebüßt. Sie waren dadurch gleichsam emancipirt, sie sollten nun auf ihren eigenen Füßen stehen. Allein zu einer sicheren Selbstständigkeit waren sie noch lange nicht fähig. Zunächst machten sie nun gegenüber den allmächtigen Patriciern die Faust in der Tasche. Aber diese Faust machten sie gleich von Anfang an und sie warteten nur auf die günstige Gelegenheit, um diese Faust auch außerhalb derselben zu erheben gegen Unterdrückung der Patricier, sobald nur eine Gelegenheit, eine von außen kommende Invasion ihrem ernstlichen Widerstand gegen die Herren Erfolg versprach.

Diese Gelegenheit ließ lange auf sich warten — die tugendsame sprüchwörtliche Redensart der Italiener ist: patienza, nur Geduld, es wird sich schon finden — aber die Gelegenheit kam doch endlich einmal und die Plebejer versäumten nicht, sie zu benutzen.

Sie benutzten sie aber anfangs äußerst schüchtern.

Denn sie unterstützten ihre ersten Führer, welche sie gegen die Uebernacht der Patricier zu vertheidigen unternahmen, nur so lange, als keine Gefahr für sie selber vorhanden war und so geschah es, daß diese ersten

Führer der Opposition sämmtlich in dem Augenblicke, wo sie etwas Großes für die plebs zu erreichen glaubten, von Gott und der Welt verlassen, und das war damals die plebs, das ist die Menge der Bauernbevölkerung des römischen Staates, der unbarmherzigen, rohen Wuth der Patricier zum Opfer fielen.

Die römischen Bauern waren damals noch sehr furchtsam, sehr durchdrungen von der erblichen Verehrung ihrer Obrigkeit, welche herkömmlich aus Adligen bestand, welche noch immer im Alleinbesitz der sämmtlichen Kenntniß der politischen und göttlichen Dinge waren, die den Staat lenkten.

Diese zahme Revolution hatte zum Resultat das Volkstribunat. Es war der Tradition nach hervorgegangen aus der Reaction, welche die allgemeine Verschuldung der plebs mit den sie begleitenden schweren Bedrängnissen hervorrief, welche bedingt waren durch die in Rom und wahrscheinlich in ganz Italien herrschenden unbarmherzigen Schuldgesetze.

Ohne daß wir einen ganz besonders unerschütterlichen Glauben in die frühe römische Chronologie setzten, muß es doch angeführt werden, daß die römische Geschichtsüberlieferung dieses erste Pronunciamento der plebs gegen den Druck der Patricier übereinstimmend in das Jahr der Stadt 259, also 495 vor Christi Geburt, setzt. Es wird erzählt, daß gerade als die Noth der Verschuldung der plebs den höchsten Grad erreicht hatte und die Schuldgefängnisse der Patricier von unglücklichen Plebejern wimmelten, eine allgemeine Schilderhebung der kriegerischen Nachbarn Roms geschah, denen diese inneren Zerwürfnisse ihrer Todfeinde nicht verborgen geblieben waren und die sie nicht säumten nach Kräften zur gelegenen Zeit zu benutzen.

Rom war in der größten Bedrängniß. Die Kriegsgefahr war an sich groß und die Plebejer, diese Bevölkerung, welche die Heereskraft für jeden Krieg aus den Bauern des platten Landes zu stellen hatte, war schwierig geworden durch die ewigen Kriege, die sie ihrer Haus- und Bodenwirthschaft entzogen und sie den erbarmungslosen Bedingungen der römischen Schuldgesetze unterwarfen, Zwangsarbeit auf den Feldern und Kerkerluft in den Zwingerthürmen ihrer patricischen Gläubiger unter der Geißel der Frohnvögte ihrer patricischen Gewaltiger.

Was sollte nun geschehen, da die Feinde Rom an allen seinen Grenzen, fast an seinen Thoren bedrängten und die Heereskraft der Bauern Miene machte den Gehorsam zu verweigern? Denn schon waren bei einigen Fällen, säumige Schuldner zu executiren, die Lictoren, diese Büttel der Staatsgewalt, von der Menge, die den unglücklichen Schuldner in Schutz nahm, unter Geschrei und Drohungen zurückgetrieben und als sich ihrer einige vornehme patricische Altbeamte annahmen, waren sie von der aufrührerischen Menge gemißhandelt worden.

Der Senat sah also kein anderes Mittel, als einstweilen der Gewalt zu weichen. Der Consul Servilius erklärte, die Schuldknechte, die sich zu den Waffen, zur Vertheidigung des Vaterlandes meldeten und gestellt hätten, sollten von aller Verfolgung ihrer harten, noch immer drängenden Gläubiger frei sein.

Wie froh eilten sie aus ihren Kerkern, Frohnvesten und Verließen zu den Feldzeichen, die auf dem Forum aufgepflanzt waren, um ihre Namen vor dem Consul anzusagen und den Fahneneid zu leisten. Nun hatte sich geschwind die ganze Kraft des Volks unter die Feldzeichen der Republik versammelt. Alle Noth, aller Hader war vergessen. Die armen Schuldknechte fühlten sich wieder als freie Menschen, als Bürger, als Kinder ihres Landes. Der ganze Kern der Nation war zu den Fahnen des geliebten Volksrichters und Volksherzogs geströmt und der Sieg war gewiß.

Er war gewiß und so plötzlich, daß es nur des kürzesten Feldzugs bedurfte, um die Feinde mit großem Verluste von den vaterländischen Grenzen zu vertreiben.

Allein der geliebte Consul der plebs, Servilius, hatte noch einen Collegen, den starren, unbarmherzigen, am Buchstaben des gesetzlichen Herkommens haltenden Appius Claudius.

Als der Kampf beendet war, nahm er die Klagen der Gläubiger nach wie vor an und die treuen Vaterlandsvertheidiger wurden von Neuem in ihre alten Marterhöhlen abgeführt.

Servilius besaß nicht die Kraft, der vereinigten Gewalt des Consuls und des gesammten Patricierstandes entgegen zu treten und die plebs sah sich wiederum gänzlich verlassen und ihrem schrecklichen Geschick der völligen Hülfslosigkeit gegenüber ihren Bedrängern verfallen. Zu Hause half ihnen Niemand. Aber es kamen ihnen Helfer, schreckliche Helfer, es kamen die Feinde mit Wehr und Waffen, welche ihre Unterdrücker von Neuem mit Krieg überzogen. Die Patricier waren also wieder in der alten Noth. Es gährte in der Menge und die Patricier rathschlagten. Es trat der Consul Servilius mit einem versöhnlichen Vorschlag auf, Titus Larcius, der frühere Dictator mit einem extremen zu Gunsten der plebs, daß alle Schulden plötzlich aufgehoben und die Schuldbriefe vernichtet werden sollten. Aber die Senatoren in ihrer Mehrzahl waren erstaunlich zähe, ihre Vortheile aufzugeben. Die ganz strengen Vorschläge des Appius Claudius siegten, nicht einen Fuß breit dürfe man weichen, nur die unzeitige Milde würde Alles verderben.

Nach dieser Abstimmung war es klar, daß nur die Dictatur übrig bliebe, um mit königlicher, unumschränkter Willkür den Staat aus dieser Noth wieder emporzuheben.

Indeß auch die extremsten Reactionäre unter den Senatoren schreckten

doch davor zurück, den Sieger in dieser Berathung, den Appius Claudius mit dieser Würde zu bekleiden.

Es wurde vielmehr ein Erbe des Valerius Poplicola zum Dictator gewählt und die Wahl dieses von der plebs seit lange geliebten Geschlechts wurde mit herzlichem Vertrauen von ihr begrüßt. Es war eine natürliche und selbstverständliche Bedingung, die aber Valerius formell und feierlich ergehen ließ, daß alle Gläubiger gehalten wären, ihre Schuldknechte frei zu lassen zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Trotz der eben gewonnenen Erfahrung von Seiten der plebs war dennoch der Zudrang zu den Fahnen ungeheuer. Denn die Schuldknechte, welche nichts zu verlieren und jetzt Aussicht zu gewinnen hatten, kamen alle ohne Ausnahme und da ihr Eifer natürlich größer war als der aller Andern, so stürzten sie sich mit der Wucht der Hoffnung, aus ihrer schrecklichen Noth befreit zu werden, auf die Feinde. Diese Hoffnung der ganz in die Verzweiflung gelieferten Schuldknechte, welche ihre ganze Kraft auf ihre Hoffnung setzten, erfocht der römischen Republik noch einmal den Sieg. Der Dictator Valerius kehrte sieggekrönt in die Stadt Rom zurück und er wußte sehr gut, daß er seine Erfolge vor Allem der rücksichtslosen Tapferkeit der unglücklichen Schuldknechte zu danken hatte. Allein sein Antrag im Senat, die Männer, welche den Staat gerettet, von ihrer Geldschuld zu befreien, wurde verworfen.

Valerius empört über die Engherzigkeit des Senats und doch unfähig und ohne Macht, seine moralische Verpflichtung zu erfüllen, die er als treuer Erbe seines Hauses, das stets seine milde Fürstenhand über der plebs gehalten, der plebs gegenüber angetreten hatte, legte sein Königsamt der Dictatur nieder und ging schweigend nach Hause. Die plebs wußte genau, eine wie treue Vaterhand ihrer Rechte und Vortheile sie an ihm hatte und als er geschlagen durch die Majorität seiner Standesgenossen mit trauriger Miene die Versammlung der Senatoren verließ, erkannte sie hinlänglich, daß für sie nichts zu hoffen wäre und sie begleitete ihren Schützer mit ehrenvollem Gefolge in seine Wohnung.

Allein die Sache der plebs war damit noch nicht erledigt. Der Senat fürchtete nicht mit Unrecht, die plebs möchte aufgeregt, wie sie war und die Verschuldeten darunter vor allen möchten durch einen revolutionären Gewaltstreich die Gesetze, nämlich ihre, die patricischen Gesetze, brechen, welche die Patricier wie durch einen religiösen Zauber beschützten und die wahren unübersteiglichen Mauern bildeten, welche sie in der uneinnehmbaren Burg ihrer Privilegien beschützten.

Der Krieg war beendigt, zu welchem die plebejischen Bauern aufgeboten waren und die römische Obrigkeit hatte daher dem gesetzlichen Hergange nach

die Mannschaften in ihre Heimath zu entlassen. Allein gerade dies geschah nicht. Vielmehr ließ der Senat das Aufgebot der plebs noch bis auf Weiteres unter den Fahnen stehen mit der Weisung, sich für einen neuen Feldzug gegen die Aequer, ein anderes kriegerisches Nachbarvolk Roms, bereit zu halten.

Die Chikanen der patricischen Obrigkeit gegen den Heerbann der Plebejer waren zu deutlich, als daß sie nicht von jedem Plebejer durchschaut wären.

Sie warfen den Feuerfunken in die gefüllte Pulvermine und augenblicklich zündete er zur Explosion. Sie rissen das Heer der Bauern in den Aufruhr. Diese achteten nun nicht mehr den geschworenen Fahneneid, von dem sie vielmehr glaubten, daß er von der Obrigkeit selber gebrochen wäre.

Allein es charakterisirt doch das alte römische Staatswesen hinlänglich, daß dieses Plebejerheer sich nicht auf Rom stürzte, eine neue Ordnung der Dinge zu erzwingen, sondern daß es sich auf den mons sacer begab, einen in der römischen Landschaft einsam stehenden, weit hinaus schauenden Hügel, an den sich wahrscheinlich aus alter Zeit her ein besonders heiliger Glaube knüpfte.

Die plebs, in einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu vor den Heiligthümern Roms, wich also wie in eine Art Verbannung von Rom, gleichsam selber als eine Gemeinde der Ausgestoßenen, als Selbstverbannte wie die modernen italienischen Banditen aus ihrer Heimath, auf jenes Asyl des Hügels und lagerte sich da wie ein Bienenschwarm, der den alten Bienenstock verlassen, um einen neuen Wohnplatz einzunehmen. Sie machte Miene, sich da niederzulassen und ein neues, ein Gegen-Rom zu stiften. Es war ein furchtbarer, ein verzweifelter Entschluß der plebs, ihren schrecklichen Nothständen zu entgehen, es war eine revolutionäre That.

Sie war nicht minder für sie selber ein Act der Verzweiflung, mit welchem sie allen ihren früheren Lebensbedingungen Lebewohl sagte, als auch für die Patricier ein furchtbares Ereigniß.

Denn bereits war die plebs ein so gewaltiger Bestandtheil des römischen Staatswesens, daß die römische Republik ihrer nicht mehr entbehren konnte, ohne in die äußerste Hülfslosigkeit zu verfallen. Die Plebejer waren bereits bis zur vollen Hälfte des römischen Staatswesens angewachsen und die Patricier hatten allen Grund daran zu verzweifeln, sie mit dem Aufgebot aller ihrer Macht, vorzüglich ihrer Clienten, auf dem Wege der Gewalt zu unterwerfen.

Es blieb also nichts übrig, als den Weg der Ueberredung, des Vergleichs zu betreten.

Der Senat schickte eine Gesandtschaft von zehn Männern an sie ab,

an deren Spitze der greise Menenius Agrippa stand. Er war der Sprecher und trug ihnen in symbolischer Form sein Gewerbe vor. Er sagte: Einst geschah, daß alle Glieder des menschlichen Leibes, die sämmtlich ohne Rast und Ruhe arbeiten müssen, um dem Menschen seine Existenz zu sichern, sich in gemeinsamer Empörung vereinigten gegen den Magen, weil er gar nichts thäte, als stille zu sitzen und den von den anderen fleißigen Menschengliedern ihm gelieferten Nahrungsstoff in fortwährendem Vergnügen zu sich zu nehmen. Sie beschlossen also, diesem fortwährenden unverbesserlichen Tagediebe sein faules Vergnügen zu entziehen.

Der arme vertheidigungslose Magen konnte sich dem nicht zur Wehre setzen und mußte Alles über sich ergehen lassen. Es half nichts, er mußte nun hungern.

Aber es dauerte nicht lange, da spürten es die menschlichen Glieder sehr zu ihrem Nachtheil, sie merkten, daß sie müde und schlaff wurden und nicht mehr zu wirken und zu schaffen Lust und Kraft hatten.

Diese derbe, empirische Auseinandersetzung war freilich keine Aristotelische Abhandlung über Politik und Staatswirthschaft, allein sie wirkte als eine goldene, aus dem Leben gegriffene politische Bauernpredigt mit elektrisch zündender Kraft, sie ging den plebejischen Bauern, was das Wichtigste war, zu Gemüthe. Sie war von um so größerer Wirkung, da in der Familie der Menenier wahrscheinlich eine alterthümliche Götterverehrung heimisch war, die gerade die Ernährung des menschlichen Leibes durch den Magen und die Unterleibsorgane der Gedärme zum Mittelpunkte hatte. Der alte Menenius sprach also wirklich als ein Patriarch und Prediger zu dem empörten Volke, das seine Worte mit Ehrfurcht und Nachdenken anhörte.

Seine Rede bewirkte eine versöhnliche Stimmung in der aufgeregten Masse, die nun milderen, versöhnlicheren Vorschlägen ihr Ohr lieh. Und so kam denn endlich nach langem Hader eine Versöhnung, ein Vergleich zu Stande.

Appius Claudius, auf dessen Erbgütern der mons sacer lag, die wahrscheinlich durch Fouragirungen und Requisitionen der plebs arg gelitten hatten, wurde nicht mit seinen extremen Rathschlägen gehört und die milderen des Valerius zum Beschluß erhoben.

Es ist kein Zweifel, daß unter seiner Vermittelung der Friede zwischen den Patriciern und Plebejern zu Stande kam.

Das Resultat desselben war das welthistorisch gewordene plebejische Tribunat, dessen großer Name fast ebenso wie der des Consulats, seines Nebenbuhlers, seinen langen Schatten bis in die späteste Kaiserzeit geworfen hat, weil die Kaiser sich zu Erben des Consulats und des Volkstribunats erklärten.

Worin bestand denn nun aber dieses vielgerühmte und vielgeschmähte Volkstribunat? Zunächst ist bei den Alten selber großer Streit über die Bedeutung des Namens dieser plebejischen Magistratur. Unter den verschiedenen Meinungen erscheint die Ansicht Varro's als die glaubwürdigste, daß das Volkstribunat entstanden sei aus dem Kriegstribunat.

Es ist keine Frage, daß in Folge der servianischen Verfassung, welche im Kriege die Plebejer als ebenbürtig mit den Patriciern hinstellte, welche neben den sechs suffragia der patricischen Ritter zwölf andere plebejische in's Leben rief, den Plebejern auch der Zugang für die höheren Officierstellen im Heere eröffnet war, der Zugang für das Kriegstribunat, den Rang der Stabsofficiere in der Legion. Es war natürlich nur die Blüthe der plebejischen Familien, die solcher Auszeichnung theilhaftig wurden.

Deshalb ist die Meinung des großen Alterthumskundigen, Varro, sehr verständig, nach welcher der Name der tribuni plebis gewählt wurde von der vornehmsten Würde, welche die Plebejer sich bis dahin errungen hatten durch die milde Gabe des plebejerfreundlichen Königs Servius, dem Kriegstribunat.

Denn die Herleitung dieses Namens von den tribus, den Landbezirken des römischen Stadtgebiets, ist darum weniger annehmbar, weil schon die alte patricische Gemeinde in tribus eingetheilt war und weil die ältesten römischen Tribusbezirke von patricischen Familien benannt waren, also die Tribus Romilia, Fabia, Aemilia, Camilia, Claudia, Cornelia, Valeria, Menenia, Papiria, Sergia, Veturia u. a., weil in diesen Bezirken die Familien, welche ihnen den Namen gaben, vorherrschend waren durch politische Rechte oder Landbesitz, so daß es also dabei bleiben muß, daß die tribus eine uranfängliche Bezirkseintheilung in Rom waren in einer Zeit, wo es noch keine plebs gab und welche dann übertragen wurden auf die neuen Landbezirke, welche allmälig die altrömische Patriciergemeinde durch glückliche Eroberungen gewann.

Dabei ist es bezeichnend, daß die alten tribus nach dem Namen von alten patricischen Geschlechtern genannt waren, die neuen dagegen nach Ortsnamen, also nach einfachen Localitäten.

Nichts bezeichnet wohl mehr die schnell abnehmende Kraft dieser herrschenden gentes in Rom, als ihre Unfähigkeit, den neueren und neuesten Gebietserwerbungen ihre Namen aufzuprägen und daß diese später gebildeten tribus nicht nach römischen Geschlechtsnamen, sondern nach irgend einem in den neuen Landschaften hervortretenden Localnamen genannt wurden.

Es ist diese Namengebung der tribus daher als ein Merkmal anzusehen von dem Verlust der Souveränetät an die neuen, wesentlich plebejischen

Landbezirke. Obgleich diese neuen tribus damals noch lange nicht alle von Rom erworben waren, so behielt doch Menenius Agrippa den Ruhm, durch seine Vorstellungen die aufrührerische Wuth der plebs besänftigt zu haben, und neben ihm Valerius.

Allein, wenn die Kraft der gentes nicht ausreichend war, als einfache anspruchslose Aristokratie die ganze Bevölkerung des Landes so zu durchdringen, wie etwa in Polen noch vor etwa zwei Jahrhunderten — denn in Polen ist der leibeigene Bauer nie zum Aufruhr geschritten; es ist ihm niemals in den Sinn gekommen, sich gegen seinen Herrn aufzulehnen, deshalb, weil sich der Adel in der Lebensart von ihm immer noch sehr wenig unterschied und in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte —, so war die Macht der römischen gentes doch völlig genügend, eine Oligarchie, das heißt eine Herrschaft einer kleinen Anzahl von Familienhäuptern, also nach unseren Begriffen ein Fürstencollegium hervorzurufen, wie etwa der alte deutsche Reichstag war, nur daß ihm unser Kaiser an der Spitze fehlte, dessen Würde zwar factisch, aber nicht staatsrechtlich erblich war, da seiner Krönung stets die Wahl voranging.

Denn auch die Kaiserinstitution unseres deutschen alten Reiches, wie es hieß: römischen Kaisers deutscher Nation, war ein italisches Geschöpf der Päpste in Rom. Sie zeigten sich hier als Söhne Italiens, wo es eigentlich nur mißbräuchlich eine Erblichkeit der politischen Fürstenherrschaft, der Magistratur im höchsten Sinne, die wir heut mit dem Ausdruck Souveränetät bezeichnen, gegeben hat.

Das katholische Polen ist hier reiner als irgend ein anderes Reich den Vorschriften Italiens nachgekommen, weil es sich die Begriffe von der alten in Italien herrschenden Vorstellung über die Beschaffenheit der Volksfürsten als Gewählte des Volks, die Bedingung der Wahl stets erhalten hat.

Das italische Papstthum, diese Fortsetzung der alten italischen Kaiserideen von der Beherrschung der Welt, hat stets dahin gewirkt, deshalb weil es nach seiner inneren Natur und Beschaffenheit nicht anders konnte, den Ideen der Erblichkeit der höchsten Würden entgegen zu wirken und auch in Deutschland hat es nicht verfehlt, im entscheidenden Moment im Kampf gegen unseren deutschen Kaiser Heinrich IV. den Grundsatz der Wählbarkeit der höchsten Obrigkeit geltend zu machen.

Das große römische Papstthum richtete seine furchtbaren Stöße natürlich nur gegen die ganz Großen als würdige Feinde und die niederen Großen, wenn ihre Macht auch die unserer heutigen Könige übertreffen mochte, übersah es vornehm, als ob sie gar nicht da wären.

Wunderbarer Widerspruch dieser altitalischen Regierungsprincipien.

Der italiſche Genius hat ſeit den älteſten Zeiten lediglich und allein der ſocialiſchen Conſtruction der Nation die Familie, und nur die Familie von den älteſten Zeiten bis zum heutigen Tage anerkannt und zwar hr lange in den allerſtrengſten Formen, aber dennoch ſich ſtets geweigert, e Erblichkeit ihrer politiſchen Gebietiger anzuerkennen.

Sie hat ſich auch in Italien vielfach eingeführt und Jahrhunderte lang ſtanden, allein ſtets als eine Conceſſion gegen die unüberwindliche Macht, ıd mit dem ſtillen Proteſt des paſſiven Widerſtandes der Vergewalgten, denen zu allen Zeiten als ungeſchriebenes, nationales Recht, als erſter Grundſatz galt, die Wählbarkeit der oberſten Magiſtraturen, der te Grund und die tiefſte Urſach, weshalb Italien ſo lange geduldig den äpſten, dieſen Beherrſchern Italiens und der Welt, dieſen wahren Oberuigen und Großfürſten Italiens, gehorſamt hat, weil ſie gewählt aren durch den Senat der Cardinäle, der Fürſten der weltbeherrſchenden irche, welche im Range allen anderen Fürſten des heiligen römiſch-deutſchen eiches bis zu ſeiner Auflöſung durch Napoleon I. vorangingen. Und nur , ein Italiener vom reinſten Blut und Waſſer, konnte dieſen ſtolzen taatsbau ſtürzen.

Ein Vorbild dieſer fürſtlichen Cardinäle war das alte Fürſtencollegium s Senats, welches mit einer unſer deutſches Fürſtencollegium des vergannen Reichstages beſchämenden Staatsweisheit Rom regiert hat als ein wahrer lehrer des Reiches. Denn die Herrſchaft dieſes Senats unterwarf ſich alle Völker, welche im Süden Europas zu den Culturnationen noch heute zähı. Die fernere Beſiegung der Nationen des nördlichen, und zwar des heutigen ropas fiel den römiſchen Kaiſern eigentlich in den Schooß als das Reſultat r wohlüberdachten, mühevollen und folgerichtigen Maaßregeln des römiſchen enats, des wahren Fürſten-Senats von ganz Italien. Es wäre Schade, r den Ausſpruch des Griechen Kineas zu unterdrücken, der als Geſandter s Königs Pyrrhos, welcher als griechiſcher Eroberer Italien zu unterwerfen it einem Heere gekommen war, deſſen Gleichen Griechenland nicht noch einmal ſzubringen im Stande war, im römiſchen Senat die Anträge ſeines Herrn tte verhandeln hören und dem König Pyrrhos berichtete, er hätte in dieſem miſchen Senat eine Verſammlung, einen ganzen Haufen von Königen geſchaut. undert andere, aber ebenſo edel und loyal angelegte griechiſche Männer ürden daſſelbe geſagt haben, wenn ſie in früheren Epochen im römiſchen enat erſchienen wären. Aber dieſes Fürſtencollegium hatte ſich nicht durch ße Erblichkeit ergänzt, ſondern durch die Wahl als wahre Kurfürſten, nn auch als Gekorene und nicht als Kürende.

Der römiſche Senat war alſo ein Ausſchuß der Würdigſten der ganzen

Nation und lange Uebung hatte dazu gedient, eine Versammlung der Edelsten des Volks in jedem Sinne hervorzubringen.

Er bildete das unüberwindliche, in ruhiger Majestät verharrende Gegengewicht gegen alle die mannigfachen gährenden Bewegungen, welche das rege politische und sociale Leben einer großen und geistig hochbegabten Nation in's Leben ruft. Er konnte wohl ein und das andere Mal überrannt und überrascht werden durch die geschwind sich überstürzenden Ereignisse, allein bald gewann er wieder das hohe Bewußtsein seiner Würde, das Bewußtsein seines hohen Berufes, das Steuer des Staatsschiffes mit fester Hand zu lenken.

Also im römischen Senat faßte sich die ganze Kraft des Staates zusammen. Er war hervorgegangen nicht aus der Erblichkeit, sondern aus der Wahl, sei es unmittelbar, sei es durch den Eintritt der dazu berechtigten, aus den hohen Staatsämtern, Consulat und Prätur, geschiedenen Obrigkeiten, die aber vorher ebenfalls gewählt waren. Eine solche Körperschaft konnte natürlich über sich, als vorübergehende, einjährige Herren, nur Gewählte und Gekorene dulden, Leute Ihresgleichen, und dadurch war also für das Staatswesen das Princip der Wahl ein so gebotenes, daß es den Charakter der Naturnothwendigkeit annahm.

Denn im ganzen römischen Staatswesen gab es kein Amt, weder priesterliches, noch politisches, welches erblich gewesen wäre.

Die Wahl war und blieb das allgemein herrschende Princip und nur eine Modification gab es in der Handhabung derselben, die Cooptation. Sie bestand darin, daß über die Besetzung der erledigten Stellen gewisser Collegien und obrigkeitlichen Corporationen, die aber wesentlich priesterlicher Natur waren, die überlebenden Mitglieder zusammentraten und durch gemeinsamen Beschluß eine Ersatzwahl trafen.

Diese Cooptation war das einzige Zugeständniß für die alten Volkszustände der einst herrschenden Aristokratie, daß hier die freie Wahl beschränkt erscheint auf eine geringe Zahl von Wählern.

Und selbst die auf kurze Zeit hergestellte Königswürde des Dictators war durch Wahl in's Leben gerufen. Und hier concentrirte sich diese Wahl in einem Einzigen. Der höchste Magistrat der Republik setzte durch seinen Willen, wie ein politisch Sterbender durch Testamentsverfügung, seinen Nachfolger ein, dessen Würde sich nie länger als ein Jahr, die Dauer der republikanischen Magistrate, erstrecken durfte, und die meistens in einem oder wenigen Monaten ablief. Der Consul erkor den Dictator, wie es in der Familienordnung gestattet war einen Fremden an Kindesstatt anzunehmen und wie der Staat etwa die gens Claudia an Kindesstatt adoptirt hatte,

nachdem er die gens Tarquinia hinausgestoßen hatte wie einen verlorenen Sohn, wie es jedem Familienvater frei stand, seinen Sohn hinauszustoßen und als leibeigenen Knecht in die Fremde zu verkaufen.

Also wir sehen, wie durch eine ungeheure Kluft in Rom das erbliche Princip der Familie, die in allen socialen Beziehungen nirgends strenger und unumschränkter herrschte, als in Italien und in dessen Herz- und Lebenspunkt, Rom, begrenzt und geschieden war von dem politischen Leben, wo es kein Amt und keine Würde gab, nicht einmal die der alten Könige und der auf Zeit wiedererweckten Königswürde, der Dictatur, welche nicht aus der Wahl hervorging.

Dennoch unterschieden die Römer sehr zwischen den gewöhnlichen Wahlen und diesen außerordentlichen, mehr aristokratischen, weil sie dafür zwei ganz verschiedene Worte gebrauchten, das einfache „Wählen" und das „Schöpfen", „creare", verwandt mit crescere, in der Bedeutung „schaffen" und „wachsen", so daß also schaffen eigentlich heißt: wachsen lassen, das heißt physisch hervorbringen.

Wie der Vater Schöpfer seines Sohnes ist, so schuf der Consul, wenn seine Kraft den Staat zu retten nicht mehr ausreichte, gleichsam wie ein Vater einen kräftigeren Erben, der weiter schaffen und wirken konnte, wenn die Lebenskraft des Vaters dahingesunken war.

Es ist zu sagen, daß dieses Grundprincip des italischen und römischen Völkerlebens zwar nirgends ausdrücklich in allgemeiner Gesetzformel ausgesprochen ist, allein blos darum nicht, weil es so durchaus und völlig als allgemeines Rechtsbewußtsein in der Brust jedes lebendigen Menschen in Italien lebte und wirkte, daß es für einen nach ihrer Meinung so völlig selbstverständlichen Grundsatz keiner äußerlichen und ausdrücklichen Auseinandersetzung bedurfte. Es war das allmächtige ungeschriebene Gesetz und wer es hätte bestreiten wollen, der wäre als ruchlos angesehen oder gar als toll verspottet worden.

In Italien sind also in allen Zeiten die Fürsten und Vorsteher des Volks gekoren und so geschah es auch mit den Vorstehern und Schutzherren der Plebejer, den Tribunen. Sie wurden ebenso gewählt wie alle anderen Würdenträger in Staat und Kirche.

Die plebs war durch die glückliche und glorreiche Insurrection vom heiligen Berge endlich zu einer gewissen Selbstständigkeit gelangt. Formell war ihre Selbstständigkeit so groß, daß eigentlich seit dieser Secession auf den mons sacer die römische Republik gleichsam in zwei unabhängige Staatswesen zerfallen war, welche aber zusammengehalten wurden durch die fortwährende gemeinsame Gefahr von Außen.

Die siegreiche plebejische Gemeinde war seitdem gleichsam ein unter-

geordnetes Abbild des alten römischen Gemeinwesens. Wie in diesem zwei jährliche Consuln den Staat im Ganzen und Großen leiteten, so waren es anfangs zwei Tribunen, welche an der Spitze der plebs standen und ihre Interessen wahrnahmen.

Diese Interessen reichten aber bald nach ihrer Einsetzung sehr weit, denn die Tribunen der plebs wurden sofort mit einigen Privilegien versehen, welche in Beziehung auf Machtvollkommenheit eine außerordentliche Tragweite hatten. Sie waren scheinbar durchaus nicht positiv, sondern vielmehr nur lediglich negativ.

Sie beschränkten sich auf ein Veto in gewissen Dingen. Allein dieses Veto war im Stande, wenn es verfassungsmäßig und entschieden ausgesprochen war, die ganze Staatsmaschine augenblicklich in's Stocken zu bringen, und dadurch wurde diese einfache Negative außerordentlich positiv.

Dieses positive Veto bestand einfach darin, daß jeder Tribun Protest einlegen konnte gegen jede beliebige Staatshandlung, welche von Seiten des Senats und der zeitweilig regierenden Obrigkeit ausging.

Allein nicht sofort mit der Einsetzung der Würde der Volkstribunen wohnte ihnen diese Vollmacht bei. Sie war erst das Resultat sehr vieler Verfassungskämpfe, die sich sehr lange hinzogen, während anfangs die Stellung der Volkstribunen eine sehr bescheidene war gegenüber den herrschenden Patriciergeschlechtern.

Sie bezog sich anfangs nur auf die augenblickliche Hülfe, die sie einem einzelnen vergewaltigten Mann, dem augenscheinliches Unrecht geschehen, durch ihr Einschreiten gewähren konnten. Es war also zuerst eine sehr geringe Errungenschaft, dieses Volkstribunat, dieses Consulat oder diese Prätur der plebs, welche dem patricischen Consulat nachgebildet war.

Allein mit der Zeit erwarb sich das Volkstribunat durch kluge Benutzung seiner constitutionellen Rechte eine Befugniß nach der anderen in seiner amtlichen Bevollmächtigung zum Schutze der plebs. Die Tribunen verstanden es vortrefflich, bei jeder politisch-socialen Bedrängniß des römischen Staatswesens für ihre consequente Opposition gegen das alte Patricierregiment Capital zu machen zum Nutzen der plebs.

Da bot sich für ihre politischen Operationen als das ergiebigste Feld ihrer Thätigkeit die Ausschließung der plebs von der Benutzung des ager publicus, welche die Patricier mit eiserner Faust für sich selbst festhielten.

Die plebs hatte sich durch die secessio in montem sacrum, durch ihren Abgang unter den Waffen nach dem heiligen Berge, eine bessere Stellung gegenüber den Patriciern, der alten Gemeinde, erzwungen und sich eine neue rein politische Repräsentation gewonnen in den beiden Tribunen. Es war eine wirkliche Auswanderung gewesen mit der Drohung, auf dem mons sacer

eine neue Niederlassung, eine Auswandererstadt, ein Nebenrom zu gründen, wie einst nach der Zerstörung von Veji bei dem gallischen Völkersturm eine Partei danach verlangte, in Veji nach der Zerstörung von Rom durch die Gallier sich anzusiedeln.

Das für die Emancipation der plebs von der unumschränkten Gewalt der alten römischen gentes normirende Factum der Einführung des Volkstribunats geschah in der Mitte oder kurz nach der Mitte des Septembers des Jahres 261 nach der Erbauung der Stadt, wie man dieses gewöhnlich annahm. Es dauerte nur wenige Tage, weil die klugen, in politischen Dingen äußerst intelligenten Patricier, da es zu so extremen Entschlüssen gekommen war, sogleich verstanden, daß diesen Zuständen schnell ein Ende gemacht werden müßte, wenn nicht die äußerste Umkehr aller früheren staatlichen Verhältnisse erfolgen sollte. Sie mußten also die Forderungen der plebs anerkennen.

So war also das größte Ereigniß der älteren römischen Geschichte, die Einsetzung des Volkstribunats, ausgeführt.

Wir haben bisher eigentlich nur die frühesten Zustände des römischen Volkes behandelt. Nun aber beginnt das wahre, das frische Leben desselben in den beiden obersten Herrschaften der römischen Verfassung, dem Consulat und dem Volkstribunat.

Die Volkstribunen und das Consulat.

Die plebs hatte das Tribunat errungen. Es bedeutete einen Magistrat, welcher sie in gleicher Weise repräsentirte, wie die alte Gemeinde, die wesentlich auf der alten Geschlechterordnung der Patricier beruhte, repräsentirt wurde durch die Consuln. Es waren zwei Consuln und zwei Tribunen. Es waren zwei ganz verschiedene Völker, Patricier und Plebejer, die sich gegenüber standen unter ihren beiden Vorstehern, den Consuln und Tribunen. Und dennoch gab es eine Erzählung, daß sich die beiden Tribunen noch drei andere Männer cooptirten, das heißt aus eigenem Willen erkoren, welche mit ihnen ein Collegium von fünf Männern bildeten. So gab es also innerhalb der römischen Mauern des Servius Tullius nunmehr zwei Völker, welche sich feindlich im Herzen und constitutionell friedlich nach der neuen Verfassungsform gegenüberstanden, welche sich, da die Gemüther dieser beiden Gemeinden sich natürlich herzlich abgewendet waren, auch nach Kräften bemühten, sich gegenseitig das Leben möglichst sauer zu machen und, wie in den griechischen Städtefehden zwischen den Optimaten oder Aristokraten und den Volksfreunden, sich gegenseitig so viel zu schaden wie möglich.

Diese Möglichkeit wurde aber damals fast allein zuweilen mit günstiger Aussicht geboten durch die Anfälle der Nachbarn. Denn zwischen diesen kleinen italischen Nachbarrepuliken gab es unaufhörliche Fehden wie im italischen und deutschen Mittelalter.

Um diese Zeit waren es die mächtig vordringenden Volsker, welche im Süden von Rom die heimathlichen Berge der Apenninen verlassend, in die Ebenen vordrangen und zunächst den Latinern und weiter auch Rom, das mit diesen im Bunde war, zu schaffen machten.

Zum großen Verdruß der römischen Plebejer wurden sie zu diesen Kriegen immer wieder und wieder zum Heerbann aufgeboten. Diese Kriege

waren überdies nicht immer siegreich. Denn sie hatten die Volsker nicht verhindern können, bis an's Meer vorzudringen und sich verschiedener fester Burgen, die an demselben lagen, zu bemächtigen. Die Gefahr für Rom und Latium war augenscheinlich. Wenn keine Hülfe geschafft wurde, so war die Existenz von Latium nicht nur, sondern von Rom selbst in Frage gestellt.

Der nothwendige Feldzug gegen die Volsker war im Ganzen glücklich, verschiedene Burgen derselben, Longula, Polusca ꝛc. ꝛc., waren siegreich genommen. Da bot ihrem Siegerlauf das feste Corioli Halt, welches allen Anstrengungen Trotz bot.

Es wurde von einem Heerhaufen der Volsker, der ihm zu Hülfe kam, unterstützt. Allein C. Marcius, ein einfacher römischer Ritter, scheuchte an der Spitze seiner Schaar durch heldenmüthige Tapferkeit die wüthenden Ausfälle der Coriolaner, die sich mit dem Entsatzheer der Volsker in Verbindung zu setzen trachteten, siegreich in ihre Mauern zurück, und drang durch das in der Eile der Verfolgung nicht mehr zu schließende Thor mit den Flüchtigen in die Stadt; dadurch war die Stadt erobert. Denn das Geschrei der überwältigten Coriolaner brachte auch den Schrecken in die Reihen der volskischen Ersatzmannschaften, daß sie zurückwichen.

Der eigentliche Sieger war C. Marcius, der einfache römische Ritter, aber von hoher Geburt. Der Consul und Oberfeldherr selbst erkannte es an, lobte ihn vor dem versammelten Heerbann und ehrte ihn durch das Geschenk eines aufgezäumten Schlachtrosses und daß er sich aus der Kriegsbeute ein kostbares Kleinod aussuchen durfte, was ihm beliebte.

Das Kleinod, was sich C. Marcius erbat, war ein theurer Gastfreund, welcher bisher in Corioli gewohnt hatte, und der nun in die Gefangenschaft der plebs gerathen war, also in das herbe Loos eines der Sklaverei verfallenen Kriegsunterworfenen.

C. Marcius erschien dem ganzen Kriegsheer als der Ritter ohne Furcht und Tadel und seitdem hieß er bei allen seinen Waffengenossen und bald in dem ganzen Volke Coriolanus, der Coriolaner, das heißt, der Eroberer von Corioli, gleichsam dessen Fürst.

Er war der Erbe aller Tugenden und Fehler der patricischen Geschlechter, voll aufopfernder Thätigkeit gegen die Clienten und Standesgenossen, haßerfüllter Gegner der Prätensionen der aufstrebenden plebs.

Seine Tugenden hatten im Jahre 261 der Stadt allen Bürgern hell geleuchtet, wo durch seine Kraft Corioli fiel. Da kam das Jahr 262, wo sich der Ermattung, die nach großen politischen und kriegerischen Anstrengungen folgt, Hungersnoth gesellte. Die Consuln schickten überall in der Nachbarschaft Getreideeinkäufer umher, dem darbenden Volke leibliche

Nahrung zu ſchaffen. Allein nur aus der Fremde, aus Etrurien, kam Zufuhr nach Rom. Im Süden war ſchon damals der Haß gegen Rom ſo groß, daß man die Getreidekäufer mit Hohn zurückwies. Glücklich, wenn ſie mit dem Leben davonkamen. Rom war verloren, wenn nicht rechtzeitig bei ſeinen grimmigſten Feinden, den Volskern, eine peſtartige Krankheit ausgebrochen wäre, die einen Ausbruch des Krieges unmöglich machte.

Endlich kamen die Kornſchiffe aus dem äußerſten Süden Italiens, es hieß ſogar aus Sicilien, bis wohin man hatte hinausgreifen müſſen. Das Getreide war alſo da, welches den Hunger des Volkes ſtillen konnte.

Aber der ſtolze Coriolan mit ſeiner ererbten Tradition von der unbedingten Herrſchaft der Altbürger, der im Haß gegen die plebs aufgewachſen war, meinte, jetzt wäre die beſte Zeit, der plebs ihre Privilegien zu entreißen, da ſie hungerte.

In der entſcheidenden Senatsſitzung wußte er durch ſein Anſehen und ſeine Beredtſamkeit die Väter des Volks dafür umzuſtimmen, daß ein Beſchluß nahe war gefaßt zu werden, wodurch das aufgeſpeicherte Getreide der reichen Patricier nur zu den in der Hungersnoth unerſchwinglichen Preiſen der plebs und alſo dem gemeinen Volke ſollte verkauft werden, wenn ſie nicht, oder bis dahin, wo ſie nicht ihr patricierfeindliches Volkstribunat Preis geben würden. Die in den Augen der Plebejer gottloſe Rede hatte ein ihnen freundlicher Senator oder die Tribunen, welche in alten Zeiten, als geringe Leute auf dem Schemel ſitzend, den Reden der Senatoren zuhorchten, ruchbar bei der plebs gemacht und unter dem Volke einen ſo furchtbaren Haß gegen den C. Marcius Coriolanus zu Wege gebracht, daß er unfehlbar als Opfer deſſelben durch Volks- (Lynch-) Juſtiz gefallen wäre, hätten nicht die Tribunen ihn bei der plebs als Frevler gegen ihre verbrieften Rechte angeklagt. Dadurch beruhigte ſich die augenblickliche Wuth der Maſſen.

Coriolan ſah, was ihm bevorſtand und er wich in das Elend, das heißt in's Ausland, und zwar in das Ausland der Volsker, nach Corioli vielleicht, das unter harten Bedingungen den Volskern zurückgegeben war, oder wie erzählt wird, nach Antium, deſſen Fürſt oder jähriger Machthaber Attius Tullius, ihn mit offenen Armen aufnahm. Zu Hauſe als Abweſender, das heißt in contumaciam verurtheilt, bot er nun dieſelben Kräfte, welche den Volskern ſo furchtbar geworden waren, ihnen an, um ſie von Sieg zu Sieg zu führen gegen das ihnen verhaßte Rom. Zum Stadtfeldherrn neben Attius Tullius erwählt, zog er mit dem volskiſchen Heere ſiegreich von einer Stadt zur andern und eroberte ſie alle und gelangte endlich zur alten römiſchen Grenze, an jenen Cluiliſchen Graben, der fossa Cluilia, welche zuerſt bei dem Kriege der Albaner-Latiner unter dem Dictator Cluilius genannt war.

So ſtand nun der gründlich ſeinem Vaterland verfeindete Coriolan an

den Grenzen der römischen Marken, als ein Auswürfling, Verbrecher und Elender, als Verbannter.

Die ganze patricische Gemeinde hatte alle ihre Kräfte daran gesetzt, ihm dieses Schicksal zu ersparen. Umsonst, er war seinem Schicksal verfallen und stand jetzt als rächender Engel mit dem Schwert in der Hand vor Roms Thoren.

Aber er gedachte noch immer seines Standes als römischer Edler, er ließ es nicht zu, daß patricische Felder verwüstet wurden, die Geißel des Krieges traf nur die Aecker der Plebejer.

Gerade dies trug die Zwietracht in das römische Lager, das Mißtrauen der Plebejer wurde dadurch erweckt, daß die römischen Patricier mit Coriolan im Einverständniß wären.

Die römische Staatsverfassung, welche eigentlich schon die Einsetzung des Volkstribunats zerrüttet hatte, dadurch es dieselbe in zwei durchaus unzusammenhängende Staatswesen getrennt hatte, klaffte jetzt völlig auseinander, und die Plebejer weigerten unter diesen Umständen den Kriegsdienst zum Vortheil der Patricier, die, wie sie meinten, im Einverständniß mit Coriolan wären.

Rom befand sich also ihm gegenüber völlig wehrlos, völlig gebeugt.

Der Senat, sein rechtes Regierungscollegium, hatte nichts anderes mehr übrig, als eine Bittgesandtschaft von zehn Consularen an ihn zu entsenden.

Er antwortete ihnen, zuerst müßten sie die mit Unrecht den Volskern entrissenen Städte mit ihren Gebieten ihnen zurückerstatten, ehe von Frieden die Rede sein könnte und zwar in 30 Tagen.

Die alte Frist in solchen altitalischen völkerrechtlichen Zwisten war eigentlich 30 und 3 Tage, wie in Deutschland sprüchwörtlich Jahr und Tag, das heißt 365 Tage und ein Tag.

Diese alte rechtshistorische Frist finden wir auch hier in dem Conflict Roms mit Coriolan zur Erscheinung kommen. Denn als die 30 Tage Frist ohne Auskunft für Rom abgelaufen waren, sandte Rom die Vorstände seiner heiligsten Priesterämter an ihn.

Aber Coriolan bestand auch ihnen gegenüber auf seinen unbarmherzigen Bedingungen und gewährte nur die Henkersfrist der noch überschüssigen drei Tage.

Hier zeigte sich aber für Rom der goldene Sinn des Sprüchwortes „Zeit gewonnen, Alles gewonnen" Nutz und Frommen bringend.

Denn gerade in diesen letzten drei Tagen reifte in einigen römischen Frauen der Rathschluß, welcher die römische Republik retten sollte.

Diese Frauen waren die Mutter und das Weib des Coriolan, Veturia

und Volumnia. Sie gingen in der zwölften Stunde des Schicksals von Rom zu ihm in sein volskisches Lager, von wo einst Cluilius, der albanische König oder Dictator, Rom bedroht hatte. Volumnia führte an ihren beiden Händen dem Coriolan seine beiden Kinder entgegen. Sie warfen sich ihm zu Füßen und beschworen ihn bei den vaterländischen Göttern, in sich zu gehen und nachzudenken über den Frevel, den er als Sohn seiner römischen Mutter als Gatte und Vater seines römischen Weibes und seiner römischen Kinder zu vollführen im Begriff war.

Dieser Anblick, diese Gedanken brachen Coriolan's trotzigen Sinn.

Er stand ab — so erzählen die römischen Berichte — von seinem gottlosen Beginnen. „Mutter," sprach er, „die Väter des Volks konnten mich in's Vaterland zurückberufen. Aber mir ist keine Wahl gegeben, ich stehe um falle als vom Vaterland früher Ausgestoßener, als Verbannter mit den Freunden, die sich meiner freundlich angenommen. Du, meine Mutter, hast gewählt zwischen dem Sohn und dem Vaterlande und Du hast das Vaterland gewählt, das ich nimmer wieder sehen werde. Lebt wohl und seid glücklich."

Und so geschah es.

Coriolan wich mit dem feindlichen Heere von den römischen Grenzen auf wahrscheinlich billige Bedingungen für Rom, die aber für die Volsker äußerst vortheilhaft waren, und starb als hochbetagter Greis in dem Gebiete der Volsker, als bei ihnen hochverehrter Mann, der aber in seinen alten Tagen allein stehend oftmals die denkwürdigen Worte sprach: „Das Brod des Verbannten ist immer bitter."

Das ist die älteste Erzählung des Geschichtsschreibers Fabius Pictor und die späteren Berichte sind gar nicht anzuhören, nach denen Coriolan sich wie der gleichfalls verbannte Themistokles selber das Leben sollte genommen haben oder von den Volskern desselben beraubt worden sein, nur deshalb weil er ihnen sein Wort gebrochen, Rom völlig zu vernichten.

Das ist die alte Erzählung von dem Leben und den Thaten des Coriolan, eine politische und Familientragödie, so tief und gewaltig, daß es einem so erhabenen Genius, wie Shakspeare, ein Leichtes sein mußte, sie zum Vorwurf zu einem seiner herrlichsten Stücke zu wählen und zu verarbeiten.

Allein diese Erzählung von Coriolan's Leben ist darum doch durchaus noch nicht ganz römische Geschichte. Es findet sich darin eine Fülle von Widersprüchen gegen alles damalige römische Verfassungsherkommen. Coriolan's Name kommt nirgends in den Consularfasten, den Verzeichnissen der höchsten Würdenträger des Staats, vor und wie hätte er eine so hervorragende Stellung im römischen Staatswesen gewinnen können, ohne Consul gewesen zu sein. Man sieht, daß diese Figur völlig in der Luft, in der my-

ſchen Luft ſchwebt, und es bleibt allein übrig, die Urſache und den Grund erforſchen, weshalb gerade dieſer Name eine ſo gewaltige Stellung in der miſchen Tradition gewonnen hat.

Nothwendig iſt es, anzuerkennen, daß die gens Marcia in den frühen iten der römiſchen Republik ein hohes Anſehen hatte, welche ſchon in der it der Könige in Ancus Marcius repräſentirt erſcheint. Es iſt gar nicht un-glich, daß eine gens Marcia oder Martia ſich bis in die Zeiten der miſchen Republik erhalten hatte und noch in den Anfängen derſelben einen oßen Einfluß ausübte auf die römiſchen Geſchicke.

Dabei iſt nicht zu vergeſſen, daß in den frühen Zeiten der römiſchen publik die patriciſchen Geſchlechter ſich noch verheiratheten mit den latini-en und eine ſolche Heirath noch keine Mißheirath begründete, daß alſo zwi-en Rom und Latium und vielleicht auch den Geſchlechtern der Volsker jen oder mit römiſchem Ausdruck connubium, das heißt rechtmäßige Wech-heirathen, ſtattfanden.

C. Marcius Coriolanus konnte alſo ſehr wohl aus einer Wechſelheirath r römiſchen gens Marcia und einer edlen Familie aus Corioli hervorge-ngen ſein. Er konnte in untergeordnetem Verhältniß in Rom geſtanden ben und bei ſeinem Uebertritt zu ſeinem etwa mütterlichen Geſchlecht in rioli, als es auf's Härteſte bedrängt war, einen Umſchlag der Machtver-ltniſſe zwiſchen Rom und Corioli bewirkt haben.

Das iſt der Sinn und die Bedeutung der Machtbeſtrebungen der La-er und Römer und Volsker. Die vornehmen Geſchlechter der drei Na-nen waren unter einander verſchwägert. Geſchlechts- oder lediglich politiſche ichtungen vermochten und waren im Stande dieſe blutsverwandten Fami-n von einander zu trennen und ſich gegenſeitig zu befeinden und zu befehden, er ihre Kraft zu gemeinſchaftlicher Unternehmung zu vereinigen.

Allein über oder unter dieſen ariſtokratiſchen Beziehungen der vorneh-n Geſchlechter in Rom und den ſüdlichen Nachbarlanden ſtand die plebe-che Gemeinde, die Geſchlechter der Bauern des unterworfenen platten ndes. Dieſe internationalen Adelsverſchwägerungen und Adelsbündniſſe in n volskiſchen und latiniſchen Städten ſind noch nach der herkömmlichen hronologie der Römer 50 Jahre ſpäter in voller Wirkſamkeit und Leben-gkeit. Damals haderten die benachbarten Städte Aricia und Ardea um n weites Landgebiet, welches als ager publicus zwiſchen ihnen lag. Allein r einzige Erfolg der blutigen Fehden war die gegenſeitige Schwächung eider geweſen. Da riefen ſie Rom auf, es ſollte zwiſchen ihnen einen chiedsſpruch thun.

Aber in Rom herrſchte damals große Zwietracht zwiſchen Patriciern nd Plebejern. Schon dadurch war der Erfolg des Appells als ſehr zwei-

felhaft voraus zu sehen, je nachdem sich die eine oder die andere Partei dieser Frage zu bemächtigen die Kraft hatte. Es zeigte sich sehr bald, daß die Patricier durchaus auf Seiten der Ardeaten standen und, wie hinzuzufügen ist, auf Seiten ihres guten Rechts.

Allein bei der Berathung, welche der Abstimmung in den Centuriatcomitien vorausging, gab der plebejischen Opposition der greise Scaptius Richtung und Ausdruck durch seine kühne Behauptung, der streitige Gemeindeanger gehöre weder Ardea noch Aricia, sondern Rom selber. Denn dies Land habe vormals der Feldflur von Corioli angehört, welche der römische Heerbann mit sammt der Stadt selbst damals erobert, er könne dies um so mehr bezeugen, da er selbst als Jüngling in dem römischen Feldzug gedient habe, welcher Corioli Rom unterworfen habe. Seine Rede, unterstützt durch seine weißen Haare, und die sich daran knüpfenden Erinnerungen, die bei dem jüngeren Geschlecht vergessen oder unbekannt waren, hatte bei der plebs die Wirkung eines Feuerbrandes, der in ein Pulverfaß geschleudert wurde. Denn die plebs war voll Begehrlichkeit nach dem Besitz neuen Landes, auf welchem sie hoffte neue Bauernhufen zu erwerben.

Vergeblich waren die Anstrengungen der Patricier, das Aergerniß abzuwenden, daß eine Nachbarstadt an die Gerechtigkeit Roms appellirt hätte und daß Rom dies geheiligte Schiedsrichteramt so weit mißbrauchte, das Streitobject als ungerechter Richter sich selber durch Usurpation zuzusprechen. So stark war das Uebergewicht der Plebejer in den Centuriatcomitien, daß die Abstimmung das Resultat ergab, der streitige Acker gehöre nicht Aricia, auch nicht Ardea, sondern Rom.

Es war eine große Niederlage nicht nur der Patricier und der ardeatischen Geschlechtergemeinde, welche den Anspruch über die streitige Feldflur erhob, sondern auch des Rechts. Allein es gab dagegen kein Rechtsmittel, Gewalt ging vor Recht und die Ardeaten mußten sich den Spruch des ungerechten Richters gefallen lassen.

Allein wo das Rechtsmittel aufhörte, da begann das Kriegsmittel. Ardea wendete sich zu den Feinden Roms und es bedurfte eines regelmäßigen Feldzuges, um es wieder zu unterwerfen. Indessen waren und blieben die römischen Patricier in ihren Herzen die Freunde und Blutsfreunde der Ardeaten. Das zeigte sich auf das Entschiedenste, als kurz darauf eine bürgerliche Fehde in Ardea entstand aus scheinbar geringer Veranlassung. Die Erbtochter eines adligen Hauses war umworben von einem adligen Jüngling und einem plebejischen. Diesem war der Vormund, jenem die Mutter des Mädchens günstig. Die ganze Stadt nahm Partei an dieser Familienangelegenheit. Die Plebejer schaarten sich auf Seiten des Vormunds, die Patricier auf Seiten der Mutter. Es kam zur offenen Fehde und die Volks-

partei rief zur Unterstützung ihrer Sache gegen die übermüthigen Patricier die Landesfeinde, die Aequer, welche ihnen mit Heereskraft zuzogen. Nur mit Mühe wehrten sich die Patricier gegen die Feinde, welche die Stadt belagerten und riefen in ihrer Noth ihre Freunde, die römischen Geschlechter, um Hülfe an. Diese hatten jetzt wieder das Uebergewicht, weil sie mit Recht sagen konnten, daß Rom dem Andrang der Aequer entgegentreten müßte, da nicht minder für Rom als für Ardea Gefahr drohte. Ein römisches Heer entsetzte nicht nur die Stadt von der Belagerung, sondern verjagte auch die Feinde und strafte die Führer der ardeatischen plebs am Leben und setzte die ardeatischen Patricier wieder in ihre Machtstellung ein. Der äußere Krieg und die inneren Fehden und die römischen Executionen an den ardeatischen Plebejern hatten die Stadt öde gemacht. Unzählige Einwohner waren im Kriege und unter dem Beil des Henkers gefallen. Da waren es wiederum die römischen Patricier, welche sich als treue Bundesgenossen und Freunde der ardeatischen Patricier bewährten. Sie wiesen darauf hin, daß die verödete Feldmark von Ardea nothwendig wieder so weit bevölkert werden müßte, um dem Landesfeind, den Aequern, Widerstand leisten zu können, weil es die Vormauer von Rom selbst wäre, und eine Colonie von kampfbereiten Ansiedlern wäre allein im Stande, den Aequern die Stirn zu bieten. Dazu eigne sich vor Allem jenes verwüstete Landgebiet, welches, von den Ardeaten einst in Anspruch genommen, durch den ungerechten Wahrspruch der römischen Volksgemeinde als römisches Land erklärt wäre und doch den Römern keinerlei Vortheil gewährte, da Niemand aus Furcht vor den Aequern sich dort anzusiedeln gewagt hätte. So wußten es die römischen Patricier durchzusetzen, daß die Feldflur, welche der ungerechte Spruch der römischen plebs einst den Ardeaten entrissen, jetzt vorzugsweise mit Ardeaten besetzt wurde und nur ein ganz kleiner Theil derselben, also vermuthlich da, wo diese Landschaft an die römische Feldmark anstieß, auch römische Ansiedler aufnahm. Die römisch-ardeatische Patricierverbindung hatte also vollständig ihren Willen durchgesetzt bei der Verfügung über die Feldmark von Corioli — denn um nichts anderes als um diese hatte es sich gehandelt — welche das Bindeglied bildet zwischen den Kämpfen der Ariciner und Ardeaten und der Erzählung von Coriolan, welche beide, obgleich um ein halbes Jahrhundert der Chronologie nach von einander getrennt, doch eine eng zusammenhängende Gruppe von Ereignissen und Zuständen bilden. Daß auch diese spätere Hälfte der Berichte über Corioli's Gebiet noch manches Sagenhafte enthält, beweist der Name des Volkstribunen Scaptius, da er deutlich als Gründer der tribus Scaptia erscheint, zu welcher dieses Landgebiet gehörte und welche viel später gestiftet wurde und nicht von einem Geschlecht, sondern von einer Oertlichkeit, wohl einem Flecken, genannt war.

In der Mitte zwischen diesen beiden Ereignissen, der Eroberung Corioli's durch Coriolan und der Vertheilung seiner Feldmark an Ardeaten und Römer, lag also noch ein langer Zeitraum, und die römische Geschichtsüberlieferung füllte ihn durch eine Reihe der wichtigsten Verfassungskämpfe nicht nur, sondern auch äußerer Kämpfe, welche ja stets in der Geschichte Roms Hand in Hand gehen.

Es war einer der gewaltigsten, der sogleich beim Beginn derselben anhob und mit seinem Einfluß die folgende Zeit beherrschte. Es ist die große Gestalt des Spurius Cassius Viscellinus, welche sie gleichsam aus dem Nichts hervorrief. Aus vornehmster Patricierfamilie hervorgegangen, war es ihm in wenigen Jahren gelungen, dreimal als Consul die Führerschaft der Republik übernehmend, Rom wiederum zu einer ähnlichen Macht emporzuheben, wie sie die Könige ausgeübt. Denn er brachte das große Werk zu Stande, ein enges Bündniß mit den beiden Hauptnationen des Südens, mit den Latinern und Hernikern, aufzurichten, dessen Wortlaut sich bis in die Zeit des Cicero erhalten hatte, als Beweis, wie groß die Wichtigkeit desselben in praktischer Beziehung auch noch in späteren Jahrhunderten war. Hinter der Rednerbühne auf dem Forum stand die Erztafel, auf der dies erste große Grundgesetz Roms mit seinen Nachbarstaaten eingegraben war, für Jedermann lesbar, welches sich in ununterbrochener Geltung seit dem Jahre 261 Roms (495 v. Christi Geburt) 150 Jahre behauptet, und noch heute sind uns durch die Erklärungen später unverständlicher uralter Wörter einzelne Fragmente dieses Bündnisses erhalten. Wie durch ein Wunder sind uns auch die Namen der 30 latinischen Orte erhalten, welche den ewigen Bund schlossen. Der Beweis ihrer Aechtheit liegt darin, daß sie, obgleich von einem griechischen Schriftsteller alphabetisch aufgezählt, doch nicht nach der griechischen, sondern latinischen Buchstabenfolge geordnet sind und daß ferner eine Anzahl kleiner oder ganz verschollener Orte darin vorkommen, während mehrere später bedeutende Orte darin vermißt werden. Es liegt hier eine vollkommen sichere historische Kunde von diesem Bündniß aus dem römischen Alterthum vor, dessen Hauptbedingungen uns berichtet werden. Rom und Latium versprachen sich gegenseitig zu helfen, wenn eins von ihnen angegriffen würde. Zwischen ihnen sollte Frieden und Freundschaft für Handelsverkehr und Wechselheirath zu gleichen Rechten (commercium und connubium), nur nicht Wahlrecht und Wählbarkeit zur Regierung in Krieg und Frieden (civitas sine suffragio) sein; aber für die Sicherheit von Handel und Wandel war bestimmt, daß Geld- und andere Eigenthumsforderungen zwischen den Streitenden in 10 Tagen am Orte, wo der Contract geschlossen war, sollten erledigt werden.

Dieses Uebereinkommen mit den Latinern 261 (495 C.) und 268 (488 C.)

mit den Hernikern, welches letztere auf dieſelben Bedingungen geſchloſſen war, enthielt aber noch eine andere Beſtimmung, die gleichmäßige Vertheilung der Beute, nicht blos der beweglichen, ſondern auch an erobertem Grund und Boden. Römer und Latiner erhielten beide davon die Hälfte und als die Herniker hinzukamen, jeder ein Drittel. So erwarb alſo Rom in glücklichen Kriegen ein Drittel des eroberten ager publicus.

Die drei Bundesglieder waren mithin als ſouveräne gleichberechtigte Staaten in ein gegenſeitiges Schutz- und Trutzbündniß getreten und es iſt kaum wahrſcheinlich, daß Rom irgend ein geſetzliches Vorrecht gegen die beiden anderen beanſpruchen konnte. Allein die Urſache, welche es hervorgerufen, das feindliche Vordringen der Aequer und Volsker vom Süden und Südweſten her, welche das nördliche Gebiet der Römer weniger gefährdete als die unmittelbar bedrohten Grenzen der Latiner und Herniker, wirkte fort und fort und trug weſentlich dazu bei, daß im Verlauf der Zeit Rom eine Art Uebergewicht über ſeine Verbündeten erhielt.

Für dieſe Wohlthaten, die Spurius Caſſius ſeinem Volke erwies, lohnte es ihm mit dem Tode. Er hatte eine gewaltige Stellung eingenommen wie kein anderer ſeit dem mächtigen Tarquinius Superbus. Er benutzte ſie, um endlich auch Frieden zu ſchaffen im eigenen Vaterland, den Hader zwiſchen Patriciern und Plebejern, Armen und Reichen zu vertilgen. Nicht damit wollte er beginnen, daß er das Volkstribunat beſeitigte, dieſes Conſulat der plebs, und dann auch das Conſulat der Patricier unterdrückte, um darauf ſeine Selbſtherrſchaft zu erbauen, wie man ihm Schuld gab, ſondern er verlangte und bewirkte ein gültiges Geſetz über Vertheilung und Benutzung des ager publicus zum Mitantheil der plebs. Es war die erſte große lex agraria, die er durchſetzte. So mächtig war er, daß aller Widerſtand der Patricier dagegen vergeblich geweſen war. Allein er hatte auch als treuer Mann den Bundesgenoſſen ſein Verſprechen, ihnen ein Drittel des gewonnenen ager publicus zu ſchaffen, gewiſſenhaft erfüllt und gerade dies ergriffen ſeine Todfeinde und Geſchlechtsgenoſſen, die Patricier. Sie hetzten die plebs auf, Caſſius entziehe ihnen dadurch das beſte Land, das ihnen gebühre, und zogen dann den von den alten und neuen Freunden Verlaſſenen, der im Bewußtſein ſeines guten Gewiſſens das Conſulat niedergelegt und ſich ſelbſt wehrlos gemacht, vor das Gericht der Zweimänner (duumviri perduellionis) wegen Hochverrath am Volk. Zum Tode verurtheilt ward er der gens Cassia, ſeinen Blutsverwandten, übergeben, welche ihn ſelbſt tödteten. Es war eine Rückſicht der Milde gegen den vornehmen Mann, daß er von der Hand der Seinigen im heimathlichen Hauſe ſterben durfte, der wir in ähnlichen Fällen auch ſpäter bei den Römern begegnen. Es beweiſt dies aber zugleich, daß Spurius Caſſius auch ſeiner Familie gegen-

über einsam dastand, daß er sich auf ihre Kraft nicht gestützt hatte, wie Q
quinius auf seine gens Tarquinia. Denn es wird von den Historikern
eine Menschlichkeit bezeichnet, daß man nicht sein ganzes Haus ausrot
wie früher üblich war und die Verbannung der gens Tarquinia
stätigte.

Hiermit war zunächst die drohende Gefahr für die Patricier, ihrer P
vilegien am ager publicus verlustig zu gehen, beseitigt.

Allein die eherne Zunge dieses Cassischen Ackergesetzes war nicht
Blut zu ersticken wie die Stimme seines unschuldig gemordeten Urheb
Wie aus seinem Grabe hervor rief sie immer von Neuem die Plebejer w
es war das Vermächtniß an sie gewesen, das er ihnen hinterließ. Seit
sind die Patricier nicht wieder zur Ruhe und zum sorgenfreien Genuß
Besitz des über Gebühr ausgedehnten Nutzens am ager publicus gekom
Seitdem beginnt die lange Reihe der leges agrariae, der Gesetzvorschl
mit welchen die Volkstribunen in längeren oder kürzeren Zwischenräu
und mit größerem oder geringerem Erfolg vor Volk und Senat her
traten.

Zunächst hatten zwar die Geschlechter triumphirt und die beiden Rich
welche den Cassius in den Tod gejagt hatten, wurden zum Sünden-
Blutlohn für den Dienst, den sie den Geschlechtern geleistet, in den bei
folgenden Jahren zu Consuln gewählt. Und hierauf folgte die unbestrit
Führerschaft der gens Fabia, die bis zum Jahre 275 der Stadt, sieben Ja
hintereinander, einen Fabier zum Consulat stellte, und ein Fabier war C
sul in dem Jahre (269 der Stadt), in welchem Sp. Cassius den Tod erl
der erste seines Geschlechts, welcher diese Würde bekleidete.

Allein es trat bald ein Wendepunkt ein. Die gens Fabia, allmäc
durch ihre aufeinanderfolgenden Consulate, hatte allein den Schutz R
nach Norden gegen die Etrusker übernommen. Sie hatte einmal die
nehme Herzogsstellung auf ihre Schultern gelegt und diese Ehrenstell
drängte sie vorwärts zu Sieg oder Tod. Sie hatten das Loos gezogen
es war das Todesloos gewesen. An der Cremera waren sie nach tapf
Gegenwehr erschlagen. Nur ein Unmündiger war übrig geblieben, den g
reichen Stammbaum fortzusetzen. Man sieht, es war starker Menschen
brauch unter den edlen römischen Geschlechtern und jeder Verlust der
triciergemeinde bedeutete zugleich ein Steigen des Wagebalkens der Plebe
gemeinde. Augenblicklich steigerten sich die Anstrengungen der Volkstribu
die keine Gelegenheit versäumten, der plebs eine Bresche zu legen, w
vor Allem die lex agraria des Sp. Cassius diente. Fast jährlich wur
diese Anträge von den Volkstribunen wiederholt, besonders von Licinius
Pontificius.

Und dennoch richteten sie nichts aus. Denn es ward eine neue Kraft aus der alten patricischen Volksgemeinde erweckt, ein Appius Claudius, welcher seinen Geschlechtsgenossen den klugen aber boshaften Rath gab, sie möchten doch aus den Tribunen die Parvenüs, diejenigen, welche aus den wohlhabenderen Klassen, die Servius Tullius geschaffen, gewählt waren und nach der Wahlordnung gewählt werden mußten, gewinnen, um Einspruch zu thun gegen die demagogischen Resolutionen ihrer weniger aristokratisch gesinnten Collegen.

Es war ein teuflischer Rath, aber er hatte, wie so viele teuflische Anschläge in der Welt, sehr großen Erfolg. Die großen Geschlechter der plebs, also etwa nach unseren Begriffen die Großbauern im Gegensatz von Kleinbauern und Kossäthen — wir brauchen nur unsere Zustände in den Dörfern zu betrachten, um zu erkennen, daß sie immer eine wahre Pflanzstätte, ein Seminar der Aristokratie sind und bleiben werden, so lange es Menschendörfer geben wird — waren äußerst begierig, sich den vornehmen Patriciergeschlechtern anzuschließen, sobald nur irgend eine Aussicht vorhanden war, sich mit ihnen zu verbinden und mit ihnen die gleiche Würde zu erlangen.

Denn wir müssen uns nicht verbergen, daß die Patricier- und Plebejergemeinden Roms zwar sich wüthend haßten, weil die eine der andern den Rang streitig machte, allein daß die Plebejer doch nur den Patriciern ihre Stellung beneideten und daß ihr höchstes Sehnen und Wünschen dahin gerichtet war, mit ihnen in den gleichen Rang der Ehren einzurücken, gerade wie ein richtiger Großbauer nichts sehnlicher begehrt, als die Stelle eines Rittergutsbesitzers einzunehmen. Sobald der Eine dem Andern die Hand reicht, nämlich die Hand des Interesses, welche in Silber und Gold und Geldeswerth übersetzt und eingewechselt werden kann, so sind sie vollständig einig.

Darum gelang es auch den Patriciern, einige oder nur einen Tribunen — denn nur eine Stimme im Collegium, welche Nein sagte, zu gewinnen, genügte die Stimmen der Uebrigen lahm zu legen, also da schließlich 10 Tribunen waren, genügten dazu 10 Procent — zu überreden, daß sie den Uebrigen widersprachen und dadurch ihren ganzen Beschluß unnütz machten.

Außerdem stand den Patriciern noch eine andere Auskunft offen, die Sturmpetitionen der Plebejer zurückzuschlagen.

Es war der Krieg. Wenn die ganze waffenfähige Mannschaft in den Nachbarfehden unter den Fahnen stand, so war es unmöglich, daß sie in der Volksversammlung in Rom als Bürger Lärm machte, um unangenehme Ansprüche gegen die Patricier zu erwecken oder gar durchzusetzen, und die Patriciergemeinde und ihr Regierungsausschuß, der Senat, ganz entsprechend

dem sogenannten kleinen Rath in den älteren Schweizerrepubliken, mußte daher immer kriegerisch gesinnt sein.

Da diese Kriege im Ganzen immer glücklich für Rom ausschlugen, so bekam diese Staatspolitik Rom sehr wohl, gerade so wie unserer preußischen Politik; die Maaßregeln der Jahre 1864 und 1866 haben es gezeigt, indem sie die entschieden demokratische Richtung der Bevölkerung umstimmten. Rom wuchs und ward stark bei diesem ewigen Drängen der plebs, weil unter dem Drängen der plebs die Patricier auf immer neue Auskunftsmittel sinnen mußten, durch welche dem Revolutionsstoff im Innern nach Außen Luft geschafft werden konnte.

Es ist nöthig, diese eigenthümlichen Zustände Roms, die zwischen der alten Patriciergemeinde und der plebs hin- und herschwankten, noch etwas eingehender zu betrachten; die erst ihren vollkommenen Ausdruck erhielten nach dem Bruch zwischen den beiden Hauptbestandtheilen der römischen Republik durch jenes denkwürdige Ereigniß, die secessio in montem sacrum.

Die erste Wahl bei der secessio in montem sacrum geschah von der plebs allein, aber sie stand unter den Fahnen, das heißt nach Centurien und Klassen, wie sie die sogenannte servianische Verfassung vorgeschrieben hatte. Die Tribunenwahl mußte also nach dieser Eintheilung erfolgen. Die älteste Tradition spricht von zwei Tribunen, eine zweite von fünf, eine dritte von zehn Tribunen. Die beiden letzteren werden ausdrücklich auf das Fünfklassensystem der servianischen Centurieneintheilung zurückgeführt, es ist kein Zweifel, daß das Collegium daraus hervorging. Denn oft genug berichten davon die römischen Historiker. Nur so ist es erklärbar, daß es den römischen Patriciern gelang, bei den allzubedrängenden Motionen des einen Tribunen einen anderen für sich zum Einspruch zu gewinnen. Denn schon hatten die Tribunen, welche aus den fünf Klassen der servianischen, der Militärcensusverfassung hervorgegangen waren, durch ihren wirthschaftlichen Wohlstand den Patriciern sich soweit genähert, daß sich ihre gemeinsamen Interessen berührten. Schon hatte sich aus der plebs eine Aristokratie hervorgebildet, die nicht mehr aus socialen, sondern lediglich aus politischen Gründen gegen die Patricier Opposition machte. Diese vornehmen Plebejer waren nicht mehr die armen Bauern, sondern die reichen, welche oft viel mehr Vermögen besaßen, als vornehme Patricier.

Es ist darum als eins der sichersten Facten der älteren römischen Geschichte anzusehen, daß die Volkstribunen nach der Centurieneintheilung gewählt wurden, wenn gleich sich kein Patricier dabei betheiligte. Es steht also fest, daß seit der secessio in montem sacrum die plebs sich zwar abgesondert von den Patriciern versammelte zur Wahl der Tribunen, aber nach der servianischen Heereseintheilung, gerade ebenso wie sie unter ihren Fahnen

uf dem mons sacer gestanden hatte. Es war dies freilich keine ausdrück-
iche Trennung der Heeresmitglieder. Die Plebejer hatten sich eben nur
actisch von den Patriciern getrennt und daher geschah es, daß später in die
Plebejerversammlungen, die aber nach der Centurieneintheilung des plebejer-
freundlichen Königs Servius geschahen, auch die Patricier eindringen konnten,
wenn sie ein ihnen besonders ungünstiges Plebiscit, einen Beschluß der
Volksgemeinde verhindern wollten. Denn nur dies gab dazu Veranlassung.
Es ist uns ein derartiger Vorgang erhalten, wo der Tribun die patricischen
Eindringlinge in die plebejische Sonderversammlung durch seinen viator, den
Platzmacher, gewaltsam vertreiben ließ. Es befand sich darunter der Consul selbst.
Allein der Tribun, der auf sein gutes Recht fußte, hatte keine Furcht vor
dem höchsten Magistrat der Republik und schickte ihn auch gegen diesen. Der
Consul, der seinen Lictor, den Büttel, zur Seite hatte, sandte ihn, in seiner
Würde beleidigt, gegen den Tribun. So vergewaltigten sich also der Tribun
nd der Consul gegenseitig und nur durch einige patricische mild gesinnte
Männer wurde das Aergerniß vermieden, daß ein offener Bruch zwischen
den beiden Gemeinden der Patricier und Plebejer aufklaffte zu einer unheil-
baren Wunde zwischen Beiden. Es ist gerade dieses gegenseitige Vorgehen der
plebs und der patres, der alten und neuen Gemeinde, ein Beweis, daß der
Rechtspunkt zwischen den beiden Gemeinden auf sehr schwachen Füßen stand
nd daß es sich bei Weitem mehr um den Machtpunkt handelte.

Der Rechtspunkt wich zunächst nach dem alten Spruch: Gewalt geht
or Recht. Die Patricier wichen den Plebejern und die Plebejer, die zufällig
ach eine gute Partie Recht gewonnen hatten, siegten über die Patricier. Die
atricier blieben seitdem ausgeschlossen aus den Versammlungen der plebs
nd diese wählten ihre Tribunen nach dem herkömmlichen Recht der secessio
i montem sacrum, das ist nach der Centurieneinrichtung der fünf
lassen des alten Königs Servius, — also nach dem Fünfklassensystem
es Vermögens, welches im Wesentlichen die Patricier-Aristokratie in
ie Dorf- und Bauern-Aristokratie hinübertrug, nach welcher der Vollbauer
nd Vierspänner, nach unseren deutschen Begriffen zu sprechen, ein ganz
derer Kerl war als der Halbspänner und dieser sehr stolz wieder herab-
ah auf den Kossäthen oder Hausbesitzer mit einem kleinen Garten dabei für
frucht-, Wein- und Gemüsebau, der oft, wenn die Zeiten schlecht oder die
familie zahlreich war, zu Tagelöhnerdiensten greifen mußte.

Man sieht, wie aus dieser gewohnheitsrechtlichen, in factisches Recht
bertragenen Zerklüftung der Nation, die mit Hülfe der Censur, der Ver-
ögensschätzung, zu Stande gekommen war, unzählige Angriffspunkte für die
atricier, den Grundadel Roms, der selber aus einer Bauern-Aristokratie
ervorgegangen war, dargeboten waren, um von oben herab auf die unteren

Vermögensklassen des Volkes einen fortwährenden Druck zu üben, welch ihren Antrieben um so mehr folgten, da er auf verwandte Interessen stie

Divide et impera war der zeitig in Rom erfundene, stets neu angewandt Grundsatz der Römer, welcher ihnen die Welt zu Füßen legte: Verwandle da Ganze in Theile und Du wirst das Ganze beherrschen. Wir nennen die heute mit dem vornehmen Namen: Organisiren. Es heißt auf Deutsch weite gar Nichts, als: mache, daß bestimmte Kreise von Leuten sich zusammen finde die in sich dasselbe Interesse haben, und bringe dieselbigen verschiedenen Kreis untereinander in Beziehung, aber so, daß diese einzelnen Interessen stets fü sich bestehen und eigene Lebenskraft bewahren.

Denn wenn diese Grenzen fielen und Alles in einander flösse, so würd ein politisches Chaos entstehen, in welchem etwa wie in Amerika die Sturm und Drangmenschen sich zur Geltung zu bringen suchen und die ruhigen un friedlichen Bürger, auch die Familien, welche über Millionen zu gebiete haben, sich von der Staatsverwaltung zurückziehen und froh sind, sich i ihren täglichen Beschäftigungen ergehen zu können, die oft fürstlichen Auf wand gestatten.

Also nur lediglich und nur allein das über die plebs geworfene Orga nisationsnetz der servianischen Vermögenseintheilung gab die Gelegenheit, di Tribunengewalt lahm zu legen und den Patriciern die Möglichkeit, einig oder doch wenigstens einen Tribunen für sich einzufangen zu ihrem Zweck und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, den neu erfundenen Lasso, welchen das Tribunencollegium über das Haupt der Patricier schon geworfen, zu zerreißen. Und wie oft haben ihn die Patricier von ihrem Halse abgewor fen, wenn er sie gerade zu erwürgen drohte.

Also war die Richtung, welche die Entwicklung der Macht der plebs durch das Organ des Tribunats nehmen sollte, bereits von Anbeginn vor gezeichnet durch die Klasseneintheilung der servianischen Censuseinrichtung, aus welcher die Tribunen hervorgingen. Die Ackergesetze, mit welchen sie die Patricier fortwährend ängstigten, waren durchaus nicht der eigentliche Zweck ihrer politischen Thätigkeit, das heißt also, die redliche und wahrhafte Ab sicht, das Volk der freien Bauern auf den Feldern und Fluren überall an die Stelle zu bringen, wo die Clienten der Patricier als Laßbauern wirth schafteten. Vielmehr waren die Tribunen weit eher bedacht, sich und ihre Familien in den Besitz der Aemter zu bringen, welche die Republik regier ten, das heißt also die souveräne Macht selber mit den Patriciern zu thei len. Daher war es eine bloße Aengstigungspolitik, welche die Tribunen und die Consuln gegen einander als Repräsentanten der patres und der plebs wechselweise anwandten, wenn die Einen, die Tribunen, die Herausgebung des ager publicus für Ansiedlung der Plebejer verlangten, die Andern, di

Consuln, deren Pläne durch den Aufruf der Bauernschaft unter die Waffen gegen die auswärtigen Feinde kreuzten. Denn wenn die Bauernschaften unter den Waffen standen, konnten sie nicht auf die Reden der Tribunen hören, konnten sie nicht von ihnen in erregte Stimmung und ebensowenig zur Abstimmung auf dem römischen Forum, dem Markte, gebracht werden. Denn unter den Waffen standen sie nur unter dem militärischen Commando des Feldherrn, welcher dem Trotzigen und Widerspenstigen den Kopf vor die Füße legen konnte, ohne daß ihn ein Fehl oder Vorwurf traf, wenn er sein einjähriges Herzogsamt niedergelegt hatte. So waren also diese beiden hauptsächlichsten taktischen Kriegslisten, mit denen sich Patricier und Plebejer gegenseitig angriffen, eben nur Mittel zum Zweck, und der Zweck von Seiten der Plebejer die Eroberung der großen Aemter der Republik und von Seiten der Patricier die Verscheuchung der großen Plebejerfamilien von denselben.

Das Resultat dieser langen erbitterten Kämpfe war für die plebs als Stand, als die gemeine Bauernschaft, ein höchst ungünstiges, für die vornehmen Plebejerfamilien ein höchst günstiges. Es gelang allerdings wohl den Tribunen, einige Stücke des ager publicus den Patriciern vom Herzen zu reißen. Allein die Ackerloose, welche dabei auf den Einzelnen fielen, waren so klein, daß sie kaum den bescheidensten Ansprüchen eines sogenannten kleinen Mannes genügen konnten. Es waren nur kleine Kossäthenwirthschaften nach unseren Begriffen, die noch obendrein an den Grenzen gelegen, fortwährend der Gefahr feindlichen Angriffs ausgesetzt waren. Man konnte noch als die ergiebigste und nützlichste von diesen Ackeraustheilungen ansehen, daß der plebs der Aventin, einer der sogenannten sieben Hügel Roms, der bis dahin als Weide liegen geblieben war, überwiesen wurde, auf welchem seitdem, als auf einem gesünderen Boden als in den sumpfigen Tiefen, wo die plebejischen Einwohner Roms bis dahin gewohnt hatten, nunmehr Wohnungen, kleine Strohdachhäuser mit etwas Gartenland aufgeschlagen wurden. Es war dadurch die Möglichkeit gegeben, daß solche Plebejer, die noch die alte Bauernlebensart weiter fortzuführen fähig und im Stande waren, in Rom selbst einzogen, während bisher eine solche nur in der römischen Feldmark bestanden hatte. Es war dadurch eine regelmäßige Betheiligung einer ehrbaren Bauernschaft bei den plebejischen Verhandlungen der Tributcomitien ermöglicht, da früher die Plebejer höchst unregelmäßig, das heißt nur nach ihren wirthschaftlichen Bedürfnissen, wenn sie zu Markte nach Rom aus der römischen Landschaft, um ihre Ackerproducte zu verkaufen, kamen, nach glücklich vollbrachtem Verkauf außerdem noch als Mitglieder der ehrenwerthen Plebejerzunft in den Tributcomitien mitwirken sollten.

Man braucht nur die Eile zu kennen, mit der unsere Bauern aus der Marktstadt nach Beendigung der Geschäfte sich auf die Heim-

kehr begeben, um zu wissen, daß es nicht immer die Besten sind, die sü beim Becher und Sorgenbrecher einen längeren Aufenthalt in der Stadt gs statten. Der echte Bauer hat stets ein warmes Herz für die Förderun seiner Bauernwirthschaft, aber ein sehr kaltes für die hohen politischen Cor juncturen, weil er mit richtigem Instinct fühlt, daß sie weit über seine Sphär hinausliegen und für ihn unberechenbar und deshalb ohne alles Interes sind, wie es auch in Rom war.

Die Tributcomitien der Bauern hatten ein sehr ungewisses Publicum und es mußte ihnen schon sehr auf den Leib rücken, wenn sie es über sü gewannen, auch nach glücklich überwundenen Marktgeschäften auf ein paa weitere Stunden die Tribunen anzuhören und gar noch ihre Stimme abzu geben über Dinge, die wesentlich über ihren Horizont hinausgingen.

Desto wichtiger also war für die Tribunen die Plebejeransiedlung au dem Aventin, welche ihnen stets eine bequem zu erreichende und durch ihre regelmäßigen Einfluß in ihrem Interesse wohl eingelernte Zuhörerschaft ver sprach. Wie froh mußten die Tribunen sein, eine solche aushelfende Trupp zu ihren Diensten zu haben in einer Zeit, welche die modernen Agitations mittel des Verkehrs, welche ganze Landschaften in Handumdrehen in Aufre gung bringen, noch nicht kannte und besaß.

Die geringen Früchte, welche die anfangs mit so großem Eifer, mit s gewaltiger Erbitterung geführten Kämpfe um die Austheilung des ager pu blicus für die plebs trugen, scheinen doch aber noch aus anderen Gründe hervorgegangen zu sein, nämlich aus einer immer mehr um sich greifende Wirthschaftsänderung im Großen.

Das Sklavenwesen reicht in das höchste römische Alterthum hinauf, e ist in Rom immer vorhanden gewesen. Die vielen Kriege hatten wahrli nicht dazu beigetragen es zu verringern. Alle Gefangenen konnte man nic umbringen und man fiel natürlich darauf, sie eben als Sklaven zum eigene Nutzen zu verwenden. Ein solcher that dieselbe Arbeit wie der Freie, wen er einigermaaßen gehalten wurde und was die Hauptsache war, viel woh feiler. Dies war die natürliche Ursache, weshalb das Sklavenwesen auch i das platte Land eindrang und dadurch der Arbeit der Freien Concurren machte, viel weniger einflußreich in den Gebieten, wo die kleinen plebejische Bauern ihre geringen Aecker bestellten, als auf denen, wo die Laßbauer der Patricier ansässig waren. Höchst wahrscheinlich ist das Verschwinden de Clienten aus der Geschichte des römischen socialen Lebens aus der Zunahme de Sklaventhums zu erklären und nicht aus dem allmäligen Uebergang der Clienten i den Stand der Plebejer und wenn ein solcher stattgefunden hätte, so würde e aus dieser Wirthschaftsart am Natürlichsten erklärt werden. Die aus ihrer Pachtverhältniß entlassenen Clienten waren im Einzelnen keine gefährliche

Feinde für die Patricier, sie waren arme Leute, die ihnen keinen Schaden thun konnten und die an ihre Stelle getretenen Sklaven brachten ihnen dafür vielen Nutzen.

Der Schaden im Ganzen war dennoch ein sehr großer, aber er kam sehr allmälig und war doch für diese Zeiten noch nicht so sehr bemerkbar; denn wie es in solchen Dingen geht, die socialen Reformationen entziehen sich meistentheils dem Auge der Mitlebenden und wenn der Schaden groß wird, fängt man an, den Ursprüngen desselben nachzuforschen, obgleich man ihn freilich dadurch nicht heben kann. Denn die Diagnose der Krankheit ist noch lange nicht ihre Heilung.

Statt dessen waren die Blicke der ganzen Nation auf viel andere Dinge gerichtet, sie schaute auf das Regiment selber. Die Plebejer verlangten nach Antheil daran und die Patricier verweigerten ihn, obgleich ohne Erfolg. Denn dem vereinigten Anstürmen gegen die Burg des Patricierthums erlag eine Bastei nach der anderen.

Noch einmal nahm sich die ganze Kraft des Adels zusammen, als er sich auf's Aeußerste bedrängt fühlte und entschloß sich zu einer ganz ungewöhnlichen politischen Maaßregel, welche theils Nachgiebigkeit, theils Trotz hervorgerufen hatte, er entschloß sich zur Errichtung einer ganz neuen Behörde, die bis dahin in den römischen Annalen unerhört gewesen war, zur Errichtung des Decemvirats, der Wahl eines Collegiums mit souveräner Gewalt ebenso wie über Patricier als Plebejer, welchem die Aufgabe gestellt war, ein allgemeines Landrecht für beide Stände des römischen Staates vorzuschreiben. Denn darin lag die Hauptschwierigkeit, beide Stände in ein Landrecht zu vereinigen. Der Vorsatz war gut und die Begeisterung groß, ein solches Ideal des römischen Staatswesens zu verwirklichen. Sie muß es namentlich von Seiten der Plebejer gewesen sein, denn es wurden lauter Patricier erwählt. Alle diese zehn Männer waren sämmtlich so beschaffen, daß sie nicht allein das Vertrauen der Patricier, sondern auch das der Plebejer im höchsten Grade genossen. Denn die Plebejer waren es vorzüglich, welche patricischen Obrigkeiten gegenüber das größte Opfer brachten, das Opfer, auf die einzige Gewähr ihres politischen Daseins zu verzichten, auf das Tribunat, da sich im Decemvirat die sämmtlichen Machtvollkommenheiten der patricischen Obrigkeiten vereinigten.

Und diese Decemvirn rechtfertigten vollkommen das Vertrauen, welches die plebs in ihre Namen gesetzt hatte. Sie brachten in einem einzigen Jahre ein Landrecht zu Stande, welches Gesetzeskraft, völlig bindende Geltung bekam für Patricier und Plebejer, welches, in zehn Tafeln wie die Gesetzestafeln Moses auf ehernen Platten eingegraben und auf öffentlichen Markte ausgestellt, forthin als eine ewige Richtschnur römischen Rechts Geltung empfing unter der Gewährleistung aller römischen Bürger.

Die Zufriedenheit, die Freude, der Enthusiasmus über diese Errungenschaft von Seiten der plebs war so allgemein, daß man, wie die alte Erzählung lautet, nach Ablauf des Jahres, wo die Decemvirn zur allgemeinen Freude des römischen Volks gewaltet hatten in Hoheit, Kraft und Milde, dem Antrag der vom Amte scheidenden, von der plebs fast angebeteten Zehnmänner, daß noch einige Nachträge zu der neuen Gesetzgebung zu machen seien, mit frohem Muthe vom ganzen Volke entgegenkam. Denn nicht mit Unrecht glaubte namentlich die plebs, daß sie durch die Gesetzgebung der zehn Tafeln das köstlichste Privilegium, das Hauptbollwerk der Freiheit erobert hatte. Als solches hat es denn auch lange Jahrhunderte bis auf die Zeiten des Cicero in Rom gegolten und wie etwa unsere Knaben angehalten werden, den lutherischen Katechismus und biblische Sprüche auswendig zu lernen, so mußten die römischen Knaben diese Gesetze auswendig lernen und nicht nur die auf den zehn Tafeln standen, sondern die auf den zwölf Tafeln, denn noch zwei neue Tafeln wurden zu den älteren hinzugefügt.

Aber wie kamen denn noch diese zwei neuen Tafeln zu den älteren hinzu? Das erzählt die herkömmliche römische Geschichte also: Die Decemvirn — deren Collegium man sich etwa so zu denken hat, daß die sämmtlichen damaligen obrigkeitlichen Würdenträger in dasselbe wie in eine einzige Corporation oder Gemeinschaft eintraten für den außerordentlichen Zweck der Gesetzgebung — hatten sich in der That wesentlich nur diesem Zwecke ganz geweiht, sie hatten begriffen, daß er größer und höher war als die Beauftragungen aller früheren römischen Staatsgebietiger. Sie wußten, daß diese Aufgabe sie so sehr mit aller ihrer Zeit in Anspruch nahm, daß die gewöhnliche Regierung des Staats dagegen nur als die subalterne Erledigung der laufenden hergebrachten Geschäfte erscheinen konnte und als solche behandelten sie dieselben. Die in der früheren Zeit als Dinge der ersten Wichtigkeit gegolten hatten, sie schienen ihnen von ihrer erhabenen Stellung nur geringe Sachen. Die Decemvirn waren mit schrankenloser Gewalt ausgestattet. Aber nur einer von ihnen übte sie, sie dauerte aber nur vierundzwanzig Stunden. Dann ging sie auf den Collegen über. An jeden gelangte sie also am elften Tage, dem dann die zwölf Lictoren voranschritten. Ein Fall wird erzählt, wo im Hause eines L. Sextius — ein P. Sextius war selbst Decemvir — also eines vornehmen Mannes, eine Leiche gefunden wurde, die eine Anklage auf Mord gegen den Hausbesitzer hervorrief. Der Gebietiger, vor den sie gebracht wurde, C. Julius, wies die Entscheidung einfach vor das Volksgericht der Centurien und weder P. Sextius, der Geschlechtsvetter des Verklagten, noch die übrigen Collegen thaten Einspruch. Die Decemvirn hatten eben wichtigere Dinge zu thun, als sich auf dergleichen Bagatellen einzulassen, für welche sonst die patricischen Ma-

rate mit ihrem ganzen Einfluß eingetreten wären und das ganze Land
d die ganze Stadt in leidenschaftliche Parteiung gesetzt hätten.

Die wichtigsten Dinge waren erledigt, die Gesetzgebung der zehn Ta-
n vollendet und vom Volke anerkannt, noch ehe das Jahr, für welches die
decemviri legibus creandis gewählt waren, abgelaufen war.

Allein wie sehr sich diese beeilt hatten, ihr Werk zu vollenden, noch
lten manche der wichtigsten Bestimmungen, die man als die schwierigsten
s zum Ende verschoben hatte.

Nicht minder als die Decemvirn fühlte dies das Volk, welches ihre
istungen in Bezug auf die Gesetzgebung ebenso dankbar anerkannt hatte
s die milde Regierung, die ohne Gleichen in den Annalen Roms dastand,
s ob ein Gottesfrieden zwischen den ewig hadernden Patriciern und Ple-
jern ein Jahr lang, seitdem diese gesegnete Obrigkeit eingesetzt war, in
em gewaltet hätte. Die Begeisterung, mit welcher die gerechten und mil-
n Gesetze, welche die Decemvirn dem Volke vorgetragen, jubelnd aufge-
nmen und anerkannt war, sie wirkte nach in der öffentlichen Stimmung
d Alles verlangte stürmisch, als ob das Heil für das Volk in der neu
gesetzten Behörde liege, daß auch für das nächste Jahr der Staat von
nem ähnlichen, ebenso trefflichen Ausschuß von Männern regiert werde und
e zweite Wahl von Decemvirn wurde beschlossen. Man könnte also etwa
: ersten Decemvirn mit dem Volkskörper einer Constituante, und das
eite Decemvirat, welches in der That zu Stande kam durch den allge-
inen Volkswillen, mit einem darauf folgenden legislativen Parlament un-
er modernen Staaten vergleichen.

Dieses zweite Decemvirat kam also zu Stande. Allein wenn das erste
n ganzen Volke gleichsam ein politisch-sociales Paradies hervorgezaubert
te, so brachte ihm das zweite den Terrorismus, die Schreckensherrschaft.
1 15. Mai 304 d. St. hatten die ersten Decemvirn ihr Amt angetreten.
s man sich dem 15. Mai des folgenden Jahres näherte, drängte sich Alles,
s Ansehen hatte, um gewählt zu werden, in das viel begehrte Collegium der
eiten Decemvirn. So sehr waren die Patricier bedacht, die ganz souveräne
ellung der Decemvirn für sich auszunutzen, daß sie auch die vornehmen
ebejer, welche sie ganz gewonnen hatten, antrieben nun auch sich mitzu-
erben. Der vornehmste Mann, von dem alle diese Anschläge ausgingen, der
h im ersten Decemvirat die Seele des Collegiums gewesen war, es war
pius Claudius, in seinem Herzen der hochmüthigste Patricier, dem auch
ser Rathschlag wird zuzuschreiben sein. Anerkannt der vornehmste und ein-
reichste Mann während des ersten Decemvirats, war er ohne Zweifel jetzt
Liebling des Volks und er durfte es wagen den ihm von seinen Col-
en angebotenen Vorsitz bei der Wahlversammlung — ihm, wie berichtet

wird, nur deshalb angeboten, damit er sich nicht selbst wählen ließe — gerade dazu anzuwenden. Denn er that dies und wurde erwählt und unter seinem populären Einfluß neben ihm und fünf Patriciern vier Plebejer. Wer konnte glücklicher sein als das römische Volk, die plebs, als sie sich neben dem vielgepriesenen patricischen Volksmann noch vier Männer ihres Standes in die souveräne Regierung gewählt hatte.

Das gab ihnen doch noch eine ganz andere Sicherheit und Gewähr als ihre Volkstribunen, welche niemals hatten recht aufkommen können gegen die Patricier als Stand, wenngleich Einzelne von ihnen ihre Rache gekostet hatten. Nun erblickten sie sich aber als die Mitherren Roms, ihre Standesgenossen saßen mit den altadligen Herren in einem Collegium, das die höchste Staatsmacht darstellte.

Sie hatten sogar, eingerechnet ihren geliebten Volksmann Appius Claudius, bereits die Hälfte der Stimmen im neuen Collegium.

Allein wie schnell sollte sich jene blinde Zuversicht in die volksfreundliche Gesinnung des Appius Claudius zu ihrem Stande in Angst und Schrecken verkehren!

Appius hatte sich seine Leute ausgesucht, nur er allein ward aus dem früheren Collegium in das neue gewählt, sonst keiner, sie waren sämmtlich seine Creaturen, die nur nach seinem Gebot handelten. Gleich anfangs zeigte sich der Unterschied der neuen Gebieter gegen die alten, bei denen nur der jedesmal regierende Tagesherr 12 Lictoren um sich hatte. Jetzt hatte sie jeder der neuen Zehnmänner, so daß sie in Rom die drohende Zahl von 120 Lictoren entfalteten. Es war die Ankündigung ihres Schreckensregiments, das über Leben und Tod verfügte. Denn in den Ruthenbündeln der Profoße glänzten die gefürchteten Beile, die jedem Widerspenstigen das Haupt vor die Füße zu legen drohten, was seit alten Zeiten in dem Weichbild der Stadt ein unerhörter Anblick war und nur dem Feldherrn in der Mitte des Heeres und im Felde zur Aufrechthaltung der Kriegs-Disciplin gestattet war.

Diese Beile bekamen bald fleißige Arbeit. Denn Bluturtheile häuften sich auf Bluturtheile, von denen es keine Appellation, keine provocatio an die Gnade der Volksgerichte gab. Die plebs erkannte bald, daß sie allein gedrückt und verfolgt wurde, keinem Patricier, und keinem der plebejischen Decemvirn fiel es ein, für die Standesgenossen einzuschreiten. Sie hatten ja auch nur ihre Statistenrollen abzuspielen, wie die anderen, welche ihnen Appius Claudius zugetheilt

Zwar auch den Patriciern war diese Art Regiment ein Gräuel, allein die Betrachtung, daß ihre alten Widersacher und Quäler, die Plebejer, welche

das Ihrige verschmäht hatten, um sich ein Neues nach ihrem Geschmack zu verschaffen, jetzt durch die von ihnen mit solchem begeisterten, stürmischen Verlangen gewählten Obrigkeiten bis auf's Blut gedrückt wurden, mußte ihnen doch eine so ungemeine Genugthuung gewähren, daß sie keine Lust hatten, sich in diese Sachen zu mengen.

Unterdeß war es doch den Decemvirn gelungen, die Novellen zu den zehn Tafeln, die wichtigsten Nachträge, derentwegen sie gewählt waren, zu formuliren. Sie hatten sie den versammelten Centurien vorgelegt und die große römische Volksversammlung hatte sie angenommen, bestätigt und als ewiges Recht des römischen Volkes anerkannt, darunter war auch das erneuerte Verbot gesetzmäßiger Ehen zwischen Patriciern und Plebejern.

Obgleich dadurch nur uraltes Herkommen bestätigt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß die Nachwelt auch dieses Gesetz in das schwarze Schuldbuch des zweiten Decemvirats eintrug und daß es dazu diente, dessen Andenken den späteren Geschlechtern gehässig zu machen. Allein die Gerechtigkeit fordert, daß wir den Decemvirn daraus keinen Vorwurf machen. Es war eben alte Rechtsgewohnheit und so stark war noch der Unterschied der beiden Stände, daß die Centuriatcomitien keinen Anstand nahmen, es als ein althergebrachtes Gesetz zu sanctioniren.

Allein als nun der 15. Mai, wo die Decemvirn ihr Amt niederlegen sollten, erschienen war, ließen sie ihn ruhig vorübergehen und schalteten und walteten gemächlich in ihrer Würde, als ob ihnen gar kein Termin gestellt wäre, bis zu dem sie gewählt waren, zur Abdankung. Freilich war dies gewissermaßen herkömmliches Recht, auch der Consuln, des Dictators, deren Gewalt nur aufhörte, wenn der Träger sie freiwillig niederlegte. That er es nicht, so verpflichteten seine Gebote auch über die Amtsdauer hinaus das Volk zum Gehorsam. Es konnte diese Einrichtung in Fällen der Noth, wo Gefahr in Verzug war, etwa im Kriege, eine Quelle des Segens für den Staat sein. Die Decemvirn machten daraus einen schnöden Mißbrauch. Das sah man deutlich, als nun wirklich eine solche höchste Gefahr den Staat bedrohte, als die beiden schlimmsten Feinde der Römer, die Sabiner und Aequer, mit zwei gewaltigen Heerhaufen gegen sie heranzogen. Statt auf die eigene Kraft und Machtfülle zu vertrauen, das Volk unter die Waffen zu rufen und zum Siege gegen den Feind zu führen, fürchteten sie, keinen Gehorsam zu finden, beriefen sie den Senat, um durch dessen Ansehen und Schutz sich zu halten und zu schirmen. Appius Claudius hatte ganz richtig gesehen und sich nicht verrechnet. Wie sehr Lucius Valerius und Marcus Horatius, in der Treue ihrer Väter gegen die plebs nicht wankend, in der Senatsversammlung gegen die Decemvirn und vor Allem gegen Appius redeten und die Drohung aussprachen, sich unmittelbar an das

Volk zu wenden, der Senat stimmte dafür, jetzt müßte jeglicher Parteikampf aufhören, bis der Frieden wieder im Lande wäre, augenblicklich müßte erst der Feind geschlagen werden.

So wurden zwei Heere ausgehoben und unter Führung der Decemvirn in's Feld geführt. Diese kannten nur zu gut den Ingrimm, in dem sich die plebejischen Bauern bewaffnet hatten und suchten nur die Gelegenheit, sich der Häupter des Widerstandes und des drohenden Aufstandes zu entledigen. Keiner war ihnen gefährlicher als der alte Lucius Siccius Dentatus. In 40 Kriegsjahren hatte er 120 Mal gegen den Feind gekämpft; 45 ehrenvolle Narben bedeckten seine Brust, er hatte unzählige Ehrengeschenke seiner Kriegsobersten aufzuweisen. Aber nicht minder als durch seine stürmische Tapferkeit hatte er sich durch die Heftigkeit seiner Angriffe als Volkstribun hervorgethan und auch jetzt, wo das Heer fast in denselben Gegenden stand, wo die erste secessio plebis in montem sacrum geschehen, führte er die erbittertsten und verwegensten Reden, nur dann würde es besser werden, wenn man jenes Experiment noch einmal wiederholte. Er war im Kampf gegen patricischen Hochmuth und gegen den Landesfeind ergraut, er lebte nur vom Haß gegen Beide.

Die Decemvirn hatten sein Verderben beschlossen. Mit dem zwar gefährlichen, aber desto ehrenvolleren Auftrag, den Feind auszuspähen, entfernten sie ihn vom Lager, dem Schauplatz seiner volksaufregenden Thätigkeit, und an abgelegener Stelle stürzten sich die ihm mitgegebenen Begleiter auf ihn, die den Befehl hatten, ihn umzubringen. Aber der tapfere Alte verkaufte sein Leben theuer. Er unterlag erst, als ein ganzer Haufe der von ihm erlegten Mörder um seine Leiche lag. Doch gerade daß diese gegen ihn gekehrt lagen, wie er sie niedergestoßen, daß sie Römer- und nicht Feindesleichen waren, offenbarte den ruchlosen Meuchelmord. Es half wenig, daß die Decemvirn Siccius' Leichnam feierlich und ehrenvoll bestatten ließen. Denn der Aufruhr gährte schon im Heere, wenn auch der Ausbruch desselben durch die gewissenlose Beseitigung des Siccius augenblicklich unmöglich gemacht war.

Denn dazu bedurfte es noch eines viel gewaltigeren Stachels, die bedächtigen Herzen der Bauern zu solcher Wuth zu entflammen, daß sie hinfort die altehrwürdigen Schranken des Gehorsams gegen die geheiligten Obrigkeiten für Nichts achteten und durchbrachen wie ein angeschwollener Strom die Deiche.

Und da war es wiederum jener Appius Claudius, der im ersten und zweiten Decemvirat als der Erste geglänzt hatte, als Engel und Teufel, dem es jetzt gelang, durch eine unbeschreibliche Ruchlosigkeit und Bosheit, welche sich in den gleißnerischen Mantel der gewissenhaftesten Gerechtigkeit hüllte,

ine so furchtbar niederträchtige That zu begehen, daß sie allein genügte, das ganze Decemvirat der Vertilgung zu weihen.

Er hatte sein Auge auf ein schönes Mädchen, die Tochter des angesehenen Plebejers Lucius Verginius, geworfen. Alle Versuche, sie zu gewinnen, waren ihm fehlgeschlagen. Da gerieth er auf den juristischen Kniff, die Jungfrau, als alle ihre männlichen Anverwandten und Naheſtehenden, Vater und Bräutigam, unter den Fahnen im Felde standen, durch einen seiner Clienten, der deshalb auch seinen Namen führte, er hieß Marcus Claudius, als seine Sklavin in Anspruch zu nehmen. Als die Jungfrau des Morgens auf den Markt kam, ihre Schule zu besuchen, legte der Client Hand an sie (manus injectio), indem er sie als sein Eigenthum in Anspruch nahm und trotz des entstandenen Volksauflaufs erklärte, er verlange sein Recht und werde es vor dem Tribunal des Appius Claudius ausweisen. Auf listige und juristisch verkniffene Weise verstand dieser die beiden Rechtsbegriffe, der Unfreiheit, welche sein Client behauptete, und der Unselbstständigkeit, welche für die Jungfrau geltend blieb, da sie unter der väterlichen Gewalt stand, so zu verdrehen und einander gleich zu stellen, daß Verginia, in Abwesenheit ihres, wie es hieß, angeblichen Vaters, schutzlos erschien und der Anspruch des Clienten als der rechtskräftigere so lange gelten sollte, bis der angebliche Vater" selbst in Person seine Rechte geltend machte. Damit hatte es aber gute Wege, denn der stand draußen als Soldat im Felde und Appius hatte schon Boten an seinen Collegen gesandt, er sollte bei Leibe nicht dem Verginius Urlaub gewähren, nach Rom zu kommen.

Vergebens hatte der Oheim der Bedrohten, Numitorius, und ihr Bräutigam Icilius sich vorgedrängt, um den schon gefällten Spruch zu ändern und Aufschub zu verlangen. Allein die Entrüstung des schaarenweise zusammenströmenden Volkes war so drohend, daß Appius der empörten Menge nachgab und gestattete, daß die Jungfrau bis zum folgenden Tage im Hause ihres angeblichen Vaters verbliebe, wo Verginius selbst, nachdem er unterdessen herbeigekommen, sich erklären möge. Den glaubte ja aber Appius gründlich beseitigt zu haben, und er hoffte durch seine unterdeß aufgebotenen reisigen Clienten die Gegenpartei völlig terrorisiren zu können.

Aber Icilius war auf fliegendem Rosse noch viel schneller bei Verginius erschienen, als die lässigen Boten des Appius bei seinem Collegen und am andern Tage stand zum Aerger des Appius nicht nur der verhaßte Nebenbuhler Icilius, sondern auch Verginius selbst ihm in der Gerichtsverhandlung gegenüber. Da umwölkten dem so klugen Manne die Wuth über die mißlungenen, so listig angelegten Pläne und die übermächtige Liebesleidenschaft Sinn und Verstand und er sprach wider Recht die edle und schöne

Verginia bis zur eigentlichen Urtheilsfällung und Beweisführung dem M. Claudius zu. Damit war bis zu dieser Zeit die Jungfrau in den Stand einer rechtlosen Sklavin herabgedrückt. Was ihr in dieser Zeit begegnen konnte — und welche Schrecken bedrohten sie — konnte keine menschliche Macht hindern. Als Entehrte mochte sie vielleicht später durch richterliches Urtheil als eine Freie in die väterliche Gewalt zurückkehren.

Der verzweiflungsvolle Vater hatte augenblicklich seinen Entschluß gefaßt. Bevor seine Tochter in die Hände des kupplerischen Clienten gelangte, erbat er sich die Gnade, noch einmal in ihrer Gegenwart ihre Amme zu befragen, ob sie ihm das Kind untergeschoben, und wie hätte man ihm dies verweigern können! Da lag ein langes scharfes Messer auf der Haubank eines Fleischers, dessen Bude auf dem Markte stand. Er ergriff es und stieß es seiner Tochter durch das Herz. Er hatte eine Rose gepflückt, ehe der Sturm sie entblättert. Ein Schrei des Entsetzens der Umstehenden verkündete die That der Verzweiflung. Es war das Signal zum Wuthausbruch der Menge. Des Appius Claudius Herrschaft war in dem dahinströmenden Blut der Verginia ersäuft. Jede Botmäßigkeit gegen ihn war verschwunden. Verginius, das blutige Messer hoch emporhaltend, war gegen jeden Angriff der Lictoren geschützt, schwang sich auf sein Pferd und sauste zum Thore hinaus in's Lager, wo seine und des Icilius Erzählung von dem erlebten Gräuel augenblicklich das schwehlende Feuer des Aufruhrs zu hellen Flammen ausbrechen ließ. Man riß die Feldzeichen aus der Erde und ohne auf die Feldherren zu achten, marschirte das Heer auf Rom zu. Auf dem Aventin, ihrer neu erworbenen Burg, lagerte sich die plebs und von allen Seiten kam ihr Zuzug. Der Senat war unschlüssig und schickte der empörten plebs Gesandte. Die aber nahm sie nicht an, nur mit Valerius und Horatius, ihren alten Vertrauensmännern, wollte sie verhandeln. Das war das Heer, welches gegen die Aequer gesandt war. Die Kunde des Frevels kam auch zu dem andern, dem der tapfere Siccius angehört hatte und auch dieses pflanzte die Fahne des Aufruhrs auf. Beide wählten sich je zehn Kriegstribunen als ihre Obrigkeit und auch dieses zweite Heer zog nach Rom und verbrüderte sich mit den Aufständischen auf dem Aventin.

Allein der Senat wollte noch immer nicht nachgeben. So that nun doch die plebs nach dem Rath des M. Duilius, nach demselben, den C. Siccius mit seinem Blute hatte bezahlen müssen, die plebs wanderte noch einmal aus nach dem heiligen Berge. Da endlich wurde der Senat mürbe, und die Decemvirn erklärten sich bereit abzudanken und Valerius und Horatius gingen als Gesandte, den Frieden mit der aufständischen plebs zu verhandeln. Es waren die Männer, die sie begehrt hatte und sie wurden

t Freuden empfangen. Jetzt ordnete sich Alles leicht und schnell. Der
mat entband die plebs von der Schuld des Fahneneidbruchs, die Decem-
n legten ihr Amt feierlich nieder, das Consulat wurde durch die Lieblinge des
lks hergestellt, sie begannen die neue Reihe dieser Obrigkeit. Ebenso traten
: Volkstribunen in ihre alten Rechte ein. Die Decemvirn wurden für ihre
evel angeklagt, Appius Claudius und der Haupttheilnehmer an seinen
aten, Sp. Oppius, machten ihrem Leben freiwillig ein Ende, die übrigen
gen in's Elend. Dann riefen Valerius und Horatius den Heerbann auf
d nun erfochten beide die glänzendsten Siege gegen die Aequer und die
binier.

So war also scheinbar die ganze frühere Verfassung wieder hergestellt
d von dem Decemvirat war nichts übrig geblieben als die Zwölftafelge-
gebung, welche die leges Valeriae-Horatiae, die erneuerte Constitution
r alten Staatsgewalten, allein anerkannte. Im Wesentlichen standen sich
ermit Consuln und Volkstribunen, Patricier und Plebejer in der alten
eise und als die alten Feinde gegenüber und es dauerte nicht lange, so
ren die alten Streitigkeiten wieder im Gange, fast erbitterter als zuvor,
gleich die plebs durch das Decemvirat und seine Gesetzgebung einen ge-
altigen Schritt vorwärts gemacht hatte.

Gerade dieses letzte in der Sache liegende Resultat und die romanhafte
rzählung von der Verginia, welche deutlich der von der Lucretia nachgebildet
, auch die Art, wie die Nebenpersonen handeln, an die sagenhafte Vertrei-
ung der Tarquinier erinnernd, macht es wahrscheinlich, daß die Abschaffung
s Decemvirats aus ganz anderen Ereignissen hervorgegangen ist und die
atricier vielleicht mehr dazu beigetragen haben als die Plebejer.

Das Resultat war also wohl ein umgekehrtes. Die Patricier stürzten
: Decemvirn in der Hoffnung ihre alte Stellung wieder zu gewinnen ohne
: beschränkende Gewalt der Volkstribunen, und die plebs, welche sich dies
ht gefallen ließ, erzwang sich durch eine zweite Secessio oder Auswande-
ng ebenfalls ihr altes Recht des Volkstribunats, welches fortan nie wieder
stritten wurde. In dem nun von Neuem anhebenden Kampf zwischen
tricieru und Plebejern hatten diese ein viel leichteres Spiel als früher.
nn von nun an ruhte der Kampf nicht, der gleichsam organisirt und mit
r bewußten Sicherheit des Erfolges geführt wurde. Die Niederlegung der
rilegien war nur noch zu einer Frage der Zeit geworden. Kaum waren zehn
hre verflossen, so sank das Hauptbollwerk, welches die patres und die plebs
n einander schied, welches die Zwölftafelgesetzgebung ausdrücklich anerkannt
d formulirt hatte, das Verbot rechtmäßiger Ehen zwischen beiden Stän-
, 309 d. St. (445 a. Ch.) durch das Gesetz, welches der Tribun Canu-
is durchsetzte. Das connubium beider Stände, wodurch sie aufhörten

ſich als einander fremde Racen gegenüber zu ſtehen, war ſomit geſetzlich feſtgeſtellt.

Sogleich nach dieſem Siege begann die plebs ihre Hand nach dem Conſulate auszuſtrecken, das Canulejus bereits als Tribun zu erreichen gehofft hatte, indem er dieſe Forderung zugleich mit der des connubium verbunden hatte, wiewohl vergeblich. Denn leichter hatte der patriciſche Adel in das connubium gewilligt, weil er wußte, daß die Verbindungen von Patriciern und Plebejern eine ebenſo große Seltenheit ſein würden, wie etwa die Civilehen mit Ausſchluß der kirchlichen Sanction in unſerer Zeit und daß ſolche Ausnahmen ſich nur im ſchlimmſten Fall als Miſch-Ehen zwiſchen Ariſtokraten, gleichviel ob patriciſchen oder plebejiſchen, ausweiſen könnten. Ein Anderes war es mit dem Conſulat, deſſen Preisgebung an die plebs der Adel auf alle Weiſe zu hindern hatte, weil darauf ſein unmittelbares Regiment zu beruhen ſchien. Er ſah, daß er die Vertheidigung nicht länger aushalten konnte und beſchloß daher einen andern Ausweg. Das Reſultat war die Einführung einer neuen Amtswürde, der Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt, welche an Stelle der Conſuln traten. Dieſe Auskunft war eine ſehr vortheilhafte für die Patricier, denn ſie befriedigte 70 Jahre hindurch die Forderungen der plebs. Sie hatte ſchon längſt nicht nur Anrecht, ſondern auch Beſitz gewonnen von den Stellen der Militärtribunen, welche man etwa mit denen unſerer Regimentsoberſten vergleichen könnte. Jetzt wurden dieſe Oberoffiziere in ein Collegium vereinigt, welches die Gewalt der Conſuln erhielt.

Allein die Unfertigkeit dieſer neuen Magiſtratur zeigt wohl nichts deutlicher als das Auf- und Abſchwanken der Zahl, aus welcher dieſes Collegium zuſammengeſetzt war. Anfangs beſtand es aus Dreien, dann waren es vier, ſpäter ſechs, zuweilen (in drei Jahren) acht, aber dann auch wieder unterbrochen von Jahren, in welchen die früheren Conſuln die oberſten Magiſtrate der Republik waren, das heißt, wenn die Patricier wieder ſo mächtig waren, eine Conſulwahl durchzuſetzen. Es wird ein ewiges Geheimniß bleiben, wie und weshalb die Zahlen der Conſulartribunen ſo ſehr gewechſelt haben. Denn auch die ſcharfſinnigſten Erklärungen der Gelehrten haben doch eine genaue Beweisführung nicht zu leiſten vermocht. Allein eine gewiſſe Analogie zwiſchen dem Conſulartribunat und dem Decemvirat wird ſich nicht abweiſen laſſen. Denn wenigſtens einige unter den Decemvirn müſſen mit der Erledigung der laufenden Geſchäfte in Frieden und Krieg als Richter und Feldherrn beſchäftigt geweſen ſein, während der Reſt unter den Zehnen über die neue Geſetzgebung nachdachte.

Ebenſo muß nothwendig ein innerlicher Grund vorhanden geweſen ſein

für das Schwanken der Zahlen im Collegium der Consulartribunen von drei zu acht. Es ist zwar nur ein ungewisses Licht, welches auf diese sonderbar anomalen Zustände fällt, allein es ist doch immerhin ein Lichtstrahl in diese Dunkelheit, daß eine neue Magistratur zugleich, wenigstens fast zugleich — es handelt sich dabei um das Auf und Ab von einem oder zwei Jahren — die Censur, mit der Schöpfung der Consulartribunen erfunden wurde. Denn der Sinn des Militärtribunats bestand darin, daß die Patricier zwar darein willigen konnten, die höchste Obrigkeit mit den Plebejern zu theilen, soweit sie nicht die Jurisdiction über sie hätten und zweitens, daß diese Obrigkeit nicht eingriffe in die intimsten Verhältnisse der Familien, welche von der Aufstellung des Vermögens jedes paterfamilias ausging, und dabei Gelegenheit fände, sich um die kleinsten Einzelheiten des Privathaushaltes zu bekümmern, wobei Fragen erlaubt waren, die jede Schadhaftigkeit der Familie aufzudecken im Stande waren. Von den praktischen Fragen nach dem Vermögen und dessen Leistungsfähigkeit für den Staat ausgehend, schritt die Censur weiter in das Geheimniß des Familienlebens und übte dann einen moralischen Terrorismus wie die Jesuiten als Beichtväter oder die Dominicaner als Richter in den Inquisitionstribunalen der neuen Zeit. Eine solche Macht, welche den höchsten römischen Obrigkeiten allerdings immer beigewohnt hatte, aber mit Mäßigung gebraucht war, durfte sich der herrschende Adel nicht aus den Händen kommen lassen und daher geschah es, daß fast gleichzeitig mit der Einrichtung des Militärtribunats als neues Amt die Censur eingerichtet wurde, die eben diese so werthvollen Competenzen für die Patricier wahrte. Es wurden neben den drei Militärtribunen zwei Censoren erwählt zur Wahrnehmung der alten patricischen Vorrechte und diese neue Obrigkeit, gleichsam zum Gegengewicht für die neu erworbenen Anrechte der plebs am Militärtribunat und für die alten Rechte derselben auf das Volkstribunat — alles nur einjährige Würden — sollte bis ins fünfte Jahr dauern, so daß also Jahr aus Jahr ein neben den drei Militartribunen zwei Censoren, also fünf höchste Gewalthaber der römischen Republik vorstanden, und als in dem bald darauf beginnenden Kriege gegen die mächtige Etruskerstadt Veji eine ganz neue und ungewöhnliche Rüstung und Anstrengung aller Wehrmittel des Staates nothwendig wurde und somit eine Verdoppelung des Heeres, wodurch also statt drei — sechs Kriegstribunen ernannt wurden, erklärt sich die Zahl von acht obersten Gewaltherren und Gebietigern, welche an der Spitze des Staates standen, nämlich mit Einschluß der beiden Censoren.

Die neu eingerichtete Würde der Censoren bildete sich in dem 78jährigen Kampfe der plebs und des Adels, an dessen Ende schließlich die plebs die Theilnahme am Consulat eroberte und erstürmte, zur eigentlichen Burg

der Privilegien des Adels und riß mit der Klugheit der Verzweiflung al Macht, welche die Gemüther beherrschen konnte, an sich und übte in d That ein solches Uebergewicht auf sie aus, daß man sich ihrer Schrecken herrschaft, die als eine appellationslose Polizei wirkte, nur dadurch zu en ziehen suchte, daß ihre fünfjährige Gewaltherrschaft auf eine anderthalbjä rige ermäßigt wurde.

Es ist charakteristisch für die Art der römischen Staats-Entwickelun daß, als längst auch Plebejer im Verlauf der Zeit die Bekleidung des Ce sorenamts gewonnen hatten, die Beschaffenheit dieses Amts von seinem te roristischen Charakter nichts verloren hatte, daß vielmehr die plebejischen Ce soren vielleicht noch terroristischer verfuhren als ihre patricischen Vorgänge

Freilich forderte sie die ungeheure Machtausdehnung ihres Amtes da wie von Natur auf.

Denn nicht allein hatten sie den Betrag des Vermögens jedes einz nen Bürgers und seiner Frau und Kinder auf seine Aussage an Eidesstat ex animi sententia, das heißt nach seinem besten Wissen und Gewissen, erfragen Amtserlaubniß, sondern es war ihnen anheim gegeben, die lecti senatus vorzunehmen, das heißt jedes nach ihrer Meinung unwürdige Mi glied des Senats auszustoßen und die Anwärter auf denselben auszuschli ßen oder zuzulassen; endlich besaßen sie das Recht, den ordo equitum, de Stand der Ritter, lediglich nach ihrem Gutdünken zu reinigen und zu ergänze

Wie gefürchtet und verhaßt ein solches Inquisitionstribunal sein mocht es fanden sich doch noch in diesem lebenskräftigen Volks- und Staatslebe Männer, welche dem Despotismus den Humor entgegenzusetzen sich nic enthalten konnten.

Bei der Schätzung mußte nach der althergebrachten Formel der Ve sicherung an Eidesstatt — ex animi sententia — jeder Römer den Bestan seiner Familie angeben. Als einer gefragt wurde, ob er ex animi senten tia eine Ehefrau habe — zum Unglück für ihn und zum Glück für seine Witz, den er nicht zurückhalten konnte, hieß aber längst ex animi sententi im gewöhnlichen Leben: nach Herzens Wünschen und Willen — als ihn nu der Censor fragte, ob er ein Weib ex animi sententia habe, antwortete er „Freilich habe ich ein Weib, aber nicht ex animi sententia.“ Der Arm wurde natürlich für seinen unzeitigen Witz derb angelassen und mußte har büßen. Und er hatte doch sein Vergnügen gehabt, dessen Andenken sich bi heute erhalten hat.

Weniger witzig und mehr naseweis war die Antwort eines Ritters be der Musterung der Ritterschaft vor dem Censor, der diesen darüber zu Rede stellte, er möchte doch erklären, weshalb er so wohlgenährt wäre, sein Ritterpferd aber so mager. Der gemüthliche Ritter antwortete, es wäre seh

türlich, weil er sich selber pflegte, sein Sklave Davus aber das Pferd. r grimmige Censor verstand aber den Spaß sehr übel und erwiderte ihm lakonischen beiden Worte: „vende equum!“ das ist: Geh' hin und ver- fe dein Pferd, welches die Bedeutung hatte, der Verkaufspreis seines schö- en Pferdes würde genügend sein; aber mit dem Verlust des Ritterpferdes tte er aufgehört, dem Ritterstande anzugehören.

Gegen diese mögliche Tyrannei, gegen diesen Despotismus der Censoren b es kein Machtmittel und Auskunftsmittel als die Entscheidung der nächst- genden Censoren, welche nicht im Mindesten an den Machtspruch ihrer rgänger gebunden waren und oft geschah es, daß diese den Makel, den e über einen Ritter oder Senator verhängt hatten, einfach aufhoben und twischten, als ob er niemals bestanden hätte.

So hatte also für diese despotische Behörde Roms sich nirgends als s ihr selber ein Gegengift erzeugt, ähnlich, wie schon früher von uns ahrgenommen wurde, daß für die Wunden, welche obrigkeitliche Machtvoll- mmenheit schlug, sei es der Consuln, sei es der Volkstribunen, der hei- de Balsam aus der collegialischen Beschaffenheit dieser Behörden geschöpft rde, durch den Widerspruch, durch das Dazwischentreten (intercessio) eines ollegen gegen den Willensspruch des andern.

Funfzig Jahre waren nach der Vertreibung der Könige die Römer unter triciſchen Consuln regiert worden, als die Decemvirn eine neue Lebensord- ng einführten und zehn Jahre nach ihrer Entfernung hatte jenes fast acht- jährige Ringen und Schwanken zwischen dem Regiment patricischer Con- ln und patricisch-plebejischer Consulartribunen mit wechselnder Zahl des ollegiums geschwankt, bis endlich die unablässigen Bestrebungen der Volks- ibunen insoweit vom Siege gekrönt wurden, daß sie durchsetzten, es sollten nfort zwei Consuln wieder an der Spitze des Staates stehen, aber einer n ihnen beiden sollte ein Plebejer sein, oder wenigstens sein können. Der aum, den die Holzhauer im Walde fällen, er fällt nicht auf den ersten chlag und wie viele Schläge sind nicht von der nie rastenden Axt der olkstribunen gegen die Wurzel des gewaltigen Baumes patricischer Macht- llkommenheit geführt worden. Der letzte Schlag, der die letzte sehnige urzelfaser dieses Baumes durchhieb, trug dem Inhaber des Armes, der ihn than, den Ruhm ein, zu dem seine Vorgänger das Beste gethan hatten. s war Lucius Sextius Lateranus, welcher dafür zum Ehrensold und Lohn r erste plebejische Consul wurde, den Rom sah, 387 d. St. (367 v. Chr.). ies war die Errungenschaft der leges Liciniae Sextiae, der Volkstribunen cinius und Sextius, und seitdem ist das Volkstribunat und das Consulat angefochten die Quelle aller Verfassungsentwickelung geblieben bis an das

Ende der Republik, gleichsam die beiden Pole, positive und negative
cität magnetischer Kraftausströmung des römischen Volkes.

In der Epoche gewaltiger Verfassungskämpfe, welche diesem F
schluß zwischen Patriciern und Plebejern voranging, welche durch d
litärconsulat gekennzeichnet wird, hatten die Patricier die Taktik be
eine nach der andern Machtvollkommenheiten des alten Consulats, we
das auf ein Jahr beschränkte alte römische Königthum war, abzuzw
besonderen Staatsämtern. Es war zunächst die Würde der Censc
wesen, die sich allmählig zu so gewaltigem Einfluß erhoben hatte.

Dann war ein zweites Amt geschaffen worden, die Quästur, das
seckelmeisteramt, dem Generalintendanten unserer Heere vergleichbar
falls eine Abzweigung der alten höchsten Machtvollkommenheiten d
suln, dieser einjährigen Könige Roms. Aber gerade dies war am sc
den Plebejern zur Beute gefallen. Es war das erste patricische Amt,
in die Hände der plebs fiel, und zwar ganz sachgemäß.

Denn wie die Plebejer schon längst als factische Inhaber von
officierstellen im Heer, als tribuni militares das Recht gewonnen hatt
tribuni consulari potestate, Consulartribunen, zu werden, warum
sie nicht auch Generalintendanten werden, das heißt ebenfalls Oberc
welche dem Unterhalt des Heeres vorzusehen hatten.

Wir haben damit schon das Gesetz erkannt, nach welchem sich der
zwischen Patriciern und Plebejern entwickelte. Die Plebejer waren
greifenden, die Patricier auf die Vertheidigung hingewiesen, die sich
festen Burg ihrer Privilegien wehrten gegen das ewige Anstürmen d
ner. Wenn die Gemeinde glaubte schon ganz nahe der Ringmauer ge
zu sein und in sie Bresche gelegt zu haben, so erhob sich über Na
neues festes Außenwerk, das sie nicht so bald zu überwältigen im
war. Als endlich der große Sieg der leges Liciniae Sextiae gewonn
hatte der Adel wiederum ein neues Amt, die Prätur, vom Consula
zweigt, das Großrichteramt des Staats als die letzte politische Ma
kommenheit, welche der Adel nicht fahren ließ, weil er immer noch di
nige und ausschließliche Kenntniß des Rechts nicht nur in Anspruch
sondern auch weil er sich im factischen Alleinbesitz dieser schon dama
schwierigen Wissenschaft befand. Sie war nicht minder der Stolz d
tricier, als sie es für eine Schmach angesehen hätten, etwa selber R
nehmen vor einem Plebejer. Der Ehrgeiz, auch diese Hoheit zu ge
erfüllte auch jetzt die Plebejer und wenn nach der Bewilligung des
amts der greise Dictator Camillus wie zum ewigen Gottesfrieden z
beiden Ständen einen Tempel der Concordia, der Eintracht, feierlich

ite, so war doch der innere Frieden in Rom noch lange nicht eingekehrt, e ernsthaft man es auch anfangs damit gemeint hatte.

Denn Camillus, der größte Wohlthäter des Staates, der Eroberer von ii, der Held, welcher die Noth des Gallierüberfalles überlebt und über- nden hatte, der alte eingefleischte Patricier, hatte seine Hand zur Versöh- ng der plebs gereicht. Er war es zuletzt noch gewesen, welcher neben den diles plebeji, den Unterbeamten der Volkstribunen, die in ihrem Wirkungs- is gleichsam als Subalterne derselben die niederen Polizeiangelegenheiten r plebs nicht nur, sondern als controllirende Behörde auch die des ge- nmten römischen Volkes vor ihr Forum zogen, eingedenk seiner adligen ürde, eine patricische Aedilität geschaffen hatte.

Der Anlaß dazu war die Feier der ludi romani, welche nach der rsöhnung der hadernden Patricier und Plebejer ihren besonderen Aus- ck in einem besonderen Jubel finden sollte. Allein dieser absonderliche bel kostete viel Geld, und die plebejischen, bäuerlichen Aedilen, denen die sstattung der ludi romani oblag, fanden sich nach der ihrem Stande ewohnenden Sparsamkeit nicht verpflichtet, so gewaltige Spendungen für's terland zum Ruin ihres Seckels allein der Ehre wegen zu machen und tschuldigten sich nach Bauernweise, wenn es an den Geldbeutel geht, mit rem Unvermögen.

Da erboten sich die patricischen Jünglinge wetteifernd in Masse, sie llten die Ausrüstung des Festes übernehmen auf ihre Kosten, wenn man ren Erwählten die patricischen Ehren zutheilte, welche den alten patrici- jen Staatsämtern zugestanden waren.

So entstand das neue Amt der Aediles curules, der patricischen Aedi- n, welche von den plebejischen dadurch verschieden waren, daß ihnen das hrenrecht der sella curulis zugestanden wurde, des Rollsessels, welcher nen, wo auch immer von ihnen aufgefahren, die Jurisdiction, das Privi- gium der Rechtsprechung ohne Appellation in den sämmtlichen Sachen zu- es, über welche sich ihre Amtsgewalt erstreckte. Diese bezog sich außer f die Spiele auf die Sicherheit und Wohlfahrt der Stadt und ihrer Be- hner, also die Polizei im weitesten Umfange: Straßen, Bauten, Markt, bensmittel u. s. w. Neben den beiden curulischen Aedilen blieben die äl- ren beiden plebejischen bestehen, auch als sehr bald Plebejer die curulische dilität bekleideten, so daß es später vorkam, daß derselbe plebejischer und rulischer Aedil gewesen war und die Amtsgeschäfte beider Aemter waren selben. Nur den höheren Rang und die theure Ausstattung der Spiele hielten die Aediles curules voraus und benutzten sie, um sich dem Volke r die Bewerbung um die höheren Staatsämter zu empfehlen.

Wie dieses Amtes Entstehung, war auch die der Prätur mit dem den

Plebejern eröffneten Consulat verbunden, dies Oberrichteramt, gleichsam das höchste Majestätsrecht des Adels, welches erst seit dem Jahre 417 d. St. (337 v. Chr.) Plebejer bekleidet haben. So blieb den Patriciern endlich nur der ausschließliche Besitz einiger Priesterthümer und zwar bis über das Ende der Republik hinaus, während längst die Stellen der Pontifices und Augures (Oberpriester und Vogelschauer) wegen ihres politischen Einflusses den Plebejern zugänglich geworden.

Auf diese Weise verlief die Verfassungs-Entwickelung, welche in den leges Liciniae Sextiae ihren Höhepunkt erreichte.

Aber durch sie wurde noch ein anderer Sieg der plebs errungen, der weniger auf die Erhöhung der Ehrenrechte als auf die der Wohlfahrt der plebs gerichtet war, der Mitgenuß vom ager publicus, der noch vielfach blos aus Weiden bestand und so benutzt wurde. Es wurde nun ein bestimmtes Maaß festgestellt, ein Maximum, über welches hinaus hinfort Niemand Gemeindeland inne haben sollte. Dies Maximum betrug 500 römische Jugera oder Joch Landes, fast ebenso viel preußische Morgen, entsprechend 100 Stück Rindvieh und 500 Schafen.

Für die damals noch ziemlich engen Verhältnisse Roms war dieses Maximum doch schon recht groß und geräumig. Es bezeichnet die Stellung eines in Preußen noch immer recht wohlhabenden Rittergutsbesitzers, der sich seines Lebens freut, trotz der ungeheuren Capital-Ansammlungen, die über ihm schweben und ihn bedrohen, wenn sich in seiner Wirthschaft irgend ein Leck öffnet, in das sie mit hundertfachem Druck einströmen.

Wie viel freier und unabhängiger erscheint die Lage eines solchen Großgrundbesitzers des damaligen Roms, besonders wenn man sie vergleicht mit dem Grundbesitz der reichsten Männer in den leitenden Staaten Griechenlands, etwa Athens, der niemals das Maaß unserer größeren Bauerngüter überschritten hat.

Es ist charakteristisch, daß eben der Mann, welcher dieses normirende Gesetz über das Maximum des Besitzes vom ager publicus festgestellt hatte, Licinius Stolo, wegen nachgewiesenen Mehrbesitzes an demselben gestraft werden konnte und es half ihm nichts, daß er einen seiner Söhne emancipirt und den über das Maximum hinausgehenden Theil seines Grundbesitzes ihm übertragen hatte, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er diese Uebertragung erst da vorgenommen hatte, als die Censoren ihn wegen Uebertretung seines eigenen Gesetzes zur Rechenschaft zu ziehen Anstalt machten.

Dies beweist, wie sehr die vornehmen Plebejerfamilien eigentlich nur begehrten, in die vielbeneidete Stelle der Patricier einzurücken, nicht nur um die höchste Amtsehre des Consulats mit ihnen zu theilen, sondern auch die höchst reellen Vortheile ihrer socialen Stellung als reiche Grund- und Capitalher-

Die Patricier hatten aber für die plebs ebenfalls den Grundriß und
hrer Entwickelung durch ihre eigene Existenz, durch ihr bloßes Dasein
eichnet und die Anstrengungen der plebs bewegten sich in der Nach-
g des Lebens und Wesens der Patricier. Wurde nun dies erreicht
n Führern der plebs, so verflüchtigte sich ihr Interesse an der so-
Wohlfahrt ihrer ärmeren Standesgenossen in Rauch und Nebel. Sie
ten sich ihres natürlichen Hasses gegen die angeborenen Herren des
es nur so lange, bis wieder einmal ein altes Privilegium derselben mit
Hülfe durch Sturmpetition erobert war, und waren dann sogleich bereit,
it den Besiegten zu verbinden, wenn sie von Seiten der Patricier ein
auch vornehmes Entgegenkommen bemerkten.

Dies ist der Grund, daß in Rom durch den Sieg der plebs über die
ier nicht, wie überall in Griechenland, eine siegreiche Demokratie an die
der Adelsherrschaft trat, sondern daß an die Stelle des ausschließlich
schen Adels nunmehr eine Allianz der patricischen und plebejischen
ratie trat, und zwar so, daß auch von der alten patricischen Adels-
e eine gute Anzahl verkam und verarmte, sich nur die hervorragenden
r Stellung erhielten und die plebs dafür einen frischen Ersatz von
lebenskräftigen Geschlechtern lieferte, welche den Verlust reichlich er-

lus dieser neu aufgelegten Aristokratie sind bis zum Ende der römi-
Republik die sämmtlichen bürgerlichen und Kriegs-Obrigkeiten der Römer
gegangen mit sehr geringen Ausnahmen und diese Ausnahmen haben
leicht zwei Männer ausgenommen, die beiden Arpinaten, aus der klei-
tadt Arpinum im Volskergebirge, Marius und Cicero — viel Unglück
Rom gebracht.

Denn die Anlage des römischen Volks war so beschaffen, daß sie sich
chritt vor Schritt entwickelte. Nirgend hielt man am Althergebrachten
als hier in Italien und man entfernte sich davon nur mit Wider-
und durch die äußerste Noth gedrängt. Und war nun das nächste
ß befriedigt, so fiel man wieder in das alte Tempo: langsam vor-
Rom hatte immer Zeit nach der Meinung der Bauern, die auch Alles
n machen. Daher liebte man eigentlich nicht Leute, die geschwind mit
fertig wurden. Es gab keinen unfruchtbareren Boden für Hervorbringung
genannten Genies als den römischen. Dafür erzog er aber desto mehr
er, die ihre Sache gründlich verstanden und bedächtig ausführten, gerade
gensatz zu Griechenland und dem griechischen Kleinasien, wo es eine Eigen-
chkeit des Volksgeistes war, daß beinahe jedes Individuum, auch das
ste, einen gewissen genialen Zug hatte. Und dennoch gelang es der grie-
Hast in der politischen Entwickelung sich durch Ausbildung der schran-

kenloseſten Demokratie wenigſtens formell und äußerlich dem Ideale zu nähern, welches ſchon längſt die ariſtokratiſche Republik in Rom verwirklicht hatte, einer innerlich gleichen geiſtigen Bildungsart aller Bürger. Freilich drückte ſich dieſes Ideal in den vorgeſchrittenſten Republiken Griechenlands etwas terroriſtiſch aus. Eine ſolche war um die Zeit der Zwölftafelgeſetzgebung Roms die Stadt Epheſus, welche blos deshalb einen ihrer edelſten Söhne durch allgemeinen Volkswillen verbannte, weil er für tugendhafter und trefflicher als ſeine Mitbürger angeſehen werden mußte. In Epheſus ſollte keiner beſſer als der andere ſein. Hermodoros, ſo hieß der edle Verbannte, ging nach Italien und durch ſeine Beihülfe, die er den Auserwählten des römiſchen Volkes leiſtete für ihre Kenntnißnahme vom griechiſchen Recht und da die Römer doch die Lehre vom beſten Staate etwas anders auffaßten, ſo nahmen ſie ihn bei ſich auf und errichteten ihm aus Dankbarkeit für ſeine Verdienſte um das endlich vollendete Geſetzeswerk auf dem Markte eine Statue. Hermodoros alſo wurde recht eigentlich zum Maßſtab, der die verſchiedenen Anlagen und Entwickelungen der Griechen und Römer auf das Anſchaulichſte unter einander zu vergleichen und zugleich von einander zu ſcheiden im Stande war.

Das aber wird Niemand bezweifeln, daß ſowohl Hermodoros als ſein Vertheidiger und Landsmann, der berühmte Philoſoph Herakleitos, mit deſſen Lehren ſich der geiſtreiche Socialiſt Laſſalle in den beſten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte, gründliche Ariſtokraten waren, wie der große atheniſche Philoſoph Platon, und in dieſer politiſchen Geſinnung faſt iſolirt in ſeiner demokratiſchen Vaterſtadt, und daß den Ariſtokraten Hermodoros eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zu den freilich in anderem Sinne ariſtokratiſchen Römern hinziehen konnte.

In raſcher Ueberſicht ſind wir der lebenskräftigen Entwickelung der römiſchen Republik von den früheſten Anfängen des Naturſtaates bis zu ſeiner völligen Entfaltung als politiſcher Staat gefolgt. Unter fortwährendem Ringen und Kämpfen hat ſich an der Tiber ein Gemeinweſen aufgerichtet, welches beginnend mit der ſouveränen Herrſchaft von Stammes- und Volksfürſten übergeht in ein jähriges Fürſtenthum, geſchaffen und geſchöpft aus der Geſammtbürgerſchaft der zur Herrſchaft berechtigten Geſchlechter. Die Beherrſchten, die Landſchaft, von Bauern beſetzt, kommt allmählig zum Bewußtſein ihrer Kraft und erkämpft ſich endlich eine berechtigte Exiſtenz. Sie gewinnt in den Volkstribunen ein Organ der Repräſentation gegenüber dem herrſchenden Adel. Die zum Geſchlechtsadel umgeformte, urſprünglich allein berechtigte Gemeinde der Geſchlechter verhält ſich in dieſen Kämpfen weſentlich defenſiv, das heißt abwehrend und vertheidigend. Sie muß ein Privilegium nach dem andern aufgeben und verſchafft ſich die Dauer ihres Ueber-

gewichts im Regiment über die Republik eben dadurch, daß sie entbehrliche Elemente ihrer Macht dem anderen Stande preisgiebt und die Kraft der einbehaltenen Privilegien desto intensiver macht.

Aber indem während des Jahrhunderte dauernden Kampfes ein Vorrecht nach dem andern an die Plebejer verloren geht, hat sich aus ihnen eine eigene Aristokratie erzeugt, die mit der patricischen übrigens auf gutem Fuße lebt, zum Theil verschwägert ist, seitdem aus dem abstracten und kahlen Recht mit der Zeit ein fruchtbarer Gebrauch geworden.

Nur wenn die plebejischen großen Familien die Patricier wieder um eine diesen ausschließlich reservirte Ehrenstelle beneiden und sie für sich zu gewinnen trachten, tritt wieder Entfremdung ein und die plebejischen Großen appelliren an das Volk, ihre lieben Standesgenossen, die sie sonst nicht kennen, als wenn sie mit ihrer Hülfe etwas erreichen wollen. Sie waren ihnen sicher. Denn die Bauern freuten sich immer über die Gelegenheit, den vornehmen und gestrengen Herren, die ihnen die Regimentsherren noch immer geben halfen, einmal wieder eins auszuwischen. Dennoch gewann der Plebejerstand als solcher mit der Zeit auch für sich bei solchen Gelegenheiten einige reellere Vortheile, wie namentlich bei den Ackergesetzen, wenngleich auch hier wie sonst der Löwenantheil der plebejischen Aristokratie heimfiel. Aber die vielen Colonieſtiftungen in den neu eroberten Landschaften gaben doch immer einer größeren Anzahl ärmerer Plebejerfamilien Versorgung, wenn sie auch anfangs auf hart bestrittenem Boden mit vielen Opfern erkämpft werden mußte. Allein mit der Zeit gewöhnten sich die Bewohner der eroberten Landschaften an die römische Herrschaft und an die römischen Ansiedler, die wir etwa mit unseren heutigen Garnisontruppen vergleichen könnten, nur daß diese gewechselt werden, sie aber nicht. Dadurch wurden allmählig die römischen Colonien die Hauptstädte der neu gewonnenen Gebiete und die Nachkommen der plebejischen Ansiedler in diesen Städten traten fast ebenso in die Stellung einer Art von Patricieradel gegenüber den Bewohnern der Landschaft, wie sie einst die römischen Patricier den römischen Plebejern gegenüber eingenommen hatten.

Die bisher souveräne Obrigkeit der Consuln war allmählig durch die vielen Abzweigungen ihrer Gewalt bedeutend geschwächt worden und zu der niederen Bedeutung von bloßen Beamten herabgedrückt. Auch die neuen Obrigkeiten, die gleichsam aus ihrer Adamsrippe geschaffen waren, konnten die alte Hoheit nicht ersetzen. Selbst das Censoramt, das einflußreichste von ihnen allen, war nicht im Stande, die alte Gewalt der Patricier aufrecht zu erhalten, wofür es doch ursprünglich bestimmt war. Alle diese neuen Aemter lieferten fortan nur Beamte, nicht Machthaber, deren Gewalt auf eigenen Füßen stand. Auch die Volkstribunen, deren Gewalt von vornherein

nur auf augenblickliche Eingriffe gegen schreienden Mißbrauch und Einspruch gegen Unterdrückung und Kränkung des einzelnen Standesgenossen geschaffen war, die sich ihrer Amtsgewalt aber mit Glück bedient hatten, um für die vornehmen Familien der plebs Gleichstellung derselben mit den Patriciern in Erwerbung der Ehrenstellen zu erringen, sie waren, als dies Ziel erreicht worden, für ihre politischen Bestrebungen ziellos geworden. Allein sie wurden noch nach wie vor jährlich gewählt und gingen nun erst recht hervor aus der Notabilität der hervorragenden plebejischen Geschlechter. Diese früher so wachsamen Hunde im Haushalt der stets sich bedroht fühlenden plebs bellten und bissen nicht mehr. Die Volkstribunen waren eben auch zu Beamten geworden wie alle anderen römischen Obrigkeiten.

Aber wer hatte denn nun die eigentliche Regierungsgewalt, das Wesen und nicht den Schein der Souveränetät in Händen! Sie war ohne Revolution, nur durch das Gewicht der Ereignisse und der nothwendigen politischen Entwickelung an den Senat gekommen, weil er allein durch alle die vielen Wandelungen der Verfassung sein Ansehen unverändert bewahrt und dadurch vergrößert hatte, während die früheren Hoheiten der alten und neuen Obrigkeiten in den politischen Kämpfen verloren gegangen waren, und zwar auch die der Consuln und Volkstribunen, welche doch früher, gleichsam die beiden Brennpunkte der Ellipse, durch ihre feindliche Entfernung die Möglichkeit zu ihrer Vereinigung in einem Mittelpunkt und die Rückkehr des Staates in einen wohlgeschlossenen ruhigen Kreis fast hoffnungslos machten.

Dem römischen Senat gelang dieses fast Unmögliche, diese beiden brennenden Punkte für den Staat, die immerfort Feuersgefahr drohten, durch sich selber in einem Gravitationspunkt, in einem Schwerpunkt zu versammeln, indem er, wie ein Thalbecken alle Lebenswasser des umgebenden Gebirges in sich aufnimmt, die Weisheit aller hervorragenden Männer der Nation in seiner Körperschaft vereinigte.

Denn nicht allein die sämmtlichen höheren Beamten des Staats, nachdem sie ihre einjährige Würde niedergelegt, traten als geborene Mitglieder in denselben ein, sondern auch die Volkstribunen im Amt waren es gewissermaßen. Denn sie konnten wie die Consuln den Senat zur Berathung berufen und selbst gegen die unberufenen Eingriffe der allmächtigen Censoren war der Senat dadurch geschützt, als bei der alle fünf Jahre wiederkehrenden Musterung kein Senator aus den Listen ohne Angebung von Gründen gestrichen werden durfte.

Eine Körperschaft, welche die Gewählten, die Vertrauensmänner des Volks in sich vereinigte, deren Mitglieder nicht einjährig wie die anderen Obrigkeiten waren, sondern lebenslänglich, denen selbst die gestrengen Censoren nichts anhaben konnten, mußte wohl die wesentliche Erbschaft der alten Könige Roms gewinnen.

In der That hat ſie dieſelbe nicht nur überkommen, ſondern mit unvergleichlichem Ruhm und Glanz bis in die Kaiſerzeit wohl erhalten und ſelbſt in dieſer Kaiſerzeit öfters ſehr entſchieden geltend gemacht. Der Senat war in der That und Wahrheit eine Verſammlung von Königen, wie jener Grieche ſagte, gleichſam als Motto ſeines Geſandtſchaftsberichts. Rom muß in der That auf einen gebildeten Ausländer damals einen ungeheuren Eindruck gemacht haben, durch den eiſenfeſten, ernſten und dabei einſichtigen Charakter dieſes Volks, der überall mit einem Bewußtſein von innerer Ueberlegenheit des Willens auftrat und überall mit einer Erhabenheit der Haltung, die faſt an Majeſtät ſtreifte. Sie war um ſo imponirender, da alle dieſe Männer, welche den Staat lenkten, ſehr einfach waren und ſehr fern von jener eleganten und feinen Bildung ſtanden, wodurch ſich die ſchimmernde und glänzende geiſtige Schönheit des Griechenvolks auszeichnete.

Rom seit der gallischen Noth bis zur Einigung Italiens.

Beinahe ausschließlich haben wir uns bisher mit der innerlichen wickelung des römischen Volks in socialer und politischer Beziehung be tigt und nur, wo es ganz nothwendig erschien, der kriegerischen Thät Roms gedacht. Da sie erst dann in ihrer ganzen Bedeutung verst werden kann, wenn die häuslichen und heimischen Verhältnisse und Zus dem Betrachtenden völlig durchsichtig und klar erkennbar vorliegen, so gl wir dabei nichts versäumt, vielmehr dem Verständniß der kriegeri nach Außen gerichteten Thätigkeit des Volks ein besseres Verständniß bahnt zu haben.

Denn nachdem wir die innersten Anlagen und die eigenthümliche Be fenheit der Nation in ihrem heimischen und Familienleben erkannt, be sich das eigentlich Dramatische der Volksgeschichte, des Volkes Haupt- Staats-Actionen, weit leichter. Die Römer haben aber nicht allein ir zahlreicheren, sondern auch viel höheren die erste Rolle gespielt als i ein anderes Volk, unbeirrt von den furchtbarsten Stürmen, welche diese Rolle streitig machen konnten. Der furchtbarste vielleicht von diesen Stürmen traf sie, als sie eben den ersten größeren Krieg, der in Annalen diesen Namen überhaupt verdient, glücklich zu Ende geführt Krieg gegen die mächtige benachbarte Etruskerstadt Veji. Es war der große Krieg schon darum, weil Roms Heerbann nicht blos zum kurzen merfeldzug aufgeboten war, sondern zum ersten Male auch im Winter Jahr aus Jahr ein unter Waffen geblieben war. Der große Can hatte endlich Veji erobert und Rom von der ersten großen Gefahr um Dasein befreit. Da waren aber die leidenschaftlichen, bitteren Parteik mit erneuerter Wuth ausgebrochen und Camillus, als Opfer derselben, n

weichen und ging ins Elend mit den Worten, welche ihm die Undankbarkeit seines Volkes auspreßte: „O Götter, mögt ihr bald die Zeit wieder herbeiführen, daß sie zum zweitenmale von mir aus tiefer Noth errettet werden.“

Es war vielleicht ein gottloses Gebet, allein es wurde von den Göttern erhört. Denn eine viel schrecklichere Gefahr als die, welche die nordischen Etrusker gedroht hatten, nahte sich Rom von einem noch viel nordischeren Volke, den Galliern, deren Heimathsitze im heutigen Frankreich lagen. Diese Gallier waren in verschiedenen Zügen bereits vor Jahrhunderten, vielleicht schon um die Zeit, wo Rom noch von seinen ersten Königen beherrscht war, über die Alpen, wahrscheinlich durch die beiden Pässe des kleinen und des großen Sanct Bernhard her, eingebrochen. Der erste Völkerschwarm unter dem Königssohn Bellovesus nannte sich Insubrer und ließ sich im Gebiet um Mailand nieder. Diese Stadt Mediolanum war selbst eine Gründung der Gallier, denn in ihrer Heimath Gallien gab es auch eine Stadt dieses Namens, der nun in Italien neu auflebte, wie durch die deutschen Ansiedler bei den heidnischen Preußen und Lithauern die deutschen Ortsnamen Lauenburg, Weißenstein, Rummelsburg, Blankenburg und andere. Den Insubrern folgte eine zweite Heerschaar der Gallier, welche Sitze in den Gebieten von Brescia bis Verona mit dem Schwerte gewann, und eine dritte verdrängte die Etrusker aus ihren frühesten Sitzen um Felsina, welches die gallischen Eroberer Bononia nannten, ebenfalls nach einem Ort ihrer Heimath, und seitdem hat diese Stadt den gallischen Namen bis zum heutigen Tage geführt, Bologna, wie Milano aus Mediolanum geworden ist. Das gallische Volk, welches sich hier ansiedelte, nannte sich Bojer.

Der glückliche Erfolg der gallischen Auswanderer drang natürlich in die Heimath und regte die kriegerische Jugend zu neuer Wander- und Thatenlust auf, so daß eine weitere gallische Völkerwanderung sich über die Alpen wälzte, diesmal jedoch nicht wie früher über den kleinen Sanct Bernhard, sondern über den großen, wie ausdrücklich berichtet wird, obgleich beide Pässe schließlich in das Thal von Aosta, Ponte San Martino und Ivrea, führen, dessen Ausgang gegenüber das heutige Turin liegt. Die Senonen, so nannten sich diese Großbernhardfahrer, fanden Norditalien bereits durch ihre Landsleute besetzt und zogen, den Apennin immer rechts lassend in das schmale Gebiet zwischen Gebirge und Meer, wo heut die Städte Ravenna, Rimini und Ancona liegen, und eroberten es. Aber die Zuzüge aus der gallischen Heimath hörten darum nicht auf und der Apennin blieb nicht mehr die Grenze ihrer Unternehmungen. Er wurde von ihnen überstiegen und die Umbrer und das Zwölf-Städteland der Etrusker im heutigen Toscana bekamen bald die Schläge dieser gallischen Reisläufer zu fühlen. Unauf-

haltsam drangen sie nach Süden vor und bei Todi sind noch in unserer Zeit gallische Steininschriften gefunden. Durch diese Invasion der gallischen Völkerschaften war selbstredend die Existenz der nordetruriſchen Eid- und Städtegenossenschaft zertrümmert und der südetruriſche Zwölf-Städtebund in seinem Dasein bedroht. Dieser Bedrängniß von Norden her ist es zuzuschreiben, daß es den Römern gelang, Veji zu erobern, welches ohne Hoffnung auf Zuzug und Unterstützung der schwer von den Galliern heimgesuchten eidgenössischen Städte auf die eigenen Kräfte reducirt und gänzlich von jeder Hülfe abgeschnitten war. Die Noth Etruriens war groß, denn immer tiefer drangen die gallischen erobernden Räuber in das Land und die Römer, ihre südlichen Nachbarn, erkannten die Gefahr für sich selber und es bedurfte nicht dazu einer Hülfe flehenden Gesandtschaft aus Clusium, dem Vorort des etruskischen Städtebundes, die Römer darauf aufmerksam zu machen. Die Fabier, welchen die Wahrung der etruskischen Mark gleichsam als Erbtheil zugefallen war — ihr ganzes Geschlecht bis auf einen, den künftigen Stammhalter, war ja im Kampfe gegen die Etrusker zusammengehauen — verlangten auch diesmal, allein dieser nordischen Gefahr entgegen zu gehen. Allein sie zogen ein noch viel schrecklicheres Gottesgericht über die Römer, als sie früher im Kampf gegen die Etrusker über ihr eigenes Geschlecht gebracht hatten. Es waren drei Fabier, die als Gesandte nach Clusium gingen, um die Gallier zur Verschonung des Gebiets dieser Stadt zu vermögen. Sie richteten aber nichts aus, und als nun der Krieg von Neuem begann, da verletzten sie so sehr das geheiligte Völkerrecht, daß sie selber in der Schlacht gegen die Gallier mitfochten, und wurde ein gallischer Führer von des einen Hand erlegt. Da gaben die Gallier, tödtlich gekränkt, den Kampf gegen die Etrusker auf und ihre kriegerischen Schaaren wälzten sich gegen Rom, um Rache zu nehmen an der gottlosen Stadt. Denn Rom hatte ihnen jede Genugthuung verweigert. An dem Flüßchen Allia hatte sich der Heerbann der Römer aufgestellt, aber er wurde nach kurzem Kampfe von dem furchtbaren Anprall der Gallier gänzlich überrannt und in Flucht aufgelöst. Die Flüchtigen retteten sich in die Nachbarstädte. Rom selbst aber war nun wehrlos dem rächenden Arm der Gallier preisgegeben. Die Weiber und Kinder, die Priester und Volksheiligthümer brachte man hinweg in die nahen festen Burgen, die Männer suchten mit den Waffen sie dort zu schützen. Nur auf dem Capitol harrte eine kleine Schaar Tapferer aus. Denn die Stadt war einsam, öde und verlassen. Kein menschlicher Tritt hallte in der gespenstischen Stille der Gassen und Straßen. Aber einige Greise waren anstatt der regsamen Bevölkerung zurückgeblieben, die nicht hatten fliehen wollen, wie die anderen alle. Es waren die Vornehmsten und Edelsten des Volks, die es im Rath und als Feldherren einst geleitet

und zum Siege geführt. Sie wollten das Unglück des Vaterlandes nicht überleben, sie hatten aber beschlossen dafür zu sterben, und durch ihren Opfertod in heiliger Verwünschung das Verderben ihres Volks zwar auch auf ihr Haupt, aber zugleich auf die Häupter der Landesfeinde abzulenken. Der Glaube an die Kraft solcher Selbstaufopferung — wenn nur die heiligen Zaubergebetsformeln richtig angewendet wurden — war in Italien uralt, und die Sage wußte davon zu erzählen, wie einst in alten Zeiten sich mitten auf dem Markte der Stadt plötzlich ein klaffender Schlund aufgethan, aus dem pesthauchendes Verderben sich über die Stadt verbreitete und der sich nur deshalb wieder geschlossen, als der herrliche Ritter Curtius wie ein heiliger Ritter Georg, welcher den gifthauchenden Drachen besiegte, hoch zu Roß sich als Opfer hinabgestürzt, nachdem er sich mit heiligen Gebeten und Verfluchungsformeln durch die Priester den unterirdischen Göttern hatte weihen lassen.

Jetzt war es der greise Pontifex Quintus Fabius, der ehrwürdigste seines Geschlechts, das so viel Noth und Jammer über Rom gebracht hatte, welcher den edlen Greisen, die sich dem Tode fürs Vaterland weihten, die Opferformel vorsprach. Die Römer hatten bei ihrem Abzug ihre Häuser so gut sie konnten verrammelt und verschlossen. Aber die Hauspforten dieser Männer, die sich dem Tode geweiht, standen weit offen, sie selber umgeben von den Bildern ihrer Ahnen mitten im Atrium, dem Schauplatz des häuslichen Schaffens der Ureltern, Großväter und Enkel, die selbst schon Greise waren, saßen angethan mit ihrem herrlichsten Schmuck, den weißen, purpurumsäumten Gewändern, auf der sella curulis, dem Thronsitz, von dem einst ihre Machtgebote das Volk zum ehrfurchtsvollen Gehorsam entboten hatten.

So erwarteten sie in Geduld den Einbruch der Feinde in die menschenleere Stadt.

Die Gallier zögerten lange und drangen mit äußerster Vorsicht ein, weil sie immer einen unerwarteten Ueberfall fürchteten, bis sie sich überzeugt hatten, daß die Stadt wirklich verlassen war. Nun wurden die Häuser erbrochen und bald begann die Plünderung.

Da gelangten sie in das Stadtquartier, wo die Häuser der Vornehmen standen. Erstaunten sie schon darüber, daß sie offen standen, so ging das Erstaunen in Grausen über, als sie in den menschenleeren Häusern die einsamen, würdevollen, majestätischen Greise erblickten, die regungslos wie Götterbilder in ihren Sesseln ruhten wie nach langer, mühseliger Lebensarbeit, die nun ihr Ende erreicht hatte.

Ein gallischer Krieger — so wird erzählt — überwand bei diesem Anblick soweit seine abergläubische Scheu, daß er dem L. Papirius, in

dessen Haus er gerathen war, in seinen ehrwürdigen Bart griff, den damals noch die Römer trugen, um sich zu überzeugen, ob das ehrwürdige Antlitz einem Gott oder einem Menschen angehöre.

Ein Schlag über das Haupt des verwegenen Galliers, welchen der mißhandelte Alte mit seinem Stabe führte, überzeugte diesen, daß er nur einen wehrlosen alten Mann vor sich habe. Nun geschah ihm wie den anderen opferfreudigen Greisen die Erfüllung ihres Gebetes. Sie wurden von den wilden gallischen Barbaren erschlagen.

Aber als wenn doch in dieser Todesweihe ein Fluch auf die Gallier gefallen wäre, es gelang ihnen nicht die Burg Roms, das Capitol, zu erobern, wie ernst es ihnen damit auch war. Denn sie lagen Monate lang davor, immer hoffend es auszuhungern oder zu erstürmen. Einmal waren schon in einer unbewachten Stunde gallische Krieger den steilen Fels in die Höhe gestiegen und waren schon der Plattform ganz nahe, als das Geschrei der heiligen Gänse der Juno, deren Leben die Besatzung trotz der Hungersnoth aus Furcht vor der Göttin geschont hatte, den Manlius weckte, welcher herbeieilte und die am Felsen emporklimmenden Feinde in den Abgrund hinabstürzte und das Capitol rettete.

Aber die Gallier lagen noch immer hartnäckig vor der Burg und der Fall des Capitols schien nur eine Zeitfrage. Da erweckten den Römern jene unterirdischen Götter, denen sich die senatorischen Greise geweiht hatten, einen übermächtigen, furchtbaren Bundesgenossen, das römische Fieber, das so oft im Mittelalter unsere deutschen Heere, wenn sie in der heißen Jahreszeit auf dem giftschwangeren römischen Boden die böse Luft, die aria cattiva, einathmeten, decimirt hat.

Die Krankheit bemächtigte sich des Heeres und noch lange hernach zeigte man in Rom eine Stelle, die busta Gallorum, wo die zahlreichen Opfer des römischen Fiebers verbrannt waren.

Freilich mochte dies nicht hindern, daß die Römer dem König der Gallier, Brennus — vielleicht war dieser Name nur der königliche Amtstitel der gallischen Fürsten — den Abzug für Gold abkauften.

Der Preis war für die Befreiung von der Landplage nicht zu theuer, obgleich die Erinnerung daran die Römer ebenso kränkte, wie die an die Eroberung des Etruskerkönigs Porsena. Man wird daher die Glaubhaftigkeit der Erzählung nicht allzu hoch anzuschlagen haben, nach welcher der alte Held Camillus, der Besieger von Veji und nun der Verbannte in Ardea, mit Hülfe der Ardeaten und der versprengten römischen Krieger an der Spitze eines Heeres in Rom erschien, gerade als die Römer dem Brennus das verlangte Gold zuwogen und Brennus überdrüssig des Feilschens und Abhandelns der Römer noch sein ehernes Schwert in die Wagschale warf,

damit auch dieſes noch mit Gold aufgewogen würde, mit den Worten vae victis! (wehe den Beſiegten!), und daß Camillus nun dem Brennus durch einen glänzenden Sieg dieſes übermüthige vae victis zehnfach heimgab.

Wie ſehr aber römiſche Nationaleitelkeit die nackte Wahrheit der furchtbaren Niederlage der Römer verkleidet hat, ſo iſt doch weſentlich ebenſo ſicher, daß die Gallier bei Rom ihre Grenze fanden durch die Seuche, die ihnen die römiſche Campagna während der Sommermonate in's Blut impfte und daß ſie, ſtatt weiter nach Süden zu ziehen, nach Norden zurückkehrten.

Die Römer hatten Schweres durch ſie gelitten. Ihre Stadt war verbrannt durch dieſe Horden, wie einſt Athen durch die Perſer. Aber der Feind war doch endlich abgezogen. Ja er war in gewiſſer Beziehung der Wohlthäter Roms geworden. Denn er hatte die Kraft des ganzen Norditaliens gebrochen, vor Allen die Kraft Etruriens, des nächſten nordiſchen Nachbars Roms. Die Gallier hatten alſo fortgeſetzt, was Camillus an der ſüdlichen größeren Etruskerſtadt Veji geleiſtet hatte. Die nordiſchen Gefahren waren ſeitdem für Rom im Weſentlichen gehoben. Wie viel ſpäter die Engländer unter der Königin Eliſabeth eine Münze ſchlugen mit dem Motto: afflavit deus et dissipati sunt (der Herrgott ſchickte einen Sturmwind und ſie wurden verſtreut), als Philipp's unüberwindliche Armada, die England erobern ſollte, an Englands Küſten durch Sturm ſcheiterte, ſo verſchwanden die galliſchen Schaaren, gelichtet durch das römiſche Fieber, vom römiſchen Boden und den Römern blieb nur die Erinnerung an dies ſchreckliche Ereigniß wie an ein phyſiſches Phänomen, ein Gewitter, welches plötzlich, unvorhergeſehen kommt und geht, nicht wie eine chroniſche Krankheit, in der das Mark der Volkskraft unrettbar, hoffnungslos, langſam mit ſicherer Todesausſicht dahinſiecht, ſondern wie ein Fieberparoxysmus, der den Organismus mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ergreift, aber endlich austobt und der friſchen Geſundheit den Platz räumt. Rom ward verwüſtet und verbrannt, wahrſcheinlich ebenſo wie die meiſten latiniſchen Nachbarſtädte. Allein es wurde bald wieder neu aufgebaut. Es wird freilich ausdrücklich geſagt, daß der Aufbau ſo eilig war, daß Jeder ſich nach Belieben anſiedelte, wo er es am Bequemſten fand, daß dadurch jenes Gewirr von Gaſſen entſtand, das ſpäter jedem Verſchönerungsplan der Stadt unendliche Schwierigkeiten entgegenſetzte. Früher war die Richtung der Cloaken, dieſer Rieſenbauten aus der Königszeit, im Einklang mit dem Straßenzug geweſen. Jetzt wurde darauf keine Rückſicht genommen. Die Straßen gingen jetzt quer über die Cloaken und über dieſen ſtanden die Häuſer. Aber die Stadt Rom ſtand doch wieder aufrecht, nachdem es endlich gegen die plebs und die Volkstribunen mit vielen Kämpfen durchgeſetzt war, daß nach der Zerſtörung

Roms man gerade dieſe wüſte Stätte, nicht das ſcheinbar viel günſtiger gelegene Veji zur ferneren Wohnſtätte wählen ſolle. Als der Senat darüber mit den Volkstribunen in den ärgerlichſten Erörterungen begriffen war, zog ein Haufen Kriegsvolk unter ſeinem Hauptmann auf und plötzlich ſchallte das etwas minder militäriſch als collegialiſch gefaßte Commando des centurio in die Senatsſitzung hinein: hic manebimus optime (es iſt am Beſten, daß wir hier bleiben); die mit deutlicher Stimme des Officiers geſprochenen Worte, ſie wirkten in der ſonderbaren, ſchwankenden Lage des Senats wie ein Orakel. Alles ſchrie: Hierbleiben und — nicht in Veji bequem Wohnen unter den Etruskern, und damit war es entſchieden, daß Rom fortan der Mittelpunkt des römiſch-latiniſchen Staats blieb und ſogleich wieder nach Beſeitigung der Gefahr die verlorenen Gebiete neu einzunehmen bemüht war. Freilich war die Macht der Gallier immer noch eine gewaltige in Italien. Denn ſie ſetzten ſich jetzt erſt recht in der Herrſchaft von Norditalien feſt, welches bis zum heutigen Tage dadurch in Sprache und Nationalcharakter etwas vom italiſchen Weſen Abweichendes erhielt und etwas Verwandtes mit Frankreich. Auch die Plünderungs-, Raub- und Kriegszüge nach Süden hörten nicht ſo ſchnell auf, die ſich zuweilen bis nach Campanien erſtreckten, und der greiſe Camillus focht noch gegen ſie bei Alba (387 d. St.; 367 n. Chr.) und ſein Sohn, L. Facius, beſiegte ſie zehn Jahre ſpäter in derſelben Gegend, nachdem ſie den Winter über ſich auf dem Albanerberge gelagert und verſchanzt hatten.

Bis tief in Umbrien und an der Grenze Etruriens hat man galliſche Inſchriften gefunden, die beweiſen, daß dieſes Volk auch hier dauernde Wohnſitze behauptete. Aber mit der Zeit wurde die Gefahr immer geringer, weil die früher ununterbrochenen Zuzüge von neuen Gallierſchwärmen aus nicht bekannten Gründen aufhörten und die italiſchen Gallier auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt blieben, die ſie nicht verſtanden durch ein höheres politiſches Gemeinweſen zu erhöhen und zu vervielfachen, wie die Römer.

Denn die Gallier waren noch damals ebenſo wie ſpäter die Deutſchen und Slaven ein Naturvolk, wie es gerade die italiſchen Völker nicht waren, außer etwa die Samniten in ihren abgelegenen, halb unzugänglichen Gebirgscantonen des hohen Apennins, die auch deshalb in der Art ihrer Ausbreitung und ihrer Wanderungen manche Aehnlichkeit mit den Galliern hatten, auch darin, daß beide Völker als Soldtruppen in fremde Dienſte traten und die ausſchwärmenden Haufen zuweilen in weiter Ferne von ihren Landsleuten und ihrer Heimath mitten unter fremden Völkern ein neues Gemeinweſen mit Hülfe der Waffen einrichteten. Selbſt in den geſegneten Fluren der Lombardei, wo ſie die unumſchränkten Herren waren, entſchloſſen ſie ſich erſt ſehr ſpät, erſt Jahrhunderte nach der Eroberung, zur Ackerbauwirthſchaft

i Stelle der uralten Viehwirthschaft, zu welcher die ausgedehnten Forsten, die mals noch den Boden bedeckten, besonders einluden. Wie bei allen nordischen ölkern Europas lieferten ihnen vorzugsweise die zahlreichen Schweineheerden n Lebensunterhalt und der Charakter der nordischen Landwirthschaft er- elt sich — vielleicht angefrischt durch die vom nahen nordischen Alpenge- irge bedingte Viehwirthschaft — so lange, daß dem großen Julius Cäsar in Gastfreund in Mailand zum Entsetzen seiner Begleiter statt des im ge- ldeten Italien üblichen Olivenöls Butter vorsetzte, von der der große ulius Cäsar zur Beschämung seiner unhöflichen, hochmüthigen Begleiter pfer zulangte.

Die Gallier hatten zwar einige Hauptorte gegründet, welche zu einer rt Mittelpunkt der einzelnen Stämme dienten, allein sie trugen durchaus icht den Charakter von Städten. Denn sie waren lediglich Versammlungs- rte der Vornehmen und ohne alle Befestigung. Sie lassen sich nicht ein- al unseren bekannten Burgflecken vergleichen. Die einzige Sicherheit die- r Völker bestand in dem Heeresaufgebot der wehrhaften Männer des anzen Stammes. Diese Hirten, die gewöhnt waren, die Hitze und Kälte er Jahreszeiten obdachlos zu ertragen, waren auch gleich bereit, sich zu riegerischen Raubzügen zu schaaren, sie waren eben so leicht leidenschaftlich u erregen, wie ihre heutigen Nachkommen in der Lombardei von Jedem, der iesen ihren empfindlichen Lebensnerv zu treffen verstand — ebenso ist ja och heute die große französische Nation. Wehe dem, gegen welchen sich iese Aufregung richtete, wohl dem, der an ihrer Spitze ging und oben auf en Wellen des ungestüm dahinstürzenden Stromes schwamm.

Es ist erklärlich, daß ein Volk wie die Etrusker, in einer starren und rsteinerten Aristokratie befangen, durch ein anderes so naturwüchsiges und isches — wie die Gallier waren — plötzlich angegriffen, die größten Ein- ußen und Verluste leiden mußte.

Aber es ist ebenso deutlich, daß ein Volk wie das römische, so innerlich ichtig, so gehorsam gegen seine Obrigkeiten, so zur nüchternen Ueberlegung rch Natur und Gewöhnung geneigt, und zugleich so umsichtig, sich in die annigfaltigsten Verhältnisse zu finden, ohne dabei den Kern seines Daseins ufzugeben, auf die Dauer von den stürmischen, aber doch eigentlich zielloſen nstrengungen der Gallier nichts zu fürchten hatte.

Es war in der That Rom, welches, obwohl unterstützt durch die ohne weifel furchtbaren Anstrengungen der Etrusker und Umbrer, sich der Unter- rücker zu erwehren, mit Ruhe und Bedacht den Kampf gegen die Gallier, i dessen erstem Gange es sich fast verblutet hatte, annahm und mit eiserner ähigkeit durchführte. Dadurch wurde Rom zum ersten Male der Wohl- äter und sogar der Retter von ganz Italien. Rom hatte seinen Schild

über die Halbinsel gedeckt, es hatte diesen Völkerwogen der nordischen Barbaren einen Damm dargeboten, an dem sie mit furchtbarer Wuth brandeten, ohne die Kraft zu haben, ihn zu durchbrechen, wenn auch einige Ueberfluth darüber hinausging, ohne großen Schaden.

Genug, die Gallier waren hinfort nicht mehr gefährliche Feinde für Rom, sie brachten ihm vielmehr Nutzen, indem sie den Widerstand der nördlich gelegenen Völkergebiete, der Umbrer und Etrusker, theils brachen, theils sie beschäftigten und dadurch für Rom unschädlich machten.

Es begann dadurch die doppelte kriegerische Thätigkeit Roms in erhöhter Bedeutsamkeit nach Norden und Süden, gegen die Etrusker und gegen Latium, so weit es sich zuweilen nicht fügen wollte und gegen die Volsker, Aequer und Campaner.

Nur muß man nicht denken, daß das Geschlecht der Römer, welches diese Kämpfe auszufechten hatte, leichtes Spiel gehabt hätte.

Es war im Gegentheil ganz erfüllt von der Bedrängniß und der Anstrengung des Geistes und Körpers, um dieser gallischen Eindringlinge los und ledig zu werden. Ihre Fluth hatte sich über Latium ergossen und sie waren, halb Eroberer, halb Söldner der einzelnen Städte, die sich wie Rom für Gold von ihnen losgekauft hatten, in Latium heimisch geworden. Tibur war auf diese Weise mit ihnen verschmolzen wie noch andere Städte Latiums. Auf dem Albanerberg hatten sie sich ein verschanztes Winterlager eingerichtet, zum Hohn des Jupiter Latiaris herrschten an seiner Stelle die nordischen Barbaren und die Seestadt Antium war mit ihnen in Verbindung getreten und zur Vervollkommnung des Bruderbundes ein Haufen griechischer Seeräuber. Man sieht, die Desorganisirung, die Auflösung der alten politischen Staaten- und Städteverbindungen war bis zum letzten Stadium gediehen, das dicht vor dem politischen Chaos stand.

Da waren es aber nicht die Latiner, sondern wieder die Römer, welche mit der gewaltigen Kraft ihres Heeres dieser grauenhaft zunehmenden Auflösung aller bisher heilig geachteten politischen Einigungen entgegentraten und in furchtbaren Schlachten die gallischen Angriffe zurückwarfen und den alten, durch die verderbenbringenden Stöße aus den Fugen gerathenen Ordnungen neue Haltbarkeit und Festigkeit gaben.

Die gallischen Abenteurerhaufen sahen, daß hier für sie keine Lorbeeren blühten und wandten sich nach Süden, sie drangen bis nach Neapel, bis nach Apulien vor, überall raubend und plündernd. Aber neue bleibende Wohnsitze, eine neue Heimath in diesem italischen Süden haben sie sich nirgend zu erkämpfen vermocht. Nicht einmal den Ruhm, als Helfer neue Völker- und Staatenbildungen durch entscheidendes Eintreten hervorgerufen zu haben, erwarben sie mit ihrer sonst tüchtigen Soldatenkraft. Vielmehr ist ihr ganzes glanzvolles Soldaten-

heldenthum spurlos verloren gegangen in den ihm gegenüber bereits zu fest gegründeten Völkerverhältnissen Süditaliens, an denen sie nur vergeblich gerüttelt haben. Es war eine heiße Zeit der Drangsal von zwölf langen Jahren gewesen, welche die Römer durchgemacht hatten in diesen unablässigen Kämpfen und sie waren über die große Noth hinweggekommen, sie hatten ihr Leben und das Leben ihres Staats errettet. Sie waren noch da. Es mochte ihnen selbst ein Wunder erscheinen, die Götter hatten persönlich, so war ihr fester Glaube, dazu mitgewirkt. Desto stolzer erhoben sie sich nun, da die Gefahr vergangen war. Zunächst waren es die latinischen Bundesgenossen, welche dieses Kraftbewußtsein der Römer zu fühlen bekamen. Der Druck der römischen Republik, welche die ganze Hälfte des römisch-latinischen Bündnisses bildete, wurde plötzlich stärker und die Latiner gewahrten ihn mit Unwillen und Grimm, obgleich sie sich nicht stark genug fühlten, ihm sogleich mit der That Nachdruck zu gewähren. Aber sie warteten, bis ihre Zeit käme. Zunächst war sie noch nicht gekommen. Denn Rom verstand es noch immer mit dem Uebergewicht seiner herzoglichen Macht die ganze Kraft des Bundes weiter südlich zu drängen. Allmählig waren nicht nur die alten Latiner, sondern auch die Aequer und Volsker und die Herniker und Aurunker (welche die Küstenlandschaften von Terracina bis Gaeta und die weinreichen Gestade des Falerner Gebiets bewohnten — und wer hat nicht von dem köstlichen Falerner Wein gehört, von dem alle römischen Dichter mit Entzücken reden —) der magnetischen Kraft, die von Rom ausging, verfallen. Alle diese herrlichen Gebiete waren nunmehr in ein einziges territoriales System gezogen, wenn sich auch innerhalb desselben noch so viel, zum großen Theil äußerst erbitterte Gegensätze regten. Einstweilen wußte Rom sie in Schranken zu halten. Es war die Seele in diesem weiten Völkergebiet, welches nunmehr unmittelbar an die gesegneten Landschaften des südlichen Italiens, an das viel gepriesene Campanien grenzte, welches in so unerschöpflicher Fruchtbarkeit seines Bodens prangt, daß im Vergleich mit ihm das Gebiet von Rom gleichsam noch im nordischen Klima zu liegen scheint.

Hier war es zum ersten Male, daß Rom mit dem zweiten großen Volksstaat Italiens, dem samnitischen, in unmittelbare Berührung trat. Wir haben bereits früher von den Volkswanderungen und Eroberungen des umbrisch-sabinisch-samnitischen Völkersystems geredet. Er besaß längst als seine mit den Waffen gewonnene Heimath die weiten Gebirgslandschaften der Abruzzen, die hohen Gebirge des ehemaligen Königreichs Neapel, und zunächst hatten sich seine jungen Mannschaften in die glückliche Ebene, la Campagna felice, wie sie noch jetzt heißt, siegreich ergossen. Die alte Herrschaft der Etrusker in Capua war durch ihre Waffen vernichtet. Sie selbst

waren als ihre Nachfolger und Waffenerben an ihre Stelle getreten, als die Erben ihres Besitzes und ihrer Laster, welche der üppige Boden dieses Erdenparadieses reichlich hervorsprossen ließ. Der Culturluxus der Etrusker vereinigte sich mit der rohen Kraft der Gebirgsmänner und das Gladiatorenvergnügen der Etrusker fand eine Anregung durch das raufluſtige Temperament der samnitischen Eroberer, so daß es ungewiß bleibt, ob der Gladiatorengreuel aus Capua, der Hauptstadt des einst etruskischen Campaniens, oder aus dem alten Etrurien, dem jetzigen Toscana, nach Rom verschleppt worden ist. Diese campanische Hauptstadt Capua war bereits damals Rom an Größe und Einwohnerzahl weit überlegen, noch mehr an städtischer Bildung und wahrscheinlich auch Ueberbildung. Sie vertrat vollkommen die Stelle des heutigen Neapels gegenüber dem heutigen Rom. Denn Neapel mit seinen 300,000 Seelen ist ohne Frage die eigentliche Großstadt des heutigen Italiens. In dem damaligen Capua herrschte eine Aristokratie, welche dem Blute nach von den samnitischen Eroberern abstammte.

Diese großstädtische Aristokratie, welche über eine weite Landschaft herrschte, war völlig verschieden von der ländlichen Adelsherrschaft, die im samnitischen Gebirge heimisch war und fand ihre natürlichen Sympathien in der römischen Aristokratie, welche ebenfalls, wenn auch mit der plebejischen Aristokratie verbunden, die weite römische Landschaft unmittelbar und die latinische mittelbar beherrschte. In Rom hieß man diese Aristokratie von Capua schlechthin die campanische Ritterschaft und dieser Name dauerte bis in die späten Zeiten hinab, wo Hannibal Rom und Italien durch seine unerschöpflichen Feldherrnmittel und Feldherrnlisten in Angst erhielt und diese campanische Ritterschaft zu Grunde richtete, wodurch er Rom wider Willen den größten Dienst erwies, indem er Rom von seinem ebenbürtigsten Feinde befreite. Denn allerdings hatte Capua diese Bedeutung für Rom, weil sein Adel nicht minder als die patricisch-plebejische Aristokratie Roms durchaus kriegerisch tüchtig war.

Wie tüchtig und kräftig aber diese campanische Ritterschaft hier einwirkte, sie war doch nicht kräftig genug, den fortwährenden Angriffen der samnitischen Heere, die vom Gebirge herabströmten, um die glückseligen Landschaften Campaniens und ihre üppigen Fluren für sich zu erobern, fortdauernd siegreichen Widerstand zu leisten. Sie kam in immer größere Bedrängniß, die immer näher an sie trat und bald wußte sie nicht mehr aus noch ein gegen die Stürme ihrer alten Landsleute, mit denen sie blutsverwandt war, die aber diese alte Blutsverwandtschaft völlig gering achteten, nur bedacht, für sich selber zu sorgen. Als die Geschlechter von Capua jede Widerstandskraft erschöpft hatten und ihren nahen Ruin vor Augen sahen, griffen sie zum letzten Rettungsmittel. Sie wandten sich nach Rom und als der Senat und

das Volk von Rom zauderte ſich ihrer anzunehmen, da thaten die Capuaner Herrengeſchlechter das Aeußerſte und trugen ſich, das iſt Stadt und Land zu Lehen an. Dies Angebot endlich ſchlug ein und Rom übernahm den Schutz Capuas (411 d. Stadt; 343 v. Chr.).

Damit war der Krieg zwiſchen Rom und Samnium erklärt. Denn als die römiſchen Geſandten im ſamnitiſchen Senat erſchienen mit der Forderung, Samnium ſollte von Capua ablaſſen, war die Erbitterung ſo groß, daß gleich in der Römer Gegenwart die ſamnitiſchen Obrigkeiten den Feldhauptleuten mit lauter Stimme befahlen, in das campaniſche Gebiet einzurücken. Augenblicklich brachen die ſamnitiſchen Legionen auf, und in noch größerer Eile die beiden Conſular-Heere der Römer unter M. Valerius Corvus und A. Cornelius Coſſus, beide Patricier; aber ſie waren ihres ſchweren Berufs würdig, vor Allem Valerius, der ſeinen Beinamen Corvus, der Rabe, ſchon als Jüngling erworben im Zweikampf mit einem Gallier, der ihn herausgefordert und den er erlegt hatte, wobei ſich ein Rabe, ſtets wie von Göttern geſandt, auf ſeinen Helm niedergelaſſen, den Gallier durch Schlagen mit den Flügeln beängſtigend. Schon im 23. Jahre war er Conſul geworden und jetzt bekleidete er das dritte Conſulat, ein Liebling nicht nur der Götter, ſondern auch der Menſchen. Jetzt ſollte er aber ſein Meiſterſtück machen.

Schauplatz der Samnitenkriege.

Er übernahm mit ſeinem Heere denn auch das ſchwierigſte Werk des Feldzuges, den Schutz von Campanien ſelbſt, während Cornelius mit ſeinem Heere ſich am Ausgang der Päſſe lagerte, die von Samnium in die Ebene führen, um dies gleichſam abzuſperren. Es müſſen in Campanien, wo ohne Zweifel das Hauptheer der Samniten vor den Römern erſchienen war, gewaltige Kämpfe ſtattgefunden haben, von denen die römiſchen Berichte nichts melden. Aber wir können es daraus ſchließen, daß der erſte Entſcheidungskampf nicht etwa bei Capua, um welches gekämpft wurde, ſondern im äußerſten Süden Campaniens, und zwar am Berge Gau-

rus, nahe dem heutigen Neapel, ſtattfand. Bis dahin müſſen ſich alſo beide Heere in verſchiedenem, vielleicht wechſelſeitigem Gelingen und Mißlingen gedrängt haben. Aber hier hielten die Samniten Stand. Es war ein heißer, fürchterlicher Kampf, die ſamnitiſchen Heerhaufen ſtanden feſt wie Mauern. Aber die Römer legten mit verzweiflungsvoller Tapferkeit in dieſe Mauern eine fürchterliche Breſche. Ihnen gehörte der Sieg und nur die Nacht endete das Morden. Die Römer geſtanden, ſie wären noch nie einem entſchloſſeneren Feinde begegnet, und die Samniten ſagten, ſie wären nur den Römern gewichen, weil ihre Augen von dämoniſchem Feuer gefunkelt hätten. Unterdeſſen war das Heer des Cornelius, hart bedrängt, nur durch ſchleunigen Rückmarſch aus einem Gebirgswege, in den man ſich unvorſichtiger Weiſe gewagt hatte, und durch die Heldenthat des plebejiſchen Legionstribunen Decius, der rechtzeitig eine gebietende Höhe beſetzt und dadurch die Feinde aufgehalten hatte, errettet der ſchimpflicher Niederlage. Glücklich entkam Decius mit ſeinen Tapferen den Verfolgern und erſchien als der Todtgeglaubte im römiſchen Lager, wo ihn der Conſul ſelbſt als den Retter des Heeres begrüßte und ihm die ſchönſten kriegeriſchen Ehrenzeichen verlieh, dazu hundert Stiere und darunter einen weißen mit vergoldeten Hörnern, welche der alte Landesgott ſogleich den Göttern und ſeinen Kameraden zum ſoldatiſchen Opferſchmauſe verehrte. Die Legionen aber brachten ihm einen Grastranz, als dem Befreier aus harter Belagerung. Dieſer zweiten unentſchiedenen Samniterſchlacht folgte eine dritte, bei Sueſſula, nicht fern von Capua, wo es zur letzten Entſcheidung kam, nachdem Valerius wieder aus dem fernen Süden Campaniens als Sieger nach Norden vorgedrungen war. Hier fochten die Samniten, die am Gaurus dem Valerius, nördlich dem Cornelius zu ſchaffen gemacht hatten, gegen die vereinigten Heere Roms. Es war die Entſcheidungsſchlacht und Rom hatte auch hier geſiegt. Campanien hatte es damit gegen die Samniten behauptet und zugleich ſchien die drohende Gefahr Samniums abgewendet.

Aber gleich nach dieſem herrlichſten Siege begann erſt die ſchlimmſte Noth für Rom. Die römiſchen Legionen waren in und bei Capua in die Winterquartiere gelegt. Ihre Erfolge und das üppige Leben in dieſer ſeligen Landſchaft und ihrer balſamiſchen, berauſchenden Luft lockerte die Disciplin der ſo bewährten römiſchen Soldaten. Die aufrühreriſche Stimmung ſchlich durch das Heer, genährt und gepflegt durch die unruhigen Rädelsführer, die auch in Rom jede Gelegenheit zur Oppoſition benutzt hatten. Ungeſchickte Maßregeln der neuen Conſuln brachten den Aufruhr in helle Flammen. Man hatte die Unruhigſten nach Hauſe entlaſſen. Aber ſchon in Terracina machten ſie Halt, und von neuen Zuzügen, die alle durch den Paß von Terracina marſchiren mußten, unterſtützt, pflanzten ſie die Fahne der Empörung auf und

zum Heere angewachsen drangen sie gegen Rom vor. Sie fühlten lebhaft den Mangel eines Führers und wie die Gewalthaufen der ausgedienten Landsknechte in unserem Bauernkriege den Ritter Götz von Berlichingen mit Gewalt zwangen, ihr Feldhauptmann zu werden, so überfielen sie auch in der Nacht einen alten römischen Patricier, der sich mit der Errungenschaft eines lahmen Beines nach tapferem Kriegsleben im Gebiet von Tusculum niedergelassen, den Titus Quinctius, schleppten ihn fort und trugen ihm unter Androhung des Todes, wenn er sich weigerte, die Feldhauptmannschaft an. Natürlich mußte sich der Alte fügen und nun wälzte sich der Gewalthaufe gegen Rom.

Sie waren nur noch vier Meilen von der Stadt entfernt, als ihnen der alte Valerius Corvus, der Sieger am Gaurus und von Suessula, den man eilig in der Noth zum Dictator ernannt, mit dem geschwind aufgebotenen römischen Heerbann entgegenkam.

Es gelang ihm, die wilden Haufen zur Vernunft zu bringen, aber nicht mit Gewalt, nicht mit Strenge, sondern durch Milde und viele und namhafte Concessionen für die gravamina, die sie stellten.

Diese Milde eines Dictators gegen aufrührerische Soldaten ist so befremdend, daß sie sich nur erklärt aus einer noch viel größeren Bedrängniß Roms, von der diese nur das Vorspiel war.

Denn nicht allein die römischen Soldaten waren Rom abtrünnig geworden, sondern der Aufruhr war auch übergegangen auf die Latinerstädte, deren Aufgebot den Samnitenkrieg mit durchgekämpft und wesentlich zum Siege der römischen Waffen beigetragen hatte. Es war also eine furchtbare Krise für Rom eingetreten, wo das ganze mühsame Werk von Jahrhunderten plötzlich aus allen Fugen zu gehen schien.

Desto kühner gemacht durch die Behandlung der römischen Meuterer erschienen die Vormänner, decem principes, an ihrer Spitze die zwei Prätoren von Latium, im römischen Senat und forderten ebenfalls eine Revision der, wie sie meinten, nicht mehr zeitgemäßen latinischen Bundesverfassung. Vor Allen war es Titus Annius aus Setia, welcher am Entschiedensten in der Heimath den Abfall von Rom gepredigt und organisirt hatte, dessen Wahlspruch lautete, nicht zu reden, sondern zu handeln sei nöthig, welcher im römischen Senat als Wortführer auftrat.

Der Latiner stellte ohne Umschweife die harten und für Rom demüthigenden Bedingungen, zwar wollte Latium auch fürderhin Rom als den Vorort anerkennen, allein nur wenn der eine Consul aus den Römern, der andere aus den Latinern erkoren, ferner die Hälfte des Senats aus Latinern erwählt würde, und forthin jeder Unterschied im Rechte römischer und latinischer Bürger getilgt würde. Er wagte es sogar zu behaupten, der

Jupiter des Capitols sei nicht geringer als der Jupiter Latiaris, der latinische Gott.

Rom besaß aber damals einen nicht minder entschlossenen, nicht minder leidenschaftlichen Mann, der ebenso, wie Titus Annius die Latiner, jetzt den römischen Senat mit sich fortriß zu einem äußersten Beschluß. Titus Manlius Torquatus war es, der in feuriger Rede die Senatoren aufforderte, den aufrührerischen Latiner nicht zu hören. Er erklärte ihnen, wenn sie sich einschüchtern ließen, so werde er die Ehre Roms nicht untergehen lassen und als Senator den ersten Latiner, der sich als Mitglied des Senats in dieser geweihten Körperschaft zu zeigen wagte, mit seinem Schwerte niederstoßen.

Die Forderung des Latiners Annius war ebenso gerecht wie die der Plebejer auf die zweite Consulatsstelle. Aber der Senat stimmte nach dem Antrag des T. Manlius Torquatus. Ganz wie M. Valerius Corvus war auch er der treue Musterabdruck des erblichen Charakters seiner Familie. Auch er dankte wie jener seinen Beinamen einem glücklich und tapfer ausgefochtenen Zweikampf mit einem prahlerisch ihn herausfordernden Gallier, den er erlegte und einen Kranz, torques, dafür zum Siegeslohn und Ehrendank gewann.

Nicht umsonst hatte sein Vater, der Altconsul, den Beinamen Imperiosus in die Familie gebracht. Er bedeutet: der Gewalthaberische. Torquatus war auch hierin sein echter Sohn.

Als er in unbeugsamer Strenge, als der Senatssprecher, dem Latinerprätor Annius mit aller Herbigkeit seiner Natur entgegen trat, gleichsam als der Vorkämpfer des capitolinischen Jupiter gegen den Vorkämpfer des Jupiter Latiaris, geschah es, daß der Alte auf's Tiefste erschüttert beim Herabsteigen der Treppe des Capitols strauchelnd einen schweren Fall that und für todt hinweggetragen wurde, wie durch ein Gottesurtheil des beleidigten Jupiter selber. Ebenso unbeugsam streng verfuhr er nun als Feldherr im Kriege mit den neuen Landesfeinden gegen seine eigene Soldaten. Denn kaum war das Heer in's Feld gerückt, so erließ er ein strenges Gebot, Niemand sollte sich bei Gefahr Leibes und Lebens unterstehen, ohne seinen besonderen Befehl mit dem Feinde handgemein zu werden.

Die Weisheit und Bedeutsamkeit dieses Gebots läßt sich leicht erkennen aus der kurz zuvor mit Schrecken erlebten Meuterei der römischen Truppen, welche mit genauer Noth die überlegene Kraft und die gewinnende Leutseligkeit des M. Valerius Corvus erstickt hatte. Manlius mußte dafür sorgen, daß zuerst und vor Allem die durch ein so böses Beispiel wankend gewordene römische Disciplin neu befestigt würde. Wie nöthig ein solches Gebot war, zeigte auch die Beschaffenheit des Krieges, in dem man sich be-

fand. Es war in der That ein Bürgerkrieg. Denn Römer und Latiner waren durch Blutsverwandtschaft, das heißt durch Verschwägerung der Familien, durch dieselbe Sprache, Sitten, Geschichte, gemeinschaftlich ausgestandene Gefahren und Kämpfe unter denselben Feldzeichen und Feldherrn in That und Wahrheit ein Volk, wie früher vor ihrer Verschmelzung die Patricier und Plebejer und begegneten sich jetzt auf den blutigen Wegen des Krieges. Die Gefahr war also gleich groß, daß einzelne Theile des römischen Heerbanns durch verwandtschaftliche Gefühle geleitet zum Feinde abfielen oder in ungehorsamer Leidenschaftlichkeit einzeln mit dem Feinde kämpften und, niedergemacht, dem Ganzen verloren gingen. Der Consul hatte einen herrlichen, edel gearteten Sohn, der als Rittmeister über eine Reiterschaar gebot. Den Reitern war der Befehl geworden, die Stellung des Feindes zu erspähen. Der junge Manlius mit den Seinigen war unerschrocken bis hart an die Feinde geritten. Es waren Tusculaner und ihr Führer, ein angesehener Edelmann Geminus Maecius. Die beiden Officiere, die sich früher in anderen Verhältnissen oft begegnet waren, erkannten sich augenblicklich und der Tusculaner begann den Römer mit herzkränkenden Reden über ihn und seine römische Heimath herauszufordern und zu verhöhnen. Die hergebrachten Begriffe von römischer Kriegs- und Standesehre waren so gebieterisch, daß Manlius, ermuthigt, angetrieben von den eigenen Landsleuten, die Aufforderung annahm, den übermüthigen Latiner erlegte und mit seiner erbeuteten Rüstung wie im Triumph im römischen Lager vor seinem Vater und Feldherrn erschien, ihm Bericht zu erstatten. Als ihn der Vater gehört, verhüllte er das Haupt und wandte sich in schweigendem tiefem Schmerze von dem Sohne ab. Dann ermannte er sich und sprach ruhig zu seinem Sohne: „Du kennst mein Gebot, das ich dem ganzen Lager verkündet habe und Du, mein Sohn, hast es übertreten. Auf, Lictor, thue Deine Pflicht!“

Alle, die es hörten, waren starr vor Entsetzen und sie kamen erst zur Besinnung, als das Haupt des geliebten Heldenjünglings, von dem Henkerbeil getroffen, den blutigen Sand küßte. Unterdessen der blutige Befehl des Vaters vollzogen wurde, zerriß seine Brust die Erinnerung, wie auch er seine Heldenlaufbahn durch jenen glücklichen Zweikampf mit dem herausfordernden Gallier begonnen hatte und daß nun die ebenso begonnene Laufbahn seines Sohnes im Blut erstickt war, nicht durch die Hand des Latiners, sondern durch seine, die Vaterhand.

Aber die Vaterhand hatte das eigene Blut geopfert für das Vaterland. Der Sohn war der Märtyrer geworden für die aus den Fugen gerathene Heeresordnung Roms, sein Blut hatte die auseinandergewichene Disciplin wieder zusammengeleimt. Dieser Beilschlag des Henkers auf das Haupt

des Heldenjünglings hatte plötzlich durch einen Ruck das römische Heer in eine lebendige, dem Wort des Feldherrn gehorsame Maschine verwandelt. Manliana imperia (Gewaltgebote des Manlius) ist seitdem sprüchwörtlich geworden.

Dies waren die Präliminarien des Krieges für den verwaisten Feldherrn, der erst, nun des Heeres sicher, seine Operationen begann. Wie hatten sich seit den Siegen des Valerius die Völker- und Staatenverhältnisse so völlig verschoben und in's Gegentheil verkehrt. Die Römer und ihre damals erbitterten Feinde, die Samniten, waren jetzt gute Freunde und die Capuaner, die sich so sehr an Rom gedrängt hatten, sie waren lieber mit der nachbarlichen Macht, den Latinern, einig geworden und ihre Heere hatten sich verbunden zur Abwehr gegen Römer und Samniten.

Wie im ersten Samnitenkriege kam es zur Entscheidungsschlacht erst in dem tiefen Süden, nahe bei Neapel an dem Vesuv, denn hier war es, wo die zweite Entscheidungsschlacht, wie die erste am Berge Gaurus, zwischen Samniten und Römern stattfand. In der Nacht vorher hatten beide Consuln dasselbe wunderbare Traumgesicht, daß ihnen eine Riesengestalt erschien, ihnen ankündigend, die Römer würden siegen, wenn einer der Consuln den Feind und sich selber den unterirdischen Göttern weihte. Sie waren beide, der Patricier Manlius und der Plebejer P. Decius, gottesfürchtige, ihr Vaterland über Alles liebende Männer. Manlius hatte es an seinem Sohne bewiesen, Decius sollte es erst beweisen. Als sie sich ihren Traum erzählt hatten, beschlossen sie, derjenige unter ihnen sollte sich dem Tode weihen, dessen Truppen in's Weichen vom Feinde genöthigt würden.

Sie brachten am frühen Morgen, ehe es in's Treffen ging, den Göttern ihre Opfer dar. Da fanden die Opferpriester des Decius an dem geweihten Thiere schreckliche Zeichen, das Thier des Manlius verkündete herrlichen Erfolg. Da erkannte Decius sein Geschick, daß er sterben müßte und den Segen, den sein Tod seinem Volke bringen würde. Er verlangte nach dem Pontifex, dem Marcus Valerius, dem kundigen Weisen der vaterländischen Götterrechte, den er nicht von seiner Seite ließ. So ging es in die Schlacht. Das Heer des Manlius stürzte sich mit der Wuth von Tigern auf die latinischen Legionen. Es war, als wenn der erste glückliche Vorkämpfer, der seinen Sieg mit dem eigenen Blute bezahlte, durch die väterliche Fluchformel vorangeritten wäre, gleichsam als der Würgeengel, der alle irdische Furcht überwunden.

Aber das Heer des Decius stand nicht unter diesem Zauber. Gleich Anfangs, als der furchtbare Sturm durch die kriegsgewohnten, gekränkten und erbitterten Latinerschaaren heranbrauste, wich schon das erste Glied der Schlachtordnung. Decius, der Feldherr, sah es, er bedurfte keiner weiteren

ung und forderte den M. Valerius auf, die heilige Fluchformel aus-
chen, welche das gottgesandte Verderben auf das feindliche Heer und
in Haupt herabzog. Als der Pontifex die grausenhafte Formel voll-
hatte, welche das Heer mit Entsetzen hörte, zog der Consul hoch zu
: seine Toga über sein Haupt wie der Opferpriester, aber nun selber
Sühnopfer erkoren, und stürzte sich auf dem blitzschnell dahineilenden
seine Waffen schwingend, in den dichtesten Haufen der Feinde, den
en Göttern erflehten Tod verbreitend und empfangend.
Was der Tod des jungen Manlius im Heere seines Vaters gewirkt
das bewirkte jetzt der Tod des Decius in seinem eigenen Heere. Es
jetzt keine Furcht mehr, es war überzeugt, daß der Feind dem Ver-
i verfallen war. Von Neuem begann die Schlacht und die Latiner
chten den rasenden, den Tod verachtenden Römern nicht zu widerstehen.
Schlacht war glänzend gewonnen, die Römer hatten die Latiner völlig
. Die Capuaner, welche den Samniten gegenüberstanden, waren von
noch viel leichter geworfen. Der Sieg am Vesuv war ein vollkom-
über die neue Völkercoalition der Latiner und Campaner. Ihr Heer
sich in eiliger Flucht vorwärts. Erst am Liris sammelten sie sich
, verstärkt durch die neuen Aufgebote, die aus den latinischen Städten
en stießen. Hier, auf dem ager Falernus, wo der herrliche Wein ge-
bei Trifanum (den drei Capellen) kam es noch einmal zur Schlacht.
ar nicht so hart bestritten, aber desto mehr entscheidend für die Rö-
Denn das latinische Heer, dessen beste kampfgewohnte Krieger am
gefallen, war vernichtet und aufgelöst, Latium selbst wehrlos und der
beendet. Nur die einzelnen festen Städte waren noch im Vertheidi-
zustand und bei der andauernden verzweiflungsvollen Erbitterung der
r gegen Rom war die Unterwerfung von Latium eine weitläufige, aber
mehr gefährliche Kriegsoperation geworden, welche in zwei Jahren ihr
erreicht hatte und Latium in die Hand des Siegers legte.
Nun begann für Rom die Periode der Ausnutzung des siegreich voll-
n Krieges und da ließ es an nichts fehlen, in politisch organisirenden
ationen die Früchte zu ernten und die Besiegten mit dreifach gedrehten
rn, Stricken und Netzen an sich zu binden. Der alte latinische Bund
natürlich vernichtet, wie einst ihr eigenes Königthum, von dem sie sich
. Aber wie sie einen Opferkönig, den rex sacrificulus, als unschul-
rinnerung des gewaltigen majestätischen Königs bestehen ließen, so blieb
ichts vom alten latinischen Eidgenossenstaat als die gottesdienstliche
Gemeinschaft der Latinerstädte, die sich bis in späte Zeiten erhielt.
hatte jetzt nicht mehr mit dem nomen Latinum, dem gemeinsamen La-
zu thun, sondern nur mit den einzelnen Städten, welche dazu gehört

hatten, wurden Sonderverträge gemacht. Rom zeigte sich dabei im Ganzen milde, soweit es die socialen Zustände betraf, alle früheren politischen Berechtigungen blieben aber bis auf jede Spur vertilgt. Aber zahlreiche Landabtretungen für zahlreiche Römeransiedlungen in Stadt und Land ließen die Latiner die schwere Hand der Sieger fühlen und brachten ihnen das Bewußtsein, daß sie vor Allem in militärischer Beziehung in der Gewalt Roms waren.

Jetzt verschwand auch wie Eis an der Frühlingssonne die Macht der volskischen Eroberungsbevölkerung in Latium, vor Allem in Antium, das so lange den Römern erbitterten Widerstand geleistet hatte. Eine römische Bürgercolonie hielt fortan diese Stadt in römischem Gehorsam. Vor Allem traf die Hand der Sieger die regierenden Geschlechter in den volskischen Städten, deren Landeigenthum eingezogen und an römische Bürger vertheilt wurde. Die einst so gefürchtete Seeherrschaft von Antium wurde vernichtet und als Siegeszeichen eine Anzahl der Schiffsschnäbel auf dem römischen Forum aufgestellt als Schmuck der Rednerbühne. Seitdem war es gleichbedeutend als Redner aufzutreten, wenn man sagte, er bestieg die rostra, das ist die Schiffsschnäbel, von denen herab alle die gefeierten Redner bis zu Cicero herab zum Volke sprachen.

Noch schrecklicher büßte das ebenfalls volskische Privernum. Vitruvius Vaccus, ein vornehmer Bürger der Stadt, der einst in Rom hochangesehen war und daselbst ein Haus besaß, wie so viele hohe Bundesgenossen, denen das latinische Bürgerrecht gehörte, hatte seine Stadt zum Kriege gegen Rom fortgerissen. Aber der Ausgang desselben endete mit der Niederlage seiner Mannschaft, mit der Erstürmung der Stadt. Der kühne Vitruvius wurde von der gedemüthigten Stadt ausgeliefert, im Triumph als Gefangener aufgeführt und nach altem Herkommen im carcer Mamertinus unter der capitolinischen Burg hingerichtet mit anderen vornehmen Privernaten. Die Stadt war gedemüthigt, aber sie knirschte vor Wuth über die ihr angethane Schmach, begierig sich zu rächen.

Indeß darum kümmerten sich die Römer wenig. Vielmehr legten sie in das weiter hinauf dem Gebirge zu gelegene Fregellae eine Coloniebesatzung von Römern und dehnten ihr Gebiet möglichst weit aus, ebenso wurde jenseit des Liris die Stadt Cales in eine römische Colonieburg verwandelt, die bestimmt war, die Bewohner von Teanum Sidicinum zugleich in Gehorsam zu halten, eine rechte Grenzburg gegen die Samniten. Rom beherrschte jetzt das ganze Tiefland mit einem guten Theile der Vorberge zwischen der Tiber und Neapel, zwischen dem Meere und dem hohen Gebirge. Es war das reichste, civilisirteste und bevölkertste Land in ganz Italien. Vielleicht wären die griechischen Gebiete des südlichen Italiens damit einigermaßen zu

vergleichen gewesen. Allein weder ihr gemeinsames Gebiet war so ausgedehnt, noch war ihre Organisation mit der römischen straffen entfernt zu vergleichen. Denn hier hatte schon in den einzelnen Städten die griechische auflösende Demokratie und die griechische Territorialabsonderung Alles aus den Fugen gebracht und eine energische Aneinanderschließung der einzelnen Städte und Stadtgebiete zu gemeinsamem Handeln zur Unmöglichkeit gemacht. Die Römer in Latium und Campanien waren ebenso bedrängt von den Samniten wie die Apuler im Tieflande am adriatischen Meere und die Griechen im tiefen Süden durch die Lucaner, halbe Verwandte der Samniten, und die Samniten im innern Festlande selber. Aber wie verschieden war der Widerstand, welchen Römer und Griechen diesem gemeinschaftlichen Feinde leisteten. Die Römer hoben sich aus geringen Verhältnissen durch eigene Kraft zu einer italischen Großmacht herauf. Diese Griechen aber, die ihnen an Macht Anfangs weit überlegen waren, kamen durch ihren alle Bande des politischen Lebens auflösenden Demokratismus, von dem sie sich wie vom behaglichen Schlafrock nebst Nachtmütze nicht trennen konnten, bald zum Bewußtsein, daß zur Conservirung derselben die eigene Kraft nicht ausreichte und sie sahen sich deshalb nach fremder Hülfe um, nach Hülfe aus der alten Heimath, Griechenland. Damals war der mächtigste Staat der italischen Griechen Tarent, gleichsam der natürliche Vorort aller übrigen Griechenstädte Italiens, obgleich diese weit entfernt waren ihr zu gehorsamen, sondern nur ihren größeren Wohlstand und Reichthum mit Neid anerkennen mußten. Gegen diese reiche Kaufstadt wendete sich daher vorzugsweise der nach Süden vordringende national-italische Völkerstamm, in deren Rücken als Helfer die mächtigen Samniten, oder wie sie sich selbst nannten, die Safini, die Nachkommen und Blutsgenossen der alten Sabiner, standen.

Da hatte auf den reisigen König der Molosser in Epirus — das Menschengeschlecht ist längst verschwunden, aber das schon im Alterthum berühmte Geschlecht der Molosserhunde hat sich in der alten Heimath erhalten — Tarent in seiner Noth die Augen geworfen. Es war Alexander, der Oheim des großen Alexander von Macedonien, der sich ganz Asien unterwarf, der leibliche Bruder seiner Mutter Olympia, welcher den Hülferuf der Griechenstadt in Italien vernahm und ihr Hülfe brachte. Mit seinen treuen kriegerischen Epiroten fuhr er über das Meer, nicht nur Tarent, sondern auch andere bedrängte griechische Nachbarstädte gewährten ihm Geld und Mannschaft. Die lucanischen Unzufriedenen und Verbannten traten als Reisläufer in seine Dienste, gerade sie hielt er mit richtiger Berechnung für seine treuesten Genossen. Mit einem solchen Heere siegte er bei Pästum, dem griechischen Posidonia, dessen herrliche Griechentempel noch heute mitten

in der Wüste und Fieberluft fast ganz erhalten aufrecht stehen, über die vereinten Lucaner und Samniten. Es war nicht allein ein Sieg für die unteritalischen Griechen, sondern auch die Römer fühlten augenblicklich die Erleichterung an ihren Südgrenzen gegen die Nordgrenze der Samniten und sie beeilten sich das ihnen von dem Epiroten angebotene Bündniß anzunehmen. Aber gerade die gewaltige Stellung, welche dem König Alexander die Schlacht bei Pästum gewonnen hatte, bewirkte Argwohn und Haß in den Herzen der Tarentiner, die bald in offene Feindschaft übergingen. Der König hatte kein Wahl, er suchte und fand neue Stützpunkte in anderen Griechenstädten, besonders in Herakleia, dessen er sich bemächtigte. Trotz den abgefallenen Tarentinern war er mächtig genug, noch einmal sein Heer gegen die Lucaner zu führen. Allein das Glück war ihm nicht hold, er erlitt starke Verluste auf dem Marsche, den Regengüsse und angeschwollene Ströme immer gefährlicher machten. Da kam er an einen Fluß nahe bei Pandosia, er hieß der Acheron, dessen Brücke fortgerissen war. Man sagt, der König habe einst begierig den ausländischen Krieg ergriffen, weil ihm das Orakel des dodonäischen Zeus verkündet, er sollte Pandosia und den Acheron fliehen. Denn beide lagen im Epirus. Nun erfuhr er, daß er ihnen in Italien nahe sei. Allein dennoch eilte er vorwärts und sprengte in den reißenden Strom, umgeben von seinen Getreuen, den lucanischen Vertriebenen. Aber einen hatte er beleidigt und dieser stieß ihm seinen Speer mitten durch den Leib, daß er vom Pferde sank in das reißende Wasser, das ihn hinabspülte. Der Leichnam fiel unterhalb des Flusses in die Gewalt der Feinde. Sie schnitten ihn mitten durch und schickten die eine Hälfte nach Consentia, die andere behielten sie selber und trieben Spott und Hohn damit. Ein unglückliches Weib, deren Mann und Söhne des Feindes Gefangene waren, kaufte den Cannibalen ab, was vom Könige Alexander übrig geblieben, wie den Bewohnern von Thurii und von Consentia und diese wenigen Knochen empfing Kleopatra, die traurige verwittwete Königin jenseit des Meeres. Alle die hochfliegenden Pläne von einem Weströich, mit dem sie sich getragen haben mochte, wie ihr Neffe ein Ostreich in Asien gegründet, sie waren mit ihres Gemahls theurem Haupte in's Grab gesunken, die Römer hatten einen hoffnungsvollen Verbündeten und die Samniten, Lucaner und Apuler einen gefährlichen Feind verloren. Vor Allem die Samniten fühlten sich wieder ganz ihrer Aufgabe von Neuem hingegeben, sich von dem Drucke zu befreien, welchen Rom ihnen durch den Kranz seiner Colonien, die am Fuße ihrer Gebirgsheimath ihnen als feste Burgen entgegenstarrten, aufzuerlegen gedachte. Das ihnen von Rom zugestandene Gebiet der Sidiciner mit der Stadt Teanum war fortwährend bedroht und nicht mindere Gefahr brachten ihnen die Griechenstädte am Golf von Neapel, nach denen die Römer ihre habsüchtigen

Hände ausstreckten, gleichsam zur Sicherung und zum Abschluß ihrer campanischen Gebiete. Die Streitigkeiten und Zänkereien wegen Gebietsverletzungen und anderer Unbill hatten nie ganz aufgehört und die Erbitterung gesteigert. Jetzt beschlossen die Samniten durch einen kühnen Handstreich den Römern am Golf von Neapel zuvorzukommen. Ein Haufe von 4000 Samniten und 200 Nolanern drang in Palaeopolis ein, zur Unterstützung der schwachen Besatzung der befreundeten Stadt. Die Samniten waren zum Kriege längst entschlossen und hatten die Städte Privernum, Fundi und Formiae zum Aufstand vermocht.

Rom sandte eine feierliche Gesandtschaft an die Samniten und forderte Genugthuung. Die Samniten antworteten, kein Abbruch sei bisher den Römern von Staatswegen geschehen, es wären Ueberschreitungen Einzelner, aber zugleich antworteten sie mit einer Fluth von Beschwerden über die Kränkungen der Römer. Die Gesandten schlugen ein friedliches Schiedsgericht der gemeinschaftlichen Bundesgenossen und Freunde zur Abstellung dieser gravamina vor. Da sprach der Vorsitzende des Senats: „Nicht der unfruchtbaren Wechselreden und Wortgefechte bedarf es hier oder wo sonst, sondern in Campanien sei der Entscheidungskampf mit den Waffen. Dorthin, zwischen Capua und Suessula, sendet eure Legionen, wo sie die unsrigen treffen werden. Dort mag es sich zeigen, wem die Götter Recht geben, euch oder uns.“ Da rief der römische Fetialis die Götter zu Zeugen, daß Rom ihrem Rechte genügt hätte. Er verhüllte mit der Toga sein Haupt und betete die heilige Wettformel: „Haben die Römer für erlittene Kränkung den Krieg unternommen, so segne ihre Waffen, führen sie aber als Eidesbrecher ungerechten Krieg, so verderbet sie.“

So begann der zweite Samnitenkrieg (427 der Stadt; 327 v. Chr.). Er nahm einen ganz anders umfassenden Charakter an als der erste. Denn gleich im Anfang desselben waren die Lucaner in ein Bündniß mit Rom getreten und die Apuler, stets von den Samniten bedrängt, ihren natürlichen Verbündeten, während das ferne Tarent auf Seiten Samniums stand und die Griechen am Golf von Neapel, bald der Samnitenherrschaft müde, sich zu Rom neigten. Das Kriegstheater dieses zweiten Samnitenkrieges umfaßte also nicht weniger als den weiten Raum von Mittel- und Süditalien. Rom, die mittelitalische Stadt, war es, das diese ungeheuren Kämpfe mit zäher Kraft auf sich nahm und trotz aller Wechselfälle des Krieges sich bei voller Lebenskraft erhielt. Es folgte von selbst daraus, daß es seitdem der Mittelpunkt und die lebendige Seele dieses weiten Ländergebiets wurde.

Anfangs wurden diese Kämpfe nicht zwischen Capua und Suessula ausgekämpft, wohin der samnitische Fürst die Römer entboten hatte, einfach darum, weil dort die römischen Heere keinen Feind antrafen, der, wie es in

einer Republik von Gebirgscantonen zu geschehen pflegt, erst spät mit seinen Rüstungen fertig geworden war, sondern bei Palaeopolis und Neapolis. Jenes, mit seinen 6000 samnitischen unerbetenen Helfern, wahren Strafbaiern, die es sich, als derbe Gebirgssöhne, in der herrlichen Landschaft, in der sie nunmehr als Herren walteten, möglichst wohlsein ließen, vertrugen sich bald unter einander sehr schlecht und die Griechen sehnten sich nach dem Augenblick, wo sie der ungebetenen brutalen Gäste los und ledig wären. Es fanden Verständigungen mit den Römern statt. Der listige griechische Strateg Nymphios, während sein College Charilaos bei den Römern wirkte, verstand es, den samnitischen Befehlshaber zu verblenden, daß er auf den lockenden Vorschlag einging, mit seinen Truppen die Schiffe der Palaeopolitaner zu bemannen und einen kühnen Raubzug in das Gebiet der verhaßten römischen Küstenstädte zu unternehmen. Schon war die ganze Besatzung aus der Stadt gezogen und arbeitete am Strande im Schweiße ihres Angesichts, die Flotte seefähig zu machen, schon waren alle Waffen am Bord der Schiffe und es fehlte nur noch die Einschiffung der sämmtlichen samnitischen Männer, als plötzlich die griechischen Schiffsführer die Flotte in's Meer steuerten und eine im Hinterhalt liegende römische Heeres-Abtheilung von Charilaos durch eine kleine Pforte in die Stadt eingelassen wurde. Die Stadt war genommen, die Flotte mit den Waffen vom Ufer abgestoßen, als die wehrlosen Samniten des Betruges inne wurden, und daß ihnen nichts übrig sei, als das nackte Leben durch schleunige Flucht nach der Heimath zu retten. Arg zugerichtet erreichten sie dieselbe und der Spott, daß sie sich so hatten aufführen lassen, wollte bei ihren derben Landsleuten kein Ende nehmen.

Allein statt zu spotten, wäre es besser gewesen, daß sie rechtzeitig ihnen Zuzug geleistet hätten. Denn bald öffnete auch Neapolis den Römern unter günstigen Bedingungen die Thore und damit waren die herrlichen Landschaften am Golf von Neapel für die Samniten verloren.

Es war ein herber Verlust. Allein für die eigentliche Entscheidung des Zweikampfs der beiden großen Nationen Italiens war dadurch nichts entschieden. Er begann eigentlich erst jetzt. Der Plan der Römer war, die Samniten so viel als möglich zu isoliren und ihnen alle diejenigen als Feinde zu erwecken, welche sie früher gedrückt und gekränkt hatten. Sie suchten daher, als sie Campanien, La campagna felice, wie es noch heute heißt, das glückselige fruchtbare Blachland zwischen Meer und Gebirg, gesichert hatten, durchzubrechen zu den Nationen am oberen, am adriatischen Meere, den Apulern. Sie wußten, daß, wenn es nur gelänge, ein römisches Heer in diese Landschaften vorzuschicken, diese Völkerschaften sie mit offenen Armen aufnehmen würden.

Das Unternehmen, durch ein wildes Gebirgsland bis an die Küste des

riatischen Meeres vorzudringen, erscheint zuerst wohl als eine Tollkühnheit. llein es gab doch sehr passirbare Pässe durch dieses Gebirgsland, die heute gar eine Eisenbahn von Foggia am adriatischen Meer bis nach Neapel möglichen, und die Römer benutzten sie, um mit einem Heere in Apulien erscheinen. Ihre Gegenwart genügte, um die Bevölkerung dieser Ge- ete sogleich den Samniten abwendig zu machen. Hiermit war nach harten impfen, besonders mit dem Gebirgsstaate der Vestiner, Rom im Besitz der iviera am unteren und oberen Meer.

Allein auch diese Erwerbung Roms berührte den Machtkern der Sam- ten nicht, der sich in den Gebirgslandschaften der Apenninen concentrirte.

Die Römer scheuten auch vor dieser gewaltigsten Aufgabe nicht zurück. ie römischen Heere zogen, mit dem Gebirgskriege schon vertraut, kreuz und er im Samnitenlande umher, sengend, brennend und verwüstend, wie sie in kleinerem Verhältniß schon gegen Latiner und Volsker gethan hatten.

Bereits zu Anfang des Krieges hatte der Fall von Palaeopolis die ntscheidung gegeben für ganz Campanien. Selbst die Städte, wo die herr- jende Bevölkerung noch seit alten Zeiten samnitisch war, die Nachkommen r Eroberer, ließen sich ebenso wie Capua die römische Herrschaft gefallen, sie die Aristokratie in ihren althergebrachten Rechten schützte, und die epublik der Vestiner, deren Gebiet aber sich bis an's adriatische Meer streckte, war durch einige furchtbare Treffen, welche ihnen der Consul . Junius Brutus lieferte, gedemüthigt und Luceria im apulischen Lande ie römische Colonie geworden, zur Sicherung der Apuler gegen die ihnen rhaßten samnitischen Unterdrücker.

Den Hauptstoß gegen Samnium selbst sollte sein College L. Furius millus führen. Allein er erkrankte, und ernannte einen Dictator, den Papirius Cursor, dessen Kriegsruhm ebenso gefeiert wie seine Strenge fürchtet war. Indeß einige religiöse Bedenken wegen der Auspicien, der ötterbefragung, wurden in seinem Gemüthe so mächtig, daß er lieber nach om ging um sie zu lösen und seinem Magister equitum Q. Fabius ge- t, während seiner kurzen Abwesenheit jeden Zusammenstoß mit dem Feinde vermeiden.

Die kriegerischen Operationen schienen also hier ebenso gelähmt wie rch die Krankheit seines Vorgängers.

Das Heer war verwaist, der Feldherr war fern, und die Samniten rden immer ungestümer, je sicherer sie wahrnahmen, daß die Römer jede ufforderung zum Kampf gleichsam aus Furcht unbeachtet ließen. Diese icherheit raubte ihnen alle Vorsicht und riß sie fort, sich Blößen zu geben. Fabius erkannte sie mit scharfem Blick. Des Erfolges gewiß, kümmerte sich nicht weiter um das Gebot seines Dictators. Das Vaterland galt

ihm mehr, er führte das Heer, welches seinen Befehlen entgegenjubelte, in die Schlacht — es war bei Imbrinium — und erfocht einen glänzenden Sieg. Auf der Wahlstatt lagen 20,000 Leichen der Samniten.

Da kehrte der Dictator Papirius von Rom wieder zurück in sein Lager und fand sein Gebot verletzt. Sein Magister equitum hatte sich erkühnt, statt seiner zu siegen. Er redete nun von Manlischer Kriegsjustiz, den Manliana imperia. Der Kopf des Siegers von Imbrinium schien auf seinen Schultern zu wackeln. Aber der Volksunwille der Soldaten, die er zum Siege geführt, war so drohend, daß der Dictator nicht wagen konnte, gegen ihn dictatorisch zu verfahren. Q. Fabius ging unter diesem Schutze nach Rom zum Senat, Rechenschaft abzulegen, dem er schon vorher — nicht seinem Dictator, dem er mißtraute — seinen Siegesbericht übersandt hatte. Auch in Rom wie im Lager war alles Volk für den Sieger über die Samniten begeistert und der mürrische, pedantische Dictator mußte sich bequemen, seinen ungehorsamen, aber zum Heil des Vaterlandes ungehorsamen Magister equitum zu begnadigen.

Aber die Soldaten ließen es ihn fühlen, daß sie nicht blos Maschinen sein wollten zur Ausfertigung seiner Befehle. Bei dem ersten Treffen unter des Dictators Befehle wollten sie nicht siegen, aber sie wurden auch nicht besiegt, obgleich es eine Menge von Todten und schwer Verwundeten gab.

Das ging endlich dem Dictator zu Herzen. Er überwand sich soweit, daß er für die doch eigentlich geschlagenen römischen Legionen nicht sowohl Straflosigkeit ergehen ließ, sondern ihnen sogar mit Milde und Barmherzigkeit begegnete. Da war Alles wieder in guter Ordnung und der Dictator konnte sein Heer hinaus führen gegen den Feind, des Sieges gewiß. Die Samniten unterlagen völlig und sehnten sich nach Ruhe und baten um Waffenstillstand auf ein Jahr. Er wurde gewährt unter der Bedingung, daß sie die römischen Soldaten neu einkleiden und ihnen einen ganzen Jahressold bezahlen mußten. Allein nur kurze Zeit schlief der Krieg bei der gegenseitigen Erbitterung. Denn bereits die nächsten Jahresconsuln, Fabius und Fulvius, erfochten über die Samniten entscheidende Siege und zwangen die Apuler, die von den Samniten genöthigt von Rom abgefallen waren, zu neuer Unterwerfung. Auch das verlorene Luceria wurde jetzt wieder genommen. Ganz Samnium und Apulien hatten römische Heere kreuz und quer durchzogen und über 80 Ortschaften hatten sich ihnen willig oder gezwungen ergeben. Diese Verluste machten endlich die Samniten mürbe, das Volk war unzufrieden, der Muth der höheren Stände niedergeschlagen. Alles schrie nach Frieden und eine Gesandtschaft erbat ihn in Rom selbst und als es da hieß, daß er unmöglich sei, so lange ein den Römern so verhaßter

Mann, wie Brutulus Papius, noch an der Spitze der Regierung stehe, ja überhaupt noch lebe, so beschloß man auch ihn dem Friedensgötzen zu opfern und den Römern auszuliefern als Pfand ihrer geänderten Gesinnung. Freilich war Brutulus Papius die Seele des Widerstandes gegen Rom gewesen. Jetzt ersparte aber der tapfere Mann, als jede Rettung verschwunden schien, sich und seinen Landsleuten die ihm zugedachte Schmach durch freiwilligen Tod. Die Samniten konnten nur seine Leiche den Römern schicken.

Allein diese, welche sich nun schon als unumschränkte Herren und Sieger fühlten, gaben zur Antwort, als Bedingung des Friedens verlangten sie, daß die Samniten in aller Demuth die höhere Majestät des römischen Volkes verehren sollten — Majestatem P. R. comiter colunto. Es war das Verlangen völliger Unterwerfung der Samniten unter Roms Herrschaft. Die Samniten hatten auf einen redlichen Frieden gehofft, wie er zwischen zwei gleich großen Nationen stattfindet, nachdem sie ihre Kräfte in der Waffenwette gemessen und noch ihre Kraftfülle bewahrt haben.

Der Friedensantrag der Römer wirkte als eine tödtliche Beleidigung der ganzen samnitischen Nation. Alles dachte jetzt nur noch an Krieg, und an die Stelle des vorzeitig gefallenen Brutulus Papius trat der nicht minder tüchtige Gavius Pontius als Kriegsherzog. Bald lag ein samnitisches Heer vor den Mauern von Luceria, welches nicht minder wichtig für Samnium war als Capua selbst im Südwesten des Landes, und ein anderes Heer sammelte sich den Römern entgegenzutreten, wenn sie das innere Land bedrohten.

Das römische Heer, welches die neuen Consuln Sp. Postumius und T. Veturius übernommen hatten, lagerte im herrlichsten, lachendsten, südlichen und seligen Revier Campaniens, fast im Horizont von Neapel und unfern der Gegend, wo sich jetzt die vielgefeierte, entzückend schön gelegene Sommerresidenz Caserta der früheren neapolitanischen Könige in stolzer Pracht erhebt. Noch war es ganz erfüllt vom Siegesbewußtsein über die Samniten, die ihren besten Mann, welcher den Römern so viel zu schaffen gemacht, in den Tod gejagt hatten und fast demüthig in Rom um Frieden gebeten. Da flog wie eine Bombe die Nachricht in dieses von Siegesgedanken und Siegessicherheit eingeschläferte Römerheer, daß ganz Samnium in blanken Waffen stehe und vor Allem das Heer der Römer in Luceria von einem samnitischen eng eingeschlossen sei und täglich und stündlich überwältigt werden könnte.

Die Consuln waren augenblicklich entschlossen, auf dem kürzesten Wege mitten durch das Samnitenland hindurchzubrechen und Luceria zu entsetzen. Was sollten sie sich auch vor Samnium fürchten, welches noch so eben römische Legionen, ohne Widerstand zu finden, nach allen Himmelsrichtungen

ſiegreich durchzogen. Allein Gavius Pontius ſtand mit dem ſamnitiſchen Heerbann auf der Lauer gegen das römiſche Heer, jeden ihrer Märſche beobachtend.

Kühn und voll Verachtung der ſo oft beſiegten Feinde ging das Römerheer dem Gebirge entgegen und zog in einen engen Gebirgspaß in der Nähe von Caudium. Kein Feind ließ ſich blicken, bis das römiſche Heer in langem Zuge ganz von dem engen, ſchmalen Thale aufgenommen war. Da plötzlich wurde die Spitze des Heeres von herzhaftem Angriff des Feindes empfangen, der nicht zurückzuweichen und zu durchbrechen war; die Gunſt des Terrains war zu ſehr auf der Seite der Samniten. Eine handvoll entſchloſſener Männer genügte, dem römiſchen Vormarſch Halt zu gebieten. Es war nur Rettung im Rückzuge. Aber auch der war nicht mehr möglich. Denn auch unterhalb war ebenſo von den Samniten der Ausweg im engen Paſſe verlegt und als die Römer verſuchen wollten, die Thalränder zu beſetzen und ſo zu entkommen, ſahen ſie alle Höhen von ſamnitiſchen Waffen blitzen. Mit Schrecken ſahen die Römer, daß ihr ganzes Heer eingefangen war wie ein Wild des Waldes in der Falle. Das ganze Heer war völlig wehrlos in die Hand der Samniten gegeben. Widerſtand war unmöglich. Das Glück der Samniten war ihnen ſo unverhofft gekommen, daß ſie gar nicht wußten, wie ſie ſich dabei benehmen, wie ſie es ausnutzen ſollten. Da lebte noch wie ein Wunder vom Tode verſpart ein ſteinalter weiſer Greis, welcher des höchſten Anſehens bei ſeinen Landsleuten genoß, es war der alte Herennius Pontius, der Vater des ſiegreichen Feldherrn. Da er wegen ſeines hohen Alters weder gehen noch reiten konnte, ſo ſetzten ſie ihn auf einen Wagen und fuhren ihn in's ſamnitiſche Lager, damit er ihnen rathſchlage.

Der Alte ſagte: „Ihr Männer von Samnium, ihr müßt dieſe römiſchen Eindringlinge alle Mann bei Mann todtſchlagen, da ihr ſie in eure Gewalt bekommen."

Die ſamnitiſchen Befehlshaber entſetzten ſich über dieſe Zumuthung als brave Männer und erklärten, das könnten ſie nicht.

Da ſprach der greiſe Herennius: „Nun wenn ihr das nicht über euch gewinnen könnt, ſo habe ich noch einen anderen Rath, ihr müßt ſie ohne Löſegeld, ohne Bedingung feierlich frei laſſen, ohne alle Kränkung, aus ihrer Noth und ihnen ſo viel Wohlthaten erweiſen, wie möglich."

Dieſer zweite Rath machte die Samniten faſt noch unwilliger als der erſte. Niemand wollte ihn annehmen.

Da ſprach Herennius: „Einen dritten Rath weiß ich nicht," ließ ſich auf ſeinen Wagen tragen und fuhr nach Hauſe.

Die Samniten fanden noch einen dritten Rath, aber es war ein

chlechter; weil er ein Compromiß, eine Zusammensetzung, ein Mittelding zwischen den beiden Rathschlägen des Herennius war.

Die Samniten zwangen die Consuln und Kriegstribunen, Frieden zu schließen mit Samnium und durch die feierlichsten Eide diesen Frieden zu bekräftigen. Aber die hatten gar nicht die Vollmacht, Frieden zu schließen, sondern allein der Senat und das Volk in Rom.

Also war dies ganze Verfahren in völkerrechtlicher Beziehung hinfällig. Aber die Samniten verbanden damit in ihrem Siegesübermuth eine zweite Bedingung, welche nicht nur für das Römerheer ehrenkränkend war, sondern eine unvergeßliche Beleidigung für das römische Volk.

Sie zwangen das ganze römische Heer, Consuln und Tribunen und Soldaten, unter dem Joch, dem Zeichen der tiefsten Erniedrigung nach italischer Volksvorstellung, hindurchzukriechen, ehe sie dieselben frei ließen.

Die Römer mußten Alles über sich ergehen lassen; wozu hätten sie die übermüthigen Feinde nicht zwingen können.

Es war eine Thorheit und eine Rohheit zugleich, welche diese Auskunft mit dem gefangenen römischen Heere bewirkt und sie giebt uns einen Einblick in die Cultur- und Verfassungszustände der samnitischen Eidgenossenschaft. Wie hoch die römischen darüber standen, zeigt, wie verständig sie sich aus dem schweren Geschick zu ziehen wußten, das über sie hereingebrochen war.

Der Senat erklärte zunächst mit vollem Recht den geschlossenen Frieden, als verfassungswidrig, für nichtig und die über das Heer vom Feinde verhängte Schmach wurde reichlich ausgenutzt, die kriegerische Wuth der Römer auf das Aeußerste zu spannen. Daß Gavius Pontius an diesen Fehlgriffen unschuldig war, zeigt wohl der Rath seines greisen Vaters am besten, den er ohne Zweifel getheilt hat. Es folgt aber zugleich daraus, wie gering die Gewalt des Heerführers und die Botmäßigkeit des Heerbannes war, und wie abhängig die Entschlüsse der Regierung vom souveränen Unverstand der Menge waren, wiederum grundverschieden von den römischen Verfassungs- und Volkszuständen.

Indeß hielt es doch Rom für nothwendig und seiner Würde angemessen, etwas Uebriges zu thun für Samnium wegen der feierlich beschworenen Militärconvention in den Caudinischen Pässen. Indem es dieselbe für rechtlich hinfällig erklärte, hielt es sich doch für verpflichtet, die sämmtlichen Eideshelfer als vaterländische Meineidige und Eidbrecher den Samniten auszuliefern.

Die Samniten durften natürlich ihren Rechtsstandpunkt auch nicht aufgeben, sie entließen die Ausgelieferten ungekränkt, von ihren Fesseln befreit, in ihre Heimath, aber sie klagten die Römer vor Gott und Menschen als Brecher der heiligsten Verträge an und der Krieg begann mit erneuerter Erbitterung (434 d. Stadt; 320 v. Chr.).

Es war um das sechste Jahr des harten Krieges. Aber wer hätte damals geahnt, daß man noch eigentlich am Anfang desselben stand, und daß noch sechszehn lange, nicht minder heiße Kriegsjahre vergehen würden, ehe endlich zwischen Rom und Samnium Friede gemacht würde. Er dauerte nur zweiundzwanzig Jahre, aber er hatte für Italien die Bedeutung des deutschen dreißigjährigen, obgleich ihm acht Jahre zu diesem fehlten. Denn nicht nur war es das unendliche Elend, das er über das Land verhängte. Man kann immerhin eine Million Menschenleben rechnen, die auf den Schlachtfeldern oder, was schlimmer ist, in Noth, Jammer und Hunger starben und verdarben. Die Folgen des Krieges waren ebenso schmerzlich als der Krieg selber. Er warf den Wohlstand von Italien mindestens um ein Jahrhundert zurück. Allein danach fragt die Herrschsucht der Völker nicht und vor Allem fragte Rom danach nicht. Es wollte nicht rasten und nicht ruhen, bis es die Samniten, diesen ebenbürtigen Feind, besiegt hätte.

Der Krieg brachte aber außerdem eine völlige Umkehr aller politischen Verhältnisse zu Wege. Kaum eine Stadt gab es unter denen, welche den Römern unterworfen oder in Freundes- und Bundesgenossenschaftsverhältniß getreten waren, die nicht im Verlauf des Krieges die Partei gewechselt und zu den Feinden abgefallen wäre, selbst die latinischen Städte, welche dicht an der römischen Feldmark lagen. Sie alle mußte Rom wieder besiegen und es besiegte sie durch die Kraft seiner kriegstüchtigen Bürgerschaft und durch die heldenmäßigen Feldherrn, welche diesen Heerbann in die Schlacht führten. Unter ihnen ragte das große Feindespaar, Papirius und Fabius, hervor. Papirius war nicht nur in geistiger, sondern auch in physischer Beziehung ein großer Mann. Seine Riesenfigur reichte, wie Saul unter den Israeliten, über die gewöhnlichen Männer um eines Kopfes Länge hinaus. Die größten körperlichen Anstrengungen waren ihm eine Lust und er sah mit Verachtung auf die Zwerge hinab, die sie nicht nachmachen konnten. Es gab keinen, der es ihm im Schnelllauf — oder Dauerlauf — gleichthat und er hatte davon den Bei- oder Spitznamen Cursor, der Läufer, erhalten. Er leistete selbst Großes im Exercieren, aber verlangte auch viel von den Soldaten rauh und befehlshaberisch. Wie Milon, der crotonianische Riese und Krieger, war er ein gewaltiger Esser und Trinker und es war sein Stolz, daß es ihm auch hierin Niemand zuvorthun konnte. Dabei war er im Dienste nicht blos strenge, er war tyrannisch. Wer seine starren Befehle nicht vollkommen ausgeführt, für den war er ein grimmiger Gebieter. Es war ein entschiedener Hang zur Rohheit und Grausamkeit in ihm.

Einst erbaten sich die Rittergeschwader, ermüdet von einer wackeren Kriegsthat, ausnahmsweise Nachlaß des anstrengenden Dienstes, den er für die gewöhnliche Tagesarbeit des Heeres eingeführt, als Lohn für ihre Erfolge.

wortete: „Ich will es euch nachlaſſen, daß wenn ihr vom Pferde ge-
ſeid, nicht eure Rücken büßen zu laſſen für eure Bitte.“ Ein ander
war der Prätor des tusculaniſchen Aufgebots, den er in die Schlacht
t hatte, nicht mit der raſchen Eile vorgegangen, die er von ſeinen
:n verlangte. Er rief ihn vor ſein Zelt, wo er wuthſchnaubend auf
› ging. Als der Tusculaner erſchienen, ſchrie er plötzlich: „Her, Lictor,
gleich das Beil aus den Ruthen, und haue mir dort geſchwind — hier
der Tusculaner todtenbleich — den verfluchten Pinienwurzelaſt hin-
über den alle Leute ſtolpern müſſen“. Dann wandte er ſich gleich-
, während der Lictor
armloſe Arbeit ver-
, an den Tusculaner,
ihn wegen ſeines Be-
ns zur Rede, und legte
ine Geldbuße auf,
derſelbe mit großen
n zahlte. Man ſieht,
as Erbarmen dieſes
:s hatte eine Beimi-
von Grauſamkeit.
nd doch war er es,
t dieſer gewaltſamen,
espotiſchen Strenge
:mer nach der Cau-
n Niederlage wieder
tete, wie ein Arzt,
rch derbes Schütteln
Ohnmächtigen wieder
ben erweckt. Denn in
hat war Rom durch
udiniſchen Schlag in
:ſe Ohnmacht gefal-
Aber ſie ermannten
:der eben ſo wie ihre

Schauplatz der Samnitenkriege.

die Samniten, als ihnen der Caudiniſche Frieden fehlgeſchlagen war.
n ihm fand auch die Bedeutung Roms gegenüber den verkommenen
chen Städten des Südens den Ausdruck, ihnen ihren Standpunkt in
den ungeheuren nationalen Kämpfen gegenüber völlig klar zu machen.
hrem Größenwahnſinn befangen, fiel es der reichen tarentiniſchen Kauf-
in, den Friedensvermittler zu ſpielen zwiſchen Samnium und Rom.

Ihre Gesandten geboten feierlich, die Waffen der beiden kriegerischen Länder sollten ruhen und auf einen Austrag sich bescheiden, welchen sie selbst übernehmen würden. Es war ein Unternehmen, als wenn Hamburg, unsere intelligente, reiche Handelsstadt, den Anspruch erhoben hätte, im vorigen Jahre den Heeren von Preußen und Oesterreich Waffenstillstand zu gebieten und den Frieden zu dictiren. Da war Papirius Cursor der rechte Mann, der mit seiner angeborenen Rücksichtslosigkeit die ebenso thörichten wie rücksichtslosen Tarentiner mit einer vollen Ladung von grimmigem Hohn und Verachtung bediente, wie nur er sie leisten konnte. Und die versunkene fortschrittliche Demokratie von Tarent nahm ihn hin, ohne die großen erhabenen Ansprüche gut zu machen durch eine herzhafte Kriegserklärung. Rom hatte jetzt die Hände voll zu thun, aber es merkte die Beleidigung in gutem Gedächtniß sich an und wartete der Zeit, sie zu rächen.

Es kann natürlich nicht die Absicht sein, die sämmtlichen kriegerischen Ereignisse in ihren Einzelnheiten dem Leser vorzuführen, um so mehr, da in den Berichten in Chronologie und Strategik die bedeutendsten Abweichungen vorkommen, und wir müssen uns auf die wesentlichen und charakteristischen Züge des Krieges beschränken.

Als Papirius seine Mission erfüllt hatte, die für ihn und die Seinigen wegen seines gallenbitteren Charakters gleich dornenvoll war, verfiel er in eine schwere Krankheit und starb. Sein Feind, der ihm eigentlich ohne seinen Willen das Leben hatte verbittern helfen, der Nebenbuhler seiner Thaten, Fabius, wurde sein Erbe. Allein er lebte noch lange genug, um für sich und sein Vaterland die herrlichsten Lorbeeren zu erringen. Er hatte sich glücklich durch die Gebirgsregion des inneren Samnium hindurchgeschlagen und stand vor Luceria im apulischen Tieflande, welches den Samniten als Preis der Caudinischen Waffenthat zugefallen war. Er gewann die Stadt wieder, nachdem er ein feindliches Entsetzungsheer besiegt hatte, und er hatte noch die Genugthuung für seinen grimmigen, gallenbitteren Charakter, der seinen eigenen Landsleuten so viele Schmerzen bereitet, daß er die besiegten Samniten vor Luceria mit Wonne durch dasselbe Schmachjoch mit gebeugtem Rücken kriechen sah, unter welchem der unglückliche Postumius und sein Heer zur Entehrung bei den Caudinischen Pässen den Weg der Schande hatten wandeln müssen. Es war seine beste That für's Vaterland gewesen, und diese beste That seines Lebens und so viele späteren, die er geleistet, haben den Haß überwogen, den er sich bei seinen Landsleuten durch sein rastloses, aber grimmiges und quälendes Temperament erweckt hatte. Er starb, wie er gelebt hatte, gehaßt und gefürchtet, von Keinem geliebt, aber als der mürrische Wohlthäter seines Landes, als ein großer Mann, dessen Namen die Nachwelt, schwankend in ihrem Urtheil zwischen Abscheu

Der Krieg wogte und raste durch das ganze Süditalien, bis in Luca-
nien, nicht immer auf denselben Straßen, sondern abwechselnd, nach
Windrichtungen, und er nahm immer größere Dimensionen an, wie
Waldbrand im wilden Gebirge, dem man nicht nahekommen kann, weil
ch durch die unzugänglichsten Felsenklüfte, durch Gras und Moos kriecht.
Feuerflamme lodert dann plötzlich mit ungeahnter Wuth empor, wo es
am wenigsten erwartet hatte. So loderte dieses Kriegsfeuer rings um
nium hin, bald da, bald dort, wie um eine feste Burg, das hohe Ge-
and Italiens, wo die beiden größten, alpenartigen Gebirgserhebungen,
e Majella und Gran Sasso d'Italia, liegen. Auch dieses Innere
ns durchzogen römische Heere, aber auch nur auf den gangbarsten
n, wo es bei diesen italischen Schweizern etwas zu plündern und requiri-
ab für den Heeresunterhalt. Denn weltliche Schätze hatten die Sam-
niemals viel, wenn auch die Römer im Hauptort derselben, Bovianum,
e in glücklichem Anlauf überrumpelten, viel Gold erbeuteten. Allein
ie Samniten waren es todte Schätze, nur Zierrath des Lebens, kein
l, das umlief und Zins brachte, und darum ihr Verlust kein Verlust.
leichen hatten freilich verloren, aber die übrigen freien Leute zogen sich
em wahren zinsbringenden Reichthum, mit den Heerden, in das wilde
ge zurück und in die steilen Felsenburgen, wo es den Römern selten
Requirirungen zu machen. Und die Fruchtfelder systematisch zu ver-
l, dazu fehlte es doch den Römern an Muße im feindlichen Lande, wo
ig hindurchzogen auf der gangbarsten Heerstraße nach Apulien und
en, deren Besitz ebenso wie der von Campanien für sie viel reelleren
hatte als das arme Bauernland von Samnium, wo doch eigentlich
zu holen war als hungriges Leben und derbe Hiebe. Aber dieses
nüchterne Bauerngeschlecht machte aus seiner uneinnehmbaren Ge-

schwehlende Kriegsfeuer drang allmählig zu den Etruskern und Umbrern, die sich mit ihren früheren Plagegeistern, den Galliern, auf friedlichen Fuß gesetzt hatten mit Hülfe des Geldes oder wenn man lieber will, des Soldes, für welchen die gallischen Söldner mit Vergnügen in die Dienste der südlichen Nachbarn traten.

Seit alten Zeiten war das gallische Geschlecht gleichsam privilegirt als die Grenzwacht gegen das nordische Etrurien. Es hatte sich einst fast in diesen Kämpfen verblutet. Aber aus der blutigen Saat war ein frisches Geschlecht emporgewachsen, welches den alten Kampf von Neuem aufnahm. — Livius erzählt, in der nächsten Nachbarschaft von Rom, jenseit der Tiber, wäre ein Waldgebirge gewesen, die silva Ciminia — jetzt wird es von der Post in ein paar Stunden durchfahren — welches, von phantastischen Schreckgestalten bevölkert, nach den römischen Vorstellungen seit undenklichen Zeiten kein Römerfuß betreten hatte. Es war eben die wilde und wüste Mark undurchdringlichen Waldes, die Etrurien und Rom trennte, eine Waldeswüste, wie sie der selige deutsche Vorturner Jahn zwischen Deutschland und Frankreich so gern künstlich in einer Breite von einigen zwanzig Meilen einzurichten der deutschen Nation gerathen hatte.

Sein guter Rath ist zwar von den Deutschen nicht acceptirt worden, aber die Römer, obgleich sie diesen gleichsam verzauberten Wald, welcher nicht künstlich, sondern natürlich gewachsen, bereits Jahrhunderte lang zu betreten gescheut hatten, überwanden ihren Abscheu unter der Führung des Fabier'schen Geschlechtes, das von Alters her für den Kampf gegen den Norden privilegirt war.

Diese Fabier waren aber diesmal vorsichtiger als ihre Vorfahren an der Cremera.

Ein Bruder des Fabius, M. Fabius, wie erzählt wird, in Caere erzogen, damit er die etruskische Sprache und die etruskische Weisheit zum Nutzen des Vaterlandes erlerne, begab sich als Kundschafter, verkleidet als harmloser Hirt, mit Jagdspieß und Messer bewaffnet, in das feindliche Land und drang vor bis in das Herz Etruriens, ja Umbriens, Alles, was er erblickte, sleißig erkundigend, und gelangte mit den Ergebnissen seiner abenteuerlichen Reise über Etrurien glücklich in seine römische Vaterstadt.

Der Consul Quintus Fabius, mit so zuverlässigen Nachrichten seines Bruders Marcus versehen, zauderte keinen Augenblick, davon Nutzen zu ziehen. Er führte das römische Heer nach den Anweisungen seines Bruders durch die so gefürchtete Waldeswüste und verbreitete im Herzen von Etrurien Angst und Schrecken mit Sengen, Brennen und Beutemachen. Da begegneten ihm Abgeordnete des Senats, welche den Auftrag hatten, ihm zu verbieten in das Etruskerland einzudringen. Es war zu spät, denn bereits loderte die Kriegsflamme im ganzen Etruskerland empor; Fabius hatte

ein Wespennest gestoßen und am vadimonischen See begegnete ihm ein
altiges Heer des nun wachgerufenen Etruriens. Allein die glückliche
tscheidung des Kampfes war auf Seiten der Römer. Dieser Sieg am
dimonischen See war so entscheidend, daß hinfort den Etruskern die Lust
ging, mit den Römern anzubinden. Die Etruker machten Frieden, froh
ter günstigen Bedingungen den römischen Bedränger los und ledig zu werden.

Es war zwar mit den Etruskern kein ewiger, das heißt definitiver, son-
n nur ein langer Frieden, das heißt ein Waffenstillstand, geschlossen, wie
bei dieser Nation muß durchaus üblich gewesen sein, da diese Art Frie-
sschlüsse nur hier, und zwar nicht nach Jahren, sondern nach Monaten
messen, vorkommen. Man hatte also in Rom einstweilen vor Etrurien
uhe, Dank den Leistungen des Q. Fabius.

Allein der samnitische Krieg lastete immer noch schwer genug und während
r etruskischen Siege wurden Roms Heeren die herbsten Verluste von
n Samniten zugefügt. Der Senat berief den siegreichen Fabius und
gte ihm eine harte Zumuthung an's Herz, er solle einen Dictator er-
nnen, der den Staat aus dieser Noth wieder befreite und zwar eben jenen
apirius, der ihm einst zum Lohn für seinen Sieg über die Feinde den
hmachvollen Tod durch das Beil der Lictoren bereiten wollen, dem er nur
ie durch ein Wunder entgangen war.

Fabius war durch dieses harte Ansuchen des Senats zugleich tief be-
idigt und erschüttert.

Aber er sammelte sich in schlafloser Nacht und als der Morgen graute,
hob er sich vom Lager, sein Entschluß war gefaßt. Er hatte sich über-
unden und im heiligen Schweigen der Morgenfrühe erkor er, mit verhüll-
m Haupte dasitzend, den Augur zur Seite, seinen grimmigen Feind, der
ch seinem Blute gelechzt hatte, zum Dictator.

Papirius übernahm also wieder die Leitung des samnitischen Krieges
it aller der Rücksichtslosigkeit, die er in seinen besten Zeiten einst bewiesen,
it aller der Unerbittlichkeit im kriegerischen Dienst, welche er sein Leben
ng geübt hatte, mit welcher er jede Kraftsehne des römischen Kriegers zur
hersten Anstrengung anspornte.

Aber auch die Samniten hatten sich zu dem höchsten leidenschaftlichen
asse gegen den langjährigen Feind aufgerafft. Ihr ganzes Land war in
ufregung und Haß gegen die römischen Unterdrücker gebracht, und man
rstand es, eine Art Tugendbund zu stiften, eine heilige Schaar von Krie-
rn, die sich nicht nur durch die bindendsten Eide verpflichtet hatten, ihr Le-
n für das Vaterland einzusetzen, sondern auch innerlich den engsten Freun-
skreis bildeten. Denn diese heilige Schaar war aus sich selber, aus einem
sten Kürenden hervorgewachsen, als eine wahrhaft erlesene. Denn jeder

Erwählte hatte sich einen Mann aus eigener Wahl dazu ersehen und dieser wieder einen andern, und so weiter, bis die Legion vollzählig war. Sie trugen alle das gleiche weißschimmernde Kriegskleid und auch ihre Schilder waren glänzend weiß, aber von Silber und ihr Ehrenplatz war auf dem rechten Flügel des Heeres. Den Raum der Ehre auf dem linken Flügel nahm eine andere Legion ein, welche buntgestreifte Kriegskleider trug und mit goldenen Schildern bewaffnet war. Auch sie hatten ohne Zweifel eine Eidesverbindung gebildet, wenn auch diese Eide in ihrer Formulirung verschieden waren.

Obgleich wir erst bei Gelegenheit dieser Rüstung von der so eigenthümlichen Heereseinrichtung der Samniten hören, war sie doch gewiß uralt, und Vereidigung und Verschwörung spielten selbst in Rom seit den frühesten Zeiten eine wichtige Rolle, wo die conjuratio, die freiwillige Verschwörung, dem Lynchverfahren entsprechend, gegenüberstand dem sacramentum militare, dem Kriegseid, welchen die gesetzlichen Kriegsobersten von den Soldaten verlangten.

Der exaltirten und fanatisirten Organisation des samnitischen Eideshelferwesens trat aber in ruhiger Majestät die fast Manlianische Strenge der römischen centralisirenden Kriegsdisciplin des Papirius entgegen und als es zum kriegerischen Zusammenstoß kam, bewies sich der römische Centralismus dem samnitischen Eidesgenossenschaftswesen weit überlegen. Die weiße und bunte, die silberne und goldene Einkleidung hatte zwar nicht einigen Eindruck auf die Römer zu machen verfehlt, allein einige derbe Redensarten des alten Papirius, der Furcht nimmer gekannt hatte, sorgten dafür, daß die von den Samniten höchstheilig geachteten Gebräuche ihrer Vorfahren als bäuerischer Aberglaube verlacht, verachtet und verspottet wurden.

Als es zum Zusammenstoß kam, siegte die centrale, regelrechte, römische Kriegsdisciplin völlig über die samnitisch-eidgenossenschaftliche der Gebirgscantone.

Dieser Sieg war der letzte in dem thatenreichen Leben des Papirius Cursor, die lange glänzende Laufbahn des Helden hatte nun ihr Ende erreicht. Die erbeuteten silbernen und goldenen Schilde, die er bei seinem Triumphzug heimgebracht hatte, wurden in einer Allee am Markte Roms über den Buden der Gold- und Silberschmiede bei feierlichen Gelegenheiten aufgehängt, wie in unseren Zeiten wir die erbeuteten Geschütze in einer langen Allee bei dem Triumphzug des vorigen Jahres in unsere Hauptstadt aufgestellt gesehen haben.

Seitdem wird Papirius nicht mehr genannt, sein Feind Fabius tritt in seine Stelle und es gelingen ihm noch zahlreiche Waffenthaten gegen die

Samniten, deren Kraft aber seit der Besiegung der silbernen und goldenen Legionen im Abnehmen begriffen war.

Die Kraft der Samniten war nach dem entscheidenden Siege des Papirius und den folgenden des Fabius Rullianus gebrochen. Es gelang ihnen freilich noch manche Waffenthat, und noch mancher früherer Bundesgenosse der Römer fiel zu ihnen, aber im Ganzen hatten die Römer, wenn auch nicht leichtes Spiel, so doch Luft bekommen in ihren Kämpfen. Die abgefallenen Bundesgenossen wurden geschwind unterworfen und durch Hinrichtung der Häupter der rebellirenden Freunde bald zu Paaren getrieben, wie die Herniker, und die Römer beklagten es, daß nicht mehr von ihnen zu solchen Strafen Veranlassung gegeben, wie es etwa in Preußen bedauert wurde, daß nicht noch mehr reichsfürstliche Familien sich Oesterreich angeschlossen hatten. Denn die treu gebliebenen Städte mußte man freilich in ihren alten Freiheitsprivilegien bestehen lassen. Samnium, wie im vorigen Jahre Oesterreich, erlangte einen glimpflichen Frieden, nachdem endlich ihre Hauptstadt Bovianum mit gewaltiger Hand eingenommen war.

Allein seinen Bundesgenossen ging es doch etwas schlechter. Sie wurden sämmtlich mit der Schärfe des Schwertes bezwungen.

Wenn sie auch nicht geradezu zu Unterthanen gemacht wurden, so fiel doch eine ihrer Burgen nach der andern in die Hand der Römer, die sie nicht wieder herausgaben, sondern in den militärisch wichtigsten Colonien anlegten und mit Land ausstatteten. Daneben war es eine fortwährende Sorge der Römer, die Verbindungen zwischen diesen Zwingburgen, in denen ihre reisigen Landsleute lagen, durch gangbare Straßen practicabel zu erhalten. Eine Reihe solcher Hochstraßen wurde angelegt, welche in Verbindung mit den Colonieorten, die ihre Knotenpunkte bildeten, ein Gewebe mit eisernen Maschen über die bezwungenen Länder warf, wenn diese Hochstraßen auch noch nicht wie in unseren Zeiten mit wirklichem Eisen verfertigt waren Denn in dieser Beziehung ist man damals wie zwei Jahrtausende später sich stets ähnlich geblieben. Rom war darum doch die gewaltige Spinne, welche langsam und bedächtig die auserkorene Beute, die mittelitalischen Nationen, mit eisernen Fäden regelrecht einspann, bis sie sich nicht mehr regen noch bewegen konnten.

In diesem Bewußtsein des völligen Eingesponnenseins baten die Samniten um Frieden. Aber die Römer glaubten noch nicht genug gethan zu haben. Sie drangen bis in das Herz des Landes, bis nach Bovianum, dem Ort, wo die Samniten sich einst bei der ersten Besitzergreifung des Landes niedergelassen. Es war die heiligste Stätte der Nation, welche die Römer nun mit der Schärfe des Schwertes eroberten. Nun war das Land erst gänzlich gedemüthigt und überwunden und als jetzt eine neue Friedensbot-

ſchaft in Rom erſchien, glaubte der Senat an die Aufrichtigkeit derſelb
und gewährte den Frieden. Allein nach dem zweiundzwanzigjährigen Krie
war es doch für die Samniten ein ehrenvoller Frieden. Sie verloren v
ihrem alten Landesgebiet keinen Schritt breit Boden und nur die alten E
oberungen im Tieflande Campaniens und Apuliens, das ihre junge Mac
ſchaft ſo oft ſiegreich betreten hatte, waren unwiederbringlich verloren. E
waren jetzt den Römern als Siegesbeute in den Schooß gefallen. Mit
waltiger Fauſt waren ſie gewonnen und die Römer gaben ſie niemals ſpä
aus ihren Händen, das Reſultat des zweiundzwanzigjährigen ſamnitiſch
Krieges. Es war ein großes Reſultat, aber nicht Samnium allein, ſonde
auch Rom ſelbſt blutete aus tauſend Wunden, die der lange Krieg
ſchlagen.

Dennoch rafften die Römer ſo viel Kraft zuſammen, daß ſie die Re
des Krieges, und zwar ohne großen Widerſtand zu finden, aufräumten u
alſo im Stande waren, die Summe ihrer Früchte vollſtändig zu ziehen, ande
als in Deutſchland geſchah am Ende des dreißigjährigen Krieges, welc
Deutſchland in zwei Hälften zerriß. Die Römer waren die einzigen wahr
Herren in Italien geblieben. Die Herniker und Volsker wurden völlig
ſiegt, die Gebirgscantone der Marſer, Marruciner, Peligner und Frentan
unterwarfen ſich und Südetrurien wurde im Zaume gehalten durch ei
wohlgebaute Straße durch den Ciminiſchen Bergwald, welche geſichert w
durch die neue Colonie Sutrium.

Wie groß auch die Ermattung geweſen, welche den beiden großen i
liſchen Nationen, den Römern mit den Latinern und den Samniten mit d
nördlichen Gebirgscantonen, der lange Krieg gebracht hatte, der gegenſeiti
Haß beſiegte doch die plötzliche Schwäche der Leiber und riß ſie in neu
Kampf hinein, wie Feinde, die auf der Wahlſtatt geblieben, ſich in der M
ternachtsſtunde zu erneutem nächtlichen geſpenſtigen Geiſterkampf erheb
als wenn ſie verflucht wären, ewig zu leben und gegen einander
kämpfen.

Für die Römer hatte der Kampf auch nach dem Frieden nicht
ruht. Die Kriegsflamme hatte noch lange in den Gebirgen gelodert.

Jetzt jagte ſie der Wind nordwärts nach Etrurien. Noch währten v
Norden immerfort die friſchen Zuzüge der galliſchen ſtreitbaren Kriegerha
ſen, welche, da ſie den Norden Italiens völlig beſetzt fanden, nach d
jetzigen Toscana zogen und ſich gegen gute Löhnung gern in den Sold d
Etrusker begaben und den Römern dadurch neue Kriegsarbeit ſchufen. D
zwar jetzt unterworfenen, allein ſich nicht beſiegt fühlenden Samniten,
auf den ihnen umgeworfenen Zaum mit den Zähnen knirſchten, bemerkt

icht ſobald die Bedrängung ihrer Todfeinde, als ſie wieder losbrachen und en Krieg von Neuem gegen Rom aufnahmen.

Es iſt bezeichnend für die ungeheure Verhaßtheit der Römer in Samnium, daß die ſamnitiſchen Fürſten, welche gerade in der Regierung waren, en Römern erklärten, ſie könnten nicht für die Sicherheit römiſcher Geſandten einſtehen, wenn ſie das ſamnitiſche Gebiet beträten. Alſo brach der ritte ſamnitiſche Krieg aus, nachdem nur 6 Jahre die Waffen geruht hatten, nd brauſte nun wieder volle 9 Jahre über Italien hin.

Die Ausdehnung, welche der frühere in den letzten Jahren von Tarent is nach Etrurien genommen hatte, behielt er auch jetzt. Das ganze Italien on Etrurien bis zum äußerſten Süden ſtand in Waffen und den Kern des Widerſtandes gegen Rom bildeten die Samniten. Es war noch einmal ein rchtbares Ringen und Rom kam öfters in die äußerſte Bedrängniß, aber s ſiegte endlich doch. Die eigentliche Urſache war die römiſche Organiſation, ie Centraliſirung aller Kräfte in einem Mittelpunkt, während der Feinde ar viele waren, aber durch die mannigfaltigſten Sonderintereſſen von einnder getrennt, doch nie zu rechter Einheit gelangen konnten, recht ein Bild es ehernen Rieſen mit thönernen Füßen. Die Vereinigung, die Coalition er Feinde Roms, aus ſo vielen verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzt, war mr das Reſultat augenblicklicher, vorübergehender Zuſtände, und einige derbe Stöße der Römer brachten dieſen künſtlichen Bau von ſo verſchiedenen Elenenten aus den Fugen, daß er in ſich zuſammenſtürzte, und die Römer lieen ſich keine Blöße, keine klaffende Wunde dieſes Thurms entgehen, um die ntſtandenen Breſchen des feindlichen Baues zu erweitern und das Zerſtönungswerk zu vollenden. Drückt dieſer Umriß die allgemeine Taktik der miſchen Kriegsführung aus, ſo bot dieſer Krieg im Beſonderen die merkürdigſten Wechſel kriegeriſcher Verluſte und Gewinne dar. Die Samniten atten Anfangs, wie gewöhnlich, ihre Rüſtungen noch nicht vollendet und eil bald die Etrusker Friedensverhandlungen begannen, ſo konnte die Hauptacht der Römer unter den beiden Conſuln ſich gegen den Hauptfeind in Samnium wenden und hauſte den ganzen Sommer daſelbſt, nachdem ihr ein roßer Sieg bei Tifernum im Herzen von Samnium geglückt war.

Aber die Samniten ſetzten in den abgelegenen Thälern, wo die Sammelplätze für die Truppen eingerichtet wurden, ihre Rüſtungen fort, unaufhaltſam ſtrömten die Schaaren herbei und bald ſtanden drei Heere im Felde, as eine nach Campanien beſtimmt, das reiche Land, ihr nicht minder erhalter früherer Beſitz — wie die Lombardei für Oeſterreich. Das andere Heer zog nordwärts nach Etrurien, um dort dem Kriege neues Leben und en Etruskern Hoffnung und Muth wiederzugeben. Das dritte Heer end-

lich blieb zu Hause, um den Römern zum Schutze treuloser Bundesgenossen zu schaffen zu machen.

Sobald das Heer der Samniten nordwärts durch die blutsverwandten Gebirgscantone der Marser, Aequer und Sabiner, durch befreundetes Land, wo manche Schaar rüstiger Reisläufer unter seine Feldzeichen geeilt war, gezogen war, flammte sogleich der kriegerische Geist in Etrurien von Neuem auf und sogar in Umbrien war die ganze Bevölkerung in Aufregung gerathen.

Es war gleichsam eine Umkehr der früheren Völkerwanderung der umbrisch-sabinischen Völkerschaften, deren Colonisten die Samniten waren. Die Colonien kamen dem Mutterlande Hülfe zu bringen, etwa so, als wenn die nordamerikanischen Unionsstaaten England, falls es in Bedrängniß geriethe, Zuzug leisteten, was noch immer nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt.

Das römische Heer hatte sich unterdeß nach Lucanien südwärts gezogen und dieses Land bezwungen. Es stand also im tiefen Süden Italiens, als die Rom so gefährlichen Ereignisse in Etrurien und Umbrien es von Norden her in nächster Nähe bedrohten.

Die Stadt gerieth bei diesen Nachrichten in die höchste Aufregung. Alles, was noch wehrbar war, auch die Nachkommen der Freigelassenen, wurde unter die Waffen gerufen und die beiden besten Männer, welche damals Rom aufzuweisen hatte, als Consuln an ihre Spitze gestellt, der Plebejer P. Decius Mus, der edle Sohn jenes Decius, der sich einst den unterirdischen Göttern für's Vaterland geweiht hatte, und der alte ruhmgekrönte adlige Q. Fabius Maximus Rullianus, der einst seine harte Schule im vorigen Samnitenkriege unter dem grimmig strengen Papirius Cursor gemacht hatte.

Das römische Heer unter diesen beiden traf nach vielen Kreuz- und Querzügen mit dem samnitischen unter dem besten Mann, den Samnium zu dieser Kriegsführung erkoren hatte, Gellius Egnatius, nachdem er die etruskischen Heerschaaren mit seiner Armada vereint hatte. Aber sie war schon stark gelichtet durch den Abzug mehrerer Streithaufen der Etrusker, die auf die Nachricht, ihre Heimathsorte würden von den Römern bedroht, nach Hause abgezogen waren (459 d. Stadt; 295 v. Chr.).

Die Wahlstatt, wo es endlich zum Entscheidungskampfe kam, lag bei Sentinum, also hoch im Norden, östlich vom hohen Gebirgsrücken des italischen Landes, dem Apennin. Die disciplinlosen Aufgebote der fahnenflüchtigen Etrusker wurden aber reichlich ersetzt durch die echt soldatischen Hülfstruppen der Gallier, welche gegen Sold und Beutehoffnung von den Etruskern herbeigezogen waren und die den Kern der etruskischen Streit-

macht bildeten. Dieſer etruskiſch-galliſchen Streitmacht gegenüber, welche den einen Flügel bildete, ſtand Decius, während Fabius auf dem rechten Flügel die ſamnitiſche Streitmacht vor ſich hatte. Es war ein furchtbarer Kampf, die Samniten ſtanden feſt wie die Mauern, aber ſchlimm ſtand es bei Decius' Legionen, wo der Angriff der Gallier mit der ſtürmiſchen Gewalt geſchah, die zu allen Zeiten, bis in die unſrige, dieſer Nation, der heutigen franzöſiſchen, noch immer eigen geblieben iſt.

Dazu kam ihre den Römern ungewohnte Heereswaffe, der Streitwagen, etwa der heutigen Artillerie vergleichbar, welche den Deutſchen und allen öſtlichen Barbaren unbekannt, dagegen im ganzen Südaſien, von China, Indien, Perſien bis zum Heroenzeitalter Griechenlands und von Homer geſchildert, herkömmlich, nur von Maſſilia, der griechiſchen Pflanzſtadt in Frankreich (heute Marſeille), bei den Galliern und den galliſchen Coloniſten in England zu Cäſar's Zeiten noch üblich, eingeführt ſein konnte.

Decius ſah, wie dieſe Streitwagen, die Alexander der Große bei den Perſern ſo leicht überwunden, in die Reihen ſeines Heeres Tod und Verderben brachten. Da gedachte er ſeines Vaters, er ſchickte nach dem Pontifex Marcus Livius und ließ ſich wie ſein Vater mit den heiligen Formeln zum Tode für's Vaterland, zum Verderben des Feindes einſegnen. So ſtürzte er ſich in die Feinde und fiel, aus hundert Wunden blutend. Er hatte ſich wie ein heiliges Feldzeichen, wie ein ſtürmiſcher Legionsadler, mitten in die Feinde geſtürzt und die Legionen ſtürzten ihm nach in heiliger Wuth, ihr Feldzeichen, dem ſie folgten, ihres Generals Leiche, dem Feinde zu entreißen. Sie ſiegten vollſtändig über die Gallier und nun ſiegte auch des Fabius Heer über die Samniten. Die Niederlage der Feinde Roms war vollſtändig. Vergeblich ſuchte ſie der feindliche Feldherr durch Preisgebung ſeiner Perſon aufzuhalten, indem er, tapfer einhauend, in das dichteſte Getümmel ritt. Gellius Egnatius fand nur einen ehrlichen Soldatentod.

Die Frucht und Ernte dieſer ſiegreichen Schlacht für Rom war die gründliche Abſchreckung der Umbrer von jedem ferneren Widerſtande und auch die Gallier begriffen, daß jetzt im ſüdlichen Italien für ſie ſtatt Beute und Land nur derbe römiſche Stiche und Hiebe zu bekommen wären und Etrurien ſchickte Friedensgeſandtſchaften nach Rom, der ihm unter den herkömmlichen demüthigenden Bedingungen auf 400 Monate bewilligt wurde.

Damit war von den Römern dieſe ungeheure Anſtrengung der Samniten glänzend zurückgewieſen. Sie waren jetzt wiederum auf ſich beſchränkt, auf ihre eigene Kraft, ihr eigenes Land. Die großen politiſchen Combinationen über ganz Italien — ſie waren ihnen zu Nichte geworden und es galt jetzt nur noch einen Verzweiflungskampf um die Freiheit der eigenen Heimath.

Und dieser grimmige Kampf wurde mit aller Kraft des tapfern Bergvolkes noch Jahre lang geführt. Die Römer mußten fast jeden Schritt Landes, den sie vorwärts thaten, mit Blut bezahlen und öfters gelangen den Samniten kühne Ausfälle aus ihrer Gebirgsheimath Samnium in das östliche und westliche Tiefland, Apulien und Campanien, welche den Römern harte Verluste beibrachten.

Und so ungebrochen war noch die samnitische Kraft, daß es bei dem nationalen Haß und dem freudigen kriegerischen Wetteifer den samnitischen Heerführern gelang, eine gewaltige Heeresrüstung zu Stande zu bringen. Indem man sich am Ende mit allen kriegerischen Hülfsmitteln versehen fühlte, besuchte man noch einmal der glorreichen Anfänge der Nation, der Zeiten, als man vor Jahrhunderten das vielgeliebte glückselige Land, als man Capua erobert hatte mit heiliger Heeresrüstung durch das geschworene Heer der weißgekleideten mit Silberschilden gerüsteten heiligen Legionen, deren Andenken bereits im vorigen Kriege gegen den alten Papirius Cursor erneuert war. Jetzt war es wiederum ein Papirius Cursor, der Sohn des alten Helden, der ihnen gegenüberstand. Diese heilige Schaar zählte allein 16,000 Mann, es war die weiße Garde des samnitischen Heeres.

Allein die Samniten standen eben am Ende, nicht am Anfang ihres Ruhmes und die weißen Garden unterlagen nach heldenmüthiger Gegenwehr den römischen Legionen (461 d. Stadt; 293 v. Chr.).

Es war die letzte große Feldschlacht gewesen, welche die Samniten den Römern geliefert hatten in diesem mörderischen Kriege. Allein der Krieg war damit nicht zu Ende. Er löste sich auf in einen wüthenden, mörderischen Guerillaskrieg um den Besitz einzelner Thäler und Bergfesten, in dem noch Jahre lang in größter Erbitterung und abwechselndem Erfolge gekämpft wurde.

Es gewann zwar noch ein samnitischer Feldherr Pontius, möglicherweise ein Nachkomme jener beiden hochberühmten Pontii, Vater und Sohn, die bei den Caudinischen Pässen unvergänglichen Ruhm erworben, einen entschiedenen Vortheil über die Römer, aber er war nicht entscheidend für das Schicksal des Krieges. Der römische Arm schlug wieder schwerer auf die Samniten; sie wurden besiegt und der samnitische Feldherr Pontius fiel in die Hände der Römer, die ihn nicht minder roh und barbarisch, als die heutigen mexicanischen Rothhäute mit spanischem Bildungsfirniß, hinrichteten. Der Krieg war zu Ende. Samnium bat um Frieden und erhielt ihn nach 37jährigem, nur wenige Jahre unterbrochenem Kriege. Es war völlig gebrochen, und dennoch war dieser Friede ein höchst ehrenvoller. Auch jetzt wurde dem heldenmüthigen Lande sein ganzes Gebiet gewährleistet. Aber es war isolirt. Die alten Gebiete der Tiefländer am adriatischen und mittelländischen Meere, Apulien, Calabrien und Campannien, welche die Samniten

ſo lange beherrſcht hatten, waren unwiederbringlich verloren und in die Hand der Römer gefallen und den Samniten jeder Ausgang aus ihrer bergreichen Heimath abgeſchnitten. Allein der Bevölkerung, welche den faſt vierzigjährigen erbitterten Kampf durchgemacht hatte, in dem die überlebenden Krieger aus den erſten Schlachten Greiſe geworden, blieb doch noch ein weites Gebiet zur Erneuerung des alten nationalen Lebens übrig, das keine römiſche Zwingburg im eigenen Lande beeinträchtigte.

Die Römer gegen Griechen und Karthager.

In wirklicher Selbständigkeit lebend, gab es jetzt in Italien nur noch die Gebiete von Norditalien, zwischen Alpen und Apenninen, ein Gebiet, das man aber damals noch gar nicht zu Italien rechnete, und die Griechenstädte an den Küsten des äußersten Süditaliens. Aber auch sie waren bedrängt von ihren italischen Nachbarn, welche bereits halb im Bündniß, halb im Interesse der Römer waren, vor Allem das mächtige Tarent, welches schon zweimal sich Hülfe jenseit des Meeres geholt hatte, um sich seiner nordischen Bedränger zu erwehren.

Gerade dieses Tarent sollte aber für die Republik noch der Zunder eines gewaltigen Kriegsfeuers werden, das wie ein Waldbrand seine Feuerflamme immer nach Norden hin wendend, immer neue Nahrung findend, bis hart an die Thore der ewigen Roma seine Feuerzungen ausstreckte.

Denn immer kühner wurden die Angriffe der Bruttier und Lucaner, ermuthigt durch die Demüthigung von Samnium und durch das Bewußtsein, daß sie ein dem nunmehr in Italien gebietenden Rom wohlgefälliges Werk thäten, wenn sie Tarent bedrängten.

Tarent war eine reiche Stadt und lebte in der Fülle des Wohlbehagens, welche von dem überseeischen Handel aus Griechenland und dem Orient kam. Es war der Centralmarkt geworden für die Producte Italiens und die Waaren des Ostens. Es hatten sich in dieser Stadt ungeheure Reichthümer gesammelt. Das Volk selbst war keineswegs kriegerisch, es hatte vielmehr eine entschiedene Neigung zum Frieden und Lebensgenuß, welcher der große Wohlstand der Stadt immer neue Nahrung gab. Tarent war eine durchaus demokratische Stadt, mithin von Natur jeder militärischen Organisation abgeneigt. Allein es war ja so reich, daß es sich, wie Venedig, Soldaten kaufen konnte. Schon zweimal war dies unter mehr oder weniger günstigen Ver-

hältnissen geschehen. Jetzt versuchten sie es nun zum dritten Male und zwar dieses dritte Mal in bedeutend vergrößertem Maßstabe, im Verhältniß zu ihrem unterdeß gesteigerten Wohlstande, der zu schützen war, und im Verhältniß der Gefahr, in welcher die Stadt schwebte. Denn es waren jetzt nicht blos die zunächst an das Stadtgebiet grenzenden italischen Barbarenstämme, sondern es drohte ihnen im Rücken dieser unmittelbaren Angreifer die kolossalische Nordmacht der Römer, welcher das kriegerische Samnium nach fast 40jährigen Kämpfen sich hatte unterwerfen müssen. Die demokratische Verfassung der Stadt steigerte die natürliche nationale Antipathie in den grimmigsten Haß und die klugen Kaufleute begriffen, daß es jetzt mit diplomatischen Verhandlungen nicht abgethan werden könnte, sondern daß Gewalt endlich mit Gewalt abgewehrt werden müßte. Sie begriffen, daß es über kurz oder lang die Existenz ihrer Stadt galt.

Leider hatten die Tarentiner diesen Kampf für das Wohl ihrer Stadt über alles Maß hinaus verschoben und ihre Zeit gänzlich verpaßt, wo noch die heldenmüthigen Samniten die Vorkämpfer gegen die römische Uebermacht bildeten.

Als das Regiment der Aristokratie in Tarent von der Demokratie gestürzt wurde, entschwand der Stadt nicht nur der kluge Einblick in die politische Lage Italiens, sondern auch die Energie, diese Einsichten auszunutzen. So geschah es, daß die Tarentiner mit ansehen mußten, daß sich Lucaner und Bruttier immer mehr ausdehnten, daß eine Griechenstadt nach der anderen in Abhängigkeit von ihnen gerieth, endlich sogar in ihren Besitz. Diese griechischen Küstenstädte schienen als Siegesbeute den anstürmenden Bewohnern des Binnenlandes rettungslos preisgegeben zu sein. Am härtesten war Thurii bedrängt vom lucanischen Feldherrn Stenius Statilius. Weder Tarent noch eine andere Griechenstadt wagte sich ihrer anzunehmen, die eigenen Kräfte waren erschöpft. Da wandten die Thurier sich an Rom mit flehentlicher Bitte, ihnen Beistand zu leisten gegen den erbarmungslosen Feind, sie erklärten, die Stadt sei auf jede Bedingung hin bereit, Roms Schutz zu suchen. Der Ruf war so lockend, daß der Senat wirklich die Stadt in den feierlichen Schutz des römischen Volks nahm und den Lucanern gebot, die Thurier nicht mehr zu befehden. Der Machtspruch empörte aber die Lucaner und Bruttier, welche den Krieg gegen die Griechen als ihr gutes Recht betrachteten, so sehr, daß sie sogleich Rom die Freundschaft kündigten und alle nördlichen Völker, die noch vor Kurzem gegen die Römer in den Waffen gestanden, durch ihre Gesandten beschickten, zu klagen über die ruchlose und übermüthige Ungerechtigkeit Roms. Was sie jetzt den Lucanern angethan, das bedrohe auch alle anderen Nationen. Darum möchten sie sich rasch ermannen und gemeinschaftlich den Krieg gegen diese Unterdrücker erneuern.

Augenblicklich stand Umbrien und Etrurien in Waffen und zahlreiche Hülfsvölker strömten für guten Sold aus dem gallischen Norden herbei. Die Lucaner nahmen den römischen Gesandten gefangen. Die gallischen Senonen erschlugen die römischen Gesandten, ihr Oberhaupt Britomaris nahm an ihnen Blutrache für seinen von den Römern umgebrachten Vater. Man sieht, wie groß die Erbitterung gegen Rom war, dessen Heer unter den Mauern von Arretium eine furchtbare Niederlage erlitten hatte (470 d. Stadt; 284 v. Chr.).

Allein dieser Krieg war für Rom nicht so gefährlich, als es den Anschein hatte, weil ihm der Mittelpunkt, die Verbindung zwischen Nord und Süd fehlte. Denn Samnium focht nicht mit. Es heißt wohl, daß es auch in dem allgemeinen Bündniß der italischen Nationen gewesen, allein wäre dies der Fall gewesen, so hätte es die erste Rolle im Kampfe übernommen. Statt dessen erfahren wir von keinem einzigen Conflict zwischen Römern und Samniten, sei es, weil diese ihre Kräfte in dem über eine Generation hinaus dauernden Kampfe eingebüßt hatten, sei es, daß sie ein tiefes Mißtrauen in die Kampfestüchtigkeit des nur fieberhaft aufgeregten Nord- und Südbundes hegten, zu dem auch Tarent nicht einmal getreten war, hauptsächlich wohl darum, weil es die Lucaner nicht minder als die Römer haßte. Es war noch in dem Gefühl der eigenen Kraft und des Stolzes griechischen Blutes und diesen fröhlichen, genußsüchtigen, verfeinerten und ungebundenen griechischen Demokraten war überhaupt das ernste italische Wesen, sei es in der lucanischen Rohheit, sei es in der römischen Straffheit, ein Greuel.

Allein wie mußte ihnen zu Muthe sein, als sich in ihrer Nähe ein römisches Heer mit den Lucanern in einer Feldschlacht maß, während andere römische Legionen in Etrurien und gegen die Senonen vordrangen, welche die Etrusker nach und nach zurückdrängten, an den Senonen aber furchtbare Blutrache nun ihrerseits für die ermordeten Gesandten nahmen und Alles, was nicht floh, niedermachten, so daß ihr Land öde lag.

Und dennoch hatten sich die Tarentiner nicht entschließen können, als ihre Feinde, die Lucaner, von ihren anderen böseren Feinden, den Römern, mit ihrem Consul, G. Fabricius Luscinus, unter den Mauern von Thurii völlig besiegt wurden und als in Folge dieses Sieges die meisten griechischen Südstädte, Locri, Croton und Rhegium ebenso wie früher Thurii, römische Besatzungen in ihre Mauern aufnahmen. Die Tarentiner sahen, daß alle diese festen Plätze ihrer Nation, die sie einst durch ihre Macht überstrahlt und völlig beeinflußt hatten, für sie verloren waren. Es fing an in Tarent zu kochen vor Wuth darüber, daß die Stadt, der zum Wohlleben nichts fehlte, nun nach allen Seiten isolirt, umgarnt war. Als nun gar eine römische Flotte

in dem süditalischen Meere erschienen, auch von seewärts die neu erworbenen Griechenstädte zu beschützen und dieselbe im guten Vertrauen auf die früheren Freundschaftsverträge zwischen Rom und Tarent, die seit alten Zeiten bestanden und formelle Rechtskraft ohne Zweifel noch jetzt hatten, da formell noch immer Freundschaft und Frieden zwischen beiden Städten bestanden — als diese Flotte sogar im Hafen von Tarent ganz arglos beilegte, da war der Becher des tarentinischen Hasses gegen Rom um den letzten großen Tropfen vollgelaufen, daß er überfloß.

Kaum hatte der Pöbel die weißen römischen Segel erblickt, so thaten sie auf ihn die Wirkung rother Lappen auf einen Puterhahn. Ein fanatischer Wuthschrei erhob sich und pflanzte sich fort und die Massen stürzten sich in die Kähne. Die friedlich vor Anker gegangenen Schiffe wurden gestürmt und eine Anzahl nach verzweifelter Gegenwehr genommen oder versenkt. Nur einige wenige retteten sich in die hohe See.

Die That war die Manifestation, der Ausdruck der Gesinnung des souveränen Pöbels gewesen, welcher die Behörden so wenig als die höheren Stände, die Familien der Aristokraten, hatten steuern können. Auch sie haßten natürlich gründlich die Römer, allein mit Manier. Sie waren also auch weit entfernt, ein derartiges kurzes Verfahren zu billigen; aber das Unglück war geschehen und sie hatten es nicht verhindern können.

Aber was nun?

Denn nun kam natürlich eine römische Gesandtschaft, Genugthuung zu fordern, und zwar in der Person des Posthumius, eines Mannes, der gleichsam ausgesucht war, den starren römischen Nationalcharakter zu repräsentiren. Die einzige Gewandtheit an ihm war, daß er Griechisch sprach, allein was für ein Griechisch! — Er hatte sein Gewerbe in der Volksversammlung desselben süßen souveränen Pöbels vorzubringen, welcher die Unthat an der römischen Flotte verübt hatte. Allein kaum hatte der gute Posthumius den Mund aufgethan, so gerieth die Volksversammlung über sein wunderliches Griechisch in ein homerisches Gelächter. Denn es hörte sich für griechische Ohren etwa so an, als wenn ein ungebildeter Engländer oder Franzose Deutsch spricht, wobei in der That nur wenige sehr gehaltene Charaktere das Lachen unterdrücken können. Posthumius verachtete jedoch diese Graeculi, diese entarteten Griechen zu gründlich, als daß er sich hätte in seinem Contexte stören lassen und vollendete seine Rede mit derselben Unstörbarkeit, wie ein reisender Engländer seine gravamina und Unzufriedenheiten einem deutschen Wirthe vorzutragen pflegt. Aber es blieb nicht beim Humor und Gelächter. Der Haß überwog doch so sehr, daß ein schurkischer demokratischer Volksnarr, der Hofnarr des souveränen Pöbels, der sich Alles erlauben durfte

bei seiner Allbeliebtheit, es wagte, aus ekelhafter Spritze das schneeweiße Gewand, die toga, des römischen Gesandten zu besudeln, als er unter allgemeinem Hohn aus der Volksversammlung fortging. Posthumius erhob sein Kleid gegen die fanatisirte Menge und sprach: „Seht her, Tarentiner, es wird viel Blut kosten, um diese gelben Flecke meines weißen Kleides wieder völlig weiß zu waschen!“

Indessen als Posthumius in Rom seinen Gesandtschaftsbericht vor den Senat brachte, war man doch sehr wenig geneigt, sogleich den Krieg mit einer mächtigen Seestadt zu beginnen, die man nur von der Landseite her ängstigen konnte. Denn die Flotte der Römer konnte sich noch nicht mit der tarentinischen messen, und noch standen die römischen Legionen den etruskischen Städtebünden gegenüber in den Waffen.

Allein endlich überwog doch die angethane Schmach die Bedenken des Senats und der Krieg wurde Tarent erklärt. Und wie hätte die Stadt am Kriege zweifeln können, nachdem sie Rom auf solche Weise provocirt!

Allein sie hatte doch ihre Zuversicht, ihren Trost auf Hülfe gegen das übermächtige Rom und zwar nicht aus dem verhaßten Geschlecht der italischen Nationen, sondern aus der alten Heimath, aus Griechenland. Denn da lebte jenseit des Meeres, am anderen Ufer des adriatischen Meeres, in Epirus (Epeiros heißt eigentlich das Festland, weil gegenüber demselben eine Masse von Inseln liegen als niedrigere Kalkgipfel von Felsenriffen, die unter dem Meere liegen), ein fürstlicher Feldherr, dessen Gleichen es kaum damals in Griechenland gab. Es war König Pyrrhos von Epirus, einem kleinen Gebirgsgebiet, bewohnt von tapfern Männern, wie die heutigen Albanesen oder Montenegriner, der sich schon etwas versucht hatte als Soldat in der griechisch-asiatisch-afrikanischen Welt, welche Alexander der Große in ein großes Königreich durch die Schärfe seines Schwertes und Geistes gezwungen hatte, und das nach seinem Tode zwar zerfallen war in viele kleine Königreiche, welche aber sämmtlich ein System verwandter Staaten zu bilden nicht aufgehört haben bis in die spätesten Zeiten der Römerherrschaft. In dieser Welt hatte sich Pyrrhos von frühester Jugend her getummelt als tapferer Soldat und in den verschiedensten Lagen des Lebens hatten die Augen der Vornehmsten und Besten stets *auf ihm* geruht.

Denn von der frühesten Jugend an war er schon der Gegenstand ungewöhnlicher Liebe und ungewöhnlichen Hasses gewesen. Nach dem Tode seines Vaters, da er noch ein unmündiges Kind war, hatte ein Kronprätendent, Neoptolemos, sich des Landes seiner Väter bemächtigt und sein Gebot hatte ihn dem Tode geweiht. Aber treue Diener hatten ihn in gefahrvoller Flucht in das Gebiet eines benachbarten Dynasten, des Glaukias, gerettet, der eigentlich der Familie des flüchtigen Königskindes feindselig war.

Aber es waren dieſe epirotiſchen Männer mit einer eigenthümlichen Gemüthsanlage ausgeſtattet, in welcher wilde, ja rohe Kriegsgewaltſamkeit plötzlich übergehen konnte in milde, beinahe ritterliche Großmuth. Schon in früheren Zeiten war ein edler griechiſcher Verbannte, der Athener Themiſtokles, gehetzt von ſeinen Feinden, zu einem Häuptling in dieſen Gebieten gekommen und hatte hier bei ihm, der früher ſein Feind geweſen, Schutz und Rettung gefunden um Gotteswillen, als er ſich auf den Rath des Weibes dieſes Häuptlings auf den Altar des Landesgottes als Hülfeflehender geſetzt hatte. So handelte der Moloſſerkönig Admet.

Ein gleiches Glück lächelte dem moloſſiſchen Königskinde Pyrrhos. Die treuen Männer, die es bis dahin getragen hatten, legten es im Saale des Glaukias auf die Erde zu ſeinen Füßen nieder, der große Luſt hatte, es von ſich zu ſtoßen und ſeinen Verfolgern auszuantworten.

Da erwachte der ſchöne Fürſtenſohn aus dem Schlafe und kroch zu den Füßen des Glaukias, umfaßte ſie und blickte ihn mit ſeinen unſchuldigen klaren Kinderaugen freundlich lächelnd an.

Der Kinderblick hatte es dem Glaukias angethan und nun war eine Auslieferung des armen Kindes unmöglich. Der Fürſt verſchmähte die größten Geldſummen, die ihm geboten wurden, und ließ den Pyrrhos, den er ſeiner Gemahlin übergeben, wie ſein eigenes Kind erziehen.

Den Charakter, die Lebensart in dieſen Gegenden bezeichnet es, daß der vornehmſte Cultus dem homeriſchen Heros Achill geweiht war, deſſen Sohn Neoptolemos oder Pyrrhos mit anderem Namen hieß. Der Ausdränger und der Verdrängte in dem Fürſtenamte bei den Epiroten oder, wie ſie nach ihrem Hauptſtamm hießen, den Moloſſern, hatten ſich in dieſe Namen getheilt und der Mann, welcher das Königskind an der Grenze ſeines Heimathlandes vor den Verfolgern über den wilden Gießbach gerettet hatte in das Gebiet des mildherzigen Glaukias, hieß Achilleus, wie Plutarch erzählt. Der Heros Achilleus und ſeine Thaten und ſein Charakter, der zwiſchen wilder Tapferkeit und hochherziger Milde ſchwankt, hatte alſo als ein dem Volke ſtets vorſchwebendes Ideal daſſelbe allmählig nach dieſem Muſter geſtaltet und es war nur eine Huldigung gegen den allverehrten Landesheros, daß das Fürſtengeſchlecht ſeinen Stammbaum zu ihm hinaufleitete, ähnlich wie manche Klöſter und Stifter des Mittelalters, welche natürlich auch einen Stiftspatron hatten, nachträglich erzählten, daß ihr Schutzheiliger in eigener Perſon in ihr Land gekommen und ihr Stift gegründet hätte, der doch niemals ihren Boden betreten hatte.

Glaukias blieb dieſem altgriechiſchen Naturritterthum auch weiter getreu, und als ſein Adoptivkind, ſein Zögling, kaum dem Knabenalter entwachſen war, half er ihm zur Wiedergewinnung ſeines angeſtammten Fürſtenthums,

allerdings mit Hülfe des mächtigen Demetrios, der damals in Macedonie herrschte.

Allein in so rastlosem Wechsel, in so fortwährender Umkehr befande sich damals die Zustände dieser Länder, daß schon nach wenigen Jahren de nunmehr zum Jüngling erwachsene Pyrrhos abermals seinen Feinden we chen mußte. Das molossische Königskind war also wieder ein armer Flüch ling, dem nichts übrig geblieben war als eine Officierscarriere unter der Obe leitung der großen Feldhauptleute, welche, aus der Schule des großen Alexa der hervorgegangen, jetzt die Stücke seiner unermeßlichen Monarchie für sic in Anspruch nahmen, welche jedoch immer noch den Umfang gewaltiger Köni reiche hatten.

Es war Demetrios und sein Vater Antigonos, an die sich der jugend liche Pyrrhos angeschlossen hatte, der nichts mehr sein nennen konnte al seinen guten Degen, mit dem er ihnen bis über das Meer, nach Asie folgte. Allein dieser Degen in Pyrrhos' Hand war hoch angesehen im Heer des Antigonos, des alten Generals des großen Alexander, und als einm die Rede war von dem besten Feldherrn, da sagte Antigonos, das wir Pyrrhos sein, wenn er es bis zum reifen Alter bringt.

In den Kämpfen der alten Generale Alexander's des Großen kam e endlich zur Entscheidungsschlacht bei Ipsos, die für Antigonos und seine Schützling Pyrrhos ganz verloren ging.

Aber als so bedeutend galt doch schon Pyrrhos, daß ihm die Ehre w derfuhr, als besonders werthvolle Geißel von dem Sieger, Ptolemäos Lag dem Beherrscher von Aegypten, in Anspruch genommen zu werden.

Allein wie mußte die Welt erstaunen, als der arme Gefangene binne Kurzem durch sein ritterliches Benehmen die königliche Familie so sehr fi sich eingenommen hatte, daß ihn der König Ptolemäos zu seinem Schwiege sohne, zum Gemahl seiner Stieftochter Antigone, erhob. Er schien als gut Soldat die Hand der Fürstin wie im Sturme erobert zu haben. Ihr Mitgift war der gewaltige Arm ihres königlichen Vaters, auf welchen g stützt Pyrrhos jetzt wagen konnte, in sein verlorenes Fürstenthum heimzukeh ren, mit Mannschaft und Geld wohl ausgerüstet. Seine kräftige Gestal sein offener, biederer Soldatensinn und der Kriegsruhm, der ihm voraus ging, sowie die Abneigung der Epiroten gegen den tückischen und gewaltsame Neoptolemos gewannen ihm bald die Herzen seiner Landsleute, welche ihm sei dem in unwandelbarer Treue zugethan blieben. Aber Pyrrhos zeigte auc daß er zwar ein guter Kriegsmann, aber auch ein guter Staatsmann wa Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Neoptolemos zu verjagen, allein e bedachte, es sei besser, ihn zu gewinnen und die Herrschaft mit ihm zu the len, als ihn zu zwingen, Hülfe bei einem mächtigen Fürsten zu erlangen un

einen schweren, vielleicht hoffnungslosen Krieg über sich und sein Land herbeizuziehen. So wurde versucht, die schwere Aufgabe zu lösen, daß zwei feindliche Kronprätendenten in Frieden dasselbe Land regierten. Die Lösung zeigte sich bald als unmöglich. Bald erhoben Hader, Grimm und Haß von Neuem ihr scheußliches Schlangenhaupt. Die Existenz der beiden Fürsten schien nur abzuhängen von einer gewaltsamen Bewegung ihrer Anhänger. Neoptolemos hatte sich in eine offenbare Verschwörung gegen das Leben des Pyrrhos eingelassen und als dieser darüber zuverlässige Kunde erhalten, als er ferner Gewißheit erlangt, daß die Epiroten ihm anhingen, da handelte er schnell und brachte den Neoptolemos mit eigener Hand bei einem jener wilden Gelage, welche in Epirus Landesbrauch waren, wo viel gegessen, getrunken und geredet wurde, um's Leben. So war also Pyrrhos alleiniger König in seinem Stammlande, aber kein unumschränkter, sondern ein constitutioneller im alten Sinne, ähnlich wie die Könige in den homerischen Gesängen. Die Stamm- und Familienhäupter behaupteten ihm gegenüber ihre alten Privilegien und es mußten in Epirus doch so oft Uebergriffe in ihre Rechte geschehen sein, daß es altes Herkommen geworden, jährlich ein feierliches Opfer den Göttern zu bringen, wo die epirotischen Edlen nicht nur selbst von Neuem den Eid der Treue ihrem Fürsten leisteten, sondern wo der Fürst selber ihnen einen Gegeneid ablegte, seine Getreuen in ihren althergebrachten Freiheitsprivilegien zu schützen. Darauf folgte das unvermeidliche homerische Gelage, bei dem ungeheure Massen von Rinder- und Schafbraten und Wein vertilgt wurden in fröhlicher Feststimmung. Pyrrhos, der in seinem wechselvollen Kriegsleben die ganze Kunst der damaligen hochausgebildeten Kriegswissenschaft mit leidenschaftlicher Neigung sich angeeignet hatte, so daß er hochgeachtete Schriften über die Kriegskunst verfaßt hatte, konnte unmöglich ein Genügen darin finden, mit seinen Landsleuten auf die Jagd zu gehen und zu schmausen und zu zechen, nachdem er der Liebling des vornehmen Antigonos und seines Schwiegervaters Ptolemäos, des weitgebietenden Königs, des Freundes und Gefährten des großen Alexander, geworden war.

Seiner stürmischen Thatkraft — seine Epiroten nannten ihn den Adler, den König des luftigen gefiederten Wildprets — genügte sein enges Erbe nicht.

Die Krone Macedonien, nach der so viele Hände griffen und sie doch nicht festhalten konnten, die Krone, die einst der große Alexander getragen, schien ihm ein würdiges Ziel seines Ehrgeizes. Allein wie viel ihm auch gelang mit seinem Häuflein tapferer Molosser, die er tief nach Macedonien führte; es gelang ihm doch nicht, den Stolz des macedonischen Adels zu überwinden, der auf ihn wie auf einen halb barbarischen Eindringling herabsah. Er hielt sich ja noch immer für den Quellbrunnen der Kraft, welche

Griechenland, Aſien und Afrika erobert hatte. Wie hätten dieſe vornehmen Macedonier einen kleinen Gaufürſten im kleinen Moloſſus zu ihrem Herrn machen können, wenn noch Fürſten reineren Blutes zur Auswahl ſtanden, gleichgültig, ob ihre Eigenſchaften auch tief unter denen des Pyrrhos ſtanden.

Es wäre ein Segen für Macedonien und Griechenland geweſen, wenn er geſiegt hätte. Aber er mußte zurück und wie kunſtreich er auch dieſen Rückzug ausführte, er koſtete doch das Leben mancher tapferen Epiroten und der feurige Kriegsfürſt ſah ſich wieder auf ſein moloſſiſches Gebiet beſchränkt.

Da gelangte an ihn der Ruf der bedrängten Griechenſtadt Tarent, ihr zu helfen und glücklicher zu helfen als ſein Geſchlechtsvetter Alexander von Epirus, der ſein Leben bei Pandoſia auf fremder italiſcher Erde eingebüßt hatte. Pandoſia heißt zu deutſch die Allesgebende. Sie hatte ihm Alles gegeben, was der Menſch ſchließlich empfängt, den Tod, die Summe, welche aus dem Menſchenleben gezogen wird.

Pyrrhos aber ſchreckte ſeines Geſchlechtsvetters Schickſal nicht ab, dem an ihn gelangten Rufe zu folgen.

Wie er ſich aus ſeinem patriarchaliſch-fürſtlichen Stillleben voll Thatendurſt ſehnte, über große Königreiche zu gebieten, ſo ſehnten ſich ſeine treuen Epiroten mit ihren wohlgenährten kriegeriſchen Leibern nach Krieg und Beute, wie immer kräftige, aber arme Bergvölker. Sie waren bereit, mit ihrem Adler aus ihrem Felſenhorſt zu fliegen über das breite Meer in das ferne Land Italien als Rache- und Würgeengel gegen die Barbaren, welche das Griechenvolk, zu dem ſie ſich doch auch rechneten, wenn auch nicht ſehr berechtigt, zu unterdrücken ſuchten.

Es waren tarentiniſche Schiffe, auf denen Pyrrhos ſein Kriegsvolk nach Italien überſetzte, wie es engliſche Schiffe waren, welche die franzöſiſchen Truppen nach der Krim in dem ruſſiſchen Kriege beförderten. Die Vorhut zu augenblicklicher Hülfe für das bedrängte Tarent war unter Kineas' Führung glücklich in Tarent angelangt und hatte es vor plötzlicher Ueberrumpelung geſichert. Später folgte die Hauptmacht unter Pyrrhos ſelbſt. Dieſe zweite Ueberfahrt war keineswegs glücklich geweſen. Die erprobten tarentiniſchen Seecapitäne hatten es nicht zu hindern vermocht, daß ein furchtbarer Meerſturm die Flotte zerſtreute. Viele Schiffe waren untergegangen. Allein ſie waren damals nicht ſo groß wie unſere oceaniſchen Dampfſchiffe und darum der Verluſt nicht ſo empfindlich.

Wie ſich das Schiff, welches den König trug, glücklich an die calabriſche Küſte rettete, ſo fand ſich der größte Theil der Armada glücklich wieder an den Küſten ein und Pyrrhos konnte ſeine Truppen allmählig zuſammenziehen.

Tarent athmete auf. Es glaubte sich geborgen durch die wohlbezahlten ölkner, den tapfern General, den es für schweres Geld in seinen Dienst nommen und das lustige Leben, welches die Kriegsbedrängniß plötzlich un=rbrochen, begann mit um so vergnügteren Launen. Die Sammelplätze r zechlustigen Stammgäste waren besuchter und rauschender denn je zuvor.

Aber wie verwundert waren die guten Tarentiner, als sie einen Erlaß s Königs Pyrrhos an den Häusern und Mauern der Stadt aufgeschrieben blickten, welcher gebot, daß alle waffenfähigen Männer sich stellen sollten, n die bewaffnete Macht der Stadt zu verstärken, und daß hinfort alle ollsvereinigungen und Attrouppements und die lustigen Zechgelage und politi=jen Eckenstehereien, wie sie in Tarent üblich waren, aufhören sollten. Pyr=os hatte damit, um in der modernen Sprache zu reden, das Martialgesetz, s Standrecht proclamirt und über die Stadt verhängt und den guten rentinischen Demokraten gingen dabei die Augen über. Sie begriffen erst tzt, daß sie von dem Regen der Römer in die Traufe der Epiroten gera=en waren.

Aber Pyrrhos hatte doch damit ganz Recht. Die von ihm übergeführte treitmacht war nur der Kern eines Heeres und er mußte dieses Heer erst affen. Was blieb ihm übrig, als zunächst durch Zwangswerbungen sein eer zu vergrößern, welches ursprünglich nicht viel mehr als 20,000 Mann hlte, um so mehr, als er von den Tarentinern und ihren Verbündeten über e Heereskräfte, deren Führung er übernehmen sollte, schwer getäuscht war. enn es fand sich nicht der zehnte Theil der versprochenen Truppen unter n Waffen. Und Pyrrhos führte die ganze Strenge des militärischen ienstes ein, wie er ihn von Jugend auf gelernt und befohlen hatte, wor=er nun die Tarentiner Ach und Wehe schrieen. Denn unter den Kriegs=tikeln des Pyrrhos befand sich auch einer, der gegen Widerspenstige den od drohte. Auch sonst verfuhr er so rücksichtslos, die notorisch bekannten ppositions= und Freiheitsmänner als Geißeln für die Ruhe der Stadt über's eer zu verschicken. Man sieht, Pyrrhos machte als strammer Soldat nicht el Umstände mit diesen demokratischen, politisch entarteten Tarentinern und an erkennt aus der Energie seiner Maßregeln, der Frucht so vieler schweren rfahrungen und getäuschter Hoffnungen seines früheren Lebens, daß er h bei dergleichen Fällen als geübter Praktiker mit Sicherheit bewegte.

Von römischer Seite merkte man sehr bald, daß man keinen verächt=hen Gegner in Pyrrhos bekommen hatte. Gleich nach der Besetzung Ta=nts hatte sich das römische Heer landeinwärts begeben und zu Hause hrieb der Senat ungewöhnliche Rüstungen an Geld und Leuten aus, und wo rr bei den Bundesgenossen und Unterthanen der leiseste Argwohn des Ab=lls zu den Feinden vorhanden war, besann man sich keinen Augenblick, mit

der äußersten Gewalt, auch mit dem Beile des Lictors, jede Besorgniß abzuwenden. Denn noch drohte nicht blos Pyrrhos in Tarent, sondern auch im Norden standen die Etrusker in Waffen gegen Rom. Aber auch Pyrrhos hatte harte Arbeit, um das Heer zu organisiren, mit dem er hoffen konnte, der Hauptmacht Italiens entgegenzutreten. Es ist keine Frage, daß alle griechischen Städte Süditaliens, welche ihre Selbständigkeit bewahrt hatten, ihm zufielen und seinen Heerbann verstärkten. Sie hatten es doch ganz gründlich kennen gelernt, daß sie nur bei ihm und durch ihn Schutz und Hülfe erlangen könnten, sei es gegen Lucaner, Bruttier oder Römer. Sie kamen freiwillig und ungerufen, während die entarteten Kinder Tarents, welche im Schrecken vor der Einstellung in die Armada zu fliehen suchten, durch epirotische Wachtposten von den Thoren der Stadt zurückgescheucht werden mußten.

Allein nicht blos von Griechen, auch von Italikern erhielt Pyrrhos Zuzug, und sie waren nicht seine schlechtesten Truppen. Der Haß gegen Rom und ihre eigene Kriegstüchtigkeit erwarb ihnen im Heere kameradschaftliches Ansehen.

So war man endlich auf beiden Seiten zum harten und grimmigen Kriegsspiel gerüstet. Allein als Einleitung der Tragödie, von der man damals noch nicht wußte, nach welcher Seite die Katastrophe fallen sollte, fehlte die Komödie, das Possenspiel, nicht. Das priesterliche Collegium der Fetiales, welchem die Sorge um die völkerrechtlichen Verhältnisse mit dem Auslande oblag, welches mithin vorzüglich das Amt hatte, die Kriegserklärungen zu bewerkstelligen, befand sich in der höchsten Verlegenheit, wie diesem heiligen Gebote Genüge geschehen könnte, gerade dem Pyrrhos den Krieg unter den heiligen uralten Gebräuchen zu erklären. Die alte Ordnung gebot nämlich, daß die Fetialen an die Grenze des römischen Landes gingen und über die heilige Grenze den geweihten Speer hinüberschleuderten in das feindliche Nachbarland, daß er darin stecken blieb. Aber wie hätten die guten Priester den heiligen Speer nach Epirus, Pyrrhos' Vaterland, hinüberwerfen können, welches das weite adriatische Meer von dem italischen Festland trennte. Hier ging den Trefflichen ihr gutes Latein zu Ende, bis ein kluger Kopf unter ihnen auf den gescheuten Einfall gerieth, einen epirotischen Ueberläufer in das Recht des commercium der Latiner zu setzen und ihm ein Stück Landes zu verkaufen, das er nun als seinen Besitz Epirus, wie Pyrrhos' Heimathland, nennen mußte. Nun waren die guten Priester froh, sie kamen in feierlicher Procession und schleuderten mit der eingeübten Geschicklichkeit wie der Lictor, der mit geschicktem Beilschlag geschwind das Haupt des Malefizmannes von seinem Rumpfe trennt, die heilige Kriegslanze kräftig in das neue italische Epirus, daß der Spieß tief in den Boden fuhr und der Schaft darüber zitterte.

Das war die ernst-komische Kriegserklärung, welche Rom dem König yrrhos ausfertigte.

Nun waren die religiösen Bedenken der Römer plötzlich beruhigt und sie gen mit Zuversicht in den neuen Krieg mit dem talentvollsten und erfah-nsten Feldherrn, welchen das griechisch-macedonische Staatensystem, die chöpfung Alexander's des Großen, damals aufzuweisen hatte.

Es dauerte lange, ehe endlich die feindlichen Heere auf einander stießen ischen Pandosia und Heraklea. Der Consul Laevinus führte die römischen gionen gegen die Phalanx, die macedonische Schlachtordnung, welche aminondas erfunden und der Vater des großen Alexander vorgefunden d verbessert hatte und mit der dieser das Perserreich über den Haufen worfen hatte.

Die italische und griechische Heeresbildung trafen jetzt zum erstenmale i großen Maßstabe auf einander. Lange wogte der Kampf hin und her, daß siebenmal die Römer von Neuem vordrangen. Da ließ Pyrrhos ne letzte Reserve, die Elephanten, los, die neue Kriegswaffe, welche als rungenschaft der macedonischen Heeresorganisation aus den Kämpfen exander's des Großen in Indien gewonnen war. Beim Anblick dieser ithenden, Alles um sich her niederstampfenden Bestien -- die Römer nnten seitdem diese Ungeheuer lucanische Ochsen — bemächtigte sich nischer Schrecken der schon gelichteten Schlachtreihen der Römer. Pyrrhos ar vollständig Sieger. Die treffliche thessalische Reiterei hatte die Verfol-ng übernommen. Das römische Heer löste sich in Flucht auf und die bandirten römischen Streithaufen bewegten sich nach Norden zu, wo sie sich blich unter den Mauern von Venusia, der neu angelegten Colonie in Apulien, mmelten und hier Rettung und Schutz fanden.

Der Sieg des Pyrrhos war ein glänzender, die römische Armee war ufgelöst, aber er war theuer erkauft. Denn auch seine Einbuße war oß und vor Allem schmerzten ihn tief die Verluste unter seinen Epiroten, elche als die Tapfersten der Tapferen gefochten hatten.

Zwar war der Gewinn ein großer. Ganz Lucanien trat sogleich auf ine Seite und zahlreiche Haufen der samnitischen Jugend strömten zu yrrhos' Feldzeichen. Aber Pyrrhos als erfahrener und wohlgebildeter eldherr erwog doch seine Lage mit kühlem, wissenschaftlichem Blick.

Schon als er auf Recognoscirung des Feindes selbst herausgeritten war d die musterhafte militärische Ordnung der Römer erblickt hatte, sprach zu seinem vertrauten Generalstabsofficier Megakles — und dies erzählt cht ein Römer, sondern der Grieche Plutarchos — „ich finde die Heer-dnung dieser Barbaren durchaus nicht barbarisch, wir werden bald mehr von erfahren."

Dann besiegte er sie, aber mit äußerster Anstrengung, er selbst hatte sich den größten Gefahren ausgesetzt und nur durch ein Wunder entging er dem Lanzenstoß des Oblaguno (Ὄπλαχος), eines frentanischen Schwadronenführers, seine besten und liebsten Veteranen und Officiere waren gefallen, 3000 seiner Getreuen hatten den Sieg mit ihrem Leben bezahlt und bedeckten mit ihren Leibern den Wahlplatz, als der König am Tage nach der Schlacht über das blutige Feld ritt. Als großer General fiel es ihm auf, wie die römischen Leichname reihenweise dalagen, alle das Gesicht dem Feinde zugekehrt, wie sie todesmuthig in die blutdürstigen Rachen der macedonischen Speere hineingestürmt waren. Die Schweiz hat nur einen Winkelried zu preisen, der sich die Speere der Ritter in den Leib stieß, seinen Landsleuten eine Gasse zu machen, aber bei den Römern waren unzählige Winkelriede gewesen, doch sie hatten keine Gasse eröffnet für ihr Volk und waren nur für das Vaterland gestorben.

Aber diese Opferwilligkeit eines ganzen Heeres, welches ein Volksheer war, erfüllte den Pyrrhos mit noch höherer Achtung vor diesen italischen Barbaren. „Wenn ich diese Barbaren als General zu commandiren hätte, so wollte ich mit ihnen die Welt erobern.“ Dem Pyrrhos zwar wurde dieser Wunsch nicht zu Theil, aber er hatte den Genius Roms doch richtig erkannt. Die Römer eroberten wirklich die Welt. Die edle, echt militärische Natur des Epirotenkönigs offenbarte sich am besten, daß er die römischen Todten ohne Unterschied mit den seinigen feierlich verbrennen ließ, den Gefangenen bot er an, sie sollten in sein Heer eintreten und mit seinen Kriegern gleiche Ehre genießen. Das war so herkömmlich in den damaligen macedonisch-griechischen Bürgerkriegen wie bei uns im 30jährigen, ja noch im 7jährigen Kriege, wo Friedrich der Große die gefangene sächsische Armee ebenfalls seiner Armee einverleibte, obwohl in der That vergeblich, da die sämmtlichen sächsischen Landeskinder zu ihrer nicht geringen Ehre mit List und Gewalt sich wieder dem preußischen Heeresdienst zu entziehen wußten, zum Theil durch die kühnsten Abenteuer.

Aehnlichen Gesinnungen begegnete Pyrrhos bei seinen römischen Gefangenen. Denn nicht ein einziger derselben nahm sein Anerbieten an, Verräther an seinem Vaterlande zu werden, und die Achtung des Pyrrhos vor seinen römischen Feinden stieg noch höher. Er sagte zu einem seiner Vertrauten: „Noch ein solcher Sieg über diese Römer, und ich kann ohne Heer nach Epirus segeln.“

Allein wie richtig auch der König seine Lage beurtheilte, wie sehr sein edles Gemüth auch diese römischen Barbaren bewunderte und als begeisterter Soldat fast liebte, er ließ doch als guter Feldherr nichts unbeachtet, um diesen, wie er sich ausdrückte, Cadmeischen Sieg, das heißt nach dem grie-

n Sprüchwort ein Sieg, wo der Beſiegte dem Sieger im Moment des liegens noch einen Todesſtoß giebt, bis auf die letzte Conſequenz aus- en. Er bot den Römern in dem Augenblick, wo ihre Armee aufgelöſt, r Reſt ihrer Heereskraft im Kampf gegen die Etrusker ſtand, wo ganz n in der Treue gegen ſie wankte, den Frieden unter den günſtigſten gungen an. Als Geſchäftsträger für dieſe Anerbietungen ſandte er vertrauteſten Rath und Kanzler, den Griechen Kineas, einen chen und, wie ſein Herr, aller edlen Natur offenen Mann, der ebenſo Diplomat wie Gelehrter war, nach Rom. Er erſchien im Senat und ſeinen Vortrag mit aller Kunſt eines glänzenden und gewandten grie- en Redners und Geſchäftsmannes.

Einige Hoffnung des Erfolges hatte er. Denn ſchon vor dem Aus- des Krieges war eine ſtarke Partei im Senat und im Volk Kriege gegen Tarent und Pyrrhos abgeneigt geweſen, welche meinte, hätte noch genug zu thun mit der Annexirung — wie man jetzt ſagt, er Annexirung oder gar Acceſſion — der eigentlichen italiſchen Völker- te. Man dürfe ſich nicht vorſchnell in Verwickelungen einlaſſen mit rſtämmen, deren Verbindungen weit in's Ausland, ſogar über das Meer gingen. Dieſe Partei war im Senat ſehr ſtark vertreten und es war vorauszuſehen, wie weit ſie im Stande wäre, es durchzuſetzen, daß mit hos Friede geſchloſſen würde, wenn auch ſie nur einen ehrenvollen zu- ſen hätte. Da lebte aber noch ein alter, ruhmgekrönter, blinder, er- ter Greis, Appius Claudius, der ſchon längſt nicht mehr ſeinen ſenato- n Seſſel wegen ſeiner körperlichen Schwachheit eingenommen hatte.

Als er aber gehört, daß über den Pyrrhos und den Frieden, den er boten, berathen werden ſollte, da erblickte der Senat wieder den blinden auf ſeinem ſchon ſeit Jahren leeren Platze, zu dem er ſich hatte tragen l. Mit Geduld hatte er die langen, weitläufigen, geſchäftsmäßigen andlungen angehört. Da erhob er ſich mit äußerſter Anſtrenguug und e mit den Feuerworten eines Jünglings zu den Senatoren: „Leider bin hon lange blind. Aber jetzt ſegne ich meine Blindheit, daß ich die e Schmach des Landes nicht ſehen kann. Wäre ich doch nun auch taub, ich viele Redner, die ich jetzt vernommen, nicht hätte hören können."

Und nun ſtrömte die Rede des blinden Alten ſo furchtbar auf die Ge er der Senatoren ein, ſie ſtellte ihnen die Schmach, von einem griechiſchen, der Fremde gekommenen Könige auf dem eigenen, heimathlichen Boden Geſetze vorſchreiben zu laſſen, mit ſo lebendigen Farben vor, daß nicht die Patriotenpartei neuen Muth bekam, ſondern daß auch die Gegen- i mit fortgeriſſen wurde und die Anträge des Kineas ſämmtlich ver- en wurden. Das war die letzte That des alten Appius Claudius, des

Blinden, der mit der Riesenkraft eines Simson noch kurz vor seinem Tode über die Feinde seines Volkes siegte.

Nur die ungeheure Wucht seiner unsterblichen Verdienste um sein Vaterland hatte einen so gewaltigen Erfolg möglich gemacht. Denn einst, wo er noch ein rüstiger Mann mit hellblickenden Augen war, und das gefürchtete Amt des Censors versah, hatte er mit stolzer Ruhe die außerordentlichsten Dinge zum Heil des Vaterlandes durchgesetzt, nicht ohne die in seinem Geschlecht gleichsam privilegirte Gewaltsamkeit und Rücksichtslosigkeit. In der Verwaltung dieses gewaltigsten Amts hatte er ein merkwürdiges Abbild geliefert von seinem Vorfahren, dem Decemvirn, sowohl im Guten wie im Bösen, freilich ohne die Ueberschwenglichkeiten, welche diesem die ausschmückende, Alles in's Ungeheuerliche und Riesenhafte ausbildende Sage angehängt hatte.

Via Appia.

Wie der Decemvir sich plötzlich als Volksfreund gezeigt hatte, so war auch Appius bei seiner Censur so weit im Liberalismus vorgeschritten, daß er sogar — zur Empörung aller altgesinnten Conservativen — die Nachkommen von Freigelassenen in die Liste der Senatoren aufgenommen hatte. Daneben hatte er zwei große Schöpfungen zum Segen seines Volkes durchgesetzt, die Anlegung der via Appia, der großen Hochstraße, welche von Rom

durch die pontinischen Sümpfe über Terracina gegen Samnium hin lief, welche die Nachkommen bis Brundusium am adriatischen Meer, dem Hafenplatz für die nach Griechenland und in den Orient Reisenden, fortsetzten und ferner die Anlegung der aqua Appia, der Wasserleitung, welche aus weiter Ferne Rom mit gesundem Trinkwasser versorgte. Wer erfahren hat, welche Erquickung für die Menschennatur in diesen heißen Gegenden, wo der Genuß brakigen Wassers das Fieber und häufig den Tod herbeiführt, ein Trunk kühlen Wassers bringt, wird ermessen können, welche sociale Wohlthat damit dem römischen Volke erwiesen wurde. Der Censor Appius hatte damit für die erste Bedingung des Bestehens seines Volkes gesorgt, für die Gesundheit.

Und noch darin ähnelte der Censor Appius seinem wohl vielverleumdeten Vorfahren, daß auch er bei dem Ablauf der Frist seines Amtes mit Nichten abdankte, sondern sein Amt ruhig weiter verwaltete, um die großen Unternehmungen, die er begonnen, nicht durch fremde Hände verderben zu lassen, sondern zum Nutzen und Frommen seines Vaterlandes zu vollenden. Es gelang ihm nicht nur dieses, sondern auch auf seine alten Tage, da er ein Krüppel geworden, die Demüthigung Roms unter Pyrrhos abzuwenden.

So kehrte also der vielgewandte, vielgebildete, vielseitige Grieche Kineas unverrichteter Sache zu seinem königlichen Herrn zurück, aber nicht weniger begeistert von der politischen Weisheit der Römer, wie es sein Herr von der militärischen Tüchtigkeit seiner römischen Feinde war. Da war es, als Kineas dem Pyrrhos berichtete, der römische Senat wäre ihm als eine Versammlung von Königen vorgekommen.

Hiermit war der diplomatische Versuch des Pyrrhos, die italische Frage durch Unterhandlung zu erledigen, vollständig mißglückt und es blieb ihm nur übrig, den Streit mit den Waffen auszufechten, wenn auch mit Widerstreben.

Und er verfuhr dabei mit aller Raschheit, welche er aufzubieten vermochte. Denn er zog raubend und verwüstend nordwärts. Er zog durch Kampanien, wo ihm Niemand zu widerstehen wagte, nach Latium und dem Volskerlande, bis nach Anagnia, kaum zehn Meilen von Rom.

Aber bei dieser Gefahr wuchs den Römern Muth und Thatkraft. Jetzt erst recht wurde jede Friedenshoffnung aufgegeben und das römische Volk rüstete sich zum Kampf auf Leben und Tod. Es war dabei eine Gunst des Schicksals, daß eben jetzt sich Etrurien Rom unterworfen hatte, auf dessen Hülfe Pyrrhos bei seinem Zuge auf Rom besonders gerechnet hatte. Dies war sein hauptsächlichstes Mißgeschick. Denn nun war auch keine Aussicht für ihn vorhanden sich der Latinerstädte zu bemächtigen, die jetzt bei Rom verharrten.

Sie schlossen alle die Thore gegen Pyrrhos' Armada. Und auch während seines Zuges gegen Rom hatte Laevinus (dem der Senat sein Feldherrnamt gelassen hatte, trotz des Fabricius grimmiger Reden: er finde nicht, daß die Römer von den Epiroten geschlagen seien, sondern nur Laevinus von Pyrrhos — also durch die militärische Ungeschicklichkeit des Laevinus), durch neue Werbungen verstärkt, den Pyrrhos gehindert in Campanien irgend etwas auszurichten, und in Rom liefen die Jünglinge schaarenweise den Fahnen zu, um den Landesfeind zu verjagen. Außerdem war das Heer, welches in Etrurien gefochten, durch den Friedensschluß mit den Etruskern gegen den Pyrrhos disponibel geworden.

Er sah sich plötzlich von überlegenen Streitkräften bedroht und begriff, daß es die höchste Zeit sei, sich aus dieser gefahrvollen Lage zurückzuziehen. Er trat den Rückzug an und entkam ungefährdet — die römischen Streitkräfte und ihre Führer ließen gern den furchtbaren Feind wieder nach Süden abziehen und wagten keine Entscheidung — und nahm sein Winterquartier in Tarent.

Dieser Rückzug des Pyrrhos war die erste und die eigentlich entscheidende Niederlage, die er erlitt, und wenn es an dem ist, daß er sogar bis Präneste vordrang, von wo man mit unbewaffnetem Auge deutlich Rom erblickt, so wurde sie dadurch für den epirotischen König um so schmerzlicher, wenn er mit leiblichen Augen das Ziel seiner kriegerischen Wünsche vor sich liegen sah und doch sich genöthigt sah, ihm den Rücken zu kehren. Der Rückzug des Pyrrhos bedeutete eine Entsagung an seine hochfliegenden Pläne gegen Rom. Der Stoß auf das Herz seines Todfeindes, den er kühn zu vollführen gedachte, war jämmerlich mißlungen. Er hatte ihn sorgsam vorbereitet, aber da er ihn auszuführen die Gelegenheit hatte, fühlte er dazu nicht die Kraft und machte Kehrt.

Aber wenn ihm auch nicht gelungen war den italischen Krieg mit einem vernichtenden Schlage zu beendigen, so war er doch nicht gemeint, ihn deshalb aufzugeben.

Ob auch der Stoß auf den Lebensquell der feindlichen Macht ihm fehl gegangen war, erschien er doch im nächsten Feldzuge mit einem gewaltigen Heere vor den römischen Legionen.

Bei Asculum in Apulien stieß der epirotische Adler auf sie und auch hier siegte die Phalanx und die Elephanten und die griechische Reiterei über die Römer. Pyrrhos behauptete das Schlachtfeld. Allein es waren noch viel unfruchtbarere Lorbeeren, die er erkämpft hatte. Die Römer waren geschlagen, nicht besiegt, geschweige denn vernichtet. Die römischen Berichte hatten deshalb eine gewisse Berechtigung der Wahrheit, wenn sie behaupteten, die Schlacht wäre unentschieden geblieben. Es waren vergebliche Lorbeeren,

die Pyrrhos erworben hatte, und noch dazu mit den größten Anstrengungen seiner militärischen Künste. Er hatte mit größtem militärischen Erfolg die Taktik seines nach griechischen Einrichtungen formirten Heeres der italischen angepaßt, indem er zwar die macedonische Phalanx seiner Epiroten unverändert ließ, allein aus seinen griechischen und italischen Bundesgenossen eine Heeresaufstellung (Ordre de bataille) eingerichtet, welche der römischen Legionenaufstellung völlig nachgeahmt war, gerade so wie der große Cäsar seine Heeresaufstellung nach der gallischen modificirte. Er hatte Alles gethan, was ein Oberstcommandirender thun muß und außerdem zur kriegerischen Befisterung seiner Truppen sich selber nicht gespart. Er hatte selbst im dichtesten Haufen zu Ehren seines mythischen Stammvaters Achilleus ritterlich mitgefochten und eine derbe Wunde davongetragen. Er hatte gesiegt und doch war es vergeblich gewesen.

Diese zähen Römer standen noch immer da in ungebrochener Kraft, die seinige nahm stets mehr ab nach jeder gewonnenen Schlacht, denn sie hatte keine Wurzeln getrieben als einheimisches Gewächs auf italischem Boden. Sie blieb das fremde kränkelnde Gewächs in dem neuen Lande, wohin es versetzt war, während die Römer wie ihre mächtigen spitzblättrigen Eichen und Pinien immer neue Kraft aus dem vaterländischen Boden sogen.

Pyrrhos war ganz durchdrungen von dem Gefühl, daß allen seinen Bemühungen zum Trotz die Anstrengungen der griechischen Städte mit den seinigen vereinigt in der Luft schweben blieben und er sehnte sich doch so sehr, endlich einmal Boden zu gewinnen, festen Fuß zu fassen in dem fremden italischen Lande, er sehnte sich nach einer politischen Combination, worin er sich kräftiger stützen könnte auf die ihm verwandten Völkerelemente, die aus Griechenland nach den westlichen Ländern gedrungen waren. Er hatte deutlich eingesehen, daß die griechischen Pflanzstädte auf dem italischen Continent in die fast unheilbare Krankheit des Hinschwindens verfallen waren, weil die innere Lebenskraft ihnen abhanden gekommen war.

Da blickte er hinüber nach Sicilien, wo noch nicht diese geduldig, aber stimmig Schritt vor Schritt vordringenden Römer mit ihrem fast passiven, aber entschlossenen Widerstand immer weiter und weiter Land und Leute gewannen, nach Sicilien, wo eine Weltstadt emporgeblüht war, deren Gleichen das ganze altgriechische Mutterland nicht aufzuweisen hatte, das gewaltige Syrakus, dessen Gebieter Agathokles einst sogar das mächtige Karthago hatte zittern machen.

Und Pyrrhos schien ganz berechtigt zu sein die Erbschaft dieses gewaltigen Zwingherrn Agathokles anzutreten, denn Pyrrhos war des Agathokles Schwiegersohn, und der Sohn aus dieser Ehe, der jugendliche Alexander,

in der Schule jenes kriegerischen Feldherrn zum Jüngling erwachsen, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Und dabei mußte diese glänzende Heldengestalt des Pyrrhos, der die gefürchteten Römer, die weit überlegenen Feinde der Samniten, Lucaner, Bruttier und Volsker, vor deren Bedrängnissen sich die Griechen des italischen Festlandes endlich in den Schutz dieses Helden geflüchtet hatten, zweimal besiegt hatte, noch in ganz anderem Lichte vor den Blicken der Syrakusaner erscheinen, wenn sie die traurige Lage betrachteten, in welcher sich ihre Stadt augenblicklich befand. Denn wie für Tarent in der äußersten Noth einst Pyrrhos als der Retter aus derselben erschien gegen die italischen Feinde, so erschien er noch vielmehr der anderen noch viel mächtigeren Großstadt der Griechen im fernen Westen, Syrakus, als der rettende Engel, der sie dem Verderben zu entreißen fähig war.

Denn die Bedrängniß von Syrakus war fast noch schwerer als die von Tarent und die Bedränger waren die Karthager, die aus Phönicien, der Küstenlandschaft Syriens, ausgewanderten Seekaufleute, welche sich in Afrika angesiedelt hatten und hier ihre Herrschaft nicht nur weit in das Binnenland ausgedehnt hatten, sondern auch mit ihren bewaffneten Handelsflotten das mittelländische Meer beherrschten, und der Sturz der etruskischen Seemacht hatte sie auch in den Gebieten, welche jene früher besessen, zu Herren des Meeres gemacht. Schon längst hatten sie im Westen Siciliens festen Fuß gefaßt und die Westhälfte der Insel unter ihren Einfluß gebracht. Jetzt, als alle socialen und politischen Ordnungen in Syrakus schwankten, waren die karthagischen Flotten vor der Stadt selbst erschienen.

Es war, als ob sich Römer und Karthager verbunden hätten, den griechischen Ansiedelungen in Italien und Sicilien den Garaus zu machen, als ob diese herrlichen Bildungen des griechischen Geistes, welche so viele große Denker und Dichter zur Erleuchtung und Veredelung der Menschheit hervorgebracht hatten, plötzlich von der Erde spurlos vertilgt werden sollten.

Und in der That hatten sich bereits diese beiden damaligen Weltmächte, Rom und Karthago, einander auch völkerrechtlich zu ihrer gegenseitigen Unterstützung und in ihrem beiderseitigen Interesse genähert.

Die Stellung des Pyrrhos wurde gerade hierdurch zu einer welthistorischen. Er erschien als der geborene und erprobte Schützer der ganzen griechischen Nation in Italien und Sicilien, und wenn ihm gelang, sie von den beiden Feinden, ihren Bedrängern, Rom und Karthago, wirklich zu schirmen, so war er der Gebieter des herrlichsten Reichs, das die Sonne des Südens beschien, also etwa des späteren Königreichs Neapel, dessen sämmtliche Völker mit ihm im Bunde standen. Als der Ruf um seinen Beistand von Syrakus, dem Erbe seines Sohnes und seiner Gemahlin, an ihn ge

langte, wie hätte er ihn ablehnen können! In Syrakus war schnelle Hülfe nöthig und die zähen italischen Bundesgenossen konnten sich wohl eine Weile noch allein halten. Pyrrhos segelte mit seinen Kerntruppen nach Syrakus und befreite die Stadt von ihren Bedrängern. Augenblicklich hatte sich auch hier die Lage zu Gunsten der Griechen durch sein Eingreifen geändert wie vorher auf dem italischen Continent. Allein wie schon dort diese verweichlichten Griechen, die sich selber nicht zu helfen wußten, aus der Fluth, welche ihnen bis an Mund und Nase gestiegen war, zum Dank für den derben soldatischen Rettungsgriff des Pyrrhos, der sie an Haaren, an denen allein sie noch zu erfassen waren, aus dem drohenden Verderben hervorriß, nur Aerger über den Schmerz empfanden, welchen sein kühner Griff ihnen verursacht hatte, und zum Lohn für seine Retterthat ihm stets nachtrugen, daß er sie nicht sanfter und schmerzloser aus der Gefahr gezogen, ebenso geschah es auch in Sicilien.

Anfangs war auch hier die Freude groß, daß man der Noth ohne eigenes Zuthun ledig geworden.

Allein als Pyrrhos darauf drang, daß Syrakus und die anderen Griechenstädte selber beitragen sollten durch eigene Kraft zur Befreiung und zur Besiegung des semitischen Erzfeindes in Afrika, da hörte auch hier wie in Tarent alle Gemüthlichkeit auf. Man verwünschte das straffe Militärregiment des Pyrrhos, welches regelrechter und gerechter, aber rücksichtsloser als das Regiment ihrer Tyrannen, das nur immer einige vornehme Leute getroffen, jetzt nun das ganze Volk mit seinen Anforderungen traf. Da riß die Unzufriedenheit in den schwelgerischen Griechenstädten ein und die volksverrätherische Betrachtung gewann immer mehr Raum, daß es doch eigentlich viel besser zu leben wäre unter dem fremden Kaufmannsregiment von Karthago, welches den Grundsatz von: „Leben und leben lassen" stets anerkannt hatte, als unter dem strengen Soldatenregiment des rücksichtslosen Königs aus dem alten Lande, wo die militärische Dictatur längst die demokratische gemüthliche Behaglichkeit hatte verschwinden und grimmig bedrohen lassen, in der man sich so wohl fühlte.

Die Griechen des Westens waren so begeistert für diese langjährige bequeme Lebensweise, daß sie nicht mehr fähig waren, sich den politischen Neubildungen des Mutterlandes anzuschließen. Sie erschienen ihnen als ein nicht minderer Greuel wie den Amerikanern die kriegerischen Rüstungen und Feldzüge europäischer Fürsten.

Der Erfolg, welchen Pyrrhos auf die Wendung der sicilischen Angelegenheiten gewonnen durch sein Eintreten in dieselben, war ebenso plötzlich wie mächtig gewesen. Alles, was griechisch in Sicilien war, fiel ihm augen-

blicklich zu, als ihm die Befreiung von Syrakus von den Angriffen der Karthager gelungen war. Aber er stürzte sich sogleich mit seiner ganzen Kraft weiter gegen die festen Stellungen der Karthager auf der Insel. Die festeste war die Felsenburg des Eryx in ihrem äußersten Westen. Er erschien davor mit seinem Heere, als der trefflichste Schüler des Demetrios, der von seiner überlegenen Kunst, feste Plätze zu erobern, den Ehrennamen: der Belagerer, der Städteeroberer (Poliorketes) erhalten. Sein Angriffsplan war gleich fertig, die Sturmleitern wurden angelegt und er selber war der Erste, der siegreich auf der feindlichen Burgzinne stand, Wunder der Tapferkeit verrichtend und den Schrecken vor sich verbreitend.

So war der Eryx griechisch geworden und die Karthager auf ihre Meerveste Lilybäum und auf ihre Flotte beschränkt.

Allein um ihnen auch dorthin zu folgen, fehlte es ihm selber an der Flotte, wenigstens an der Organisation derselben. Denn die Elemente derselben, das Material, mußte doch wohl der Herr von Epirus und Ambracia in Griechenland, von Tarent, Lokri, Croton in Italien und von Syrakus, Akragas (Agrigent) in Sicilien, lauter Seelandschaften und Hafenstädte, hinlänglich besitzen. Es war daher sein wichtigstes Geschäft, diese Meeresarmada zu rüsten, um die Karthager aus ihrem letzten Castell zu vertreiben. Schon flogen seine kühnen Gedanken weiter über die mittelländische See hinweg nach Afrika, wo einst Agathokles, der Vater seiner Gemahlin, der Großvater seines hoffnungsvollen Sohnes, — der ihm jetzt schon mit dem treuen, erprobten Kronfeldherrn Milon die Griechenstädte in Tarent in Gehorsam halten konnte, während er Sicilien erobert hatte — die phönicischen Colonisten in der Heimath angegriffen und an den Rand des Verderbens gedrängt hatte.

Diese Flottenfrage war um so mehr für Pyrrhos eine brennende, da es außer Lilybäum noch eine andere schadhafte Stelle in Sicilien gab, eine schlimme, ewig eiternde Wunde, Messana, wo die osciſchen Mamertiner — so nannten sie sich selber, das heißt: die Söhne des Kriegsgottes — eine grimmige kriegerische Schreckensherrschaft ausübten, in der so ziemlich Alles, was von der altgriechischen Stadt Zankle (die Sichel genannt von der sichelförmigen Bai, um welche sie wie das heutige Genua gebaut war — und wir besitzen noch jetzt die Münzen der alten Stadt, auf denen die Sichel als ihr Wappen deutlich ausgeprägt erscheint) und von der späteren Bevölkerung, welche dem heutigen Messina den Namen gab, den aus dem griechischen Peloponnes vor den Spartanern flüchtig gewordenen Messeniern, übrig geblieben war, sehr gründlich vertilgt war. An ihre Stelle war die osciſche Soldatenrepublik getreten.

Auch gegen diese Mamertiner hatte Pyrrhos seine Kräfte versucht, er tte ihnen vielen Abbruch gethan und sie häufig bei ihren Ausfällen ge-lagen. Aber sich ihrer Stadt zu bemächtigen, die mit den Karthagern d Römern im engsten Bunde war, das hatte ihm nicht gelingen können.

Um so mehr brannte er, im Besitz einer Flotte zu sein, mit deren ülfe er diese beiden feindlichen Seehorte in seine Gewalt bringen könnte, n dann Karthago in Afrika selbst zu bezwingen, gerade so wie er einen affenstoß auf die Stadt Rom versucht hatte, der ihm leider nicht gleich ingen war, so daß er Rom freilich mit eigenen Augen zwar gesehen, aber cht erobert hatte.

Auch Karthago zu erobern war ihm nicht beschieden.

Mit fieberhafter Thätigkeit hatte er die Flottenrüstung betrieben und hatte er keine Rücksicht gekannt.

Mit Härte und, wo er Widerstand fand, mit Grausamkeit und Terro-smus hatte er sein Ziel verfolgt. Mit dictatorischer Energie war er ver-hren und äußerlich mochte sie sich wenig unterscheiden von dem berüchtig-n Tyrannenregiment, welches in Sicilien einheimisch war, welches er ab-stellen von den Griechen der Insel berufen war, wie ausdrücklich Plutarch zählt.

Allein wären diese griechischen Städte Siciliens nicht so völlig ent-tet, nicht so völlig versunken gewesen in ihrer renommistischen Impotenz, e sich einer straffen, regelrechten Verwaltung, einer kriegerischen Disciplin cht fügen wollte, sondern nur an demokratischer Auflösung ihr Gefallen tte, wo jeder thun und lassen konnte, was ihm beliebte, so hätten sie doch kennen müssen, daß Pyrrhos es im Grund seiner Seele redlich mit ihnen einte.

Sie erkannten es aber nicht und statt offnen Entgegenkommens fand er ntrigue und Verschwörungen gegen ihn. Soll man ihm vorwerfen, daß trotzdem that, was er für seine Pflicht, was er seinem Beruf für ange-essen hielt. Er sah nur sein Ziel vor Augen, das bei seinen eigenen wachen Hülfskräften, seinen wenigen Epiroten, keinen Zeitaufschub duldete d schnell erreicht werden mußte. Was sich ihm widersetzte, was ihn hin-rte, mußte schnell aus dem Wege geräumt werden, und so gerieth er in e Wege der sicilischen Tyrannen, als wenn es ihm die sicilische Luft an-than hätte.

Das Aeußerste war, daß er die beiden Männer, die ihn nach Syrakus rufen hatten, als auch sie ihren ganzen Einfluß gegen ihn wendeten, den en zwang in's Elend zu gehen, den anderen heimlich umbringen ließ. Sie eßen Sosipatros und Thoinion.

Sie hatten vielleicht beide ihr Schicksal ebenso verdient, wie die beiden mexicanischen Generale, welche zwar wider die Neigung, aber doch unter den Auspicien des Kaisers Maximilian als mit den Waffen in der Hand überwältigt, erschossen wurden. Allein diese Maßregel wie manche andere minder gewaltsame, aber nicht weniger gehässige, war hinreichend, dem Pyrrhos die Herzen der sicilischen Griechen gründlich zu entfremden. Schon setzten sie sich lieber in Verbindung mit ihren Erzfeinden, den Karthagern und Mamertinern, um sich nur dieser rücksichtslosen soldatischen Grobheit des Pyrrhos zu entziehen. Er war nach zwei Jahren, die er in Sicilien zugebracht, endlich in den ersehnten Besitz einer Flotte gelangt, wie er sie gewünscht hatte; sie lag stolz im herrlichsten Hafen der Welt, bei Syrakus vor Anker. Allein er empfand es, daß ihm die Herzen der Griechen völlig entfremdet waren, daß überall, wohin er sah, nur schwer verhaltener Haß gegen ihn kochte, daß der Boden unter seinen Füßen wankte.

Es war vielleicht ein ebenso wenig erwogener Schritt des Erzherzogs Maximilian, nach Mexico zu gehen, als des Pyrrhos, sich in Italien und Sicilien ein neues Fürstenthum zu erkämpfen. Aber der theure deutsche Fürst, als er sich von Frankreich verlassen und dem Interesse von Nordamerika aufgeopfert sah, erkannte, daß ihm, dem Enkel so vieler Kaiser, nur noch ziemte zu sterben.

Pyrrhos, der sein Geschlecht von Achilleus ableitete, schwankte in dem Augenblick, der vielleicht der geeignetste war, alle seine kühnen Abenteurergedanken in Erfüllung zu bringen.

Wie er sich aus Italien hinwegbegeben hatte, gerade da, wo er den Hauptschlag gegen die Römer hätte thun müssen, so verließ er auch Sicilien, als er die Hauptarbeit gegen die Karthager thun sollte.

Denn statt gegen Karthago sandte er die Flotte nach Tarent.

An einer Ausrede freilich fehlte es ihm nicht. Denn seine italischen Bundesgenossen wurden von den Römern schwer bedrängt. Im offenen Felde hatten diese überall gesiegt und nur die festen griechischen Städte mit den epirotischen Besatzungen leisteten unüberwindlichen Widerstand, vorzüglich Tarent, welches der kriegserfahrene Milon für seinen König hielt. Es wird erzählt von Plutarch: Pyrrhos habe bei seiner Abfahrt von Sicilien gesagt: „Welch' einen Ringeplatz überlasse ich den Römern und Karthagern.“ Er hatte damit Sicilien schon aufgegeben und nur an den Rückzug gedacht und die neuen beiden Feinde, welche um Sicilien kämpfen würden. Aber diese rastlose Seele konnte alle möglichen Gedanken in sich wachsen lassen. Für verloren gab er seine Sache aber nicht, denn er ging dem ernsteren Kampfe mit den Römern muthig entgegen. Gelang es ihm diesen glücklich

beenden, so konnte er mit Sicherheit auch die Karthager zu überwäl-
en hoffen.

Augenblicklich freilich mußte es der König erleben, daß seine zweijähri-
n mühsamen Schöpfungen in Sicilien, als sein Angesicht auf der Insel
cht mehr gesehen wurde, zusammenstürzten wie ein Kartenhaus. Die
amertiner von Messina und die Karthager hatten sich die Bruderhand
boten und die griechischen Städte, ihres epirotischen gestrengen Vormundes
dig, besannen sich keinen Augenblick, sich mit ihnen zu verbrüdern. Denn
e Art, wie Pyrrhos in ihre bisherige Freiheit für seine ihm nothwendig
inkende kriegerische Dictatur eingeschritten war, schien ihnen unerträglich.
n Einzelnen mochte von ihm gefehlt sein, aber es galt eben, rasch eine
heitliche Organisation zu schaffen, die allein Hülfe bringen konnte.

Allein gerade weil der König deutlich sah, daß seine doch so nothwendigen
ewaltmaßregeln ihm die Herzen entfremdet, den allgemeinen Haß auf ihn
lenkt hatten, wandte er sich nach Italien, in der Hoffnung, daß die Zeit
d ihre Hülflosigkeit die Sikelioten eines Besseren belehren würden.

Als er wieder den italischen Boden unter den Füßen hatte, nach zwei-
hriger Abwesenheit, fand er zwar die Römer im starken Vordringen be-
iffen, aber hier waren eben doch die Herzen der Römerfeinde ihm noch
llig gewogen, nicht nur der Griechen, sondern auch der Lucaner und
amniten. Die Völker waren hier von kräftigerer Complexion als in Sici-
n, ihre Gemüther waren nicht so offen für jede plötzliche Sympathie oder
tipathie. Pyrrhos konnte glauben, er finde Alles so in Italien, als ob
erst gestern gegangen, und heute gekommen wäre.

Hier war er wiederum ganz der große Kriegsmann, nicht wie in Sici-
n daneben auch der experimentirende Staatsmann, welcher in verzweifelte
r Auflösung entgegengehende politische Zustände wenigstens die nothdürf-
ste Ordnung zu bringen vergeblich sich bemüht hatte.

So begann denn hier in Italien wieder ein ehrlicher Soldatenkrieg
ne die Intriguen und Verschwörungen der entarteten sicilischen Griechen.

Das stürmische Soldatenherz des Pyrrhos drängte nach einer Ent-
eidung, und die Römer entzogen sich derselben nicht, ihrer Kräfte bewußt
d der Vortheile, die sie in der zweijährigen Abwesenheit des Pyrrhos er-
itten hatten. Es waren freilich nur Vortheile, denn gebrochen hatten sie
e Kraft der italischen tapferen Stammverwandten, der Samniten und der
anier und Bruttier, mit Nichten.

Und Tarent, geschirmt von Pyrrhos' tapferen Haustruppen und ihrem
bigen General Milon, hatten sie gar nicht einmal gewagt anzugreifen,
Bewußtsein, daß ihre Belagerungswissenschaft noch weit gegen die der
riechen zurückstehe.

Freilich war auch Pyrrhos' Versuch, sich Rhegiums zu bemächtigen, wo eine tapfere Campanerschaar, welche von den Römern früher dorthin als Besatzung gesandt war, von Rom abgefallen und sich unter schrecklichen Grausamkeiten gegen die Stadtbewohner auf eigene Hand zum Herren der Stadt gemacht hatte, mißlungen, weil sich diese verzweifelten Osker, die ebenso den Römern wie dem Pyrrhos feind waren, mit den Mamertinern in Messana verbündet hatten. Pyrrhos hatte auch gegen diese vereinigte Macht Wunder der Tapferkeit gethan, Rhegium vermochte er nicht zu erobern.

Desto mehr drängte er nach Norden, in offener Feldschlacht sich mit seinem Hauptfeinde, den Römern, ein drittes Mal zu messen.

Er zog den Samniten zu Hülfe, denen der römische Consul M'. Curius furchtbar zusetzte und traf ihn bei Benevent. Auch hier zeigte sich die gewaltige Kriegskunst des Pyrrhos noch einmal in ihrer ganzen Größe. Zwar lagen von seinen getreuen Epiroten die Besten schon längst todt auf den Schlachtfeldern Italiens und Siciliens. Aber der Rest dieser Getreuen und die italischen Bundesgenossen fochten dennoch sehr brav. Lange schwankte die Schlacht, als Pyrrhos noch einmal seine bisher so entscheidende Waffe, die Elephanten, in den Kampf führte.

Aber die Römer fürchteten diese Ungeheuer nicht mehr, seitdem sie das Geheimniß gelernt hatten, sie am Rüssel zu verwunden und dadurch in unbeschreibliche Wuth zu versetzen. Die scheu gemachten Bestien machten Kehrt und rasten in das griechische Heer, statt gegen die Feinde, Tod und Verderben verbreitend. Die Elephanten hatten auch diesmal die Schlacht entschieden, aber für die Römer und gegen Pyrrhos' Heer.

Pyrrhos war zum ersten Male nach so viel gewonnenen Schlachten besiegt. Es war eine Niederlage, bei welcher 1300 Gefangene in die Gewalt der Römer kamen. Sogar des Pyrrhos Lager wurde erobert und seine Armee war zertrümmert (478 der Stadt; 276 v. Chr.).

Es war genug. Pyrrhos versuchte noch aus der griechischen Heimath Unterstützung an Geld und Leuten durch seine Gesandten zu erlangen, aber vergebens.

Sein Königthum über die Westgriechen Italiens und Siciliens war zerronnen wie ein Schneemann an der Frühlingssonne. Nur Tarent gehorchte ihm noch, wo er zuerst den italischen Boden betreten hatte, der arme Rest der gewaltigen Gebiete, nach deren Besitz er die Hand ausgestreckt hatte, und auch diesen hielt ihm nur seine treue epirotische Besatzung in Gehorsam. Sie sicherte ihm wenigstens den ungefährdeten Abzug nach Griechenland, zu dem er sich endlich entschließen mußte.

Der Westen war für ihn seitdem verloren und er warf sich mit der-

ben Leidenschaft, die seinem Gemüth einmal angeboren war, auf den sten, Griechenland selber. Sechs Jahre seines Lebens, Jahre der größten nstrengungen, hatte er vergeblich geopfert. Der unermüdliche Mann hoffte ch, sie in der Heimath zu ersetzen. Es waren aber vergebliche Hoffnun- n. Denn auch hier gelangen ihm zwar manche kühne Streiche. Noch mal streckte er die Hand nach der macedonischen Königskrone aus, aber s Glück versagte sie ihm. Rastlos tummelte er sich in neuen Kriegsgefahren. is in den äußersten Süden, nach Argos im Peloponnes gelangt, endete r seine Kriegslaufbahn. Schon war die Stadt eigentlich erobert.. Er focht der Spitze seiner Truppen, die hineingedrungen waren; den verzweifelten nwohnern blieb nur übrig, sich von den Dächern der Häuser herab mit teinwürfen zu wehren. Ein solcher Steinwurf tödtete den König, ein es Weib hatte ihn geworfen und so den erlegt, der im Zweikampf auf enem Felde uud anderen Waffenthaten so oft die streitbarsten und kräf- sten Männer unter seinen Feinden mit eigener Hand erlegt hatte.

So endete Pyrrhos, der es gewagt hatte, in Mitten der beiden welt- torischen Mächte des westlichen Alterthums, Rom und Karthago, ein griechi- es Mittelreich zu schaffen. Wie die normannischen Seekönige von ihren eebuchten, die von himmelhohen Felsen eingeschlossen sind, hinausseglten d sich Königreiche eroberten im tiefen Süden — und wie die Normannen, lche das neapolitanische Königreich in Italien und Sicilien gründeten, war ch Pyrrhos als ein solcher Seekönig über's Meer gezogen, sich ein neapo- anisches Königthum zu gründen. Er war sogar bis zum Besitz dieser rrlichen Länder gelangt, so daß man ihn den ersten König von Neapel nnen könnte. Aber in dem kurzen Zeitraum von sechs Jahren hatte er m ersten Male die Idee eines solchen Königreichs erfaßt, und dafür mit gewöhnlichem Talent gekämpft. Aber er ward gewogen und zu leicht er- nden, und die Römer, seine Feinde, fielen schwerer in's Gewicht, denen dlich alle diese herrlichen Länder zur Beute wurden.

Als der gefährlichste Feind Roms sich wieder der Heimath zugewendet tte, traten die Römer mit ganz anderer Sicherheit auf in der Bezwingung r feindseligen süditalischen Völkerschaften. Es war zunächst eine Ehren- he für sie, dem Schreckensregiment der desertirten und abgefallenen cam- nischen Legion in Rhegium ein Ende zu machen. Nach verzweifelter gegenwehr fiel die Stadt in die Gewalt der Römer. Aber von der cam- nischen Legion, welche die Stadt eingenommen, waren nach den vielen mpfen nur noch 400 Mann übrig geblieben, welche lebendig in die Hand r Sieger fielen, und je zu fünfzig, damit nicht die Greuel zu groß würden d zu großes Aufsehen erregten, in Rom, wo es noch so viel ihnen ver-

ſchwägerte Geſchlechter gab, auf dem Markte hingerichtet wurden. Aber damit war der unerbittlichen Heeresdisciplin der Römer ein Genüge geſchehen.

Tarent hielt zuerſt noch die epirotiſche Beſatzung des Milon. Als dieſer jedoch ſah, daß die Ausſichten in Italien für ihn und ſeinen König hoffnungslos waren, begann er mit Vorwiſſen der Stadt, der auch die Karthager Anerbieten gemacht hatten, mit dem L. Papirius zu unterhandeln. Milon ſtand beiden Nationen wie ſein König feindlich gegenüber, die puniſche Flotte blokirte den Hafen und Papirius belagerte die Thore der Stadt. Er wandte ſich lieber an die Römer, denen auch ſein König ſo viel Achtung und Vertrauen bewieſen. Er übergab ihnen die Burg der Stadt und ſegelte mit Geld und Truppen ungekränkt in die Heimath, daß die Karthager das Nachſehen hatten. Die Bedingungen, die er für Tarent erzielt, ſind nicht im Einzelnen überliefert. Nur das iſt bekannt, daß Tarent auch fernerhin eine freie Stadt blieb, aber mauerlos und flottenlos und daß noch nach vierzig Jahren eine Legion darin als Beſatzung lag. Aber es iſt nicht berichtet, daß die Römer das ſchmählich beſudelte Gewand ihres gröblich beleidigten Geſandten im Blute der Tarentiner rein wuſchen. Wäre es geſchehen, ſo hätten es, wenn auch nicht römiſche, ſo doch griechiſche Berichte auf die Nachwelt gebracht.

Indeß ſeitdem vor Tarent die karthagiſche Flotte, in Verſtändigung mit Milon, ſich Tarents zu bemächtigen und auf italiſchem Boden Fuß zu faſſen bemühte, hatten alle einſichtigen Römer das Bewußtſein gewonnen, daß der Krieg mit Karthago zwar hinausgeſchoben werden könnte, aber endlich doch unvermeidlich ſei.

Mit klugem Blick erkannten ſie ſofort, daß in Eile die Küſtenlandſchaften Italiens, welches ja nun ſchon in ihre factiſche Gewalt gefallen war, durch eine Reihe von feſten Hafenplätzen gegen die Angriffe des überſeeiſchen Feindes geſchützt werden müßten. So wurden denn mit der römiſchen Energie eine große Anzahl, ein Kranz von Colonien geſchaffen, die, ſämmtlich am Meere gelegen, im Stande waren, die Küſte gegen feindliche Invaſionen nicht nur augenblicklich zu ſchützen, ſondern auch mit der Zeit eine Marine zu ſchaffen, um auch, wenn nöthig, offenſiv gegen Karthago zu wirken. Und in der That wurden dieſe Seecolonien das Seminar für die Flotte Roms, welche Gelegenheit genug finden ſollte, ſich mit den Karthagern zu meſſen.

Es war die Politik und die Strategik, die diplomatiſche und die kriegeriſche Methode der Römer geweſen, ſich vorzüglich der ebenen Landſchaften und der Küſten Italiens zu verſichern, ſowohl in Latium und Campanien, wie in Apulien am großen mittelländiſchen und adriatiſchen Meere, und die Landſchaften des Gebirges in fortwährendem Belagerungszuſtand zu er-

lten, und nicht zu dulden, daß ihre Bewohner erobernd in die Ebenen, lche sich zu beiden Seiten der Berge ausdehnten, ergossen. Dazu dienten er die befestigten Plätze am Fuße des Gebirges, welche römische und linische Besatzungen inne hatten und jeden Ausfall der Gebirgsbewohner in s Flachland sogleich zurückzuweisen im Stande waren.

Dasselbe System, welches die samnitischen Gebirgsbewohner in ihre imathlichen Gebirge zurückgewiesen und sie darin isolirt hatte, wandten sie m nicht nur auf die feindlichen Gebirgsgrenzen, sondern auch auf die leeresgrenzen an. Wie Samnium ein Kranz von Colonien im Zaume elt, so sollte ein Kranz von Meercolonien auch die Karthager vom italischen oden zurückscheuchen. Diese Maßregel war so erfolgreich, daß nicht ein nziges Beispiel von einem karthagischen Versuch, sich in Italien festzusetzen, ch dem verunglückten tarentinischen berichtet wird. Aber schon bereiteten h die stets vordringenden Römer vor, wenn es nöthig wäre, im Stande sein, auch offensiv den Karthagern gegenüber zu treten.

Einstweilen gab ihnen aber noch die Bekämpfung der Bevölkerungen s inneren Italiens, der Samniten und ihrer Stammverwandten im Nor- n, volle Arbeit. Denn noch einmal stand das ganze Samnium plötzlich in affen gegen Rom und es bedurfte wiederum der furchtbarsten Anstrengun- n, diesen Aufstand niederzuwerfen. Es wurde von beiden Seiten mit der bittertsten Leidenschaft gekämpft, die Römer machten diesmal ein Ende. amnium und die nördlichen Gebirgscantone wurden gänzlich besiegt und itdem hörte man — bis auf den grimmigen Bundesgenossenkrieg — lange hrhunderte hindurch nichts von Empörungen und Aufständen der Söhne s Gebirges, und Rom konnte sich in Ruhe vorbereiten zu dem welt- storischen Kampfe gegen die Nachkommen der Phönicier, die Punier, wie : die Römer in ihrer Aussprache nannten, welche von Karthago aus seit yrrhos' Abzug aus Sicilien und Italien das Mittelmeer beherrschten, wel- es ihnen einst Etrusker und Griechen streitig gemacht hatten.

Das Griechenthum war mit dem Abschied des Pyrrhos seinem unver- eidlichen Schicksal anheimgefallen. Die italischen Griechen waren be- its in die Hand der Römer gegeben. Nur die sicilischen Griechen fristeten ch ihr Dasein gegen Römer und Karthager auf dem Ringeplatz, wie yrrhos gesagt hatte, zwischen diesen beiden Nationen, welche jetzt zum ersten lale, da alle Mittelstaaten zwischen ihnen machtlos hingesunken waren, h unmittelbar in's Auge faßten und sich ohne Zwischenglieder gegenüber anden.

Die beiden Feinde, welche sich die Herrschaft der westlichen Welt strei- ig machten, waren nicht zwei große Königreiche, sondern zwei Städte von äßigem Flächenraum. Sie waren kaum größer als jetzt etwa das rheinische

Cöln. Allein sie waren die Herzpunkte eines gewaltigen Staatensystems, deren Pulsschlag bis in den äußersten Grenzen der ihnen unterworfenen Gebiete gefühlt wurde.

Rom war eine Stadt der Bauern, der Landwirthe, gleichgültig, ob sie groß oder klein waren. Karthago war eine Stadt der Kaufleute, der Seefahrer, welche jedes Fahrwasser kannten, jede Küste des weiten Mittelmeeres erkundet hatten. Sie und ihre unvordenklichen Vorfahren, die Phönicier an der syrischen Küste in Sidon und Tyros, die Grenznachbarn und Stammverwandten der Kinder Israel im jüdischen Lande, hatten seit langen Jahrhunderten kein anderes Handwerk, keinen anderen Lebensberuf ausgebildet und verfolgt, als Meere, Küsten und Inseln auszukundschaften und zu erforschen, ihnen ihre Waaren, die Naturproducte und Industrieartikel der fernen östlichen Länder oder der Heimath, gegen die der westlichen zum Tausch anzubieten und für sich zu verwerthen. Schon längst hatten sich die phönicischen Pflanzstädte und Einkaufsplätze wie ein Kranz von Stationen an der nordafrikanischen und spanischen Küste, in Sicilien, Sardinien und Corsica organisirt zu einem Spinnennetz, in welchem die rastlosen semitischen Männer, ähnlich wie ihre Stammverwandten, die Juden in den Zeiten des Mittelalters und der neueren Zeit, die besten Kräfte der Länder, in denen sie lebten und wirkten, aussaugten, als sie aufgehört hatten, eine Heimath als compacte Volksmasse, als Landbesitzer und Landbauer zu besitzen. Wie die den Phöniciern stammverwandten Juden in durchaus friedlichen äußerst consequenten Bestrebungen in neueren Zeiten sich eine höchst imposante und höchst einflußreiche Stellung inmitten der heutigen europäischen Culturnationen erobert haben, so war dies auch den Phöniciern in der alten Welt geglückt, nur mit dem Unterschied, daß, während der ungeheure politisch-sociale Einfluß der Juden in ethnologischer Beziehung stark verdunkelt ist und sich nur in dem festen Familienzusammenhang, den man fast einen aristokratischen nennen möchte, kund giebt, die Karthager als politischer und nationaler Organismus sich überall halb friedlich, halb kriegerisch in die nationalen Völkergebiete des Westens eindrängten.

Als die Bedeutung des phönicischen Mutterlandes durch Alexander den Großen mit der Schärfe des Schwertes nach furchtbaren Kriegsanstrengungen vernichtet war, rettete sich der Rest freiheitsliebender Männer aus Sidon und Tyros, wie einst die griechischen Phocier sich vor den persischen Unterdrückern aus Kleinasien nach vielen Abenteuern nach Massalia, dem heutigen Marseille, an der Südküste von Frankreich gerettet hatten, nach Karthago.

Karthago heißt die neue Stadt, die Neustadt.

Es war in der That die neue Stadt der Phönicier. Denn hier er-

neuerte sich als in einer wahren Tochterstadt das Leben der abgestorbenen, im Kriege Alexander's des Großen gewaltsam erwürgten Mutterstädte, das phönicische Lebenselement.

Die neue Stadt überstrahlte bald in ihrer kolossalen Machtentwicklung, in dem kühnen Vorwärtsstreben nach allen Richtungen hin die furchtsamen Anstrengungen des Mutterstaates ebenso sehr, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika das Mutterland England schon jetzt in tiefen Schatten stellen.

Karthago wurde durch den Zuzug der besten Männer, welche der ihnen unerträglichen Unterthänigkeit unter dem macedonisch-griechischen Unterdrücker müde waren, die Erbin des eroberten Mutterlandes, etwa so, als wenn es Preußen oder Frankreich, den beiden jetzt gebietenden Militairmächten in Europa, einfiele, England zu erobern, was ihnen beiden, wenn sie es ernstlich wollten, nicht eben große Schwierigkeiten machen würde.

Karthago fühlte zu sehr seinen Beruf, im fernen Westen seine Macht in unbegrenzte Gebiete auszudehnen, wo es so gut wie keinen Widerstand fand, als daß es Lust gehabt hätte, die großmüthige und für den Erfolg höchst zweifelhafte Rolle eines Befreiers gegen die griechisch-macedonischen Militairstaaten der Diadochen, der Generale Alexander's des Großen und ihrer Nachfolger und Erben, zu übernehmen. Sie verstanden ihren Beruf besser. Er richtete sich nach Westen, wie der Lauf des Genuesers Columbus, der auch nach Westen steuerte, aus der von denselben Phöniciern entdeckten Stätte und von ihnen gegründeten Großstadt Gades (Cadix) die Anker lichtete, um über den weiten atlantischen Ocean in kühner Seefahrt hinüberzusegeln nach dem Lande, welches in noch nicht vierhundert Jahren nicht nur die Staatenverhältnisse des alten Europas, sondern des Erdballs in allen Grundzügen ihres Daseins verändert hat.

Und dieses Gades war noch in den Zeiten des Kaisers Augustus, des ersten römischen, eine Stadt von 300,000 Einwohnern.

Dieselbe phönicische Colonie und so viele andere hatte Karthago, die neue Stadt, unter ihren mächtigen Schutz genommen, halb aus Befehl, halb aus Gnaden, und nun war es Karthago, welches nicht nur die Orte an den Seeküsten des mittelländischen Meeres, sondern die reichen Handelsstädte, die aus ursprünglich sehr bescheidenen Ankerplätzen der karthagischen Tauschhändlerschiffe hervorgegangen waren, in seinen politischen Einfluß und allmählig unter seine Herrschaft gebracht hatte.

Karthago beherrschte also den ganzen Küstensaum des mittelländischen Meeres und zugleich das Meer selbst, das heißt, es wagte Niemand zur See in die Eroberungen der Karthager in diesem Küstenreich einzugreifen.

Allein diese Eroberungen waren doch nicht so ganz auf die Seeküste

beschränkt. Denn in Afrika selbst hatte Karthago von einem äußerst schmalen Landstrich, das es den Eingeborenen abgekauft, ausgehend, durch den allmähligen Einfluß des Geldes und der Macht ein sehr bedeutendes Gebiet des afrikanischen Festlandes sich unterworfen, das Gebiet, welches die Römer später als die Provinz Afrika bezeichneten. Es war eine äußerst reiche Landschaft, in welcher die damals bekannten Südfrüchte in ungewöhnlicher Ueppigkeit wuchsen. Von dem Boden des benachbarten französischen Algier werden heute in der Jahreszeit, wo hier nichts wächst, durch die schnellen Dampfboote die herrlichsten Gemüse für unsere Feinschmecker über Marseille eingeführt.

Im Alterthum galt das karthagische Landgebiet als die Kornkammer Italiens, auch in den Zeiten, als Karthago nicht mehr war. Allein die semitische Republik Karthago, von diesen unerschöpflichen Quellen genährt, hatte die Kraft gewonnen, sich noch ein anderes Ländergebiet anzueignen, welches kein bloßes Küstengebiet war, die westliche ganze Hälfte der gesegneten Insel Sicilien.

Nur auf kurze Zeit hatte Pyrrhos der karthagischen Kaufrepublik diesen Besitz streitig gemacht. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so fielen die sämmtlichen früheren Besitzungen der Karthager an sie zurück, ja sie dehnten sich immer weiter nach Osten aus gegen die hülflosen, verlassenen Griechen, die nur in Syrakus sich noch einmal gewaltig aufrafften unter ihrem verständigen und umsichtigen Tyrannen Hieron. Er hatte unter Pyrrhos, dem er verwandt war, zum Krieger und Staatsmann sich gebildet. Gegen die Mamertiner in Messana hatte er sich die Sporen verdient und den Syrakusanern gezeigt, daß er kein unwürdiger Sohn eines Königsgeschlechts war. Heimlich in seine Vaterstadt zurückgekehrt, bemächtigte er sich mit Hülfe der Aristokraten gegen die Demokratie der Stadt und beruhigte die demokratischen Leidenschaften. Es gelang ihm, die meuterischen Soldtruppen der Stadt auszudrängen und eine gehorsame, tüchtige Heereskraft zu organisiren und die Mamertiner bei Mylae zu schlagen (484 der Stadt; 270 v. Chr.).

Dieser Sieg trug ihm die Erhebung zum Fürsten von Syrakus ein und die Syrakusaner haben stets Ursache gehabt, diese Wahl als eine höchst glückliche zu preisen. Denn fünfzig Jahre hindurch stand Hieron als Fürst an der Spitze der Stadt. Milde und gerecht regierte er die Bürgerschaft, er selber bewies durch seine eigene Haltung, daß er sich nur als den ersten Bürger betrachte und hielt stets auch den Schein von Tyrannenhoffahrt und Tyrannenprunk fern von sich. Allein neben seinen Bürgertugenden besaß er noch die Gaben eines Staatsmannes und mit ungewöhnlicher Umsicht und großem Muth verstand er seine Stadt und ihr Gebiet durch die Zeiten der schwersten Drangsale und Gefahren glücklich hindurch zu bringen, und als

nach seinem Tode das Unglück über sie hereinbrach, da erinnerten sich die Syrakusaner mit um so größerer Sehnsucht der guten Jahre des Wohlstandes und der Freiheit, die er ihnen geschaffen, und noch in Cicero's Zeitalter segneten die sicilischen Griechen das Andenken an den guten und weisen alten König Hieron, dessen Satzungen auch die Römer mit ehrender Achtung bestehen ließen wie das Testament eines guten und edlen Menschen.

Aber jetzt, als die dankbaren Syrakusaner ihm für die erfolgreiche Führung gegen die langjährigen Plagegeister, die italischen Mamertiner, die Mörder und Unterdrücker ihrer Landsleute, das Diadem der Königswürde auf die Stirn gedrückt hatten, da lastete es mit einer Schwere auf seinem Haupte, als wenn es ihn schier erdrücken sollte. Die Schlacht bei Mylae war so entscheidend gewesen, daß die Mamertiner alle ihre Eroberungen von den Städten in der Nachbarschaft aufgaben und froh waren, sich nach Messana zurückziehen zu können, als in ihre alte See- und Landräuberbucht. Schon gaben sie sich verloren und nahten sich dem Entschlusse, mit dem Griechenkönig um guten Abzug zu verhandeln, als der Admiral einer karthagischen Flotte, die in den Gewässern der Stadt erschienen war, wie die Geier, die Aas wittern, die dringendsten Anträge auf Hülfe anbot.

Die Häupter der nunmehr fast 20 Jahre alten italischen Soldatenrepublik, welche ihre hoffnungslose Lage übersahen, neigten zu den Karthagern, eine andere Partei aber, die italisch-oscische Soldatengemeinde, richtete ihre Blicke nach der blutsverwandten, nicht karthagisch-semitischen und auch nichthellenischen Nation. Sie hofften auf Rom, die mächtige Bürger- und Soldatenrepublik, welches bereits ganz Italien unter sich gebracht, welchem sie sich am liebsten in die Arme werfen wollten.

Aber die Römer waren ferne und zögerten, schnelle Rettung jedoch war nothwendig, und so überwogen die Stimmen der Karthagerfreunde. So nahm Messana die Karthager in ihre Burg auf und die Stadt war plötzlich und augenblicklich vor den Angriffen der Griechen gesichert, sie war gerettet vor dem unvermeidlichen Untergang.

Sie war gerettet vor Syrakus, allein sie hatte in der That nur einen anderen Herrn bekommen, Karthago, das den Italikern nicht minder verhaßt war als die Griechenstadt, obgleich in Messana selbst das heranwachsende Geschlecht halb griechisch war aus den Ehen der Mamertiner mit den Weibern und Töchtern der von ihnen einst bei der Eroberung ermordeten und verjagten griechischen Stadtbürger.

Das Herz zog die Besseren des Volks nach der alten Heimath, und ihre Gesandten erschienen in Rom, ihre Stadt der mächtigen Republik zum Schutz anzutragen. Als sie im Senat gesprochen, da war guter Rath theuer.

Die Hülfeflehenden befanden ſich eigentlich genau in derſelben Lage, wie die campaniſchen Hülfstruppen der Römer, welche das Meſſana gegenüberliegende Rhegion (Reggio) vergewaltigt hatten, nur durch die Meerenge getrennt; und die italiſchen Conquiſtadoren beider Städte hatten ſich gegenſeitig auf einander geſtützt, bis Rhegium von den Römern im Sturm erobert und die meuteriſchen Campaner unter dem Beil des Lictors gefallen waren, zum Exempel für alle römiſchen Krieger, was ſie erwarte, wenn ſie die geheiligten Grenzen der Heeresdisciplin durchbrächen. Und ſollte dem römiſchen Senat, dieſem Spiegel römiſcher Tugend, zugemuthet werden, die Genoſſen und Spießgeſellen der rheginiſchen Mörderbande als Schützlinge bei ſich aufzunehmen und zu vertheidigen?

Es war zu viel für den römiſchen Senat. Mit echt römiſcher Umſtändlichkeit und Gründlichkeit wurde die ganze Angelegenheit ausführlich beſprochen. Wohl erkannte man, daß die Preisgebung Meſſanas an die Karthager nicht nur den Römern Verzicht auferlegte auf den ſchönſten Platz, von Italien aus nach Sicilien überzugehen, dort Fuß zu faſſen und die zu Italien durch Naturbeſtimmung gehörige Inſel ebenſo wie das Feſtland zu gewinnen, man erkannte auch, daß Meſſana in den Händen Karthagos — wie ſich der Grieche Polybios, der eigentliche Geſchichtsſchreiber dieſer Zeit, weil uns aus Livius' Werk die Bücher, welche darüber handeln, bis heute noch verloren ſind, ausdrückt — als Brückenkopf dienen mußte über die Meerenge von Meſſana (heut Meſſina) nach dem Feſtland Italien. Denn die Meerenge erſcheint nur als ein breiter Fluß, und auch das unbewaffnete Auge erkennt von einem Ufer zum anderen nicht nur die hochaufſtrebenden Berge, ſondern auch die Ortſchaften der Inſel und des Feſtlandes. Der römiſche Senat hatte Alles erwogen, aber er konnte bei dem beſten Willen, den augenſcheinlichen Vortheil Roms wahrzunehmen, nicht über das rieſengroße Hinderniß des mamertiniſchen Raubmörderthums hinweg kommen, wenn auch zwei Jahrzehnte unterdeſſen verfloſſen waren, ſeitdem die ſchrecklichen Grundpfeiler des italiſchen Gemeindeweſens in Meſſana errichtet worden waren, und wies die mamertiniſchen Geſandten ab.

Allein nicht ſo ſcrupulös war der Conſul des Jahres Appius Claudius — mit Zunamen Caudex und auch ein Sproß dieſer unberechenbaren Familie die ebenſo wie unſägliches Leiden auch unermeßliche Verdienſte ihrem Vaterland hervorgebracht hatte, — mit ſeinem Collegen Fulvius, der entſchloſſer war, den augenſcheinlichen Vortheil Roms nicht aus den Händen entſchlüpfen zu laſſen. Der Senat hatte die Sache abgewieſen, da wendete er ſich an das Volk, indem er die ſeinem Geſchlechte ſeit Generationen einwohnende Neigung zum Demagogenthum hervorkehrte. Dem Volke führte er es zu Gemüthe, daß es jetzt ſich darum handle, ob man die günſtige Ge-

legenheit gegen das verhaßte Karthago vielleicht für immer vorübergehen lassen, oder ob man das dargebotene Glück beim Schopf erfassen sollte, um Grund und Boden zu gewinnen gegen die einzigen Feinde Roms, die es jetzt noch zu fürchten hatte. Claudius hatte gewonnen. Es wurde nicht nur sein Patriotismus gelobt, sondern das Volk brachte eine solche Sturmpetition um Krieg an den Senat, daß dieser seine Hände in Unschuld wusch und nachgab. Damit war der Krieg eröffnet, welchen die staunende Nachwelt den ersten punischen nannte und Appius Claudius brach mit seinen Legionen auf nach Süden, Messana und die Mamertiner von den Karthagern zu befreien. Als er bei Rhegium angekommen, begann der Feldzug mit der Ueberschiffung der Legionen nach Sicilien. Sie war nicht weniger gewagt als die Wilhelm's des Eroberers von Frankreich nach England, da Karthago immer noch die Meere beherrschte. Aber die Flotte war nicht zur Stelle und nach einem mißglückten Versuche durch die den Römern unbekannte Strömung der Meerenge, die ihn aber nur zu neuem Wagen anspornte, landete Appius Claudius Caudex bei einem zweiten Versuch glücklich seine Legionen in Sicilien. Es war zum ersten Male, daß römisches Kriegsvolk die Insel betrat. Diese Landung hatte aber genau die Bedeutung einer normännischen Landnama, einer Besitzergreifung, wie sie die Normannen nach langen Jahrhunderten, als es keine Römer mehr gab, noch einmal ausführten, als sie aus Süditalien nach Sicilien hinübersetzten und es eroberten.

Denn seit jener ersten Landung des Appius Claudius sind die Römer nicht wieder aus der Insel gewichen, bis sie dieselbe nach langen blutigen Kämpfen den Karthagern, welche hier drittehalb Jahrhunderte als Herren gewaltet hatten, endlich abgerungen. Sie haben die Insel zu einem ganz italischen Lande in Einrichtungen und Sprache umgeschaffen und in ihrem Besitze festgehalten, bis das alte Rom selber abstarb.

Diese Tragweite hatte die erste kühne Ueberfahrt des großen Claudius, der seine Vaterstadt in den karthagischen Krieg mit mächtiger Faust hineingerissen hatte.

Aber die lange Zögerung Roms, in den Krieg einzutreten, hatten die Sikelioten und die Karthager nicht müßig vorübergehen lassen. Als Appius Claudius die Insel betrat, fand er ganz Sicilien gegen sich in Waffen. Denn Hieron hatte unterdessen Frieden mit den Karthagern gemacht und sein Heer unter den Mauern von Messana mit dem karthagischen in Verbindung gesetzt. Der Claudier traf also außer der feindlichen karthagischen Besatzung in der Burg von Messana auf zwei verbündete Heere, das karthagische und syrakusische, welche beide gekommen waren, Messana gegen die Römer zu schützen.

Claudius hatte sogleich seinen Entschluß gefaßt. Er sah, daß sich die

beiden bisher feindlichen Völker der Griechen und Karthager an verschiedenen Punkten gelagert hatten und sich nicht sogleich bei einem Angriff unterstützen konnten, und seine Landung war eine für beide ungeahnte Ueberraschung.

Hieron hatte bei einem Haar durch die Schlacht in der Ebene bei Mylae die mamertinischen Streitkräfte aufgerieben und ihren Feldherrn gefangen, während die Karthager durch bloße Schlauheit die Früchte seines Sieges geerntet hatten. Claudius erkannte, daß Syrakus die Hauptmacht war in kriegerischem Sinn.

Auf diese mußte er sich also zuerst stürzen und er that es. Nach verzweifeltem Kampfe besiegte er Hieron's Heer so völlig, daß dieser, als er begriffen, wie fürchterlich der Stoß dieser römischen Legionen sei, vor denen er als Schüler des Pyrrhos die höchste Achtung hatte, als er sah, wie die Hülfe der Karthager in der Noth ausgeblieben war, die Trümmer seines Heeres so gut es ging sammelte und in schleunigstem Rückmarsch nach Syrakus rettete.

Claudius hatte das halbe Werk dem Scheine nach gethan, aber er wußte, daß er das ganze gethan hatte.

Denn im Siegesbewußtsein griff er sogleich auch das karthagische Heerlager an. Er hatte kurze Arbeit. Denn bald stob dies Karthagerheer nach allen Winden auseinander und barg sich in den benachbarten und befreundeten festen Burgen, wo die vereinzelten Haufen Aufnahme fanden.

Der nächste Erfolg war, daß in Messana die römische Partei das Uebergewicht erhielt, und daß der karthagische Commandant, der ziemlich den Kopf verloren, sich verleiten ließ, statt die Burg bis auf den letzten Mann gegen die Römer zu vertheidigen, in die Volksversammlung des Marktes herabzusteigen und sich in das Parteigezänk des Volksparlaments gegen die indessen schon in die Stadt eingedrungenen Römer einzulassen, das mit dem voraussichtlichen Resultate endete, daß man sich seiner hülflosen Person bemächtigte und ihn als Geißel behandelte für die noch immer höchst gefährliche Besatzung der Citadelle der Stadt. Es wurde ihm Freiheit und Leben zugesichert unter der Bedingung, daß er den Befehl zum Abzug der karthagischen Burgbesatzung ertheilte.

Er war schwach genug, ihn zu ertheilen.

Die Besatzung zog ab und die Römer waren die Herren in Messana, aber der karthagische Commandant, — er hieß Hanno — als er in seine Heimathsstadt zurückkehrte, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, um es in der Sprache unserer Zeiten zu übersetzen, und nach Urtheil und Recht an's Kreuz genagelt, die übliche Todesstrafe bei den Semiten, die auch unser Heiland in dem semitischen Jerusalem, dem Nachbarlande des Mutterstaates von Karthago, erduldete.

Wie grausam die Strafe auch war, sie war in der Sache gerecht, denn dieser Mann hatte den Schlüssel von Sicilien frevelhaft, ohne militärisch dazu gezwungen zu sein, dem Volksfeinde überliefert, wie die preußischen Generale die Festungen ihres Vaterlandes im Feldzuge von 1806 Napoleon dem Ersten überlieferten.

Dies war das Vorspiel zu dem Riesenkampf zwischen den beiden damaligen gigantischen Städterepubliken der Westwelt von Afrika und Italien, Rom und Karthago.

Appius Claudius, als er bei Messana gesiegt, kümmerte sich nicht weiter um die Karthager, sondern er marschirte auf Syrakus und lagerte sich vor der Stadt, wie sich einst die Athener vor der Stadt gelagert hatten.

Aber Syrakus war für die Römer ebenso uneinnehmbar als für die Athener. Noch hofften sie auf eine günstige Wendung der Belagerung, da brach in der heißen Jahreszeit unter ihnen das Fieber aus, dasselbe Fieber, das so viele nordische Heere, die vor Rom lagerten, decimirte und zum Abzug bewog.

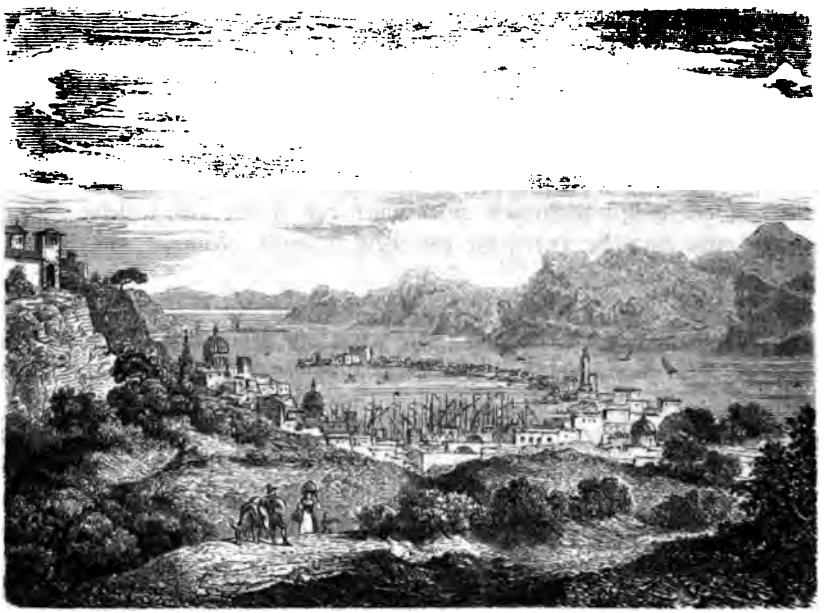
Auch die Römer selber sahen sich zum Abzug von Syrakus gezwungen, und die syrakusische Heeresmacht folgte ihnen auf dem Fuße. Einmal hatte sich das Heer des Appius in ein so ungünstiges Terrain begeben, daß es Hieron ein Leichtes gewesen wäre, ihm die fürchterlichsten Verluste beizubringen. Aber Hieron hütete sich wohl nach den Erfahrungen, die er von seinem Lehrer und Verwandten, dem König Pyrrhos, und aus seinen eigenen Erlebnissen eingesammelt hatte, die Römer durch eine Niederlage zur unabwendbaren Rache zu reizen, er ließ sie entschlüpfen und knüpfte auf diese Wohlthat gestützt mit ihnen Friedensverhandlungen an, die zu einem endlichen Bündniß zwischen Rom und Hieron führten. Aber dieses Bündniß, dieser Frieden trug eine stark römische Färbung. Appius hatte den Syrakusanern achtundsiebzig Orte ihres Gebiets abgenommen.

Sie bekamen nur wenige davon zurück und begnügten sich mit dem südöstlichen Zipfel der Insel. Aber Hieron hielt seinen Frieden treu und unverbrüchlich, er hatte Ursache die Karthager noch mehr zu fürchten. Appius konnte ganz beruhigt sein über Messana, wo er eine römische Besatzung ließ und nach gutem Erfolg in Rom erscheinen, wo eben sein College im Triumph einzog, nachdem er den Krieg mit Etrurien glücklich beendet hatte.

Jetzt konnte die ganze Heeresmacht der beiden consularischen Armeen sich, da der Rücken frei war, gegen den einzigen aber gewaltigen Feind, Karthago, nach Süden bewegen.

Es waren 35,000 römische Bürger und italische Bundesgenossen derselben, im dritten Feldzuge seit Beginn des Krieges. Sie gelangten glücklich von Rhegium nach Messana, welche nur durch die eine halbe deutsche

Meile breite Meerenge getrennt waren, welche jetzt die Dampfboote in zwanzig Minuten durchlaufen, und welche ſo nahe erſcheint, daß man mit einem Fernglaſe von Reggio (Rhegium) aus in Meſſina (dem alten Meſſana) heute die Fenſter zählen kann. Das nachſtehende Bild wird dem Leſer die Lage der beiden einſt ſo verrufenen Raubneſter, welche nun in die Gewalt der Römer übergegangen waren, vergegenwärtigen.



Reggio und Meſſina.

Sie bildeten nun für die Römer eine regelmäßige Brücke von Italien nach Sicilien, auf der die neuen Conſuln, M'. Valerius Maximus und M'. Otacilius Craſſus, die Legionen hinüberführten. Sie drangen bis in den äußerſten Weſten der Inſel, und wie tapfer auch einzelne Caſtelle ſich vertheidigten, das wichtige Segeſte fiel in ihre Hände durch die Einwohner ſelbſt, welche, müde der karthagiſchen Herrſchaft, die fremde Beſatzung niedermachten und die Burg den Römern überantworteten. Dieſe Stadt hatte ſich einſt ſo heldenmüthig für die Karthager geſchlagen gegen Dionyſios den Aelteren, bis deren Bürger, von ihm beſiegt, mit Weib und Kind in die Sklaverei verkauft wurden. Jetzt wußten die neuen Bürger — denn die alten waren in alle Welt verſtreut — ſich als echte Griechen ſehr gut mit den Römern zu befreunden, indem ſie ſich als ihre Blutsverwandte auf Grund ihres gemeinſchaftlichen Stadtgründers Aeneas zu empfehlen verſtanden. Es iſt die

älteste Spur dieser wunderlichen Aeneassage, die hernach sehr kunstfertig ausgebildet allmählig geglaubt wurde von den Römern, und ihre Verherrlichung in Virgil's Heldengedicht, der Aeneis, fand, obgleich sie ebenso unsinnig war als die deutsche Heldensage, nach welcher die Franken Abkömmlinge einer trojanischen Colonie sein sollten, die sich in Xanten am Niederrhein angesiedelt.

Aber dieses Mährchen brachte den Segestanern sehr viel Gutes ein, den ewigen Schutz Roms gegen jegliche Vergewaltigung der Nachbarn und vor Allem den Glanz der Blutsverwandtschaft mit Rom.

Indeß so fest auch Segeste mit seinem noch jetzt von allen Reisenden bewunderten wohlerhaltenen Tempel der erycinischen Venus (Aphrodite) als wichtige Burg sein mochte, für das endliche Geschick Siciliens war sie von geringem Belang, obgleich M'. Valerius Maximus mit seinem Collegen über den Sieg in Sicilien zu Hause im Triumph einzog und von der nunmehr gesicherten Besitzung von Messana den stolzen Namen Messalla für sich und sein Geschlecht erwarb.

Denn die Karthager, welche bisher fast überall Niederlagen erlebt hatten, nahmen sich nun ernstlich zusammen. Die Flotte wurde nicht nur verstärkt, sondern ein Waffenplatz geschaffen, eine Festung, die ein ganzes Heer in sich aufnehmen konnte, in Akragas, welches die Römer Agrigentum nannten, das heute Girgenti heißt. Es war nach Syrakus die zweite Stadt Siciliens.

Allein nur die Stadt mit ihren alten Mauern stand unversehrt, die Bürgerschaft, welche sie geschaffen, war in den ewigen Kämpfen auf eine so geringe Anzahl herabgesunken, daß die karthagische Besatzung noch bequem Raum fand in dem Umfang der verödeten Stadt. Hier in diesem fast uneinnehmbaren Festungsbau erwarteten die Karthager ihre Feinde.

Sieben lange Monate und darüber lagen die Römer vor der Stadt. Ausfälle und Stürme wechselten mit langen Unterbrechungen der Feindseligkeiten, welche von den Römern zur Befestigung ihrer beiden Lager und deren Verbindung durch einen Kranz hoher Schanzen, von den Karthagern zur Ausrüstung eines Ersatzheeres von 50,000 Mann mit 6000 Reitern und 60 Elephanten verwerthet wurden. Endlich landete Hanno, dessen Führer, seine Armada bei Herakleia-Minoa unterhalb Akragas. Wenn er und Hannibal, der Befehlshaber über 50,000 Krieger in Akragas, sich in glücklichem Einverständniß einander die Hand reichten, so war zu hoffen, daß eine Kriegsmacht von mehr als 100,000 Kriegern die Römer erdrücken konnte. Er rückte auf die Römer vor, gedrängt durch die Feuerzeichen aus Akragas, wo bereits die Nahrungsmittel auf die Neige gingen. Aber auch bei den Römern herrschte Mangel und Krankheiten, welche jener und die afrikanische Sonne des Landes — denn es liegt unter derselben Breite, wie die Nordspitze Afrikas —

ausgebrütet hatten, und schon dachten die Consuln L. Postumius Megellus und Q. Mamilius Vitulus daran, die Belagerung aufzugeben und nach Norden aufzubrechen.

Da war es der rastlose und unermüdliche Hieron, welcher nicht nur durch seine reichbeladenen Kornschiffe die Leiber der Römer mit frischer Nahrung versah, sondern auch durch seine lebendigen, fast leidenschaftlichen Vorstellungen ihren Muth neu belebte. Die Consuln entschlossen sich zu bleiben und als Hanno die Schlacht anbot, griffen sie ihn an mit so fürchterlichem Stoß, daß die Karthager sich in wilder Flucht auf die Nachhut warfen, wo die Elephanten standen. Diese dämonische Waffe, gleich gefährlich für Freund und Feind, entschied auch diese Schlacht, wie die letzte des Pyrrhos in Italien. Die durch das Getümmel wild gemachten Elephanten, es waren ihrer noch 50, stürzten sich rückwärts in die dichten Haufen der Karthager und trugen den panischen Schrecken in ihr Heer. Neuere Schriftsteller haben den Hannibal beschuldigt, daß er unterlassen hatte, sich mit Hanno rechtzeitig in Verbindung zu setzen.

Aber die Karthager, die wahrlich keine milden Beurtheiler für das unverschuldete Mißgeschick ihrer Generale waren, haben zwar den Hanno um 6000 Goldgulden gestraft, aber dem Hannibal ist kein Vorwurf gemacht worden. Da wir über die genaueren Hergänge dieses Krieges so wenig genau unterrichtet sind, müssen wir schon glauben, daß die Karthager an dem Benehmen des Hannibal nichts auszusetzen fanden.

Er vertheidigte sich auch unter den nunmehr so ungünstig wie möglich gewordenen Verhältnissen noch Monate lang gegen die Römer und die unermüdliche aus Karthagerhaß entsprungene Subsidienthätigkeit des Hieron. Endlich war die letzte Kraft der verhungerten Stadt erschöpft und jeden Augenblick drohte der römische Sturmangriff gegen die hülflose Besatzung.

Da beschloß Hannibal einen Meisterstreich. Er nahm geschwind Alles, was noch an wehrfähigen Männern übrig war, zusammen und in der stillen tiefen Mitternacht zog er mit seinen Leuten, wo die Römer es am wenigsten glaubten, aus den Thoren zwischen den beiden getrennten Consularlagern hinaus in die Freiheit und vertheilte sein Heer in die benachbarten festen Plätze.

Er hatte sein Heer für Karthago gerettet. Aber Akragas war seinem Geschick verfallen. Die griechischen Bürger sahen beim Erwachen, daß Hannibal sie ihren Feinden preisgegeben hatte. Man sagt zwar, daß der Mensch nach dem Schlaf nüchtern erwacht. Aber die Sinne und also auch die — wenn aufgeregten — Leidenschaften sind desto lebendiger. Die Wuth der Akragantiner, welche an jeder Rettung verzweifelten, stürzte sich zunächst auf die unglücklichen karthagischen Soldaten, die wegen Krankheit oder weil sie

s Signal des Abzugs verpaßt hatten, in der Stadt zurückgeblieben waren. ie wurden alle ermordet, halb aus Rache, halb in dem Gedanken, daß an sich dadurch den Römern angenehm machen könne.

In der letzteren Vorstellung hatten sich aber die Akragantiner gänzlich irrt. Die wie Wölfe verhungerten und nach Beute und Plünderung lech- nden Römer hatten gar keinen Sinn und eben so wenig Erbarmen für e Leiden und Thaten der von Karthago vergewaltigten akragantinischen ürgerschaft. Als sie in die wehrlose Stadt einrückten, war es selbstver- ändlich, daß sie nach der siebenmonatlichen Noth und Entbehrung schwelgen ollten in dem Blut ihrer Feinde.

Sie genossen mit Wollust ihre Rache. Was nicht bei der Plünderung iedergestoßen war, wurde in die Sklaverei verkauft und es wird berichtet, aß zu der Beute der geplünderten Stadt noch der nicht geringe Ertrag für en Verkauf der 25,000 noch übrigen bisher freien Akragantiner hinzukam. s waren schreckliche Tage für Akragas, von denen es sich niemals wie- er erholt hat und einer ihrer Bürger, Philinos, hatte sie mit Schaudern it erlebt.

Er und der Römer Fabius Pictor haben memoirenartig die Ereignisse ieses Krieges beschrieben, und aus ihnen hat der Grieche Polybios seine eschichte dieser Zeiten geschöpft, welche uns noch heute vorliegt. Er sagt ber seine Gewährsmänner, es sei ihnen dasselbe in den Darstellungen ihrer eschichte passirt, wie den Liebenden, welche an dem Gegenstand ihrer Zunei- ng nur die guten Seiten, aber nicht die Fehler bemerken, denn Philinos obe blos die Karthager und Fabius lobe blos die Römer. Eine verzwei- lte Situation für einen Historiker, der mit Wahrheitsliebe die Ereignisse, ie sie in der That und Wirklichkeit geschehen waren, schildern soll und ch müssen wir der Vorsicht und dem historischen Tact, welche überall in r Darstellung des Polybios sich offenbart, die höchste Anerkennung schen- n, und zwar um so viel mehr, weil ihm die moderne Methode historischer uellenprüfung abging.

Er hat uns eine im Ganzen verständige Darstellung dieser Kriegser- gnisse überliefert.

Nach dem Fall von Agrigent war eigentlich die Landmacht von Kar- ago in Sicilien vernichtet, insofern sie sich auf Heere stützen konnte, die offener Feldschlacht den Römern die Spitze zu bieten vermochten. Die oße Burg Karthagos, Akragas, war gefallen, aber es gab noch so viel einere Burgen, in denen sie sich verschanzten und die grausame Vernich- ng von Akragas hatte die kleinen Griechenstädte, die sich weder unter Rom ch unter Syrakus stellen wollten, überzeugt, daß sie sich am Besten unter rthagischer Herrschaft befänden, die in der That im Verhältniß zu dem

straffen Regiment von Rom sehr milde war und den Rigorismus der Verwaltung von Pyrrhos und Rom gleicherweise vermied.

Es hing also ein großer Theil der Griechen, trotz der ausgesprochenen Römerfreundschaft des Hieron und der Syrakusaner, noch den Karthagern eng an und wie sehr das Uebergewicht Roms im Felde sich gezeigt hatte, wie sehr der Fall von Akragas moralisch auf die Griechenstädte wirken mußte, der Römerhaß war doch stärker und Karthago wußte ihn zu nutzen. Es vermied fortan alle offenen Feldschlachten mit den Römern, als es deren Ueberlegenheit kennen gelernt. Es beschränkte sich auf die Besetzung der vielen festen Burgen in Sicilien, welche zu berennen es den Römern an Zeit gebrach. Aber es rüstete zur See unablässig und bedrohte mit seiner Caperflotte von Sicilien und Sardinien aus die italischen Küsten, und mancher kühne Pirat mochte auf den campanischen oder latinischen Küsten, wie die Normannen Englands auf der Nordküste von Frankreich, einst ihrer Heimath, Angst und Schrecken verbreitet haben.

Mit einem Wort, Karthago verhielt sich fortan zu Lande defensiv vertheidigend, zur See offensiv angreifend. Allein Rom verachtete alle diese schlecht maskirten Auskünfte Karthagos, seine Schwäche Rom gegenüber zu verdecken.

Denn auch Rom hatte doch endlich eingesehen, daß ein nachhaltiger Widerstand gegen Karthago nur möglich sei durch die Bildung einer Seemacht, so gut wie jetzt Preußen, dessen nördliche Grenze die Seeküste bildet, dies gegenüber England und Frankreich einzusehen anfängt.

Aber die Art und Weise, wie Rom eine Seemacht wurde, ist im höchsten Grade charakteristisch für dieses willensstarke und zur disciplinirten Organisation besonders befähigte Volk.

Die Construction der römischen Schiffe war noch äußerst unvollkommen, sie mochte kaum hinausreichen über diejenige, welche bei der längst in Verfall gerathenen etruskischen Marine herkömmlich war. Es wird erzählt, daß ein an der italischen Küste gescheitertes karthagisches Kriegsschiff das Modell wurde, nach welchem griechische, campanische und lucanische Meeranwohner auf ihren Hafenwerften eine erstaunliche Anzahl von Schiffen dieser neuen Bauart anfertigen mußten, wie heut einzelne Staaten Dampfer in England oder Amerika bestellen.

Die Schiffe, welche die Flotte bilden sollten, wurden aber gar nicht einmal auf diese scheinbar bequemste Weise hergestellt, wie dies wohl früher geschehen sein mochte, etwa auch damals als die Römer mit jenem Flottengeschwader in Tarent einliefen, welches die Tarentiner vernichteten durch eine That, die in völkerrechtlicher Beziehung ein Verbrechen war.

Vielmehr bauten die Römer auf einem und demselben Schiffswerft

ber mit einem Male 120 Schiffe, wozu sie immerhin die Schiffszimmer
te aus den Hafenplätzen der Bundesgenossen gepreßt haben mochten, wie
thatsächlich die Ruderknechte aus der Küstenbevölkerung zwangsweise aus-
ben. So gewaltig war der römische Wille, daß die beschlossenen 120 Kriegs-
iffe, von denen 100 Fünfruderer waren, das heißt zu beiden Seiten des
chiffes fünf Ruderbänke über einander hatten, nach der Einrichtung der
rthagischen Kriegsschiffe, welche eben jenes gestrandete Kriegsschiff auch
tte, das als Modell für die römische Flotte diente, die übrigen 20 aber
: herkömmlichen Dreiruderer, die Triremen, in 60 Tagen, nachdem die
äume gefällt waren, fertig da standen. Das Bauholz hatte also in dieser
it vom Walde, wo es gewachsen war, an die Küste geschafft, behauen und
Schiffen zusammengefügt werden müssen in der kurzen Frist von zwei
lonaten. Natürlich waren die Schiffe äußerst plump gebaut und da man
isches, nicht ausgetrocknetes Holz genommen, waren sie auch nicht dauer-
ft. Allein sie standen wie durch Zauber geschaffen aufgetakelt und segel-
rtig da.

Und auch das Schiffsvolk war mit derselben Energie schon ausgehoben
d eingeübt zur Hand, und zwar in der ungeheuren Zahl von 36,000
uderern.

Noch während die Schiffe gebaut wurden, ließen die Römer diese Ru-
rknechte auf einem Holzgerüst, welches auf dem Lande stand, die Ruder-
wegungen militärisch einüben, indem der Rudermeister durch ein johlendes
orsingen oder durch tactmäßiges Aufschlagen mit dem Hammer das
nsetzen und Heben der Ruder vorcommandirte, wie der sogenannte
chwanzmeister den Rammknechten mit einem Seile das Zeichen giebt zum
raufziehen und Fallenlassen der Ramme auf den Pfahl, der in das Erd-
ch befestigt werden soll. So waren die Rudermannschaften auf trockenem
nde schon völlig ausexerciert, ehe sie auf die Schiffe geführt wurden, und
bedurfte auf ihnen nur weniger Tage, sie zu vollkommnenen Ruderern
szubilden, etwa so wie ein Muthiger, welcher sich die Schwimmbe-
gungen auf dem Lande gut angeeignet hat, im Wasser, sobald er sie nur
nz mechanisch ausführt, die überraschende Bemerkung macht, daß er
wimmen kann.

Die beiden Männer, welche mit ungeheurer Energie diese Flotte,
chiffe und Mannschaft, aus dem Nichts in zwei Monaten in's Leben ge-
sen hatten, waren die Jahresconsuln Cnejus Cornelius Scipio Asina und
: künftige Seeheld, der aber bisher nur auf dem festen Lande Italiens
tanden hatte, C. Duilius, der sich auch auf dem Trockenen zum kühnsten
hwimmer nur durch seinen eisernen Willen ausgebildet hatte.

Er war schon jetzt die Seele dieser Riesenunternehmung Roms, plötzlich eine Flotte zu erschaffen, die der berühmtesten Seemacht des Alterthums, der karthagischen, welche lange Jahrhunderte gebraucht hatte, diesen Ruhm zu erreichen, ebenbürtig gegenübertreten sollte.

Allein die Ausführung der stolzen Pläne, die so wohl überlegt und energisch durch das Flottenmaterial unterstützt wurden, fiel Anfangs sehr kläglich aus. Denn gleich bei der ersten Gelegenheit, welche der Consul Scipio Asina fand, die neuen römischen Schiffe gegen die karthagischen in die Schlacht zu führen, erntete er statt der gehofften Lorbeeren eine vollständige Niederlage.

Die mit den Karthagern in Verbindung stehenden Griechen der liparischen Inseln nördlich von Sicilien hatten ihn unter dem Anerbieten der Unterwerfung in diese Gewässer gelockt, wo der Karthager Bogud schon auf ihn lauerte. Die Römer flohen im Hafen von Lipara, wo sie der Punier eingeschlossen, von panischem Schrecken gejagt, auf's Land, wo sie nebst dem Consul selber gefangen wurden. Seine 17 Fünfruderschiffe, deren Herstellung so unsägliche Mühe und so viele Schweißtropfen gekostet hatte, waren also verloren.

Der feindliche Admiral Hannibal in seinem nautischen Uebermuth, welcher meinte, auch dem Rest der Flotte an der sicilischen Küste das gleiche Geschick bereiten zu können, riemte hinüber, aber er wurde so derb empfangen, daß er froh war mit schwerem Verluste zu entkommen. Die römischen Flottenpräfecten sehnten sich danach einen kräftigeren Admiral als den unfähigen Scipio zu erhalten, den seine täppische Blindheit hatte gedankenlos in die gelegte Schlinge hereinfallen lassen und dem sie den Beinamen Asina — asinus ist der Esel — mit derbem Soldatenwitz eingetragen hatte, und Duilius übernahm die Oberleitung der Flotte, obwohl er eigentlich für die Führung des Landkrieges bestimmt war. Denn in den Erfolgen der Flotte lag jetzt für Rom die Lebensfrage des Krieges, der schon im fünften Jahre geführt wurde.

Er kannte sehr gut die Schwächen der römischen Galeeren, die plump gebaut mit Mühe dem Steuer gehorchten, während die karthagischen mit Pünktlichkeit und Eleganz jede nautische Bewegung ausführten. Duilius ersetzte die Unvollkommenheit seiner Schiffe durch eine geniale Erfindung, durch welche er augenblicklich der karthagischen gewachsen, ja überlegen war. Er versah jedes seiner Kriegsschiffe mit einem corvus, einem metallenen Rabenschnabel, einem Harpunenhaken, der auf das feindliche Schiff geworfen und mit Seilen angezogen, es nicht mehr los ließ. Kaum war es aber an das römische Schiff herangezogen, so senkte sich von demselben auf das karthagische eine Enterzugbrücke herab, auf welcher bequem an Bord des feind-

ren Schiffes die römischen Legionssoldaten hinübermarschirten und plötzlich
s Seekampf in einen Landkampf verwandelten.

Mit diesen Vorkehrungen wohl versehen suchte Duilius, dieser römische
Nelson, die feindliche Flotte auf und traf sie bei Mylae. Der Erfolg war
geheuer, etwa so wie der der Zündnadelgewehre im vorjährigen Kriege.
n Siebendecker, einst zur Armada des Pyrrhos gehörig, das Feldherrnschiff,
d noch 31 Fünfdecker wurden erobert, von der Mannschaft kamen 3000
n, 7000 wurden gefangen und was das Merkwürdigste war, die Verluste
r Römer waren kaum nennenswerth, kein einziges ihrer plumpen Fahr-
uge ging verloren. Es war der erste furchtbare Schlag, den Rom auf
e erste Seemacht der alten Welt geführt hatte, welches innerhalb 60 Ja-
n mit einem Riesenschritt so weit vorgeschritten war, wie diese Phönicier
it den Beherrschern von Tyros und Sidon bis jetzt in beinahe einem
ahrtausend. Diese Schlacht wirkte sogleich auch auf die Landmacht der
arthager. Sie lag vor Segeste, das kaum noch athmete, so eng umschnür-
n es die karthagischen Linien. Jetzt brachen plötzlich die Punier ihr Lager
b und zogen davon. Segeste war befreit.

Das dankbare Rom gewährte dem Duilius den Triumph und wie Nie-
uhr schön sagt, es dehnte diesen Triumph lebenslang aus. Denn der alte
riegsmann erhielt das Privilegium, wenn er sich vom Gastmahl des Abends
ach Hause begab, daß er sich von einem Fackelträger heimleuchten und von
nem Flötenspieler aufspielen ließ. Wenn die Römer im Dunkeln in ihren
äusern die Flöte blasen hörten, so sagten sie zu ihren Kindern: „Das ist
r alte Duilius, der den großen Sieg gewonnen, der sich nun satt gegessen
id getrunken und nun fröhlich schlafen legt." Das war der Ehrendank der
ömer für den Duilius, welcher den Karthagern die übermüthigen Worte
rer Gesandten vor dem Kriege: „Die Römer könnten sich ohne Erlaubniß
r Karthager noch nicht einmal im Meere die Hände waschen," in römischer
hwerer Münze heimgezahlt hatte.

Es war ihm gelungen, nicht blos durch die kluge Benutzung der hei-
athlichen überlegenen Militärkräfte, sondern auch durch den genialen Blick,
e plötzlich vom festen Lande auf die schwimmenden, die hölzernen Mauern, wie
as delphische Orakel den Athenern ihre Flotte andeutete, zu versetzen und
e durch die Erfindung der Enterbrücken in Action zu bringen.

Freilich stand die Erfindung des Duilius nicht ganz außerhalb der Kette
r im Wetteifer zu immer höherer Vervollkommnung gebrachten ursprüng-
chen Verbesserungen, welche, wie alle in der Menschenwelt gemachten, an
tere anknüpfen und zu ihrer Aufstellung als Vorbedingung eine Kenntniß
r früheren, also ein Vorstadium bedingen.

So war es auch schon früher bei Seekämpfen gebräuchlich gewesen,

außer der Rudererbemannung die Schiffe mit Schleudermaschinen auszurüsten, welche die feindlichen mit einem Hagel von Wurfgeschossen überſäeten. Aber der Schwerpunkt des Seekampfes hatte doch wesentlich in der Gewandtheit und Pünktlichkeit der Ruderfertigkeit der Ruderknechte und der Folgſamkeit des Schiffes an das Steuerruder beruht. Durch den gemeinſamen Tactſchlag von 300 Ruderern mußte das Fahrzeug mit gewaltiger Schnelligkeit und ebenſo großem Stoß ſich bewegen und es galt, dem feindlichen Schiff entweder durch Anſegelung mit der metallenen Spitze einen Leck beizubringen und es ſinken zu machen, oder ihm durch ſchnelles Vorüberfahren in nächſter Nähe an einer ſeiner Breitſeiten die Ruder zu zerbrechen und es ſeeunfähig zu machen, etwa ſo wie ein Räderdampfboot, dem das eine Rad gänzlich vernichtet iſt. In dieſer Art von Kampf waren die Karthager die anerkannt unübertroffenen Meiſter. Aber Duilius' Enterbrücken, die ſich an das unvollkommene Beſchießungsſyſtem durch die Wurfgeſchoſſe anſchloſſen, ſpotteten aller dieſer kleinen Virtuoſitäten des Seedienſtes, wie heut ein Panzerſchiff der vortrefflichen Einrichtung eines hölzernen Linienſchiffes. Die karthagiſchen Schiffe hatten ſehr wenige eigentliche Combattanten an Bord, die Römer bis auf 120 Mann Legionare und man kann denken, wie geſchwind ſie mit der Bemannung des feindlichen Schiffes fertig waren, ſobald ſie auf der neu erfundenen Schiffbrücke an Bord der karthagiſchen Galeeren angelangt waren.

Die Kriegsgaleeren des Alterthums entſprachen genau unſeren Kriegsdampfern, da es im Seekampf lediglich darauf ankommt, dem Gegner ſicher auf den Leib zu rücken, was durch Segel und Wind nur unvollkommen gelingt, da der Wind ſo oft fehlt oder conträr iſt. Deshalb war auch das Segel weſentlich ein Auskunftsmittel in gewöhnlichen Fällen für die Kriegsmarine, während es das herkömmliche für die Handelsſchiffe war, und das bekannte noch heut übliche lateiniſche Segel in ſeiner dreieckigen Form beweiſt, daß wir ſeinen Gebrauch aus den italiſchen Meeren überkommen haben.

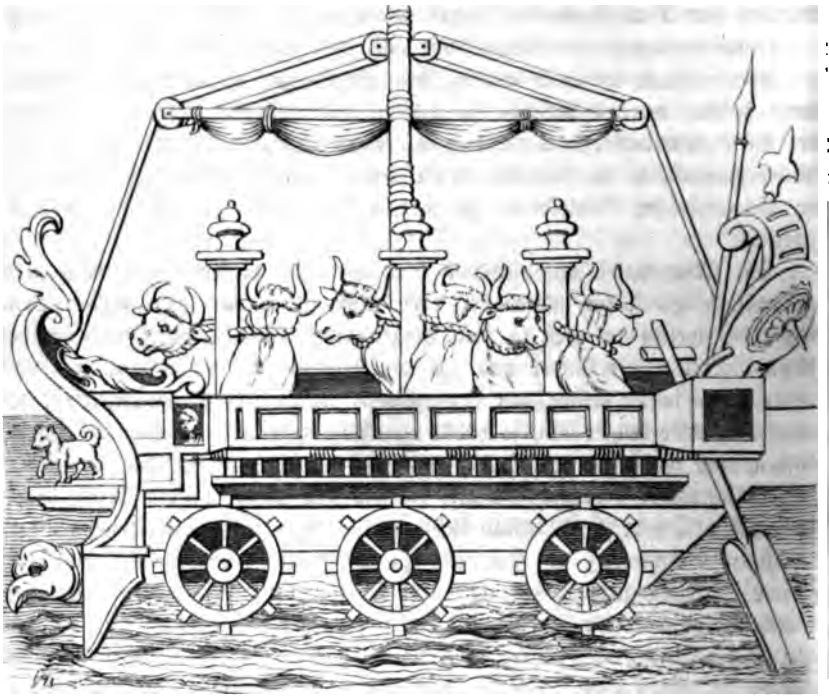
Die großen Fahrzeuge, mit Rudern bewegt, waren alſo die einzigen, welche ſich für kriegeriſche Zwecke eigneten und zwar nicht nur im Alterthum, ſondern auch durch das Mittelalter hin bis in die neuere Zeit herab. Wer hat nicht von den Galeerenſklaven in Toulon gehört? Die niedrigſten Verbrecher wurden an die Ruder mit Ketten angelegt und die deutſchen Staaten traten ihre Miſſethäter an die genueſiſche und die venetianiſche Marine ab, wie einmal ſpäter verſucht wurde, ſie nach Sibirien zu ſchicken. Aus den ausführlichen Reiſeberichten unſerer deutſchen Pilger nach Jeruſalem im Mittelalter, die regelmäßig auf venetianiſchen Schiffen überfuhren, ſind wir genau von dem Zuſtand dieſer Rudermannſchaften unterrichtet. Sie

estanden in dem Auswurf der Bevölkerung aller Länder, die nur durch iserne Beherrschung in Gehorsam gehalten wurden. Im Alterthum war s nicht anders. Gleich Anfangs zog man nur die ärmsten Leute unter Bürgern und Bundesgenossen, gleichsam als gepreßte Matrosen, zum Rudern heran und verwandte der Staat dazu auf seine Kosten angekaufte Sklaven. In Athen freilich, wo auch nur die ärmsten Bürger die Ruder der Kriegsschiffe hoben, war es anders, sie blieben freie Bürger, aber es wird von den Alten ausdrücklich bemerkt, daß ihre Lebensthätigkeit zur See und in der Volksversammlung in kürzester Frist dahin geführt habe, den Staat in die ausgelassenste Demokratie zu stürzen, von der er sich nie wieder erholte.

Die Mühseligkeit des Ruderns war übrigens im Alterthum noch eine viel größere als später, wegen der drei, fünf, sieben und mehr Reihen von Ruderern, welche in eben so viel Etagen über einander ihre Ruderplätze hatten. Sollten die Ruder von den obersten Etagen her das Wasser berühren, ohne in die Bewegung der unteren Ruder störend einzugreifen, so mußten sie desto länger sein, je höher die Etage war, aus welcher sie regiert wurden, und wenn für die Handhabung des Ruders in der tiefsten Etage nur ein schwacher Ruderer genügte, so genügten in der oberen dafür kaum zwei oder drei sehr starke. Man sieht, welche unendlichen Schwierigkeiten die damaligen Geschlechter auf der See zu überwinden hatten, und nur die größere Segelfertigkeit, welche die vielen Seefahrten nach den neu entdeckten Welttheilen entwickelten, und endlich die Einrichtung der Dampfschiffe hat sie allmälig gehoben. Indeß würde man den Alten doch Unrecht thun, wenn man glaubte, sie wären nicht auch auf den Gedanken gekommen, die Menschenkraft der Ruder durch eine andere zu ersetzen.

Wir geben das umstehende Bild aus einer Schrift des späteren römischen Kaiserthums, wozu etwa folgender erläuternder Text beigefügt ist. „Die Liburna, das ist das Kriegsschiff, welches wegen seiner Größe nach der menschlichen Schwachheit sich durch die Hände von Männern oft nicht regieren ließ, gab Veranlassung zu einer geistvollen Erfindung, die an Stelle der Menschenkräfte die von Thieren einfügte. Im Bauch oder dem Raum des Schiffes sind mehrere Paare von Stieren an eine Maschine gebunden, welche, durch die Thiere in Bewegung gesetzt, Mühlräder treibt, die in die Oberfläche des Wassers eingreifend, das Schiff in schnellen und unwiderstehlichen Lauf treibt und jede andere feindliche Liburna über den Haufen rennt." Bedenken wir ferner, daß die beiden ägyptischen Könige Ptolemaios Philadelphos ein Schiff mit 30 Ruderreihen, Ptolemaios Philopator eins mit vierzig und 4000 Ruderern herstellte, so müssen wir erkennen, daß die Alten auch

hier sich mit der neuesten Vervollkommnung der Schiffahrt fast unmittelbar berühren.



Liburna.

Der karthagische Krieg hatte aber nach der glänzenden Waffenthat nicht die erwarteten Erfolge für die Römer aufzuweisen. Es gelang zwar dem Consul P. Cornelius Scipio die Karthager auf der ihnen unterworfenen Insel Corsica, von wo sie Italiens, ja Latiums Küsten aus nächster Nähe bedrohten, anzugreifen. Aleria wurde erobert und die Flotte des Hannibal, von Scipio in einem Hafen eingeschlossen, fiel in seine Hände. Die Besatzung entkam an's Land, wo sie meuterisch ihren Admiral an's Kreuz schlug. Diese Genugthuung hatte sich Scipio für das Geschick seines Geschlechtsvetters Scipio Asina und seines Flottengeschwaders erzwungen. Aber er ließ den Leichnam des Hannibal ehrenvoll beerdigen.

Noch heute ist in Rom der ursprüngliche Grabstein zu sehen mit seiner einfachen Aufschrift; hier hat er einst im Grabmal der Scipionen gestanden, der auch der Einnahme von Aleria Erwähnung thut. Es war eine große Sicherung der römischen und italischen Küsten, daß man in Aleria auf Cor

a, wo die Karthager als unumschränkte Herren geboten, eine Flottenstation bert hatte.

Desto empfindlicher war aber für die Römer das fast überall siegreiche rdringen der Karthager in Sicilien selbst.

Hamilkar war nicht nur ein gleich geschickter Feldherr zu Wasser und Lande, er wußte sich auch die Herzen der Inselbewohner zu gewinnen den Römern abwendig zu machen. Der große Krieg wurde immer hr in Einzelfehden und Belagerung kleiner Burgstädte verwandelt, die, m gewonnen, sich wieder den Karthagern zuwendeten. Hamilkar überfiel

Grabmal der Scipionen.

Römer bei Thermae, wo 4000 von ihnen auf dem Platze blieben, und uf Drepanum zu einem festen Hauptwaffenplatz, in welches auch die Bewohner des Eryx, des benachbarten hohen Berges, nach dem die erycinische mus hieß, hinabwandern mußten, um sie besser beobachten zu können und Stadt schneller in Aufnahme zu bringen. Dieser äußerste Westen gerte den Karthagern am längsten und die Römer hatten sie hier nie verängen können, so wenig als aus einer großen Zahl anderer Seefestungen. o sahen sich die Römer zur See und zu Lande gleich sehr gehemmt, während sie doch vorher so erstaunliche Erfolge gewonnen hatten.

Mitten in dieser kritischen Lage trat eine furchtbare Gefahr an Rom und zwar in Rom selber — heran, heimlich, unwahrnehmbar, wie der

Dolch des lauernden Briganten, der plötzlich im Herzen des nichts U
ahnenden Opfers ſteckt.

Es waren bei 4000 ſamnitiſche Bauernknechte eingezogen worde
ein Beweis, mit welcher Rückſichtsloſigkeit Rom, durch die eigene Not
drängt, in die Völkerverhältniſſe auch der freieſten Bundesgenoſſen It
eingriff — um als Ruderer auf der römiſchen Flotte verwendet zu we
Die freien Söhne des Gebirges hatten inſtinctmäßig einen Abſcheu
die Römer überhaupt; er wurde geſteigert durch die Zumuthung, d
als niedere hülfloſe Werkzeuge, ohne die Waffen des freien Mannes, u
gewohnt waren, als Ruderknechte auf dem von ihnen wohl nie mit S
geſehenen Meere nicht viel beſſer als Sklaven oder Thiere gleichſam
los in den Kampf mit den Wellen nicht minder als mit den Karth
geſchickt werden ſollten. Sie waren nach Rom geführt und befanden ſich
in ſo großer Zahl beiſammen, als auch ſogleich bei ihnen Allen ein geh
Einverſtändniß mit faſt elektriſcher Kraft hergeſtellt war, ſich dem ihn
vorſtehenden Geſchick unter jeden Umſtänden zu entziehen. Sie ſtärkte
weiter durch viele Landsleute, die hier theils als Sklaven, theils in de
drigſten Verhältniſſen ihren römiſchen Beſiegern dienen mußten un
hoffnungsloſe elende Lage noch anderer ſklaviſch Unterdrückten brachte
ein Zuwachs von Bundesgenoſſen, die vor keiner Gewaltthat zurückſch
Es handelte ſich um nichts Geringeres, als um eine wohlverabredete N
nacht, wie die Bartholomäusnacht in Paris gegen die Hugenotten. Wohl
Menſchen aus der niedrigſten Bevölkerung Samniums und Roms th
das Geheimniß und Tag und Stunde war beſtimmt, in der ſie losb
ſollten, und es hatte außer ihnen Niemand in Rom von der Gefahr
Ahnung. Es iſt dies wieder ein Beiſpiel von dem echt italiſchen Tale
ſolchen geheimen Verbindungen mit heiligen Eiden, im alten Italien
spiratio, Verſchwörung, benannt, deren Italien von der älteſten bi
neueſten Zeit ſo viele aufzuweiſen gehabt hatte, welche in der Takti
ähnliche Organiſirungen das Muſter auch im nördlichen Europa g
den ſind.

So wohlberechnet die ganze Vorbereitung des fürchterlichen Sc
war, das Glück Roms führte daſſelbe unangefochten darüber hi
Der Anführer der Samniten, welche den römiſchen Nationalfeind in ſ
Herzen, in Rom ſelber, anzugreifen gedachten, Herius Potilius, war de
geber — ſeine Landsleute nannten ihn den Verräther — der Ver
rung beim Senat und nun wurde ſie ſo ſchnell unterdrückt, daß ma
darauf vergeſſen hatte, in welcher Gefahr man geſchwebt hatte.

Wie die Verſchwörung unterdrückt, darüber wird nichts gemelde
daß man ſich in der Nacht der Rädelsführer bemächtigte, aber daß ſ

t römiſch im Blute unterdrückt wurde, darüber kann wohl Niemand weifel hegen und daß die unglücklichen Samniten mit ihren kräftigen ibern als Ehrenſitze die oberſten Ruderbänke der römiſchen Galeeren nahmen, wo ſie die ſchwerſten und längſten Ruder zu heben hatten, enſowenig.

Während der neue Conſul Aquillius Florus in Sicilien ſo gut wie chts ausrichtete, gelang es ſeinem Collegen L. Scipio, wenigſtens Olbia der Nordoſtküſte Sardiniens, wo er im vorigen Jahre abgewieſen war, erobern und den tapferen Hanno nach heißem Kampfe zu beſiegen. Der lge Hanno konnte die Schmach, von den Römern beſiegt zu ſein, nicht tragen. Er ſtürzte ſich in das wildeſte Schlachtgetümmel und fand, wie bei ſich beſchloſſen, einen tapferen Soldatentod, den Scipio durch ein erliches Begräbniß, welches er dem ritterlichen Feinde veranſtaltete, ge= rt hat. Aber eine dauernde Eroberung von Landgebieten auf Sardinien tte dieſer Sieg nicht zur Folge, wie denn auch deſſelben auf ſeiner Grab= rift nicht Erwähnung geſchieht, die als Probe der damaligen Mundart r römiſchen Landesſprache, weil ſie noch gewaltig abweicht von unſerem läufigen Latein der ſpäteren Zeit, hier ſtehen mag:

Honc. oino. ploirume. consentiont. R. (omanoi).
Duonoro. optumo. fuise. viro.
Luciom. Scipione. filios. Barbati.
Consol. Censor. Aidilis. hic. fuet. (aput. vos).
Hie. cepit. Corsica. Aleriaque. urbe.
Dedet. Tempestatebus. Aide. mereto.

Das heißt zu deutſch: „Es ſind wohl alle Römer darüber einig, daß eſer einzige Lucius Scipio, der hier ruht, unter den guten der beſte Mann ar, ein Sohn des Barbatus, bekleidete er auch das Amt des regierenden onſuls, des Cenſors, des Aedilen. Er eroberte Corſica und die Stadt leria. Den Geiſtern der Meeresſtürme hat er nach ſeinem Gelübde eine apelle errichtet."

Er konnte ſie dieſen guten Luftgeiſtern mit gutem Gewiſſen erbauen, nn ſie hatten ihn über Meer ziehen laſſen und ſeine Landesfeinde beſiegen, ne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde. Nur vor den Sturmwinden und cht vor Menſchen hatte der tapfere Mann Furcht gehabt. Aber Wind d Wellen, ſie waren ihm günſtig geweſen und ſeine eigene Tüchtigkeit hatte s Uebrige gethan.

Unterdeſſen ſtellte mühſam, mit ungeheuren Anſtrengungen und öfteren erluſten, ſein College C. Aquillius und deſſen Nachfolger A. Atilius das miſche Glück in Sicilien wieder her.

Da gelang es endlich die viel belagerte und beſtürmte Burg der Kar=

thager, Myttistraton, nach siebenmonatlicher Blokade zu erobern. Nur der Hunger hatte die Stadt bezwungen und die karthagische Besatzung brachte sich noch rechtzeitig in's Sichere, die unglückliche Bürgerschaft ihrem Schicksal überlassend. Die Unglücklichen versuchten vergebens, das Erbarmen des römischen Generals zu gewinnen, der ihre Entschuldigung, daß sie von den Karthagern vergewaltigt wären, grausam zurückwies und die dem Verderben geweihte Stadt den verhungerten, nach Beute lechzenden Soldaten zur Plünderung preisgab. Was nicht durch das Schwert umkam, wurde in die Sklaverei verkauft.

Und nun wandten sich die Römer auf demselben Wege, wie früher die Mamertiner als kühne Pioniere für die Ausbreitung der italischen Völkerschaften, denen es in Italien zu enge wurde, nach Süden, gegen die karthagische Hauptburg im Süden der Insel, Kamarina, welche die Mamertiner ein Menschenalter zuvor belagert und erstürmt hatten.

Allein auf dem Wege dahin verwickelte sich die lange Heeressäule der Römer in enge Defileen, über denen plötzlich der Feind erschien. Die Römer glaubten sich schon verloren, da bot sich der Kriegstribun M. Calpurnius Flamma — andere Schriftsteller nennen zwei verschiedene Namen — dem Consul an, wenn er sich noch 300 nach seiner Wahl aussuchen dürfte, so wolle er das Heer befreien.

Flamma's Anerbieten wurde gern angenommen und er mit seinen 300 stürmte eine Höhe, die er besetzt hielt, bis die Römer unter ihrem Schutz die Feinde besiegt hatten. Aber die 300 hatten den Tod für's Vaterland gefunden, nur Flamma kam wie durch ein Wunder mit dem Leben davon und erhielt zum Lohn — einen Graskranz für die Errettung des Lebens römischer Bürger.

Kamarinas Belagerung war sehr langwierig und schwierig. Die Römer verzweifelten endlich an ihrer eigenen Fähigkeit, die Stadt zu nehmen und riefen die Hülfe des Hieron an. Dieser eilte sogleich mit seinen Belagerungsmaschinen herbei und legte bald Bresche in die hohen und dicken Mauern. Jetzt stürmten die Römer die Stadt und zerstörten sie völlig. Die Einwohner kamen durch's Schwert um oder wurden als Sklaven verkauft. Seitdem hat es nie wieder ein Kamarina gegeben. Die Schreckenspost verbreitete sich geschwind über die Insel, die Scheu vor dem Römernamen fing an wieder zu steigen und Enna unterwarf sich freiwillig den Römern. Ja sogar vor Panormos (heut Palermo) erschienen sie, welches ein Heer der Karthager in einem festen Lager beschützte. Aber die Punier wagten es nicht die Römer anzugreifen. So begann nun das achte Jahr des Krieges.

Wohl hatten die Römer wieder manchen Vortheil über die Karthager

in Sicilien gewonnen, sie hatten in Corsica und Sardinien festen Fuß gefaßt, aber noch gehörte den Puniern fast die Hälfte von Sicilien.

Aber die Römer hatten wieder Vertrauen zu sich selbst gewonnen und des endlosen kleinen Kampfes um unbedeutende Castelle, die sich mit dem Muth der Verzweiflung wehrten, müde, beschlossen sie ihren angestammten Volksfeind in seiner Heimath, wo der Quellpunkt, wo das Herz seiner Macht lag, aus dem sein Leben bis in die äußersten Theile seines weit ausgedehnten Staatskörpers hinauspulsirte, in Afrika selbst anzugreifen. Rom machte die ungeheuersten Anstrengungen, sich zu diesem Kampfe zu rüsten und brachte 330 Fünfruderschiffe zusammen. Ein jedes trug 300 Ruderer und 40,000 Legionssoldaten, lauter Kerntruppen, hatten außerdem diese Schiffe bestiegen, also daß die römische Flotte nahe an 140,000 Mann an Bord hatte.

Aber auch die karthagische Flotte war mit Anstrengung aller Kräfte zum Widerstand ausgestattet, es waren 350 Fünfruderschiffe mit circa 150,000 Mann.

Mit dieser Macht beschlossen die Karthager die Römer anzugreifen, wo sie dieselben träfen, um eine gefährliche Landung der Römer in Afrika um jeden Preis zu hindern (498 der Stadt; 256 v. Chr.).

Die beiden feindlichen Flotten trafen bei Eknomos, mitten zwischen Akragas und Gela, einander und augenblicklich gingen sie in die Schlacht. Die Römer hatten sich in vier Treffen aufgestellt und die Karthager diese Stellung nachgeahmt. Aber als es zum Handgemenge zwischen den beiden ersten Gliedern der Feinde gekommen, machten die beiden andern karthagischen Linien eine Schwenkung in den Rücken der Römer und griffen die beiden letzten Treffen der Römer von der Seite an und zwar mit dem größten Erfolg, so daß die dritte und vierte Schlachtlinie der Römer in die äußerste Bedrängniß gerieth.

Alles kam auf den Kampf der beiden Vordertreffen an und hier siegten die Römer durch die fürchterlichen Enterbrücken völlig, und nun wandten sich die siegreichen Consuln um, ihren bedrängten beiden Hintertreffen zu Hülfe zu kommen. Es war hohe Zeit, daß Hülfe kam, aber sie kam doch und stellte nicht nur das Gleichgewicht wieder her, sondern warf auch hier die Karthager nach schwerem Verluste in die Flucht. Die Schlacht war für die Karthager gänzlich verloren und ihre Feldherren retteten mit anerkennenswerther Geschicklichkeit, was noch zu retten war, um den Rest der stolzen Armada zur Unterstützung der bedrängten Vaterstadt nach Afrika hinüberzuführen.

Die Römerflotte, welche verhältnißmäßig nur geringe Verluste erlitten, zog mit vollem Siegesbewußtsein ihre Bahn nach Süden, der afrikanischen

Küste zu und landete nach glücklicher Fahrt bei Clupea, südlich am hermäischen Vorgebirge, im nordöstlichsten Afrika, welches, durch die große Bai von Karthago getrennt, ihm gegenüberliegt. Es war zum ersten Male, daß ein römisches Heer den Fuß auf karthagischen Boden setzte und dies genügte, um Furcht und Schrecken in Karthago zu verbreiten. Die Römer fanden ein blühendes Land vor, welches sie blos zu plündern brauchten, um vollauf Lebensunterhalt zu gewinnen. Das Land glich einem Garten, so wohl angebaut war es, und mitten in diesem südlichen Paradies, das die Römer freilich schon im Süden Siciliens kennen gelernt hatten, — weil sich dessen Klima sehr wenig von der afrikanischen unterscheidet wegen der gleich südlichen Lage — standen die villaartigen Paläste der reichen karthagischen Handelsherren, welche gründlich für den Nutzen des Römerheeres ausgeplündert wurden.

In Karthago war Todesschrecken durch die Landung der Römer eingekehrt und es erschien für die Stadt ein Lebensgewinn, daß die Römer in Clupea, nicht vor den Thoren der Stadt, gelandet waren. Die Karthager, welche Anfangs Alles verloren geglaubt und Gesandte an M. Atilius Regulus geschickt hatten mit der Bitte um Frieden, waren stolz von ihm abgewiesen: „Wenn nicht augenblicklich Sardinien, Corsica und Sicilien an die Römer ausgeliefert würden, könnte von Frieden keine Rede sein."

So blieb Karthago nichts übrig als seine Kräfte zusammenzufassen und sich gegen die Römer ihres Lebens zu wehren.

Dabei kam es ihnen zu Statten, daß sich unter den von ihnen in Sold genommenen Hülfstruppen ein Mann befand, welcher, im Besitz der ganzen griechischen Kriegskunst, nicht müde wurde den karthagischen Feldhauptleuten seine Vorräthe und seine Erfahrungen zur energischen Weiterführung des Krieges anzubieten. Es war Xanthippos aus Lakedaimon, welcher sich den Karthagern anbot die Truppen, welche außer den griechischen Miethssoldaten aus Spanien und Gallien in Karthago angelangt waren, auszuexercieren und mit Hülfe der Elephanten eine Macht aufzustellen, welche der römischen überlegen war.

Und diese Hoffnung lag um so näher, als Rom im Vertrauen auf die Siegesberichte des Atilius — er schrieb nach der Zurückweisung des karthagischen Friedensgesuchs an den Senat: „Ich habe die Pforten von Karthago mit dem Schrecken versiegelt" — die eine Consulararmee nach Hause zurückberief.

Da war es vergeblich, daß Atilius den Senat beschwor, man möge auch ihn ebenfalls nach Hause abberufen, denn sein kleines Landgut, von dem seine ganze Familie allein leben müßte, entbehre in seiner Abwesenheit des Bewirthschafters. Aber wenigstens diese Ausrede, seine stolzen Ver-

ſprechungen, die in nichts Geringerem beſtanden, als daß es nach einmal geſchehener Landung ein Leichtes ſein würde, Karthago durch den unvermeidlichen Abfall ſeiner nächſten Nachbarn zu Paaren zu treiben, nicht zu erfüllen, ließ der Senat nicht gelten, indem er das Bauergut des Regulus auf Staatskoſten bewirthſchaften ließ.

Hätte der Senat in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe doch auch den Regulus mit aller Kraft durch Truppen unterſtützt, den noch immer ſchweren Kampf mit Karthago zu Ende zu führen.

Aber Rom glaubte genug gethan zu haben durch die ungeheure Rüſtung, deren Erfolg der glänzende Seeſieg von Eknomos war, in dem die unerhörte Anzahl von 700 Schiffen und 300,000 Menſchen zur See geſtritten und in dem die karthagiſche Flotte ſo gut wie vernichtet war.

Unter den gewöhnlichen Verhältniſſen hätte vielleicht die Heeresmacht, welche Regulus übrig behielt, ausgereicht. Allein gegen das überlegene Talent des Xanthippos, den man kluger Weiſe von Seiten Karthagos frei ſchalten und walten ließ, waren die Römer ſo ſehr im Nachtheil, daß dieſer bald im Stande war, ihnen eine Entſcheidungsſchlacht im offenen Felde anzubieten, ja ſie zur Annahme derſelben zu zwingen, um nur nicht die ganze Landſchaft, welche ſie bisher beherrſcht hatten, aufgeben zu müſſen.

Es war ein Grundfehler der römiſchen Führung geweſen, daß man, ſtatt mit Karthago zu verhandeln und ihm demüthigende Bedingungen vorzuſchreiben, die es nicht eingehen konnte, ohne ſich aufzugeben, ihm Zeit gelaſſen hatte, ſich zu rüſten und ſich ſelbſt durch Abführung des halben Heeres nach Italien geſchwächt hatte. Es war auch ein Grundfehler des Regulus, im offenen Felde zu bleiben, ſtatt ſich an der Küſte bei ſeiner Schwäche zu verſchanzen.

So kam es alſo unter den günſtigſten Bedingungen für Karthago zur Entſcheidung durch die Waffen. Sie wurde nach langem Hin- und Herſchwanken des Kampfes, welches zur Urſache die bunte Zuſammenſetzung des karthagiſchen Heeres hatte, endlich durch das Uebergewicht der leichten Reiterei und der Elephanten herbeigeführt, und es war lediglich das überlegene Feldherrntalent des Xanthippos, welches durch die rechtzeitige Benutzung und die Kampfführung der verſchiedenen Waffen ſeines Heeres einen vollſtändigen Sieg für Karthago erfocht, welcher eine ſchreckliche Niederlage der Römer bedeutete. M. Atilius Regulus ſelbſt fiel in die Hände der Sieger und das römiſche Heer war vernichtet.

Es war ein furchtbarer Schlag für Rom und ſchon fürchtete man, die Sieger würden auf ihren Schiffen an den Küſten von Latium erſcheinen und nun auch ihrerſeits den Kampf in Italien aufnehmen, wie Rom mit ſo unglücklichem Erfolge es in Afrika verſucht hatte.

Aber es hatte doch noch gute Weile, bis die Karthager sich so weit hinauszuwagen im Stande waren. Sie hatten zunächst Sorge, sich ihrer Vertheidiger, der tapferen Lacedämonier und ihres Führers, des Besiegers der Römer bei Tunes (dem heutigen Tunis, welches nur drei Meilen von Karthago entfernt war) und ihres Befreiers, ihres griechischen Heilands, Xanthippos, zu entledigen. Es liefen die merkwürdigsten Sagen im Alterthum um über die Art, wie sich die argwöhnischen Karthager ihrer Helfer in der Noth zu entledigen wußten. Sie weichen zwar alle unter einander ab, allein sie kommen doch darin überein, daß die Karthager ihre Retter unter den glänzendsten Bedingungen auf die Schiffe zu bringen wußten und sie auf abgelegenen Inseln aussetzten, wo sie jämmerlich verhungern mußten.

Glücklicher Weise haben wir die Nachrichten des gewissenhaften griechischen Historikers Polybios, der jener Zeit nicht allzufern lebte und der sich gewissenhaft zu erkundigen pflegte über das, was er als historische Wahrheit in seiner Geschichte dieser Kämpfe niederschrieb.

Er erzählt, daß Xanthippos bald nach der Heldenthat seines Lebens, welche den Schlußpunkt bildete für eine lange und tüchtige Soldatenlaufbahn in den Wirren der Diadochenkämpfe zwischen den Feldherren des großen Alexander und deren Nachkommen, in sein Vaterland zurückkehrte, ohne Zweifel wohlbelohnt mit Gut und Geld, und sicher wurden auch seine Truppen gut bezahlt nach Hause entlassen. Sie hatten nichts anderes gewollt und gewünscht und waren froh aus der schwülen Atmosphäre Afrikas, wo man der Helfer nicht mehr bedurfte, da sie ihre Soldatenpflicht gethan und das fremde Land von den Römern befreit hatten, wieder heil und gesund in die Heimath zu entkommen mit dem sauer erworbenen reichlichen Handgeld.

Aber auch die Römer waren froh, daß die Karthager im eigenen Lande alle Hände voll zu thun hatten. Denn die Landung des Regulus hatte die sämmtlichen Nachbarvölker in der Tiefe aufgerührt. Mit den ungeheuersten Anstrengungen mußten sie die Aufrührer wieder von Neuem unterwerfen und noch hielten sich die Römer, welche dem Blutbad, das ihnen Xanthippos bereitet, entronnen waren, in dem festen Clupea unbesiegt, von wo sie mit 40 Schiffen die Verbindung mit Italien aufrecht erhielten, und an den Befestigungen von Clupea strandeten einstweilen alle Eroberungsversuche der Karthager.

Aber die Römer hielten sich eben nur heldenmüthig gegen die übermächtigen Karthagerschaaren. Sie waren dem Verderben preisgegeben, wenn ihnen nicht Hülfe aus der Heimath kam, etwa so wie die in Lahore eingeschlossenen Engländer gegen den indischen Aufstand in der letzten indischen Rebellion.

Endlich kam den geduldigen Tapfern die Rettung. Denn zu Hause hatten die Consuln gleich nach der Unglückspost aus Afrika geschwind nicht nur eine Flotte, sondern auch eine Bemannung derselben zusammengebracht, die Aussicht haben konnte, die Karthager in die äußerste Enge zu treiben.

Die Römerflotte segelte ebenso entschlossen auf dem gradesten Wege in das afrikanische Meer, um von dem verunglückten Heere bei Karthago noch zu retten, was zu retten war. Als sie auf der Höhe des hermäischen Vorgebirges nach schneller glücklicher Fahrt anlangten, erblickten sie die große Flotte der Karthager, welche sie längst erwartet hatte. Unverzüglich begann das Gefecht, in welchem auf beiden Seiten 600 Schiffe mit einander kämpften. Mitten in der Hitze desselben erschienen mit ihren 40 Schiffen die bedrängten römischen Landleute aus Clupea und die unverhoffte Hülfe und die Freude darüber gab den Römern den Sieg. Dann landeten die Consuln und schlugen nahe bei Clupea auch ein karthagisches Landheer.

Aber hiermit befriedigten sie sich. Denn wahrscheinlich auf vorhergegangenes Andringen des Senats nahmen sie die Besatzung, die sich in Clupea gegen die Punier bisher heldenmüthig gewehrt hatte, mit auf ihre Schiffe und die ganze Flotte verließ Afrika ebenso schnell wie sie gekommen war. Rom gab es auf, Karthago in dessen Heimath zu bekämpfen, es gab damit alle die tapferen Landsleute und ihren Altconsul Regulus auf, die bei Tunes in die Gefangenschaft gerathen waren und nun im sklavenartigen Verhältniß auf dem fremden heißen Boden dienen mußten wie im Mittelalter und bis in die neuere Zeit so viele italienische Christen, welche die tunesischen Raub- und Caperschiffe aufgebracht hatten. Regulus selbst wurde nie wieder befreit und starb in der Fremde, aber eines natürlichen Todes, nicht, wie die Sage erzählt, von den Karthagern zu Tode gemartert. Denn wie über seinen großen Besieger Xanthippos wurden auch über ihn die wunderlichsten Dinge erzählt. So hieß es, daß ihn einst die Karthager mit einer Gesandtschaft, die sie zur Friedensvermittelung nach Rom sandten, mitschickten, daß er Auswechselung der Gefangenen, dazu auch seine eigene und außerdem noch wo möglich den Frieden durch sein Zureden veranlassen sollte. Allein Regulus hätte als guter treuer Sohn seines Heimathslandes im Gegentheil vor dem Senat vom Frieden und seiner und seiner unglücklichen Leidensgenossen Befreiung feierlich abgerathen, wofür ihn bei seiner Heimkehr nach Karthago die erbitterten Feinde in eine von innen mit spitzigen Nägeln gefütterte Tonne gethan hätten und sie von einem Hügel hätten herabrollen lassen, daß er jämmerlich umgekommen wäre. Das sind aber Alles unverbürgte späte Erzählungen, von denen die alten Historiker nichts wissen, da nicht einmal von seinem Gesandtschaftsauftrag nach Rom, wie dramatisch auch die Situation von den neueren ausgemalt ist, wo der unbeugsame Alt-

consul dem Flehen von Weib und Kind, daheim zu bleiben, den Entschluß, auch als Gefangener für Rom zu sprechen und zu handeln und dann nach dem gegebenen Wort in die Gefangenschaft der Rächer seines Patriotismus zurückzukehren, entgegensetzt.

So werden also die beiden Hauptheldeu, welche den ersten Act des großen Krieges durch die Schlacht bei Tunes abschließen, im Munde der staunenden Nachwelt gleichsam zu mythologischen Personen, ein Zeichen, welche Bedeutung sie beide für Karthago und Rom hatten. Denn seitdem sie vom Schauplatz abgetreten, sahen in diesem Kriege die Karthager auf afrikanischem Boden wohl noch oft gefesselte, aber nie wieder bewaffnete Römer.

Die Karthager hatten dadurch einen unschätzbaren Vortheil gewonnen, und sie nutzten ihn zunächst für Afrika selbst gründlich aus. Sie mußten zunächst die unterworfenen Nomadenstämme, welche zu den Römern abgefallen waren — und ihre Zahl war erschreckend groß gewesen — vergessen machen, daß sie wiederholte Niederlagen der herrschenden Stadt durch die nordischen Heere Roms zu Land und See mit eigenen Augen geschaut. Sie lehrten die unterworfenen Völker diese Vergessenheit in echt antiker Weise, mit derselben Methode, wie sie die Römer gegen ihre altrömischen Bundesgenossen anwandten. Sie schlugen, wie die Bibel sagt, die Volkshirten, und verstreuten die ihnen vertrauten Volksheerden. Sie ergriffen die Fürsten und Leiter des Volks und schlugen sie an's Kreuz. Es wuchs aus ihrem Blut wohl eine Saat des Hasses wie giftiges Kraut hervor, aber sie kümmerten sich nicht darum, so wenig wie die augenblicklich im Siege befindliche Partei in Mexico und dem spanischen Südamerika, wenn sie die Fürsten und Feldherrn der besiegten Partei niederschießen läßt, sich um die Folgen bekümmert, die zu wirken beginnen, wenn die unterdrückte Partei wiederum das Uebergewicht erhält und Gleiches mit Gleichem vergilt.

Und Karthago sollte bald diese Früchte des Hasses in reichem Maße ernten.

Jetzt aber war es im überwiegenden Vortheil und die Römer segelten zufrieden, äußerlich Roms Ehre gerettet zu haben, nach Hause. Allein die Heimfahrt war nicht so glücklich wie die Ausfahrt.

Die beiden Consuln Fulvius Nobilior und Aemilius Paulus mochten mit sich und ihrem Abzug aus Afrika weniger zufrieden sein als ihre Landsleute daheim und der Senat selbst, und wollten doch noch in Sicilien irgend einen bleibenden Vortheil über die Karthager erlangen, deren Besitzungen ihren Schwerpunkt im Süden und Westen der Insel hatten. Statt also die Richtung im Osten derselben an Syrakus vorüber und durch die Meerenge von Messina zu nehmen nach Italien zu, gaben sie an die Schiffs-

führer das Commando, nach der Südküste von Sicilien, um immer an der Küste entlang das Westcap von Lilybäum zu umschiffen.

Sie waren Neulinge zur See und wenig erfahren in diesen Gewässern, während die Schiffsführer diese Gewässer gründlich kannten.

Vergebens warnten sie die Consuln vor den Stürmen dieser Jahreszeit an der hafenlosen Küste. Die Consuln waren aber nicht zu belehren und den verständigen Seeleuten blieb nur übrig zu gehorchen. Die Fahrt ging zuerst ganz glücklich, aber als man Kamarina gegenüber war, da kam der Sturm geflogen, der Sirocco aus dem heißen Afrika, er blies die stolze römische Armada an und warf sie auf die felsige Küste, wo von ihren Schiffen in Kurzem nur ein wüstes Gewirr von Brettern, Planken und Balken übrig war, die auf den empörten Wellen auf und ab tanzten. Aber die Menschen, die elenden Ruderknechte und die stolzen Legionarier, hatte das Meer verschlungen, ohne einen Unterschied zwischen ihnen zu machen. Nur der geringe Rest von 80 Schiffen entkam durch die Tüchtigkeit der Führer und die Riesenanstrengungen der Ruderknechte dem Verderben.

Die Götter Karthagos und die Stürme, die sie aus Afrika sandten, schienen auch die letzten Vortheile der fremden Eindringlinge auf ihrem geheiligten Boden verwischen zu wollen. Hier endete der letzte Rest des Heeres des Regulus, der sich in Clupea so heldenmüthig vertheidigt und der auf den 40 Schiffen, die ihm geblieben, noch einmal die Schlacht beim hermäischen Vorgebirge entschieden hatte. Von Regulus' Heer war nichts mehr übrig und von Roms Flotte nur 80 Schiffe (499 der Stadt; 255 v. Ch.). Rom war und blieb also tief gedemüthigt durch den Lakonier Xanthippos und durch den afrikanischen Südsturm.

Karthago säumte nicht, wie es Regel ist, die erlangten Vortheile schnell auszunutzen. Furchtbare Contributionen, deren Summen uns genannt worden, schrieb es zur Sühne des Abfalls von den neu unterworfenen Provinzen aus und binnen Kurzem erschien seine Kriegsflotte mit einem Transport von 120 Elephanten bei Lilybäum. Akragas ergab sich im ersten Schrecken den Karthagern.

Als die Unglücksnachricht von der Strandung der Consularflotte in Rom anlangte, faßte der Senat sogleich den Beschluß zu einer umfassenden Seerüstung. In noch nicht einem Vierteljahre waren 220 Schiffe neu gebaut und die Römer erschienen mit einer Flotte von 300 Schiffen auf dem Meer. Panormos (Palermo) fiel den Römern in die Hände und noch verschiedene andere kleinere Seeburgen. Panormos blieb seitdem der Hauptwaffenplatz der Römer im Westen Siciliens. Aber sie hüteten sich wohl mit der kolossalen Elephantenmasse, welche ein ansehnliches Infanterieheer repräsentirte, anzubinden. So wagte man sich weder zu Lande noch zur See ernstlich an-

zugreifen, denn es wird nichts über größere Conflicte überliefert, zum deutlichen Beweise, daß man auf beiden Seiten sich geschwächt fühlte durch den erfolglosen zehnjährigen Krieg.

Dennoch versuchten noch einmal die Consuln des Jahres 501 der Stadt; 253 v. Chr. eine Diversion nach Afrika. Allein es bekam ihnen sehr übel.

Es heißt immer, daß im mittelländischen Meer keine Ebbe und Fluth ist. Allerdings ist sie unbedeutend, allein an flachen Küsten kann sie doch für Schiffe, welche der Gegend unkundig sind, von großer Gefahr sein, wie bei Venedig und bei Afrika in der sogenannten kleinen Syrte. Dorthin geriethen die römischen Schiffe, und gewahrten plötzlich mit Schrecken, daß sich das Wasser unter ihren Schiffen verlief, so daß sie fast auf dem Trockenen lagen. Um die Schiffe wieder flott zu machen, wurde alles Entbehrliche über Bord geworfen, nur um das nackte Leben zu retten und man hielt sich für glücklich, als man aus diesen fürchterlichen Gewässern mit dem Leben entkommen war. Statt aus dieser erfahrungsreichen Entdeckungsreise Vorsicht gelernt zu haben, befahlen die Consuln den Schiffsführern, sie sollten die Flotte von Panormos nach Ostia, dem Hafen von Rom, durch die hohe See steuern auf geradem Wege, nicht wie damals üblich war durch die Fahrt der Küste entlang. Schon hatte die Flotte das italische Land in Sicht bekommen, bei dem palinurischen Cap, das im ganzen Alterthum wegen der gefährlichen Winde verrufen war, als der Sturm die Flotte überfiel, in welchem 150 Schiffe zu Grunde gingen.

Es schien, als ob das Unglück die Römer auf Schritt und Tritt verfolgte, und der Senat beschloß, alle größeren Flottenrüstungen in Zukunft zu vermeiden. Nur so viel Schiffe sollten gehalten werden, als zur Ueberschiffung von Truppen nach Sicilien absolut nöthig wären, und die thörichten Karthager, welche eigentlich jetzt im Vortheil waren, machten es ihnen als gute Kaufleute und schlechte Politiker nach. Auch sie reducirten ihre Flotte auf das Nothwendigste und es begann nun ein kleiner Krieg in Sicilien um die unzähligen unbedeutenden, aber sehr festen Burgen des Landes, zum Beweis, daß die beiden feindlichen Riesenstädte Rom und Karthago durch den langjährigen See- und Landkrieg gründlich geschwächt waren.

Es waren damals doch noch ganz anders blutige Kriege als in neuester Zeit, wo freilich viel größere Massen in's Feld rücken, aber der Verlust an Menschenleben sowohl im Kampf als durch die in Folge der Anhäufung so großer Menschenmassen unvermeidlichen Seuchen unverhältnißmäßig gering erscheint. Wie viel Heere und Flotten hatten die Römer in diesem Kriege verloren und geopfert, und die Verluste der Karthager waren vielleicht noch größer gewesen. Die Bestätigung für die Schwächung Roms liefern die statistischen Schätzungslisten der Römer, nach denen binnen fünf Jahren die Anzahl der

nischen Bürger um 40,000 Seelen herabgesunken war. Wie furchtbar
d die Verödung Italiens gewesen sein, auf dem die Stellung der
ndescontingente und vor Allem der Rudermannschaften lästete, welche bei
i vielen Seeschlachten unablässig der Meeresschlund verschlang.

Und derselbe Menschenverbrauch fand auch bei den Karthagern statt.

Kein Wunder, daß der Krieg dadurch einen anderen Charakter annahm,
d Italien mußte noch viel mehr entvölkert sein als Karthagos afrikani-
es Gebiet, das gewohnt war, aller Länder Reisläufer in seine Dienste als
dner zu nehmen, Kelten, Iberer, Sicilier und die Bewohner von Sar-
ien und Corsica, und die halbwilden Numidier und Mauritanier.

Der Charakter des zweiten und letzten Actes des großen römisch-
thagischen Krieges bestand darin, daß er nicht nur wesentlich auf Sicilien
chränkt blieb, daß sogar sich Anfangs karthagische Kaperschiffe erkühnten,
: in alten Zeiten die italischen, ja die latinischen Küsten in der unmittel-
ren Nähe von Rom unsicher zu machen, sogar sie zuweilen zu brand-
atzen. Der Krieg in Sicilien selbst löste sich in einen Guerillakrieg, in
en Krieg kleiner Corps gegen die vielen kleinen, sehr festen Burgen zu
nde und zur See auf, wodurch er ebenso blutig wie langweilig und un-
ersichtlich wurde.

Die Fortschritte der Römer gegen die Karthager waren mühsam und
ngsam, ja sogar sehr langsam. Denn obgleich sie mit der Zeit und mit
lem Verlust eine Menge von Burgen und Castellen endlich eroberten, die
uptfestungen der Karthager leisteten ihnen einen unerschütterlichen Wider-
nd. Gerade gegen diese Hauptburgen der Feinde lenkte sich der Haupt-
griff der Römer. Nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen hatten sie
Karthager endlich von der ganzen Nordküste Siciliens verdrängt und
ermae war der letzte Punkt gewesen, den die Karthager noch in dieser
gend gehalten, der von den Römern erobert war, und auch die wichtige
selstation Lipara zwischen Italien und Sicilien war in die Gewalt der
mer gekommen.

Jetzt griffen die Römer sogar die ältesten Besitzungen der Karthager in
cilien, Lilybaion und Drepana, an, sie schlugen das karthagische Landheer
Panormos und nahmen 120 Elephanten gefangen und eroberten den
yx, eine der festesten Burgen, welche die Karthager bisher inne gehabt
ten.

Unverzüglich schritten die Römer zur Belagerung der festesten kartha-
chen Burg Lilybaion. Die Stadt wurde vom römischen Landheer und
i der römischen Flotte eingeschlossen und auf's Aeußerste geängstigt. Aber
hielt aus, weil die Römer nicht im Stande waren, den Hafen der Stadt
sperren. Denn alle ihre Versuche scheiterten an den frischen West-

winden, die ihre Anstalten mit ihrem stürmischen Wehen fortbliesen wie Kinderspielzeug, und in einer stürmischen Nacht gelang es bei einem Ausfall der Karthager, die hölzernen Belagerungswerkzeuge in Brand zu setzen und die Römer mußten es mit ansehen, ohne sich gegen die entfesselten Elemente wehren zu können, daß in wenigen Stunden die Gerüste von vielmonatlichen Anstrengungen in Asche versanken.

Die alten Römer hielten nichts desto weniger aus und ihre beharrlichen Anstrengungen wären vielleicht vom Siege gekrönt worden. Allein der Römer Mißgeschick wollte, daß ein übermüthiger Claudier das Consulat bekleidete, M. Claudius Pulcher, der seinen eigenen Feldzugsplan entworfen hatte und ihn zum plötzlichen Untergang wie mit einem Schlage gegen Karthago auszuführen gedachte.

Er hatte durch eine Seeschlacht über Karthago zu siegen beschlossen wie in einem Ritterabenteuer.

Der Claudier durstete nach der Schlacht, aber die nach den römischen Religionsinstituten vorgeschriebenen orakelartigen Götterbefragungen riethen jede Kriegsunternehmung ab.

Die Götterbefragung bestand darin, daß die Priesterschaft einige heilige Hühner sammt deren Futter in einen Kasten that, kurz vor dem Beginn der Schlacht. Wenn sie begierig fraßen, so war es das günstigste Götterzeichen, das es geben konnte.

Aber die heiligen Hühner fraßen gar nichts und die Augurn warnten bei diesem schrecklichen Vorzeichen den Claudius, er möchte doch jetzt gar nichts unternehmen, wo die Götter so offenbar zürnten.

Allein Claudius Pulcher, das ist Claudius der Schöne, war längst über den Standpunkt der gläubigen römischen Volksreligion hinaus und spottete des Aberglaubens des gemeinen Volkes. Er sagte den greisen Augurn, welche ihm den Götterausspruch der heiligen Hühner ankündigten, sehr lakonisch: „Wenn diese Götterhühner nicht fressen wollen, nun so mögen sie doch wenigstens saufen" und stieß den heiligen Hühnerkasten über Bord in's Meer.

Die Verspottung von Allem, was den Römern heilig war, rächte sich schnell, und zwar leider auch durch die nicht sowohl moralische als technische Verkommenheit des schönen Claudius.

Ein strategischer Fehler, den er machte, bewirkte, daß die Seeschlacht — und zwar bei Drepana — eigentlich schon vor ihrem Beginn für die Römer verloren war. Die römische Flotte wurde von den Karthagern nahezu vernichtet. Es war die erste und, wie sich später zeigte, die einzige Seeschlacht, welche die Römer völlig verloren.

Allein nicht genug, daß die Römer diesen furchtbaren Verlust erlitten,

welcher zur Folge hatte, daß Lilybaions Belagerung gänzlich entsetzt war, die Karthager gewannen noch einen viel größeren Vortheil über die Römer durch die Vernichtung einer zweiten Flotte, welche gekommen war, der Belagerungsarmee von Lilybaion neue Kräfte, das ist frischen Lebensunterhalt zuzuführen.

Der andere Consul, Lucius Junius Pullus, hatte den Auftrag, diese Vorräthe durch seine Flotte von 120 Schiffen zu schützen auf der weiten gefährlichen Fahrt. Allein an der schlimmen Südküste zwischen Gela und Kamarina, wo schon einmal eine römische Flotte vom Südsturm auf den Strand gejagt war, stieß er auf den Feind. Der Karthager Karthalo segelte ihnen entgegen und gewann die Mitte zwischen beiden Flottenabtheilungen. Dadurch waren diese ohne alle Verbindung untereinander, jede einzeln genöthigt, sich in Nothhäfen der hafenlosen und ungastlichen Küste zu flüchten. Dennoch war es vergebens, die Karthager brauchten selber nicht mehr zu kämpfen. Der Südwind kämpfte statt ihrer und die Schiffe gingen fast alle zu Grunde. Nur von der Mannschaft und den Vorräthen wurde Vieles an die Küste gerettet (505 d. Stadt; 249 v. Chr.).

Es war das schrecklichste Jahr des ganzen Krieges für die Römer gewesen und trug ohne Zweifel am Meisten bei zu dem entsetzlichen Herabsinken der Zahlen in den statistischen Bürgerlisten, so daß wiederum der Senat den Entschluß faßte, die Flotte eingehen zu lassen. Denn das Seeunglück des letzten Jahres war zu groß und überwältigend. Claudius hatte in der ersten Seeschlacht des Jahres 93 Schiffe verloren Die römischen Bürger und Legionssoldaten, welche ihre Wehrmannschaft ausmachten, waren ertrunken oder in die karthagische Sklaverei gerathen. Denn Claudius des Schönen Thorheit und des Lucius Junius Fahrlässigkeit hatte über zweihundert Schiffe stranden lassen.

Der Senat citirte den Claudius Pulcher nach Rom und gab ihm auf, einen Dictator zu küren, einen großen Mann, der im Stande wäre, die Noth des römischen Staates abzuwenden.

Aber der hochmüthige Claudius ernannte einen Freigelassenen seines Geschlechts zur Würde des Dictators wie zur Verhöhnung der Verordnungen des Senats. Allein der Trotz des erlauchten Herrn brach sich doch gegenüber den dringenden Nöthen der römischen Republik, und Claudius Pulcher endete einmal wieder wie schon viele seiner Vorfahren durch Selbstmord, als die letzte Auskunft unglücklicher Amtsfürsten in Rom. Claudius Pulcher hatte also den Fluch seiner Landsleute mit in's Grab genommen, aber er war stolz wie seine Vorfahren aus der Welt des Lichts, die seine Augen geschaut, in das Reich der ewigen Finsterniß heimgegangen, als der ächte Sohn des Claudischen Geschlechts, und sein Name wurde, halb verflucht und

halb gescheut, durch die folgenden Jahrhunderte fortgepflanzt bis in unsere Zeiten als das Muster eines unglücklichen römischen Aristokraten, welcher große Gedanken im Schilde geführt und bei deren praktischer Ausführung jammervoll gestrandet war.

Aber verlassen hatte ihn der trotzige Hochmuth seines Geschlechts nicht einen Augenblick. Während sein Mitconsul Junius sich durch die kühne Eroberung des Eryx, der festesten Burg der Karthager, in der Meinung des Senats und Volks wieder herstellte, verhöhnte er das Verlangen des Senats, einen Dictator zu ernennen, indem er einen seiner Freigelassenen, der ihm als Weibel diente, den Claudius Glicia, zum unumschränkten Herrn der Republik erhob, wozu er nach formellem Recht völlig befugt war. Nur mit äußerster Mühe konnte der Senat ihn bewegen, daß er seinen Libertinen später zur Abdankung zwang und den Atilius Calatinus an seiner Stelle zum Dictator machte, welcher zu seinem magister equitum den Metellus ernannte. Cajus Claudius Pulcher war der Gegenstand des allgemeinen Hasses, er entging nur durch ein Wunder der Todesstrafe, aber eine furchtbare Geldstrafe machte ihn zum ruinirten Mann. Daß er diese Niederlage kein Jahr überlebte, wissen wir deshalb, weil seine Schwester, welche eine vestalische Jungfrau war, in eine schwere Geldbuße verfiel, weil sie, beim Nachhausefahren von den römischen Spielen in dichtes Volksgedränge gerathen und gezwungen stille zu halten, im Aerger die Worte gesagt hatte: „Lebte doch mein Bruder noch, der hätte unter dieser Canaille immer noch aufzuräumen gehabt."

Wunderbare Vereinigungen in derselben Familie, die heiligste Priesterin Roms, die täglich den Segen der Götter über ihr Vaterland herabflehte in den heiligen Meßgebeten, sie wünscht ihren gottesleugnerischen, frevelhaften Bruder aus dem Grabe hervor, damit er das von ihr täglich mit den Lippen, nicht mit dem Herzen gesegnete Volk verderbe, nur deshalb, daß es ihr auf der Heimfahrt von einer Vergnügungspartie nicht den Weg sperre. Sie hatte sich als eine echte Claudierin erwiesen, wie ihr Bruder. Nur Rom war der Boden, auf dem eine solche Familie wachsen und sich entwickeln konnte.

Das römische Landrecht lag ihnen gleichsam in den Fibern, es war ihnen eingeboren, aber die leidenschaftliche Aufregung, der Durst nach Hoheit über alle ihre Mitbürger riß die Mitglieder dieser Familie auf den Wegen dieses römischen Landrechts in die äußersten Spannungen desselben hin, bis in seine äußersten Grenzen, wo das Recht in das Unrecht umschlug.

Diese Claudier waren sich in angeborenem und anerzogenem Selbstgefühl alle gleich. Bei den mittelmäßigen Naturen, wie sie ja in einer großen Familie die Mehrzahl bilden, artete es in Hoffahrt und Hochmuth aus, bei

n höher begabten wurde es die Quelle von Wohlthaten für's Vaterland. efter freilich schienen beide Eigenschaften in demselben Menschen unmittel- lbar neben einander zu wohnen und es war vom Zufall abhängig, ob die rderbliche oder die segenbringende Natur durch die Ereignisse der Zeit sich senbarte.

Aber die Claudier waren und blieben das erste, das gewaltigste Ge- lecht des alten Roms, das die Republik überdauerte und dem Kaiserthum n ersten eigentlichen Kaiser lieferte, den Kaiser Tiberius, über den sich mer noch die Gelehrten streiten, ob er ein Verderber oder ein Wohlthäter s römischen Reichs war.

Jetzt hatte der bornirte Stolz der Claudischen Familie Rom in die ßerste Bedrängniß gestürzt.

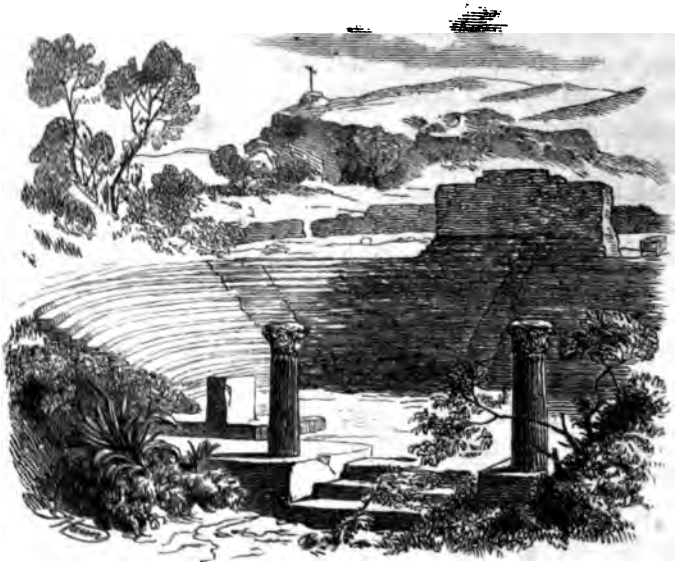
Sie vergrößerte sich dadurch, daß in Sicilien als karthagischer Feldherr r große Vater des noch größeren Hannibal erschien, der berühmte Hamilkar, m seine Landsleute den Beinamen Barkas gegeben hatten. Barkas bedeutet: r Blitz in der phönicischen Sprache und er war landesüblich und gang ld gebe für einen großen Kriegsfürsten. Er findet sich schon als Beinamen i den sprachverwandten Juden in Palästina in den Zeiten der Makkabäer ld hat sich von ihnen auf die Araber und Türken herab vererbt, welche ren Sultan Bajazet mit demselben, wenngleich in's Türkische übersetzten einamen auszeichneten.

Hamilkar kam mit einer großen Flotte und einem Heere in Sicilien i und bewirkte sogleich einen großen Umschlag der Machtstellung der Kar- ager auf der Insel.

Hamilkar fand die karthagischen Streitkräfte daselbst in der vollen Auflö- ng. Schon lange war den Truppen kein Sold bezahlt und seinem Vor- nger Karthalo war es nicht gelungen, ihn vom Feinde zu erobern. Die lge davon war schreckliche Meuterei und Soldatenempörungen.

Hamilkar erstickte den Widerstand der Ungewinnbaren im Blute und wann die Gewinnbaren durch Milde. Erst allmälig gelang es ihm, wieder rdnung und Disciplin in die entarteten Söldnerhaufen zu bringen, welche rika, Spanien und Gallien geliefert hatten. Freilich kam der große Ha- lkar zu spät, seiner Vaterstadt Sicilien zu retten. Wäre er doch nur zur it des Pyrrhos gekommen, er würde sich wohl mit ihm verständigt haben d den Schlägen dieser beiden großen Männer wäre Rom vielleicht ge- chen. Aber es war das Schicksal Karthagos, daß Hamilkar und sein ßer Sohn Hannibal die natürliche Verbindung mit Griechenland und dem exandrinischen Staate gegen Rom überhaupt nicht oder nicht rechtzeitig Stande bringen konnten. Denn schon war Rom zu mächtig geworden. itte sich Hamilkar mit Pyrrhos die Hand reichen können, als Pyrrhos in

Praeneſte ſtand und ſeine ſehnſüchtigen Blicke nach Rom lenkte, wo ihm das herrliche Tusculum vor Augen lag, das von Rom nur wenige Meilen entfernt iſt, Pyrrhos hätte wohl nicht von den Thoren Roms ruhmlos zurückweichen müſſen wie ſein großer Nachfolger Hannibal, der ebenfalls einſt vor den Thoren Roms ſtand. Aber damals, als Hamilkar in Sicilien auftrat, lag Pyrrhos längſt im Grabe und Hieron dachte nur noch daran, ſeine kleine Griechenherrſchaft im Oſten Siciliens unter römiſchem Schutz, man könnte ſagen, unter römiſcher Herrſchaft zu friſten. Sie reichte noch nicht einmal ſo weit nördlich, daß die paradieſiſch gelegene Stadt Taormina unter dem Aetna, das griechiſche Tauromenion, innerhalb der Grenzen ihres Fürſtenthums gelegen hätte, dieſe uralte Stadt, in der wir noch heute unter einem römiſchen Amphitheater ein durch die Aetna-Ausbrüche verſchüttetes griechiſches Theater haben aufgraben ſehen.



Tusculum.

Hamilkar, der Blitzmann, trat alſo in Sicilien auf, nur auf die eigene Kraft angewieſen (denn Syracus wandte ſich von ihm ab und ſeine Mutterſtadt Karthago war ſo geſchwächt durch die achtzehnjährigen Kämpfe, daß es nicht einmal den Sold für die Truppen aufbringen konnte, welche für ſein Daſein fochten).

Hamilkar entwickelte eine unermüdliche Beweglichkeit in ſeinen Unternehmungen. Bei ſeiner Ankunft auf der Inſel gehörte außer Lilybaion und Drepana den Karthagern faſt nichts. Nur die Niederlagen der Römer zur See konnten ihn ermuthigen, wieder anzugreifen.

Vor Allem war es der neue Geiſt, das friſche Leben, das er ſeinen Truppen einzuhauchen verſtand, welches ihn dazu fähig machte. Hatten einſt die Römer Sicilien und Afrika angegriffen, ſo griff er jetzt Italien an. Die Küſte um Locri und von Lucanien hatte bald ſeine glücklichen Raubfahrten zu ſpüren.

Taormina.

Dann wandte er ſich plötzlich wieder nach Sicilien und beſetzte oberhalb Palermo, als eine uneinnehmbare Felſenburg, den monte Pellegrino und bedrohte dadurch die römiſch gewordene Stadt Panormos in der erſchreckendſten Weiſe. Die Ausfälle aus ſeiner Zwingburg über den Häuptern der Panormitaner ängſtigten ſie buchſtäblich in allen ihren Thoren.

Es gelang ihm auch noch den Eryx zu erobern, die aufrühreriſche karthagiſche Beſatzung von Kelten aus Frankreich oder Spanien — denn bis dahin waren die Kelten, die Gallier vorgedrungen — entwich weiter hinauf auf die Spitze des Berges, wo die eryciniſche Venus ſtand. Sie plünderte das Heiligthum und vertheidigte ſich heldenmüthig, aber ſie wurde doch ausgehungert und Hamilkar fand ſich im unbeſtrittenen Beſitz des faſt unangreifbaren Feſtungsvierecks der Eirkte (des monte Pellegrino), des Eryx, ferner von Lilybaion und Drepana und ſeine Raubſchiffe gingen unterdeſſen nach Italien, wo ſie das Küſtenland derartig verwüſteten, daß die Römer ein Heer unter einem Prätor ausſenden mußten, dem Unweſen ein Ende zu machen.

Im Senat herrschte immer noch die Sparsamkeitspartei, die eingeschüchtert war durch die furchtbaren Verluste auf dem Meere.

Da erwachte aber in der Nation selbst der Unwillen über das Mißregiment der Schmach für den römischen Namen. Aus dem Volke selber ging der Entschluß hervor, sich zu helfen. Die zurückgedrängte Senatspartei trat an die Spitze und sie beschloß, wenn der Senat nicht mehr für Rom einträte, auf eigene Kosten und mit eigenen Mitteln die Rüstung zu machen, die allein Aussicht gewährte, aus der Noth heraus zu kommen. Alle diese ihr Vaterland liebenden Männer, die Reichsten allen Anderen zuvor, rüsteten mit eigenem Gelde, mit dem Entschluß und Muth der Verzweiflung eine Flotte aus, die bald über 200 Fünfruderer ausmachte. Und schon lange, bevor sie eine so gewaltige Rüstung erreichten, fuhren römische Kaperschiffe auf eigene Hand nach Afrika, als Antwort für die Landungen der karthagischen Kaperschiffe des Hamilkar, welche die italischen Küsten brandschatzten, und eroberten die karthagische Stadt Hippo.

Je mehr sich die Kräfte Roms und Karthagos verblutet hatten, desto kühnere Verhältnisse nahm der Krieg an. Da war es ein Unglück für Karthago, daß es seine Kriegsflotte hatte eingehen lassen. Als nun die von den römischen Patrioten erbaute Armada an der Küste Siciliens landete unter dem Consul C. Luctatius Catulus, da hatte man allerdings schon lange zuvor in Karthago mit den letzten Kräften den Flottenbau betrieben, aber man war lange noch nicht mit der Ausrüstung fertig, so daß sich die umlagerten Karthagerburgen nur mühsam hielten.

Endlich erschien die afrikanische Flotte unter Hanno's Leitung auf der Höhe der argentinischen Inseln, wo Catulus sie erwartete. Die Afrikaner hatten reiche Vorräthe für die Belagerten an Bord, aber wenig see- und kriegskundige Männer, während die Leute des Catulus trefflich eingeübt waren. Er war sogleich entschlossen in die Schlacht zu gehen, obgleich Wind und See ihm ebenso ungünstig wie den Karthagern günstig waren. Zwar konnte er wegen seiner Verwundung nicht persönlich commandiren, aber das that für ihn sein Stellvertreter, der Prätor P. Valerius. Er besiegte die Karthagerflotte so glänzend, daß nur ein geringer Theil der Schiffe an die Küste kam, alle übrigen wurden genommen oder versenkt. Unter den wenigen Entkommenen war auch Hanno, der nach Karthago kam, als der Bote des von ihm veranlaßten Ruins seines Vaterlandes. Denn Karthagos Kräfte waren zu Ende und die Ausrüstung, welche die Wellen deckten oder in die Hände der Römer gefallen war, sie war ihre letzte gewesen. Die Karthager schlugen Hanno an's Kreuz und schickten eine Botschaft an Hamilkar, daß er mit Catulus und den Römern um den Frieden unterhandle.

Der große Hamilkar, der den siebenjährigen Krieg mit seinen schwachen

Kräften ruhmvoll geführt, beschloß sich in das Unvermeidliche zu fügen, gehorsam dem ausgesprochenen Willen seiner Vaterstadt.

Bald waren die beiden tüchtigen Männer, der Karthager und der Römer, im Wesentlichen einig, die Bedingungen waren zwar hart und schwer, aber nicht kränkend. Karthago blieb als selbstständige Macht stehen. Natürlich mußte erst der Senat und das Volk diesen Vertrag ratificiren und es verwarf. Indeß nur um die Bedingungen zu verschärfen, namentlich die Kriegscontribution von 2200 auf 3200 Euböische Talente (im Ganzen sechstehalb Millionen Thaler) zu erhöhen. Denn auch Rom war von dem 23jährigen Kriege völlig entkräftet. Hamilkar, als er die Friedenspunction mit Catulus beendet hatte, legte sein Commando nieder, die Festungen wurden den Römern überliefert und Sicilien mit den Nachbarinseln, namentlich die Insel Lipara, wurde dem Römerstaate einverleibt. Hamilkar also ging von dannen, in einem neuen Lande einen günstigeren Boden für seine kühnen Herrscher- und Feldherrngedanken zu finden. In Sicilien aber erschien ein Collegium von zehn Höchstbevollmächtigten, welche die Erfüllung der sämmtlichen Friedensbedingungen zu controliren hatten.

Der Einzige, der außer den Römern zufrieden sein konnte mit dem karthagischen Frieden in Sicilien, war König Hieron, der als Freund und Bundesgenosse der Römer nicht nur sein altes Gebiet behielt, sondern auch nach Norden zu einige Erweiterungen desselben gewann, unter Anderem das paradiesische Tauromenion. Die Griechen, welche unter seiner milden Herrschaft standen, konnten von Glück sagen, daß sie sich von Karthago fern gehalten hatten. Ebenso blieben die Osker in Messanas Besitz, und diese Stadt war somit die erste, wo die Mundart von jenseit der Meerenge sich bereits an fünfzig Jahre erhalten hatte. Jetzt, wo die römische Herrschaft und mit ihr die Italiens über Sicilien feierlich verkündet war, erhielt sie stets neue Nahrung aus dem Mutterlande dieser Mundart und konnte sogar die Kraft gewinnen sich aus dem alten Brückenkopfe italischen Lebens in Sicilien weiter in die Insel hinein zu verbreiten.

Karthago war tief gedemüthigt, es hatte durch den Frieden die härtesten Verluste erlitten, der Krieg hatte ihm hundert Wunden geschlagen, aus denen es noch blutete, aber es war noch da, es hatte diesen Krieg und diesen Frieden überlebt und es ging rüstig daran, das erhaltene Leben in der Gunst der Waffenruhe wieder zu kräftigen. Da stürzte über die viel geprüfte Stadt ein neues Unglück herein, eine Gefahr, vielleicht größer als der ganze mit genauer Mühe überstandene Krieg, weil sie nicht von Außen kam, sondern aus ihrem eigenen Staatsleben, wie eine schwere, fast hoffnungslose Krankheit den durch unerhörte Anstrengungen zerrütteten Menschenleib plötzlich mit Fieberparoxysmen überfällt.

Als Sicilien für Karthago verloren war, blieb noch übrig, die besiegten Truppen, welche noch eben so tapfer für die Stadt gefochten unter ihren großen Führern, aus der Insel zurückzuziehen, nach dem Gebiet von Karthago überzusetzen und dort für ihre treuen Dienste zu belohnen. Allein als sie auf dem afrikanischen Boden standen, da fand es sich, daß es der erschöpften Republik an den nöthigsten Mitteln gebrach, ihre alten Soldaten nach so vielen wackern Feldzügen nun abzulohnen, ihnen den rückständigen Sold auszubezahlen, geschweige denn, ihnen eine entsprechende Belohnung für ihre Leistungen zu gewähren.

Der zuletzt in Sicilien höchstcommandirende karthagische Feldherr Gisco hatte die Heimfahrt der Truppen mit vieler Umsicht so eingerichtet, daß sie in ganz kleinen Abtheilungen und in längeren Zwischenzeiten absegelten, damit die Regierenden Zeit gewännen, nach und nach den rückständigen Sold an die kleinen einzeln anlangenden Haufen auszubezahlen und sie zufrieden in die Heimath zu entlassen. Aber die regierenden Herren in Karthago waren viel weiser als der erfahrene und alte General Gisco. Sie meinten, es wäre besser, die Truppen in Karthago alle aufzunehmen und zu verpflegen, und dann mit ihnen zu unterhandeln über Herabsetzung des Soldes. Aber nur zu bald erkannten sie die Thorheit ihres Planes, als sich die Truppen in der Stadt immer mehr anhäuften und zugleich der Uebermuth der Soldateska immer höher stieg. Ihre Soldforderungen wurden immer dringender, die Unordnungen und Tumulte bei Tag und bei Nacht immer häufiger und gewaltsamer. Man begriff endlich, daß man die unerwünschte Garnison unter allen Umständen aus der Stadt fortschaffen müsse und begann mit den Führern darüber zu verhandeln. Glücklicherweise sehnten sich diese und ihre Leute gleich sehr nach Ruhe und gingen auf die Vorschläge ein. Die Truppen sollten nach der Stadt Sikka abziehen, jeder Mann einstweilen bis auf Weiteres ein Goldstück für die Zehrung erhalten. Die Truppen, welche sich auch nicht wohl fühlten in den unbequemen Quartieren der enggebauten Stadt, waren zufrieden, nur wünschten sie Weib und Kind, die sie aus Sicilien, nach dem langen Garnisonleben in den Städten der Insel, mitgebracht, nebst ihrer sonstigen Habe in Karthago zu lassen, da sie bald, wie sie dachten, dahin zurückkehren würden. Aber die Karthager waren anderer Meinung, sie wünschten um jeden Preis Alles los zu werden, was an die unbequeme Einquartirung erinnerte und jede Veranlassung zur Rückkehr der verhaßten Truppen in ihre Mitte abzuschneiden. Polybios macht auf die Thorheit dieser Entschließung aufmerksam, indem er sagt: „die Karthager hätten damit die Geißeln für das Wohlverhalten ihrer Truppen gegen die Stadt leichtsinnig aus der Hand gegeben," eine ebenso unmoralische als — wie die Lage der Karthager eben war — gewiß richtige Ansicht.

Aber die widerstrebenden Truppen gingen endlich auch auf diese sicher äußerst geschickt motivirte Forderung der Karthager ein. Sie zogen vergnügt mit Kind und Kegel und Sack und Pack nach Sikka ab und die Karthager freuten sich ihrer Schlauheit, so leichten Kaufs die schlimmen Gäste aus ihren Mauern entfernt zu haben. Die Söldner lebten in Sikka herrlich und in Freuden, so lange das mitgebrachte Geld reichte und Niemand hinderte sie daran. Denn Dienst hatten sie keinen und jeder Tag war für sie ein freier und Feiertag. Mit der Zeit schwand das Geld und die Dienstlosigkeit und Muße blieb. Es giebt nicht Gefährlicheres als unbesoldete und unbeschäftigte Truppenmassen. Bald bemächtigte sich ein Geist der Unzufriedenheit der Soldaten in Sikka, der stets neue Nahrung erhielt durch die aufhetzenden Reden der beliebten Wortführer. In der gefährlichen Stimmung, welche die Langeweile hervorgebracht, fingen die Söldner an, ihre Geldforderungen an Karthago zu berechnen! Man kann denken, welchen Eindruck ein vornehmer Herr aus Karthago, Hanno, auf sie machte, als er vor ihnen erschien und, anstatt ihre Forderungen zu bewilligen und sie auszubezahlen, sie ersuchte, dieselben zu ermäßigen und sich mit Geringerem zu begnügen. Die Leidenschaften wallten auf und der helle Aufruhr brach aus. Anfangs hielten sich die Landsmannschaften gesondert und tagten für sich, das heißt also Ligurer, Kelten d. i. Gallier, Iberer aus Spanien, Balearen, Halbhellenen (wahrscheinlich hellenisirte Kelten aus dem Gebiet von Massalia und andern Griechenstädten an den Küsten der Provence) und endlich Libyer d. i. Afrikaner, welche die größte Zahl ausmachten, Alle unter dem Vorsitz ihrer höheren Officiere, die mit ihnen stammverwandt waren. Allein bei allen diesen Besprechungen konnte nichts herauskommen, als immer höhere Erhitzung der Leidenschaften. Die Massen rotteten sich endlich ohne Unterschied der Nationalität durcheinander zu Volksversammlungen, in denen sehr viel geschrien, aber wegen der fünf Sprachen, in welche das Heer zerfiel, sehr wenig verstanden wurde.

Es war eine ganz nützliche Politik Karthagos, möglichst verschiedene Nationen in den Dienst der Republik zu nehmen, damit sie sich nicht schnell zum Aufruhr verständigen könnten. Aber jetzt, wo in allen Herzen der Söldner, die sich in fünf Sprachen nicht verstanden, die Wuth kochte, da erfand sich für sie eine neue Sprache, die Sprache der Wuth, die sie alle verstanden.

Sie hatte sich geschwind in einem einzigen Ausdruck concentrirt. Es bedeutete: „Steinigt ihn!" Aber die Wirklichkeit dieser beiden Worte war furchtbar. Sobald Jemand auftrat in der Versammlung, welcher zur Mäßigung, selbst zur Anhörung der Vorschläge der karthagischen Obrigkeiten rieth, da brauchte nur irgend ein angetrunkener Soldat — und diese

Versammlungen wurden zumeist nach dem Mittagsessen und Trinken gehalten — das Schreckenswort: „Steinigt ihn!" zu sprechen, da erhoben sich augenblicklich tausend Hände gegen den unglücklichen Friedensapostel, aber bewehrt mit den großen Steinen, mit denen der Boden übersäet war, und der arme Friedensredner erlitt unausweichlich das Martyrium des heiligen Stephanus, er sank nieder unter den wohlgezielten Steinwürfen, um nie wieder aufzustehen. Dieses eigenthümliche Nachmittagsexercitium der sicilischen Veteranen wirkte mit der Zeit und es war zu verwundern, daß sich doch immer noch einige prädestinirte Märtyrer für die Steinwurfspartie fanden, bis sie die Abstimmung der Soldatenvolksversammlung mit den großen Steinchen allmählig gänzlich zum Schweigen brachte.

Es wäre nicht geschehen, wenn die Führer der einzelnen Nationalcontingente im Ganzen auf Hanno's Seite gewesen wären oder als treue Officiere ihre Schuldigkeit gethan hätten.

Allein sie thaten sie nicht, sondern einige unter ihnen mißbrauchten ihre Stellung, um die gährenden Leidenschaften ihrer Leute noch mehr in Brand zu bringen. Vergebens hatte Hanno die Höchstcommandirenden der einzelnen Volksheere um sich versammelt und ihnen seine Parole ausgegeben. Die Generale konnten oder wollten sie nicht ausrichten und die Folge war der Aufruhr, der aus Bosheit, Mißverständniß, Argwohn, Mißtrauen und allgemeiner Niederträchtigkeit des Gesindels hervorwuchs.

Die Wuth, Angst, Furcht, der Haß, Grimm, Fluch hatte die Söldner so erfüllt, daß sie gar keine Rücksicht, selbst gegen die Personen mehr kannten, welchen sie sonst die größte Achtung erwiesen hatten, also gegen ihre Officiere so wenig, wie gegen Hanno selber. Die Karthager dachten, sie wären einstweilen vor den Soldaten sicher, wenn sie in Sikka wären, das über 20 Meilen in grader Richtung im Südwesten der Stadt liegt. Jetzt aber brach der ganze Haufe nach Karthago auf und lagerte sich in Tunes (Tunis), drittehalb Meilen von der Stadt, in die jetzt der Schrecken einzog. Die Regierung war rathlos, sie schickte Lebensmittel im Ueberfluß nach Tunes und bewilligte die unbilligen Forderungen der Truppen ohne Besinnen. Aber diese steigerten sich stündlich. Erst verlangten sie Ersatz für die Pferde, die sie in Sicilien verloren, dann die Rationen, welche sie noch nicht ausgezahlt erhalten, zu den höchsten Marktpreisen. Endlich gelang es den Behörden, die Aufrührer zu vermögen, eine Verständigung mit Gisco anzunehmen, den sie wegen seiner Sorgfalt, mit der er sie bei der Ueberführung nach Afrika behandelt, dem strengen Hamilkar Barkas bei Weitem vorzogen, worin sie ganz Recht hatten. Denn Er, der große Hamilkar, hätte sie wohl bezwungen und klein gemacht, wie er sie groß gemacht hatte als das Heer, welches dem unnahbaren, unbesieglichen Volke des Nordens mit Ruhm

ſtand geleiſtet und in dieſem Stolze die ſchwachen karthagiſchen han-
n und wandelnden Brodherrn gründlich verachtete.
llſo war es Gisco, der mit ihnen ſeine und ſeiner Vaterſtadt Hülfe
hend im Lager der Aufrührer in Tunes erſchien, mit Geld wohl ver-
aber nicht mit dem Anſehen, welches einem General nur große Kriegs-
über ſeine Truppen ſichern. Auch er konnte nur wie Hanno die
shaber der Nationalcontingente an ſeine Perſon berufen und dann zu
nzelnen Nationaltruppen reden. Sein Programm war immer noch
es alten Feldherrn und Vorgeſetzten. Er machte den Aufrührern über
benehmen die ſtrengſten Vorwürfe, aber ließ ihnen den Gnadenweg
wenn ſie ſich in Zukunft des Beſſern beſinnen wollten.
lber dafür war es zu ſpät. Alle Disciplin war bereits verſchwunden,
enerale und Oberofficiere fanden keinen Gehorſam und die Schreier,
den größten Vorrath von Leidenſchaft zu verwenden hatten, ſie waren
) in ihre Stelle eingerückt. Sie hatten keine Wahl. Sie waren die
kürlichen Fortſchrittsmänner der buntgemiſchten Soldatengemeinde.
Als Hauptübelthäter gegen Karthago und Wohlthäter gegen das Söldner-
hatte ſich wunderbarer Weiſe ein halber Römer, ein Campaner, empor-
itet. Er hieß Spendius und war ſeines Zeichens ein ausgeriſſener Sklave,
gtäglich ſeine Auslieferung an die Römer zu gewärtigen hatte. Grade
fortwährende, ununterbrochene Angſt und Noth trieb ihn an, ſich in
rzweifeltſten Unternehmungen zu ſtürzen. Er war ein Rieſe von Geſtalt,
aller muthig beſtandenen Feldzüge in Sicilien grundgeſund. Seine
r- und Geiſteseigenſchaften hatten ihm einen ſolchen Einfluß erworben,
r im Heere als der hochangeſehenſte Mann galt und er konnte hoffen,
er mit Hülfe der Aufrührer gegen Karthago ſiegte, daß er nicht nur
eſe Verdienſte die Freiheit, ſondern auch Wohlſtand und Freiheit in
italiſchen Heimath gewinnen würde, ſtatt des ſchmachvollen Todes,
m bevorſtand, ſobald er im Wege der Auslieferung durch Völkerrecht
nen Herrn ausgeliefert würde.
Waren doch die Campaner, ſeine Landsleute in Meſſana, vor etwas mehr
vanzig Jahren von Rom zu allen Ehren aufgenommen, die gegen ihre
herren Mord- und Todtſchlag verübt hatten.
Dieſer Campaner hatte alſo den feſten Entſchluß gefaßt, jedes Abkommen
en karthagiſchen Obrigkeiten zu verhindern. Er hatte dabei eine feſte
: an dem Numidier Matho, welcher den eingeborenen afrikaniſchen
hen angehörte und von Haß gegen Karthago, welches wie eine Spinne
nd ausſaugte, ſich vollgeſogen hatte. Er war gründlich compromittirt
i früheren Soldatenagitationen. Sein Kopf war verloren, wenn Alles
i Ruhe und Friede auflöſte. Er war deshalb des Spendius natürlicher

Bundesgenosse. Beide hatten sich vereint, die Soldaten aufzuhetzen, und es war ihnen gelungen. Denn wieder hörte man in ihren Versammlungen das schreckliche: „Steinigt ihn!“ in Folge dessen Spendius und Matho die neuen Anführer des Heeres waren.

Diesen Beiden gegenüber stand nun Gisco gänzlich hülflos. Aber der alte Kriegsmann ließ sich nicht einschüchtern. Er hatte dem Tode so oft in's Auge gesehen auf dem Schlachtfelde, er blieb auch jetzt auf seinem Posten in stolzer Haltung, unbekümmert um die Wogen des Soldatenaufruhrs, deren Fluth ihn zu verschlingen drohte. Er hielt aus und verschmähte die rettende Flucht nach Karthago. Er sah den Tod vor Augen, der ihn jeden Augenblick ergreifen konnte, aber er hielt aus, bis er kommen würde. Er kam; aber er kam so schrecklich, wie er ihn geahnt hatte. Er hatte ausgehalten, bis jedes Mittel erschöpft war, das er zu verwenden hatte. In allen Volksversammlungen der Truppen hatte er gesprochen, auch in der, welche entscheiden sollte, in der Versammlung der afrikanischen Truppen. Als Gisco hier alle die unsinnigen Forderungen der Soldaten zu hören bekam, riß ihm die Geduld und er sagte ihnen, sie möchten doch zu Spendius und Matho gehen und sich von ihnen auszahlen lassen.

Dies Wort fiel wie ein Feuerbrand in eine Pulvermine. Der tobende Haufe stürzte sich auf Gisco, er war ihr Gefangener, Andere bemächtigten sich der Geldvorräthe, die er zur Befriedigung des Heeres mitgebracht hatte. Damit war der offene Krieg gegen Karthago erklärt und Spendius und Matho hatten erreicht, was sie wollten. Sogleich sendete Matho Boten in alle Städte des karthagischen Gebiets, welche sie zur Freiheit aufriefen und zum Abfall von der verhaßten Tyrannenherrschaft der übermüthigen Stadt. Der Erfolg war vollständig. Nur zwei Städte, Utica und Hippo, blieben den Karthagern treu. Alle anderen fielen den Aufrührern zu, eingedenk der Bedrückungen während des letzten Krieges, wo den Bauern die Hälfte, den Städten die doppelten Steuern abgepreßt waren, und der unmenschlichste unter den steuereintreibenden Statthaltern stand in Karthago im höchsten Ansehen, nämlich Hanno.

Nun hatte sich der Spieß gegen die Stadt gedreht. Nicht nur flossen die Steuern jetzt statt in die Staatskasse in die Hände von Spendius und Matho, sondern so groß war die Begeisterung für die Befreiung oder die Wuth gegen die alte Obrigkeit, daß selbst die Weiber untereinander wetteiferten, ihr liebstes gegen die Steuereintreiber sorgfältig verheimlichtes Geschmeide in die Kriegskasse der abtrünnigen Söldner zu schicken.

So waren Spendius und Matho reichlich mit Geld versehen und konnten den Truppen ihre alten Forderungen und ihre jetzige Löhnung baar auszahlen. Das schnelle zornmüthige Wort des Gisco hatte sich schrecklich er-

lt. Die beiden Aufrührer hatten die Finanzräthsel des Heeres ſtatt des berfeldherrn Gisco gelöſt. Sie waren die Herren von Afrika, nur Hippo, ica und Karthago wehrten ſich noch durch den Schutz ihrer Mauern, vor lchen die jetzt ihnen gehorſamen Truppen lagerten; denn auch Karthago bſt war von ihrem feſten Standquartier Tunes ſo gut wie gänzlich ab- perrt.

Aber die Karthager ließen den Muth nicht ſinken, ſie rüſteten ſich mit m alten Vertrauen auf ihr gutes Glück und dem Glauben an ſich ſelbſt b ihren Herrſcherberuf. Neue Truppen wurden gemiethet, die Bürger waffnet und aus ihnen eine Reiterei gebildet, hundert Stück Elephanten ſammengebracht und ſo viel größere und kleinere Kriegsſchiffe ausgerüſtet, e in der Eile möglich war. Das Verdienſt dieſer Heeresſchöpfung hatte nno, der eben ſo viel Genie für Organiſation hatte — wobei ihm freilich ch die gewaltſamſten Mittel recht waren und ihm wie allen Finanzleuten en Schatz von Feindſchaft und Haß einbrachten — wie Mangel an allen ten Feldherrneigenſchaften. Und doch war ihm jetzt die Feldherrnrolle gefallen für einige wohlfeile Lorbeeren, die er ſich neuerdings im Soldaten- ck erworben. Zum Glück für ihn war die impoſante Macht, welche Spen- is und Matho zuſammengebracht, — ſie beſtand aus 70,000 Mann — ht vereinigt, ſondern auf Tunes, Utica und Hippo vertheilt. Hanno that ſo ganz verſtändig, das Belagerungsheer vor dem zunächſtliegenden Utica zugreifen, und der ſtürmiſche Angriff ſeines Elephantenheeres verſchaffte n einen offenbaren Sieg über die Belagerungstruppen, deren zerſtreute ſte ſich auf einer Anhöhe ſammelten.

Allein ſtatt dieſelben hier anzugreifen, — wie die Regel für den Sieger ch der Schlacht gegen den geworfenen Feind iſt, dem Angriff die Verfol- ng mit aller diſponiblen Macht folgen zu laſſen und ihn zu vernichten, — nügte er ſich mit ſeinem Siege, überließ die Truppen der Freude daran b der Himmel und die Karthager hatten das zu thun, was er ſelber tte thun müſſen.

Denn die in der harten Schule des Hamilkar Barkas erzogenen Truppen r Feinde, welche den Römern gegenübergeſtanden, hatten bald die Fahr- ſigkeit des Hanno bemerkt, der nur das Weſen der angeborenen Natur- tik der Numidier kannte, welche beſiegt auf ihren leichten Roſſen drei ngereiſen davonjagten, als ſie über die ſich gänzlich ſicher Glaubenden her- len und ſie gänzlich zerſtreuten, wobei die Maſchinen und Geſchütze, welche nno aus Utica hatte kommen laſſen, in ihre Hände fielen.

Hanno's Sieg war damit völlig verloren und die Belagerungsarmee r Utica wieder im Uebergewicht. Hanno mußte jetzt um jeden Preis ne Schlacht liefern, und Polybios, welcher uns dieſe Begebenheiten allein

mit großer Klarheit nach seinen ihm vorliegenden Berichten überliefert hat, sagt, daß er zweimal dazu die günstigste Gelegenheit hatte, aber er ließ sie unbenutzt und blieb eingeschüchtert in seiner bedrängten Stellung.

In Karthago begriff man endlich, daß Hanno, der in gewöhnlichen Verwaltungsangelegenheiten ein guter Oberpräsident in Friedenszeiten war, doch nicht die Eigenschaften besaß, welche zu einem Kriegsmanne gehören. Man überwand sich endlich in der äußersten Noth, die gewaltigen Talente des alten, in Karthago sehr unbeliebten Hamilkar Barkas anzurufen. Als treuer Sohn seines Landes trat er ohne Besinnen in die Schranke und übernahm die Führung des Heeres in der verzweifelten Lage, worin sich Karthago befand. Einige kunstvolle und umsichtige Bewegungen, die der alte Held das kleine Heer von nicht mehr als 10,000 Mann mit 70 Elephanten, worüber er allein zu verfügen hatte, gegen die feindlichen Massen ausführen ließ, bewirkten nicht nur den Entsatz des bedrängten Utica, sondern auch einen plötzlichen Umschlag in den Kriegsverhältnissen überhaupt.

Spendius und Matho unterhielten zwischen den Streitkräften und in Tunes die Verbindung durch eine Kette von starken Posten auf schwer zugänglichen Höhen, welche der reißende und tiefe Fluß Bagradas schützte. Die einzige Brücke über denselben deckte ein neuerbauter Brückenkopf, in dem eine zahlreiche Besatzung lag. Hamilkar mußte hinüber mit seinen Truppen. Da sie viel zu schwach waren, die Brückenstellung zu erstürmen, so verfiel er darauf, die sandige Flußmündung zum Uebergang zu wählen, wo das Wasser nach seiner Beobachtung überdies niedriger stand, sobald der Nordwind, der den schnelleren Abfluß durch das Heranfluthen des Meeres verhinderte, zu wehen aufhörte. Kaum hatte er sich gelegt, so führte er sein Heer heran und glücklich auf die andere Seite. Die feindliche Stellung an der Brücke war umgangen und Spendius und Matho sahen ein, daß die Defensive verloren und sie von Hamilkar zur Schlacht gezwungen waren, die sie auch sofort anboten und die Hamilkar eben nur gewollt hatte.

Er gewann sie glänzend gegen die Uebermacht durch seine geschickten Manöver. Die Karthager schienen sich zurückzuziehen, zu fliehen, und die Feinde stürzten sich in leidenschaftlichem Angriff und aufgelöster Ordnung auf die beharrlich Weichenden, die in den offen gelassenen Lücken der zweiten und dritten Schlachtordnung verschwanden. Plötzlich zogen sich diese Lücken zusammen und die Verfolger standen vor dem geschlossenen Schlachthaufen der Reiterei und der Elephanten, die jetzt auf sie einstürmten. Der geschlossene Stoß der Bürgerreiterei vollendete die Verwirrung in den schon durcheinander gerathenen Schlachthaufen und die ihnen auf dem Fuße folgenden Wuth schnaubenden Bestien, die Elephanten, zertraten den Rest von Tapferen, die noch Widerstand leisteten. In wildem Sturme erreichten sie

ie Reserve, welche schon die Fliehenden in Unordnung gebracht, und ver-ichteten sie auch. Was entkam, flüchtete in's Lager vor Utica und nach em festen Brückenkopf. Hamilkar ließ diese gewähren und wendete sich nach Utica, welches bei seinem Annähern der Feind verließ und sich nach Tunes uf sicheren Wegen rettete. Die Gebiete, welche er aufgegeben durch seinen Rückzug, eilte Hamilkar zu besetzen und gewann außer Utica ein geräumiges Stück von Landschaft und Städten für Karthago, dem nun wieder der Muth wuchs.

Aber die Feinde waren immer noch sehr mächtig. Noch war der ganze Heerhaufe des Matho, der vor Hippo lag, in bester Ordnung. Der ganze Vortheil, den Hamilkar errungen, bestand außer den eroberten Positionen n dem Verlust von 6000 Getödteten und 2000 Gefangenen, den er dem Feinde beigebracht. Der Rest hatte sich nach Tunes gerettet.

Matho, der jetzt als der Höchstcommandirende der aufständischen Truppen alt, befahl, daß Spendius und der General der Gallier, Autaritus, sich vereinigen und den Bewegungen von dem Heere Hamilkar's so nahe wie möglich folgen sollten, und zwar so, daß sie sich möglichst im bergigen Ter-rain hielten, wohin ihnen weder die Reiterei noch die Elephanten folgen konnten, aber jede Blöße, welche sich Hamilkar gäbe, augenblicklich zu plötz-lichem Angriff zu benutzen. Auch ließ er die Städte und Landschaften Nu-midiens und Afrikas beschwören, fest zu bleiben in dem großherzigen Ent-schluß, das karthagische Joch für ewig abzuschütteln und dazu die letzten Kräfte anzustrengen.

Spendius hatte nur 6000 Mann, die in Tunes lagen, Truppen aus aller Herren Ländern, und dazu kamen noch über 2000 Gallier unter Auta-ritus. So sehr waren diese Gallier zusammengeschmolzen durch die häufigen Desertionen in Sicilien.

Die Anordnung des Matho war sehr verständig und Hamilkar kam bald diesen plötzlich vereinigten Heerhaufen gegenüber auf sehr ungünstigem Terrain in die äußerste Verlegenheit.

Da rettete ihn aus der Bedrängniß der freie Entschluß eines numidi-schen Scheichs, des vornehmen Stammfürsten Narvas, dessen Geschlecht mit den größten Familien Karthagos verschwägert war. Er kam mit nur hun-dert Streitern an die karthagischen Vorposten herangesprengt und verlangte den Hamilkar zu sprechen. Hamilkar zögerte; denn der vielerfahrene Kriegs-held hatte sich gegen jede Arglist sicher zu stellen. Aber Narvas war auf-richtig; er sprang vom Pferde und warf alle seine Waffen seinen Streit-knechten zu. Unbewehrt ließ er sich zu Hamilkar führen und erklärte ihm, sein Herz wäre auf Karthagos Seite, noch mehr aber bei dem Helden Ha-milkar. Mit ihm schlösse er nun Freundschaft und er und sein ganzer

Heerbann, der ihm, dem geliebten Führer, blind folgte, wollte kommen, an seiner Seite zu kämpfen. Seine ganze Erscheinung, seine offene, frische, begeisterte Jünglingsnatur gefielen dem alten Helden so sehr, daß er ihm einen Eid schwor, er wolle ihm seine leibliche Tochter zur Frau geben, wenn er sein Versprechen erfüllte. Es war das Höchste, was er ihm geben konnte, und Narvas begriff es. Die Aussicht, seinem theuren Helden auf das Nächste anzugehören, spornte ihn zur rücksichtslosen Ausführung seines Entschlusses an. Am andern Tage stieß er mit 2000 numidischen Reitern zum Heere des Hamilkar.

Dieser fühlte sich jetzt stark genug, dem Feinde die Schlacht anzubieten. Aber auch Spendius hatte aus der Landschaft Verstärkungen erhalten. Er stieg von den Höhen herab und bot dem Hamilkar die Stirn. Lange schwankte die Schlacht, endlich entschieden die Elephanten und Narvas' numidische Reiter. Der Sieg war vollständig. Denn 10,000 Feinde lagen todt auf der Wahlstatt und 4000 wurden gefangen. Diesen wurde freigestellt karthagische Dienste zu nehmen und die Mehrzahl trat über. Der Rest, meist alte ausgediente Leute, wurde in die Heimath entlassen mit dem Bedeuten, daß, wenn ihnen noch einmal mit den Waffen in der Hand begegnet würde, sie auf keinerlei Pardon zu rechnen hätten. Ihr Leben wäre verwirkt. Die feindliche Armee war nahezu vernichtet und nur mit genauer Noth retteten sich ihre Generale Spendius und Autaritus.

Es war ein großes Unglück für Karthago, daß mitten in diesen herrlichen Sieg des Hamilkar eine schlimme Hiobspost wie eine Bombe aus dem fernen Sardinien fiel. Auch auf dieser Insel, welche Karthago sich unterworfen, hatten sich die Truppen empört und das glückselige Eiland, das Land der Sardo, wie es die Griechen nannten, wenn sie es auch überschätzten, war für Karthago verloren. Die Nachricht kam natürlich zuerst nach Karthago, aber sie wurde verschwiegen. Aber sie kam auch später zu den Aufrührern und machte ihnen neuen Muth und die Führer des Aufstandes, denen diese Unglückspost der Karthager zu Ohren kam, denen nichts Anderes zu ihrer Rettung übrig blieb, nutzten sie möglichst zu ihrem Vortheil aus. Sie konnten es um so mehr, da der sardinische Soldatenaufstand wo möglich noch rücksichtsloser und grausamer als der afrikanische gewesen war. Denn die sämmtlichen Karthager waren ohne Weiteres umgebracht und die beiden Feldherren, Bostar und Hanno, gekreuzigt. Alle diese Unglücklichen waren, ehe man sie tödtete, durch die ausgesuchtesten Grausamkeiten gequält worden, und diese Frevel waren nicht nur unbestraft geblieben, sondern von dem besten Erfolg für die Aufständischen gekrönt worden. Man konnte dies als glänzende Resultate der allgemeinen Befreiung vom karthagischen Joch benutzen, aber man verschwieg, daß auch bei den bisher unter-

rſenen Sardiniern der Freiheitsdrang erwachte, und daß ſie bei einem
ffenaufſtande die Söldner Karthagos vernichteten, wo ſie deren fanden
o ſie ſchließlich von der Inſel vertrieben. Und was lag auch den afri-
iſchen Söldnern an dem Schickſal der Sardinier, wenn nur Karthago
bſt dabei verlor. Es hatte ſich gezeigt, daß auch hier die Herrſchaft Kar-
igos auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand.

Die drei Führer des afrikaniſchen Aufſtandes, Matho, Spendius und
ıtaritus, ſahen, daß für ſie die größte Gefahr lag in der milden Behand-
ıg, welche Hamilkar den Gefangenen angedeihen ließ. Denn er machte
mit bei der afrikaniſchen Bevölkerung eine ſtille Reclame für die kartha-
iſche Regierung. Sie waren darin völlig einer Meinung, daß dieſen Ver-
ſuchen des Hamilkar, die öffentliche Meinung in Afrika für Karthago umzu-
mmen, ein ſchleuniges Ende gemacht werden müßte.

Sie beſchloſſen von Neuem Mißtrauen, Schrecken und Wildheit in den
emüthern der Soldaten aufzuſtacheln, denn nur im Terrorismus erblickten
noch Heil für ſich gegen Hamilkar. Plötzlich beriefen ſie die Truppen zur
erſammlung, vor welcher ein Geſandter aus Sardinien eine Botſchaft der
ffſtändiſchen daſelbſt vortragen mußte. Sie enthielt eine Warnung vor
rätheriſchen Umtrieben einiger karthagiſch Geſinnten im Lager vor Tunes,
isco und ſeine Begleiter, die in Tunes bewacht wurden, zu befreien. Die
nze Botſchaft war fingirt und ein bloßer Theatercoup, der aber bewirkte,
ß Spendius' leidenſchaftliche Worte, „ſie möchten ſich nicht durch die hinter-
tige Milde Hamilkar's verführen und Gisco und die Seinigen entkommen
ſſen," Gehör fanden. Da trat ein neuer Bote aus Tunes herein, der von
imlicher Verſchwörung zur Befreiung von Gisco zu berichten hatte; die
enge war jetzt überzeugt und als Autaritus, welcher das Puniſche am
wandteſten ſprach, ſie aufrief, ſich in der eigenen Gefahr ſelbſt
helfen, jede Verſöhnlichkeit mit Karthago zu verwünſchen und zum Bei-
iſe Gisco und die Seinigen umzubringen wie alle Karthager, die in ihre
inde fielen, da tobte ihm der Beifall von allen Seiten entgegen und das
:ſchrei: „an's Kreuz mit Gisco." Die es wagten, blos für ſeinen Tod
ne Marter zu ſprechen, wurden auf den Ruf: „Steinigt ihn!" auf ewig
mm gemacht. Damit war für Gisco und die 700 Karthager, deren man
ı bemächtigt hatte, das Todesloos gefallen. Sie wurden eine Strecke hin-
s vor das Lager geführt und allen die Hände abgehauen, wobei Gisco
n Reigen eröffnete. Dann ſchlugen ſie ihnen Arme und Beine ab, zer-
achen ihnen die Schenkelknochen und warfen den noch lebenden Rumpf der
nglücklichen wie Schlachtvieh in einen nahen Graben. So endete Gisco
rch die Hand ſeiner Soldaten, die ihn vor Kurzem noch wie ihren Abgott
ıd Schutzengel geprieſen hatten. Als die Nachricht in Karthago anlangte,

war die Trauer noch größer als die Wuth und helfen konnte Niem
Aber es gingen Boten an Hamilkar und den andern Feldherrn, Hanno
möchten die Stadt und die Gemordeten rächen. Den Mördern aber sc
man Herolde, sie möchten ihnen wenigstens die Leiber der Getödteten i
liefern. Doch diese antworteten den Gesandten, sie möchten eilends
kehren und sagen, daß jeder noch kommende Herold Gisco's Todesar
ihnen erleiden würde. Auch verschworen sie, keinem Karthager, der in
Hände fiele, das Leben zu lassen, ihre Bundesgenossen mit abgehau
Händen in die Stadt zu schicken. Und diesen Schwur hielten sie gewi
haft inne.

Selbst Hamilkar's Weisheit kannte gegenüber solcher fast thieri
Wuth keinen Rath. Er forderte nur den Hanno auf, sich mit seinen St
kräften den seinigen anzuschließen. Gegen die Feinde aber verfuhr er
ebenfalls erbarmungslos. Er ließ keine Gefangenen mehr machen. So
man also etwa auf den Standpunkt des spanisch-mexicanischen Füsilirs
systems vorgeschritten, der einzige Unterschied war, daß in Karthage
Elephantenfüße die Rolle der heutigen Schießgewehre übernahmen. A
zur Ehre der Menschheit im Alterthum sei es gesagt, die Berichte der
sind von Entsetzen über diese Kriegsführung erfüllt, welche auch dem He
kar nur gewaltsam aufgedrängt war. Ueberhaupt war er in der schrec
sten Lage. Denn sein Mitfeldherr Hanno, der ihn haßte, lähmte
Uneinigkeit und Eigensinn jede Glück versprechende Bewegung des He
Eine reiche mit Korn beladene Flotte für das Heer verschlang das A
und das kornreiche Sardinien, das wohl sonst den Verlust ersetzt hätte
hörte Karthago nicht mehr. Das Schrecklichste aber war, daß die b
Städte, welche von den Zeiten des Agathokles her und im römi
und im jetzigen Söldnerkriege stets treu geblieben waren, daß Utica
Hippo jetzt auch zu den Feinden abfielen. So viel Schläge brachten en
die mißtrauischen Väter der Stadt zu dem schweren Entschlusse, den H
vom Heere abzuberufen und sich vom gefürchteten und gehaßten Ham
der nun wieder allein commandirte, retten zu lassen, wenn er es noch
möchte. In der That hatten sie es aber gemußt, denn schon gehor
Hanno die Truppen nicht mehr und er war mitten im Lager ein Fel
ohne Heer. An seine Stelle trat, aber als Hamilkar's Unterfeldherr
ihm ganz ergebene Hannibal. Aber jetzt begann erst seine Bedrängniß.
ganze Land war verloren und Spendius und Matho waren mit ihren
walthaufen vor die Mauern von Karthago gezogen und hatten es gän
vom Lande abgeschnitten. Nur der Seeweg stand der Stadt noch
Sie benutzten ihn, um in Syrakus und Rom Hülfe zu erbitten.

Die Römer erwiesen sich als redliche und pflichtgetreue Männer, w

riedensartikel gewissenhaft erfüllten. Im Anfang des Krieges hatten
inige römische Privatspeculanten auf ihre Gefahr den aufständischen
rn Vorräthe aller Art zugeführt. Einige derselben waren den Kar-
i in die Hände gerathen und von ihnen in Gewahrsam genommen.
er deshalb Anfragen aus Rom kamen, gab man den Sachverhalt an,
er sogleich die Gefangenen frei. Rom erklärte sich dadurch nicht nur
riedigt und untersagte diesen friedenswidrigen Handel, sondern begün-
jetzt im Gegentheil die Productenlieferungen römischer Kaufleute nach
go in jeder Weise. So that auch Hiero, als er sah, daß er, ohne in
nstoß zu geben, dazu beitragen konnte, eine mächtige Stadt, deren Hülfe
leicht sogar gegen Rom von Nutzen sein konnte, bei guter Gesinnung
hn zu erhalten. Dadurch war es Karthago möglich, die Einschließung
tadt durch die Belagerer ohne wesentliche Gefahr zu ertragen.

ber der ernstere Kampf wurde an einer anderen Stelle vorbereitet.
ührer der Aufständischen hatten aus der ihnen unterworfenen Land-
ein Heer von 50,000 Mann zusammengebracht, mit welchem sie
ar, der viel schwächer war, auf den Fersen folgten. Keiner war
dabei als der Afrikaner Zarxas, welcher die Vorhut befehligte. Da
stärke in der Infanterie bestand, so vermieden sie sorgfältig ebenes
n, um nicht mit der feindlichen Cavallerie und den fürchterlichen
nten zusammen zu gerathen. In kleineren Gefechten verschaffte ihnen
ühnheit und Todesverachtung oft das Uebergewicht, allein die all-
e Heeresführung stand doch weit gegen die Hamilkar's zurück. Er
durch geschickte Märsche häufig einzelne Haufen der Feinde abzu-
n. Dann stürzte er, wie der Falke auf die sichere Beute, über sie
d vernichtete sie, sei es im offenen Felde oder in unwegsamen Gegen-
o kein Entrinnen möglich war. Pardon wurde in diesem Kriege nicht
i, was nicht fiel, kam unter die Elephantenfüße. So verringerte sich
Schrecken der Feinde ihre Zahl fast täglich und Hamilkar glaubte sich
endlich gewachsen. Durch meisterhafte Manöver schloß er die feind-
rmee von allen Seiten ein. Sie mußten Hungers sterben oder an
Seite ausbrechen, wo die Hauptstärke seines Heeres auf dem günstig-
errain stand. Die Aufständischen wagten aber die Schlacht nicht.
und Schrecken war über sie gekommen, aller Lebensmittel entblößt,
ch jedes Band menschlicher Gesellschaft, und wer noch Muth be-
schlug die Schwächeren und sättigte sich vom Fleisch ihrer Leichname.
aren die Furien, welche für Gisco's und seiner 700 Landsleute jäm-
en Mord Rache übten. Dennoch dachte Niemand an Ergebung an
ar, sie wußten, daß bei ihm die Gnadenfrist längst abgelaufen war.
schwächer wurde ihre letzte Hoffnung, daß ihnen aus Tunes Entsatz

kommen würde. Endlich wendete sich ihre Verzweiflung gegen ihre eigenen Führer. Spendius, Autaritus und Zarxas beschlossen mit noch einigen Oberofficieren, persönlich in Hamilkar's Lager zu gehen, um über den Frieden zu verhandeln. Sie wußten, daß es ihr Todesweg war, aber sie gingen ihn als tapfere Männer.

Auch Hamilkar zeigte sich milde genug, er schloß den Frieden und verlangte nur die Auslieferung von zehn Männern, auf deren Haupt die Rache fallen sollte, die anderen sollten waffenlos im bloßen Hemde abziehen dürfen, wohin sie wollten. Die Zehn wurden sogleich unter den Gesandten selbst ausgewählt, unter denen natürlich Spendius, Autaritus und Zarxas die vornehmsten waren.

Die meuterischen Truppen wußten noch nichts von dem Friedensschluß, aber sie erfuhren gar bald, daß ihre Führer von Hamilkar in Fesseln gelegt waren. Augenblicklich brach der Tumult aus. Jeder bewaffnete sich, um den Verrath, den Alle vorausſetzten, zu rächen. Aber Hamilkar hatte zu wohl seine Maßregeln genommen. Jeder Ausgang war versperrt und über 40,000 Unglückliche und Verführte endeten ihr Leben unter den Streichen der Karthager und den Füßen der wilden Elephanten. Der Ort, wo sich dies begab, blieb noch lange im Gedächtniß der Bevölkerung. Man nannte ihn Prion, die Säge, weil die benachbarten Berge sägenförmig ausgeschnitten waren. In Spanien, wo so lange afrikanische Stämme im Mittelalter geherrscht haben, heißen viele Gebirge Sierra, welches auch Säge bedeutet.

Hamilkar, als der Sieger, zog mit seinen beiden treuen Gefährten Hannibal und Narvas durch das offene Land gegen Tunes, die gefährlichste Position der Feinde für die Stadt, und Karthago schöpfte neue Hoffnungen. Als Hamilkar vor Tunes sich gelagert hatte, ließ er Spendius und die anderen Gefangenen so nahe vor die Mauern der Stadt bringen, daß sie Jeder von da sehen konnte und sie da an's Kreuz schlagen zur besseren Belehrung der Einwohner. Aber Matho, der einzige noch lebende General der Aufständischen, welcher die Belagerung Karthagos geleitet hatte, brach plötzlich zum Entsatz von Tunes auf, fiel über Hannibal's Truppen her und brachte ihnen eine Niederlage bei. Hannibal, der wohl nicht, wie man sagte, die nöthige Vorsicht beobachtet, fiel selbst in die Hand der Feinde, welche ihn nun schrecklich verstümmelten und noch lebend auf den Leichnam des Spendius nagelten. Dreißig gefangene Karthager schlugen sie im Kreise um ihn an's Kreuz. Dies waren die Todtenopfer, die sie Spendius' entflohenem Leben darbrachten.

Erst als die Hülfe zu spät war, erfuhr Hamilkar in seinem entfernten Lager die Unglückskunde. Zu schwach nach diesem Verlust, Matho und die Besatzung von Tunes zugleich zu bekriegen, brach er die Belagerung ab und

:te nach der Mündung des Bagradas, von wo allein die Verbindung
beiden Ufern des Flusses möglich war. Hierher sandten ihm die
;er ihre Verstärkungen, die letzten Truppen, die sie aufbringen konnten,
ar unter der Führung des Hanno. Aber die schweren Lehren und
h des Vaterlandes hatten auch ihn überzeugt, daß nur in der Folg-
und dem Gehorsam gegen Hamilkar die Hoffnung des Sieges läge.
te jetzt weder Ehrgeiz noch Eigensinn, und Hamilkar bewies, daß er
er Mann war, der Karthagos Vertrauen verdiente.

begann wieder dieses ihm so geläufige Schachspiel von scheinbar
nbedeutenden Hin- und Herzügen, die aber ganz wohl überlegte
en gegen die Feinde bildeten, bis er ihnen einen Verlust nach dem
beigebracht und sie endlich umgarnt hatte. Matho's letztes Glück
r den Mauern von Tunes gewesen. Als Karthago auch diesen Schlag
ıden, zeigte sich, daß auch seine und seiner Truppen Kräfte erschöpft
Seine Sache ging zu Ende. Er sah, daß nur eine kühne Schlacht
en konnte und er wagte sie. Aber nicht er siegte, sondern Hamilkar.
e die Feinde vernichtet. Nur Wenige retteten sich in eine Nachbar-
Matho selbst wurde gefangen. Er so wenig wie seine Mitgefangenen
n jenem grausamen Tode, den er so vielen Karthagern in kühler
ung bereitet hatte. Damit war der afrikanische Krieg beendet. Denn
ie beiden Städte, Utica und Hippo, welche auch jetzt noch im Auf-
erharrten, weil sie keine Hoffnung auf Verzeihung vor sich sahen,
die Karthager leichte Arbeit. Die ganze Landschaft von Afrika,
ıen durch den beispiellos blutigen und unmenschlichen Krieg, war er-
und sehnte sich nach Frieden. So wurden die beiden Städte, die von
d unterstützt wurden, nach heldenmüthiger Gegenwehr gestürmt und das
uer des Aufstandes mit Blut ausgelöscht. Karthago hatte auch diesen
:n überlebt und nahm jetzt um so fester die Zügel der Regierung in
ıd über die unterthänigen Landschaften.

ıt erst, wo die Existenz gerettet war, empfand die Stadt die Größe
luſtes, den ihm der römische Krieg gebracht hatte. Sicilien, das Erbe
r Generationen, war dahin und nun hatten sie auch im letzten
:kriege Sardinien eingebüßt. Sardiniens Südspitze liegt etwa eben-
von Karthago entfernt wie Corsicas Nordspitze von dem jetzt franzö-
Nizza, wo Garibaldi's Wiege stand. Corsica ist nicht halb so wichtig
ınkreich wie Sardinien für Karthago war. Aber welchen Schmerz
:s Frankreich verursachen, wenn es Corsica verlieren sollte.

:r Verlust Sardiniens wurde aber doppelt schwer für Karthago, als
as nach dem Abzug der karthagischen Söldner herrenlos gewordene
:en besetzte. Anfangs zwar zeigte sich Karthago auf das Aeußerste

erbittert über diese römische Usurpation ihrer alten Ländergebiete und machte Miene, sich wieder derselben mit Gewalt zu bemächtigen. Aber da drohte Rom mit Krieg, es wollte so nahe Kriegsplätze Karthagos an Mittelitalien durchaus nicht mehr dulden und Karthago, eingedenk seiner gegenwärtigen Schwäche, mußte sich in das Unvermeidliche fügen und Sardinien aufgeben. Sie zahlten hierbei 1200 Talente an Rom, um des drohenden Krieges ledig zu werden und ließen Sardinien fahren. Denn der einheimische Krieg, der nun drei Jahre und vier Monate gedauert, hatte alle Kräfte Karthagos aufgezehrt. Aber als rastlose Kauf- und Handelsleute war ihre nächste Sorge, durch irgend eine große Speculation und Unternehmung den großen Machtverlust zu ersetzen. Der große Hamilkar, welcher die Stadt vom Verderben errettet hatte, zeigte ihnen dazu den Weg. Er wies nach Spanien, nach Westen, nach dem großen Lande, wo Gades lag, das heutige Cadix, eine alte phönicische Pflanzstadt, jetzt den Karthagern gehorsam, welche noch in Augustus' Zeit nach Strabo's, des griechischen Geographen jener Epoche, Angabe über 100,000 Einwohner zählte. Diese und so manche andere Stadt, später auch Carthago nova, das heutige Cartagena, an den Küsten Südspaniens gelegen, waren solche Culturmittelpunkte, die polypenartig ihre Fühlfäden in das innere Land ausgestreckt hatten, welches damals noch ein völliges Barbarenland war, aber von Stämmen mit kräftigen Leibern und Seelen angefüllt. Schon lange hatte Karthago von hier und aus Gallien und Ligurien seine besten Truppen gezogen. Jetzt beschloß der große Hamilkar in diesem Lande ein neues, ein besseres, kräftigeres und treueres Afrika zu schaffen, wie viele Jahrhunderte später die ommajadischen Kaliphensprößlinge ein afrikanisch-arabisches Königreich in Spanien durch Verdrängung der christlichen Gothenkönige erschufen. Seit dem tragen noch die großen südspanischen Flüsse arabische Namen.

Es glückte Hamilkar, die regierenden Herren in Karthago für seinen Plan zu gewinnen, er landete in Cadix mit den Truppen, die man ihm bewilligt hatte und stand nun auf dem Boden, welcher der Schauplatz sein sollte seiner größesten Schöpfung für sein Heimathland, von wo Columbus, aus Genua, der meerbeherrschenden Stadt gegenüber Karthago, hinausfuhr in die unendliche See, um Amerika zu entdecken. Und in der That wurde Spanien unter der Leitung Hamilkar's für Karthago, was für Spanien Amerika geworden ist.

Denn wie durch einen Zauber bemächtigte sich Hamilkar in kurzer Zeit des ganzen Südens von Spanien. Halb mit Gewalt, halb durch sein gewinnendes Wesen gewann er die wilden Herzen der Spanier und er gebot in wenigen Jahren über so ungeheure Ländergebiete, gegen welche Sicilien und Sardinien verhältnißmäßig sehr gering erschienen. Es waren neun

: ihm in dieser ruhmreichen Laufbahn vergönnt waren, als er am
er kurzen Frist in der Schlacht tapfer fechtend den Tod fand.
ar ein Glück für Karthago, daß Hasdrubal, sein Schwiegersohn und
seiner Schule emporgewachsen, in dem Alter stand und die Fähig-
, die große Mission Hamilkar's fortzusetzen. Er dehnte kühn die
: bis in den Nordwesten der Halbinsel aus, er erbaute Carthago
s heutige Cartagena, als Mittelpunkt für die reichen benachbar-
rminen, die nun die Kassen Karthagos füllten, wie die amerika-
ilberflotten ihre Reichthümer in die spanische Schatzkammer ergossen.
rsucht beobachtete Rom diesen ungeheuren Machtgewinn Karthagos.
die Römer damals in näherer Kriegsgefahr vor den Galliern
, so begnügten sie sich endlich, Karthago dahin zu vermögen, daß
eich geschlossen würde, in welchem der Ebro als die unüberschreit-
nze der Karthager in Spanien gelten sollte. Hasdrubal konnte doch
sein, er war der Wohlthäter seines Vaterlands geworden, wie
und Cortez für Spanien oder Warren Hastings, der Eroberer Indiens,
nd. Hasdrubal wie dieser hatte eine wilde Kriegerlaufbahn von
n gehabt. An Gewaltsamkeiten hatte es nicht gefehlt, wo oft jedes
cht sein mußte, um nur das eigene Leben und sein Werk vor dem
zu retten. In den Augen eines heutigen Geschwornengerichts
wahrscheinlich als ein großer Verbrecher gegolten haben, wie denn
Hastings der Verurtheilung seiner Landsleute mit dem Ruin seines
s entging. Ihre heuchlerische Moral hielt ihm das Sündenregister
aufamkeiten vor und nahm den Erfolg derselben, die Besitznahme
n Indiens, für sich in Anspruch.
rubal traf ein besseres Loos. Als er eben vor dem Altar stand,
ttern zu opfern, traf ihn der Dolchstoß eines armen Sklaven, der
rn Tod an dem karthagischen Menschenwürger rächen wollte. Auch
milkar war zwar Anfangs halb wie ein Verbannter aus der Hei-
hieden. Aber als Sieg auf Sieg aus dem iberischen Lande ge-
rde, als die Silbertribute kamen, da pries man seinen Namen hoch
go. Jetzt war das iberische Heer durch seinen Tod verwaist.
engeschlecht der Barkas lebte nur noch ein Jüngling Hannibal und
indiger Bruder Hasdrubal.
Truppen, welche an diesem Geschlecht wie an einem Königsgeschlecht
as sie in das fremde Land geführt zu Ruhm und Sieg, wollten
on demselben lassen. Sie machten den jugendlichen Hannibal zu
rzog und Feldherrn. Sie hatten sein edles Blut, seine Mannheit
Kühnheit in hundert Fällen erkannt. Ihn wollten sie zum Führer
) der jugendliche Hannibal nahm den Ruf des Heeres an. Es wird

erzählt, daß sein Vater Hamilkar, als er bei Cadix den Boden Spaniens betreten hatte, ihn, das neunjährige Kind, an den Altar treten ließ, wo er seinen Göttern opferte und ihn lebenslangen Haß schwören ließ gegen Rom, den Erzfeind Karthagos. Das neunjährige Kind, der große Hannibal, hat niemals diesen Schwur vergessen. Jetzt war er berufen ihn wahr zu machen. Sein ganzes späteres Leben war die Bethätigung und Ausführung dieses in die Hände seines Vaters und auf den Altar der väterlichen Götter niedergelegten Gelübdes. Jetzt, kaum den Kinderjahren entwachsen, sah er sich verlassen von Vater und Schwager, die bisher seine Schritte geleitet hatten, verlassen von seinem Vaterlande, wo er und sein Haus eitel Feinde hatte. Aber die Truppen jubelten ihm entgegen als ihrem Herrn und General, die unter seinen Geschlechtsvorfahren ein herrliches Fürsten- und Königthum erobert hatten, reich an streitbaren Männern und an Silberschätzen, welche unterirdisch gebettet unerschöpflich schienen und deren Ausbeutungsart den erbitterten Karthagerfeind, den altrömisch gesinnten Cato, zur Bewunderung hinriß. Das Heer, welches dem großen Heldengeschlecht der Barkas dieses stolze Königthum erobert hatte, war von derselben Beschaffenheit, wie jenes, das unter den karthagischen Feldherren, vor Allem unter dem alten Hamilkar selbst, in Sicilien gefochten und dann in Afrika durch seine Empörung Karthago an den Rand des Verderbens geführt hatte, gemischt aus den verschiedensten Völkerschaften, die im Süden und Norden des Mittelmeeres wohnten. Solche Heere, die aus den nachgeborenen Bauersöhnen bestanden, wie unsere Lanzknechthaufen des ausgehenden Mittelalters, wurden meuterisch, wenn der Sold und das Kriegsglück ausblieb. Sie waren aber unerschütterlich treu und muthig, wenn sie den Erfolg ihrer Führer erkannten, wenn sie ihre regelmäßige Löhnung bekamen und als Prämie den Sturmsold für die glücklich erfochtenen Siege und die heldenmüthig eroberten Städte und Burgen.

Weder Hamilkar noch Hasdrubal hatte es ihnen daran in Spanien fehlen lassen. Jetzt trat Hannibal diese Erbschaft des Gehorsams und der Liebe bei seinen Truppen an und bald fanden sie, daß ihr junger Feldherr ihres Vertrauens werth sei. Er zeigte sich als geboren zum Herrscher. Er war bald durch die Einsicht und Kühnheit, die alle seine Unternehmungen mit Erfolg krönten und durch die liebevolle Behandlung seiner Leute ihr Abgott. Nicht minder verstand er durch sein ritterliches Benehmen und seine gewinnende Freundlichkeit und Herablassung die Herzen der Spanier für sich einzunehmen. Er war der natürliche und freudig anerkannte König in dem hispanischen Lande und Karthago blickte mit Stolz und Freude auf seinen jugendlichen Landsmann, der als der Erbe so glänzend bewährter Kriegs-

rsten die Verluste an Rom durch seine und seines Geschlechts Großthaten herrlich und über alle Begriffe herrlich ersetzt hatte.

Sicilien und Sardinien mußten wohl verschmerzt werden, da in weiterm nkreise von Italien Karthago so ungeheure Reiche erobert hatte und von Rom noch viel wirksamer und nachhaltiger bedrohte.

Und bedroht fühlten sich zunächst die Mittelgebiete zwischen Italien und panien, welche am Saume des Meeres besetzt waren von einem Kranze iechischer Colonien, deren Mittelpunkt Massalia, das heutige Marseille, war.

Diese Gemeinschaft griechischer Städte fühlte sich am Meisten von dem irmisch gewaltsamen Vordringen der Familie Barkas bedrängt und bedroht. r äußerster Vorposten im spanischen Lande, unweit des Meeres und des ro, Saguntum, eine Colonie des griechischen Zakynthos, aber schon damals t ungriechischen Elementen versetzt, fühlte sich am Meisten in Gefahr, wenn ich dieselbe alle Griechenstädte am ganzen Küstensaume bis nahe an Genua, r Riviera di Ponente, diesem Paradiese zwischen Meer und Gebirge, gleichäßig empfanden. Sie waren alle mit einem und demselben Geist gegen rthago erfüllt, der sich fortgeerbt hatte aus den alten Zeiten, wo ihr uptort, Massalia, einst wüthende Kämpfe zur See mit den karthagischen otten ausgefochten hatte. Jetzt näherte sich der karthagische Erbfeind in langmen, sicheren Approchen nach Jahrhunderten von Mißtrauen zu Lande rer Heimath. Ihre Parteistellung gegen Karthago hatte längst diese äußern Griechen des Westens den Römern geneigt gemacht. Jetzt wurden sie re entschiedensten Anhänger und Freunde.

Sie ruhten nicht, die Römer, welche ihnen allein Hülfe und Rettung gen die unaufhaltsam vordringenden Karthager schaffen konnten, durch ihre gstvollen Gesandtschaften von jedem Fortschritt der karthagischen Waffen f das Genaueste in Kenntniß zu setzen.

Obgleich die Römer damals in Italien genug zu thun hatten, versäumı sie nicht, den in Spanien immer weiter um sich greifenden fünfundanzigjährigen karthagischen Kriegshelden Hannibal an die Tractaten zu innern, welche Rom mit Hasdrubal geschlossen über die Grenze des Ebro s ewiges Hinderniß seines Ehrgeizes.

Aber der jugendliche Held aus Barkas' Geschlecht, der Erbe der Großaten seines Vaters und Schwagers, der selbst die gewaltigsten Siege in panien errungen in einem Alter, wo Andere kaum die ersten Stufen eines scheidenen bürgerlichen Daseins mit Anstrengung ihrer äußersten Kräfte steigen, war — eingedenk des Eides, den er als Kind auf den Götterar seinem Vater geleistet — nicht gesonnen, nachzugeben. Er kannte seine äfte, er wußte sich als Gebieter eines Heeres, das ihm ganz ergeben war, s er aus den kriegslustigen Stämmen Iberiens täglich wachsen sah. Er, der

König über Spaniens mächtigste Länder, kehrte sich wenig an die römischen und karthagischen Boten, welche ihm Stillstand befahlen.

Er wagte es, den Römern zu trotzen und griff Sagunt, die von den Römern verbotene Grenzstadt jenseits des Ebro, an.

Dieser Schritt Hannibal's hatte natürlich die Bedeutung einer Kriegserklärung gegen Rom, um so mehr, da er trotz verschiedener römischer Gesandtschaften nach Karthago und an ihn selber bei seinem Vorhaben blieb. Wie hätte ihn, den allmächtigen Fürsten von Spanien, welcher stets Geld nach Karthago schickte, aber niemals erhielt, die karthagische Regierung durch Befehle in seinen Beschlüssen wankend machen können. Hannibal gebot schon jetzt nicht nur über Spanien, sondern auch über Karthago, und die Stadt blickte auf ihn als ihren Rächer, Retter und Heiland gegen das verhaßte Rom.

Der zweite punische Krieg.

Also begann von Neuem das Kriegesspiel zwischen Rom und Karthago. Der bloße Blick auf die Landkarte zeigt, daß die Römer darin jetzt die bei Weitem bessere Stellung hatten. Es war die Centralstellung, welche sie einnahmen, Italien, Sicilien, Sardinien, während die Karthager in die Peripherie gedrängt waren. Obwohl ihnen durch den Besitz und die Ausbeutung von Spanien an Schätzen und Menschen ein reicher Ersatz für die verlorenen Provinzen an Kriegsmaterial zugefallen war, wog er die Einbuße ihrer früheren Stellungen hart an den römischen und italischen Grenzen nicht auf. Es bedurfte dazu eines überwiegenden Feldherrngenies, diese harten Verluste durch die kühnsten Approchen wie gegen eine belagerte Festung durch Wegnahme der Außenwerke zu ersetzen und dieses ungeheure Festungssystem, das sich die Römer durch Jahrhunderte gebaut hatten, das ganze ihnen jetzt gehorchende Italien, von der schwächsten Seite anzugreifen. Diese Riesenunternehmung hatte sich der 25jährige Hannibal als Aufgabe seines Lebens gestellt. Sie bestand zunächst darin, nicht auf dem bequemeren Wasserwege quer durch's Meer, sondern auf dem schwierigen Landwege seine Armee nach Italien zu führen; denn große Flottenausrüstungen hätten von vorn herein die Aufmerksamkeit der Römer auf ihn gelenkt. Sie würden sehr bald durch einen politischen Druck auf Karthago mittelst ihrer Gesandten die Einstellung derselben bewirkt haben. Auch wußte Hannibal sehr wohl, daß die besten angeberischen Hetzer die Einwohner der griechischen Stadt Massalia (heut Marseille) waren, die aus altem eingewurzeltem Haß von Jahrhunderten jetzt Hannibal's Bewegungen, die ihre Stadt zunächst bedrohten, auf Schritt und Tritt beobachteten. Einst hatten sie um die Herrschaft der Mediterranea, des mittelländischen Meeres, eine heiße Seeschlacht gekämpft, die erste und größte, die in diesen Gewässern geliefert ward. Sie blieb den Massalioten unvergessen, denn sie hatten der Uebermacht der vereinigten Karthager und Etrusker weichen müssen.

Aber die bedachtsamen und langsamen Römer glaubten den raschen und

lebhaften Griechen nur den geringsten Theil ihrer Angstnachrichten. Sie waren aber richtig.

Denn obgleich die Römer es für eine Ehrensache ansahen, den Tractat mit Hasdrubal aufrecht zu erhalten, nach dem Sagunt in die Ebrolinie nicht eingeschlossen werden sollte, so thaten sie doch nichts, die Stadt zu retten, obgleich sie Hannibal einen nicht minder todesmuthigen Widerstand leistete, wie Saragossa den Truppen Napoleon's des Großen. So ging Sagunt den Römern verloren und Hannibal säumte jetzt, da er den Rücken frei hatte, keinen Augenblick, seinen kühnen Zug anzutreten durch den ganzen Süden Frankreichs und die Alpen nach Italien mit einem so großen Heere, wie es eben aus Karthago, Afrika und Spanien aufzubringen war. Die Massalioten waren von Allem im Wesentlichen unterrichtet. Ihre Trieren hatten sich in das Meer von Sagunt hinausgewagt und Alles ausgekundschaftet. Aber ihre Warnungen hatten bei den Römern taube Ohren gefunden.

So konnte sich Hannibal durch seinen Abmarsch in das ferne Nordspanien und Südfrankreich mit seinem buntgemischten Heere aus den Bevölkerungen von Afrika und Spanien, in dem kaum die Officiere Karthager waren, welches aber doch immer ein karthagisches Heer war, weil Hannibal's Genius es commandirte, der Aufmerksamkeit Roms gänzlich entziehen. Die Römer konnten immer noch glauben, daß Hannibal zwar Hasdrubal's Tractat gebrochen, doch nur jenseit des Ebro mit einigen barbarischen Stämmen anbinden wollte. Denn was, dachten sie wohl, könnten ihnen solche karthagische Kämpfe dahinten weit im barbarischen Westen schaden.

Aber zum Unglück für Rom verfolgte Hannibal seinen Kriegsplan mit einer furchtbaren Folgerichtigkeit. Nur mit den Truppen, von denen er wußte, daß sie ihm mit Leib und Leben anhingen, hatte er sich auf den weiten Marsch begeben, den gewöhnlichen Heerbann der Spanier, die sich nach den Kriegsmonaten nach Hause sehnten, hatte er entlassen, damit sie als treue Anhänger der karthagischen Herrschaft, zu denen er sie herangebildet, in Spanien blieben. So rollte diese Völkerlawine von den pyrenäischen Bergen in die Ebenen Südfrankreichs herab, Alles mit sich fortreißend. Seine Kundschafter und Aufwiegler gingen dem Heer vorauf, die wilden Gallier und ihre Häuptlinge zu gewinnen, und wenn es ihnen seltener Weise einmal nicht sogleich gelang, da kam die gewaltsame Ueberredungskunst des karthagischen Heeres hinter ihnen drein, und bahnte sich eine Gasse in der Richtung nach Osten, nach Italien.

Endlich, als sich die Heersäule Hannibal's bereits der Rhone näherte, erwachten die Römer, fortwährend durch Nachrichten von den Massalioten angestachelt, aus ihrer Lethargie. Der Jahresconsul C. Scipio kam nach Massalia mit einem Heere, das ursprünglich bestimmt war, den Fortschritten

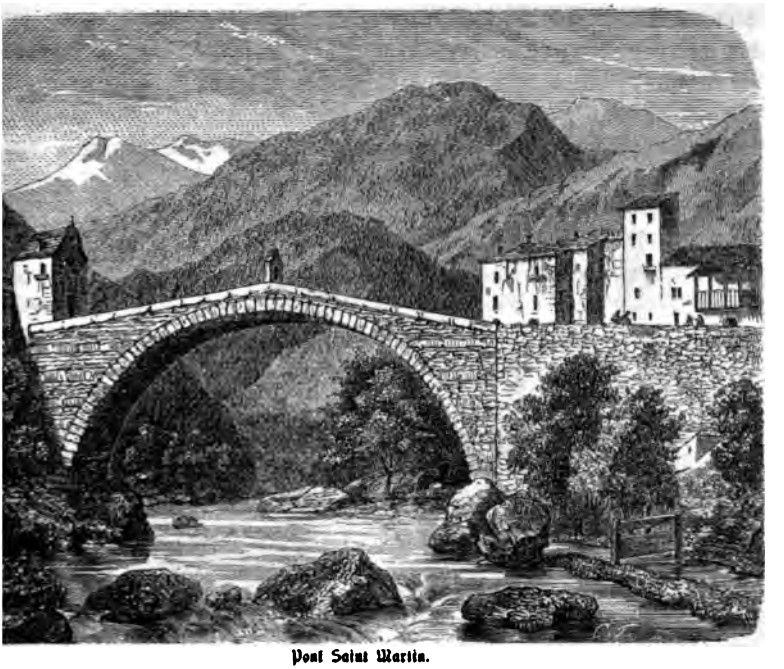
Hannibal's durch eine Landung in Spanien selbst Einhalt zu thun. Jetzt mußte er in Massalia erfahren, daß Hannibal mit seinem Heere bereits nur einige Tagemärsche oberhalb der Stadt, nahe bei Avenio (Avignon) stehe, den Uebergang über den Rhodanus zu erzwingen. Es war glücklicher Zufall, daß Scipio's Reiter mit der numidischen Cavallerie, den kriegerischen Kundschaftern der Karthager, zusammentrafen und sie gänzlich in die Flucht jagten, während Hannibal mit dem Gros des Heeres durch eine kluge Kriegslist die Rhone überschritten hatte. Hannibal benutzte diese Nachricht von der Nähe des römischen Heeres auf das Beste, indem er sogleich nach Osten aufbrach, in die ihm durch seine Kundschafter einigermaßen bekannten, den Römern aber völlig unbekannten Regionen der Alpenvorlande. Er war durch sein gutes Glück dem Heere Scipio's entschlüpft und entschwunden. Diesem blieb nur übrig, sein Heer nach Spanien zu werfen, um Hannibal in seinem Rücken den Kriegsbrand anzustecken und ihm jeden Rückweg zu verlegen. Sein Bruder wurde mit diesem Auftrag betraut, er selber mit geringerem Gefolge segelte hinüber nach Pisae, dem heutigen Pisa. Hannibal schien verloren. Denn die Römer hatten sehr wohl durch die Massalioten erfahren, welche ungeheuren Verluste er erlitten auf dem Wege zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, wo er, von der Zeit gedrängt, die festen Griechenstädte am Küstensaume nicht wie Sagunt langsam aushungern, sondern schnell ohne Rücksicht auf Einbuße an Truppen hatte erstürmen müssen. Es schienen also zunächst die Heereskräfte Hannibal's unter dem einfachen Gesetz eines Subtractionsexempels zu stehen. Je weiter er vorschritt, desto schrecklicher mußte sich die Zahl seiner Truppen im Kampf mit den Eingeborenen vermindern und der Marsch durch die unwegsamen Alpen mit ihren Wüsten, durch Schnee und Gletschereis mußte diese Zahl allmälig bis auf Null bringen.

Die Rechnung war der Theorie nach nahezu richtig. Je näher sich seine Armee dem ewigen Gletschereis der Alpen näherte, je mehr schmolzen seine Truppen zusammen. Aber er war doch seiner sicheren Straße gewiß. Denn es war dieselbe, auf der Jahrhunderte hindurch die gallischen Volkshaufen die Alpen überschritten hatten und einst Norditalien erobert und von da bis nach Rom, und weit südlich von Rom in den Süden Italiens brandschatzend vorgedrungen waren. Jetzt hatte das nach so furchtbaren Kämpfen gegen Samnium und Karthago siegreiche Rom, dem der ganze Süden Italiens und Sicilien gehörte, sich auch nach Norden gewendet. Die römischen Legionen bedrohten bereits die Gallier der Lombardei. Hannibal, der kluge Staatsmann, hatte nicht versäumt, sich schon im Voraus mit ihnen in Verbindung zu setzen. Sie versprachen, ihn mit offenen Armen in ihrer Heimath als ihren Retter und Heiland zu empfangen. Ihre Boten waren auf dem ihnen wohlbekannten Wege in Hannibal's Lager angelangt und ihre

Erscheinung trug nicht wenig dazu bei, den Muth des karthagischen Heeres anzufrischen, denn Hannibal wie kein Anderer verstand es aus dem Grunde, jeden Erfolg seiner Operationen zur Belebung des Corpsgeistes seiner Truppen auszunutzen. Auch der geringste Troßknecht seines Heeres war von Siegesbewußtsein und froher Hoffnung in die Heeresleitung des geliebten Feldherrn erfüllt. So kämpfte sich sein Heer durch Hunger, unwegsames Gebirge und die stetigen Angriffe der Eingeborenen muthig vorwärts und hinauf bis an den Fuß des kleinen St. Bernhard, wo das eigentliche Klettern begann, nicht nur für die Fußgänger, sondern auch für Reiterei, schweres Gepäck und Elephanten. Wer die Alpen kennt, der weiß, wie viel Brücken gebaut, wie viel Wege hergestellt werden mußten, um den Vormarsch des Heeres nur überhaupt möglich zu machen im wilden Gebirge.

Endlich hatte Hannibal und sein vielgeprüftes Heer alle Schwierigkeiten des Steigens und des Kämpfens mit dem Feinde und der fortwährenden Beschützung des Gepäcks vor den räuberischen Eingeborenen so weit überwunden, daß die Afrikaner über den Paß des kleinen St. Bernhard hinüber gelangen konnten. An einem kleinen See, wenig unterhalb desselben, aber noch in der Region des starren baumlosen Gesteins, lagerten sich, zum Theil von Schnee umgeben, die kühnen Südländer. Hannibal wußte hier die schon Verzagenden durch seine Feuerreden neu zu beleben. Er wies sie mit der Hand nach Italien, das in nebelhafter Ferne tief unter ihren Füßen lag. Bis dahin, das schon ihre Augen erblickten, sollten sie noch männlich erdulden, dort würden sie für die tapfer überstandene Mühsal belohnt werden. So zogen sie herab auf der Straße, welche die Völker erblickt hatte, die einst Rom verbrannt. Dieselben Thallandschaften weiter abwärts durchzog in unseren Zeiten der große Napoleon, der aber vom großen St. Bernhard in die herrlichen Thäler der Dora Baltea gelangte. Die Mühen und Gefahren des Gebirges waren für Hannibal's Heer noch lange nicht überstanden, sie waren nur verschieden von denen des Aufstiegs. Was hier leichter war, das fiel dort schwer, besonders die steilen Strecken boten für Roß und Elephanten die größten Schwierigkeiten. Jedes der hohen Alpenthäler, auch das der Dora, hat verschiedene Stufen, wo die flach fließenden Wasser plötzlich tief herabstürzen. Aber noch weit oberhalb desselben gelangte man an eine Stelle, welche durch alten Schnee der früheren Jahre und neuen darüber liegenden den Fuß von Menschen und Thieren oft zum Gleiten brachte. Diese treue Angabe, welche so genau die Alpennatur schildert, wie sie dem Reisenden, der sie noch nicht kennt, von den heutigen Alpenbewohnern gezeigt wird, so daß er schon an der Färbung der Schneeberge den alten, überjährigen, der liegen geblieben ist den ganzen Sommer hindurch, vom heurigen, frischen Schnee unterscheiden lernt, verdanken wir dem Griechen Polybios. Die

uigkeit seiner Darstellung, der wir hier meistens folgen, beweist gerade von ihm angeführte Umstand. Er erzählt ferner, wie noch heut auch t und zu sehr geschieht, daß die Fußgänger im frischen Schnee bis auf alten einsanken, der mit einer Eiskruste überzogen war, die durch elzen der oberen Lage bei der Abschüssigkeit des Terrains hinabrutschte viele der kühnen Alpenwanderer in gähnende Abgründe lawinenartig stürzte. Eine andere Schwierigkeit bot das Hinüberführen der Lastthiere e durch ihre Schwere die Kruste des alten Schnees durchbrachen und versanken und mit unendlicher Mühe herausgehoben werden mußten. schlimmer ging es den Elephanten. Schon der Aufstieg hatte vielen Leben gekostet, obwohl ihr bloßer Anblick zur Sicherung des Heeres tend beigetragen. Denn die Gebirgsbewohner griffen die Karthager ls an, wo diese Ungethüme einherwandelten. Als man aber versuchte, er hinüberzuführen, stürzten gleich die ersten, in eine Masse von Schnee Eis durch ihr ungeheures Gewicht gesunken und eingehüllt, in die Tiefe. is und Schnee gebacken lagen diese Elephantenleichen vom October des

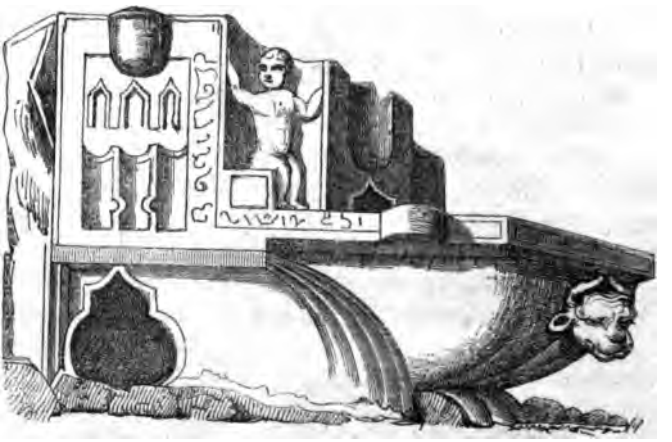


Post Saint Martin.

es 218 v. Chr. Geburt bis in das Frühjahr des folgenden Jahres wohl rwirt geborgen bis zur Frühjahrsschneeschmelze als postdiluvianische mmuths, und die wilden Salasser werden nicht verfehlt haben, von ihnen

ähnlichen Gebrauch zu machen, wie die sibirischen Stämme von dem Fleisch der im ewigen Eise versunkenen antediluvianischen Mammuths. Hannibal mußte sich trotz seiner kostbaren Zeit entschließen einen praktikableren Weg für die übrig gebliebenen Elephanten zu wählen, um diese kostbare Waffe über die gefährlichen Stellen bringen zu lassen.

Endlich gelangte er doch in die milderen Regionen des Thales der Dora, durch die Gegenden, wo jetzt Aosta, wo Pont Saint Martin und Ivrea liegen. Bei Ivrea erreichte er die Ebene, Alles Gegenden, welche noch heut erfüllt sind von den Ruinen und Bauten der Römer, die nach Jahrhunderten diesen Paß besetzten und mit ihren Ansiedelungen erfüllten. Die Größe und Gewalt ihres Regimentes ruft auch den heutigen Reisenden der wohlerhaltene kühne Römerbrückenbogen in's Gedächtniß, welcher einen wilden Giesbach, der aus den Gletschern des Montblanc-Stocks hervorstürzt, hart an seiner Einmündung in die Dora überspannt, der Pont Saint Martin. So nennen ihn die Landeseingeborenen noch heute französisch, nicht Ponte San Martino, wie auf den italienischen Landkarten steht. Denn bis auf den heutigen Tag reicht bis hierher die französischredende Bevölkerung und auch das oberhalb gelegene Aosta, die römische Colonie Augusta, heißt in der eingeborenen Mundart Oust, zum Beweis, daß diese Völkerstraße der gallischen Stämme stets Gallier inne gehabt haben. Auch die damals hier wohnenden Salasser waren noch in fortwährender Verbindung mit ihren



Die Kirche von Notre Dame de la Garde.

Landsleuten in Norditalien und der Freundschaft mit ihnen verdankte Hannibal und sein Heer, daß dieser kriegerische und gefürchtete Volksstamm dem Durchzug der Karthager keine Schwierigkeiten bereitete.

Hannibal ſtand alſo endlich nach ſo ſchweren Kämpfen, Nöthen und
rluſten auf italiſchem Boden mit ſeinem, durch die unſäglichen Fährlich-
en und Unglücksfälle decimirten Heere. Es war nur ein kleines Häuf-
ı übrig geblieben von dem ſtattlichen Heere von 50,000 Mann, das er
r den Ebro geführt. Aber vor Allem befehligte es der große Geiſt des
nnibal. Er hatte es erreicht, wonach ſich ſein großes Herz ſeit ſeiner
ıbheit ſehnte, wo ihn ſein hoher Vater am Altare der karthagiſchen Götter
Schwur ewigen Haſſes ſchwören ließ gegen die Römer. Freilich dieſer
ſiſche Altar iſt hinübergewandert in das Reich der Vergangenheit und
rnichtung. Aber die Kirche von Notre Dame de la Garde auf einer
lkfelſenhöhe oberhalb Marſeille, dem alten Maſſalia, welche auf das tief-
ue mittelländiſche Meer und die kreideweißen, pflanzen- und baumloſen
lkſteininſeln, die ſich daraus erheben, hinabſchaut, dieſes Land und Meer,
ſich unter einem faſt durch 6 Monate wolkenloſen Himmel vor dem er-
ınten und entzückten nordiſchen Reiſenden ausbreitet und eine nahezu
kaniſche Landſchaftsfärbung trägt, hat uns noch einen ſolchen karthagiſchen
ar mit puniſcher Inſchrift aufbewahrt. Freilich iſt jetzt nur deſſen Bild
alten, das aber noch heut wie durch Zauber den Schauplatz vor die Phan-
ſie ruft, wie das halbe Kind, ſpäter der große Held Hannibal, ſeinem
ter bei den heimathlichen Göttern gelobte, den Römern gram zu ſein
an's Ende.

Erſt jetzt, wo er auf dem Feſtlande Italiens ſtand, war er am Anfang
Erfüllung ſeines Eides. Er ſtand ganz allein in der fremden Welt, man
niemals gehört, daß er ein Weib geliebt, daß der große Hannibal Kinder
zugt und Familienfreuden genoſſen. Er lebte nur vom Römerhaß, wie
große Friedrich von Preußen in den beſten Zeiten ſeines Lebens vom
ß gegen das Haus Oeſterreich.

Hannibal ſtand jetzt in Italien. Wie gering auch die Heereszahl war,
r die er noch zu verfügen hatte, ſein Erſcheinen in der unmittelbaren
he der galliſchen Stämme in Norditalien that die Wirkung eines Feuer-
kens, der in ein gefülltes Pulverfaß fällt. Das ganze Land war augen-
klich in Aufruhr. Denn ſchon lange waren die Geſandtſchaften der italiſchen
llier über die Alpen hin und hergezogen und hatten mit ihm Alles vor-
eitet und verabredet, um ſich bei dem Erſcheinen des fremden Helden,
wie Roland aus den Pyrenäen hervorbrach, mit ihm zu dem gemein-
ıftlichen Römerhaß zu vereinigen. So fand Hannibal und ſein Heer in
rditalien gute Freunde, die geſchwind die Lücken ſeiner Truppen ergänzten.

Denn Furcht und Haß der norditaliſchen Kelten richtete ſich auf die
mer. Dieſe hatten die Pauſe zwiſchen dem großen karthagiſchen Kriege
ı dem zweiten, der nun auf ſie hereinbrach, ſehr wohl benutzt, ihre Herr-

schaft auch gegen Norden auszudehnen. Sie hatten schwere Kriege ausfechten müssen gegen diese gallischen Stämme, die ihnen einst ihre Vaterstadt verbrannt hatten. Zunächst hatten die Römer die am weitesten gegen Süden vorgedrungenen Kelten, die Senonen, welche das Land zwischen Apennin und Rom erobert hatten, die Ebene, welche sich von dem norditalischen Tiefland in der Gegend von Ravenna und Rimini bis nach Ancona erstreckt, sich mit der Schärfe des Schwertes unterworfen. Sie hatten das Land ferner nach Austreibung der Eindringlinge mit Ansiedlern ihres Blutes, Römern und Latinern, besetzt, und ihnen alles dies weite Land als Bauernsitze ausgetheilt (522 d. St.; 232 v. Chr.), die bald dieses ganze Gebiet mit ihrer emsigen italisch-römischen Landwirthschaft in den schönsten Flor brachten.

Diese Maaßregeln rührten das ganze Keltenvolk auf, welches begriff, was ihm bevorstand, wenn die Römer auf ihrer Bahn als Sieger in dieser Weise fortschritten. Es trat eine augenblickliche Kriegsfreundschaft ein, an der nicht nur alle italischen, sondern auch die im Flußgebiet der Rhone wohnenden Keltenstämme Antheil nahmen. So näherte sich ein gallisches Heer von 70,000 Mann, von denen 20,000 Reiter oder Kriegswagenkämpfer waren, dem Innern Etruriens (529 d. St.; 225 v. Chr.). Man fühlte sich in Rom auf das Aeußerste gefährdet, um so mehr, da beide Heere der Consuln weit entfernt, in Ariminum, heute Rimini, und in Sardinien standen, und auch vereinigt fast um ein Drittel schwächer waren als die Feinde. Sie eilten, von der nahen Gefahr unterrichtet, schleunigst herbei. Am frühesten waren der Consul Papus mit dem Heer von Ariminum zur Stelle, wo er die Gallier erwartet hatte. Bei Clusium, dem heutigen Chiusi, stieß er auf die Feinde. Außerdem war das Aufgebot von dem zunächst gefährdeten Etrurien den Galliern auf den Fersen gefolgt, und als diese, wohl unterrichtet, daß ein römisches Consularheer ihnen entgegen komme, plötzlich eine Bewegung nach Norden machten, so glaubten die Etrusker, die Gallier hätten die Flucht angetreten und fielen über sie her. Aber sie bekamen fürchterliche Schläge. Von den etruskischen Milizen entrannen nur wenige Trümmer ihrer Hand, 6000 waren gefallen. Mit der Zeit sammelten sie sich wieder. Auch dies war nur möglich durch das Vorrücken des Consuls Papus.

Die Gallier mit ihrer reichen Beute verfolgten ihre Straße nach Norden an der Riviera, dem mittelländischen Meere. Sie wären dem römischen Heere wohl vielleicht entwichen, wäre nicht in ihrem Rücken, etwas weiter nördlich bei Pisae, heut Pisa, das andere römische Consularheer aus Sardinien gelandet. So war also der lange weitläufige Zug der Gallier mit ihrer Beute zwischen den beiden Römerheeren eingeschlossen. Entrinnen war nicht möglich. Der Consul Regulus traf mit seinen Legionen bei Telamon

if den Feind, wo sich der Ombrone in's Meer ergießt. Der andere Consul ar ihm ganz nahe, denn er war den Galliern auf dem Fuße gefolgt und ach das Aufgebot der Etrusker hatte auf den Höhen mit unsäglichen Marsch- hwierigkeiten, trotz der erlittenen Verluste, den Feind verfolgt.

Hier kam es zum Kampf. Die Gallier, von drei Seiten eingeschlossen, ehrten sich furchtbar und G. Atilius Regulus fiel an der Spitze seiner leiterei bei dem ersten Angriff. Aber die Schlacht wurde entschieden wie i Königsgrätz durch die überlegene Bewaffnung der Römer. Die Schwerter r Gallier waren von Erz, nach den ersten paar Schlägen waren sie ver- gen und der Mann, der sie gehauen, mußte seine Waffe senken, um sie it den Füßen zurecht zu biegen, während die römischen besser gehärteten isenwaffen für den Hieb nicht allein, sondern auch für den Stich, den tscheidenden, sich brauchbar zeigten.

Sie gaben die Entscheidung, welche schon vorbereitet war durch die erwirrung in dem Vordertreffen der Gallier, als diese ihre Kleider abge- orfen hatten um leichter zu kämpfen, und fast nur angethan mit ihren malen Schildern und ihren goldenen Arm- und Halsketten, halb wehrlos n Schleuderwürfen des leichten Vordertreffens der Römer bloßgestellt aren, und durch ihr erfolgloses Vorwärtsstürmen und ihr verzweifeltes Fliehen ugen sie die Verwirrung auch in die nachrückenden Heeresglieder. Trotz res muthigen Widerstandes, trotzdem daß sie nach beiden Seiten gegen die ömer Front machten, wurde ihre Kraft immer geringer und der Seiten- griff von der dritten Armada her entschied die völlige Niederlage. 40,000 urden niedergehauen und 10,000 fielen in die Gefangenschaft der Römer. hr Heer war vernichtet und der überlebende Consul führte die reiche Beute, weit sie nicht den etruskischen Städten gehörte, nach Rom in den Tempel s Jupiter Capitolinus. Gefangen war auch der eine Häuptling, Concoli- nos, da sich der andere, Aneroestos, mit seinen getreuen Anhängern selbst n Tod gegeben hatte.

Die Freude der Römer über diesen Sieg war eben so groß wie vorher, s die Gallierschwärme aus dem Norden auf sie hereinbrachen, ihr Schrecken wesen. Sie beschlossen sogleich ihren Sieg weiter zu verfolgen und die onsuln Quintus Fulvius und Titus Manlius drangen mit den Legionen das Gebiet der Boier, jenseits des Apennin ein, welche sich überall, wo e römischen Feldzeichen erschienen, ohne Kampf unterwarfen. Aber furcht- re Regengüsse machten die Wege grundlos, riefen eine Seuche im Römer- ger hervor, wodurch jedes fernere Vordringen unmöglich war. Die neuen onsuln P. Furius und C. Flaminius griffen die Gallier auf der entgegen- setzten Seite an. Sie gingen durch Etrurien über den Apennin und mar- irten durch das Gebiet der Anarier, welche sie als Freunde empfingen, in

das feindliche der Insubrer, deren Hauptort Mediolanum, das heutige Mailand, an der Stelle liegt, wo die Adda in den Po fällt. Aber der Uebergang über den Fluß, der wohl von den Feinden vertheidigt wurde und die Kämpfe bei der offenbar nicht sehr strategischen Führung des Flaminius hatten so viele Menschen gekostet, daß das Heer in offenbarem Nachtheil stand und als die Insubrer den Römern freien Abzug anboten, wofern sie ihr Gebiet verließen, so nahmen sie dies Anerbieten mit Freuden, vielleicht mit Schadenfreude an. Sie zogen sich wieder über den Po zurück und an seinem rechten Ufer abwärts, bis dahin wo der Fluß Clusius (Oglio) in ihn mündet, fast gerade südlich von dem unsern gelegenen Mantua. Verstärkt durch die Zuzüge der ihnen befreundeten gallischen Stämme gingen sie hier wieder über den Po und wagten einen neuen Angriff auf die Insubrer, welche zu spät ihre Thorheit einsahen, daß sie den Römern Zeit gelassen, aus den unwegsamen Wäldern und Sümpfen zu entwischen, die freilich jetzt durch tausendjährige Cultur fleißiger Menschenhände in einen Garten verwandelt sind, während sie damals nur durch die halbwilden Schweineheerden bevölkert waren.

Aber wo jetzt die Römer in das feindliche Gebiet eindrangen, war es besser angebaut mit Dörfern und Höfen, die jetzt bald in hellen Flammen standen. Die Wuth über diese Treulosigkeit der Römer bemächtigte sich aller Herzen und alle Hände griffen zu den Waffen. In Mailand stand ihr heiligster Tempel, einer Göttin geweiht, die Polybios mit dem griechischen Namen der Athene bezeichnet. Es war die Stadtgöttin und Madonna des Landes, wo die nach dem keltischen Geschmack mit Gold überdeckten Kriegszeichen standen. Diese, welche sie die Unbeweglichen nannten, machten sie nun beweglich. Denn sie trugen sie jetzt hervor aus ihrem heiligen Verließ und bei ihnen schwor die ganze Jugend der Insubrer zu den Waffen gegen die eidbrüchigen Römer. Es war ein Heer von 50,000 Köpfen, weit überlegen den Römern, welche jetzt auch ihren gallischen Hülfstruppen mit gutem Grunde zu mißtrauen glaubten. Sie beschlossen daher sie auf der anderen Seite des Flusses stehen zu lassen und nahmen nun selbst mit ihrer geringen Anzahl die angebotene Schlacht der Insubrer an. Die Römer waren auch hier in verzweifelter Lage, in ihrem Rücken lag der große Fluß und standen die Bundesgenossen, von denen sie wußten, daß sie nur warteten, um über sie herzufallen, wenn sie die Schlacht verloren. Auch jetzt war die Heeresführung des Flaminius sehr wenig zu loben gewesen. Aber das wohldisciplinirte Heer machte durch seine militairische Einübung und die todesverachtende Tapferkeit den Fehler des Feldherrn wieder gut. Jeder begriff, daß man siegen müßte oder verloren wäre. Es waren die Kriegstribunen (die Regimentsobersten), die altgedienten Centurionen, welche im römischen Heere

ehr die Stellung von Unterofficieren als Officieren einnahmen, an Stellung
d Bildung näher dem gemeinen Legionssoldaten, welche dadurch den Sieg er-
ngten, daß jeder, auf gut preußisch gesagt, seine Schuldigkeit that. Aber
war in ihnen auch viel Intelligenz, nicht bloßes Exercierreglement. Die
berſten ordneten an, daß in Rücksicht auf die Unfähigkeit der Gallier, die
r ihre schnell beim Gebrauch verbogenen ehernen Plempen führten, unfähig
n Kernwaffen und den Spitzwaffen zu widerstehen, als wahre Vorläufer
ſerer mittelalterlichen Ritter mit den zweihändig geschwungenen Schlacht-
wertern, die Römer ihre Waffen mit denen des dritten Gliedes der
miſchen Schlachtordnung austauſchen sollten, mit den Spießen der Triarier,
d dann, wenn sie dem Feind auf den Leib gerückt wären, von ihren kurzen
chwertern, dolchartigen Faſchinenmeſſern, Gebrauch machen sollten. Der
rfolg war ein glänzender. Die Römer siegten nicht nur vollständig, wur-
n nicht nur aus ihrer peinlichen Stelle im Rücken des tiefen und reißen-
n Stromes erlöst, sondern konnten gradezu auf Mailand marſchiren,
elches sich ihnen ergeben mußte. Die Römer standen also jetzt als Sieger
Herzen des seitdem durch alle Jahrhunderte bis zum heutigen Tage so
l begehrten und so viel umkriegten Prachtlandes der Lombardei, dicht
ſät mit Schlachtfeldern aller Zeiten, als ob der fruchtbarſte Boden von
ropa zur edleren Düngung Ströme von Menschenblut gebraucht hätte.

Die Gallier baten um Frieden; aber die Bedingungen, welche die Rö-
r verlangten, waren so hart, daß sich die Insubrer zu neuem Widerstand
tſchloſſen und sie strengten alle ihre Kräfte an gegen die Römer unter den
nſuln M. Claudius und Cn. Cornelius. Zu ihrem eigenen Heerbann
tten sie wieder die Gallier jenseit der Alpen aufgeboten. In jetzigen Zei-
n wird die junge Mannſchaft unter dem Nachdruck strenger Geſetze zu den
hnen einberufen. Damals fehlten sie noch, aber die jungen Bauernſöhne
ängten sich nicht minder in den Krieg aus natürlicher Neigung und Liebe
r Beute. Dieſe Gallier aus dem Flußgebiet der Rhone, die sich schon
ngſt den Ehrennamen Gaeſatae, die Lanzknechte, erworben hatten, zogen
Schaaren über den kleinen St. Bernhard in die lombardiſchen Ebenen
ch Mediolanum. Es waren bald an 30,000 Mann. Mit dieſer Hülfe
warteten die Insubrer getroſt den Anfall der Römer. Endlich kamen sie,
n Frühjahr, sie kamen, nachdem sie über den Padus (den Po) geſetzt hatten,
s nach Acerrae, zwiſchen Cremona und Mediolanum. Die Insubrer mach-
n eine kühne Diverſion, zogen über den Po mit ihrer ganzen Heereskraft,
gten sich vor Claſtidium, eine sehr feſte Stellung, und machten Miene,
Rücken der Römer den Süden zu bedrohen, zunächſt Etrurien, wo bei
lamon vor Kurzem die große Schlacht geliefert war. Die Gefahr, welche
s innere Italien bedrohte, bewog die Römer, ihnen geſchwind nachzuziehen,

freilich nur zum Theil. Denn der Consul Cornelius mit der Hälfte des Heeres blieb im Gebiet der Insubrer stehen. Dem anderen Consul Claudius gelang es, den Galliern, welche auf die Nachricht von dem Nahen der Römer die Belagerung von Clastidium aufgegeben, auf ihrem Rückmarsch in der Nähe des Po eine Niederlage beizubringen.

Die Folge davon war, daß sich der Consul Cornelius des wichtigen Acerrae bemächtigen konnte, wo die Gallier große Kriegs- und Getreide-Vorräthe niedergelegt hatten. Die gallischen Heerschaaren flohen jetzt nach Mediolanum, sich in ihrem Hauptort zu verschanzen. Aber die Römer rückten als Sieger vor die Stadt und zwangen sie zur Uebergabe, nachdem sie noch fast vor ihren Thoren eine verzweifelte Schlacht gegen die Gallier hatten auskämpfen müssen.

Jetzt endlich unterwarfen sich die Insubrer den Römern auf Gnade und Ungnade. Und damit endete der gallische Krieg; die Römer sahen sich im vollständigen Besitz des Landes zwischen Alpen und Apenninen. Die Kraft der Gallier war gebrochen und die Römer nutzten ihren Sieg gründlich aus. Sie sicherten ihn nach ihrer Manier, indem sie in Placentia, Cremona und Mutina römische Colonien einrichteten, d. h. in diese Städte stehende Garnisonen römischer Heereskörper führten, welche für ihre Lebensbedürfnisse durch das unterworfene Land versorgt werden mußten.

Die den Kelten stammfremden Venetier, zufällig mit dem Landgebiete der Republik Venedig beim Ausgang des Mittelalters zusammenfallend, und die den Kelten halb fremden Cenomanen, da sie noch viele etruskische Elemente aus ältesten Zeiten in sich schlossen, standen auf Seiten der Römer, weil sie die Gallier als ihre nächsten Bedroher fürchteten. So schien ganz Norditalien nunmehr den Römern zu gehören, als Hannibal alle nationalen Gefühle der unter dem Joch Roms knirschenden norditalischen Gallier durch seine Erscheinung mit einem ruhmbedeckten Heere von Neuem wach rief.

Der offenbar kräftigste Stamm der italischen Gallier, die Insubrer, und ihre Nachbarn, die Bojer, nach ihrem keltischen Charakter leidenschaftlich und ungeduldig das römische Joch zu ertragen, waren sofort in Aufstand gerathen, als die Nachricht kam, daß ihnen durch den Mann und das Heer des Südens von Norden her Hülfe kommen sollte gegen die südlichen Unterdrücker, die Römer. In ihrer angeborenen Ungeduld hatten sie die Zeit nicht erwarten können. Ihre Insurrection war offenbar voreilig gewesen. Denn Hannibal war noch fern, im Marsch begriffen durch alle Pässe der hohen Alpen und konnte ihnen nichts helfen. Sie hatten Anfangs mit großem Erfolge die Zwingburgen, welche die Römer in ihrem Lande errichtet, angegriffen (536 d. St.; 218 v. Chr.). Die Römer waren plötzlich gezwungen, geschwind nach Placentia und Cremona und Mutina zu fliehen

– die beiden ersteren hatten 6000 Mann römische Besatzung erhalten und
e von Mutina wird sehr wenig geringer gewesen sein — Hülfe konnte ihnen
ur der Heerhaufen bei Ariminum bringen, der auch gleich bei der Nachricht
s Aufstandes, unter dem Prätor Lucius Manlius, aufbrach. Er hatte nur
ber eine einzige Legion zu gebieten. Die Hauptheere der Römer, das eine
nter Cornelius war schon von Massalia nach Spanien gesegelt und dort
landet, das andere unter dem Consul Tiberius Sempronius stand in Sicilien.
s sollte nach Afrika übergehen. Eine karthagische Flotte, die nach Italien
stimmt war und in Sicilien verschiedene Angriffe ohne sonderlichen Erfolg
rsucht, hatte ihn noch aufgehalten, als ihn ein Senatsbefehl erreichte, der
n eiligst zur Vertheidigung von Italien nach Hause rief.

Es war daher kein Wunder, daß der Prätor Manlius mit seinen sechste-
albtausend Mann in den wilden Wäldern, angefallen von überlegener Fein-
szahl, den Entsatz der Römer-Colonien nicht bewirken konnte, sondern froh
ar, ein festes Lager auf günstigem Terrain beziehen zu können, in welchem
n die Gallier cernirten. Er konnte nur sich zu halten suchen, bis die
ndsleute aus Rom kamen, ihn zu entsetzen.

Aber sie kamen. Es war eine zweite Legion unter dem Prätor Lucius
tilius. Nun hielten sich die Burgen im italischen Keltenlande und der vor-
lige Aufstand war gedämpft. Aber er hatte doch den Vormarsch Hannibal's
esentlich begünstigt. Denn er hatte die Römer behindert, ihm an dem
uße der Alpen entgegenzutreten. Sie waren vollauf beschäftigt, die Kelten
Friedenszustand zu bringen, wie sie sagten „pacare", d. h. zu besänftigen.

So fand Hannibal zu seinem Glück kein feindliches Heer, als er den
alischen Boden betrat, sondern nur den aufständischen Barbarenstamm der
auriner, deren Hauptort, das heutige Turin, er nach drei Tagen eroberte,
orauf die Unterwerfung der ganzen Landschaft ohne weiteres Zuthun er-
lgte. Denn obgleich sie unmittelbar an die himmelhohen Alpen stößt, ist
e doch eine vollkommene Ebene, in der gegen eine Macht, wie sie Hannibal
mmer noch hatte, gar kein Widerstand möglich war und ist. Die Einge-
renen der sämmtlichen benachbarten Stämme, welche noch aus alter Tra-
tion die Bedeutung einer Völkerwanderung durch den gefürchteten Paß der
ora kannten, die immer furchtbare Umwälzungen in Norditalien nach sich
zogen, hielten es für gerathen, sich den fremden Gebirgsfahrern zu unter-
erfen. Hannibal beherrschte plötzlich das ganze Piemont, welches sich in
nsern Tagen durch seine militärische und anderweitige Tüchtigkeit, als halber
chweizerstamm, ganz Italien — bis auf den Kirchenstaat — unterworfen
t, mit Hülfe von Frankreich und Preußen und der eigenen Klugheit und
apferkeit.

Hannibal, der seine Truppen, wie er ihnen versprochen, gründlich er-

quickt und von Neuem ausgeruht hatte, marschirte, immer den Wassern des Po folgend, den Landschaften zu, in denen er sicher war, mit offenen Armen empfangen zu werden, in das Gebiet der Insubrer und Bojer, in die heutige Lombardei.

Eben dahin rückte auch mit schwerem Herzen und mit seinem Consularheere Cornelius Scipio. Jetzt endlich sollte, er sich mit diesem listenreichen Punier messen, der ihm oberhalb Massalia auf so nichtswürdige Weise in die Alpen entschwunden war und jetzt das ganze Oberitalien in Kriegsbrand gebracht hatte.

Denn dies eben war Hannibal gelungen, sobald er sich den eigentlichen Gallierstämmen genähert hatte. Es war Alles in Aufruhr. Scipio ließ sich das aber nicht anfechten, sondern als strammer Römer zog er Hannibal entgegen, und Hannibal hatte die Sesia, Scipio den Ticino, der aus dem Langensee, dem Lago Maggiore, oder wie man im Alterthum sagte, aus dem lacus Verbanus abfließt, überschritten. Zwischen diesen beiden Flüssen trafen sich die beiden Heere.

Scipio, der brannte, sich mit dem verhaßten Feinde zu messen, stürzte sich sogleich in die Schlacht, ohne die Zahl der Gegner, die weit überlegen war, in Berechnung zu ziehen. Allein gleich Anfangs brachten die afrikanisch-numidischen leichten Wüstenreiter die leichten römischen Vorplänkler in die völligste Verwirrung. Dann umsauste sie die Reiterei der Karthager auf den Flügeln und trug auch in diese durch ihre fernhin treffenden Geschosse den Schrecken. Als nun das überlegene feindliche Fußvolk auf das schwache Häuflein der tapfern Römer immer von Neuem einstürmte, da wurde ihre Kraft erschöpft und Hannibal siegte. Vergebens führte Scipio seine letzte Reserve persönlich in den Kampf. Er sank schwer verwundet und die Niederlage der Römer wurde dadurch entschieden. Ihn rettete aus dem Getümmel sein siebzehnjähriger Sohn, der hier seine ersten Sporen verdiente, der spätere große Held und Sieger gegen den großen Hannibal.

Scipio sah ein, daß er zu voreilig die durch die Kelten zu einem weit überlegenen Heere angeschwollenen Truppen des Hannibal angegriffen, und zog sich in guter Ordnung über den Po zurück, und Hannibal wagte es nicht ihn zu verfolgen. Der Verlust eines Heerhaufens von 600 Mann, welcher den Flußübergang deckte, weil er schnell die Brücke in seinem Rücken abreißen mußte, war freilich unvermeidlich. Scipio ging auf Placentia (Piacenza), wo noch die 6000 römischen Colonisten aushielten.

Aber auch Hannibal hatte den Poübergang gemacht und folgte jetzt Scipio auf dem rechten Poufer. Er fand bald die Brücke, wo die Römer über den Po gegangen waren, sie war aber zerstört. Die Besatzung, die diese Brücke hatte vertheidigen sollen und die man in der Eile nicht hatte zurück-

ziehen können, fiel in seine Gewalt. Von ihr erfuhr er, daß die Römer einen so weiten Vorsprung gewonnen, daß er sie durch Verfolgung nicht erreichen konnte. Er suchte und fand endlich eine Stelle, wo er den Strom mittelst einer Schiffbrücke überschritt. Hier empfing er zahlreiche Gesandtschaften der gallischen Stämme, welche ihm huldigten. Ihr ganzes Land war nach der Schlacht am Ticino in Aufstand gegen die Römer, jetzt stießen ihre Mannschaften und zahlreiche Vorräthe zu Hannibal's Heer, der nun Cornelius Scipio vor Placentia die Schlacht anbot. Da sie nicht angenommen wurde, zog sich Hannibal eine Meile zurück und bezog ein Lager. Aber unter den Galliern beriethen sich 2000 zu Fuß und 200 zu Pferde, voller Ungeduld sogleich etwas auszurichten, zu einer heimlichen Unternehmung. Vor Tagesgrauen, da noch Alles im karthagischen Lager schlief, brachen sie in der Stille auf, überfielen eine Abtheilung der Römer und machten ein großes Gemetzel außer ihnen. Schnell wie sie gekommen verschwanden sie wieder und brachten als gräuliche Siegeszeichen Hannibal die abgeschnittenen Köpfe der erschlagenen Römer. Er lobte ihre Tapferkeit und sandte sie mit ihrer Beute in die Heimath, um ihre Landsleute desto augenscheinlicher vom Siege zu überzeugen und zum Kriege aufzumuntern.

Hannibal mußte auch den Krieg nicht in Stocken gerathen lassen. Er eroberte das westlich gelegene Clastidium, während Scipio, dem Aufstand der Gallier in seinem Rücken auszuweichen, über den Po ging und sich an den hohen buschigen Ufern der Trebbia in einem festen Lager niederließ, daselbst den Zuzug seines Collegen Sempronius abzuwarten, welcher unglaublich schnell für die damaligen Zustände der Landstraßen von Sicilien bis Norditalien in fünf Wochen marschirte und seine Vereinigung mit dem Nordheer glücklich bewirkte. Die Stärkung der römischen Stellung in dem gefährdeten Gebiet wirkte augenblicklich. Die nächstgelegenen Gallierstämme huldigten wieder den Römern.

Hannibal sah, daß er dieser beginnenden Ebbe unter den Galliern sogleich mit seiner Fluth entgegentreten müsse. Er kam also schleunigst von Clastidium heran und legte das offene Land, welches gewagt, von ihm abzufallen, durch seine rastlosen numidischen Reiter weit und breit wüste. Des Abends erblickten die Römer aus ihren verschanzten Lagern rings um sich her am Himmel den Feuerschein brennender Dörfer und bald langten bei ihnen die flüchtigen armen keltischen Bauern, welche dem Gemetzel der schonungslosen Numidier entgangen, an, welche Schutz und Hülfe von den Römern forderten.

Es war die Ankündigung, daß Hannibal mit seinem Heere heranrücke.

Der Consul Sempronius brannte vor Kampfbegier. Es war vergebens, daß ihn sein erfahrener, aber noch wundenkranker College abmahnte, sich jetzt

mit Hannibal zu meſſen. Sempronius bedurfte des Kampfes um ſo mehr, da ſein Amtsjahr faſt abgelaufen war und er wußte, daß der kranke Scipio kein Concurrent ſein konnte in der Führung des Heeres zum Siege.

Aber auch Hannibal hatte nicht mindere Eile, er durfte nicht zugeben, daß die Römer ſich von Neuem in Norditalien befeſtigten und einen Umſchwung der Stimmung bei den wankelmüthigen, ſtets leidenſchaftlich erregten Galliern zu Wege brächten. Auch er mußte ſchlagen. Aber es hatte Hannibal ſehr bald ſeines Gegners Natur ausgekundſchaftet. Er ließ ihn mit Vergnügen einige Vorpoſtenſcharmützel gewinnen, um ihn deſto leidenſchaftlicher in Hoffnung auf eine günſtige Schlacht entbrennen zu laſſen.

Sempronius war nicht abzuhalten ſeine Reiterei gegen die numidiſchen Plünderer abzuſenden. Die Gefechte wurden immer hitziger, bis ſich allmälig die beiden ihren Vorplänklern zu Hülfe eilenden Heere in Schlachtordnung gegenüberſtanden.

So entbrannte der Kampf, der mit furchtbarer Erbitterung geführt wurde. Denn die römiſchen Legionarier ſtanden wie lebendige Mauern und wichen dem immer erneuten Anſtürmen der Karthager nicht einen Fuß breit.

Da war es der jüngſte von Hamilkar's Löwenbrut, Mago, der geliebte Bruder Hannibal's, welcher mit der letzten Reſerve von 2000 Mann Fußvolk und Reiterei, nachdem das ganze Heer, auch die Elephanten ihre Schuldigkeit gethan, den entſcheidenden Schlag ausführte. Hannibal konnte ſeinen geliebten Mago umarmen als den Retter in der Noth, er hatte den glücklichen Ausſchlag gegeben. Die Schlacht war gewonnen und es blieb den Römern nur übrig, ſich zurückzuziehen mit ſchweren Verluſten. Aber auch Hannibal hatte ſchweren Verluſt. Namentlich war in dieſem Kampfe das begreiflich unerſetzliche Elephantenheer bis auf einen, den er ſpäter im Arnothale als Reitthier benutzte, zu Grunde gegangen, theils in der Schlacht ſelbſt, theils in der ſchlimmen Jahreszeit und den furchtbaren Märſchen durch grundloſe und überſchwemmte Wege, die er ſeinem Heere zumuthen mußte, um dem retirirenden Feinde entgegen gehen zu können.

Als die Nachricht von des Sempronius unglücklichem Spiel mit den blutigen Kriegswürfeln nach Rom gelangte, faſt zugleich mit ihm ſelber, der ſich mit einer geringen Anzahl Reiter faſt durch ein Wunder durch die Karthager und das aufrühreriſche Land durchgeſchlagen, um die neue Conſulwahl zu bewirken, erhoben ſich die Führer der liberalen Partei mit den erbittertſten Angriffen auf die Senatspartei. Vor Allem war es Flaminius, der Volksmann, der die bisherige Kriegsführung vor dem unmündigen, aber deſto gläubigeren Volk ſeiner ſchonungsloſen Kritik unterzog. Er wurde mit Servilius zum Conſul erwählt.

Beide gingen mit Heeren nach Ariminum und Etrurien ab. Aber auch den Süden zu schützen, machte Rom die größten Anstrengungen. Zu Hause und bei den Bundesgenossen wurde eifrig ausgehoben. Es gingen Truppen nach Tarent, Sicilien und Sardinien. Auch der nunmehr schon hoch betagte König Hiero von Syrakus mußte mithelfen. Er schickte 1000 Hopliten, schwer bewaffnete Fußkämpfer, und 500 aus Candia, dem damaligen Kreta, geworbene leichte Infanteristen.

Denn je größer die Gefahr den Römern schien, desto größere Anstrengungen machten sie, ihr zu begegnen.

So standen also Hannibal nicht nur die unzähligen mit Mauern gepanzerten Städte, sondern auch viele lebendige Mauern von Menschen mit gewappneter Hand entgegen. Hannibal, der alle diese Gefahr, wenn auch nur im Allgemeinen, wohl kannte — er überschätzte sie eher, als daß er sie unterschätzt hätte — ging ihnen muthig entgegen. Er zog mit seinem Heere nach Bononia und von da über den Apennin, den lange von den Galliern benutzten Paß, welcher in das obere Arnothal führt. Hier wie niemals vorher stiegen die Marschschwierigkeiten auf den höchsten Punkt; noch schrecklicher als die Tagemärsche waren die Nachtrasten, welche er sich und seinen Truppen in der sumpfigen, mit Wasser bedeckten Thalniederung zumuthen mußte. Oft mußte man sogar das Gepäck zu Hülfe nehmen, um auf demselben einigermaßen trocken über dem ganz von Wasser durchzogenen oder wohl gar überschwemmten Erdreich die Nacht zubringen zu können.

So ging es unaufhaltsam vorwärts nach Faesulae, dem heutigen Fiesole, über Florenz. Denn auch seine gallischen Verbündeten drängten ihn dahin. Ungeduldig und leidenschaftlich, wie sie waren, verlangten sie stets, Resultate zu sehen von ihrer Verbindung mit Hannibal, wenngleich in der Masse des Volks noch ein viel reellerer Grund zum römischen Kriege vorhanden war, der sie bewegte, der Wunsch nach ergiebiger Beute.

Allein so brauchbar sie sich im plötzlichen Angriff gegen den Feind zeigten, so wenig verläßlich zeigten sie sich bei den Beschwerden des Marsches. Hannibal, der sie völlig durchschaut hatte, begegnete der Gefahr eines allgemeinen Ausreißens derselben in ihre Heimath dadurch, daß er seinen kühnen Bruder Mago, welcher die Reiterei führte, zum Schwanzmeister machte. Er schloß den Heereszug und zwang mit seinen flüchtigeren Reitern jeden fahnenflüchtigen Gallier, bei der Fahne zu bleiben. Freilich waren die Wege durch die vormarschirenden Karthager für die armen Kelten grundlos geworden.

Hannibal setzte sich jeder Gefahr nicht minder aus als sein Bruder, und ein eben deshalb vernachlässigtes Augenübel in den sumpfigen Gegenden des gebirgigen Nordetruriens — wohl die sogenannte ägyptische Krankheit — kostete ihm sein eines Auge.

Aber der große Hannibal sah mit dem ihm gebliebenen andern Auge immer noch mehr als Argus mit seinen hundert Augen, weil in seinem Innern das helle Licht seines Geistes leuchtete.

So stieß er am trasimenischen See mit dem römischen Heere des Volksmannes Flaminius zusammen, der mit seinen beiden gesunden Augen von dem Licht, das aus Hannibal's einem strahlenden Auge ausströmte, plötzlich geblendet wurde.

Flaminius hatte seinen ewig unmündigen Wählern, den souveränen Quiriten, erzählt, es wäre eine ganz leichte Sache, die karthagischen Eindringlinge zu vernichten, wenn man ihnen nur mit römischer Tapferkeit zu Leibe ginge.

Jetzt hatte er diese Reden gut zu machen an der Spitze seines Heeres. Der große Hannibal war also endlich bei Fiesole mit seinem schwer geprüften Heere angelangt, nachdem er unter den schlimmsten Naturzuständen des Landes, in der halben Winterzeit, im frühen Frühjahr unter den größten Nöthen herabmarschirt war. Denn dieses Thal hatte damals ein ganz anderes Ansehen als jetzt, wo es von den herrlichsten Culturen bedeckt ist. Es bildete damals noch eine Kette von Seen und Sümpfen, welche durch die verschiedenen Thalstufen, wo das Gebirge von beiden Seiten nahe an einander rückte, natürliche Barrieren bildeten. Der spätere Durchbruch dieser Thalstufen, vielleicht durch Menschenhand bewirkt — der heutige Name eines Ortes Inzisa, der Durchschnitt, hat die kühne That früheſter Zeiten bewahrt — hat die Wasser abgeleitet. Aber als Hannibal mit seinem Heer hier durchzog, bildeten die verschiedenen Thalstufen des Arno noch ebensoviel Seebildungen, wie die meisten Alpenthäler, auch das der Dora Baltea, welche Hannibal's Heer in den Alpen muthig passirt hatte.

In der That war auch dieser Uebergang des Apennin und der Marsch durch das sumpfige und wüste Arnothal in der schlimmen Jahreszeit eine nicht geringere Großthat, als der über die wilden Alpen und den wildesten St. Bernhardpaß.

Hannibal hatte wieder einmal das Unmögliche möglich gemacht, er hatte seinen Einbruch in das eigentliche Italien bewerkstelligt auf einer Straße, wo in dieser Jahreszeit kein Römer annehmen konnte, daß eine feindliche Armee sich bewegen konnte, wie P. Cornelius Scipio für unmöglich gehalten, daß Hannibal über die Alpen kommen würde. Deshalb war, gerade wie damals dieser, jetzt Flaminius nicht bis zum Arno vorgerückt, sondern bei Aretium (Arezzo) stehen geblieben, wie eilig er auch dahin, ohne die Auspicien und heiligen Einweihen in Rom abzuwarten, aufgebrochen, zum Schrecken aller altgläubigen Römer. Servilius hatte die heiligen Gebräuche alle mitgemacht und war doch noch zeitig genug auf der bequemen Straße

Ariminum bei seinem Heere eingetroffen, wo er die Legionarier aus lacentia und Cremona an sich zog. Flaminius selber machte auch in der ühen Jahreszeit seinen Vormarsch durch Gegenden, wüst genug, wenn auch cht so wie das Arnothal, durch das Thal des Clanis (Chiana) und das ere Tiberthal, die in dieser Jahreszeit für unmöglich galten.

Und doch hätte er wissen müssen, daß grade hier die einzige wahrscheinhe Straße für Hannibal lag, die er anzuwenden hatte, wenn er an den nbruch der Gallier, als sie vor Kurzem bis Clusium (Chiusi) wenige agereisen von Rom vorgedrungen waren, gedachte. Freilich war dies in der sseren Jahreszeit geschehen. Aber die furchtbare Energie Hannibal's, welche m die Alpenthore geöffnet, hätte ihn warnen müssen, um so mehr, da es ihm lag, dieselbe Fortsetzung der Gallierstraße zu verlegen, die in dem letzten allierkriege die Kelten nach Italien geführt hatte.

Und in der That war Hannibal völlig in denselben Fußtapfen der alten allierstraße gegangen von Vienne an der Rhone bis nach Turin. Jetzt tte er unter ihrer Führung, das heißt nach Anhörung der gallischen ihrer, diesen Weg gewählt, von dem er wußte, daß Gallierheere auf ihm ch Etrurien gelangt waren.

Hannibal hatte kaum sein Heer von den Mühen des Marsches durch sruhung wieder gestärkt, als er auf der alten Gallierstraße gegen Arezzo aufbrach und unter furchtbaren Verwüstungen das ganze Land Etrurien imsuchte, wobei die Gallier natürlich das Beste thaten. Den Etruskern schien deshalb auch dieser Einfall des Hannibal als eine neue Völkerwanrung der Gallier, die sie als ihre feindseligen blut- und beutegierigen achbarn gründlich seit Jahrhunderten haßten. Sie werden nicht minder n Flaminius um Hülfe gegen den grausamen Feind beschworen haben, ie die römertreuen Stämme Norditaliens, als derselbe Hannibal ihr Land rheerte, den Sempronius zur Schlacht an der Trebbia drängten. Freilich itte Flaminius vor allen Dingen seine sichere Vereinigung mit dem anren Heere des Servilius ausführen müssen, von dem er wußte, daß er ranmarschire, als er gehört, daß Hannibal nicht nach Ariminum, sondern f der Richtung nach Aretium gegangen. Denn es war in dem früheren riege ein reines Glück gewesen, daß der andere Consul aus Sardinien in isae landend sich mit seinem bereits im Kampf engagirten Collegen auf der erdies unvermeidlichen Riviera straße Rendezvous gegeben hatte, während aminius mit seinem Heere in Gegenden stand, welche von unzähligen efileen erfüllt waren. Täglich und stündlich hoffte Flaminius von seinen orposten die Kunde vom Nahen des befreundeten Heers. Aber Servilius ar, statt auf dem graden Wege, auf der bequemen Via Flaminia auf poleto zu marschirt, die allerdings einen Umweg nach Aretium machte,

aber das Heer auf gebahntem Wege sicher dem gefährdeten Collegen zuführen konnte, der in der festen Stellung von Aretium nur zu warten brauchte.

Aber der ungeduldige Flaminius, der freilich auch überdachte, daß der verwegene Hannibal, der sehr absichtlich bei ihm vorbeimarschirt war, das Land ganz unbeschützt im Süden fand, so daß er, ohne einem Heere zu begegnen, bis in die Nähe von Rom gelangen konnte, selbst ohne daß die Römer einen Schwertstreich gethan, der schon gegen Süden ein paar Märsche voraus hatte, beschloß, wie es fast seine Pflicht war, den Hannibal zu verfolgen und ihn anzugreifen, wo er ihn fände.

Hannibal hatte den Vorsprung, den er gewonnen, wohl genutzt. Die spätere Via Cassia, welcher auch die heutige Eisenbahn wesentlich folgt, weil ihnen das Thal der Chiana ihre Richtung vorschreibt, hatte sowohl Hannibal als auch der ihm nachfolgende Flaminius verfolgt. Sie läuft hart an einem jener vielen Seen vorüber, die so charakteristisch für das westliche Vorland der Apenninen sind, welchen man den lacus Trasimenus nannte. Im früheren Alterthume lautete der Name: Trasumennus. Das erste u beweist, daß man schon damals in Italien das u wie im heutigen Italien und in Frankreich unter keltischem Einfluß wie ü sprach, wie Parisiis und Parisius (in Paris) im frühen Mittelalter, und das verdoppelte n erklärt sich durch viele etruskische Namen wie Sisenna, Porsenna u. s. w.

An diesem See, der etwa 14 Stunden Umfang hat, rings von Bergen umgeben ist, bis auf eine kleine Oeffnung, wo das Thal der Chiana mit ihm sich vereint, ohne jedoch in ihn zu münden oder seine Wasser aufzunehmen, während vielmehr der Abzug des Sees, freilich unterirdisch, an der entgegengesetzten Seite liegt, — seit Menschengedenken künstlich durch einen Canal, früher vielleicht natürlich, — da hatte sich Hannibal unter dem Schutz der nördlichen Uferberge mit seinem Heere verborgen. Denn er hatte erfahren, daß das Römerheer ihm nachfolgte. Der See ist fast rund, und durch zwei auf beiden Seiten vorspringende Vorgebirge wird er gleichsam in zwei Hälften getheilt. Das eine Vorgebirge, welches die einzige Straße übersteigen muß, bildet gleichsam eine Klamm. Und sie hatte Hannibal besetzt. Bis zu ihr ist der Weg nur schmal, eingeengt zwischen Gebirg und See. Diesen verhängnißvollen Weg betraten die römischen Heersäulen mit dem Grauen des Morgens, in der frohen Hoffnung, nun bald auf ihre heraneilenden Landsleute zu stoßen. Dichter Nebel, wie er an diesem See so häufig noch heute zu sehen ist, bedeckte die Landschaft, der die nächsten Gegenden dem Blick entzog. Es war ja nur eine Meile, die zu marschiren war bis zu dem Vorgebirge, wo das Land offen war. Aber als sie an dem Paß anlangten, da erhoben sich vor ihnen die hohn-

achenden Schaaren der Gallier, welche ihn eingenommen hatten, wie die Gespenster ihrer Vorfahren, welche die Römer in einem gleichen Passe bei Telamon eingeschlossen und niedergehauen hatten gleich hülflosen Schafen. Zu günstig war ihre Stellung, als daß die todesmuthige Tapferkeit der Römer im Stande gewesen wäre, diese natürliche Festung zu stürmen. Unterdessen war aber die ganze lange und schmale Marschcolonne auch von hinten und von der Seite von überlegenen Feindeshaufen angegriffen. Frei war nur die Seite nach dem See zu, welche den Römern ein nasses Grab bot. Die Römer schlugen sich mit Löwenmuth und die Gallier hatten schweren Verlust. Aber ihr Römerhaß war doch stark genug, daß sie nicht wichen; schrecklicher noch war der Angriff Hannibal's von hinten, während auf der Seite die balearischen Schleuderer ihre wohlgezielten Schleudersteine vernichtend aus unangreifbarer Ferne in die Mitte des wehrlosen zusammengepreßten dichten Heerhaufens von den unangreifbaren Höhen herabsandten. Flaminius war völlig von Hannibal überlistet, er war mit seinem Heere in einer Falle gefangen, wie ein Marder, Rettung war unmöglich und es blieb ihm nur übrig als ein Römer zu sterben. Er suchte und fand einen Soldatentod, das Heer war vernichtet. Es gab davon nur Todte und Gefangene, je 15,000. Es war eine Niederlage, welche Rom seit den Tagen der caudinischen Pässe nicht mehr erlebt hatte.

Flaminius war gestorben wie er gelebt, seines Zeichens als Demokrat, vorzüglich aber als gründlicher Verächter der römischen Götter, unbesonnen und unglücklich im Krieg, aber tapfer gegen die karthagischen Vaterlandsfeinde, wie sein aristokratischer College und Parteigegner im ersten punischen Kriege. Beide waren durch den Tod allen Verantwortlichkeiten entrückt.

Allein für die Aristokratenpartei war der ungestüme Claudier nur eine vereinzelte Erscheinung gewesen. Doch die Vernichtung des Heeres durch die Führung des gottlosen Flaminius — sein Geschlecht mochte im Tempeldienst des Flamen Dialis in die Höhe gekommen sein, das wie wenig andere klar geworden über die Schaalheit und Leerheit der römischen Staatsreligion, welche nur dazusein schien, um jede freie Entwicklung zu hemmen — brachte in Rom plötzlich einen völligen Umschwung der Parteien zu Wege.

Die Demokraten fühlten sich durch die Niederlage und den Tod ihres Parteihauptes völlig geschlagen und niedergeschmettert, nicht anders, als ob sie Hannibal geschlagen hätte und mit Uebergehung des sonst tüchtigen Servilius, der immer vielleicht noch im Stande gewesen wäre, Hannibal einen energischen Widerstand entgegenzusetzen, wurde der hocharistokratische Q. Fabius Maximus zum Dictator erwählt. Denn das Vaterland war in Gefahr. Das bedeutete ja immer in Rom die Wahl eines Dictators.

Niemals war in der That das römische Volk in größerer Gefahr als

jetzt, und insofern war die Wahl eines Dictators nie begründeter gewesen, als in diesem Augenblick.

Flaminius und sein Heer war nicht mehr und 4000 Reiter von Servilius' Heer, die er jenem schnell entgegengesendet, waren bald darauf ebenfalls von Hannibal gefunden und ebenfalls gefangen und niedergemacht. Von den Ueberlebenden befahl Hannibal die Römer in Fesseln zu legen, die Latiner aber entließ er ohne Lösegeld sogleich frei in ihre Heimath. Er sagte ihnen, nicht gegen sie, sondern gegen Rom führe er Krieg, die Unterdrückerin aller freien Völker. Das ganze Land stand ihm offen bis Rom und schon erwarteten ihn die geängstigten Römer vor ihren Thoren. Dorthin nahm Servilius auch seinen Weg, als er die Niederlage am trasimenischen See erfahren.

Der neue Dictator begann sein Amt damit, den Zorn der Götter zu versöhnen, den Flaminius nicht durch Fahrlässigkeit oder Unverstand im Kriege, sondern durch seine Religionsbeleidigungen über das Volk herabgezogen. Als es durch Priester und Obrigkeiten feierlich entsühnt und heilige Gelübde den Göttern geleistet waren, da erst wendete er seine Aufmerksamkeit auf die weltliche Beschützung des Staats. Das Heer wurde ergänzt durch zwei neue Legionen und die umfassendsten Rüstungen bei Latinern und Bundesgenossen angeordnet. Bei Ocriculum an der obern Tiber vereinte er sich mit Servilius.

Unterdessen war Hannibal nicht auf Rom südlich gegangen, sondern östlich nach Spoletium an der via Flaminia. Als er es nicht gleich, wie seine Absicht war, überrumpeln konnte, zog er weiter nach Osten, über den Apennin nach Picenum, welches dicht von römischen Ansiedlern bevölkert war. Diese traf der Einbruch Hannibal's mit seinem sengenden und brennenden Heere auf das Empfindlichste. Hannibal wollte eben den Römern möglichst Schaden thun und es gelang ihm nur zu gut. Die ganze mühsame Römerarbeit in Picenum schien verloren. Hier ließ er dann sein Heer in dem schönen Lande, in der milden Frühlingsluft sich erholen von den Anstrengungen der Schlachten und Märsche.

Hannibal stand nun wieder am Meer, bei Hatria, der klassischen Stadt, nach welcher es das adriatische genannt ist; — die Römer hießen es mare superum, das obere Meer, weil sie über die Gebirge steigen mußten, dahin zu gelangen, während sie zu dem mittelländischen Westmeere nur herab zu steigen hatten und es daher mare inferum, das untere Meer, nannten — er sah wieder die Brücke, welche ihn mit der Heimath verband und sandte auf ihr seine Boten nach Afrika hinüber mit seinen Siegesbotschaften, die mit Freudenjubel empfangen wurden und Volk und Regierung bestimmten, jede Anstrengung zu machen, um ihre Heere in Spanien und Italien zu unterstützen. Und eben war ihrer Flotte ein großer Gewinn gelungen: sie hatte

ie römiſche Flotille, welche reiche Vorräthe nach Spanien für Gn. Cor-
lius Scipio bringen ſollte, genommen.

Hannibal benutzte die willkommene Ruhezeit, in der Pferde und Menſchen
eder zu Kräften kamen, zu einer Reorganiſation ſeines Heeres, welche ſich
r Kriegsführung bei den römiſchen Feinden anſchloß. Er bewaffnete und
ercirte ſeine Afrikaner mit den erbeuteten Waffen der Römer nach römi-
jer Art.

Als er ſich wieder in Bewegung ſetzte, folgte er ſtets gen Süden zu der
eeresküſte in langſamen Märſchen. Beſonders aufmerkſam war er auf
ine Reiter und Pferde. Dieſe letztern litten noch viel an offenen Schäden,
e er durch Weinbäder heilen ließ, ein Beweis, wie ſtark der Weinbau in
eſen Gegenden war. Daß ſich die Menſchen auch innerlich daran er-
ickten, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Auch ihre Wunden heilten
neller in dem herrlichen Klima. Dann ging er raſcher vorwärts durch das
nd der Marruciner, Frentaner und Daunier. Hier legte er alles Land,
ſonders um die römiſche Colonie Luceria, wüſte — auch hier war es alſo
chaden, den er ſpeciell den Römern that. Dann wendete er ſich in das
nere Samnium über Aecä, Benevent und Teleſia, ob es ihm gelingen würde,
e Samniten, die alten Feinde Roms, zum Abfall zu bewegen.

Allein wie groß auch noch immer die Abneigung dieſer Stämme ſein
ochte, jetzt, wo ein afrikaniſches Heer, eine Kelteninvaſion gegen ſie ein-
ürmte, erblickten ſie doch in demſelben nur den Landesfeind und ihr Span
it den Römern erſchien ihnen dagegen nur wie ein Familienzwiſt, in den
ch kein Fremder zu mengen hätte. Alle Städte Samniums auf der Straße,
e Hannibal zog, ſchloſſen ihm die Thore, und es blieb ihm nur übrig,
enn er ſie nicht mit Sturm nehmen konnte, ihr Gebiet zu brandſchatzen.
)ann zog er ſich nach Aecä zurück.

Unterdeſſen war, obgleich ſpät, der bedächtige römiſche Dictator doch
uch, nachdem er Alles nach der Ordnung abgemacht hatte, allmälig, ohne
ieberſtürzung herangekommen, nachdem er durch die latiniſchen Städte auf
:r via Latina heranmarſchirt war, und blieb eine ſtarke Meile von dem
einde entfernt ruhig ſtehen.

Hannibal rückte dicht vor das römiſche Lager und bot die Schlacht an,
ber die Römer rührten ſich nicht aus ihrer wohl gewählten Stellung.
)annibal hatte nicht Luſt ſie darin anzugreifen und ging wieder in ſein
ager. Fabius hatte wohlgethan. Sein Heer beſtand nur aus friſch ausgeho-
:nen Leuten, der geringſte Theil aus alten Soldaten. Aber in Hannibal's
eere gab es nur altgediente Leute, die das Kriegshandwerk aus dem Grunde
erſtanden. Hannibal bedurfte in dem feindlichen, ihm ganz abgeneigten
ande, wo es keinen Abfall, keine Ueberläufer gab, Siege, um Erfolge zu haben

Bei den Römern war das entgegengesetzte Bedürfniß. Da sie gegenüber dem rasenden Feinde Siege nicht hoffen durften, bei ihren kleinen Mitteln, einer zusammengerafften Armee — ihre Veteranen faulten als Leichen auf den Schlachtfeldern an der Trebbia und am trasimenischen See — mußten sie nothwendig die Gelegenheit vermeiden, welche Hannibal zu glänzenden Erfolgen führen konnte. Sie waren auf den, freilich für die Freunde nicht minder als für die Feinde, ermüdenden Festungskrieg angewiesen, zu welchem ihnen die nationale Auffassung dieses Krieges von Seiten des ganzen eigentlichen Italiens den Vorgang zeigte, daß nämlich auch die den Römern abgeneigten Städte, namentlich in Samnium, Hannibal die Thore ihrer Städte verschlossen, eben weil sie ihn als Nationalfeind betrachteten. Es war der schlimmste, der passive Widerstand, dem Hannibal in dem eigentlichen Italien begegnete, worin die eigentliche Stärke der Italiener gegen äußere Invasionen zu allen Zeiten bestanden hat, und den Q. Fabius Maximus durch eine wahrhaft geniale Auffassung aus den festen Städten in die Feldoperationen des Heeres hinübertrug.

Es geschah Hannibal gar nichts zu Leide. Aber jede seiner Bewegungen wurde gelähmt durch den bezaubernden Basiliskenblick der römischen Beobachtungscorps, welche sie still und drohend, aber unangreifbar überwachten. Dieser starr methodischen Kriegsführung gegenüber halfen dem Hannibal seine genialen Winkel- und Querzüge gar nichts. Fabius ließ sich dadurch in seiner ebenfalls sehr genialen Ruhe nicht im mindesten stören. Hanniba merkte bald, daß er sich gegenüber einen anderen Mann als den Sempronius oder Flaminius hatte.

Allein sein Glück kam ihm von unerwarteter Seite entgegen, von dem Feinde selbst.

Der Magister Equitum, der Reitmeister des Dictators, sein Adlatus, Minucius, hatte ganz andere Ansichten. Er repräsentirte die römische Demokratenpartei und ergoß sich bald offen gegen Jedermann gegen die muth- und thatenlose Taktik des Dictators. Die Soldaten wären gut und zuverlässig, das Volk ließe es an nichts fehlen, wohl aber der ewig bedenkliche Alte, der bei seiner starren Unbeweglichkeit jede Gelegenheit zu einer kühnen That unbenutzt vorüber gehen ließe. Es war der Anfang einer demokratischen Agitation, die sehr bald Fortschritte im Heere machte, und bald fing sogar der gemeine Soldat an, gegen den Fabius zu murren. Wozu das ewige Hin- und Herziehen auf beschwerlichen Gebirgswegen, immer dicht an den Ferse des Feindes, wenn es doch zu keinem Schwertschlag kommen sollte. Der Reitmeister Minucius wäre doch ein anderer Mann, als der alte abgelebte Fabius, der es nicht wagte, sich mit Hannibal zu messen.

Aber dieſer ſelber begriff am Beſten die Weisheit von Fabius' Kriegs-
ɔrung. Keine einzige namhafte Stadt hatte er bisher gewonnen und er
ɔlte immer mehr die Verlegenheit, die ihm die Nähe dieſes Römerheeres
ɔeitete.

Er beſchloß ſich plötzlich derſelben zu entziehen, indem er durch einen
erwarteten Marſch Campanien überfiel. Er hatte unter den Gefangenen
ı traſimeniſchen See drei vornehme Campaner kennen gelernt und frei
ch Hauſe entlaſſen. Sie hatten ihm gerathen, ſich Capuas zu bemäch-
en, wo viel Haß gegen die Römer wäre, den ſie möglichſt ſchüren wür-
ı. Jetzt erinnerte er ſich ihrer Worte und ihres Rathes. Er befahl
nem Führer ihn nach Caſinum, welches am obern Liris liegt, zu führen.
ieſer aber, des Puniſchen wenig kundig, hatte falſch Caſilinum am Vol-
ɔnus verſtanden und führte ſo das Heer. So waren andere ſtrategiſche
äne, wodurch Hannibal die Römer gänzlich von ſich zu entfernen hoffte,
:dorben und der unglückliche Führer mußte ſeine mangelhaften Sprach-
ıntniſſe am Kreuze büßen. Hannibal ſtand nun in der Nähe des herr-
ɔen ager Falernus, des Gartens von Italien, den er ſogleich von Ma-
ɔbal und ſeinen numidiſchen Reitern verwüſten ließ bis Sinueſſa hin,
ɜ am Meere liegt. Auch hierher war Fabius dem Feinde gefolgt und
ɔ die Verheerung des Landes und die Rauchſäulen der brennenden Höfe
ɒ Dörfer mit Gleichmuth an, ohne ſich zu rühren. Da begann Minu-
s' Ungeduld von Neuem und nicht minder die ſeiner zahlreichen Geſin-
ngsgenoſſen im römiſchen Heere. Aber der alte Fabius ließ ſich dadurch
ht ſtören. Er hatte geſehen, daß von Tag zu Tag ſeine jungen Re-
ıten durch ſeine ſtrenge Disciplin an militairiſcher Haltung gewannen.
gab ihnen Spielraum ſich zu verſuchen in kleinen Scharmützeln mit dem
inde, der genöthigt war, ſich ſeinen Unterhalt durch ausgedehnte Foura-
ungen zu verſchaffen. Dieſe einzelnen Corps anzufallen und zu verjagen
:r zu vernichten, war ſein erfolgreiches Bemühen. Das war ſeine Kriegs-
ɔrung. Sonſt verhielt er ſich vertheidigungsweiſe immer in feſten, unan-
:fbaren Stellungen.

Auch jetzt hatte dieſe methodiſche Kriegsführung den beſten Succeß.

Die Capuaner trotz der Nähe des Hannibal fürchteten das Heer des
bius, welchem kein Schaden zugefügt war, doch mehr, und wagten es
ht, ſich für Karthagos Feldherrn auszuſprechen.

Hannibal ſah, daß ſeine Hoffnung auf die Capuaner vergeblich war
ɒ begriff mit ſeinem klaren Blick in die ihm vorliegenden Verhältniſſe,
ɜ er hier ſeine Zeit mit Zuwarten nur verlieren würde. Ebenſo ſchnell,
ɜ er gekommen, brach er daher wieder nach Apulien auf.

Fabius hatte kaum die rückgängige Bewegung des Feindes bemerkt, als

er ihm nach ſeiner methodiſchen Führung ſogleich folgte, immer ſein Heer zuſammenhaltend von Etappe zu Etappe. Hier bei Caſilinum glaubte er endlich den Feind in der Schlinge zu haben. Er verlegte ihm den Weg in dem ſchon bergigen Terrain. Er hatte beide Ufer des Volturnus auf den Höhen mit ſeinen Truppen ſehr wohlüberlegt garnirt. Hannibal ſchien in der nicht beneidenswerthen Lage, dieſe vom Feinde beſetzten Höhen mit ſicher großem Verluſt und zweifelhaftem Erfolge erſtürmen zu müſſen, um ſich nur den Durchgang zu ſchaffen.

Hier war es, wo Hannibal ſeine durch alle Jahrhunderte bewunderte, nacherzählte und nachgeſchriebene Kriegsliſt in's Werk ſetzte, welche ihm bequemen Abzug auch ohne Schlacht verſchaffte, die ihm der ſonſt Schlachten ſo ungemein abgeneigte Fabius diesmal liebevoll — nämlich für Rom — zugedacht hatte. Hannibal ließ eine Ochſenheerde, der zwiſchen den Hörnern trockne Reiſerbündel angebunden waren, unbeſetzte Berge hinauftreiben und dieſe Reiſerbündel dann mit Feuer anſtecken. Als ſie luſtig brannten, jagten nicht nur die Ochſen, ſondern auch das brennende Feuer in wilder Flucht vorwärts. Die Römer konnten nicht anders denken, als daß das Karthagerheer bei Fackelſchein des Nachts ihnen entfliehen wollte. Sie verließen ihre Stellungen und eilten auf den Feuerſchein. Als ſie an dem Urſprung deſſelben anlangten, erblickten ſie nur Ochſen. Hannibal, als er die Römer auf falſcher Fährte wahrnahm, marſchirte wohlbehalten durch die nunmehr unbeſetzten Defileen. Er hatte den Ochſen und den Römern etwas — und zwar ſehr Unangenehmes — gleicherweiſe aufgebunden.

Als ſie — nämlich die Römer — es merkten, war Hannibal mit ſeinem Heere ſchon weit hinweg und ſie ſtanden noch an dem Berge, den ſie mit vieler Anſtrengung, Mühe und Noth erreicht und hatten das Nachſehen.

Hannibal war der methodiſch zuſchnappenden ſcharfen Scheere, die aber zu langſam zugeſchnappt hatte, glücklich entronnen und ſetzte unbehelligt von den gründlich düpirten Römern ſeinen Marſch nordöſtlich nach Apulien fort, welches er mit klugem Blick als ſeine Burg und ſichere Heimath im fremden Italien erkannt hatte, wie ſpäter unſer Kaiſer Friedrich II., als ihm Rom, und Deutſchland außerdem Feind geworden war. Hannibal hatte wieder unter fürchterlichen Verheerungen im Samniterlande, denen ſich kein Heer widerſetzte — nur die Städte verſchloſſen ihre Thore — an Beute und Unterhalt des Heeres wohl verſorgt, die Gegend von Luceria erreicht. Hier verſchanzte er ſich, etwa 5 Meilen nördlich bei Geronium; er beſchloß hier zu überwintern und ſeine numidiſchen Reiter brachten bald aus der offenen Ebene reiche Vorräthe für den Winterbedarf von ihren Plünderungszügen in ſein Lager. Die große apuliſche Ebene bot das ganze Jahr, nur nicht während der ganz heißen Zeit, Weide im Ueberfluß für die Pferde.

as Land war, wie heute noch, von wenigen Städten, aber von gar keinen örfern beſetzt und die numidiſchen Reiter konnten in dieſer verlaſſenen ıförmigen Ebene ſchalten und walten nach Belieben. Hannibal hatte alſo r keine Gefahr zu fürchten, wenn er den größten Theil ſeines Heeres auf ıuragirung ausſchickte, weil für die Sicherung ſeines wohl befeſtigten gers eine geringe Zahl ſeiner zuverläſſigſten Truppen völlige Sicherheit bot.

Es war Sommersanfang und die reichen Kornfelder waren zur Ernte reift. Die Beſitzer in den entlegenen Städten konnten, auf ihre Mauern ſchränkt, nicht daran denken, ſie einzubringen und mußten dies Hannibal's midiſchen Reitern, den antiken Beduinen auf ihren flüchtigen Pferden, erlaſſen. Plötzlich erſchienen ſie, ſonſt die Schnitter auf dem blutigen ntefelde der Schlacht, jetzt als idylliſche Landleute. Tauſende von frieden Schnittern bedeckten die Getreidefelder, und die vielen Hände machten ld ein Ende. Geſchwind hatten ſie die, wie in ihrer Heimath Afrika, auch r landesüblichen Tennen unter dem dunkelblauen regenloſen Himmel feſtſtampft und das Getreide gedroſchen, das ſie nun auf ihre flüchtig[illegible] erde vertheilt in die Wintermagazine Hannibal's nach Geronium trugen. as Geſchäft war nach militairiſcher Disciplin genau eingetheilt. Jeder ann, jede Schwadron mußte ihr beſtimmtes Quantum an Korn abliefern.

Dieſe Ernteauszüge, welche für die Soldaten wahre Ernteſeſte waren, hmen, einmal organiſirt, immer größere Maßſtäbe an, ſo daß oft zwei rittheile des ganzen Heeres ſich daran betheiligten, diejenigen ausgenomn, welche beauftragt waren, die zahlreichen erbeuteten Heerden zu weiden.

Hannibal's Heer hatte alſo förmlich Beſitz von dieſem Lande genommen, hatte ſich darin gerade ſo, wie ſonſt die Römer in eroberten Gebieten, Coloniſten umgewandelt.

Indeſſen war Hannibal ſein unvermeidlicher methodiſcher Begleiter, der e Fabius, auch hierher endlich langſam — durchaus nicht mit telegraphier Geſchwindigkeit — nachgefolgt. Sein Heer ſtand wieder, freilich in erbietiger Entfernung, bei Larinum, nordweſtlich von Geronium, das heißt ıa zwei deutſche Meilen ſeitab.

Da geſchah es, daß Fabius irgend eine heilige, ſehr dringende, im römiſchen Sinne ſehr wichtige, in der That aber ſehr unwichtige Opferhandlung Rom zu thun hatte und dem Minucius, ſeinem alter ego, ſeinem nur m verantwortlichen Stellvertreter, der in ſeiner Abweſenheit der völlige ictator war, den Oberbefehl überlaſſen mußte. Er ging, nachdem er ihn nahmt, die Truppen keiner Gefahr auszuſetzen.

Minucius war vollkommen ſouverain, jede Unternehmung, die ihm bebte, in's Werk zu ſetzen, wie der Dictator ſelber. Er verfuhr zunächſt nz im Sinne des Fabius, daß er ſich darauf beſchränkte, die einzelnen

vorgeschickten Haufen der Karthager, welche nur fouragirten, zu überfallen und niederzuwerfen. Er gewann immer größere Erfolge und sogar Hannibal's Einschreiten selber konnte diesem systematischen Vordringen der Römer nicht steuern. Er hatte sich öfter, sogar mit Verlust, zurückziehen müssen. Es waren die ersten Erfolge, welche Fabius' Kriegsführung über Hannibal gewann.

Obwohl sie lediglich das Verdienst der Taktik des Fabius waren, so hatte sie doch in der Abwesenheit desselben ein Anderer erreicht, sein anders gesinnter Unterfeldherr, der sie in frischerer Weise zur Anwendung brachte.

Der Ruhm dieser Erfolge fiel jedoch nach der Ansicht der demokratischen Partei in Rom und im Heere nicht auf Fabius, den Oberfeldherrn, sondern auf den Volksliebling Minucius. Die Kunde davon verbreitete sich in übertriebenen Berichten nach Rom. Denn bei einem Gefechte war M. Minucius nur durch die rechtzeitige Erscheinung eines vornehmen Samniten, des Numerius Decimius aus Bovianum, welcher den Römern 8000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter aus seiner Heimath zuführte, vor einer Niederlage bewahrt worden. Darauf hörte aber der souveraine Unverstand in Rom nicht, vielmehr fanden die unzufriedenen Reden der Demokratenpartei im Heere hier ein tausendstimmiges Echo. Fabius allein achtete die Siegesfreude der Römer, die Siegesberichte des Minucius für verfrüht, er sagte stolz vor dem Volke: er fürchte die Siegesbotschaften noch mehr als die Unglücksposten.

Da gerieth der Volkstribun M. Metellus in Zorn. Er sagte, der Dictator habe die ganze Republik gelästert. Sein Hochmuth, seine Rechthaberei wären unerträglich. Flaminius wäre todt, Servilius wäre von Fabius mit der Flotte hinausgewiesen, die beiden Prätoren nach Sicilien entfernt, die Scipionen ständen im fernen Hispanien, Hannibal verwüstete daheim das Land der Bürger und Bundesgenossen, Fabius wehrte es ihm nicht, sondern allein und mit dem ersten Erfolge Minucius.

Er hätte noch hinzufügen können, daß Hannibal unter allen römischen Landgütern nur die des Fabius geschont. Denn das hatte der karthagische Feldherr, wie erzählt wurde, wirklich gethan, um ihn den Römern zu verdächtigen und die Demokratenpartei noch mehr gegen ihn zu erbittern. Vielleicht war er es aber gar nicht im Stande gewesen, denn nach anderem Bericht warf man Fabius vor, er wäre deshalb bei Casilinum nicht aus seiner Stellung gewichen, weil er durch diese die Legionen der Republik mißbraucht hätte, seine Ländereien gegen Hannibal's Verwüstungen zu decken.

Man sieht, daß die liberale Partei jetzt jedes Mittel für gerecht hielt, wenn nur Fabius aus seiner Stellung herausgemaßregelt würde. In der That waren die Leidenschaften der unmündigen Menge so erhitzt, daß sie

sogar einen Druck auf den Senat ausübten. In diesem war der Wortführer der Menge M. Terentius Varro, ein Mann von geringem Herkommen. Sein Vater war ehrsamer Schlächtermeister in der guten Stadt Rom gewesen; später als er zu Gelde gekommen, hatte er sich durch Viehhandel zu größerer Wohlhabenheit emporgeschwungen, wobei ihm sein Sohn behülflich war. Aber dieser Sohn strebte nach höheren Dingen. Als Feind der Senatspartei hatte er sich durch seine Wohlhabenheit und seine Derbheit als Fleischersohn bei seinen Gesinnungs- und Standesgenossen großes Ansehen verschafft. Jetzt trat er als volksbeliebter Mann, der nun die Toga angelegt, die er bezahlen konnte, in die Sitzungen der Gerichte und vertheidigte mit seiner stürmischen Beredtsamkeit, die sich auch heut noch bei den ungebildetsten Italienern findet, jeden, der von der Senatspartei zu leiden hatte, gleichgültig ob gerecht oder ungerecht. Das Volk wählte ihn wie ein Mann, als er sich darum bewarb, zuerst zum plebejischen, dann zum curulischen Aedilen und im vorigen Jahre war er sogar Prätor gewesen. Jetzt verlangte er nach dem Consulat. Er hoffte es zu erwerben, wenn es ihm gelänge, im Angesicht des Volks den immer noch souveränen über den ganzen Staat verfügenden, von ihm und der Volkspartei gründlich gehaßten Dictator Fabius zu demüthigen.

Er übernahm es daher mit Wonne, die Rogation, den Antrag der Volkstribunen im Senat zu unterstützen, nach welchem der Dictator und sein magister equitum, Minucius, aequo iure, das heißt mit gleicher Berechtigung zu verfügen, bekleidet werden sollten. Der vom Volke bereits völlig terrorisirte Senat gab nach und die römische Republik besaß jetzt zwei Dictatoren, wie der verständige und klare Polybios sich ganz richtig und correct ausdrückt. Denn die Formel aequo iure hatte nur diesen Sinn.

Dadurch war das alte Institut der Dictatur, welches nur in dem religiösen Glauben der Vorfahren seine Kraft hatte, in der That aber eine von der Nation schon längst vergessene Antiquität war, da sie seit einem Jahrhundert keinen Dictator gesehen hatte, zertrümmert. Die Bemühung des Fabius, die religiöse Bedeutung dieser Würde durch Neubelebung der alten religiösen Institute wieder in Credit zu bringen, war gescheitert, wie dies das Schicksal aller Restaurationen ist, die zwar augenblicklich nützlich sein können, aber die beabsichtigte Dauerhaftigkeit durch ihre innerliche Kraftlosigkeit nur als eine vorübergehende Periode der Reaction erscheinen lassen.

Der alte weise Fabius hatte erkannt, wohin sich die Dinge neigten. Er war, ohne vergebliche Anstrengungen zu machen, zum Heere aufgebrochen und erwartete die neuen Instructionen über die Heerführung, die er nicht hindern konnte. Sie kamen bald genug im Lager an. Der ehrwürdige Greis Fabius beugte sich vor dem Willen der Nation und erklärte dem

Minucius vor dem versammelten Heere, daß er nunmehr mit ihm gleiche Gewalt vom Senat und dem römischen Volk erhalten habe. Er fügte hinzu, er lasse ihm die Wahl, ob diese Gewalt von Tag zu Tag bei ihnen wechseln sollte, oder ob Minucius und er das Heer theilen und jeder seine Heereshälfte abgesondert commandiren sollte.

Minucius wählte das Letztere und die beiden Heere bezogen unter den beiden Dictatoren abgesonderte Lager.

Hannibal hatte in Bälde die große Veränderung des Kriegsregiments bei den Römern erfahren. Es war eine frohe Nachricht für ihn. Denn er hoffte nun die eine Hälfte des römischen Heeres, welche unter M. Minucius' Befehl stand, zum Entscheidungskampfe zu bringen.

Es wurde ihm nicht schwer; denn Minucius, jetzt aller Rücksichten gegen Fabius enthoben, verlangte mit aller Kraft, sich mit Hannibal zu messen und rückte ihm sein Lager möglichst nahe. Nur eine mäßige Höhe trennte die beiden Heere, welche sich bei der engen Nachbarschaft häufige Scharmützel lieferten. Hannibal sorgte dafür, daß seine Truppen sich immer bald zurückzogen und dem Minucius die Ueberzeugung beibrachten, daß er der Ueberlegene wäre. Da schickte Hannibal eines Tages seine numidischen Kosacken auf die Höhe des Berges, der ihn vom Feinde trennte, als ob sie ihn zur nachfolgenden Befestigung des Heeres besetzen wollten. Sie waren nur Lockvögel für den Minucius. Denn in ihrem Rücken, abwärts vom Berge, den Römern unsichtbar, stand in kleine Corps vertheilt die Hauptkraft von Hannibal's Heer, auf den Augenblick lauernd, wo sie über die Römer herstürzen könnten, im Hinterhalt.

Minucius hatte kaum die Bewegungen der Karthager auf der benachbarten Höhe erblickt, als er sogleich den Befehl an seine Cavallerie gab, anzugreifen und die Haupttruppen, die Legionarier, mußten ihr folgen.

Die überlegene Cavallerie des Hannibal in der günstigen Stellung auf der Höhe warf aber die römischen Reiter nach kurzem Gefecht in die Flucht, welche große Verwirrung in das römische Fußvolk hinter ihnen brachte. Aber die Legionarier sammelten sich doch wieder und erstürmten die Höhen. Da verschwanden plötzlich die schnellen numidischen Reiter und machten den plötzlich wie aus der Erde auftauchenden Karthagern, die aus ihrem Hinterhalt hervorbrachen, Platz. Sie jagten ohne große Mühe die ermüdeten Römer unter vielen Verlusten den Berg hinab. Die Schlacht war für Minucius verloren, sein Heer schien dem Untergang geweiht zu sein.

Da plötzlich nahte ihm die Hülfe in der höchsten Noth, die Hülfe kam von seinem Todfeinde, dem Fabius, der herbeigeeilt war, seinen grimmigen Widersacher und dictatorischen Collegen vom Untergang zu befreien und zu erlösen.

Hannibal, wie ein afrikanischer Löwe seiner Heimath, ging mißmuthig, ß ihm seine Beute entrissen war, nicht ohne Schaaren seiner römischen einde niedergebissen zu haben, in sein festes Lager zurück.

Fabius hatte zwar nicht den Minucius vor einer schmachvollen Niederge bewahren können, aber er hatte doch das römische Heer vom Untergange gerettet.

Vor dieser That verstummte endlich die principielle Opposition der olkspartei in Rom. Unwillig wurde das augenscheinliche, greifbare Verenst des alten Fabius anerkannt.

Er hatte die römische Armee gerettet von gänzlicher Vernichtung.

Aber auch Hannibal's leichte Truppen hatten schwer gelitten.

Denn M. Minucius hatte seine Reiterei oftmals in das flache Land schickt, wo die karthagischen Truppen ihren Erntegeschäften oblagen. Oft tte er sie in dieser friedlichen Arbeit überfallen und mancher Karthager r in der Rolle des friedlichen Landmannes unbarmherzig niedergesäbelt. er Hannibal hatte ihm diese Erfolge durch die Schlacht alle zerstört, und r Ruhm im Großen gesiegt zu haben blieb dem alten Fabius.

Damit endete einstweilen das durch die römische Demokratie erschaffene onstrum der Doppeldictatur, welche in der That und wesentlich nur eine ue Herabsetzung derselben auf ein in unruhigen Zeiten besonders angeannten Consulat war, wo es hieß: videant consules, ne quid detrimenti piat respublica; das ist: die Consuln sind beauftragt, mit aller Machtllkommenheit bekleidet, dafür zu sorgen, daß dem Staat kein Schaden geieht. Diesen Schaden hatte der greise Fabius noch zur rechten Zeit gewiesen.

Dafür glänzte sein alter guter Name auch wieder im hellen Sonnenein, er erschien wieder als der wahre Retter des Vaterlandes. Die ereshälfte unter Minucius' Anführung zog wieder in das Lager des Fabius, r von Neuem der Höchstcommandirende des ganzen Heeres wurde.

Hannibal begriff schnell diese ihm sehr ungünstige Veränderung im ndlichen Heere und sorgte um so mehr, seine Heeresstellung durch Betigungen zu verstärken.

Aber die aufgerührte, souveraine demokratische Volksversammlung in m war dadurch natürlich nicht in ihren Ueberzeugungen anders gestimmt rden.

Kaum hatte Fabius seine Dictatorwürde, ebenso auch Minucius die nige halbe, niedergelegt, so wählten die Römer neben dem Aemilius, der f Seiten des Senats stand, den Demokraten und Volksmann, den M. rentius Varro zu Consuln. Die neuen Consuln verabredeten mit dem enat ganz verständig, daß der Altconsul Servilius, der Consul des vorigen

jetzt, und insofern war die Wahl eines Dictators nie begründeter gewesen, als in diesem Augenblick.

Flaminius und sein Heer war nicht mehr und 4000 Reiter von Servilius' Heer, die er jenem schnell entgegengesendet, waren bald darauf ebenfalls von Hannibal gefunden und ebenfalls gefangen und niedergemacht. Von den Ueberlebenden befahl Hannibal die Römer in Fesseln zu legen, die Latiner aber entließ er ohne Lösegeld sogleich frei in ihre Heimath. Er sagte ihnen, nicht gegen sie, sondern gegen Rom führe er Krieg, die Unterdrückerin aller freien Völker. Das ganze Land stand ihm offen bis Rom und schon erwarteten ihn die geängstigten Römer vor ihren Thoren. Dorthin nahm Servilius auch seinen Weg, als er die Niederlage am trasimenischen See erfahren.

Der neue Dictator begann sein Amt damit, den Zorn der Götter zu versöhnen, den Flaminius nicht durch Fahrlässigkeit oder Unverstand im Kriege, sondern durch seine Religionsbeleidigungen über das Volk herabgezogen. Als es durch Priester und Obrigkeiten feierlich entsühnt und heilige Gelübde den Göttern geleistet waren, da erst wendete er seine Aufmerksamkeit auf die weltliche Beschützung des Staats. Das Heer wurde ergänzt durch zwei neue Legionen und die umfassendsten Rüstungen bei Latinern und Bundesgenossen angeordnet. Bei Ocriculum an der obern Tiber vereinte er sich mit Servilius.

Unterdessen war Hannibal nicht auf Rom südlich gegangen, sondern östlich nach Spoletium an der via Flaminia. Als er es nicht gleich, wie seine Absicht war, überrumpeln konnte, zog er weiter nach Osten, über den Apennin nach Picenum, welches dicht von römischen Ansiedlern bevölkert war. Diese traf der Einbruch Hannibal's mit seinem sengenden und brennenden Heere auf das Empfindlichste. Hannibal wollte eben den Römern möglichst Schaden thun und es gelang ihm nur zu gut. Die ganze mühsame Römerarbeit in Picenum schien verloren. Hier ließ er dann sein Heer in dem schönen Lande, in der milden Frühlingsluft sich erholen von den Anstrengungen der Schlachten und Märsche.

Hannibal stand nun wieder am Meer, bei Hatria, der klassischen Stadt, nach welcher es das adriatische genannt ist; — die Römer hießen es mare superum, das obere Meer, weil sie über die Gebirge steigen mußten, dahin zu gelangen, während sie zu dem mittelländischen Westmeere nur herab zu steigen hatten und es daher mare inferum, das untere Meer, nannten — er sah wieder die Brücke, welche ihn mit der Heimath verband und sandte auf ihr seine Boten nach Afrika hinüber mit seinen Siegesbotschaften, die mit Freudenjubel empfangen wurden und Volk und Regierung bestimmten, jede Anstrengung zu machen, um ihre Heere in Spanien und Italien zu unterstützen. Und eben war ihrer Flotte ein großer Gewinn gelungen: sie hatte

eine römische Flotille, welche reiche Vorräthe nach Spanien für Gn. Cornelius Scipio bringen sollte, genommen.

Hannibal benutzte die willkommene Ruhezeit, in der Pferde und Menschen wieder zu Kräften kamen, zu einer Reorganisation seines Heeres, welche sich der Kriegsführung bei den römischen Feinden anschloß. Er bewaffnete und exercirte seine Afrikaner mit den erbeuteten Waffen der Römer nach römischer Art.

Als er sich wieder in Bewegung setzte, folgte er stets gen Süden zu der Meeresküste in langsamen Märschen. Besonders aufmerksam war er auf seine Reiter und Pferde. Diese letztern litten noch viel an offenen Schäden, die er durch Weinbäder heilen ließ, ein Beweis, wie stark der Weinbau in diesen Gegenden war. Daß sich die Menschen auch innerlich daran erquickten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Auch ihre Wunden heilten schneller in dem herrlichen Klima. Dann ging er rascher vorwärts durch das Land der Marruciner, Frentaner und Daunier. Hier legte er alles Land, besonders um die römische Colonie Luceria, wüste — auch hier war es also Schaden, den er speciell den Römern that. Dann wendete er sich in das innere Samnium über Aecä, Benevent und Telesia, ob es ihm gelingen würde, die Samniten, die alten Feinde Roms, zum Abfall zu bewegen.

Allein wie groß auch noch immer die Abneigung dieser Stämme sein mochte, jetzt, wo ein afrikanisches Heer, eine Kelteninvasion gegen sie einstürmte, erblickten sie doch in demselben nur den Landesfeind und ihr Span mit den Römern erschien ihnen dagegen nur wie ein Familienzwist, in den sich kein Fremder zu mengen hätte. Alle Städte Samniums auf der Straße, die Hannibal zog, schlossen ihm die Thore, und es blieb ihm nur übrig, wenn er sie nicht mit Sturm nehmen konnte, ihr Gebiet zu brandschatzen. Dann zog er sich nach Aecä zurück.

Unterdessen war, obgleich spät, der bedächtige römische Dictator doch auch, nachdem er Alles nach der Ordnung abgemacht hatte, allmälig, ohne Ueberstürzung herangekommen, nachdem er durch die latinischen Städte auf der via Latina heranmarschirt war, und blieb eine starke Meile von dem Feinde entfernt ruhig stehen.

Hannibal rückte dicht vor das römische Lager und bot die Schlacht an, aber die Römer rührten sich nicht aus ihrer wohl gewählten Stellung. Hannibal hatte nicht Lust sie darin anzugreifen und ging wieder in sein Lager. Fabius hatte wohlgethan. Sein Heer bestand nur aus frisch ausgehobenen Leuten, der geringste Theil aus alten Soldaten. Aber in Hannibal's Heere gab es nur altgediente Leute, die das Kriegshandwerk aus dem Grunde verstanden. Hannibal bedurfte in dem feindlichen, ihm ganz abgeneigten Lande, wo es keinen Abfall, keine Ueberläufer gab, Siege, um Erfolge zu haben

maximus den Decius, für den Kampf auf Tod und Leben geweiht. Aber er befand sich doch auch im Heere selbst nicht ohne Freunde und Genossen. Zwar Atilius Regulus, der eine Consul des vorigen Jahres, der das Gewitter kommen sah, hatte sich wegen Altersschwäche entschuldigt, das Commando zu führen, aber sein College Servilius war mit Leib und Seele Fabius' Anhänger und blieb beim Heere. Außerdem hatten über 21 Männer senatorischen Ranges als Kriegstribunen, über 80 von gleichem Range in geringeren Stellungen Dienste im Heere genommen, welche sämmtlich, die Kriegspolitik des Fabius und der Senatspartei zu vertreten, zu den Fahnen geeilt waren, ob sie das Vaterland vor Varro und Hannibal retten möchten. An Muth also fehlte es diesen Aristokraten nicht, und sie haben ihn durch den Tod besiegelt.

Neuerdings ist der Versuch gemacht, der jetzigen demokratischen Zeitströmung gemäß — die Geschichtskritik hat ja tausendfach Gelegenheit, die Geschichtsberichte der Referenten grade wegen dieser momentanen und parteilichen Einflüsse ihrer Verfasser zu prüfen — die demokratischen Heerführer Roms im hannibalischen Kriege, namentlich Flaminius, in dem Lichte der Verklärung darzustellen. Unsere Kenntniß dieser Ereignisse sei verfälscht durch die einzigen übriggebliebenen, vielleicht überhaupt geschriebenen — da sich aus der Demokratenpartei kaum ein hinlänglich zur Geschichtsdarstellung dieser denkwürdigen Zeiten Gebildeter gefunden hätte — Memoiren des Fabius Pictor, eines Zeitgenossen und Verwandten des großen Dictators, der natürlich Alles im aristokratischen Parteilichte erzählt hätte.

Es ist richtig, daß offenbar den Erzählungen des Polybios und des Livius nur dieser Bericht des Fabius Pictor vorgelegen hat, daß sie ihn nur in Auszügen und zum Theil mit Zusätzen mittheilen, die namentlich bei Polybios durch seine strategischen Kenntnisse und durch Besichtigung des Ländergebiets und der Schlachtfelder, auf denen dieses Kriegstheater des Hannibal sich befand, sehr werthvoll controlirt sind.

Allein eine Anklage gegen die Senatspartei würde das einzige Factum glänzend zurückweisen, daß die Betheiligung derselben in dem Kriege selbst, namentlich in diesem apulischen, eine so fast allgemeine war. Die Senatspartei stürzte sich mit ihrer ganzen Kraft in den Krieg, wie die Familien des Oberhauses von England, das ebenfalls nur widerwillig in den Kampf mit Rußland zog, worin England ebenfalls im Krimkriege sein Cannä fand. Nach den Schlachten in der Krim gab es wenige Mitglieder des Oberhauses von England, die nicht den Trauerflor um den Hut trugen für die auf dem Felde der Ehre, im fernen Osten gefallenen Familienmitglieder. Sie waren in einer für England verlorenen Sache gefallen und hatten ihr Blut für den Ruhm Frankreichs vergossen. So waren auch die zahlreichen

Mitglieder der Senatorenfamilien todesmuthig in den aulischen Krieg gezogen.

Als die neuen Consuln in dem Lager angelangt waren, redeten sie zu den Truppen (adlocutio, die Ansprache des Feldherrn vor dem Heere, welche sich als Gebrauch bis in die spätesten Kaiserzeiten erhalten hat, jeder von seinem Parteistandpunkt.

Polybios ist wie Livius der Chronik des Fabius, eines Geschlechtsvettern des großen Q. Fabius Maximus, in seiner Darstellung des hannibalischen Krieges gefolgt, den die Römer den Zauberer, Cunctator, nannten. Und auch der Dichter Ennius, welcher ebenfalls in einer Verschronik in holprigen Hexametern diesen Krieg beschrieben hat — uns verloren und nur in wenigen Bruchstücken durch Cicero's Anführungen sehr theilweise erhalten —, sagt von ihm: unus homo nobis cunctando restituit rem; das heißt: ein Mann hat damals uns durch sein ewiges Zaudern den Staat gerettet.

Ennius hatte wahr gesprochen; aber jetzt kam eine Zeit, wo eine zweite Rettung des römischen Staates nothwendig wurde.

Denn der Zwiespalt, welcher in Rom zwischen Senatspartei und demokratischer Volkspartei bestand, setzte sich in das römische Lager vor Cannä, wo Hannibal's Heer lag, fort. Der Consul Aemilius, in Anbetracht der durchaus nicht überlegenen Streitkräfte der Römer, bemühte sich möglichst, die Kriegsmethode des Fabius fortzusetzen, während sein College Varro ganz eingenommen war von dem Vorsatz, den Feind zu fassen, wo er ihn träfe. Es war lange her, daß die beiden römischen Consuln in Gemeinschaft ein römisches Heer vereinigt commandirt hatten. Das Commando des Dictators Fabius Maximus und des magister equitum, des Generals der Cavallerie, war kürzlich degradirt worden zu der Machtvollkommenheit zweier Consuln. Aber es war ein Unglück für die römische Republik, daß die beiden Consuln den Zwiespalt der römischen Republik, Senatspartei und Volkspartei, in ihrer Person vereinigten und repräsentirten als Fortsetzung der gestrandeten Dictatur.

Aemilius war ganz Senatsmann und Anhänger des Kriegsführung des Fabius, des Zauberers, der Entscheidungsschlachten wie den Tod vermied, während Varro, nach der Lehre des Sempronius und Flaminius, unter allen Umständen sich zu Entscheidungsschlachten hinneigte. Er meinte, nicht in dem Princip, sondern in der Ausführung wären die Ursachen zu suchen, welche die Niederlagen dieser sonst braven Volksmänner verursacht hätten.

Er, Varro, wäre der Mann, die Wahrheit und Richtigkeit der Pläne dieser unvergleichlichen Volksmänner, die nur zufällig mißlungen, durch seine größere Geschicklichkeit gut zu machen.

Vergebens hatte also Aemilius den Varro gewarnt, nicht Alles auf die Entscheidung eines Würfelwurfs zu setzen. Er wußte es. Denn das höchste

Commando ging von Tag zu Tag um zwischen den beiden Consuln. Wenn Varro an dem Tage, wo er das Commando hatte, schlagen wollte, so war der Widerstand des Aemilius kraftlos.

Varro, ganz erfüllt von dem Vorsatz, zu schlagen, dem höchsten Wunsch des Hannibal, ließ sich durch die Vorstellungen des Aemilius von seinem Vorsatz nicht abbringen.

So kam es natürlich zur Schlacht zwischen den Römern und Hannibal. Die römischen Truppen waren freilich gänzlich vorbereitet durch die Anrede der Consuln an das Heer, daß es nun zum Entscheidungstreffen gegen Hannibal kommen müßte. Es war ihnen darin Alles auseinandergesetzt, weshalb die früheren Schlachten gegen Hannibal verloren wären, daß sie aber jetzt in so ungeheurer Stärke und Tüchtigkeit dem Feinde des ganzen Landes Italiens gegenüberständen, daß sie durch diese Uebermacht ihn vernichten müßten.

Diese Darstellung der Verhältnisse war ganz sachgemäß, hätte nur Varro etwas mehr Einsicht in militairische Angelegenheiten gehabt.

Er gedachte nur der Zahl des Heeres und seines eigenen, zu seinem Lobe sei es gesagt, tadellosen Patriotismus, wie ihn ja die braven Demokraten immer haben. Aber er gedachte nicht daran, daß diese Truppen in der Mehrzahl junge Truppen, Recruten waren und ihm Hannibal's Veteranen gegenüberstanden, die theilweis in zwanzigjährigem Kriegsdienst Leib und Herz für alle Kriegsfälle geübt hatten. Noch mehr hatte Varro die hohe Seele ihres Kriegsfürsten Hannibal unterschätzt, der sich von den Kinderschuhen an bis zu seiner jetzigen hochgebietenden Würde nur im Heereslager, im Heeresmarsche und in der männerprüfenden und mordenden Feldschlacht bewegt hatte.

Die Römer standen jetzt mit ihrem Heer etwas mehr als eine deutsche Meile (50 Stadien) von Hannibal's Lager entfernt. Das Terrain war eine vollkommene Ebene und Aemilius stellte dem Varro vor, nicht hier, sondern an einer Stelle, wo die überlegene, fürchterliche Reiterei der Numidier sich nicht entwickeln könnte, Hannibal anzugreifen.

Aber Varro, der nur seine friedlichen, demagogischen Demokraten processe — die heutigen Preßprocesse — mit geschwinder Zungenfertigkeit erlebt und glänzend durchgefochten, aber nie Schlachten, meinte, er würde ebenso auf dem Schlachtfeld wie auf dem römischen Forum mit seiner Dreistigkeit siegen.

Der kluge Hannibal, welcher bald über die Zustände im römischen Lager die genauesten Nachrichten eingezogen hatte, verfehlte nicht, an den Tagen, wo der Consul Varro das Commando hatte, ihn durch Vorschicken seiner Reiterei zum Kampfe zu reizen. Hannibal hielt dadurch Varro, gleichsam

wie einem Stier, wie er wohl wußte, den rothen Lappen vor, der ihn wüthend machte und ihn blind in den Kampf jagte. Alle Bitten und Beschwörungen des Aemilius, zu warten, waren vergeblich.

Anfangs war es ein Reiterkampf der leichten Truppen. Er wurde dann immer heftiger, von beiden Seiten wurden zur Unterstützung Truppen nachgeschoben, allmälig entwickelte sich dieser Conflict zur Entscheidungsschlacht. Mit fürchterlichen Anstrengungen focht man bis zur Nacht. Sie war schrecklich, denn man wußte, daß der eigentliche Kampf am Morgen erst anfangen würde. So berichtet Polybios, während Livius von einer Reihe von Gefechten zu erzählen weiß, die vorausgegangen, die Polybios, der sie wohl in Fabius Pictor's Annalen gelesen hatte, der Kürze wegen, unerwähnt läßt. Hannibal, der Meister im Kriegsspiel, führte zuerst seine Ligurer, Balearen, Hispanier und Gallier heran, welche den Feind mit ihrer todesverachtenden Tapferkeit mürbe machten. Seine beste und letzte Reserve, die Afrikaner, auf die er sich am meisten verlassen konnte, führte er zuletzt in die Schlacht. Sie entschied. Das Heer des Aemilius war vernichtet, das des Varro zersprengt. Aemilius und die Seinigen hatten Wunder der Tapferkeit gethan. Er selber war schon zu Anfang der Schlacht durch den Schleuderwurf eines Balearen schwer verwundet, ein Beweis, daß er in den vordersten Reihen gefochten.

Von Varro's Heer entkamen einige Corps der allgemeinen Niederlage, in Abtheilungen von 7000 und 10,000 Mann, in benachbarte sichere Städte und Stellungen. Varro selbst behielt nur 70 Reiter um seine Person und rettete sich mit ihnen nach dem nahen Canusium.

Von Aemilius weiß man nur, daß Gn. Lentulus, einer jener senatorischen Kriegstribunen, als Alles verloren war, in der wilden Reiterflucht dahinbrausend, den Consul Aemilius erblickte. Schwer verwundet war er vom Pferde gestiegen, das er nicht mehr regieren konnte und saß am Wege auf einem Steine. Lentulus hielt an, als er seinen General sah und bot ihm sein Pferd an, um ihn aus dem Getümmel zu retten. Der todeswunde Consul dankte ihm aber; sein Leben sei dahin. Sollte er es blos noch anwenden, seinen Collegen anzuschuldigen wegen der durch seine Schuld verlorenen Armee? Er wollte sterben, sterben in Mitten der Todten, die wie er für das Vaterland gestritten. Aemilius, dem Tode geweiht durch die allgewaltigen Geschicke seines Vaterlandes, trug dem Lentulus seine letzten Grüße auf an sein geliebtes Rom, an den Senat, an Fabius und drängte ihn, diese Grüße auszurichten, zum schleunigen Abritt.

So stürmte Lentulus vorwärts mit den Seinigen und die nachfolgenden Karthager, welche den Aemilius nicht kannten, hieben ihn nieder wie einen gemeinen Soldaten. Mit ihm deckten über hundert Männer sena-

torischen Ranges das Schlachtfeld und um sie her 40,000 Römer, ungerechnet die Bundesgenossen.

Es war eine Niederlage, wie sie Rom noch nie erlebt hatte. Varro allein ertrug es zu leben, er sammelte in Canusium die Versprengten und Geflüchteten. Von dem römischen Heere waren noch nicht 20,000 Mann übrig geblieben. Von Canusium berichtete er an den Senat über die verlorene Schlacht (538 d. St.; 216 n. Chr.). Es war ein vernichtender Schlag für Rom. Es hatte seine äußersten Kräfte angestrengt, zu Hause und bei den Bundesgenossen, um acht Legionen mit den Contingenten der Eidgenossen in's Feld zu stellen. Die Volkspartei hatte dies durchgesetzt, in der festen Ueberzeugung, daß durch diese ungeheure Uebermacht der Krieg plötzlich erstickt werden müßte. Ein Mann ihrer Partei, dem sie aus langjähriger Bekanntschaft das höchste Vertrauen schenkte, war zum Feldherrn erkoren und keiner der kriegsgeübten Generale der anderen Partei hatte es gewagt sich ihm zu widersetzen. Varro hatte wesentlich als Dictator der Volkspartei frei nach seinem Belieben geschaltet und gewaltet. Die Senatorenpartei hatte ihm unbedingten Gehorsam geleistet und er war besiegt in einer Weise, die Rom noch nicht erlebt hatte. Wäre die Senatspartei eine griechische Aristokratenpartei gewesen, sie würde gejubelt haben über die Niederlage der von ihr gehaßten Demokraten. Aber die Senatspartei gedachte des Vaterlandes, sie gedachte, daß es nun die höchste Zeit wäre, Frieden zu schließen mit dem Volke, wenn das Vaterland gerettet werden sollte.

Der Senat beschloß, dem Varro, dem Mann, den er so gründlich haßte, eine Dankadresse zu widmen, weil er an der römischen Republik nicht verzweifelt hätte. Eine Annäherung der Aristokraten an die Demokraten, gerade wo diese sich gründlich in ihrer Unfähigkeit, die Ereignisse zu begreifen und die Angelegenheiten zu leiten, gezeigt hatten, hätte nicht tactvoller formulirt werden können. Denn der Senat verschwieg zwar alle Fehler und Frevel des Varro, aber er hatte doch die wahre Natur des Varro wahrhaftig bezeichnet. Varro hatte unsägliches Unglück über Rom gebracht, aber nur durch das unerschütterliche Bewußtsein, daß Rom das natürliche Uebergewicht über alle Völker der Welt, also auch über die Karthager hätte. Der Senat appellirte damit an die edelste Seite von Varro's Natur und zugleich an die des römischen Volkes, dessen Abgott Varro war.

Ueber die Leichname des Aemilius, des Servilius, des M. Minucius, des Widersachers des alten Fabius, und der hundert Senatoren, die in der Schlacht gefallen, reichte der Senat dem Volk die Friedenshand. Niemals hat sich der römische Senat größer und erhabener, mehr in seinem Beruf zur Herrschaft über das römische Volk gezeigt.

Diese, für die Zustände des Alterthums von Europa entscheidendsten

Zeiten sind zwar schon in einem früheren Theil dieses Werks bei Gelegenheit der Darstellung der phönicischen Weltherrschaft berührt worden, aber der Leser wird sehen, daß die eingehendere Erzählung dieser Ereignisse an dieser Stelle für das bessere Verständniß der römisch-karthagischen Zustände nothwendig war, daß nur übergangen ist, was früher ihm bereits vorgelegt wurde. Es schien nothwendig, eine neue quellenmäßige Darstellung dieser ewig denkwürdigen Ereignisse nach Fabius Pictor's gleichzeitigen Memoiren, die Polybios und Livius aus verschiedenen Gesichtspunkten benutzten, zu geben. Und so wird auch eine ebenso quellenmäßige Darstellung der Ereignisse des Krieges des Hannibal, wie man den zweiten punischen Krieg nothwendig nennen muß, hier folgen. Der Leser mag sich, wenn er will, durch Vergleichung der beiden Relationen von der Nützlichkeit der späteren für die genauere Einsicht in die Zustände der damaligen Welt überzeugen.

Die Schlacht von Cannä war verloren durch die Zwietracht der Feldherren nicht nur, sondern vorzüglich durch die Vermengung der geschulten und nicht geschulten Truppen, der Veteranen und der Recruten, eine Verwirrung, der die Ueberzahl der alten kriegsgeübten Stabsofficiere und der geringeren Officiere, obgleich sie alle ihre Schuldigkeit bis in den Tod thaten, nicht abzuhelfen im Stande war. Die Schlacht mußte also wohl verloren gehen gegen das einheitlich geführte, einheitlich organisirte Heer des Hannibal.

Wenn er auch scheinbar geringen Verlust an Mannschaft erlitten, der wie auch in allen seinen früheren Schlachten vorzüglich die Gallier betroffen, die er, als die von Natur aus zu Heißsporen bestimmten Krieger seiner Armada, immer nach ihrem Wunsch und Naturell, für die gefährlichen Angriffe sich zu stellen gewähren ließ, so war doch auch sein Heer schwer ermüdet durch die ungeheuren Anstrengungen, durch welche es ein fast doppelt so zahlreiches besiegt hatte. An eine gründliche Ausnutzung des Sieges durfte er nicht denken; das war auch einstweilen nicht nöthig, weil augenblicklich das Römerheer vernichtet war. Hannibal mußte also mehr im Kleinen thätig sein. Er bot die Loskaufung der zahlreichen Gefangenen gegen mäßige Geldsummen an. Es waren freilich darunter keine senatorischen Ranges, denn diese hatten den Tod der Schmach vorgezogen.

Aber als das in seiner Erniedrigung immer noch stolze Rom auch diese Anträge zurückgewiesen hatte, diese fast verschämt angebotene Friedenshand, war er sofort bereit, die Folgen des Sieges auf seine Weise, nicht durch Angriff auf Rom, sondern durch einen Stoß auf die römischen Bundesgenossen zu benutzen. Denn jetzt endlich schien das wohlgefügte stolze Gebäude der römischen Republik in seinen festesten Außenwerken aus den Fugen zu weichen und den Sturz anzukündigen. Der Kern der italischen Völker, die Samniten, wurde schwankend in dem Glauben an die römische Unüber-

windlichkeit. Zahlreiche Gesandtschaften dieser Gebirgscantone kamen, um mit Hannibal Frieden und Freundschaft zu machen. Nur wenige hielten sich fern von ihm, in zuwartender Stellung, nicht aus Anhänglichkeit an Rom, sondern aus stolzem samnitischen Freiheitsgefühl und aus natürlichem Haß gegen den semitischen Eindringling in das italische Land, mit dem sie aus nationalen Antipathien nichts zu thun haben mochten. Eben so hielten die süditalischen Griechen aus beinahe noch stärkerem nationalen Haß, wie ebenfalls die südgallischen Griechencolonien, Massalia, Nikaia, Antipolis (Marseille, Nice oder Nizza, Antibes) und so viele andere kleinere, treu zu und an Rom.

Denn es hat sich gleichmäßig in der ganzen occidentalischen Welt Europas festgestellt, durch die wirklichen, geschichtlichen und politischen Pronunciamentos, daß die Griechen im eigentlichen Europa, in Italien, Sicilien und Südfrankreich, wie uneinig sie unter einander sein mochten, doch darin einig waren, daß sie die Karthager fast noch mehr haßten, wie die Römer. Es war eine nationale Antipathie, welche einer politisch agirenden Centralregierung, wie sie factisch schon in Rom für den besten Theil Italiens und für Sicilien, Corsika und Sardinien, ja beinahe für Südfrankreich bestand, die breiteste Basis zum Handeln darbot.

Es war aber Hannibal's Aufgabe, diese römische Politik überall, wo er eine schwache Stelle fand, kühn zu durchbrechen.

Er fand sie in Capua, der zweiten Stadt und republikanisch-aristokratischen Großmacht Italiens nächst Rom. Capua hatte damals die Bedeutung für das fruchtbare, unerschöpfliche Campanien, die in späteren Zeiten unaustilgbar, trotz der unzähligen Anfälle, immer noch Mailand besitzt. Hierher also, nach Capua, welches Hannibal schon einmal vor der cannensischen Schlacht vergebens zu überrumpeln versucht, von dem er nunmehr hoffen konnte, daß es nach dem Anschluß von Samnium, des für Capua gebietenden Oberlandes, anders, muthiger, gegen Rom aufzutreten wagen würde.

Diesmal hatte sich Hannibal nicht verrechnet. Capua ergab sich ihm, als er vor seinen Thoren erschien, obgleich die Aristokratenpartei der Stadt die größten Anstrengungen gemacht hatte, dies zu verhindern. Denn diese capuanischen vornehmen Geschlechter waren ja seit alter Zeit mit den vornehmen römischen Geschlechtern verschwägert. Jetzt wurden sie durch die Uebermacht der Ereignisse in die Freundschaft des Hannibal gewaltsam hineingerissen. Sie mußten sich diesen unvermeidlichen Wendungen des Krieges fügen, nur um ihre alte Stellung der Ehren in ihrer Heimath zu bewahren. Sie hätten sonst als Vertriebene, als elende Auswanderer und Flüchtlinge in

Rom ihr Bettelbrod erbitten müſſen. Und dazu waren die Rittergeſchlechter von Capua zu ſtolz.

Aber ſie wußten ſehr wohl, daß durch dieſen für ſie unvermeidlichen Schritt ihre Häupter im Genick locker geworden waren. Sie kannten Rom hinlänglich, daß es einen ſolchen Abfall als Verrath ſtrafen würde, ſobald es die Macht dazu haben würde. Sie wußten, daß ihr Haupt dadurch den Henkern in Rom verfallen war, aber ſie konnten nicht anders. Natürlich wurden ſie dadurch die leidenſchaftlichſten Anhänger des Hannibal, der allein im Stande war, ſie der Rache Roms zu entziehen.

So zog Hannibal als der große Befreier von der römiſchen Knechtſchaft mit ſeinem Heere in Capua ein.

Hannibal, als ihm dieſes gelungen, was ſeinen Truppen die beſten Winterquartiere ſicherte, gab in ſeinen Proclamationen die ausgedehnteſten Verſicherungen über die Freiheit der Capuaner.

Allein was es damit auf ſich hatte, mußten ſie bald genug ſpüren, als Hannibal einige unverbeſſerliche reactionaire Anhänger an Rom unter dem campaniſchen Adel aufgreifen und nach Karthago in das afrikaniſche Elend ſchicken ließ. Die Capuaner konnten es nicht hindern, aber ſie begriffen ſehr bald, daß ſie nur den Herrn gewechſelt hatten und nunmehr, ſtatt römiſch, hannibaliſch geworden waren, gerade ſo wie jetzt die Italiener, ſtatt öſterreichiſch, napoleoniſch geworden ſind.

Außerdem hatten ſie jetzt Hannibal's Heer in ihren Mauern und ihre Landſchaft es zu verpflegen, wodurch ihre Finanzen nicht minder zerrüttet wurden, als es die des modernen Italiens jetzt ſind.

Die Winterquartiere, welche hier Hannibal aufſchlug, waren aber nicht minder verderblich für Hannibal als für die Geldbeutel und die Köpfe der capuaniſchen Ariſtokratie. Es war gewiſſermaßen in dem entzückenden Klima Capuas mit allen den ſüdlichen Herrlichkeiten, mit denen jetzt Neapel, die Nachfolgerin und alleinige Großſtadt Italiens, ausgeſtattet iſt, eine Sommerfriſche für Hannibal's Heer. Denn da gab es eigentlich keinen Winter, welcher in dieſen herrlichen Ländern ſich in das bezaubernde Kleid des Frühlings darſtellt.

Hannibal's Heer beſtand zum großen Theil aus nordiſchen Völkern, ſie waren in dieſer erfriſchenden Frühlingsluft, die von dem Duft der wohlriechenden Gewächſe und Blumen ganz durchzogen war, nach den ungeheuren Strapazen, in eine Zauberſphäre verſetzt, wie die Zaubergärten der Armida von Arioſt geſchildert werden. Dazu kamen die Genüſſe der lebensluſtigen, überlebensfrohen Wirthe der italiſchen Großſtadt, welche dem Soldaten Alles leichten Kaufs entgegenwarfen, was ihm in ſeinem ewigen Marſch-, Lager- und Schlachtenleben auch nicht im Traum herrlicher hätte erſcheinen können.

Er genoß es jetzt in vollen Zügen, nach so vielen Entbehrungen, und zwar in voller Gesundheitskraft, weil die liebliche Winterszeit in diesen Gegenden zugleich die gesundeste ist, frei von seuchenartigen Krankheiten, welchen die Fremdlinge in diesen Gegenden besonders ausgesetzt sind. In dieser Beziehung hatte der kluge Hannibal auch hier seine Dispositionen verständig getroffen.

Allein er hatte nicht jene demoralisirende Wirkung dieses neapolitanischen Klimas, welches die Einwohner desselben nur zum Lebensgenuß und zur Lebenslust, nicht aber zur nordischen Lebensarbeit anregt, auf seine Truppen zu verhindern vermocht. Er nahm sie zu seinem Nachtheil bald genug wahr, als er seine Truppen im Frühjahr wieder gegen den Feind führte. Sie waren in dieser Zauberluft entnervt und das Klima Unteritaliens hatte reichlich die Niederlage der Römer bei Cannä wieder gut gemacht, fast so wie der grausame russische Winter die Niederlagen der Russen bei Napoleon's östlichstem Kriegszug nach der Einnahme von Moskau.

Das Winterlager von Capua hatte Hannibal's nordischen Heerestheilen, namentlich den Galliern, die Kraftsehnen zerschnitten. Nur die afrikanischen Truppen, die immer frischen numidischen Reiter, diese Kosacken des Alterthums, waren geistig unverfroren und unverkommen aus den capuanischen Winterquartieren wieder in's Feld gerückt.

Aber der stets umsichtige Hannibal traf danach seine Dispositionen. Er hatte nichts fehlen lassen, um seine Afrikaner, denen er am meisten vertrauen mußte, die den Kern seines Heeres ausmachten, auf besten Kriegsfuß zu stellen.

Dazu kam noch eine nicht verächtliche Hülfe aus Karthago, welche in einem Zuzug von numidischen Reitern und einem von Hannibal besonders verlangten Artilleriepark von kostbaren Elephanten bestand, welcher nach schwieriger Einschiffung, nach ebenso schwieriger Seefahrt und noch schwierigerer Landung, glücklich der römischen Flotte, die zwischen Afrika und Italien kreuzte, entgangen, sich mit Hannibal's Heere vereinigte. Es war eine, wenn auch spärliche Hülfe der reichen Republik, welche freilich jetzt auch die Flotte und das Heer in Spanien zu versorgen, wenigstens zu unterstützen hatte, aber doch eine sehr willkommene für Hannibal, der durch die Fähigkeit seines scharfblickenden Geistes jede Hülfe, die ihm zu Theil ward, auf passende Art zu verwenden verstand.

Die Nachsendungen vom spanischen Heere freilich, die sein Bruder Hasdrubal schicken sollte, blieben aus. Sie hatten weite Wege und strandeten an dem vorgeschobenen Römerheer der Scipionen.

Aber Hannibal war doch Herr von Süditalien und nur die griechischen Colonien, welche zugleich die wichtigen Hafenorte Süditaliens waren, hielten

treu zu Rom, vor Allem Neapel, welches Hannibal zu verschiedenen Malen vergeblich in seine Gewalt zu bringen versucht hatte.

Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Jetzt ist Neapel seit der Normannenepoche für jede Land- und Seearmada, ohne jede Belagerung zugänglich. Die Zeitjahrbücher sind die Zeugen, daß Neapel, die wahre Hauptstadt Italiens in Rücksicht der Einwohnerzahl, sich stets einer Invasionsarmee, ob zu Lande oder zu Wasser, ohne Widerstand ergeben hat, bis in die Zeiten Garibaldi's. Aber der große Hannibal hat sie doch nicht erobern können, denn damals bewohnten sie noch nicht Italiener, sondern Griechen, ebenso waren die südlichen Griechencolonien, soweit sie noch bestanden, den Römern treu geblieben, und zwar aus dem natürlichen Haß gegen die punischen, semitischen Völkerschaften, welche den italischen und griechischen Geschlechtern gleich widerlich waren. Dieser Römerhaß blieb sich gleich bis in die Zeiten, von denen Tacitus erzählt, daß die Juden, die Stammgenossen der Punier, zu seiner Zeit als ein odium generis humani — ein Gegenstand der Verachtung des ganzen Menschengeschlechtes (nämlich der Griechen und Römer) — galten.

Dieser Rassenhaß gab eigentlich in dem zweiten punischen Kriege die Entscheidung.

Hannibal traf auf den souverainen Blödsinn der Massen, gegen den auch die Götter vergebens kämpfen. Er zuerst wagte sich an das Centrum der europäischen Bevölkerungen, welche sich verschiedentlich gegen die arabisch-semitischen Bevölkerungen zu wehren gehabt haben.

Als Rom gefallen war, drangen sie aus ihrer Urheimath, der arabischen Halbinsel, hervor, aufgestachelt durch des großen Muhamet's neuen Gottesglauben, eroberten Afrika, das Land ihrer Väter, eroberten Spanien und Südfrankreich.

Carl Martell warf sie zwar im Jahre 732 n. Chr. zurück, aber ihre Flotten beherrschten noch Jahrhunderte später Sicilien, und Italiens und Südfrankreichs Küsten.

Aber der Rassenkampf hat sie doch endlich ausgedrängt aus dem westlichen Europa im 8—10. Jahrhundert n. Chr. Geb., wie sie im 16—18. Jahrhundert im europäischen Osten Oesterreich in den glorreichen Türkenkriegen, welche die einzig ruhmvolle Epoche des österreichischen Kaiserstaates in der Weltgeschichte bleibt und bleiben wird, so lange man sich noch in Europa an die Thaten der Vorfahren erinnert.

Hannibal war der Anfänger dieser großen Motion des Orients gegen den Occident.

Hannibal, nachdem er in Campanien überwintert und sich gegen die römischen Heere unter Marcellus, dem Sieger von Clastidium,

der sich schon gegen Hamilkar, Hannibal's Vater, in Sicilien die Sporen verdient hatte, unter Sempronius Crassus und unter dem alten Fabius Cunctator, welcher jetzt wieder Consul war, daselbst nur mit Mühe gewehrt — die Römer hatten alle ihre Parteizwistigkeiten endlich aufgegeben, sich auf's Aeußerste gerüstet und ihre besten Generale an die Spitze der Heere gestellt —, war ihnen glücklich nach Apulien ausgewichen, nicht ohne einen empfindlichen Verlust durch Marcellus vor den Thoren von Nola erlitten zu haben, welcher bewies, daß der große Hannibal trotz der Schlacht von Cannä, wo der siebente Theil der disponibeln Kräfte Roms untergegangen war, nicht unbesieglich war.

Hannibal sah, daß das campanische Kriegstheater für ihn nicht haltbar war und wechselte es mit dem apulischen, wohin ihn die bedrängten Bundesgenossen riefen. Er konnte getrost Capua, die reichste Stadt, einstweilen ihrer eigenen Kraft überlassen, gegen welche die Römer sogleich die Belagerung begannen.

So war gleich nach der Schlacht von Cannä für jeden Einsichtigen das Uebergewicht der Römer fast entschieden. Hannibal hatte in einen Bienenhaufen gestochen. Die Rüstungen der Römer waren jetzt stärker gewesen, wie jemals und Hannibal's Verstärkungen waren verhältnißmäßig nur gering. Selbst der Werth der verhältnißmäßig so wichtigen neuen samnitischen Freunde war deshalb geringer, weil sie durch lange Friedenszeit der Waffen entwöhnt waren.

Aber der unermüdliche Hannibal hatte sein eines Auge nach allen Seiten hin gerichtet, er blickte nicht nur auf Karthago und Spanien, wo sein Bruder stand, sondern er hatte mit dem König Philipp von Macedonien Verbindungen angeknüpft. In Apulien sollten sich die Zuzüge aus Karthago, Spanien und Griechenland mit seinem Heere vereinigen. Diese Coalition sollte Rom stürzen.

Es waren sehr künstliche Combinationen, die eine Kette von glücklich ausgeführten Bedingungen realisiren mußten, welche aber von jedem Spiel des Kriegszufalls durchbrochen werden konnte. Hannibal wußte dies sehr wohl, aber er hatte keine andern Hülfsquellen, und es galt auszuhalten, bis sie an ihn gelangten.

Dies ist die Erklärung seiner nächsten Feldzüge. Er beschloß auszuhalten in Süditalien, bis die Früchte seiner allgemeinen diplomatischen und strategischen Verbindungen, welche sich schon damals über das ganze südliche Gebiet von Europa erstreckten, gereift sein würden. Und ein Gewinn fiel ihm hier ungehofft und unerwartet in die Hände. Der alte König Hieron, hochgeehrt und hochbetagt, starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm, mitten in dem Conflict von Rom und Karthago, den er als den gefährlichsten für

sein Friedensregiment mit allen Kräften zu verhindern gesucht hatte. Es folgte ihm sein Enkel Hieronymos. Schwach und unerfahren, war er in jungen Jahren in die fast verzweifelte Stellung zwischen den beiden allmächtigen Republiken Italiens und Afrikas, zwischen Baum und Borke gestellt, zwischen denen sich definitiv zu entscheiden sein greiser Ahnherr klug vermieden hatte. Jetzt schien Karthago das volle Uebergewicht, wenigstens im Süden der italischen Halbinsel und in Sicilien, zu haben. Karthagische Emissaire hatten ihm die glänzendsten Versprechungen gemacht und alle seine fast thörichten und sicher von Karthago nie zu erfüllenden Bedingungen zugestanden, nämlich die Herrschaft über die ganze Insel Sicilien. Er ging darauf ein und wurde Freund von Karthago, wie sein umsichtiger Ahn stets Freund von Rom geblieben war. Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, auf diesem Unglückswege vorzuschreiten, der schnelle Tod machte ihm ein Ende. Seine Ermordung war das Signal, daß in Syrakus der schrecklichste Parteienkampf ausbrach. Nach einigen wilden Auftritten kam die karthagische Partei zur Herrschaft. Es waren die beiden Agenten des Hannibal, welche jetzt das Heft der Regierung in die Hand bekamen, Hippokrates und Epikydes. Durch diese Entscheidung, welche von der republikanisch-leidenschaftlichen Stimmung der Stadt Syrakus, der vornehmsten der Insel, ausging, unterstützt von der stets karthagisch gesinnten Westhälfte der Insel, stand die ganze Insel in hellen Aufruhrflammen gegen Rom. Dieses sandte jetzt den Marcellus, der hier schon als Jüngling gegen den großen Hamilkar gefochten und in Norditalien als Fünfziger im kühnen Reitertreffen bei Clastidium den Gallierfürsten vom Pferde gehauen, die spolia opima gewonnen und damit die Schlacht entschieden hatte, wieder auf den Schauplatz seiner ersten Jünglingsthaten. Er beschloß den Stier bei den Hörnern zu fassen, er ging gerade auf Syrakus los und umlagerte die Stadt von der Höhe her.

Syrakus war noch immer eine Großstadt, wie es keine in ganz Italien gab, selbst Capua nicht ausgenommen.

Mit eisernen Krallen umspannte und umgarnte er die unglückliche Griechenstadt und es war vergebens, daß Karthago Entsatztruppen hinschickte. Sie konnten sich nur in den ungesunden Niederungen setzen, während Marcellus auf den Höhen lagerte, und die Karthager starben am Sumpffieber dahin. Vergebens war es, daß der große Mathematiker Archimedes seine reine Mathematik aus Liebe für seine Vaterstadt in die angewandte übersetzte, in eine Maschinenkunst, welche die Angriffe der Feinde auf die Mauern der Stadt abschlug.

Archimedes war der Freund und Vertraute des greisen Hieron gewesen, der, im Andenken an seine jugendlichen Kriegerthaten gegen die Mamertiner, das edle Waffenhandwerk nie vergessen hatte, und unermüdlich besorgt für

die Sicherung seiner Stadt, kein Geld gespart hatte, die Artillerie- und Ingenieur-Erfindungen des großen Mathematikers und Mechanikers praktisch in's Leben zu rufen. So unterhielt der greise König ein wohlunterhaltenes Zeughaus, aus dem er schon einmal im ersten punischen Kriege die Römer unterstützt hatte. Aber Marcellus hatte die Kunde davon entweder vergessen oder nicht erhalten, er glaubte gleich im ersten Anlauf Syrakus mit Sturm nehmen zu können. Aber die Maschinen des Archimedes aus Hieron's Arsenal und seine neu erfundenen schlugen ihn mit großem Verlust zurück. Als sich Marcellus' Schiffe, je zwei an einander gebunden, von der Seeseite den Mauern nahten, um anzulegen und die breiten Sturmleitern, auf denen eine Colonne von 4 Mann in der Front die Mauer ersteigen konnte, welche vom Mast aus durch eine Kabelvorrichtung gehoben und gesenkt werden konnten, da senkte sich plötzlich eine Kette mit spitzem Haken an einem Wagebalken, der sich ebenso plötzlich durch ungeheure Gewichte an einem entgegengesetzten wieder hob und eingebohrt in das Vordertheil des feindlichen Schiffs es plötzlich wie ein sich bäumendes Pferd emporriß und ebenso plötzlich durch schnelles Ablösen der Kette wieder herabstürzte, so daß die Schiffe durch das Herabstürzen in's Meer vom Wasser überfluthet sanken oder mit ganz durchschüttelter, überstürzter und verwirrter Mannschaft das Weite suchten. Ebenso trefflich waren Archimedes' Schleudermaschinen, welche auf einen Wurf mehrere Centner Steine in weite Entfernung auf die Belagerer schossen und jede Annäherung unmöglich machten. Und wenn dennoch einige Glückliche bis an die Mauern vordrangen, so erreichten sie die sichern Geschosse der Schützen, welche aus den schmalen unangreifbaren Schießlöchern heraus zielten.

Plan von Syrakus.

Marcellus begriff, daß er seine Leute unnütz opferte und es blieb ihm lediglich die Blokade übrig. Die volkreiche Stadt konnte der Einschließung nicht lange widerstehen, ohne Hungers zu sterben. Allein diese Blokade war bei der ungeheuren Ausdehnung der Stadt sehr schwer zu bewerkstelligen und zog sich zwei lange Jahre hin, bis endlich ein glücklicher Ueberfall den Fall der Stadt herbeiführte.

Es gelang den Römern, als bei einem Feste sich die Bewohner der oberen Stadttheile in die innern begeben hatten, und die Mauern nur schwach besetzt waren, sich der Citadelle des Eurhalos zu bemächtigen, wodurch sie eine Stellung, die unein-

nehmbar war, gewannen. Von hier gewannen sie eine Position nach der andern und rückten dann der innern Stadt immer näher. Marcellus hatte durch kühne Erstürmung das System der Bollwerke der Stadt durchbrochen und zerstört.

Trotz des heldenmüthigsten Widerstandes der Stadt fiel endlich Syrakus in die Hände der Römer und Marcellus nach gutem altem römischen Kriegsgebrauch ließ plündern. Die herrliche Stadt wurde der Schauplatz von Raub-, Mord- und Brandauftritten, von denen sich die menschlich fühlende Brust mit Schaudern abwendet.

Auch in Archimedes' Haus, dessen Wissenschaft und Kunst das Unheil seiner Vaterstadt so lange hinausgeschoben wie den Tod, der allen Menschen und Menschendingen den Garaus macht, kamen die römischen Soldaten zum schlimmen Besuch. Er war ein echter Gelehrter, der, unbeirrt durch die Zustände des Augenblicks über seine mathematischen Probleme nachdenkend, von der Einnahme seiner Vaterstadt nichts wußte. Dem eindringenden römischen Soldaten sagte er, nur um das bekümmert, was seiner edlen und großen Seele wichtiger war, als sein Leben, im Hinblick auf die geometrischen Figuren, die er in den Sand reinlich gezeichnet hatte: „Verdirb mir nur nicht meine Kreislinien."

Aber was kümmerten den nordischen Barbaren die Kreislinien und Curven des griechischen Mathematikers. Sie ließ er ungestört, aber ihren Zeichner, den Meister der Wissenschaft, schlug er todt.

So endete der große Archimedes. Sein Tod war beneidenswerth, weil er den Untergang seiner Vaterstadt nicht überlebte.

In den Zwischenacten der Belagerung von Syrakus waren Abtheilungen des römischen Heeres in Sicilien weit umhergezogen und hatten die völlig karthagisch gesinnte Insel mit Feuer und Schwert verheert, ohne sie unterwerfen zu können. Hannibal hatte nicht vermocht, die Stadt Syrakus zu retten; aber er hatte einen seiner besten Officiere geschickt, um den Krieg auf der Insel neu zu beleben. Mutines entsprach seinen Erwartungen und im Verein mit Hanno, dem karthagischen Feldherrn, und mit Epikydes, der sich von Syrakus nach Akragas gerettet — er war in Syrakus zwar geboren, aber in Karthago erzogen und von Herzen ganz Karthager —, wußte er den Römern Sicilien ganz abwendig zu machen, so daß ihnen der Besitz von dem ausgebrannten und verwüsteten Syrakus wenig Nutzen brachte.

Diesen ewig neu aufflammenden Krieg zu ersticken war Marcellus' Aufgabe jetzt.

Der alte Held, der sich in kühnen Wagnissen stets hervorgethan, der bei Clastidium den feindlichen König der Gallier mit eigener Hand vom Pferde gehauen, war sich auch jetzt darin treu geblieben, muthig den Feind

anzugreifen und seine Person jeder Gefahr auszusetzen. Das Alter hatte ihn nicht vorsichtiger gemacht, er war fast, im Vertrauen auf seine lebenslangen Erfolge, waghalsiger geworden. Auch hier blieb das Glück ihm treu. Er eroberte Akragas und schlug jeden Widerstand oft durch die grausamste Kriegsführung nieder.

Er schien der Held zu sein, der nun im hohen Alter, er näherte sich den siebziger Jahren, berufen schien, den Hannibal zu bezwingen. In Apulien schien ihm dieses Ehrenfeld zu winken, wohin er berufen war.

Allein bei Venusia, wo er mit seinem Heere stand, ereilte ihn das Schicksal. Der ungeduldige Feldherr beschloß an der Spitze weniger Reiter und 30 Lictoren die Stelle des Feindes selbst auszukundschaften. Er hätte denselben Auftrag ebenso gut durch einen jüngern Officier ausrichten lassen können, wie der ihn scharf kritisirende Polybios bemerkt. Allein sein stürmisches Temperament riß ihn fort. Aus dem römischen Lager, von der Höhe her, konnte man seinen Marsch genau verfolgen. Da bemerkte man plötzlich, wie über ihn eine Wolke numidischer Reiter herfiel. Hülfe vor ihnen war nicht möglich und die Römer mußten es mit ansehen, wie ihr geliebter Feldherr mit seinem Häuflein zusammengehauen wurde. Nur Wenige, darunter Marcellus' Sohn, entrannen, wie durch ein Wunder. Marcellus aber fiel, wie er gelebt hatte, als tapferer Krieger, tapfer fechtend im wilden Schlachtgetümmel im 8. Jahre nach der Schlacht von Cannä (546 d. St.; 208 v. Chr.).

Dies war der Verlauf des sicilischen Krieges und das Ende dessen, der ihn beendet hatte.

Indessen waren auf dem weiten Schlachttheater von Spanien bis Macedonien die merkwürdigsten Begebenheiten geschehen. Betrachten wir zuerst die spanischen. Hierher waren nach dem Alpenübergang des Hannibal zunächst die beiden Brüder Gnaeus und Publius Scipio gegangen und hatten mit dem entschiedensten Erfolg von Norden her die karthagische Herrschaft in diesen Gegenden zu zertrümmern begonnen. Sie hatten vor den Karthagern voraus, daß sie gegen sie kamen und also die Herzen aller Unzufriedenen und Gekränkten ihnen sogleich entgegenschlugen. Sie fanden gleich eine nationale Partei, die nur auf die Gelegenheit hoffte, sich mit ihnen zu vereinigen. In Tarraco war eine Zwingburg errichtet, welche als Stützpunkt der Römer nach Süden und als Festungsquarré gegen feindliche Invasionen der Karthager nach Norden diente. Die Römer waren mit ihren Heeren bereits bis nach Andalusien durchgebrochen (539—40 d. St.; 215—14 v. Chr.). Schon dehnten sie bereits ihre Verbindungen bis nach Afrika aus und gewannen den numidischen König Syphax, gewannen im Norden endlich auch Sagunt, die feste Burg, die sich Hannibal mit Verlust von Zeit und

lut gewonnen. Die Gefahr vor den Truppen des Syphax, durch römische nstructoren einexercirt, war so groß, daß Hannibal's Bruder Hasdrubal, Sohn s Barkas, es für nöthig hielt, nach Afrika zu gehen und dieser Motion ein nde zu machen. Als er kam, trat gleich eine Wendung ein. Syphax' ndliche Nachbarn bekamen Luft, besonders der Stammhäuptling Gala, der it seinem Sohn, dem später so berühmten Masinissa, den Syphax nach nem entscheidenden Treffen zur Unterwerfung zwang.

Die Reaction dieser Ereignisse auf Spanien zeigte sich augenblicklich. ie afrikanischen Sieger, Hasdrubal und Masinissa, betraten das spanische stland (543 d. St.; 211 v. Chr.) und griffen neu gestärkt im folgenden hre die Römer an.

Die Scipionen hätten sich in die sichere Ebrolinie zurückziehen können. ie verschmähten es und riefen die Spanier zur Hülfe, wie Hasdrubal die eduinen gegen Syphax in Afrika, besonders die Keltiberer, unter Ver= echung von reichlichem Sold und noch reicherer Beute unter ihren Fahnen, d es kamen in der That 20,000 Mann. Die Karthager hatten drei eere aufgestellt. Die Römer, statt ihre Macht beisammen zu halten und e Feindeshaufen einzeln zu schlagen, vertheilten sich ebenfalls dreifach. ies entschied.

Die Keltiberer waren unsichere Truppen, die nur für Sold dienten d für ihre Waffenehre. Wer das Meiste gab, dem huldigten sie. Und sdrubal, der sie darin kannte, bot dem Schlachthaufen, der ihm gegenüber zerte, mehr als die Römer. So gingen sie zu ihm über. Der römische ldherr Gnaeus Scipio konnte sich glücklich schätzen, sich durch schleunigen ückzug der unvermeidlichen Vernichtung zu entziehen. Sein Bruder Publius rd unterdessen von den beiden anderen karthagischen Heeren überfallen und seinem eignen Lager belagert. Und er wußte, daß fast stündlich neue züge der hispanischen Völker im feindlichen Heere eintreffen konnten.

Es war die höchste Zeit für ihn, hervorzubrechen und durch eine kühne chlacht die Feinde niederzuwerfen. So handelte er, aber die Schlacht war ht nur unglücklich, sie wurde zur Niederlage durch die numidischen iter, welche Alles verwirrten, und das Fußvolk der Karthager, welches den g entschied. Publius selbst fiel tapfer fechtend im Schlachtgetümmel. tzt stürzten die drei karthagischen Heere über Gnaeus Scipio her, der sich f eine kahle Höhe zurückgezogen hatte, um sich des ersten Andrangs zu wehren. Die Karthager hatten zwar nicht leichte, aber sichere Arbeit. as römische Heer wurde niedergehauen oder gefangen. Unter den Todten fand sich auch Gnaeus Scipio, den hier seines Bruders Geschick bald er= ichte. Nur wenige römische Reiter unter dem tapfern Gn. Marcius rette= n sich über den Ebro.

Damit war die römische Macht in Hispanien dem Hasdrubal erlegen, er beherrschte wieder das Land bis zum Ebro, jenseits dessen sich die Verschlagenen der römischen Heere, namentlich die des Publius Scipio, unter dem Corpsführer T. Fontejus sammelten. Auch retteten sich einige Besatzungen der südlichen Castelle dahin, so daß allmälig eine Art von Armeecorps bei Sagunt sich sammelte, welches den verdienten Gn. Marcius, der sich durch Bravour und Umsicht ausgezeichnet, verlassen von den heimischen Obrigkeiten und auf den eigenen Patriotismus gestellt, zu ihrem Oberfeldherrn erkor.

Durch Abstimmung der begeisterten gemeinen Soldaten, die wußten, daß er jetzt der einzige Retter und Heiland für ihr Leben und für das Vaterland war, hatten sie ihn zum Feldherrn gemacht.

Es war die richtige Wahl gewesen. Marcius verwehrte den Karthagern den Uebergang über den Ebro. Diese Flußlinie wurde von den Römern behauptet (etwa um 544 d. St.; 210 v. Chr.), und es war damit jeder Invasion eines Karthagerheeres auf dem Wege, den Hannibal nach Italien zurückgelegt hatte, eine kräftige Barrikade entgegengeschoben.

Sie wurde verstärkt, als eine Legion frischer Truppen auf höchstem Kriegsfuß, an 12,000 Mann, in Sagunt landete und sich mit Marcius' Truppen vereinigte, unter der Führung des C. Claudius Nero. Die Römer waren jetzt wieder im Stande, die Offensive zu ergreifen. Sie drangen wieder bis nach Baetica (das Land um den Fluß Baetis, jetzt Guadiana), wo Hasdrubal nur durch Flucht sich der Einschließung und Uebergabe entziehen konnte.

Allein Claudius, der jetzt an Stelle von Marcius den Oberbefehl übernahm, hatte das hochfahrende Naturell seines Geschlechts im höchsten Grade, und stieß damit Freund und Feind vor den Kopf, und so blieben die Erfolge dieses Krieges völlig aus.

Der Senat, diese kluge Signoria von Rom, begriff die Ursache sehr bald und beschloß einen überwiegend fähigen Mann nach Hispanien zu senden, um so mehr, da er erkundet hatte, daß von Karthago aus die größten Anstrengungen gemacht wurden, um Hasdrubal's Heer in Stand zu setzen für einen Durchbruch der Ebrolinie, nach Catalonien, nach der Provence, nach den Alpen, Norditalien, kurz nach der Straße, die Hannibal in das Herz des italischen Festlandes geführt hatte.

Der Senat lenkte sein Auge auf den jugendlichen 27jährigen Scipio, den Sohn des Gnaeus Cornelius Scipio, der in Spanien auf dem Felde der Ehre gefallen war. Er hatte seinen Vater in der heißen Schlacht am Ticinus vom sichern Tode durch seine Bravour, kaum den Kinderjahren entwachsen, errettet. Jetzt war sein Vater fern von ihm gefallen. Er war unterdessen Aedil geworden durch die merkwürdigste Combination. Sein Bruder hatte sich gegen Mitbewerber um diese Würde bemüht, ohne große

Aussicht. Die fromme Mutter war in allen Tempeln Roms umgegangen und hatte Gelübde gethan, im Falle ihr Sohn gewählt würde. Der junge Scipio fühlte sich aber berufen zu der Würde, die sein Bruder erstrebte. Da träumte ihm in zwei Nächten, er würde Aedil werden mit seinem Bruder. Da sein Vater todt war, so mußte er die Erlaubniß zur Bewerbung um diese Würde von seiner Mutter erlangen. Er sagte ihr halb scherzend seinen Traum und was sie sagen würde, wenn ihre beiden Söhne plötzlich vor ihr als vom Volke erkorene Aedilen erschienen. Sie antwortete ihm sehr ernsthaft: „Das walte der höchste Gott." Scipio hatte damit den Segen seiner Mutter gewonnen. Am andern Morgen erschien er, als sie noch schlief, in der Morgenfrühe auf dem römischen Forum im schneeweißen Kleide der Bewerber um die erste Staatswürde seiner Vaterstadt.

Als ihn das Volk erblickte, jauchzte es ihm zu und er und sein Bruder wurden in die beiden Aedilenstellen gewählt.

Die edle Wittwe hatte keine Ahnung von ihres zweiten Sohnes Bewerbung, als ihre beiden Söhne als erwählt vom Volk zu der ersten Würdenstaffel römischer Magistrate sich ihr vorstellten. Scipio hatte sich emporgehoben und seinen Bruder vor schmachvoller Niederlage bewahrt.

Wie entfernt war man jetzt von der Zeit des Flaminius und Varro, daß zwei hochgeborne Brüder nicht durch den Senat, sondern durch das Volk zu curulischen Aedilen erkoren wurden. Wer beschreibt die Freude der hohen verwittweten Mutter, die hier zuerst Ersatz für den Verlust ihres Gemahls fand, der im fernen Hispanien den Tod für's Vaterland gefunden.

Und nun erkor der Senat diesen Scipio, der seiner Mutter solche Freudenthränen ausgepreßt, zum Oberfeldherrn in eben dem Hispanien, wo sein Vater und sein Oheim für Rom gefochten und gestorben waren.

Es war ein Ereigniß sonder Gleichen, daß der 27jährige Jüngling, den aber das Volk, welches endlich nach so furchtbaren Leiden wieder Athem geschöpft hatte, den herrlich schönen, tief bescheidenen, frommen und erprobt tapfern und heldenmüthigen Jüngling, auf den Händen trug, der aber nicht Prätor, geschweige denn Consul gewesen, zum Generalissimus der römischen Heere in Hispanien erhoben wurde, welche Würde sein Vater und Oheim nur als Altconsuln (die schon Consuln gewesen) bekleidet hatten.

Wenn man von der erhabenen Erscheinung ungewöhnlicher Frauen sagt und sagte, sie haben etwas Junonisches, so sagte man in Rom von dem jungen Publius Scipio, er habe etwas Jovisches in seinem Wesen. Das Volk erzählte sich mit scheuer Verehrung, Scipio ginge oftmals des Nachts in den Tempel des Capitolinischen Juppiter, da zu beten für sein und des Vaterlandes Heil, und die grimmigen Hunde, welche die Schwelle des Heiligthums bewachten, legten sich, wenn er käme, nieder und leckten ihm Füße und Hände.

Dieſer Jüngling, der Abgott des römiſchen Volks, ging nun nach Hispanien, wo ſein Vater und Vaterbruder für's Vaterland ihr Blut und Leben hingegeben hatten.

Es wird geſagt, daß kein Bewerber um dieſe Würde ſich dem Volke vorgeſtellt hätte, und Scipio allein es gewagt habe, um ſie anzuhalten.

Richtiger wird es ſein, daß Scipio ſich als den gebornen Rächer des Todes ſeiner Ahnen vor das Volk, das ihn liebte, geſtellt habe und daß es ſeinem Entſchluß zujauchzte, ſo daß jede Mitbewerbung hoffnungslos verſtummte und daß der Senat froh war, einen ſolchen Mann begünſtigen und fördern zu können, während er ſich erinnerte, daß er einſt einen Sempronius, Flaminius und Varro, welche dieſelbe Menge in andern Zeiten mit Geſchrei zu Feldherrn gefordert hatte, nicht hatte dem Volke abſchlagen können, und ſie hatte gewähren laſſen müſſen.

Allein es fehlte doch viel, daß der junge Scipio den Erwartungen des Volks und das Senats ſo völlig entſprochen hätte. Es gelang ihm zwar Vieles, er ſchlug zwei Heere der Karthager zurück — denn er hatte jetzt wieder die Offenſive in Hispanien ergriffen —; es gelang ihm ſogar, das dritte Heer unter Hasdrubal, Sohn des Barkas, in Andaluſien in einer ſchweren Schlacht anzugreifen und ihm harte Verluſte beizubringen. Aber es gelang ihm nicht, es zu hindern, ſeinen Marſch nach Norden fortzuſetzen. Hasdrubal war doch nach dieſer Niederlage — wie ſie nach Rom gemeldet wurde, ähnlich den napoleoniſchen Sieges-Bulletins aus Rußland — noch ſtark genug, um neben dem römiſchen Heere des Scipio in ungebrochener Kraft vorübermarſchiren nach Norden. Scipio vermochte es nicht zu hindern, daß Hasdrubal in den Norden Spaniens gelangte, die Pyrenäenpäſſe überſchritt, Gallien erreichte und über die Alpen nach Italien gelangte. Die Liebe für ſein Vaterland und die noch heißere für ſeinen Bruder Hannibal beflügelten ſeine Schritte und er folgte ſeinen Fußtapfen in der kühnen Hoffnung, ſich mit ihm in dem Lande umarmen zu können, deſſen herrſchende Stadt er ebenſo gründlich wie ſein Vater und dieſer Bruder, der ihm dahin den Weg gezeigt, haßte.

Allein welche furchtbaren Anſtrengungen hatte der große Hannibal bis zu dieſem entſcheidenden Moment, den er ſo lange herbeigeſehnt, machen müſſen, um ſich ſeine centrale Poſition in dem ungeheuren Kriegsgebiet, ganz Südeuropa und Nordafrika und ſogar Griechenland, das er ſelber geſchaffen hatte, aufrecht zu erhalten, auf die, wie er wußte, Alles ankam.

Die Römer hatten nicht verfehlt, Capua, die herrliche Stadt, die er ihnen entriſſen, mit allen Kräften zu belagern. Es war in Süditalien eine Art Gegenrom wie das heutige Neapel. Es ſtand ihnen noch näher und gefährlicher als Syrakus, die reichſte und bevölkertſte Stadt des Occidents,

selbst Padua und Karthago und Gades (Cadix) nicht ausgenommen, Städte, gegen welche selbst Rom als eine bloße Landstadt erschien.

Allein Capua wehrte sich gegen die Römer nicht minder heldenmüthig als Syrakus, und zwar ohne einen Archimedes zu besitzen, nur durch die angeborne Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und das gebietende Ansehen seiner todesmuthigen Aristokratie, die wohl erkannt hatte, daß der Sturz von Capua auch ihr Untergang sein werde. Sie riefen den Hannibal als ihren einzigen Retter herbei, um ihnen zu helfen.

Er kam und versuchte den Entsatz der Stadt, welche für ihn so wichtig war. Aber diesen methodischen Römern gegenüber sah er bald, daß im einfachen Wege hier nichts zu gewinnen wäre.

Da entschloß er sich zur kühnsten Diversion seines Lebens. Er brach sein Lager plötzlich ab, ließ die Lagerfeuer brennen, als ob er noch mit seinem Heere da wäre, und marschirte gegen Norden, auf Rom in Eilmärschen. So gelangte er in die Nähe der römischen Mauern, bis zum zweiten Meilenstein der Appischen Hochstraße.

Der Schrecken, den er in Rom hervorrief, war ungeheuer. Der Schrei: „Hannibal ante portas," „Hannibal steht vor den Thoren," hat sich von Mund zu Mund, ohne Vermittelung der Geschichtsschreiber, bei den Römern bis in die spätesten Geschlechter Roms fortgepflanzt, bis er endlich zum Sprichwort wurde, welches die höchste Gefahr bezeichnete.

Hannibal hatte Rom überrascht, mehr als er selbst dachte. Er wußte sehr wohl, daß er Rom nicht durch einen Handstreich überrumpeln konnte, er wollte nur die römischen Heere durch einen kühnen Schachzug von Capua ablenken. Allein auch dieser kühne Zug strandete an der muthvollen Bedächtigkeit und Langsamkeit der Römer. Sie gaben die Belagerung von Capua nicht auf und Rom vertheidigte seine Mauern. Dazu gesellte sich das römische Glück. Zufällig waren grade zwei neue Legionen zum Nachschub gegen den Feind unter die Waffen gerufen und sammelten sich in Rom, um den Fahnenschwur zu leisten. Freilich waren es nur Recruten, die noch keine Schlacht gesehen hatten. Aber es war doch eine Heeresmacht, welche Rom den Feinden entgegenstellen konnte, und sie wurde so verständig zur Deckung der Stadt verwandt, daß Hannibal um so weniger Lust hatte, sie anzugreifen.

Hier war es, wo Hannibal mit seinem einen Auge in das versteinernde Gorgonenauge des menschenbesiegenden und bezaubernden Roms tief hineinblickte. Er sah diese Stadt, diesen Herzpunkt seines großen Hasses, aber sein kühnes Herz fürchtete nicht. Er sah, daß er Rom nicht durch Ueberfall bezwingen konnte, aber er wollte es schrecken, ängstigen und ärgern mit allen seinen Kräften.

Und dafür ließ er seine Numider sorgen, welche das herrlich angebaute Land, das seit Jahrhunderten keinen Krieg gesehen, verwüsteten und brandschatzten, und bei ihrem Rückzug unendliche Beute von dannen führten. Es war doch wenigstens eine Vergeltung für die Angst, die einst M. Atilius Regulus in seine Vaterstadt Karthago gejagt hatte. Und er stand, zwar von der Heimath schlecht unterstützt, ja fast verlassen, mit ganz anderer Kraft in Italien, weil er sie aus sich selber, aus seinem reichen Geiste schöpfte, als der auch von seinen Landsleuten verlassene Regulus, der überwältigt von den Afrikanern als Märtyrer dem politischen Unverstand seiner heimischen Regierung zum Opfer fiel.

Hannibal hatte Capua nicht retten können, das die Römer endlich überwältigten und seine Aristokratie, so weit sie sich nicht selber den Tod gegeben, in Rom mit dem Henkerbeil vernichteten; er hatte ja auch Rom nicht überwältigen können, aber er hatte sein Heer durch einen bequemen und wohlfeilen Feldzug wiederum neu ausgerüstet mit Allem, was nöthig war, um unter besseren Verhältnissen gut vorbereitet den Krieg von Neuem aufnehmen zu können.

Und diese besseren Verhältnisse mußten eintreten, wenn Philipp von Makedonien, mit dem er abgeschlossen, seinen Verpflichtungen nachkam und wenn sein Bruder Hasdrubal sich durch sein Schwert den Weg zu ihm bahnte.

Hannibal hatte alle diese hohen Gedanken im Herzen, aber jetzt befand er sich auf dem Rückzug von Rom, und er mußte alle Hülfsmittel seines reichen Geistes anspannen, um sich vor den vorsetzenden Römern sicher zu stellen, vorzüglich die Beute seines Krieges. Auch hier gelang dies seinem Feldherrnblick, wie der Löwe, den die Jäger verfolgen, die Beute in den Zähnen, sich in sein Lager unbeschädigt zurückzuziehen.

Hannibal's Löwenlager war auch jetzt Apulien, welches er glücklich erreichte, aber nicht ohne den voreiligen Jägern, den römischen Truppen, mit seinen grimmigen Tatzen eine schwere Lehre, eine schlimme Niederlage beigebracht zu haben, daß sie ihn gern ungefährdet von dannen ziehen ließen.

Aber er ruhte nicht in Apulien. Sogleich stürzte er mit Gewaltmärschen nach dem äußersten Süden Italiens, um das griechische Rhegion, einen der besten Seehäfen, zu überfallen.

Die Stadt hielt sich zwar, aber eine große Anzahl ihrer vornehmsten Bürger, die gerade damals ihren Geschäften in der Landschaft oblagen, fielen in seine Gewalt, die er als Geißeln verwerthete.

Als er sah, daß er die Burg von Rhegion nicht ohne Zeitaufwand nehmen konnte, hielt er Winterrast, dann zog er sein Heer zusammen und marschirte auf Grumentum in Apulien. Hier begegnete ihm der Consul Nero mit einem Heere von mehr als 40,000 Mann. Bei dem Zusammenstoß, der

daſelbſt erfolgte, waren die Römer im Vortheil und die Karthager wurden vor ſchlimmem Verluſt bewahrt, weil ſie Hannibal in das nahe Lager zurückberief. Sechs Elephanten hatte er hier ſchmerzlich eingebüßt. Aber er wußte ſich wieder auf meiſterhafte Weiſe dem Conſularheere zu entziehen. In der Nacht war er aufgebrochen, und im Lager blieben nur die Wachtfeuer und die flüchtigen numidiſchen Reiter. So wurde Nero lange getäuſcht und Hannibal hatte einen Vorſprung gewonnen. Plötzlich waren auch die Numider verſchwunden und das Lager ſtand leer. Erſt ſpät gewahrten es die Römer und folgten dem Hannibal, den ſie erſt wieder in weiter Ferne erreichten, in der Gegend von Venuſia. Auch hier gab es heftige Kämpfe, in denen Hannibal nicht ſiegte. Er ſchien ſich zurückzuziehen. Aber plötzlich erſchien er wieder bei Venuſia und erreichte das von da nördlich gelegene Canuſium. Er marſchirte ſeinem Bruder entgegen, ihm die Hand zu bieten, und Nero ſtand ihm ſtets gegenüber.

Hasdrubal ſollte ihm Hülfe bringen und er brachte ſie. Hasdrubal war den Fußtapfen ſeines Bruders gefolgt. Es hatte ſich aus Andaluſien bis nach Catalonien und Valencia, durch die Pyrenäen und Südfrankreich, durch die Alpen, durch das norditaliſche Keltenland mit ſeinem Heere hindurchgeſchlagen nach Ravenna, bis Rimini, er reichte ſchon dem Hannibal, ſeinem Bruder, die lange Königshand, der in derſelben Küſtengegend gegen Süden ſtand, mit einem herrlichen Heere, welches die Zuzüge der Gallier bis auf 60,000 Mann gebracht hatten.

Hasdrubal ſchickte nun eine Botſchaft an ſeinen Bruder, von 4 Galliern und 2 Numidern, ihn zu benachrichtigen, während die vorſichtigen deutſchen Kaufleute des Nordens für ihre Correſpondenzen im 17. Jahrhundert nach Rußland von Lübeck drei Briefe auf verſchiedenen Wegen abſandten, damit, wenn zwei verloren gingen, wenigſtens der dritte Brief an ſeine Adreſſe gelangte.

Hasdrubal wird nur die eine Straße gekannt haben, die ihn zu Hannibal führen konnte. Seine Boten kamen glücklich durch ganz Italien auf den wildeſten Wegen, durch abgelegene Orte, wilde Wälder in die Gebiete, wo die Römer geboten. Bequemer ging es, wo Hannibal's Heer ſeinen Einfluß übte. Schon waren ſie in dieſe ſicheren Regionen gelangt, ſie näherten ſich den Gegenden zwiſchen Grumentum und Metapontum, wo Hannibal damals ſtand. Da geſchah es, daß ſie ſich verirrten und römiſchen Vorpoſten in die Hände fielen.

Der Botſchafter mit den Seinigen, der hier ſo kurz vor dem Rettungshafen ſcheiterte, wurde von Officier zu Officier, endlich vor den Höchſtcommandirenden gebracht und mußte bei Androhung der peinlichen Frage das Schreiben Hasdrubal's herausgeben. Was gäbe wohl heute dafür ein Au-

tographensammler. Aber den Römern war es damals mehr werth, als alles Gold und Silber Italiens. Unsere Akademiker würden vielleicht mit großer Mühe den Sinn dieses Schreibens entziffert haben, allein die Römer gelangten auf weniger vornehmem Wege zum Verständniß. Sie ließen sich den Brief von punischen Gefangenen übersetzen, wobei sie natürlich verschiedene Uebersetzungen abgesondert machen ließen und sie dadurch controllirten. Sie erfuhren dadurch etwa Folgendes: „Ich marschire grade die Flaminische Straße herab. Komm mir entgegen. Rendezvous Narnia."

Die Römer wußten genug. Die Nachricht wurde sogleich an alle Führer der Truppen beider Consularheere und den römischen Senat gesendet. Die Römer waren schon längst unterrichtet gewesen von Hasdrubal's Heranzug. Dafür hatten die Rom anhänglichen, gegen Karthago von altem Nationalhaß durchdrungenen Massalioten gesorgt. Aber jene waren ebensowenig entschlossen gewesen, diesen Vormarsch des Hasdrubal zu hindern, wie den des Hannibal. Jetzt hatte ihnen Hasdrubal einen neuen gallischen Völkervulcan in der Lombardei entzündet, dessen Lavaströme sich nach dem Innern Italiens hinabstürzten und wenn sie sich vereinigten mit denen, welche Hannibal's Feuerseele herausprudelte, so wurde Italien in der schwülen Atmosphäre von Kriegsbrand und Blutgeruch erstickt. Das Schicksal der beiden Brüder und Karthagos hat die Würfel anders fallen lassen. Der unglückliche Brief hat den großen Kampf von Rom und Karthago entschieden, wie der Depeschendiebstahl, dessen Theater Berlin war, den Krimkrieg entschied, dem der große Kaiser des Ostens, Nicolaus, zum Opfer fiel. So können in der That zuweilen geringe Personen, wie Hannibal's Boten, oder geringe Bedienten, die zugleich große Schurken sind, welthistorische Ereignisse bestimmen, ohne jedoch dadurch aufzuhören, kleine Bedienten- und große Schurkenseelen zu sein.

Als der Consul Nero seine kostbare Nachricht erhalten hatte, war er keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun hatte. Er hatte von Hannibal gelernt und beschloß den Meister aller Kriegslisten jetzt durch eine ähnliche Kriegslist zu übertreffen.

Er verließ mit dem Kern seiner Truppen das Lager, etwa mit 7000 Mann. Die Zurückgelassenen mußten Hannibal in seiner Stellung festhalten.

Er selber aber eilte mit diesem Hülfsheer nach Norden seinem Collegen zu. An allen Stationen, wo er anhielt, hatte er Lebensmittel und Wagen für die Ermüdeten aus der Landschaft aufgeboten. Seine Soldaten hatten nichts zu tragen, als ihre Waffen, wie solche, die unmittelbar in die Schlacht gingen.

Die Begeisterung unter dem Landvolk war so groß, daß mit Freuden

sich Alles drängte, seine Befehle zu vollziehen, und viele Veteranen baten flehentlich, den Kriegszug mitmachen zu dürfen. So gelangte, frisch und kampfbegierig und durch zahlreichen Zuzug verstärkt, Nero in das Lager seines Mitconsuls.

Er brachte neues Leben in dessen strategische Bewegungen.

Sein Wort hieß stets: „Vorwärts."

Hannibal hatte keine Ahnung, daß gerade jetzt der Moment gekommen war, in welchem er alle seine äußersten Kräfte anzuspannen hatte, um seinerseits seinem Bruder die Hand reichen zu können.

Ruhig stand er in Apulien, keines Unglücks gewärtig, als die beiden Consularheere sich am Fluß Metaurus, südlich Ariminum vereinigten unter dem Jubel der Legionen, und dem Hasdrubal, der täglich und stündlich das Eintreffen seines Bruders und dessen Heeres entgegensah, begegneten. Es gab nichts Anderes für Hasdrubal, der nach Süden zu marschiren hatte, als zu schlagen, als er dem combinirten Heere der beiden Consuln begegnete.

Es war eine furchtbare Schlacht, aber der Würfelwurf entschied sich gegen Hasdrubal. Der Verlust der Römer war schrecklich — eine ganze Legion wurde aufgerieben — aber sie siegten und das ganze Heer der Karthager war vernichtet. Unter den glorreich Gefallenen war auch Hasdrubal selbst, der in den letzten Momenten der Entscheidung sich an die Spitze der Angriffshaufen gestellt hatte.

Er hatte, da er nicht siegen konnte, wenigstens einen ruhmvollen Tod gefunden.

Hier war die eigentliche Katastrophe, der Wendepunkt und zugleich die Familientragödie der Barkiden, welche, — so geeignet für die dichterische Darstellung, doch bisher noch niemals bis zum heutigen Tage zur Tragödiendichtung den Dichter gefunden hat.

Hasdrubal und sein Heer war vernichtet, und sein großer Bruder Hannibal hatte keine Ahnung von dem Geschick, was ihn und sein Vaterland betroffen. Da geschah es eines Tages, daß über die Schanzen seines Lagers ein Menschenhaupt geworfen wurde, welches man wegen der Räthselhaftigkeit seines früheren Inhabers vor Hannibal brachte.

Was bedeutet Priamos' Schmerz, als er den entstellten Leichnam seines Heldensohnes Hektor von Achilles erbettelt, die traumhafte Sage oder romanhafte Ausmalung jenes griechischen Alterthums, gegen diese wirkliche gräuelvolle Begebenheit der römischen Geschichte!

Homer läßt den greisen Priamos zu Achill sprechen:

„Küssen muß ich die Hand, die mir den Sohn hat ermordet." Allein nüchtern und schwach erscheinen diese furchtbarsten Worte des größten Griechengedichtes gegen den namenlosen Schmerz des großen Hannibal, als er das abgeschlagene Haupt seines geliebten Heldenbruders, das er nach glücklichem Verei-

nigungskampf lebend zu küssen sich sehnte, wie das eines hingerichteten Räubers vor sich erblickte.

Und doch ertrug es noch der große Hannibal zu leben. Sein hoher Beruf für das Vaterland brachte ihn hinüber über den Familienschmerz. Noch lebte ihm ja auch sein geliebter jüngster Bruder Mago, der vielleicht im Stande war, ihm und dem Vaterlande die Hülfe zu bringen, welche der theure ehrenreich Gefallene zu bringen vergebens gekämpft hatte.

Hannibal bezwang seinen Schmerz um des Vaterlandes und seiner Familie willen. Er konnte ja noch auf seinen jüngsten Bruder Mago, seinen Liebling, hoffen, der noch jetzt im tiefen Süden stand. Aber es war doch für den in stolzer Einsamkeit — das jetzige Geschlecht würde es vielleicht Verkommenheit nennen — stehenden Hannibal ein Lichtstrahl, der in die immer tiefer und dichter über seinem einen Auge sich lagernde Finsterniß fiel.

Hannibal sah, daß für ihn jetzt in Apulien nichts mehr zu thun war und zog sich nach Bruttium, in den äußersten Süden Italiens zurück, wo er der Südküste, den Hafenorten, über welche er gebot, und der Heimath näher war. Er wußte, daß nach dem regelmäßigen Verlauf der Dinge in Italien seine Tage gezählt waren. Denn Rom war jetzt im entschiedensten Uebergewicht, es hatte in diesem Kriege, durch die Noth gezwungen, erst seine Kräfte kennen gelernt. Die ungeheuersten Anstrengungen waren gemacht. Auf dem weiten Kriegstheater Südeuropas verstreut hatten Jahre hindurch oft 23 Legionen der Römer zu gleicher Zeit gefochten und jede Legion römischer Bürger hatte neben sich eine ebenso starke Anzahl von Bundesgenossen. Man sieht, welche ungeheuren Dimensionen der Krieg angenommen hatte. Die ganze Welt stand in feuriger Kriegslohe und diesen Kriegsbrand hatte den Römern der eine Hannibal entzündet.

Es schien, als ob die siegreichen Römer den durch so viele Schläge und Mißgeschicke unbesiegten aber gebeugten Hannibal durch die Ueberzahl ihrer Truppen erdrücken könnten. Aber sie fürchteten noch immer den grimmigen Löwen der Schlacht.

Die methodischen Römer mußten ein Waffenstück nach dem andern von dem festen Panzer, den er sich in Italien um die Brust geschmiedet, herunterreißen, bevor sie hoffen konnten, ihn zu besiegen. Diese Panzerstücke von Hannibal's Schlachtrüstung waren die einzelnen Burgen und Städte Süditaliens, welche Hannibal inne hatte.

Und wie viele waren ihm schon früher heruntergerissen, ohne daß er es hatte hindern können, vor Allem sein Kleinod Capua.

Hannibal hatte sein Letztes gethan, was ein guter Feldherr, ein vaterlandliebender Mensch und ein Sohn des Hamilkar Barkas thun konnte, und

doch hatte er nach 17jährigem Kampf, nachdem er die halbe Menſchenwelt auf Rom gehetzt, aber von ſeinem Vaterland wenig Unterſtützung und viel Haß geerntet hatte, den Römern nur viel geſchadet, ſie viel geängſtigt und ſie nicht beſiegt.

Da tauchte noch einmal die Hoffnung, da Alles verloren ſchien, auf zu einer beſſeren Wendung des Krieges.

Sie ruhte auf ſeinem zweiten geliebten Bruder, dem jüngſten, der allein noch übrig war, auf ſeinem Benjamin.

Als Scipio den Oberbefehl in Spanien übernommen hatte, erwachte hier der römiſche Krieg freilich zu neuem Leben. Es gelang ihm Manches. Seine gewinnende Perſönlichkeit verfehlte auch hier nicht ihre Wirkung auf die eingeborenen Hiſpanier, die er ſich durch ſein faſt ritterliches Benehmen zu gewinnen wußte. Sein Hauptgewinn, den er machte, war die Eroberung von Cartagena mit den reichen Silberbergwerken in deſſen Nachbarſchaft. Allein trotz der günſtigen Wendung des Krieges in Italien und der in Folge deſſen kräftigeren Unterſtützungen aus der Heimath war doch der Krieg in Hiſpanien ſtets in der Schwebe geblieben.

Scipio hatte den Abmarſch des Hasdrubal durch das weite Land von Andaluſien her bis zu den Pyrenäen und nach Italien nicht zu hindern vermocht.

Als ebenbürtiger Gegner unter den karthagiſchen Feldherren, die gegen Scipio fochten, hatte ſich vor Allem Mago hervorgethan. Als die römiſchen Heere die Karthager immer weiter zurückdrängten, hatte er ſich nach der Inſel Minorca zurückgezogen.

Hier ſammelte er eine große Armada und ſegelte mit ihr gerades Weges nach Genua. So viel hatten jetzt ſchon die Karthager an Ortskenntniß dieſer Gegenden und an Einſicht in die ſtrategiſchen Verhältniſſe gewonnen, daß ſie den langen Landweg, der freilich jetzt durch Scipio verlegt war, durch die Meerſtraße umgingen und abſchnitten.

Auf kurzer Meerfahrt hatte Mago alle die beſchwerlichen und gefahrvollen Märſche von vielen Monaten über die Pyrenäen und Alpen abgeſchnitten. Er landete vor Genua und eroberte die Stadt. So gewann er feſten Fuß in Italien. Freilich war durch ſeinen Abzug aus Hiſpanien auch die letzte Stadt im äußerſten Süden des Landes, Gades, die uralte reiche phöniciſche Stadt, die älter als Karthago, an die Römer, überliefert und Spanien aufgegeben. Aber es war doch ein kühner furchtbarer Wurf für die Römer, als ſich der jüngſte Barkide zum Herrn von Genua gemacht und ſich anſchickte, die Apenninen zu überſchreiten und die Gallier zur neuen Ueberfluthung des italiſchen Landes aufzurufen.

Karthago, welches ſich nun endlich von allen Seiten bedrängt fühlte

und einsah, was es versäumt, als es den großen Hannibal, da es noch Zeit war, ohne Unterstützung ließ, machte jetzt die äußersten Anstrengungen. Es sandte im siebzehnten Jahre des fürchterlichen Krieges, der die südeuropäische Welt verwüstete, eine Unterstützungsflotte.

Mago selbst hatte mit dreißig Kriegsschiffen und anderen zahlreicheren Lastfahrzeugen, die 12,000 Mann Fußvolk und 2000 Pferde und Reiter trugen, die kühne Fahrt glücklich vollendet. Er hatte nur zehn Kriegsschiffe behalten, die anderen nach Hause geschickt. Er wollte siegen oder wie sein Bruder Hasdrubal sterben. Eben waren da, wo er landete, die benachbarten Stämme der Ligurer, die Ingauner, die Bewohner der Riviera, mit den Bergbewohnern in Fehde. Mago verband sich mit den ersteren und gab natürlich die Entscheidung. In Savona nahm er seinen Sitz und der Glanz seines Namens führte ihm zahlreiche Freiwillige aus Ligurien und aus dem Keltenlande zu und sein Heer wuchs täglich. Dazu kam nun die aus der Heimath gesendete Flotte, die zwischen Albenga (dem damaligen Albium Ingaunum) und Genua landete. Es waren 25 Kriegsschiffe mit 6000 Mann Fußvolk, 800 Reitern und sieben Elephanten an Bord, und dazu reichliches Geld, um bei Ligurern und Kelten mit Erfolg die Werbetrommel gehen zu lassen.

Mago gebot also jetzt über ein Heer von über 20,000 Karthagern. Jetzt berief er eine Versammlung der Häuptlinge der Ligurer und benachbarten Kelten und rief sie zur Freiheit gegen Rom auf.

Die Ligurer erklärten sich bereit und erbaten nur zwei Monate Frist, um die Aushebungen ihrer jungen Mannschaft zu bewirken; und es war ihnen Ernst damit.

Aengstlicher waren die Kelten. Sie erklärten, ihr Land würde beherrscht durch die römischen Zwingburgen in ihrem Lande. Von Staatswegen könnten sie sich noch nicht für Karthago und Mago erklären, aber sie wären bereit, ihnen jeglichen Vorschub zu leisten durch die Erlaubniß, daß Freiwillige ohne jedes Hinderniß zu Mago's Fahnen eilen dürften.

Mehr hatte Mago nicht gewollt. Sein Geld wirkte als Zauber auf die junge gallische Mannschaft und noch mehr die Hoffnung auf den Sturm- und Raubsold, der nicht minder golden sein konnte.

So wuchs das Heer Mago's täglich und erfüllte die Befehlshaber der Römer im cisalpinischen Gallien, der heutigen Lombardei und in Etrurien, Sp. Lucretius und M. Livius, mit Angst und Schrecken. Sie gedachten an Hannibal's, an Hasdrubal's Zug durch diese Gegenden und ergriffen das nächste Mittel der Nothwehr, ihre Truppen zu vereinigen und sich dadurch gegen den neuen nordischen Völkersturm, der gegen sie anbrauste, zu stärken. Allein das Jahr ging hin und sie legten ihr Commando nieder, um anderen Generalen Platz zu machen, dem Prätor P. Quinctilius Varus und dem

Proconsul M. Cornelius. Mit ihnen traf Mago im Gebiet der Insubrer, deren Hauptstadt Mediolanum (Mailand) war, zusammen im Entscheidungskampf. Die Legionen des Varus griffen an, die des Cornelius bildeten die Reserve. Das Vortreffen richtete nichts aus. Da sprach Cornelius zu seinem Collegen Varus: die Reiterei muß vorgeschickt werden, den Feind mürbe zu machen, zu schrecken, entweder deine oder meine. Quinctilius Varus übernahm mit seinen Corpsreitern, welche sein eigener Sohn Marcus führte, die Cavallerie hinzu von vier vereinten Legionen. Sie wäre vielleicht vernichtend für den Feind geworden, hätte nicht Mago seine einzigen etwa sieben Elephanten in's Treffen geführt, welche die Pferde der Römer scheu machten durch den ungewohnten Anblick und Geruch. Augenblicklich benutzten die numidischen Reiter den Schrecken der römischen Reiterei durch einen Angriff.

Die zwölfte Legion ward in diesem Treffen furchtbar mitgenommen und nur die römische Tapferkeit ließ sie nicht vom Platze weichen.

Da kam ihr die zehnte zu Hülfe und stellte die Schlacht wieder in's Gleichgewicht.

Mago schickte ihnen die Gallier entgegen. Aber die römischen Feldherren stellten ihrem stürmischen Angriff ihr elftes Regiment (11. Legion) entgegen.

Das Vortreffen der tapferen Elfer, die hastati, wurde nahezu vernichtet.

Aber die beiden anderen Schlachtordnungen sammelten sich in eine einzige, Dank der trefflichen römischen Heeresdisciplin, unter den kriegskundigen unerschrockenen Officieren. Sie gingen todesmuthig vorwärts. Es gelang ihnen, vier dieser elephantischen Bestien aus Afrika, dieser schwarzen Elephanten, wie sie da wachsen, so schwarz und so blutig, wie die afrikanischen Neger, zu erlegen, die anderen drei scheu zu machen, daß sie den Schrecken in das Heer der Feinde trugen, denen nichts übrig blieb als sie zu vernageln, wie man jetzt Geschütze vernagelt, um sie für den Feind unbrauchbar zu machen. Es war dies eine Erfindung des Hasdrubal, welcher die Elephantenführer mit Nagel und Hammer versah. Sobald ein Elephant scheu wurde und Kehrt machte zur Flucht, hieb ihm sein Führer, der auf ihm ritt, einen langen Nagel oder Metallkeil mit Hülfe eines Hammers zwischen den Ohren, wo sich Rückgrat und Gehirn verbindet, mit plötzlichem Schlage tief in den Leib und bewirkte dadurch den plötzlichen Tod des Ungethüms.

Mago hatte das Alles angeordnet. Muthig stand er stets im Vordertreffen, alle Pflichten des Feldherrn und des Soldaten erfüllend.

Man hat dies Letztere oft getadelt und selbst von Polybios haben wir darüber eine besondere Auseinandersetzung bei Gelegenheit von Marcellus' Tod. Aber die Theoretiker haben gut vorschreiben.

Wenn die Schlacht hin- und herwogt, wenn die Leidenschaft der Schlacht alle Herzen erfüllt, vermag selbst jetzt der oberste Kriegsherr nicht immer der Lockung der Kriegsleidenschaft zu widerstehen.

Auch König Wilhelm I. von Preußen hat ihr nicht zu widerstehen vermocht und hat im vorigen 1866sten Jahre mitten im Kanonenfeuer gestanden.

Das mag für Mago zur Entschuldigung gelten, daß er in einer Zeit, wo die Feuerwaffen weder so weit noch so sicher trugen, muthig im Vordertreffen stand.

Es war ein Unglück, daß er in's eigentliche Schlachtgetümmel gerieth und eine schwere Unterleibswunde erhielt, die zwar nicht augenblicklich, aber schmerzvoll und langsam tödtlich zu sein pflegt. Und eine solche war es.

Der Sieg war zweifelhaft. Mago hatte immer einen Verlust von 5000 Mann, wohl meist Gallier; die Römer nach Livius', das ist Fabius Pictor's Bericht 2300 Mann. Das Resultat der Schlacht war für Mago günstig. Aber er war zum Tode verwundet und zog sich zurück.

Da kamen die Gesandten seiner Vaterstadt zu ihm, die ihm befahlen, sich augenblicklich nach Karthago einzuschiffen, weil es von Rom auf's Aeußerste bedrängt wäre.

Mago mußte gehorchen.

Er schiffte todtkrank seine Truppen in die entgegengesandten Transportschiffe ein und segelte auf geradem Wege, bei Corsika und Sardinien nach Afrika zu.

Als die Flotte gegen den Süden von Corsika segelte, war die Entzündung aus Mago's Wunde so weit in die edeln Organe seines Unterleibes vorgedrungen, daß er ihr erlag. Die Flotte gelangte glücklich mit allen Mannschaften nach der afrikanischen Küste, aber sie hatte Mago's Leichnam an Bord.

Sie war das grausige Document, daß der letzte Hoffnungsstrahl Karthagos mit dem Leben des jüngsten Barkiden erloschen war.

Mago war nicht besiegt, er war nur gefallen, wie Hasdrubal gefallen war, als er sich besiegt sah.

Da war allein noch Hannibal, der älteste von Hamilkar's Geschlecht, übrig.

Auch jetzt hatte er seinem Bruder Mago, wie Hasdrubal die Rettungshand nicht bieten können. Er stand im tiefen Süden Italiens, die Länge von ganz Italien hatte zwischen beiden Brüdern gelegen, als Mago bei Mailand seinen letzten Kampf kämpfte.

Hannibal, den man von Karthago so gut wie ohne alle Hülfe gelassen, hatte es erleben müssen, daß eine seiner Schöpfungen in Italien nach der

ndern zusammenstürzte. Allmälig waren auch die Samniten, seine größte Eroberung in Italien, als sie sahen, daß er sie nicht mehr schützen konnte, uf gute Bedingungen und angebotene Amnestie zu den Römern übergegangen. Es waren im Wesentlichen nur die alten Griechenstädte Großriechenlands, auf welche er sich noch stützen konnte, und auch diese besaß er ur theilweise, so daß in einigen noch römische Besatzungen die Burgen hielten. Es war ein Wunder, daß Hannibal, nachdem Capua gefallen, Samnium verloren, Hasdrubal gefallen und Hispanien von Karthago aufgegeben, als auch ie Hülfe von Philipp von Makedonien ausgeblieben war, überhaupt noch in Italien mit einem Heere existiren konnte.

Nach Mago's Schlacht bei Mailand waren die Hülfskräfte von Karthago m Ende (203 v. Chr.; 551 d. St.). Es rief nicht nur ihn, auch Hannibal ach Hause, um die Stadt selbst zu vertheidigen. Mago war todt, aber Hannibal ebte noch. Es ging jetzt in's dreizehnte Jahr nach der Schlacht von Cannä, das ehnte, seitdem Scipio ganz Spanien als unterworfen erachtend nach Italien eimgekehrt war und nach Capua's Fall, das neunte seit dem Tode des Marcellus, das fünfte, seitdem Hasdrubal am Metaurus seinem Geschick rlegen.

So lange hatte sich Hannibal durch seine unerschöpfliche Kraft, die er ur aus der eigenen Brust schöpfte, in Italien behauptet.

Jetzt verließ er unbesiegt, als sein Vaterland ihn in der äußersten Bedrängniß rief, den italischen Boden, den er 17 Jahre lang behauptet hatte.

Mit welchen Gefühlen und Gedanken er Italien verließ, läßt sich denken. Es wußte, daß er damit die Arbeit nicht nur *seines* Lebens, sondern die Arbeit des Lebens seines Vaters und seiner Brüder, das ist seines Geschlechtes, aufgab.

Denn das Geschlecht Hamilkar's erlosch in den drei Heldenbrüdern. Sie hatten nicht Zeit gehabt zu freien und ein Weib zu nehmen und Kinder u erzielen. Ihre großen Seelen waren nur erfüllt von dem einzigen Gedanken, Rom zu besiegen, den sie von ihrem erhabenen Vater als Erbschaft iberkommen hatten.

So gut hatte aber Hannibal seine Maßregeln getroffen, daß er ohne egliche Gefährdung von Seiten der Römer die Ueberfahrt seines Heeres ewirkte und unbeschädigt in Afrika landete.

Schon längst hatte dieser Krieg ein ganz anderes Ansehen gewonnen, ls der erste punische Krieg, in welchem die Römer halb furchtsam und halb ollkühn gewagt hatten unter dem Oberbefehl des Consul Regulus Karthago n Afrika selbst anzugreifen.

Jetzt nach einem 16jährigen Kriege hatte man ganz andere Erfahrungen esammelt. Das Terrain war den Karthagern und Römern auf gleiche

Weise bekannt geworden. Karthagische Flotten segelten auf geradem Wege mitten durch's Meer nach Genua und römische Flotten landeten in Afrika und brandschatzten die Landschaft von Karthago, die seit Regulus und seinen spätesten Nachfolgern keinen Krieg gesehen hatte.

Vergebens hatte die Regierung in Karthago in der Noth die Politik Hannibal's adoptirt und suchte das Schwergewicht des Krieges durch Aufhetzung der auswärtigen Feinde Roms von Afrika und Karthago abzulenken.

Seine Gesandten gingen überall umher, alle Römerfeinde gegen Rom zum Kampf zu bewegen, auch Philipp, den König der Makedonier; aber es war zu spät. Karthago hatte es versäumt, den großen Hannibal zur rechten Zeit zu unterstützen. Jetzt zog der durch ihre Fahrlässigkeit übermächtig gewordene Feind immer engere Kreise um Karthago und Hannibal war zu der Unglücksrolle verdammt, Wunder zu thun, um sein Vaterland dem Verderben zu entreißen.

Der römische Mann, welchen die Götter Roms bestimmt zu haben schienen, die Macht Karthagos zu umgarnen und ohnmächtig zu machen, war der junge Cornelius Scipio.

Er hatte den Krieg in Spanien unter vielen Wechseln glücklich hinausgeführt. Er hatte dabei die Begünstigung des Götterglücks, dem er vertraute, reichlich zu preisen Ursach gehabt.

Denn er hatte den Abzug Hasdrubal's nach Italien nicht hindern können und es war ein Zufall, daß Hasdrubal in Italien unterlag, wie es ein Zufall war, daß Mago in der Nähe von Mailand an der Fortsetzung seines Marsches in's Innere von Italien durch seine tödtliche Wunde verhindert wurde. Die beiden Brüder hatten wie Hannibal einen Stoß auf das Herz von Rom versucht und hatten darum Hispanien vernachlässigt, das leicht wieder gewonnen werden konnte, wenn man Italiens Herr wurde.

Scipio hatte den Vortheil davon gezogen. Als die beiden Brüder Hannibal's gefallen waren, da war ganz Hispanien dem Scipio anheim gefallen, und er konnte mit diesem ungeheuren Verdienst nun in seiner Heimath die größten Ansprüche machen.

Und er machte sie. Als er nach Rom kam, verlangte er das Generalcommando in dem Kriege, der so lange sein Vaterland wüste gelegt hatte.

Als der Antrag dazu im Senat gestellt wurde, gab es die leidenschaftlichsten Auftritte, deren Ausgangs- und Mittelpunkt der alte greise Fabius war, der, von Ruhm im Kriege gegen Hannibal bedeckt, und fünfmaliger Consul, immer noch die Politik und Taktik seines Feldherrnlebens aufrecht erhielt, die der Defensive gegen Karthago.

Scipio, der in den aristokratischen und altreligiösen Traditionen seines

Vaterlandes aufgewachsene junge Mann, warf sich in die Opposition und gerieth dadurch unwillkürlich auf den Parteistandpunkt des Sempronius, Flaminius und Varro's.

Er hatte auf seiner Seite die ganze Jugend des aufstrebenden römischen Adels, er hatte für sich die altgläubige Partei in Rom, endlich jauchzte ihm die Demokratenpartei der alten Schule aus dem Beginn des Krieges zu. Es war kein Wunder, daß der alte Fabius und seine Partei von diesem Vertreter eines jungen aristokratisch-demokratischen Roms und Italiens überrannt wurden.

Senat und Volk übertrugen mit gleichem Enthusiasmus dem Scipio das Generalcommando gegen Karthago und die von ihm sehnsüchtig begehrte Machtvollkommenheit, den Krieg sogar in Afrika zur Entscheidung zu bringen.

Aber die Ausrüstung Scipio's zu diesem Kriege war nicht entfernt der Größe des Krieges angemessen und hier hatte die Oppositionspartei des Senats, Fabius und die Seinigen, den Nerv der Ernennung des Scipio als Generalissimus der Heere in Italien und Afrika durchgeschnitten. Für den afrikanischen Krieg standen Scipio fast nur die tapfern Sklaventruppen zu Gebote, welche nach der Schlacht von Cannä, als es an Kriegern fehlte, von Staatswegen den Besitzern abgekauft und zu Heerhaufen organisirt, unter der Führung des Sempronius Gracchus und Claudius Marcellus Wunder der Tapferkeit in Sicilien und Italien gethan hatten. Sie hießen volones, d. i. die ihren Wunsch aussprachen, Rom mit den Waffen zu vertheidigen, statt bei ihren Herren Sklavendienste zu thun. Die stärksten und mit guten Zeugnissen ihrer Herren Versehenen durften sich melden und die Anwerbecommission kaufte die Tüchtigsten zum Kriegsdienst für die Republik an. Es winkte ihnen bei ihrem Eintritt in die bewaffnete Macht ein schwacher Schimmer von Hoffnung der Freiheit. Aber sie kamen doch gern; denn sie trugen jetzt das eigentliche Symbol der Freiheit, die Waffen des freien Mannes. Daß man sie nicht schonte, daß man sie zu den verzweifeltsten Unternehmungen brauchte und verbrauchte, versteht sich von selbst.

Aber sie bewährten sich heldenmüthig. Sie waren allmälig durch die Noth des Krieges, durch die treffliche Führung ihrer Befehlshaber zu einem wahren Gardecorps der Republik ausgebildet und ihr edler Befehlshaber Ti. Sempronius Gracchus, in seinem Antrag beim Senat auf Freisprechung seiner braven Sklaven, konnte sagen: es fehlt ihnen zum Muster und Ideal eines braven Soldaten nichts als die Eigenschaft der Freiheit. Sie gewannen sie zwar endlich, wenn auch nicht auf Tiberius' Antrag. Denn die Politik des römischen Senats, der hierin allmächtig verfügte, war in dieser Beziehung sehr engherzig und das römische Volk würde bei einer Bestimmung über das Geschick der volones vielleicht noch engherziger gewesen sein.

Scipio wies aber keineswegs die vom Senat degradirte, ihm zugewiesene Sklavenmiliz zurück, er wußte sehr gut, was er an diesen tapfern Männern hatte.

Aber es genügte doch nicht. Er mußte noch andere Auskunft suchen. Er fand sie in den Gebieten der Bevölkerung, welche nicht bis an's Ende treu bei Rom ausgehalten hatte, sondern zu Hannibal übergegangen aber ihn zur rechten Zeit verlassen hatte, als Rom noch froh war, wenn die Abgefallenen nur wieder sich von Hannibal trennten und sich an Rom anschlossen.

An sie wendete sich Scipio. Er machte ihnen bemerklich, daß sie vor allen anderen ihren Patriotismus jetzt zu documentiren hätten durch ungewöhnliche Anstrengungen.

So kam durch sie eine halb freiwillige, halb moralisch erzwungene Rüstung zu Stande, eine Flotte mit Bemannung, welche in der kurzen Frist von vierzig Tagen segelfertig dastand. Die etruriſchen, die ſiciliſchen Städte hatten zu dieser moralisch-freiwillig gezwungenen Contribution das Beste beitragen müssen.

Dazu kam, daß Schaaren von nicht moralisch-freiwillig Gezwungenen, sondern wirklich Freiwilligen Scipio's Fahnen zueilten, ein Haufen von 7000 kriegslustigen Jünglingen und Veteranen. Denn Scipio war der Abgott der alten Soldaten und derer, die es werden mochten.

So konnte Scipio, auf seinen Stern vertrauend — und er glaubte an seinen gottbegnadigten Beruf, der auserwählte Mann zu sein, der sein Vaterland vor der karthagiſchen Gefahr befreien sollte — den Krieg nach Afrika versetzen. Es war schon der Grundgedanke seines Lebens gewesen, als er in Hispanien, noch ein halber Jüngling, sich in zweifelhaften Schlachten und Erfolgen gegen die karthagiſchen Heere maß.

Hasdrubal und Mago waren seinen eisernen Garnen, mit denen er sie zu umspinnen suchte, nach Italien entwichen.

Aber es war sein Glück, daß sie beide in Italien statt der Herrschaft den Tod gefunden hatten, und daß er durch ihn ihrer ledig geworden.

Außerdem standen ihm noch zwei Veteranenlegionen zu Gebot und mit dieser Macht gelangte er glücklich in Afrika an (204 v. Chr.; 550 d. St.) beim schönen Cap, so berühmt und bekannt für die Römer von den Zeiten des ersten puniſchen Krieges.

In den letzten Jahren waren schon öfters von Seiten der Römer Landungen mit Glück in Afrika geschehen, namentlich von Scipio's geliebtestem Freunde Laelius, als er noch in Hispanien stand.

Allein es waren immer nur Wikingerzüge, bloße Razzia's gewesen, welche zwar die Einwohner sehr geschreckt und geplagt hatten, aber doch

vorübergegangen waren, so wie Meeresstürme, denen die Himmelsheitere doppelt erquickend folgt oder wie die Feldschäden der Heuschreckenschwärme, die auch bald vergessen sind.

Jetzt war aber ein feindliches Heer auf karthagischem Gebiet gelandet zu welt-historischen Ereignissen, dessen Wirksamkeit für lange Zeiten einen bestimmenden Eindruck hervorbringen sollte.

Allein die Karthager hatten den Sturm schon längst von Weitem kommen sehen und ihre Vorbereitungen möglichst klug und umsichtig getroffen. Sie hatten neben sich zwei mächtige Wüstenfürsten, den Masinissa und Syphax, welche beide in vielfache römische Verbindungen getreten waren und sich gegenseitig gründlich haßten. So war es ihnen leicht, wenigstens den einen, Syphax, für sich zu gewinnen und durch Verschwägerung mit einer vornehmen karthagischen Familie an ihre Interessen zu fesseln.

Freilich war dadurch der Anschluß des Masinissa an Rom besiegelt. Aber Syphax und Karthago hatten ihre Zeit wohl benutzt. Masinissa war von ihrer vereinigten Macht überfallen und von Land und Leuten verjagt. So langte er als hülfeflehender Flüchtling, als Prätendent auf seine ehemaligen Fürstenthümer, im römischen Lager an, als ein Johann ohne Land.

Auch so wurde er gern aufgenommen, als der gesetzliche Inhaber eines großen Anspruchs auf weite Ländergebiete und der unzweifelhafte Inhaber — was noch viel wichtiger war — von großen Sympathien bei seinen früheren Unterthanen, welche ein römischer Sieg augenblicklich ihm wieder in sein Lager führen mußte.

Scipio war einstweilen zufrieden, daß er diese großen Ansprüche auf die Zukunft durch den Masinissa gewonnen hatte.

Desto gewaltiger war die wirkliche Kriegsmacht der Karthager. Sie besaßen selber ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk, 6000 Reitern und die imposante Macht von 140 Elephanten, ohne die Reitergeschwader des Syphax zu rechnen, deren sie sicher zu sein Ursach hatten. Dies Heer führte der in den hispanischen Kriegen bewährte Feldherr Hasdrubal, Sohn des Gisco. Außerdem erwarteten sie Zuzüge von Hülfsvölkern von Ost und West und eine starke Flotte sicherte ihnen die ungefährdete Anfahrt derselben.

So waren doch die Kriegsaussichten für Scipio sehr bedenklich. Aber Scipio verlor den Muth nicht, denn er war momentan den Karthagern überlegen, so lange noch die neuen Zuzüge nicht eingetroffen waren, und begann die Belagerung von Utica, der wichtigsten Stadt der Punier in Africa nächst Karthago selbst.

Da stieß Syphax mit seinem Heere zu den Karthagern. Er führte ihnen eine Myriade schrecklicher Wüstenreiter und 50,000 Mann Fußvolk zu. Vor dieser Uebermacht mußte Scipio weichen. Er zog sich zurück und be-

festigte sein Lager auf einer hervorspringenden Halbinsel zwischen Utica und Karthago, wo er auch vom Meer her in Verbindung mit der Heimath blieb. Die Karthager wagten nicht, ihn in dieser wohlgewählten Stellung anzugreifen, in welcher er den Winter ungefährdet zubrachte (204 v. Chr.; 550 d. St.).

Als das Frühjahr kam, waren seine Truppen frisch und gesund geblieben und seine Seele verlangte nach Thaten. Die Karthager standen nicht fern von ihm in zwei abgesonderten Beobachtungslagern, in denen sich die Karthager selbst und die Hülfsvölker des Syphax eingerichtet hatten.

Plötzlich, eines Tages überfiel sie Scipio, wo sie es am wenigsten ahnten. Sein Kriegsvolk war getheilt. Das eine überfiel die Numider und setzte, die Brandfackeln in der Hand, die trocknen, ausgedörrten Lagerhütten derselben in Flammen. Aus dem andern Lager sah man den Rauch und die Lohe zum Himmel emporsteigen und war eben im Aufbruch, den Freunden zu helfen, als auch über sie selber der Feind herstürzte und nach kurzer Zeit über das Karthagerheer siegte.

So hatte also Scipio durch seinen plötzlichen Ueberfall die Karthager nicht minder wie ihre Bundesgenossen zurückgeworfen mit vielem Verlust.

Indeß das Eintreffen der aus Hispanien geworbenen tapferen Söldner keltiberischen Ursprungs und griechischer Hülfsvölker, welche Philipp von Makedonien in Folge langer Verhandlungen, welche Hannibal mit ihm begonnen, endlich gesandt hatte, gab den Karthagern neue Siegeshoffnung. Es war eine hinfällige Hoffnung. Denn anstatt die beiden großen Brüder Hannibal und Mago jetzt, da es noch Zeit war, zurückzurufen, wagten die Karthager 10 Meilen oberhalb Utica eine neue Schlacht. Sie ging verloren und das Heer der Karthager, nachdem die Keltiberer nach tapferer Gegenwehr zusammengehauen waren, wurde zerstreut, aufgelöst und vernichtet. Der wichtigste Mann im karthagisch-numidischen Heere, Syphax, fiel in die Hände der Römer.

Scipio hatte den numidischen Völkerhirten geschlagen, und seine Heerde zerstreute sich. Welche Aussichten für seinen römisch gesinnten Nebenbuhler Masinissa!

Und auch die Bürgermiliz von der Stadt Karthago selbst hatte schwere Verluste erlitten. Karthago war plötzlich so tief erniedrigt, daß es nur von der Gnade Scipio's abhing, die Stadt zu vernichten oder zu erhalten.

Da begann es in Karthago zu gähren und zu toben. Der Schrecken der verlorenen Feldschlacht verbreitete sich auch in die Stadt, die Auflösung des Heeres bewirkte auch die Auflösung der heimischen Ordnungen. Die beiden politischen Parteien der Stadt, die Anhänger des Hannibal und seines Geschlechts, — man würde jetzt sagen: die Liberalen — und die altge-

sinnten Zunftgeschlechter, welche stets Alles beim Alten lassen wollten und dem römischen Kriege entgegen gewesen waren, die Geschlechter, welche ihre Güter in der afrikanischen Landschaft hatten und den Großhandel in Händen hatten, geriethen jetzt mit einander in offenen Hader.

Die Aristokraten setzten sich mit Scipio in Verbindung und unterhandelten um den Frieden.

Scipio's Bedingungen waren hart aber nicht unbillig, sowie die Machtstellung von Karthago jetzt war. Er verlangte von Karthago Aufgebung des hispanischen Küstenlandes, Aufgebung des Reiches des Syphax an Masinissa (d. i. Verlust desselben an Rom), Zahlung von 4000 Talenten Silber — etwa 7 Million Thaler —, Herabstellung der karthagischen Flotte auf 20 Kriegsschiffe.

Karthago war jetzt so verkommen, daß es diese Friedensbedingungen mit Freuden hätte annehmen müssen. Hispanien war ganz verloren und Italien auch; aber der reichen Handelsstadt war es im Grunde sehr leicht, die 4000 Talente an Rom zu zahlen, wie in unseren Zeiten eine ähnliche Steuer für den Krieg von 1866 an Preußen umgehend flüssig wurde.

Aber wer stand denn Karthago dafür sicher, daß Scipio's Bedingungen, da er doch nicht Dictator, sondern nur einfacher Consul war, von Volk und Senat ratificirt würden. An dieser Ungewißheit, die die Bedingungen für die klugen Karthager als eine Unmöglichkeit erscheinen ließ, strandete die Friedensverhandlung, und es erlangte das Uebergewicht die liberale Partei des Geschlechtes der Barkiden — aber Barkas war längst todt, und von seinen Söhnen lebte nur noch Hannibal, der nach dem Tode seiner glorreichen Brüder der wahre König des karthagischen Weltreiches war, obgleich er seit 30 Jahren in partibus infidelium —, d. i. im Barbarenlande, für sein Vaterland gewirkt hatte. Er hatte nicht nur als mächtiger, sondern als redlicher König für sein Vaterland gearbeitet bei Tag und Nacht. Als einem weisen König war ihm das Wohl und Wehe desselben genau bekannt. Denn er hatte in Kriegsmarsch und Kampf alle Gebiete desselben nicht minder als die Gebiete Roms, ja Rom selbst seinem Südthore, dem capenischen, welches nach Capua führte, mit eigenem Auge kennen gelernt.

Er kannte auch die Gefahr seiner Vaterstadt, als Scipio nach Afrika übergegangen war.

Aber er hoffte noch immer auf einen günstigen Verlauf seiner Verhandlungen mit Philipp von Macedonien. Sie hatten kurz nach der Schlacht von Cannä begonnen.

Die gewaltigen, welthistorischen Begebenheiten, welche Italien zum Schauplatz hatten, deren Mittelpunkt Rom war, hatten auch ihre Nebenwirkung wie auf Hispanien so auch auf Griechenland und Macedonien, die dritte Halbinsel des mittelländischen Meeres, zu äußern nicht verfehlt.

Rom hatte sehr bald Nachricht von diesen gefährlichen Verbindungen, welche Hannibal geschlossen hatte, erhalten.

Philipp von Macedonien hatte nach dem Uebereinkommen mit Hannibal ursprünglich eine Landung in Italien selbst beabsichtigt. Allein die Römer kamen ihm zuvor und ließen den Proconsul P. Valerius Laevinus mit einer Flotte von 50 Kriegsschiffen an der Ostküste des adriatischen Meeres landen. In der Gegend von Apollonia brachten die Römer dem Philipp im offenen Treffen eine schwere Niederlage bei und vertrieben ihm damit die stolzen Gedanken einer Landung in Italien.

Allein die Bedrängniß Roms im eigenen Lande war zu groß, als daß sie jenseits des adriatischen Meeres mehr als die Neutralisirung der Kräfte Philipp's erstrebt hätten. Philipp hatte jetzt wieder völlige Freiheit, in Griechenland zu schalten und zu walten nach Belieben, insofern die Römer ihre Heere zurückgezogen hatten.

Allein ihr Ansehen auf der griechischen Halbinsel war schon so groß, daß sie ihm, auch ohne ein eigenes Heer dorthin zu schicken, durch Aufruf seiner Feinde in Griechenland unter die Waffen einen so furchtbaren Krieg erweckten, daß Philipp alle Hände voll zu thun bekam, um sich ihrer zu erwehren. Die Römer hatten ganz Griechenland und Macedonien in helle Kriegsflammen gesetzt. Die freien griechischen Städte und Genossenschaften schaarten sich parteinehmend für und wider Philipp, für und wider Rom. Die Landschaften von der Insel Euböa, von Phocis, Lokris, Böotien, Thessalien, Akarnanien, Epirus, der achäische Bund im Norden des Peloponnes und König Prusias von Bithynien in Kleinasien waren auf Philipp's Seite, während alle übrigen Gebiete des griechischen Festlandes und des Nordens zu Rom hielten. So zerriß und zerfleischte sich das Volk der griechischen Halbinsel zum Vortheile Roms sieben Jahre, unter stets wechselndem Erfolge.

Denn die Kräfte von Feind und Freund hielten sich die Waage. Aber allmälig neigten sie sich doch zum Vortheile Philipp's, dem es gelungen war, einen großen Theil Illyriens zu gewinnen, wodurch er in den Besitz der Häfen an dem adriatischen Meere gelangte, von wo er seinem Bundesgenossen Hannibal die Hand reichen konnte, wie einst Pyrrhus den Griechenstädten des südlichen Italiens.

Philipp wagte es aber doch nicht, durch einen kühnen Entschluß dem Hannibal als Feind der Römer mit offenem Visire nach Italien Zuzug zu leisten.

Aber er sandte den Karthagern Hülfstruppen, während er Hannibal auch durch Geld unterstützte.

Philipp's Feinde in Kleinasien und Aegypten, Attalus von Pergamum und der unmündige Ptolemäus Epiphanes, säumten nicht, die Römer durch

Gesandtschaften von den ihnen angethanen Vergewaltigungen zu unterrichten, welche Philipp und sein Bundesgenosse Antiochus, König von Syrien, gegen sie in's Werk gerichtet hatten. Philipp's ansehnliche Ausdehnungen seines Gebietes im Osten waren verhältnißmäßig leicht gewesen. Aber er verkannte, daß sein eigentlicher Feind Rom war, wie ihm dies sein illyrischer Gastfreund, Demetrius von Pharus, der als Flüchtling an seinem Hofe lebte, weil ihn die Römer aus seinem Vaterlande vertrieben, und Hannibal selber so oft auseinandergesetzt hatten. Die Verlockung wohlfeiler Vergrößerung seines Fürstenthums war größer gewesen als seine eigene bessere Ueberzeugung, nach welcher er Hannibal mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln hätte unterstützen müssen.

Allein er war noch ganz befangen in dem Schwebe- und Wiegesystem des griechisch-macedonischen Staatswesens.

Von der Wucht des ungeheuren Gravitations-Mittelpunktes, welchen Rom in dem italischen Staatswesen einnahm, fehlte ihm alle Anschauung und er hoffte mit halben Mitteln, durch geheime Unterstützung der Karthager gegen Rom, sich genug gesichert zu haben.

So wurde Hannibal mit der Hoffnung auf Philipp geäfft, und der künstliche, wohlüberdachte Plan — und er hatte keinen bessern — brach zusammen.

Das bedrängte Vaterland rief ihn, und er kam nach Afrika, das er seit seinen Kinderjahren nicht gesehen hatte.

So stand also Hannibal in Afrika dem Römer Scipio gegenüber, der die letzten Heereskräfte, auch die Bürgerschaft von Karthago selbst, auf's Haupt geschlagen hatte.

Da sollte nun Hannibal Wunder thun, der Mann, der in seinem Leben, das ganz von Krieg erfüllt gewesen war, so viele Wunder gethan hatte. Aber seine und Karthagos Kräfte waren erschöpft, und keiner wußte es besser als der alte Hannibal.

Darum versuchte er noch einmal den Weg der Verhandlung wegen des Friedens mit Scipio.

Die beiden größten Männer des Zeitalters begegneten sich nun persönlich im Privatgespräch und Hannibal versuchte Alles, um von Scipio erträgliche Friedensbedingungen für Karthago zu gewinnen.

Allein Scipio wußte sich zu sehr im Vortheil, als daß er auf Hannibal's Vorschläge hätte eingehen können. Er verlangte nach der Entscheidungsschlacht, welcher Hannibal nicht ausweichen konnte. Sie wurde in der Nähe des heutigen Ortes Sikka, — die Römer nannten es die Entscheidungsschlacht von Zama, — geschlagen.

Hannibal hatte nichts versäumt, was einem guten Feldherrn obliegt.

Seine Schlachtordnung wird von den erfahrensten sachverständigen Kriegskennern als musterhaft anerkannt. Er hatte sich nach seinen italischen Erfahrungen den Römern möglichst accommodirt und in drei Treffen gestellt. Es gab eine sehr heiße Schlacht, in der auf das Erbittertste gekämpft wurde. Aber endlich siegten doch die römischen Truppen und zwar durch den Ausschlag nicht der Römer, sondern der Wüstenreiter, der Beduinen des Masinissa, welche die Kerntruppen des Hannibal, seine Veteranen, die durch langen Kampf mürbe gemacht waren, endlich zum Weichen brachten. Die Reiterei des Masinissa verwandelte dieses Weichen bald in rasende Flucht und damit hatte die Schlacht bei Zama ein Ende. Sie war für Hannibal vollständig verloren und von Scipio gewonnen. Die karthagische Armee war vernichtet und es blieb nur noch übrig für Karthago, den Römern einen möglichst günstigen Friedenstractat abzugewinnen.

Und dazu verstand sich der edelgeartete Scipio, der keine Freude hatte an der Vernichtung der Feinde und der zufrieden war mit ihrer Demüthigung. Er schloß (553 d. Stadt; 201 v. Chr.) Frieden mit Karthago. Es wurde nicht vernichtet, aber die Friedensbedingungen waren hart genug.

Ein halbes Jahrhundert lang sollte Karthago gelähmt werden durch einen jährlichen Zins von viertehalbhunderttausend Thalern (200 Talenten), gegen zwölf Millionen Thaler, es sollte keinen Krieg führen ohne vorhergehende Erlaubniß in Rom und wenn es verlangt würde, Kriegsschiffe für Rom ausrüsten wie andere Meercolonien der Römer. Die Kriegsflotte, 500 Schiffe, wurde verbrannt. Man fragt, weshalb nicht lieber in römische Häfen übergeführt, wo sie noch hätte nützlich sein können. Es war dies also eine eben so leere Prahlerei, wie die Verbrennung des österreichischen Papiergeldes auf dem Glacis von Wien im Jahre des Heils 1856, wo die Wiener Bürger sagten: „Es wird halt schon wieder kommen!“ wie denn geschah, ebenso wie der Karthager Schiffe im dritten punischen Kriege.

Aber damit hatte Karthago Frieden durch Hannibal, obgleich er den Sieg nicht seiner Vaterstadt hatte erringen können — nach 17 langen, schweren Kriegsjahren — die ihn niemals reichlich, selten kärglich unterstützt, so daß er sich fast ein Menschenalter hindurch nur aus den so lange unerschöpflichen Quellen seines eigenen Genies hatte behaupten können.

Den schweren, aber doch sehnsüchtig erwünschten Frieden dankte Karthago den beiden großen und edlen Männern und Feinden, Hannibal und Scipio.

Hannibal hätte noch den Fanatismus in die patriotischen Gemüther Karthagos, die seiner Partei anhingen, werfen, noch einmal die letzten Kräfte der intelligenten und energischen Kaufmannsstadt Karthago anstrengen und sie zum äußersten Verzweiflungskampf gegen Rom begeistern können. Aber

er zog es vor, einzuhalten und sein Vaterland für vielleicht bessere Zeiten zu sparen.

Sein edler Gegner Scipio hätte ebenso mit Anstrengung seiner Kräfte Karthago mit Sturm nehmen, verwüsten und dem Boden gleichmachen können wie sein Adoptivsohn nach 50 Jahren. Allein sein edler Sinn hatte keine Freude daran, einen Culturmittelpunkt des Handels und Ackerbaus, wie es damals in der Welt keinen zweiten gab, von der Erde zu vertilgen. Auch er wie sein großer Gegner Hannibal wollte, daß Karthago noch am Leben bliebe. Und er führte diesen Entschluß aus, unbeirrt, daß in der Heimath die ihm feindselige Senatspartei einen Senatsbeschluß durchsetzte, welcher ihn abberufen und durch einen Nachfolger im afrikanischen Commando ersetzen sollte, einen Beschluß, den die römische Volksversammlung cassirte und verwarf, wie das englische Unterhaus die Beschlüsse des Oberhauses zu verwerfen vermag.

So wurde also durch die gemeinsame Mitwirkung der beiden großen Feinde Hannibal und Scipio Karthago Friede gegeben und sein nationales und halb politisches Leben auf 50 Jahre gefristet.

Das war das Resultat von dem 17 jährigen, von Hannibal unternommenen und durchgeführten punischen Kriege, welcher die sämmtlichen Länder, welche das mittelländische Meer bespült, in Kriegsbrand gesetzt hatte.

Aber Rom war ein reiches Besitzthum zugefallen durch die Besiegung des großen Hannibal. Es hatte nur Hannibal besiegen wollen, und es hatte die Erbschaft erlangt über alle die reichen Länder, welche er erobert hatte, um aus ihnen Hülfsmittel zu erlangen zum Kampfe gegen Rom.

Es war den Römern gegangen wie Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und der ein Königreich fand.

Aber die Römer hatten nicht nur ein, sondern viele Königreiche durch Hannibal erworben, den unbestrittenen Besitz von Italien, ganz Hispanien, das nunmehr in der Form von den beiden Provinzen Baetica (Andalusien) und der provincia Tarraconensis römisch wurde, Südgallien, welches die provincia Narbonensis vorstellte und Norditalien, welches Gallia cisalpina genannt wurde und außerdem Afrika, wo Rom an die Stelle von Karthago getreten war und jetzt die Beduinenfürsten von Numidien beherrschte, die früher Karthago beherrscht hatte.

Der römische Senat, die Seele des römischen Staatswesens, die factische Signoria der römischen Republik — um einen Ausdruck des italienischen Mittelalters anzuwenden, der dieses Herrschaftsverhältniß des alten Roms völlig bezeichnet — hatte in seiner vorsichtigen Politik nichts weiter beabsichtigt als die Herrschaft über Italien. Allein diese Herrschaft über Italien war zugleich ein Anspruch auf die sämmtlichen Länder, welche das

Mittelmeer umgiebt. Sie fiel den Römern dadurch, daß sie sich zu Herren von Italien machten, wie von selbst in den Schooß.

Rom beherrschte nach der Besiegung Karthagos, oder vielmehr Hannibal's — die Römer nannten mit Recht den zweiten punischen Krieg den Krieg des Hannibal, weil er die Seele desselben gewesen war — plötzlich das ganze Südwest-Europa und die Nordküste von Afrika, und dieses ungeheure Uebergewicht von Macht bewies seinen Einfluß und seine Einwirkung augenblicklich auch auf den griechischen Osten, auf das Staatensystem, welches Alexander der Große geschaffen hatte, das sogenannte freie griechische Mutterland und die hellenisirten Fürstenthümer von Aegypten und Kleinasien unter den Nachkommen der Generale Alexander's des Großen und die Heimath dieser neuen Fürstengeschlechter, Macedonien, das Heimathsland Alexander's selber.

Das Lebenstagewerk des noch immer lebenskräftigen und rüstigen Hannibal schien am Ende zu stehen. In Karthago war natürlich seines Bleibens nicht und er ging still nach Osten, von wo seine Vorfahren gekommen waren, Karthago zu gründen. Dahin ging er als elender, aber stolzer Flüchtling, während sein nicht minder stolzer und edler Feind Scipio seinen Triumphzug in Rom feierte, unter dem lauten Zujauchzen des römischen Volkes, das ihn als seinen Retter und Heiland pries, er zog hinauf zum Capitol in den Tempel des Juppiter, zu beten, wie er so oft gethan, und ihm zu danken, daß er seine Entschlüsse und Thaten mit Ruhm gekrönt hatte und das Volk nannte ihn den Begnadigten des obersten Gottes von Rom.

Seitdem hieß er mit dem Ehrenbeinamen Africanus und Livius bemerkt, es sei nicht aus den Geschichtsquellen zu ersehen, ob er ihn durch den Zuruf seiner Soldaten, oder des Volks oder durch die Reclame seiner nächsten Freunde und Anhänger erhalten.

Es geht daraus wenigstens hervor, daß er ihm nicht von Staatswegen, sondern durch die öffentliche Meinung zugelegt wurde. Aber er war der Erste der römischen Feldherrn, welcher den durch die Besiegung eines auswärtigen Volkes gewonnenen Ehrenbeinamen erhielt und seit diesem ersten Vorgange sind noch viele andere Feldherrn der Römer, die über auswärtige Völker siegten, mit solchen Ehrennamen bezeichnet worden.

Rom und Karthago hatten jetzt Frieden, Rom den Frieden des Lebens und Karthago den Frieden des Grabes. Die Zeit der Weltherrschaft von Karthago, wo seine Flotten und Heere Hispanien, Südgallien, Corsica, Sardinien und Sicilien beherrschten, war vorüber. Die alten Historiker Livius und Polybius bezeugen es und die in alten und neuen Zeiten ausgegrabenen und in Kirchen erhaltenen punischen Inschriften in diesen Gegenden haben uns die urkundlichen Zeugnisse erhalten, daß jene Historiker Wahrheit berichten.

Alle diese Lebensthaten und Cultur- und Kriegsanstrengungen waren jetzt der Geschichte der Vergangenheit, dem Tode, anheimgefallen. Die Geschichte ist ja die Wissenschaft der Todten, welche das Mittelalter in seinen Todtentänzen symbolisch zusammenfaßte und künstlerisch darstellte. — Karthago, die Weltstadt, welche so viele Jahrhunderte fast alle Küsten des Mittelmeeres beherrscht hatte, war jetzt eine einfache Stadt geworden, wie es heute etwa Hamburg ist, die für ihren Wohlstand nur ihre alten Kaufmannsverbindungen als Gewähr besaß, und Karthago bewahrte sich mit Hülfe dieser seiner alten kaufmännischen Verbindungen noch die folgenden fünfzig Jahre in guter Haltung. Es hatte sich in sein Geschick gefunden und erhielt sich innerlich sehr reich und bedürfnißlos vor dem Ausland durch seinen Handel mit demselben und durch die musterhafte Landwirthschaft in seinem nächsten Stadtgebiet bei völlig frischen Kräften, auch jetzt noch weiter in bester politischer und socialer Gesundheit.

In Rom war es anders. Es war jetzt eine wahrhafte Weltstadt geworden. Es beherrschte ja nun die südwestlichen Länder, welche um das Mittelmeer gelagert sind, Hispanien, Südgallien, ganz Italien und Sicilien und Corsica und Sardinien, so wie Afrikas Nordküste, die nun statt Karthago Rom huldigte. Der Ruhm war groß, aber die Last und Wucht der Verwaltung so ungeheurer Gebiete, welche doch immer nur noch halb den Römern gehorchten, drückte schwer auf die siegreiche Stadt und sie war gezwungen, ihre Kriegsheere fast noch auf demselben Stande zu halten als während des Krieges.

Und dieser Hannibalische Krieg hatte furchtbare Verwüstungen nicht nur in der Bevölkerung Italiens, vorzüglich unter den latinischen Bundesgenossen angerichtet, noch mehr aber unter der römischen Bürgerschaft selbst. Die Censuslisten beweisen das erschreckliche Sinken der Bevölkerungszahlen, die fast um das Viertel fielen. Aber der Krieg war glorreich geendet und Rom hatte keine Ursache mehr, die Abfälligen im eigenen Lande zu schonen. Es ließ sie das volle Gewicht seines Unwillens empfinden. Es traf vornehmlich Capua, dann Samnium, die Bruttier und Etrusker und nach ihnen die norditalischen Kelten und ihre Nachbarn, die Ligurer.

Capua's Strafe war gewesen, daß es degradirt wurde von der ersten Stadt Italiens zum mauerlosen Orte, zum Marktflecken oder Dorfe.

Für die Samniten war es Strafe genug, daß sie bei ihren früheren Staatszuständen gelassen wurden und ihnen keine Aussicht eröffnet wurde, in die Stellung der Latiner zu treten.

Noch schwerer empfanden die Bruttier den römischen Zorn. Sie wurden *Unterthanen* der römischen Republik.

Hispanien wurde ebenso wie Sicilien, Corsica, Gallia Narbonensis und

Sardinien zur römischen Provinz, aber das Land jenseits des Apennin, wo die Kelten wohnten, mußte erst von Neuem unterworfen werden.

Und gerade dies war die dringendste Aufgabe der Römer, welche sie auch zunächst in Angriff nahmen.

Denn Italien mußte zuerst geschützt werden vor den Galliern, deren Feindseligkeit gegen Rom überhaupt die Einbrüche in Italien, wie die Hannibal's, Hasdrubal's und Mago's, vom Norden her möglich gemacht hatte. Rom war bis zum Tode verwundet durch den Hannibalischen Krieg, durch Hannibal, aber das Siegesbewußtsein gab ihm neue Kräfte.

Es nahm sich zusammen in dieser erhöhten Stimmung, um die Consequenzen des Sieges zu ziehen.

Die Römer zogen also zunächst gegen die Gallier in Norditalien, um sie zu bändigen. Denn man mußte doch zunächst Herr im eigenen Hause, in Italien, werden. Und Oberitalien gehörte zum Hause freilich auch, obgleich es jetzt nur von Barbaren, von Kelten und zum Theil von Ligurern, bewohnt war. Hier eilten die Römer zunächst sich zu sichern. Denn sie hatten schmerzlich kennen gelernt, wie von dort ihnen immer die schlimmsten Gefahren genaht waren. Es war das Gebiet gewesen, aus dem sich die schlimmen Völkerwanderungen auf sie herabgewälzt hatten, von den Zeiten her, wo die Gallier Rom verbrannten, bis dahin, wo mit der Hülfe ihrer Nachkommen der große Punier Hannibal von den Alpen herabzog, und vor den Thoren Roms erschien, wo Hasdrubal und Mago auch mit gallischer Hülfe in Italien eindrangen.

Die Römer hatten gegen diese nordische Gefahr nichts über gehabt als ihre längst angelegten, so oft berannten, gefährdeten Burgen von Placentia und Cremona neu zu gründen und zu befestigen als die Zwingburgen im norditalischen Keltenlande durch Ansiedelung neuer, frischer Besatzungen. Sie hatten ferner einen Riegel vorgeschoben in den Gebirgspässen der Alpen, wo die Durchgänge waren für die stets neuen Zuwanderungen der Gallier aus dem inneren Gallien. Diese gallischen Völkerströmungen schienen dadurch für Italien verstopft zu sein.

Allein die Römer waren dadurch noch lange nicht fertig mit den Ligurern und Galliern, welche den Norden Italiens und Südfrankreich inne hatten.

Schon Mago hatte den Widerstand der Kelten gegen seine Projecte, den Norden Italiens gegen Rom aufzurühren, empfinden müssen, weil sie durch die Zwingburgen von Placentia und Cremona gefesselt und gelähmt waren, und nur die Ligurer waren aus Haß gegen die Griechencolonien, welche auch — wenngleich schwächere — Zwingburgen ihrer Freiheit waren, seinen Fahnen zugeeilt.

Jetzt aber verstärkten die Römer, befreit von der karthagischen Furcht, die nordvitalischen Burgen und vermehrten dieselben.

Die Kelten sahen, daß das Joch, welches ihrem Nacken aufgelegt war, immer schwerer und schwerer drückte. Eine unglaubliche Wuth und Verzweiflung bemächtigte sich ihrer und sie machten einen äußersten Versuch, der Bedränger ledig zu werden.

Das ganze Land erhob sich wie ein Mann. Geführt wurde es durch einen Karthager, der von der Armada des Mago in jenen Gegenden zurückgeblieben war. Placentia soll es zuerst entgelten. Es wurde genommen und die Besatzung niedergemacht. Nur Wenigen war es gelungen, sich zu flüchten. Cremona, geängstigt in allen seinen vier Thoren, widerstand mit Noth, als endlich ein römisches Heer zum Entsatz herbeikam, welches die Hauptkraft des gallischen Heeres mit der Belagerung der Stadt beschäftigt fand. Die Römer griffen sofort an. Der phönicische Feldherr wandte alle Künste der Taktik und Strategie an, allein die Römer siegten, weil die keltische Heeresdisciplin weit unter der römischen stand. Die Schlacht ging für die Gallier verloren und der karthagische Führer, als er seine Sache verloren sah, fühlte sich doch genug als Soldat, um im dichtesten Haufen kämpfend zu fallen.

Aber wie furchtbar die Wuth in den gallischen Herzen gegen die Römer raste, beweist, daß dieses Römerheer, welches so glänzend über die Feinde trotz der kriegskundigen Führung des karthagischen Feldherrn gesiegt hatte, im folgenden Jahre auch wieder von den Kelten nahezu vernichtet wurde (198 v. Chr.; 556 d. St.) durch einen Verzweiflungskampf der Insubrer gegen den römischen Feldherrn, der seiner Aufgabe sich nicht gewachsen zeigte.

Allein so drohend die Gefahr der Kelten für Rom schien, so wenig thatsächlich war sie es. Die Coalition der keltischen Stämme löste sich bald in Hader zwischen ihnen auf, der seit alten Zeiten durch die Nachbarfehden genährt und aufgewachsen war. Sie richteten sich durch sich selbst zu Grunde. In einer Schlacht gegen die Römer griffen die Cenomanen die Insubrer — es war am Mincio — im Rücken an und schafften dadurch den Feinden den Sieg. So wurde den beiden Völkern mit gleicher Schwere das römische Joch aufgelegt. Die Macht der Gallier in Italien war dahin, die letzte Burg Comum, an der Südspitze des zauberhaft schönen Comersees, fiel in die Hände der Römer. Damit war Italien bis an die Alpen in ihrer Gewalt und sie damit in Stand gesetzt, sich derselben als einer unbezwinglichen Grenzmauer gegen die nordischen Barbarenstämme der östlichen und westlichen Kelten zu bedienen. Denn nicht nur Gallien, das heutige Frankreich, sondern das ganze Süddeutschland, im Norden der Alpen, war damals mit keltischen Stämmen besetzt. Die Römer setzten sich in Besitz der wichtigen

Alpenthäler, die nach Süden münden, und zu den alten Römercolonien von Placentia und Cremona kam noch eine Anzahl anderer, welche die militairische Obergewalt in den Landschaften zwischen den Alpen und dem Po sicherten. Nur soweit griffen die Römer in die Verhältnisse der hier wohnenden Keltenstämme ein, übrigens gewährten sie ihnen ihre barbarische Selbstregierung, die in der herkömmlichen Stammes- und Gauverfassung bestand und nur wenig von einigen stadtähnlichen Markt- und Kaufmittelpunkten, wie Mediolanum (Mailand), Comum und einigen andern berührt wurde.

Aber es gab noch einen andern, wenngleich kleineren, so doch viel tapfereren und gefährlicheren Stamm an der nordwestlichen Riviera Italiens, der bis in die Nähe von Massalia hinaus und tief bis in das Binnenland hineinreichte, die Ligurer. Mit ihnen hatte Rom schwerere Arbeit. Die Bezwingung dieser Stämme bis in die Gegend von Spezzia artete bis zum Vernichtungskrieg aus und die neue Colonie Luna beherrschte seitdem diese Gegenden. So gefährlich schienen den Römern auch noch die Reste dieser vernichteten Stämme, daß sie dieselben in den Süden Mittelitaliens verpflanzten, wo sie sich nach den Erwähnungen von späteren Historikern und Geographen noch lange in ihrer Volkseigenthümlichkeit (in den Umgebungen von Benevent) erhielten. Sie waren von demselben Blut wie die Genuesen, welche die Zeiten des Mittelalters mit dem Glanz ihrer Thaten erfüllten und deren kühne Seefahrer den Meerweg nach Ostindien und Amerika entdeckten. Diese Völkertranslocation ist das erste Vorkommen eines Gebrauchs im Occident, der seit den Perserzeiten und wahrscheinlich viel früher im Orient als ein sehr herkömmliches Mittel gegen renitente Volksstämme angewandt ist und noch heut in Rußland in kleineren oder größeren Maßstäben zur Anwendung kommt, um Sibirien zu bevölkern.

Dagegen bemühten sich die Römer, die verwandten Stämme bis Genua und Nizza hinauf in Schrecken und Gehorsam zu halten, um die Verbindung mit dem befreundeten Massalia zu bewahren, die wohl damals noch größtentheils nur zur See bestand und sich wesentlich auf einige festgelegene Küstenpunkte, namentlich Nizza (Nicäa) und Antibes (Antipolis, im jetzigen Patois noch heute Antiboles genannt), beschränkte.

Desto rücksichtsloser verfuhren die Römer mit den Keltenstämmen, die es gewagt hatten, bis in die Nähe der italischen Grenzen diesseits des Po vorzudringen, also vor allen die Bojer. Der Name dieses Keltenstammes hat die ungeheure Verbreitung von Frankreich, wo es Bojer in der Gegend von Bordeaux gab, bis nach Böhmen (Bojohemum) und Baiern, ja bis nach Kleinasien, dem Lande der Galater, die Tolistobogter hießen.

Die italischen Bojer waren dazu bestimmt, die besondere Rache der

ömer zu erdulden. Sie mußten die Hälfte ihres Gebietes ihnen abtreten
ıd die heldenmüthigen Verzweiflungskämpfe, in denen sie noch einmal ihre
ndsleute jenseits des Po für sich zu gewinnen suchten, endigten doch nur
it dem Untergang der ganzen Nation durch Waffengewalt und mit dem
ufgehen der Reste derselben in die römische.

Es ist kein Wunder, daß in kurzer Zeit diese keltischen Stämme Ober-
liens, unter der steten Bearbeitung der zahlreichen unter ihnen angesie-
lten Römercolonien und nachdem ihnen der frische belebende Zuzug ihrer
ndsleute durch die westlichen und nordischen Alpenpässe, welche die Römer
besetzen und abzusperren nicht versäumten, gar bald völlig romanisirt
rden und seitdem nicht Gallien, sondern Italien national einverleibt wur-
n, obgleich sich bis auf den heutigen Tag in ihren Dialekten die Verwandt-
ıaft mit den Franzosen noch erkennen läßt, Dank den gelehrten Zusam-
enstellungen der Mundarten vom gelehrten mailändischen Numismatiker
iondelli.

Aber auch den Nordosten Italiens gegen den barbarischen Norden zu
ützen, waren die Römer bedacht. Auch hier legten sie eine Zwingburg,
e Colonie Aquileja, an, welche zugleich dienen mußte, die Gestade des adria-
chen Meeres und Istriens im Zaume zu halten. Natürlich ging es auch
er nicht ohne grimmige Kämpfe mit den Eingeborenen ab und namentlich
er es in Istrien, wo eine Schlappe, die übrigens bald gerächt wurde, die
it wunderbar schneller Verbreitung den panischen Schrecken bis nach Rom
ag und deshalb in den Annalen Roms verzeichnet, als übrigens unbedeu-
ndes Factum wie Noth, Theuerung, ansteckende Krankheit oder wider die
hreszeit eintretende Wärme oder Kälte, bis zu unserer Kenntniß gekom-
en ist.

So war also der Stadt Rom und ihrer Bürgerschaft jetzt ganz Italien
s zu dem Nordkranz der Alpen nebst Sicilien unterworfen, nachdem sie
h früher Karthago und Nordafrika, nur noch nicht Cyrenaica und Mauri-
nien (Marocco), unterworfen, und ihm die Herrschaft über Hispanien und
üdfrankreich wie eine reife Frucht in den Schooß gefallen war. Die von
ardinien und Corsica war angetreten, wenn auch noch nicht gänzlich ge-
onnen. Es bedurfte hier mehrerer Vertilgungskämpfe, um sie festzustellen.
n Sardinien schienen diese Kämpfe von Seiten der Römer auf keine
esentliche Hindernisse gestoßen zu sein. Denn die Insel vertheidigten weni-
r die Kraft und Tapferkeit des Volks als das ungesunde Klima, die
aremmenfieber, welche im Lauf der Geschichte mehr als eine Expeditions-
mee, die an diesen Küsten landete, verdorben hat. Aber die Römer, welche
ber in dieser Luft, der Aria cattiva, die Hälfte des Jahres zu athmen
tten, waren dagegen gestählt und sie machten in ihren Kreuz- und Quer-

zügen durch die Insel, die wenig hohe Gebirge hat, dem Widerstand bald ein Ende. Was nicht über die Klinge sprang, wurde in die Sklaverei verkauft und der Sklavenmarkt in Rom so überfüllt, daß eine allgemeine Entwerthung des Kaufpreises eintrat. So konnte das Sprichwort in Rom entstehen: „So wohlfeil wie ein Sarde.“ Ti. Gracchus soll unter seiner Statthalterschaft auf der Insel nicht weniger als 80,000 Sardinier auf den italischen Continent als Sklaven geschickt haben.

Das war damals das Schicksal Sardiniens, des einst von den Griechen wie ein Paradies ersehnten fruchtbaren und herrlichen Eilandes Sardo.

Nicht so leicht war die Unterwerfung von Corsica, dessen über 8000 Fuß aus dem Meere auf seiner Westküste sich erhebende Gebirge Alpencharakter tragen, eine Fortsetzung des Gebirgszuges der Seealpen, deren Gipfel auch im Sommer in der Frühe von Nizza aus sichtbar, um so mehr in der rauhen Jahreszeit mit Schnee bedeckt, über das tief blaue Meer in dieses milde Klima von Mentone, Nizza und Antibes bei Tage wie ein sonniger Faro hineinleuchten und grüßen und vom Mittelalter bis in die neuere Zeit die große Republik Genua zu sich einluden.

Allein alle die späteren Bewerber um den Besitz dieses Wundereilands bis hinauf zu den Römern stießen auf ein hartes und grimmiges Geschlecht, welches es bewohnte und auch die Römer mußten sich begnügen, die Küstenorte zu halten und die freiheitsliebenden Gebirgsbewohner zu verschonen, milde zu behandeln und sich selbst zu überlassen.

Dieses Eiland, welches bestimmt war, ein Geschlecht hervorzubringen, welches Frankreich zwei Kaiser gegeben hat, die ganz Europa eine neue Form gegeben haben.

Also hatte Rom jeden Widerstand in Italien und den drei großen dazu gehörigen Nachbarinseln niedergelegt und in dem Gebiet, das es als seine weitere Heimath und als seine Landschaft ansah, sich nach Bequemlichkeit eingerichtet.

Mit um so sorgenvollerer Miene blickte der Senat nach Hispanien hinüber. Der Grund, weshalb man es überhaupt hielt, dieses schwer zu beherrschende, ewig in Empörung begriffene Land, war nicht etwa der Besitz der berühmten Silberbergwerke, deren Kunde schon in den Büchern der Makkabäer, also im fernen Palästina, erschollen war — sie liegen unfern von Cartagena, wo sie mit geringer römischer Besatzung geschützt werden konnten — sondern vielmehr darin, daß Rom unmöglich diesen hispanischen Soldatenmarkt, wo stets die Werbetrommel ihr Echo in der Bevölkerung fand, sich selbst überlassen durfte. Denn Hispanien, welches Hamilkar und seine großen Söhne zum politischen Leben aus langem Traumleben der Barbarei emporgerüttelt hatten im Verein mit den Römern, die ihnen dieses neuangebrochene Volksleben streitig machten, hatten Hamilkar's Söhne als ein

Geschenk der Pandora, als ein Nessushemd den Römern zur Erbschaft hinterlassen, als einen Jahrhunderte dauernden Rachefluch des Barkidengeschlechts. Hispanien blieb eine ewig eiternde Wunde in dem römischen Organismus. Der Gewinn aus diesem Lande deckte nicht von ferne her die ungeheuren Ausgaben der Heeresmassen, welche nöthig waren, das Land im Zaume zu halten. In den nie endenden Guerillakriegen, welche stets von Neuem aufloderten, wenn man von römischer Seite glaubte, der Ruhe ganz sicher zu sein, kamen unzählige Soldaten um und nicht selten gelang es den tapfern Hispaniern, sogar römische Heere in offener Feldschlacht zu besiegen. Sicher war den Römern nur der Besitz der wenigen Küstenstädte, deren Anlage und Ursprung aus der Fremde herrührte, aus Griechenland und Karthago, die eine höhere Civilisation besaßen, namentlich Tarraco, Sagunt, Gades, Cartagena, Emporiae, und auf diese festen Grundsäulen stützten, wie in früherer Zeit die Karthager, so noch jetzt die Römer ihre Herrschaftspläne, um von hier bei etwaigem Rückschlage neue Hülfsmittel zu beziehen.

Nach dem Fall von Karthago ward auch dies endliche Ereigniß wie in Afrika so auch in Hispanien, als eine ungeheure Lösung aller Kriegskämpfe plötzlich wie ein elektrischer Schlag empfunden und der Krieg hatte auch hier ein augenblickliches Ende. Aber kaum waren vier Jahre verflossen, als er auf's Neue emporloderte. Es sind nur zwei große Feldherren zu nennen, die sich vor der Masse der anderen hervorthaten: der alte Cato und Tib. Gracchus. Das Gedächtniß ihrer Namen blieb bei den hispanischen Stämmen in gutem Andenken aufbewahrt. Sie waren beide strenge und nachsichtslose Männer, im Kriege glücklich, aber bedacht auf das Wohl der Besiegten, das sie mit altrömischer Gewissenhaftigkeit wahrnahmen. Ihnen allein gelang es, eine Art von Organismus in diese schwierigen Verhältnisse zu bringen, der sich noch lange erhielt und die Basis wurde zur Civilisirung der hispanischen Stämme, freilich nach römischer Auffassung.

Die Kriegsoperationen der Römer waren von Anfang her in zwei Gebiete getheilt. Das eine ging aus von den Gegenden, die von den Karthagern nur im Sturm und mit der Macht gewaltiger Heereshaufen behufs des Durchzuges nach Gallien und Italien durchbrochen waren, von Sagunt bis zu den Pyrenäen. Es hieß das diesseitige oder Tarraconensische Hispanien, von dem Hauptort daselbst Tarraco (Taragona). Es wurde allmälig u der ersten, der Tarraconensischen Provinz der Römer in Hispanien. Die südlichen Gebiete waren die eigentliche Erbschaft Roms von den Karthagern und ihr Kern Andalusien; alles Land, was südlich lag bis nach Gades hin, zu den sogenannten Säulen des Hercules, wo das europäische und afrikanische Festland über die Meerenge einander grüßen. Denn von dem Felsen von Gibraltar sieht man deutlich die afrikanische Küste und sogar die

Orte und Häuser an derselben. Dieses Land nannten die Römer das jenseitige Hispanien und daraus entstand später die zweite römische Provinz in Hispanien. Hier waren die ersten Cultureinflüsse seit alter Zeit durch die uralten phönicischen Colonien, namentlich Gades, eingedrungen und durch die herrlichen Länder, welche der Guadiana und Guadalquivir (Anas und Baetis) bewässert — vom Baetis wurde das Land Baetica benannt — hatte sich hier am frühesten ein reicher Ackerbau und große Wohlhabenheit entwickelt. Von den Turdetanern, welche in der Gegend des heutigen Sevilla lebten, wird nur berichtet, daß sie durch die Wohlthat ihres glückseligen Klimas und durch den anregenden Einfluß der Karthager eine höhere Cultur als irgend ein anderes Volk in Hispanien sich erworben hatten. Sie besaßen gereimte Gesetzbücher und Schriftsprache und geprägtes Geld, und es wird gesagt, daß ihr Sinn der mildeste unter allen hispanischen Stämmen war. Hier in diesen Gebieten war es, wo die Romanisirung zuerst festen Fuß faßte. Hier entstand ein völlig römisches Land mit der Nachhülfe römischer Colonien, und hier war es, wo sich römische Sprache, römische Denkweise, römische Lebensart am frühesten in Hispanien einführten und am längsten, ja bis zum heutigen Tage erhielten, trotz der Jahrhunderte während des Mittelalters dauernden Occupation der Araber. So konnte es geschehen, daß eine ganze Dynastie römischer Kaiser aus diesen Gegenden, aus Italica, dessen Ruinen noch heut vorhanden sind — nordwestlich von Sevilla gelegen — hervorging.

Aber es bedurfte noch 200 lange Jahre, unter denen zahlreiche schlimme Kriegsjahre waren, um das ganze Hispanien der römischen Herrschaft anzueignen.

Bequemer lagen die politischen Verhältnisse für Rom in Afrika. Karthago, die frühere Beherrscherin des weiten Landes bis an die Grenzen Mauritaniens (des heutigen Marokko) und des südlichen Wüstensaumes, war auf ein enges Gebiet beschränkt. Alles andere Land hatte der Bundesgenosse der Römer, der König Masinissa, erhalten, den Rom als den Bedränger und Aengstiger der unglücklichen Stadt an die Seite gestellt hatte. Und nur zu gut begriff und spielte er die Rolle, welche Rom ihm zugedacht. Eingedenk des einen Friedensartikels von Karthago mit Rom, welcher allein ausreichte, die Karthager zu lähmen, sie sollten ohne römische Erlaubniß keinen Krieg mit römischen Bundesgenossen führen, wußte Masinissa immer neue Beschwerden gegen die Karthager vorzubringen. So ungerecht sie waren, versäumte er doch nicht, wenn sie in Karthago zurückgewiesen wurden, sich mit den Waffen eigenmächtig sein vorgebliches Recht zu nehmen, während Karthago, durch den schrecklichen Friedensartikel wehrlos gemacht, nichts übrig blieb, als ruhig einen Gebietsverlust nach dem andern zu er-

dulden und ſtatt Maſiniſſa, den Freund des römiſchen Volkes, mit mächtigen Heeren zu überziehen, mit ohnmächtigen Geſandtſchaften in Rom Hülfe und Schutz gegen den böſen Nachbar zu erflehen.

Das Schrecklichſte aber war, daß die Karthager bald inne wurden, daß zwiſchen Rom und Maſiniſſa die Rollen im Voraus vertheilt waren und gegen ſie nur ein längſt verabredetes Spiel in Scene geſetzt wurde.

Da kamen Commiſſionen von Deputirten aus Rom, die mit der Weitläufigkeit des weiland Reichskammergerichts die Beſchwerden Karthagos an Ort und Stelle mit unendlicher Genauigkeit unterſuchten und am Ende die Sache wegen mangelnder Beweiſe zu weiterer Erwägung für neue beizubringende Kunde hinausſchoben.

Karthago mußte es mit anſehen, daß Maſiniſſa im Beſitz der uſurpirten Gebiete blieb und mußte ſeine Kränkung hinunterwürgen.

Es gelang freilich um ſo eher, da die Stadt noch den großen Hannibal in ſeinen Mauern beſaß, der neue Hoffnung und neuen Lebensmuth bei ſeinen verzweifelnden Mitbürgern zu erwecken wußte. Er verſuchte eine Regeneration ſeiner Vaterſtadt an Haupt und Gliedern mit der durchgreifenden Entſchiedenheit, der er ſeine früheren Erfolge zu verdanken gehabt hatte. Er machte den Anfang damit, daß er an jener krämerhaften Oligarchie, die ihn, ſeine Brüder und ſeinen Vater um den Erfolg ihrer Lebensarbeit gebracht hatte, dafür Rache nahm und ſie ſtürzte. An ihre Stelle trat ein demokratiſches Regiment der Patriotenpartei, welche er geiſtig beherrſchte.

Es konnte nicht fehlen, wie er vorausgeſehen, daß wenigſtens augenblicklich durch die rückſichtsloſe Leidenſchaftlichkeit der neuen Machthaber auch große Lebendigkeit und Aufopferungsfähigkeit an Stelle der zaghaften Vorſicht der früheren Regierung trat. Unter dieſem Eindruck wurden auch die Finanzen reformirt. Daß dabei ohne Anſehen der Perſon alle und jede rückſtändigen Forderungen ſchonungslos eingezogen wurden, namentlich von der unterliegenden Partei, war durch die Umſtände geboten.

Der Erfolg war ein glänzender. Denn nicht nur konnte in Kurzem der ganze Tribut an Rom ausgezahlt werden, ſondern die Republik ſah ſich in der Lage, auch ſehr bald im Beſitz eines anſehnlichen Staatsſchatzes zu ſein, der ſie zu neuen Anſtrengungen gegen das verhaßte Rom befähigte.

Allein dieſe Oligarchie, die Hannibal und ſein Geſchlecht lebenslang wie ein Fluch begleitet hatte, ſollte ihm jetzt am Ende ſeiner Laufbahn in ihrer Demüthigung und Erniedrigung noch den Todesſtoß geben.

Denn durch ihn nicht nur des Regiments, ſondern auch ihrer Reichthümer beraubt, ſcheute ſie nicht vor dem Landesverrath zurück. In unzähligen Briefen und Mittheilungen, die von Angebereien gegen Hannibal er-

füllt waren, suchte sie die einflußreichsten Senatoren zu überzeugen, daß Rom so lange in Gefahr schwebe, als Hannibal in Karthago waltete.

Nur zu gut gelang ihr die Erfüllung der verrätherischen Wünsche. Der Senat beschloß, trotz des edlen Scipio Widerspruch, der mit Recht überzeugt sein mochte, daß Karthagos Anspruch auf die Weltherrschaft für immer gebrochen wäre, die Auslieferung des Hannibal, minder edel als vorsichtig und politisch klug. Denn das gewaltige Uebergewicht und die feindselige Absicht und die auch jetzt noch großen Erfolge des alten Erbfeindes von Rom waren deutlich genug. Hannibal wurde zeitig genug von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, der ihn jetzt zu entreißen sein Vaterland zu schwach war. Er bestieg ein Schiff, wandte seiner Heimathsstadt, die er nicht und die ihn nicht retten konnte, den Rücken, um sie nie mehr zu sehen, und wie er als Knabe mit seinem Vater nach Westen gegangen, so segelte er jetzt im Alter als der Letzte seines Stammes nach Osten, nach Asien, zum König Antiochus von Syrien, immer noch die Brust und den Kopf voll von Racheplänen gegen Rom. Die oligarchischen Spitzeln in Karthago hatten gesiegt (559 d. Stadt; 195 v. Chr.) und sie ernteten den Lohn des Verraths von Rom, daß sie wieder in ihre frühere Macht eingesetzt wurden, und die Römer waren dadurch völlig beruhigt über das Verhalten Karthagos. Es war dadurch zur einfachen Landstadt herabgekommen, welche Rom weiter keinen Schaden mehr thun konnte und die sie nunmehr dem inneren Hader zwischen Oligarchen und Patrioten, welche beide Parteien kopf- und anführerlos waren und blieben, und den äußeren Aengstigungen ihres treuen Bundesgenossen Masinissa überlassen konnten. Die Stürme der Parteien in Karthago bedeuteten für Rom jetzt nicht mehr als der Sturm in einem Glase Wassers.

Der beschränkte Unterthanenverstand des gemeinen Mannes in Rom war natürlich weit entfernt, so weit zu blicken und die sogenannte öffentliche Meinung in Rom athmete Haß und Wuth nach wie vor gegen die entwaffnete Stadt von Karthago, von der Großväter und Väter so viel in den punischen Kriegen zu erdulden gehabt hatten, und man trug sich darüber in Rom mit den ausbündig wunderlichsten Gerüchten von den Umtrieben, die Hannibal, der jetzt zum Schreckenspopanz geworden war, durch seine Agenten in Scene gesetzt haben sollte.

Sie wurden von Niemand besser benutzt als von Masinissa, der nicht aufhörte, die von Hannibal, ihrem guten Dämon, verlassene Stadt in allen ihren Thoren zu ängstigen.

Von Rom her wurde ihm dabei kein Einhalt gethan. Denn in Rom selbst setzte sich im Volk immer mehr der Grundsatz fest, daß die Gefahr von Karthago nur mit dessen Existenz aufhören würde, eine Ansicht, zu deren

ßulären Organ sich der alte Cato machte, der am Schlusse jeder Senats-
e, die er hielt, ohne irgend welchen Zusammenhang mit derselben hinzu-
te: Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam. (Im Uebrigen
ıme ich dafür, daß Karthago zu vertilgen sei.)

Der alte Sonderling hat diesen Kernschluß seiner Senatsreden manches
hr mit merkwürdiger Consequenz wiederholt, obwohl er nicht die Erfüllung
ıer ungeforderten Abstimmung erlebte, über die mancher römische Sena-
gelacht haben mochte, die aber doch in bitteren Ernst überging. So
r also schon jetzt Karthago in der Meinung des römischen Volkes dem
tergange geweiht und Karthagos Existenz war nur eine Zeitfrage ge-
rden.

Roms erste Grundlegungen zu einem oströmischen Reiche.

Etwa fünfhundert Jahre nach der Zeit, welche jetzt von uns betrachtet ist, geschah es, daß der römische Kaiser Constantin, welcher zugleich als der erste christliche Kaiser unter den römischen Imperatoren gezählt wird, Constantinopel zu seiner Residenz machte und dadurch der Gründer des oströmischen Kaiserthums wurde, welches erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts sein Ende durch die Türken fand, die noch heute alle die weiten Gebiete aus Constantinopel beherrschen, über welche das oströmische Kaiserthum gebot. Sie sind bis zu diesem Tage noch ein Barbarenvolk geblieben, wenn sie auch noch einige Barbarentugenden, Treue und Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, bewahrt haben. Unter ihnen wohnen verstreut, fast wie die Juden des Mittelalters, die verkommenen Enkel des Volks, welches einst diese Gegenden erfüllte und beherrschte, die Griechen, und ohne die romantische Nachhülfe der occidentalischen Großstaaten, welche das ewig kränkelnde, nicht leben und nicht sterben könnende Königreich Griechenland schufen, würde auch hier eine halb slavische, halb albanesische, aber doch Neugriechisch sprechende Bevölkerung mit türkischen Stämmen versetzt in demüthiger Unterwürfigkeit unter die türkischen Barbarenherrscher uns begegnen.

Diese fast zigeunerartig verkommenen Neugriechen sind Alles, was von der ungeheuren, im Osten weltbeherrschenden Griechennation, welche der große Alexander bis nach Indien und Baktrien führte, übrig geblieben ist, von all der glänzenden Herrlichkeit nur ein Häufchen Asche, das als Reliquie bewahrt wird. Die immer näher kommenden Völkerstämme aus dem Innern Asiens, zuerst die Parther, welche Türken waren, und auf den Trümmern des Perserreiches ihre Herrschaft gründeten, später die Araber und noch später die Nachwanderungen der Türkenstämme und die ihnen folgenden Mongolenwanderungen haben den Schöpfungen des großen Alexander den Garaus gemacht und auch die späteren Staatenbildungen der Römer in diesen Gegenden, die im Wesentlichen nur als Restaurationen seiner politischen und nationalen Schöpfungen aufzufassen sind, vernichtet. Gerade diese

Restaurationen der Gedanken und Arbeiten Alexander's des Großen, welche die Römer vorzunehmen die Mission hatten, sind es, die uns zunächst beschäftigen.

Die Kriege und die Schauplätze derselben, in und auf denen die Römer sich bisher bewegt, hatten den Erfolg, daß sie ein geistig einheitliches Europa schufen und an dieser Leistung des alten Roms zehrt seitdem die europäische Geschichte und heute noch das jetzige europäische Geschlecht.

Jetzt gebot aber das hochgebildete und kriegerische Griechengeschlecht über das von ihm colonisirte Vorderasien etwa in derselben Weise, wie seit dem 15. Jahrhundert bis in das unsrige Spanien im Mutterlande und in Mittel- und Südamerika. Aber wie diesem die Engländer und theilweis die Franzosen Concurrenz machten, so geschah dies jetzt bei den Griechen durch die Römer.

Es war für Rom der gewaltigste Fortschritt, den es seit der Gründung eines Staates gemacht hatte. Die Griechen waren für Rom freilich keine Fremde. Es hatte ihre Einwirkung bereits in den ersten Jahrhunderten seines Daseins aus Süditalien, dem damaligen Großgriechenland, und aus Sicilien zu fühlen bekommen und mannigfach waren die Eindrücke vom griechischen Culturleben und Religionsleben gewesen, denen die Römer wie einer weit über ihnen stehenden Macht gehuldigt hatten.

Allein es waren doch nur Ausläufer dieses altgriechischen Culturlebens gewesen, die auch in das ferne Italien gedrungen waren, etwa so wie spanische Culturelemente aus dem südlichen Amerika zu den Nordamerikanern gelangt sind, Culturelemente socialer Bildung, welche auf die politischen Zustände wenig oder gar keinen Einfluß hatten.

Jetzt begann aber eine neue Ordnung der Dinge, als der gewaltige Arm Roms auslangte nach dem Centralpunkte griechischer Bildung, nach dem Lande, welches aus diesem Mittelpunkte originalen Nationallebens gewußt und verstanden hatte, seine Lebensgewohnheiten und seine Fülle geistigen Lebens nicht nur nach Italien auszustrahlen, sondern auch in den fernen Osten bis nach Indien. Die Römer hatten bisher die Griechen nur in den Stadien ihrer nationalen Entwickelung kennen gelernt, die sich noch in alterthümlichen Verhältnissen bewegte. Jetzt sollten sie dieselbe kennen lernen in den letzten Zuständen einer verkommenden Nation, welche freilich in kriegerischer Beziehung wenige Gefahren zu bieten pflegen, aber desto größere durch die Lockerungen der Uebercultur, die mit dem nationalen Verfall verbunden sind. Ein Gegengewicht hielt jedoch immer noch das macedonische Königthum, welches wegen seiner Reminiscenzen des alten Barbarenthums noch nicht so in Grund und Boden verderbt war, wie das Griechenthum, das, nachdem es alle Stadien eines engen Volkslebens von dem

patriarchalischen Königthume an durch die Adelsherrschaft und die Geldherrschaft des Bürgerthums bis in die haltlose Demokratie und die Herrschaft des Pöbels und der Tyrannei, die immer das Ende war, durchgemacht, nur noch eine Existenz sich fristete durch den Widerstand gegen das körperlich und geistig frischere Macedonien, der ermöglicht wurde dadurch, daß auch in Griechenlands herrlichen Fluren noch in Fülle gesunde und kräftige Männerleiber aufwuchsen.

Aber außerhalb des männermordenden Kampfes war alles Dichten und Trachten dieser Griechen, der Nachkommen des einst so ruhmvollen Volkes, elend und jammervoll. Es waren diese späten griechischen Generationen völlig degenerirt, herabgekommen, nicht physisch, aber social und politisch. Der von den Vätern ererbte, — es sei erlaubt zu sagen — Kirchthums-Verstand und Patriotismus — die unüberwindliche Begeisterung der Gauphilister, war geblieben. Die Griechen verstanden es niemals, sich in die gewaltigen Ordnungen eines großen Staatsorganismus selbstthätig einzufügen. Sie gingen lieber in ferne Länder, nach Osten, um als geistiger Mist fremde Felder urbar zu machen und in Cultur zu setzen, als mit selbstverleugnender Kraft das eigene Vaterland zu Ehre und Ruhm zu bringen, etwa so wie unsere deutschen Brüder wegen politischer Unzufriedenheit nach Amerika auswanderten. Wozu noch beitragen mochte, daß es gerade den Besten in diesen philisterhaften Duodezrepubliken, welche das Land bedeckten, wie etwa in den kleinen Fürstenthümern Deutschlands vor dem großen Kriege von 1866, es zu enge werden mochte. Da waren die Achäer, die Spartaner, und daneben die Arkadier, Messenier und Eleer noch immer auf dem schmalen Gebiet des Peloponnes in gegenseitigem Haß oder Mißtrauen, und auch Attika mit Athen und Böotien und Thessalien vegetirten noch weiter; da war ferner noch Akarnanien und Aetolien und Epirus und über ihnen schwebte die Großmacht der griechischen Halbinsel, Macedonien, welches eine Art von Hegemonie, eine Oberherrschaft ausübte, wenn auch nicht ohne Widerspruch, ohne Kampf und Fehde, wie etwa Oesterreichs Herrschaft über Italien seit 1815 bis 1848 beschaffen war. Es war eben nur eine Hegemonie, nicht eine wirkliche Beherrschung.

Es ist klar, daß, wenn es Rom gelang, dies macedonische Königthum zu stürzen, es ein leichtes Spiel war, sich des entarteten und verkommenen Griechenlands zu bemächtigen. Ja, noch mehr. Es bedurfte nur eines Angriffes auf diese Monarchie durch Rom, um sich zahlreiche Bundesgenossen in Griechenland selbst zu gewinnen.

Ueberdies hatte die lange griechische Cultur im griechischen Mutterlande die merkwürdigsten politischen Resultate gefördert. In dem kleinen Staatensystem war eine gänzliche Umkehr des politischen Zustandes und

Gleichgewichts entstanden. Athen, Böotien, Sparta, auf denen es sonst beruhte, waren völlig in Bedeutungslosigkeit zurückgetreten. Dagegen spielte in Peloponnes das sonst ganz gleichgültige Achaja als republikanischer Städtebund die erste Rolle und jenseits des korinthischen Meerbusens Aetolien, von dem kaum die Rede ist in den glänzenden Epochen des alten Griechenlands, weil seine Bewohner damals noch halbe Barbaren waren.

Sie waren es auch jetzt noch, aber sehr frische und kriegerische, mit welchen anzubinden Griechen und Macedonier gleiche Scheu trugen. Dennoch mußte man sie zu den Griechen rechnen und als solche wurden sie von den Griechen betrachtet. Es war der letzte Stamm dieser den Hellenen verwandten Nationen, welcher in das System derselben eintrat. Roh, kriegerisch, aber selbstbewußt, erwarben sie sich durch ihre Rücksichtslosigkeit und Anarchie einen gewaltigen Einfluß auf die Angelegenheiten des griechischen Mutterlandes und bildeten den natürlichen Gegensatz gegen die nur durch den korinthischen Meerbusen von ihnen getrennten, fein gebildeten, diplomatisch wohl eingeübten Achäer. So war also damals der alte Schwerpunkt des griechischen Staatensystems von Osten gänzlich nach Westen verrückt, als wenn providentiell die ganze Kraft und das ganze Leben Griechenlands den Römern aus erster Hand begegnen sollte.

Allein Rom hatte es zunächst mit Macedonien zu thun, und mit seinem Könige Philipp, welcher durch sein Bündniß mit Hannibal, dem er aber aus Schwäche, Leichtsinn und Gedankenlosigkeit nachzukommen verfehlt hatte, den Zorn Roms auf sich gezogen hatte.

Denn er hatte es versäumt, da es noch Zeit war, seine Streitkräfte über das Meer nach Italien hinüberzuwerfen und mit denen Hannibal's zu vereinigen, wie dieser sehnsuchtsvoll gehofft. An Entschuldigungen hatte es ihm natürlich nicht gebrochen und sie erschienen triftig genug, nämlich durchzudringen durch die Gebiete feindlicher Völker bis an's adriatische Meer, einen Hafen zu gewinnen, von wo er seine Truppen nach Italien übersetzte, wie Alexander und Pyrrhus von Epirus. Aber es war eben nur eine Entschuldigung seiner Energielosigkeit. Für ihn galten tausend Rücksichten, die Gefahren von Unternehmungen zu vermeiden, deren Verhältnisse zu durchschauen seinem blöden Blicke, weil er sich auf einem ihm gänzlich unbekannten Gebiete bewegte, eben die Größe von Hannibal's Seele fehlte. So blieb Hannibal von der gehofften Hülfe verlassen und als er besiegt war, begegneten Philipp die Römer im eigenen Lande als einheimische Feinde. Denn die Römer hatten schon einmal ihre langen Arme über das Meer ausgestreckt, als die Seeräubereien von den Küsten, die Italien gegenüber lagen, das ganze adriatische Meer unsicher machten. Sie hatten gesiegt und damit auch den Westgriechen eine Wohlthat erwiesen. Aber sie hatten auch Fuß gefaßt

in diesen Gegenden. Corcyra war ihnen in die Hände gefallen als Beobachtungsposten, und Demetrius von Pharus war der Vorläufer geworden von den vielen Emigranten und Exulanten, die aus dem Occident ausgetrieben, im Osten ein Asyl suchten und fanden, zu denen endlich auch Hannibal gehörte.

Demetrius fand es bei Philipp, aber so groß sein Einfluß war bei dem König, so vermochte er doch nicht, ihn zu dem einzig nöthigen Entschluß fortzureißen, mit ganzer Kraft Hannibal zu unterstützen. Es verräth die Unentschlossenheit Philipp's, daß er die Vorbereitung zum römischen Kriege anfing, aber pedantisch-systematisch. Er wollte erst allen Feinden zu Hause den Garaus machen, ehe er mit den Römern anband. Indem er aber versuchte, alle diese zähen Feinde, namentlich die nordischen Barbaren zu unterwerfen, rief er alle ihre physischen Kräfte wach und verwickelte sich in endlose Kämpfe, statt durch große Schläge auf ihre geistige Kraft bezaubernd einzuwirken. So vergeudete Philipp zu Hause Geld, Blut und Zeit, statt alle diese drei Dinge, die zum Kriege gehören, an der eigentlichen Stelle, in Italien zu verwenden. Hätte er seine ganze Kraft zu einem Stoß mit Hannibal vereint, so konnte er auf Erfolg hoffen; so aber verpuffte er sein köstliches Material in vergeblichen Anstrengungen zum Glück der Römer. Er hatte gesucht allmälig die Gebiete und ihre Einwohner zwischen Macedonien und der Küste des adriatischen Meeres zu unterwerfen in systematischem Feldzuge, statt mit einem einzigen an's Meer zu gelangen, hier seine Truppen hinüberzuschiffen und nach erkämpftem Siege an der competenten Stelle — in Italien — zu sehen, wie diese eigensinnigen und bornirten Gebirgscantone ihm von selbst huldigten. So kam ihm nun Rom nach Hannibal's Abzug, nach dessen Unterliegen bei Zama, nachdem er es versäumt, ihm rechtzeitig zu begegnen, zuvor. Es erklärte ihm den Krieg und die römischen Heere landeten jenseits des Adria, bei Apollonia, wo sie ein Lager bezogen, während ihre Flotte in Corfu blieb.

Diese Kraftanstrengung geschah ein Jahr später als Karthago sich unterworfen, und nur durch geringen Majoritätsbeschluß der Centuriatcomitien auf die Vorlage des Senats. Denn Rom hatte sich ja in dem Hannibalischen Kriege fast verblutet. So war auch die römische Rüstung eine äußerst geringe. Nur zwei Legionen hatte man vermocht für den Krieg gegen Philipp zu verwenden. Es war freilich von seinen Plänen und über die griechisch-macedonischen Staatszustände gut unterrichtet, dabei besonders der Zerrissenheit und Zerfahrenheit der hellenischen Nation Rechnung tragend, die sich auch im Erfolg als sehr richtig herausstellte. Denn der Ruhm, die Landesfeinde nach Griechenland herübergelockt zu haben, gebührte jener Republik Athen, die zu ihrer Schande noch immer existirte, nachdem ihre großen Vorfahren nicht nur als die Vorkämpfer gegen das persische Weltreich sich

nsterblichen Glanz erworben, sondern noch viel größern durch die Lehren
ıd Beispiele, die sie der Menschenwelt in Kunst und Wissenschaft vor
ugen gestellt, an denen sich immer noch dieselbe erfrischt und erquickt.

Allein die Generation dieser Edlen war längst dahingesunken, ihre Leiber
ıren zu Grunde gegangen in den Colonien von Syrakus, welches zu er-
ern einer ihrer herrlichsten Söhne, Alcibiades, als Feldherr ausgezogen
ır, den aber der souveraine Blödsinn des Pöbels in's Elend getrieben, und
durch diese ganze Expeditionsarmee des Hauptes, des Führers beraubt
ıtte. Seitdem, wo die alten edlen Geschlechter zu Grunde gegangen und
ıe halb bäurische, halb matrosenartige Volksherrschaft an ihre Stelle ge-
eten war, da sank Athen tiefer und tiefer, bis zu der Jämmerlichkeit des
uhms, daß es den Römern die Thore Griechenlands eröffnete. Natürlich
ır der Grund, daß Philipp von Macedonien Attika gekränkt hatte, und
ıar sehr, durch Verwüstung und Vergewaltigung ihres Landes, was aber
ır geschehen war durch eine Provocirung Philipp's durch die Athener, die
h auf römische Hülfe, die von ihnen längst angerufene, verließen.

Schwerlich aber würde Rom auf das Rache- und Jammergeschrei der
henischen Gesandten allein einen Krieg mit dem König Philipp begonnen
ıben, der die Hegenomie, die Führerschaft, das politische Uebergewicht über
riechenland in Händen hatte, wie Oesterreich über Italien von Napoleon
bis III., wenn nicht eben höhere politische Rücksichten Rom zum Kriege gegen
lacedonien bestimmt hätten, nach dem alten Römergrundsatze: parcere sub-
ctis et debellare superbos, das ist: die Widerspenstigen zu demüthigen
ıd den Demüthigen Gnade zu erweisen. Die Athener waren sehr demüthig
ıd Philipp durchaus widerspenstig. Was aber noch schlimmer war, er zeigte
h den Römern auch gefährlich. Nicht nur seine Hausmacht Macedonien
ır sehr ansehnlich, er hatte sie jetzt auch zu verstärken gesucht durch ein
chutz- und Trutzbündniß mit Antiochus, „dem Großen" König von Syrien, gegen
s Königthum Aegypten, dessen Besitzungen, wenn auch unter sehr mildem
cepter, über die Inseln und Küstenlandschaften des ägäischen Meeres weit-
ı nach Norden, bis in das Herz des eigentlichen Griechenlands ausgebreitet
ıren. Denn die damalige politische Landkarte der Griechenlandschaften sah
it so bunt aus wie die des weiland heiligen römischen Reichs vor dem
ıseler Frieden, und auch nach dem Wiener Congreß noch bis zu dem
ıtschen Frieden vom Jahre 1866.

Als nun der Kriegsstoß der Römer von jenseits des adriatischen Meeres
f die griechische Halbinsel traf, da zeigte es sich, wie geringe Wurzeln die
ıcedonische Suprematie seit den Zeiten Philipp's, des Vaters des großen
exander, und aller seiner Nachkommen auf dem Thron, getrieben hatte.
war die einzige achäische Republik, die sich nicht im ersten Sturm be-

ſtimmen ließ, den Römern in die Arme zu ſinken, ſondern ſo viel Anſtand beſaß, daß ſie bei Philipp's Aufforderung ſich ihm anzuſchließen, weder dies gewährte, noch in dem römiſchen Lager Unterkommen ſuchte, ſondern neutral blieb. Der Halt, welcher dem achäiſchen Bunde den Römern und Philipp gegenüber zu Statten kam, lag aber vorzüglich darin, daß immer noch das Regiment bei den wohlhabenderen Familien war, die, weil ſie unter Umſtänden etwas zu verlieren hatten, nicht jeder leidenſchaftlichen Aufregung des Augenblicks nachgaben, ſondern abzuwarten gelernt hatten. Aber der Bund war damals geſegnet mit einem tugendhaften Manne, der zugleich ſehr demokratiſch war, einem achäiſchen Garibaldi, dem vielgeprieſenen Philopömen. Seine kriegeriſchen Neigungen hatten ihn wie jenen in jungen Jahren auf ferne Kriegsſchauplätze geführt; Philopömen hatte es nicht ſo weit wie Garibaldi bis nach Südamerika. Er brauchte nur nach Kreta zu gehen, wo immerfort gerauft wurde. Mit der hier erworbenen militairiſchen Dreſſur fand er bei ſeiner Rückkehr in die von Sparta bedrängte Heimath bald Anhänger und da er außerdem wohlhabender Gutsbeſitzer war, Freunde in den regierenden Geſchlechtern. Als erfahrener Inſtructeur verſtand er in Kurzem eine tüchtige Reorganiſation der Wehrmannſchaften ſeiner Heimath auszurichten. Er übte ſeine Leute als guter Unterofficier ſo herrlich ein, daß ſie bei dem Schauturnen der nemeiſchen Feſtſpiele in ihren ſchönen Uniformen das liebe Publicum entzückten. Denn es iſt keine neue Erfahrung, daß je demokratiſcher die Staatsverfaſſung, deſto glänzender die Militairuniformen werden und deſto populärer. Wie Garibaldi war auch Philopömen für ſeine Perſon faſt bedürfnißlos. In Friedenstagen ging er ſelbſt wie ein einfacher Landmann dem Pfluge nach und ſchlief wie ein gemeiner Soldat auf der Streu, und ebenſo aß und trank er im Kriege nicht mehr und nicht weniger wie der Troßknecht ſeines Heers. Kein Wunder, daß er dadurch der Abgott des gemeinen Mannes wurde, deſſen Mühſeligkeiten und Beſchwerden er theilte. So war er ſchon drei Male zur höchſten Stelle, zum Strategen, das iſt zum Generaliſſimus in ſeinem Vaterlande ernannt.

Allein jetzt, wo die Republik bis auf die äußerſten Grenzen der Entſcheidung zwiſchen Rom und Philipp gedrängt war, zu einer Kriſis, in der jeder Beſonnene ſah, daß es ſich um die Exiſtenz handelte, da war es kein Wunder, daß man dem rückſichtsloſen Demokraten aus Princip, der den ganzen Staat neu machen wollte, mochte daraus kommen, was da wollte, die Zügel der Regierung nicht anvertrauen wollte. Ein Anderer, ſein Nebenbuhler Kykliadas, wurde mit anſehnlicher Majorität zum Strategen gewählt für das Jahr 199 und Philopömen war glänzend durchgefallen. Wie tief er ſich dadurch verletzt fühlte, beweiſt, daß er Angeſichts der drohenden Gefahren ſeines Vaterlandes es über ſich gewann, daſſelbe aufzugeben und nach

ſeiner geliebten Rauferinſel Kreta zu gehen, wie Garibaldi nach ſeinem geliebten Caprera. Aber es iſt doch zu ſagen, daß Garibaldi unter ſolchen Umſtänden ſein Vaterland nicht verlaſſen hätte, ſondern ſich auch mit der geringſten Stellung, wäre es auch die eines gemeinen Soldaten, begnügt hätte, weil ihm die Liebe zum Vaterlande wirklicher Ernſt war. Plutarch, der Lebensbeſchreiber Philopömen's, der ſein vielgeprieſenes Werk der Parallelen, das heißt der Biographien großer Männer Roms und Griechenlands, ſo verfaßte, daß er jedem griechiſchen Helden einen römiſchen zur Seite ſetzte, möge entſchuldigen, daß wir ſtatt des Titus Quinctius Flamininus den ſpäteren Garibaldi unſerer Tage als paſſendere Parallele mit ihm verbunden haben, weil die wirklichen Helden des alten Roms viel weniger Aehnlichkeit mit den ſcheinbaren des ſinkenden Griechenthums haben, als die Helden des jetzigen Italiens.

Mit Philopömen's Verſchwinden aus dem Peloponnes war die achäiſche Fortſchrittspartei ihres Hauptes beraubt. Die Gegenpartei hatte geſiegt, aber ſie war auch wehrlos gemacht, weil der Feldherr fehlte, ſie zu vertheidigen gegen den kräftigen Tyrannen von Sparta, den Nabis, der jetzt die achäiſche Republik angriff, wie einſt den Machanidas, den erſten Tyrannen in Sparta nach dem Ausgehen des Heraklidiſchen Königsſtammes, der faſt 1000 Jahre geblüht hatte — welchen Philopömen glänzend geſchlagen hatte. Der letzte Heraklide war Kleomenes III. geweſen, ein ſeiner hohen Ahnen durchaus würdiger Mann. Von ihrem Geiſte ganz erfüllt, hatte er verſucht, ſein Volk zeitgemäß zu regieren, er hatte den halb ausgeſtorbenen Spartiatenadel aus den angeſehenſten Bauerngeſchlechtern der Landſchaft, den ſogenannten Periöken (den Umwohnenden), ergänzt und ſich als Krieger ſo gewaltig gezeigt, daß die Oberherrſchaft über den Peloponnes ihm nicht entgehen konnte.

Da griff mit ſeiner Uebermacht der nordiſche König von Macedonien, der kluge und begabte Antigonus Gonatas, mit zerſtörender Hand ein, von den bedrängten Achäern zu Hülfe gerufen. Er ſiegte bei Sellaſia gänzlich über die Spartaner und den Sieg verſchaffte ihm, wie es heißt, im entſcheidenden Moment ein jugendlicher Achäer, der mit Falkenblick die drohende Gefahr erſah und mit Löwenmuth die nächſten Truppen mit ſich an die gefährdete Stelle fortzureißen wußte, wo er mit demſelben Muthe trotz ſchwerer Verwundung ſeinen ſelbſtgewählten Poſten hielt.

Als Antigonus geſiegt, erkundete er alsbald den unverhofften Helfer, den er mit Lob überhäufte und dem er die glänzendſten Bedingungen anbot, wenn er in ſein Heer eintreten wollte. Aber Philopömen, kein Anderer war es, der in die Entſcheidung des Kampfes bei Sellaſia eingriff, blieb ſeinem Charakter treu. Er mochte keinem Fürſten dienen und ging lieber nach

Kreta, um als Republikaner mit Republikanern zu raufen, wie der biedere Garibaldi in Südamerika.

Der Besiegte war König Kleomenes von Sparta, der letzte König. Hätte er noch einige Tage gezögert, so wäre Antigonus Gonatas aus freien Stücken nach Norden abgezogen. Denn kurz nach der Schlacht erreichte ihn die Schreckenspost, daß die barbarischen Stämme des Nordens mit gräulicher Verheerung in Macedonien eingefallen, welche ihn zwang, augenblicklich nach Norden aufzubrechen.

So war aber die Macht des Kleomenes auf den Tod verwundet. Er war im edelsten Sinne des Wortes der letzte Grieche. Er sah, daß seine Zeit abgelaufen war in seinem Vaterlande. Aber da er es doch nicht ganz aufzugeben den Muth hatte, ging er nach Aegypten, wohin er seine Gemahlin und Mutter wohl mehr der Sicherheit wegen, dem Namen nach aber als Geißel geschickt hatte. Denn Aegyptenland war damals für Griechenland das liebe Land, dem sich alle Bedrängte und Schwerbeladene unter den Griechen anschlossen. Und es führte eine milde Herrschaft, verlangte wenig, und gab Schutz, weshalb seine Hegemonie, seine nachsichtige Oberherrschaft gerne anerkannten, die sich den strengen Forderungen, der strammen Haltung von Macedonien entziehen wollten. Es waren dies die moralischen Eroberungen von Aegypten, die sich namentlich über das Inselgebiet des ägäischen Meeres und die Küstenlandschaften Kleinasiens tief in den Norden ausdehnten, ähnlich denen von Oesterreich, die sich auch bis nach Mecklenburg, dem äußersten deutschen Norden, ausdehnten, welche aber Preußen in seiner stolzen Haltung zu machen stets verschmähte und unter seiner Würde hielt, weil es glaubte, es wären unmoralische, wobei es wohl eben so Recht haben mochte, wie Macedonien gegen Aegypten.

Dem edlen Kleomenes aber blieb nach der Vernichtung seines Heeres nichts als „die Flucht nach Aegypten", um von da unter glücklicheren Verhältnissen wieder heim zu kehren. So flohen also die beiden Feinde, welche übereinstimmend den über ihnen schwebenden gemeinschaftlichen Freund und Feind, den Antigonus, gründlich haßten, aus der Heimath, um als Reißläufer fremde Dienste zu nehmen, der Eine, wie er nun einmal als Republikaner wollte, bei den Republikanern, der Andere, der Sproß so vieler Hunderte von Ahnherren, bei dem König Ptolemäus. Der brave aber bornirte Philopömen kam glücklich aus allen kretischen Raufereien in seine Heimath. Der edle Kleomenes sah sie nie wieder. Der König Ptolemäus Euergetes — das ist der Gütige — starb und sein Nachfolger Ptolemäus Philopator, der ganz in den Händen seiner Günstlinge war, vermochte den Werth des unglücklichen, bei ihm Hülfe suchenden flüchtigen Spartiatenfürsten nicht zu schätzen. Er wurde von den ebenso thörichten wie bösen und schurkischen Dienern des

Königs in Fesseln gelegt. Kleomenes befreite sich freilich aus dieser Schmach und versuchte mit Hülfe griechischer Söldner, deren es in Aegypten damals viele gab, sich ein Heer zu bilden und dem Aegypterkönig den Krieg zu machen. Aber sein Ruf zu den Waffen verhallte in dem despotisch geknechteten Lande und mit Uebermacht angegriffen blieb ihm nichts übrig als der Tod, den er und seine treuen Gefährten sich alle mit eigener Hand gaben. Die elenden Minister des schwachen Königs begnügten sich damit nicht, sie ermordeten auch die ehrwürdige Mutter und seine Kinder, welche der edle Fürst vertrauensvoll in die Hände des bisher so milden ägyptischen Königsgeschlechts gelegt hatte. Das war der Ausgang der so ruhmreichen Herakliden-Dynastie von Sparta.

Den Achäern hatte der Untergang des verhaßten Heraklidengeschlechtes aber nicht das heißersehnte Ziel der unter den damaligen welthistorischen Verhältnissen, wo nur Großstaaten die Gewähr der Lebensdauer hatten, armseligen Herrschaft über den Peloponnes verschafft. Es that sich vielmehr in dem von seinen uralten Volkseinrichtungen nicht zu trennenden Heraklidenstamme, aber von ihm verwaisten Spartiatenlande, das doch immer noch den Stolz in sich fühlte, so lange Griechenwesen gedauert hatte, als der Schwerpunkt griechischen Lebens gegolten zu haben bis an's Ende der Tage der Nation, durch die innere Kraft dieses Volkes, das sich jetzt, in der Verzweiflung der Existenz, aus Periöken, ja aus Heloten zu regeneriren nicht verschmähte, wenn nur die alte Machtstellung der ruhmreichen Landschaft erhalten bliebe, eine Reihe von Machthabern auf, die selbstverständlich nur Tyrannen genannt werden konnten, da die Weihe des alten Königthums durch das Ausgehen des alten Namens dahingesunken war. Sparta hatte sie stets für sich und alle Freunde von sich fern gehalten. So gut war die fast tausendjährige strenge Disciplin der inneren Organisation in das Volk eingedrungen, daß jetzt, als alle Bande gelöst wurden, der Geringste, sogar der Helot, der bisher nur in Ehrfurcht gegen seinen Herrn denken und empfinden gelernt hatte, als er zur Freiheit berufen wurde, nur daran dachte, zwar seine Herren zu vernichten, aber sie nachzuahmen und an ihre Stelle zu treten. So gelang es diesen Tyrannen von Sparta ebenso leicht, Alles, was von den alten Spartiatengeschlechtern noch in Glanz und Bedeutung war, zu vernichten, als eine Reorganisation des Staates in's Leben zu rufen, welche eben so sehr völlig feindlich gegen den Achäerbund gesinnt war, wie sie innerlich den Stempel des alten Spartiatenthums trug. Je weniger formelle Zusammenhänge der neue Staat mit dem alten aufzuweisen hatte, desto stürmischer mußte der nationale Geist wirken und es geschah, daß die Achäer in den spartanischen Tyrannen weit gefährlichere Feinde sich gegenüber sahen als die früheren Heraklidenkönige gewesen waren, die durch die alten constitutionellen Institute,

namentlich der Ephoren, unzählige Rücksichten zu nehmen gehabt hatten. Nur durch glückliche Fügung war der Uebergriff des Machanidas in die Verhältnisse des achäischen Peloponnes von Philopömen zurückgewiesen. Allein es war deutlich, daß alle die kühnen Hoffnungen der Achäer, sich Lacedämon anzueignen, ein Traum waren, der nur in Erfüllung gehen konnte durch König Philipp, wovor Philopömen zurückschreckte, oder durch die Römer, den kolossalen Großstaat des Westens, unter einer anderen Eventualität, die für die griechische Freiheit noch viel bedrohlicher war als die erste.

Abgesehen von der halben Fahnenflüchtigkeit des Philopömen aus dem Vaterlande, wo es in der größten Bedrängniß war, da er es nicht zu ertragen vermochte, daß Kykliadas ihm vorgezogen war, hatte er doch sehr weislich in seinem Interesse gehandelt. Denn als nun der jugendliche, noch nicht 30 Jahre alte T. Quinctius Flamininus mit dem Oberbefehl gegen König Philipp betraut war und ihm, wenn auch langsam, ein Erfolg nach dem anderen gegen Macedonien gelang, als er sich nach dem ersten Kriegsjahre nach Antichyra in Phocis am korinthischen Meere gegenüber dem Peloponnes in die Winterquartiere begeben, um hier einen Eindruck besonders auf den Achäerbund zu machen, und sein Bruder Lucius mit der römischen Flotte im saronischen Meere unter Korinth bei Kenchreä landete, da wurde die neutrale Lage des Achäerbundes immer schwieriger und die römisch gesinnte Partei unter Aristänus gewann täglich mehr Boden in der öffentlichen Meinung. Allmälig wurde die Stimmung immer leidenschaftlicher und stieg so sehr, daß Aristänus zum Strategen ernannt und Kykliadas vertrieben wurde. Den Achäern waren die Augen aufgegangen. Sie begriffen jetzt, welche gigantischen Kräfte der ferne römische Westen ihnen entgegengesandt hatte, wenn sie dabei beharrten, sich an Philipp, wenn auch in der Form der Neutralität, zu halten, an Philipp, der niemals ein Hehl daraus gemacht hatte, daß er sie ebenso, wie alle anderen Griechenstämme unter seine Herrschaft bringen wollte.

Also geschah es, daß nach stürmischen Debatten eine Majorität zu Stande kam, durch welche der Achäerbund sich für Rom und gegen Philipp erklärte, freilich nur so, daß die Abgeordneten von Megalopolis, Dyme und Argos, welche ganz philippisch gesinnt waren, vor der endgültigen Abstimmung von dannen gingen und einen Sonderbund stifteten gegen Rom. Allein Philipp konnte von ihnen keinen besonderen Gewinn ziehen und eilte, sich namentlich dadurch, daß er durch einen seiner Generale, Philokles, Argos an den damaligen Tyrannen und unumschränkten Machthaber von Sparta, Nabis, verrathen ließ, diesen zu verpflichten, daß er seine Partei ergreife gls der geschworene Feind der Achäer.

Allein Nabis war ein ebenso im beschränkten Sinne tüchtiger Krieger

— man möchte nach unſeren Begriffen ſagen: Räuberhauptmann im Sinne er Neugriechen zu Anfang dieſes Jahrhunderts, der Klephthen und Palikaen — wie er beſchränkt in politiſcher Beziehung war. Er plünderte ie Argiver, die er durch milde Behandlung jetzt ganz hätte gewinnen können, it derſelben empörenden Rohheit, wie er in ſeinen Nachbargewäſſern römiche Schiffe durch ſeine Flibuſtierfahrzeuge überfallen und ihre Mannſchaft rmorden ließ. Und dabei war er naiv genug, mit den Römern Freundhaftsverhandlungen zu verſuchen, ein Verräther nach allen Seiten hin.

Es war immer noch in dieſen raſenden Thaten die alte ſpartaniſche ühnheit und Gewaltigkeit zu erkennen, allein bis zum Wahnſinn verzerrt, ur Gedankenloſigkeit erniedrigt. Von den alten Staatseinrichtungen des ykurg war nichts als die reine Beſtialität übrig geblieben, welche er gebänigt und in Fugen gebracht, nicht ohne ihr die nöthigen Luftlöcher für die pannenden Dämpfe zum unſchädlichen Abziehen als Ventile zu laſſen, welche ahrhunderte lang die unglücklichen Heloten verbrannt und geſotten hatten, ie ſüdamerikaniſche Stiere, die zu nichts nutz ſind, als aus ihnen zur Bouillon leiſchextract zu kochen.

König Philipp begriff zu ſpät, daß er nur mit Verluſt ſeiner beſten reunde an eine unverbeſſerliche Cannibalenbande ein Geſchenk gemacht atte. Allein politiſch war es nicht groß, weil Argos für ihn ein verlorener oſten war und Nabis nicht für ihn, wohl aber für die Römer trotz der eringfügigkeit ſeiner Macht ein gefährlicher Gegner war, da er völlig im tande war, die Kräfte des Achäerbundes lahm zu legen und eine nachhalige Unterſtützung des Peloponnes für die Römer gegen Philipp unmöglich ward.

Alſo auch für die Römer war damit der Peloponnes einſtweilen verren und deshalb das Kriegstheater auf Nordgriechenland und Macedonien ingeſchränkt.

Bis in's zweite Jahr wehrte ſich auf demſelben noch König Philipp, achdem die Friedensverhandlungen im römiſchen Hauptquartiere und an der ntſcheidenden Stelle, im römiſchen Senat, wegen der zu harten Bedingungen ch zerſchlagen hatten. Alſo kam es zur endgültigen, gewaltſamen Entſcheidung urch die Waffen. Es war in Theſſalien, bei Kynoskephalä, einem Ort, der on einer Reihe von Bergen, Hundsköpfen ähnlich, nach dieſen benannt wurde, o die feindlichen Heere um die Mitte des Jahres 197 v. Chr.; 557 d. St. uf einander ſtießen. Die Zahl der Kämpfer auf beiden Seiten war ziemlich leich, etwas über 25,000, aber den Römern gab außer ihrer beſſeren Arieeorganiſation gegen die unbehülfliche macedoniſche Phalanx ein Park von lephanten das Uebergewicht.

Philipp's Heer wurde gänzlich geſchlagen und verlor 8000 Mann Todte nd 5000, die ſich den Siegern ergaben. Es war vernichtet und wenn auch

die Angabe, daß die Römer nur 700 Soldaten eingebüßt, bedenklich erscheint, so blieben sie doch die Sieger und zwar nicht nur hier, sondern an vielen andern Orten, wo Philipp in Land- oder Strandfestungen den Römern Widerstand leistete. Das Schlimmste für Philipp war, daß auch seine besten Bundesgenossen, die bis zuletzt treuen Akarnanen, ihre Landeshut, die gewaltige Felsenburg Leukas, an die Römer verloren, wodurch auch ihre Kraft gebrochen war. So war Philipp ganz auf das alte Erbland seiner Väter, das alte Macedonien, das sein gleichnamiger Vorfahr, der Vater des großen Alexander, besaß, ehe er seine Eroberungspläne ausführte, zurückgedrängt, und von allen Seiten umschnürt und umgarnt von seinen unüberwindlichen römischen Feinden, konnte es ihm nichts helfen, daß die unüberwindliche Felsenburg Akrokorinth noch immer von 6000 treuen Macedoniern gehalten wurde und weit draußen in Asien und Hispanien König Antiochus und die iberischen Stämme Krieg und Aufstand gegen die Römer vorbereiteten und zu Stande brachten. Die benachbarte Gefahr war so drängend, daß er sich zum Frieden mit Rom entschließen mußte. Flamininus gewährte augenblicklich den Waffenstillstand, bis die Friedensbedingungen in Rom vom Senate ratificirt würden. Bei der Friedensluft Roms und Philipp's war der Friedensschluß gesichert und der Frieden selbst nur eine Zeitfrage. Auch sie wurde erledigt, als im folgenden Jahre eine vom Senat ernannte Commission von zehn höchstbevollmächtigten Senatoren erschien, um ihn endgültig abzuschließen. Die Bedingungen waren schwer, schwerer als die von Flamininus vorgeschlagenen. Seine Meerflotte wurde auf sechs Kriegsschiffe reducirt, sein Heer auf 5000 Mann und dazu kam dieselbe harte Clausel, welche Karthago wehrlos seinen Nachbarn überliefert hatte: König Philipp sollte keinen Krieg führen ohne Erlaubniß der Römer. Ganz in demselben Geist ihrer afrikanischen Politik waren die Artikel des Friedens bestimmt in Bezug auf die Griechen, die hier die Stelle des Masinissa übernehmen sollten. Die griechischen Staaten wurden durch sie für frei erklärt, aber unter römischem Schutz, weshalb die drei Hauptzwingburgen Philipp's gegen Griechenland, Chalkis, Demetrias und Korinth, statt der früheren macedonischen jetzt römische Besatzungen erhalten sollten, natürlich, wie es hieß, zur Freiheit Griechenlands. Das bedeutete freilich nichts Anderes für jeden einsichtigen griechischen Patrioten, als daß die Griechen nur den Herrn gewechselt hatten, daß an Stelle Philipp's die Römer getreten waren. Die Römer beherrschten durch sie nicht blos Griechenland, sondern sie hatten auch die Hauptkriegshäfen in die Hand bekommen gegen eine Invasion des Königs von Syrien, Antiochus, welcher durch seine umfassenden Kriegsrüstungen Griechenland zunächst und weiter auch Rom bedrohte. Außer dieser römischen Garantie für das Wohlverhalten der Griechen kamen dieselben sonst gut genug fort. Sie erhielten die Freiheit

und durch die mächtige Fürsprache des edeln Flamininus sogar die Stadt, nicht die Burg von Korinth, die römisch blieb. Als sich zu den isthmischen Spielen, welche jedes dritte Jahr, d. h., nachdem zwei Jahre nach der letzten Feier verflossen, begangen wurden, auf der Landenge, dem Isthmus bei Korinth, welche den Peloponnes mit Nordgriechenland wie eine Brücke verbindet, nach altem Brauch im heiligen Pinienhain des Poseidon (196 v. Chr.; 558 d. St.) die hellenischen Stämme von nah und fern versammelt hatten und der Festjubel alle Herzen erfüllte, dem sich die Griechen wie bei allen großen Nationalfesten um so froher überließen, da er bei diesem fehdelustigen und stets in Fehden verflochtenen Griechenvolk für die kurze Festfreude durch tiefen heiligen Gottesfrieden geweiht war, den auch der Rauflustigste zu brechen sich scheute, da trat der edle Flamininus mitten unter das frohe Griechenvolk. Er gebot Ruhe und das fröhliche Geschrei verstummte, als das Volk sah, daß der hohe Mann, welcher den macedonischen Erbfeind überwunden, zu ihnen zu sprechen sich anschickte.

Diese neugierigen Griechen drängten sich heran, wie zu einem ganz neuen, unerwarteten Festspectakel, nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht, die sie schon der überlegenen römischen Wucht des Charakters und des Willens mit ihrer Feinfühligkeit zu zollen gelernt hatten. Mit tiefem Schweigen hörten die Hellenen Flamininus' Rede, sie war kurz und knapp, wie sie dem vornehmen Repräsentanten des schon weltbeherrschenden Volkes der Römer geziemte. Er verkündete im Namen des gewaltigen Volkes von Rom dem Griechenvolke die goldene Freiheit, nach der sie sich zu Alexander's des Großen und schon zu seines Vaters Zeiten gesehnt hatten, als Festgeschenk, in die Sprache unserer Tage übertragen, ein Geschenk, das von den lieben Eltern den nichts ahnenden unmündigen Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt wird, zu dem sie von dem Festglanze der vielen Lichter halb geblendet furchtsam hervorschreiten. Die Größe der freiwilligen Gabe ging doch bald den selbstgewählten Adoptivkindern des griechenfreundlichen Flamininus zu Herzen und nun brach endloser Jubel in der hellenischen Festgemeinde aus. Diese römische Gabe aus der edelsten Hand war einer der schönsten Glanzpunkte des hellenischen Volkslebens, wenn auch der Glanz nicht von ihr, sondern von Westen kam und die Strahlen der Abendsonne vergoldend und verklärend diese einst in der Morgen- und Mittagssonne so hell über die Menschheit hin schimmernde Griechenwelt noch einmal im Zauber der wunderbarsten Beleuchtung erscheinen ließ, ehe es Abend wurde und der Tag sich zum Dunkeln neigte, wo die tiefe Lebensruhe anhebt. Denn es war diese Griechenfreude in der That nur das letzte Alpenglühen auf den fast überirdischen Hochgipfeln des irdischen Lebensdaseins, während über die Tiefe der Thäler bereits der Mantel tiefen Abenddunkels sich gelegt hat.

In der That war ſchon in die Tiefen der griechiſchen Nation die Nacht eingezogen und ihr Lebenstag von ihr gewichen. Ihre Entartung hätte ſelbſt ein ſo begeiſterter Jünger für die einſtige Herrlichkeit des Hellenenthums, wie es Flamininus war, ſehen müſſen, wenn er hätte ſehen wollen. Aber er wollte nicht ſehen. Er hatte es erleben müſſen, wie die Aetoler, die ihn mit ihrer rohen Naturkraft im Kriege gegen Philipp unterſtützt und Gutes geleiſtet hatten, in unglücklicher Selbſtüberhebung ſich für die wahren Ueberwinder des Philipp ſchätzten und darnach ihre Forderungen machten.

Als er ſie zurückgewieſen, trennte ſich die ätoliſche Gemeinde grollend von ihm. Ebenſo geſchah es in Böotien, dieſem althelleniſchen Canton, und ſo erbittert war die Stimmung, daß man eine wahre Römerrazzia anſtellte. Wo ſich irgend römiſche Soldaten in vereinzelten Trupps blicken ließen, fiel man ſie banditenmäßig an und machte ſie nieder. Die Römer vermißten auf dieſe Weiſe von den Truppen, die nach Böotien commandirt waren, an 500 Mann. Nur ein Vernichtungszug des Flamininus in die böotiſche Landſchaft konnte ihm Genugthuung verſchaffen und doch fiel ſie durch die Fürbitte der Athener und Achäer milde genug aus. Denn Flamininus begnügte ſich mit der Herausgabe der Mörder und der geringen Entſchädigungsſumme von 30 Talenten, auf die er ſeine Forderung von 800 Talenten ermäßigte.

Die unbequemſte Auseinanderſetzung der griechiſchen Stammesfeindſeligkeiten war aber die zwiſchen den Achäern und Spartanern. Hier war der Zankapfel der Beſitz von Argos, welches der Spartaner-Tyrann Nabis durch Uſurpation gewonnen hatte zum Aerger der Achäer. Nabis war immer noch in Verbindung mit Flamininus geblieben, aber thörichter Weiſe hatte er nicht allen Einfluß angewandt, um zu verhindern, daß ſeine wilden Untergebenen ſich als ſchon damals gute neugriechiſche Klephthen gegen römiſche Schiffe vergriffen. Die feinfühligen Achäer hatten dieſe lacedämoniſchen Seeräubereien klüglich benutzt, das römiſche Bündniß des Flamininus mit Nabis zu lockern und die Argiver zum Aufſtand gegen ihn anzuſtacheln. So geſchah es, daß der Krieg wegen Argos entbrannte und immer weiter fraß, bis er in die grimmigſte Kriegsfeuersbrunſt ausbrach und ſelbſt Flamininus ſich zu der Löſchung derſelben entſchloß. Durch ſeinen Beitritt zu der raſenden Wuthentrüſtung und Kriegsrüſtung der Achäer, der geſchworenen Feinde des Nabis und Spartas überhaupt, war die Armada, welche gegen Sparta ſich verſammelte, eine ſo ungeheuer überwiegende an der Kriegerzahl — 35,000 gegen 6000 — daß ſie leichtes Spiel zu haben ſchien. Aber Nabis wehrte ſich mit ſeiner neuorganiſirten Bevölkerung des altſpartaniſchen Landes, die er aus Lakonen und Heloten und Söldnern gebildet hatte, ſo wüthend, daß er nur mit den fürchterlichſten Verluſten, die natürlich beſonders die achäiſchen Bundestruppen trafen, zu Paaren getrieben werden konnte. Der edle

Flamininus war durchgedrungen bis vor Sparta, er war in die Stadt sogar eingedrungen. Aber die heldenmäßige, todesmuthige Gegenwehr dieser Neuspartaner hatte doch seine Achtung gewonnen. Denn geschlagen hatten sie sich wie alte und älteste Spartaner. Die römische Flotte hatte ihnen die Seestationen und die Seeküste genommen, wenn auch nur nach verzweifeltem Kampfe, aber sie selbst hatten nicht verzagt. Als nun die letzte Kraft erschöpft war, bat Nabis um Frieden und Flamininus gewährte ihn, wenn auch nur unter der unvermeidlich harten Bedingung, daß sein Landesgebiet fast nur auf die nächsten Umgebungen von Sparta beschränkt sein sollte. Denn die Seeküsten von Lakonien wurden ihm abgesprochen und als besonderes Gebiet den Bewohnern als den Eleutherolakonen wie einem freien griechischen Canton überantwortet. Aber Flamininus wollte sich nicht dazu hergeben, ein so tapferes Volk, wie immer auch beschaffen, was den glorreichen Boden Spartas so heldenmüthig vertheidigt hatte, vom Erdboden zu vertilgen, wozu er freilich die Kraft gehabt hätte, eben so wie der große Scipio Africanus es unter seiner Würde gehalten hatte, Karthago zu vernichten.

Für die Achäer, die stets mit dem Abglanz früherer griechischer Bildung coquettirten, war diese Entscheidung des römischen Feldmarschall-Leutenants (des proconsul) eine bittere Gabe. Doch sie verschluckten einstweilen als gute Griechen, die sich zu verstellen verstanden, die bittere Pille mit diplomatischem Anstand und ließen sich von ihren inneren Gefühlen nichts merken. Flamininus aber war seinem Charakter treu geblieben. Er war in seinem Herzen ein treuer und redlicher Griechenfreund, ein unüberwindlicher griechischer Optimist, der es sich nicht anfechten ließ, wenn seine hellenischen Lieblinge sich unter seinen Augen sehr toll und wild geberdeten, weil sein Auge immer auf dem geliebten Schauplatze ruhte, auf welchem einst die Hellenenstämme so herrliche Dinge durch ihren Geist in die Welt hervorgezaubert hatten, daß nichts übrig schien, als diese genialen Schöpfungen nachzuahmen, d. i. aufzunehmen und zu reproduciren.

Die Schonung des tapferen Nabis hatte auf die Griechen einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht, und zwar aus verschiedenen Gründen. Die gebildeten (überbildeten) Athener und Achäer erblickten darin Barbarensympathien der Römer für die Lacedämonier, die Aetoler dagegen waren ergrimmt, daß ihnen Nabis in Barbarei und wilder Tapferkeit Concurrenz gemacht und sie wurden nicht müde, die Römer mit neidischen Boshaftigkeiten zu ärgern, daß sie die Griechen nun zu Erben der Fesseln des macedonischen Philipp eingesetzt. Es ist kein Wunder, daß die Aetoler, die Erbfeinde der Achäer, die so spät für Rom eingetreten waren und doch so viel Begünstigung erfahren hatten, tief empört waren, als ihnen Rom ihre seit Alters ererbten Gebiete

in Mittel-Griechenland entzog, während es doch überall, sogar in Thessalien, die Freiheit der alten Cantone in den alten Grenzen herstellte.

Flamininus' Commando in der griechischen Halbinsel war abgelaufen und er führte sein Heer über Phocis und Epirus nach Dyrrhachium, von wo es nach Brundusium übergeschifft wurde. Der edle Römerfürst hatte sein Aeußerstes gethan, um die schwer verrenkten Gliedmaßen von Griechenland durch einen kräftigen Ruck wieder in ihre Fugen zu bringen. Aber die Säfte des einst so gesunden Staats- und Volkskörpers waren verdorben und kaum hatte sich der Arzt vom Kranken, dem er sein stärkstes Aufrichtungsmittel gegeben, entfernt, so brach das Uebel von Neuem aus.

Kaum hatte der edle Flamininus den Rücken gewandt, um zu Hause von seiner Feldherrnarbeit Bericht zu erstatten und auszuruhen, als auch das ideale Gebäude seiner liebsten Herzensphantasien wie ein Kartenhaus einfiel. Glücklich, wenn es ihm versagt war, diese Enttäuschung nicht mehr zu erleben. Aber es ist zu vermuthen, daß er die gründlichsten Beweise von Haltlosigkeit seiner Schöpfungen noch gesehen, aber sich damit wie alle Idealisten getröstet habe, daß, wo nicht er, so doch ein ihm Geistesverwandter in seinem Sinne das von ihm begonnene Werk der Vollendung zuführen möge.

Er befand sich etwa in demselben Irrthum wie die öffentliche Meinung in dem gebildeten Europa in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, als sie durch die intellectuelle Urheberschaft von England, das freilich eben so wie Rom dabei sehr praktische Zwecke verfolgte, und durch den tapferen Aufstand des böotisch derben und braven Ali Pascha auf die unglückliche Idee verfiel, in den gegenwärtigen, völlig entarteten Bewohnern des alten Hellas noch die Genialität der alten Hellenen vorauszusetzen.

Die Restauration des modernen Königreichs Griechenland beruht fast auf derselben Täuschung wie die Freierklärung Griechenlands durch Flamininus, abgesehen von der des Kaisers Nero, dieses halb rasenden Menschen auf dem Thron der damaligen Culturwelt, dessen Seele sich wie berauscht von der griechischen Bildung ergriffen fühlte, und vom Glanz derselben angezogen, wie ein Schmetterling, in das unheimliche Feuer fiel, dem dieses Griechenleben ausgeströmt war und dem selbst der Griechengeist als einem vernichtenden Urfeuer, das nur in der Ferne belebend und erwärmend wirkt, nicht zu nahen wagte. Aber der entartete Römerkaiser, der nichts auf der Welt fürchtete, er scheute sich auch nicht, in den kochenden Vulcan dieses Venusberges hinabzustürzen, in dem seine Seele verloren ging. Als schauspielender Tyrann zog er durch Griechenland. Als Schauspieler erbärmlich, dem aber das Volk bei Leibes- und Lebensstrafe oder Furcht zujauchzen mußte, versetzte er die Theaterknalleffecte in die Wirklichkeit, wie dilettantische Liebhabertheaterhelden dazu einen besonderen Hang zeigen. Das ideale Wesen

if dem Gebiete der Kunst und Phantasie vermochte er nicht mehr zu schei-
n von dem wirklichen Leben, so daß er beide ewig getrennten Gebiete in
bicaler, unheilbarer Wahnsinnsverwirrung mit einander vermischte. So
:ferte er eine verrückte Karrikatur von Flamininus' edlem aber irrthümlichem
efreiungsfeste in Poseidon's heiligem Hain. Er wußte in der That nicht,
) er an seine kaiserliche Schöpfung glauben oder nicht glauben sollte.

Klarer und ehrlicher war die nach so vielen Jahrhunderten bewerkstel-
ıte Befreiung der Griechen von der türkischen Obmacht in den zwanziger Jahren
ıseres Jahrhunderts. Nur allein der brave Tyroler Fallmereyer, als er nach
ngjährigen Forschungen und Reisen in allen Gebieten, welche Griechen be-
ohnt hatten, das Griechengeschlecht als nach unsern Begriffen entartet dar-
'llte, entarteter als es in Flamininus' Zeiten war, protestirte. Es hätte sei-
s Nachweises nicht bedurft, daß die hellenische Nationalität selbst während
s Mittelalters stark alterirt und zersetzt war durch Einwanderungen alba-
'sischer und slavischer Völkerstämme aus dem hohen Norden, obwohl sie auch
ɜt noch durch das Uebergewicht ihrer geistigen Bildung die hellenische Sprache
n eingedrungenen Barbaren aufnöthigte, wie das italische Land den einge-
ıngenen Gothen und Longobarden. Denn diese Albanesen und Slaven haben
chstens die entartete hellenische Race gehoben und regenerirt, wie dies in
alien, namentlich in Norditalien zwischen Alpen und Apenninen, geschah.

Die heutigen Griechen haben nicht aufgehört unter der, wenngleich mil-
n, Vormundschaft der westeuropäischen Staaten zu stehen und als sie die
ıde Herrschaft König Otto's abwarfen, ist ihre Civilisation nicht höher ge-
egen. Sie sind seit Flamininus' Zeiten immer eine Nation geblieben, die
ht leben und nicht sterben kann. Daß sie äußerlich ein Reich mit griechi-
er Sprache und griechischer Civilisation gewannen bis in die Zeiten der
irkeninvasionen, war ein Verdienst der Römer, welche anknüpfend an die
'lthistorischen Thaten Alexander's des Großen sich als dessen Erben einsetzten,
erst des Philipp von Macedonien, also seiner Vorfahren, der Nachkommen
s Antigonus, dann später des Antiochus, den seine Zeit den Großen nannte,
ıd der ägyptischen Dynastie der Ptolemäer. Ueber die Durchführung dieser
chst kunstvollen Politik der Römer vergingen viele Jahrhunderte, aber sie
ırde mit aller Consequenz verfolgt. Das alte Griechenland wurde dabei
n Rom fast außer Acht gelassen, weil es sich nicht einmal der einfachsten
ıfgabe gewachsen zeigte, den Römern den Dank für seine Befreiung aus
r macedonischen Unterjochung durch selbstthätigen Antheil am Widerstande
ɜen die östlichen Tyrannen abzuzahlen. Es geschah daher, daß Rom
ar noch immer das griechische Mutterland schützte und wie in's kindische
reisenalter übergegangen in Vormundschaft nahm, aber als Staat nicht mehr zu
ɜlen in der Reihe der politischen Potenzen, mit denen es zu rechnen hatte,

vielmehr als Null überging und verachtete. Für Rom hatte Griechenland seitdem nur einige Bedeutung als die Heimath jener Gelehrten- und Künstlerschulen, die, wie gering ihre künstlerische und wissenschaftliche Bedeutung auch an sich sein mochte, für bildungsfähige Römer der höheren Stände doch sehr im Preise standen.

Einstweilen hatten aber die Römer in Griechenland einigermaßen Ordnung gemacht. Es hatte Quinctius Flamininus eine Art Gleichgewicht zu Stande gebracht durch Ab- und Zuwiegen zwischen den griechischen Staaten, so daß zu hoffen war, seine Anordnungen und Einrichtungen würden zum Wenigsten auf einige Zeit Bestand haben.

Aber sie hatten gar keinen Bestand. Denn kaum hatte er den Rücken gewandt, da erhoben sich von Neuem die alten cantonalen Nachbarfeindseligkeiten dieser immer raufluſtigen Griechen. Sie hatten Alles erhalten, was ihnen eine Allmacht, wie die Römer sie in Händen hatten, gewähren konnte. Aber Verträglichkeit und Einigkeit war ihnen ein unerträglicher Gedanke. Freiheit in ihrem Sinne bedeutete nur das Beharren jedes einzelnen Cantons in der seit alter Zeit ererbten Fehdebereitschaft des Nachbarn gegen den Nachbarn, die Freiheit der Leidenschaft, sich Bahn zu machen nach Außen, so weit es ihre Kraft erlaubte. Vergebens hatte der hellenenfreundliche Flamininus es beim römischen Senate durchgesetzt, daß ihnen die drei Zwingburgen, Chalkis, Demetrias und Akrokorinth, welche Philipp einst besessen, welche dann die Römer zu ihrer Sicherung gegen Antiochus von Syrien halten wollten, zurückgegeben wurden. Die Griechen hatten von Rom, d. h. von Flamininus großmüthiger Hülfe Alles erhalten, was sie befähigen konnte, als selbstständige Nation weiter zu leben. Aber sie waren nicht im Stande, sich untereinander zu vertragen. Die letzten welthistorischen Ereignisse, durch welche die macedonische Macht, die bisher wie ein schwerer Alp auf ihnen gelegen hatte, zertrümmert war, hatten sie bei ihrer innern Zwietracht entweder gar nicht, oder zu stark belehrt über die Macht des abendländischen Staatskolosses von Rom, der an Philipp's Stelle getreten war. Die wildkriegerischen Aetoler, welche mit Absicht von den Römern als die einzigen, die ihnen wegen ihrer rasenden Tapferkeit Achtung einflößten, niedergedrückt waren, schnoben Rache, und nicht ohne Ursache. Denn sie hatten unter allen Griechen das Meiste gethan zu Philipp's Bekämpfung und dennoch waren sie in ihren Ansprüchen gründlich geschädigt, während die Achäer, ihre Todfeinde, die sich lange besonnen hatten, ehe sie sich den Römern anschlossen, die besten Bedingungen erhalten hatten. Gerade sie waren in Bezug auf Rom die ewig Blinden, die nur ihrer bornirten Actionsleidenschaft folgten. Aber in ihnen war doch noch etwas von althellenischer Tapferkeit vorhanden gegen den Erbfeind Rom, der über das Meer in ihr Land eingedrungen war.

Sie allein waren entschlossen, sich den Römern zu widersetzen, während e andern Griechenstämme sich der römischen Hegemonie fügten und die ihnen :schenkte Freiheit dazu benutzten, unter einander zu hadern. Sie beharrten ı ihrem alten Nachbarhaß aus altem Gewohnheitsrecht nach wie vor, als ɔ es kein Rom in der Welt gäbe, oder doch in dem kindischen Vertrauen, aß Rom viel zu groß wäre, sich um ihre Kirchthurmspolitik und ihre erbärmchen Streitigkeiten zu bekümmern.

In der That waren die Römer viel zu vornehm, von solchen jammerollen Bagatellen Notiz zu nehmen. Allein sie mußten doch Notiz nehmen ɔn großen Bewegungen, welche in diesen einst so gewaltigen hellenischen :bensboden, der nun zu einem elenden Mikrokosmos eingeschrumpft war, ndrangen, als der große Antiochus, der Beherrscher des Ostens, zu spät ir ihn, da er mit der Wucht seiner Macht die Niederwerfung Philipp's un ɔriechenlands durch rechtzeitiges Einschreiten vielleicht hätte verhindern können, ım Kriege gegen Rom sich entschloß und Griechenland zum Kriegsschauplatz :kor, statt, wie Philipp und er selber gesollt hätte, den Krieg unmittelbar ıch Italien hinüberzutragen.

Da erschien nach zweijähriger Abwesenheit wieder Flamininus in Grieenland, im Verein mit Gesandten des Senates, scheinbar um noch einige cht geordnete Verhältnisse der Griechen und Philipp's zu regeln, in der hat aber, um durch seinen Einfluß beide Parteien zu verhindern, mit Anochus gemeinschaftliche Sache zu machen und sie für Rom zu gewinnen. :un blieben von allen die Athener und Achäer treu bei Rom, andere hielten h loyal und warteten ab, in noch andern gährte es, wie in Euböa und heſſalien. Aber der Sitz des Widerstandes gegen Rom und Flamininus war etolien. Diese griechischen Heißsporne setzten Himmel und Erde in Bewe- ıng, alles Griechenland und Macedonien gegen die Römer unter die Waffen ı rufen. Ihr Strateg, Thoas, ging zu König Antiochus, um ihn zu schneller eberfahrt nach Griechenland zu bewegen, der aber dazu noch lange nicht ɔrbereitet war. Dann erzählte er den Griechen, sie möchten nur rüsten, ɔnn Antiochus würde bald kommen. Auch an Philipp wendeten sich die Ae- ler, dessen sie gewiß zu sein glaubten. Freilich haßte Philipp die Römer, ber sich vor der Zeit zu demaskiren, fiel ihm gar nicht ein, er wies die olischen Gesandten kurz ab. Nur den Nabis und Sparta, wo noch alt- llenische Kraft, wenn auch karrikirt und verzerrt, ebenso wie in Aetolien ɔrhanden war, gelang es in Harnisch zu bringen. Aber er war zur Unzeit sgebrochen, die Achäer unter Philopömen warfen ihn zurück auf Sparta ıd nur Flamininus' Einschreiten, der auch Nabis für Rom bei der drohen- n Krisis aus dem Osten zu gewinnen hoffte, ersparte ihm vielleicht noch ößere Verluste. So waltete Flamininus als ein Agathodämon, als ein guter

Geist, als der getreue Ekard über seiner neuen Schöpfung, das Rauhe ebnend und die auf gefährlichen Pfaden Wandelnden leitend und verwarnend.

Aber an den Aetolern blieben alle seine milden Künste vergeblich. Sie rannten köpflings in ihr Verderben. Denn verderben mußten Alle, die sich in Griechenland dem gewaltigen Rom widersetzten.

Flamininus kam selbst zum Termine, wo die ätolische Volksversammlung tagte, er hatte zu guter Dienstleistung die Athener aufgerufen. In seiner Gegenwart beschlossen die Aetoler, Antiochus aufzurufen zur Befreiung der Hellenen von der Herrschaft der Römer. Flamininus forderte eine Ausfertigung dieser Abstimmung für seinen Gebrauch. Der Strateg Damokritus antwortete, dazu wäre jetzt nicht Zeit, da er Wichtigeres zu thun hätte. Wenn sie sich in Italien, an der Tiber wiederträfen, möchte er gefälligst wieder anfragen. Dadurch war der unheilbare Bruch zwischen Aetolien und Rom ausgesprochen. Wenn diese Rede des Damokritus nicht seit dem Augenblick, wo sie das Gehäge der Zähne verlassen, eine erbärmliche Rodomontade bleiben sollte, so mußte Aetolien um jeden Preis zuerst Sparta für sich gewinnen. Allein es mußte erleben, daß es gerade jetzt Philopömen gelang, sich desselben zu bemächtigen, gerade wo die wenigste Aussicht dazu vorhanden war und noch obendrein durch Aetoliens eigene Fehler und Ruchlosigkeiten. Denn Nabis, auf's Empfindlichste gedemüthigt durch seine Verluste, hatte die Aetoler um Hülfe angerufen, die sie ihm auch allein bringen konnten. Sie kamen auch 1000 Mann stark nebst 30 Pferden unter Alexamenus wie treue Bundesgenossen, denen Nabis auch ebenso vertraute. Da umringten ihn bei einer Truppenübung auf einer Wiese bei Sparta plötzlich diese 30 ätolischen Reiter und machten ihn nieder, wie ihnen heimlich befohlen war von dem ätolischen Strategen. Die ätolische Demokratie glaubte dadurch eine unsterbliche That vollführt zu haben durch diesen Tyrannenmord. Allein es war doch nur ein niederträchtiger Meuchelmord an dem Spartanerfürsten, dem sie Freundschaft geheuchelt hatte. Der Fluch für diese Schändlichkeit erfüllte sich augenblicklich. Denn statt nach der idealen Lehre vom Tyrannenmord sogleich die unmittelbare Consequenz desselben, Aufruf des Volkes zur Freiheit, folgen zu lassen, entblödeten sich die ätolischen Helfer nicht, Mord und Brand und Verwüstung über Sparta zu verbreiten, wie über ein erobertes Land.

Aber noch war so viel Männlichkeit in diesen entarteten Nachkommen des Volkes, dem Lykurgus Gesetze gegeben, daß sie sich wieder sammelten und die Aetoler zurückwarfen. Und als nun Philopömen mit starker Macht plötzlich als Helfer erschien, da gedachte man nicht der alten Feindschaft zwischen Sparta und den Achäern, sondern nur der Hülfe, die er brachte gegen den unerträglichen Uebermuth der Aetoler, die unter dem Schein der Freundschaft so ruchlos gegen Sparta gehandelt hatten. Sparta empfing Philopömen

it offenen Armen und schloß sich ihm an. Aber für Aetolien war es un-
iderruflich verloren. Gleichzeitig hatten sie einen Stoß auf die beiden
wingburgen Chalkis und Demetrias versucht. Der auf Chalkis wurde völ-
g abgeschlagen, während der auf Demetrias gelang. Auf Grund dieses ein-
gen Erfolges ging Thoas von Neuem zu König Antiochus. In seiner Um-
:bung war jetzt der große Hannibal, der unweit Antiochia (Seleucia) an der
rischen Küste gelandet und von ihm ehrenvoll empfangen worden war. Sie
ıthschlagten fast stündlich, wie der Krieg gegen Rom zu führen wäre. Aber
:r große Hannibal war jetzt von der Stellung eines großen, gewaltigen
ieerkönigs, die er sein Leben lang eingenommen, zu der eines ersten Mini-
ers des östlichen Großkönigs verdammt, welcher, selbst unfähig, die große
Mission, die ihm das welthistorische Schicksal auferlegt, zu erfüllen, doch fä-
ig war, die genialen Rathschläge des Hannibal durch erbärmliche Mittel
verderben.

Daß er noch immer nicht gerüstet war zum Kampfe mit Rom im ei-
:ntlichen Sinne, für welchen ihn die ungeheuren Hülfsquellen seines gewal-
gen Reiches übermäßig ausgestattet hatten, lag in der elenden Organisation
eses gewaltigen Weltreiches, das sich bis in den äußersten Osten ausdehnte.
)enn Antiochus war der That nach der wahre Nachfolger und Erbe der
ten Perserkönige. Er war aber leider nur der Großkönig, der König der
önige und diese Unterkönige leisteten nur geringen Gehorsam. Von dem
ufgebot, das einst Darius und Xerxes gegen den Westen geführt hatte, war
ır ein höchst geringer Bruchtheil zu seinen Fahnen gestoßen und es fehlte
)ch viel, daß er Herr der sämmtlichen Griechenstädte Kleinasiens an der
üste des ägäischen Meeres war, also den Rücken frei hatte, um ohne Be-
rgniß nach Griechenland übersetzen zu können.

Dennoch ging jetzt Antiochus, in Hoffnung des unberechenbaren Nach-
ges von Truppen aus seinem ihm dem Namen nach unterthänigen ge-
altigen Ostreich wie Darius und Xerxes über den Hellespont nach dem
:iechischen Festland, und von da nach Demetrias, welches ihm die Aetoler
obert hatten. Er brachte nicht mehr als 10,000 Mann Fußvolk, 500 Reiter
nd 6 Elephanten mit sich als Einsatz zum großen Kriegsspiel gegen die ge-
altige Weltmacht des römischen Occidents.

Wer kann sagen, ob Antiochus so sehr verblendet war durch die lügen-
ıften Berichte der Aetoler, besonders also des Thoas, der ihm vorgespiegelt
ıtte, er brauche nur in Griechenland zu erscheinen, so werde es sich wie ein
Mann zu seinen Gunsten erheben, oder ob Hannibal in seiner leidenschaftli-
en Erbitterung gegen Rom ihn vermocht hatte, auch mit diesen geringen
räften loszuschlagen, damit die gewaltige Macht des Ostens entscheidend mit
om in Krieg verwickelt würde und der Krieg den Krieg nährte.

Das wäre freilich ein ganz des Hannibal würdiger Rathſchlag geweſen, wenn er nur ſelbſt der Kriegsherr geweſen wäre. Aber dies war leider der ganz unfähige Antiochus, der gar keine Vorſtellung hatte von den gewaltigen Nationalkräften Roms und Italiens, an deſſen tauben Ohren jede Verwarnung des großen Hannibal verhallte.

Denn ſonſt wäre es nicht möglich geweſen, daß an dem Vorabende eines welthiſtoriſchen Krieges, der über ſein und ſeiner Länder Schickſal entſcheiden mußte, Antiochus nach vergeblichen Anſtrengungen, Theſſalien zu erobern, wo die ariſtokratiſche Partei, welche das Uebergewicht hatte, feſt an Rom hielt, ſtatt ſeinem Beruf ganz zu leben, Hochzeit in Chalkis auf Euböa hielt mit einem ſchönen griechiſchen Fräulein, der Tochter des reichen Kleoptolemus, in die er ſich verliebt hatte, obgleich er ſchon in den fünfziger Jahren war. Daß er dieſe Hochzeit mit äußerſter Pracht ausrichtete, beweiſt, daß er ſich nach ſeinem Blut und Geſchlecht als Grieche fühlte, allein der Altersunterſchied des königlichen Paares erinnerte doch ſtark an die orientaliſchen Harems. Der undurchdrungene Miſchmaſch perſiſcher und griechiſcher Familienanſchauungen verdeutlichte ſich hier auf das Anſchaulichſte.

Wie der Herr, ſo der Diener — das zeigte ſich auch bald hier.

Die gedankenloſen Feſtlichkeiten fanden nur zu gute Nachahmung bei ſeinen Truppen, die es ſich in Gaſtmählern und Banquets auf das Fröhlichſte wohl ſein ließen, nicht zum Vortheil der Heeresdisciplin.

Wie mochte Hannibal, der ſich lebenslang, wie ſeine Brüder, zum Freien nie Zeit gelaſſen, im Zorne knirſchen über den gedankenloſen Fürſten, der ſich ganz gemüthlich amüſirte, während das Schwert des allmächtigen Rom über ſeinem Haupte hing. Hannibal hätte ihm als guter Semite die Worte zurufen können, welche Daniel, der jüdiſche Prophet, dem Belſazar zurief als Erklärer der geiſterhaften Wandinſchrift: du biſt gewogen und zu leicht erfunden. Aber die ſemitiſche Geiſtestiefe hätte auf den helleniſchen Leichtſinn des Antiochus nur den Eindruck der Lächerlichkeit gemacht.

Daß Antiochus unter ſolchen Umſtänden nicht der Mann war, ſich die Herzen der Griechen zu gewinnen, lag auf der Hand, noch weniger ihren Verſtand von der Lage der Dinge zwiſchen ihm und Rom. Er hatte ſich um allen Credit bei ihnen gebracht, um ſo mehr, da Philipp, ſein eigentlich natürlicher Bundesgenoſſe, hinſichtlich des alten Freundes, aber auch Nebenbuhlers — denn ſiegte Antiochus, ſo war er von ihm nicht minder als von den Römern in den Hintergrund gedrängt — ſich nicht veranlaßt fühlte, mit einem ſo ſchwachen Bundesgenoſſen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Um ſo mehr blieben auch die Griechen auf ihrer Hut. Niemand als die Aetoler waren und blieben die unerſchütterlichen Bundesgenoſſen des Königs, wenn es auch noch manche Sympathien für ihn in Griechenland gab.

Während Antiochus seine Zeit in Euböa und mit der Belagerung einiger kleiner Castelle in Thessalien zubrachte, landete ein römisches Heer an der illyrischen Küste und eine Flotte von dreißig Schiffen segelte in die Gewässer des ägäischen Meeres, die griechischen Bundesgenossen zu schützen, und im nächsten Jahre (191 v. Chr.; 563 d. St.) erklärte Rom dem Syrerkönig den Krieg. Der Consul M' Acilius Glabrio ging mit 20,000 Mann zu Fuß, 2000 zu Pferd und 15 Elephanten, welche die Karthager oder Masinissa hatten stellen müssen, nach Griechenland und verband sich in Thessalien mit der römischen Division, die unterdeß mit König Philipp's Hülfe die Eroberungen des Antiochus wieder rückgängig gemacht hatte und ging nun südwärts, in das zwischen hohen Gebirgszügen tief eingeschnittene Spercheiusthal, an dessen Ausgang der durch Leonidas berühmte Thermopylenpaß zwischen Gebirg und Meer lag, in welches die heißen Quellen, von denen der Paß den Namen hatte, abflossen.

Das Thal war damals ganz im Besitz der Aetoler, welche alle festen Gebirgsburgen desselben inne hatten. Der Großkönig Antiochus, welchem dem Besitztitel nach alles Land in Asien nach Sonnenaufgang bis zum Indus unterthänig war, welcher Besitztitel aber ihm nicht viel mehr Macht gewährte, als ein Blatt Papier, schien die Rolle seines großen gewaltigen Vorgängers in der Herrschaft dieser weiten Ländergebiete durch einen tragikomischen Witz des welthistorischen Schicksals mit dessen heldenmüthigem Feinde Leonidas getauscht zu haben. Denn er gebot immer noch nicht über mehr als 10,000 Mann Truppen, mit denen er, wie der heldenmüthige Spartiatenkönig, ebenfalls die Thermopylen besetzt hatte und die Aetoler übernahmen die Rolle der Phocier, welche die südlichen Gebirgspässe gegen die Perser vertheidigen sollten und von ihnen umgangen in der tiefen Morgenfrühe, wo der Schlaf über sie gekommen war, überrascht und erschreckt, sie aufgaben und von dannen flohen, wie Herodot so anschaulich berichtet.

Aber gerade so ging es den sonst so heldenmüthigen Aetolern Auch sie wurden, ohne daß diesmal ein Verräther sich fand, welcher die Römer, wie einst die Perser, über das unwegsame Gebirge führte, von diesen umgangen und geworfen. Denn an die Stelle des griechischen Verräthers war der grundbrave M. Porcius Cato getreten, der das Commando führte. Und Glabrio in seinem römischen Stolze hielt es für der Mühe nicht werth, abzuwarten, daß Antiochus' Heer auch von der Seite angegriffen würde, sondern stürmte gerade auf die Front seiner Phalanx, durchbrach sie und vernichtete die Macht des Antiochus, welcher nicht wie Leonidas in den vordersten Reihen kämpfend fiel, sondern sich auf's Pferd warf und mit wenigen Reitern entkam, indem er hier wieder in die Rolle des gänzlich geschlagenen Xerxes nach der Schlacht bei Salamis fiel. Denn dieser Halbgrieche und

Halbperser, er war ein Zwitterding zwischen beiden Nationen, nicht warm und nicht kalt, der orientalische Großkönig und der festliche Bräutigam der schönen Chalcidierin bei der Hochzeitspracht, wie sie die altgriechischen Edelleute in Athen, Megara, Argos und Korinth auszurichten pflegten. In ihm war kein Funke der alten Seelengröße, der echten eines Leonidas oder des großen Alexander oder der zweifelhaften, aber erfolgreichen des Themistokles, es fehlte ihm auch die königliche Würde, die Xerxes' Aeußerungen bei Herodot fast typisch gemacht haben. Er war, mit einem Wort, eine bastardartige Herabzeugung zwischen Orient und Occident.

So entkam Antiochus, wie einst Xerxes, mit heiler Haut nach Asien, nachdem sein Heer in den Thermopylen elend gestorben und verdorben war, und er behielt Zeit, sich in ein paar Jahren wieder in die Rolle des östlichen Großkönigs einzuleben, in der er noch einmal erschien, weil ihm die Römer dazu vollkommen Zeit ließen. Sie mußten es wohl. Denn das tapfere Aetolervolk machte ihnen heillos viel zu schaffen. Sie allein, von allen Griechen, von ihrem natürlichen Bundesgenossen, König Philipp, verlassen, hatten den Muth, die Waffen nicht niederzulegen gegen die Weltmacht Rom. Ihr Land war ein armes Land, es gab darin wenig reiche Städte und viel arme Bauern und viel gebirgiges Unland, aber es nährte kühne Männer, welche den Kampf der Verzweiflung mit den übermächtigen Römern wagten. Denn die wiederholten Versuche der Aetoler, unter ertragbaren Bedingungen von ihnen Frieden zu erlangen, wurden mit dem unerträglichsten Hohne zurückgewiesen. An das an sich schon arme, jetzt durch die furchtbarsten Kriegsrüstungen ganz herabgekommene Land stellte Rom die Alternative, entweder 1000 Talente zu bezahlen, eine für die Aetoler unerschwingliche Summe — außerdem mit der Forderung, die Hauptführer der patriotischen Erhebung an Rom auszuliefern —, oder sich auf Discretion, auf Gnade oder Ungnade den Römern zu unterwerfen. Und auch zu dieser Einsicht ihrer Lage gelangten die unglücklichen Aetoler erst nach einer Reihe von verrätherischen, diplomatischen Täuschungen der Römer, namentlich des Acilius Glabrio, bis sie die nackte, erschreckliche Wahrheit des despotischen Willens der Römer durch ihre Gesandten aus Rom, durch den Mund des römischen Senates selber erfuhren. Die Obrigkeit der Aetoler glaubte, um ihrer eigenen Sicherheit willen, diese Nachrichten dem Volke verschweigen zu müssen, bis sie dasselbe auf sie vorbereitet hätte.

Endlich mußten sie aber doch vorgetragen werden und das ganze Volk erhob sich wie ein Mann, den Kampf für das Vaterland auszufechten.

Aber zum Glück war ein edler Mann in Rom mit der Führung des Krieges im Orient beauftragt worden, der Bruder des Besiegers des Hannibal und Karthagos, L. Cornelius. Er war zum Consul erkoren zugleich

mit dem Busenfreund des großen Scipio, dem Lälius, dessen Andenken Cicero die bis auf uns gelangte Schrift „Lälius, oder über die Freundschaft" gewidmet hat. Der große Scipio begleitete seinen Bruder, welcher der Generalissimus über die römische Armada des Ostens war. Als das Römerheer nach Griechenland gelangt war, erkannte er gleich, daß die Aetoler so gänzlich daniedergeworfen waren, daß jeder neue Angriff auf sie eine Henkerarbeit wäre. Er konnte ihnen nicht den Frieden geben, den nur der Senat daheim zu gewähren befugt war. Aber er gab ihnen, was er geben konnte, einen dauerhaften Waffenstillstand, welcher die tapferen Feinde vor der augenblicklichen Vernichtung schützte. Der edle Scipio blieb sich gleich. Er hatte Karthago vor der Vernichtung bewahrt, er rettete jetzt auch Aetolien durch sein mächtiges Fürwort bei seinem Bruder.

Er handelte edel und großmüthig, aber auch klug. Denn nun konnte das Römerheer, ohne im Rücken bedroht zu sein, sich unmittelbar gegen Antiochus wenden, da die griechischen freien Cantone, in sich verfeindet, also mit sich selbst genug beschäftigt, an eine Opposition nicht denken konnten und König Philipp sogar sich zum Geschäft machte, die Römer nach Kräften zu unterstützen, wobei sie ihm mit größtem Wohlwollen entgegenkamen und zuließen, daß er in Kriegszügen nach Thracien sein Gebiet über die ihm in dem Frieden gebotenen Grenzen ausdehnte, nachdem die Römer den Antiochus aus diesen Gebieten ausgetrieben hatten, die er, nach halb griechisch-macedonischen, halb persischen Ansprüchen eingenommen hatte, namentlich das feste Lysimachia, benannt von dem diese Stadt gründenden Könige Lysimachus, deutsch „Schlachtbeendiger". Der Sinn dieses Stadtnamens sollte auch jetzt fortdauern. Denn kaum erschienen die Römer vor der Stadt, als auch Antiochus dieselbe aufgab und nach Asien über den Hellespont ging, ohne an Beschützung und Wehr gegen die Römer Bedacht zu nehmen.

So zogen die Römer wie durch befreundetes Land durch Thracien und setzten ungefährdet nach Asien über, das erste Römerheer, welches asiatischen Boden betrat, als die Erben der Eroberungen und Herrscheransprüche des großen Alexander. Das Römerheer zog nach Süden und traf bei Magnesia am Sipylus, dem Gebirge, das sich über der Stadt erhebt, an den Wassern des Hermus, die von der alten lydischen und persischen Königsstadt Sardes herabströmen, auf das Heer des Antiochus, der nach vielen vergeblich angeknüpften Friedensverhandlungen bei den harten Bedingungen, welche die Römer stellten, beschloß, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, da er berechnete, daß sie auch nach ungünstiger Entscheidung der Waffen kaum schlimmer werden konnten.

Das Römerheer zählte 30,000 Mann, nicht mehr als das Heer des großen Alexander in der Schlacht am Granicus, während die Macht des

Antiochus aus 60,000 Mann Fußvolk, mehr als einer Myriade von Cavallerie, über 50 Elephanten und der altorientaliſchen Kriegswaffe, einem Park von Sichelwagen, beſtand, die letzten beiden immer noch furchtbare Artilleriewaffen. Der Zahl nach alſo war Antiochus wie ein perſiſcher Großkönig den Römern um das Doppelte überlegen und er beſaß noch dazu ſein ſtolzes Gardecorps, die macedoniſche Phalanx von 16,000 Mann, und die nach orientaliſcher Art mit Eiſen gepanzerte Reiterei, die als Kriegswaffe erſt ſpät zu den Römern und von da zu den Abendländern des Mittelalters gelangte. Freilich war die große Maſſe des Heeres aus den verſchiedenartigſten Völkerſchaften des Orients und Occidents zuſammengeſetzt, aber nur Meder und Perſer waren die Repräſentanten der Macht des Großkönigs über das innere Aſien, die übrigen, galatiſche Kelten, Völker aus Pamphylien, Lycien, Karien, Kappadocien, Myſien, Syrien ꝛc. ꝛc., ſie alle waren aus Kleinaſien und der beſte Theil beſtand aus griechiſchen Reisläufern des Feſtlandes und kleinaſiatiſcher Fürſten und kretiſchen Söldnern; ein genauer Thermometer über die Machtſtellung des Großkönigs nach Oſten.

Die Römer ſiegten natürlich. Die Schlacht wurde entſchieden, als es ihnen gelang, die Phalanx des Feindes niederzuwerfen. Als das geſchehen war, ging die Armee des Antiochus aus den Fugen und ein Jeder gedachte nur, ſich durch die Flucht zu retten. Der König ſah ſich plötzlich ſeines Heeres beraubt und in derſelben Lage wie nach der Schlacht bei den Thermopylen. Er bat um Frieden, welcher ihm unter den ſchweren Bedingungen zu Theil wurde, daß er auf ganz Europa und Aſien nördlich vom Gebirge Taurus verzichten und 500 Talente gleich und 10,000 in zweijährigen Terminen zahlen ſollte, ferner eine Kriegsentſchädigung von 400 an Eumenes. Dazu verlangten die Römer die Auslieferung ihrer Todfeinde, die bei Antiochus Zuflucht gefunden, des Thoas aus Aetolien und des Hannibal.

Was aus Thoas geworden iſt, weiß man nicht. Aber Hannibal machte ſich auf, als ihn Antiochus, dieſer Großkönig, nicht mehr ſchützen konnte und floh zu Pruſias, dem Könige von Bithynien, bei dem ſein thatenreiches Leben das Ende fand. Er hatte das Land des Pruſias gewählt, weil dieſer Grund genug hatte, den Römern zu grollen.

Aber als die römiſchen Häſcher kamen und auch von Pruſias ſeine Auslieferung forderten, ſchritt er zum Aeußerſten. Denn leider hatte ſich der ſo edle Flamininus ſo weit erniedrigt, dieſe elende Rolle zu übernehmen. Hannibal wußte es wohl, daß er ein Flüchtling war, dem täglich die Auslieferung an den verhaßten Feind, gegen den er lebenslang gekämpft, drohte, daß er jeden Tag weiteren Lebens als ein Geſchenk der Götter anzuſehen hatte, und den er nur hinnahm, weil ſeine große Seele immer noch auf eine glückliche Wendung für ſein und Karthagos Glück zu hoffen die Heldenkraft hatte.

Er hatte sich zur Wohnung eine einsam gelegene, mit weitausschauendem Thurm versehene Burg ausersehen, die mit unterirdischen, geheimen Ausgängen, gleichwie ein Fuchsbau von ihm ausgestattet war. Diese Sicherheitsmaßregeln hatte der alte Feldherr, Alles voraussehend, genommen, aber auch eine andere, wenn diese alle fehlschlügen, die gewisse, letzte und äußerste, daß er unter keinen Umständen in die Gewalt seiner verhaßten Feinde fiele. Er trug für alle Fälle stets ein schnell wirkendes Gift bei sich, das ihm den frohen Muth der Freiheit sicherte, die er, der so lange Jahre gegen seine Vaterstadt und gegen Rom Höchstfreie, in vollen Athemzügen genossen hatte.

Da kamen die Häscher, die nach seinem Leben und seiner Ehre verlangten und umzingelten mit Uebermacht seine letzte Burg, das kleine Gebiet, das ihm von seiner welthistorischen Königsgewalt über Afrika und Europa übrig geblieben war. Als Hannibal auch seine geheimen Ausgänge von den Feinden besetzt und jede Gegenwehr vergeblich sah, nahm er sein Gift und starb als freier Mann, wie er gelebt hatte. Seine große Seele, die nur für sein Vaterland und seine Familie lebte und athmete, hatte es verschmäht, zu dieser letzten Auskunft eher zu greifen, als bis jede Hoffnung verloren war. So starb er ebenso eines gewaltsamen Todes, wie sein großer Feind Scipio, der zu Liternum in Campanien, man weiß nicht, ob von eigener oder fremder Hand ermordet wurde. Denn seine Diener fanden ihn eines Morgens in seinem Bette todt. Auch er hatte wohl ebenso wie Hannibal selbst Hand an sich gelegt. Denn in seinem Testamente war bestimmt, daß sein Leib nicht in Rom in der Scipionengruft, wie seine ruhmreichen Vorfahren, sondern in Liternum beigesetzt werden sollte.

Also sanken die beiden größten Männer Roms und Karthagos durch eigene Hand unter der Henkerhand elender Bedränger, die ihnen das Leben unmöglich machten, in demselben Jahre in das Grab und neben ihnen hatte der Stern erster Größe nach griechischem Maßstab, der aber gegen diese beiden welthistorischen Namen nur ein Stern fünfter bis zehnter Ordnung zu sein schien, die Ehre, mit ihnen gleichfalls in demselben Jahre zu sterben und zwar nach dem für sein kleines, enges Vaterländchen offen, ehrlich und tapfer geführten Reiterkampfe, in dem durch seine den Feinden bewiesene Hoheit geadelten Kerker durch den Giftbecher, den Sokrates getrunken, eine Apotheose, wie er sie nicht besser wünschen konnte, und feierlich bestattet von seinen Landsleuten, die seinen Leichnam, von den Feinden zurückerobert, in düsterem Gepränge in die Heimath als Sieger führten, Glück und Ehre, die weder dem Hannibal noch dem Scipio zu Theil wurden

Das alles war 183 v. Chr.; 571 d. St. geschehen.

Indessen war auch Aetolien, das Rom geschont hatte, so lange Antiochus noch Besorgnisse erweckte, an das Schlachtmesser geführt. Es wurden ihm

dieſelben Bedingungen geſtellt, wie vor dem ſyriſchen Kriege, ſich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Da begann alſo, da die ehrliebenden Aetoler ſich lieber in Stücke hauen laſſen wollten als auf ſo ſchmachvolle Bedingungen einzugehen, ein Verzweiflungskampf, der natürlich mit ihrer vollkommenen Vernichtung endete, da ſie gegen die ungeheure Uebermacht der Römer völlig iſolirt ſtanden.

König Philipp ſchaute ihm eben ſo theilnahmlos zu, wie früher König Antiochus. Aetolien mußte ſich, neben andern erdrückenden Bedingungen, als Stellung von Geißeln, die aus den vornehmſten Männern beſtanden und der für das geldarme Land erdrückenden Steuer von 500 Talenten, zu den ſchlimmſten Bedingungen erklären, die Hoheit (majestas) des römiſchen Volkes anzuerkennen, was die Bedeutung hatte, daß ſie hinfort deſſen Unterthanen waren.

Die Römer hatten in Griechenland und dem griechiſchen Kleinaſien, in Macedonien und dem Reich des ſyriſchen Königs Antiochus gründlich aufgeräumt. Sie hatten das ganze Ländergebiet im offenen Kriege und auf diplomatiſchem Wege völlig desorganiſirt, d. h. aus allen ſeinen Fugen geſchüttelt durch die furchtbaren Stöße, die ſie dagegen mit der Gewalt eines Erdbebens geführt hatten. Aber nach dieſem furchtbaren Erdbeben, in welchem die Königspaläſte geſtürzt und die Hütten ſtehen geblieben waren, hatten inſelartig doch noch einige Gebiete wenigſtens das nackte Leben erhalten. Es waren die Achäer und Philipp, beide unter einander Erbfeinde im tiefſten Herzen, obgleich die griechiſche Landkarte ſcheinbar gar nicht verändert war und die Römer immer noch ſagen konnten, daß ſie für Griechenland als die Friedens- und Freiheitsbringer eingetreten waren. Denn ſie hatten im griechiſchen Oſten noch keine Stadt, kein Dorf, keinen Fuß breit Landes als ihr Eigenthum erklärt. Sie hatten ſich begnügt, alle Eigenthumsverhältniſſe ſo gründlich zu verwirren, daß die Großen klein und die Kleinen groß gemacht waren und dadurch alſo die alten, herkömmlichen politiſchen Ordnungen in dieſem weiten Ländergebiet in ihrem Grunde erſchüttert waren.

Allein es konnte nicht ausbleiben, daß dieſe inſulariſchen, aus dem großen Umſturz ſtehen gebliebenen Mächte, als die Ueberlebenden und Erben der alten Machtanſprüche des tief gedemüthigten Landes, noch einmal dieſelben mit den Waffen zu verfechten verſuchen ſollten. Denn die Römer hatten nicht nur alle Griechenſtaaten nach dem entſcheidenden Siege über Antiochus, ſondern auch König Philipp mit dem Netz ihrer eiſernen diplomatiſchen und militäriſchen Drahtfäden ſo völlig eingeſchnürt, daß ihnen jede Lebensregung faſt unmöglich wurde.

Und doch hatten dieſe zu Hauſe ſo tugendhaften Römer, die in der Fremde recht untugendhaft ſein konnten, wie der edle Flamininus den Hannibal in den Tod jagte und wie ſogar der edle Scipio die Aetoler mit einer

menschlichen Rührung nicht gleich vernichtete, wie er konnte, sondern ihnen noch eine Henkersfrist gewährte, nach der sie um so gewisser verderben mußten, sich immer noch fern gehalten von Eroberungen jenseits des jonischen Meeres. Sie hatten nur die Sehnen der alten Verfassungszustände, wie schwach sie auch sein mochten, von den griechischen Ländergebieten zerschlagen und blickten nun mit Freuden auf ihr Todeszucken.

Unter diesen Umständen war eine Reaction des noch in Griechenland übrig gebliebenen Lebens gegen die gegen dasselbe vordringende Todeskrankheit ein Naturereigniß, eine von der Natur des Lebens gebotene Selbsthülfe.

Dieselbe betraf zunächst König Philipp, der es so oft versäumt hatte, gegen Rom zu reagiren, da es noch Zeit war, nicht aus bloßem Schrei der gewißhandelten Natur, sondern mit Einsicht und Ueberlegung und moralischem Entschluß, der ihm aber gänzlich gefehlt hatte. Jetzt aber rüstete er gegen Rom, gezwungen durch den Entschluß der Verzweiflung. Rom hatte ihn geäfft mit allen Kniffen der diplomatischen Intrigue und den Einschüchterungsmitteln der rohen überlegenen Gewalt. Als es noch Ursache hatte, König Antiochus zu fürchten, da ließ es geschehen, wohl unter dem Durchblicken der Billigung, daß Philipp seine thracischen Eroberungen, welche ihm bei dem Frieden nach der Schlacht von Kynoskephalä abgenommen waren, wieder an sich nahm wie noch einige andere. Aber als Antiochus unschädlich gemacht war, da verstanden die Römer, die neu Unterworfenen wider ihn aufzuhetzen und die Bedrohten zu bewegen, in Rom beim Senat Beschwerden gegen ihn anzubringen. Wie in Sachen Karthagos gegen Masinissa erschien auch jetzt Commission über Commission vom römischen Senat, diese Beschwerden zu erledigen und sie wurden so lange zu Ungunsten Philipp's entschieden, bis er wieder alle seine mühsam zurückeroberten Gebiete verloren hatte. Er knirschte vor Zorn und rüstete gegen Rom, das treulose, das ihn, der sich musterhaft loyal in den Zeiten der Gefahr gegen Antiochus benommen und das ihn moralisch inducirt hatte, die verlorenen Gebiete wieder zu besetzen, um derselben beraubte, als die Furcht vor seiner Verbindung mit Antiochus verschwunden war. Daß Philipp im besten Glauben auf die Zustimmung der Römer gehandelt hatte, ist ersichtlich, weil man ihm stillschweigend gestattet hatte, die eine Friedensbedingung, daß er nicht mehr als 5000 Mann Truppen halten dürfe, in Vergessenheit gerathen zu lassen und nicht eingeschritten war, als er sein Heer wieder auf Kriegsstärke brachte.

Der Krieg schien also jetzt schon unvermeidlich, als Philipp noch einmal den Vorschlag machte, durch Absendung seines jungen Prinzen, des Demetrius, nach Rom, ein Abkommen mit demselben zu erreichen.

Demetrius war in Rom eine persona grata, eine wohlangesehene Persönlichkeit. Er war schon nach dem ersten Kriege als Geißel von Philipp

dahin geschickt worden und er hatte sich daselbst so gut zu empfehlen gewußt, sich mit so unverhohlener Hinneigung zu den römischen Verhältnissen erklärt, daß man ihn in der Kriegsgefahr gegen Antiochus seinem Vater zurückgesendet hatte, nicht ohne die feste Ueberzeugung, daß er besser für den Frieden in der Heimath als freier Mann wirken würde, als durch sein gewaltsames Zwangsverhältniß in Rom. Jetzt war er wieder dort angekommen als freier diplomatischer Agent für seinen Vater, aber innerlich und gewiß ganz befangen und gefangen von dem Machtnimbus des schon weltbeherrschenden Roms. Die römischen Staatsmänner kannten seine Gesinnung nicht nur ganz genau, sie knüpften aber auch an diese Kenntniß den diplomatisch teuflischen Plan, diese römerfreundlichen Gesinnungen für sich auszubeuten. Vorzüglich war es Flamininus, der schon auf sein früheres reines Leben einen so häßlichen Flecken gebracht hatte, indem er sich zum Henker des großen Hannibal gemacht, und nun es nicht unter seiner Würde achtete, auch die Seele des für Rom begeisterten macedonischen Jünglingsprinzen dadurch zu vergiften, daß er ihn mit Hoffnungen auf die Nachfolge in Macedonien erfüllte. Er hatte wohl nun erreicht, daß er Demetrius' edel angelegtes Gemüth in schwere Unruhe brachte. Noch mehr erreichte aber die Botschaft des Senats an den König, die Römer verziehen dem König Philipp um seines Sohnes Demetrius willen. Der römische Senat erklärte damit den Demetrius zu seinem Liebling, den er damit dem eigenen Vater als Muster vorhielt.

Da nun Perseus, der ältere Bruder des Demetrius, aus einer unebenbürtigen Verbindung hervorgegangen war, und die Römer den Demetrius fast dem Philipp als Kronprinzen durch diese Aeußerung octroyirten, verbunden mit einer Beleidigung für ihn selbst, so hatten sie auf dämonische Weise den Brand der Zwietracht in das königliche Haus von Macedonien geschleudert, der es bald genug in Feuersbrunst auflodern ließ.

Denn Perseus, in seinen Hoffnungen auf die Nachfolge im Reich gefährdet, säumte nicht, den geheimen Groll Philipp's gegen seinen jüngeren Sohn, den ihm die Römer verdächtig gemacht hatten, immer neu aufzustacheln. Je unverhohlener und aufrichtiger Demetrius seine Gesinnung äußerte, desto höher stieg er. Philipp glaubte sich von seinem eigenen Sohne verrathen, untergeschobene Correspondenzen, die ihm vorgelegt wurden, mußten nachhelfen und Philipp entschloß sich, den Demetrius zu vergiften.

Erst nachdem der schreckliche Befehl vollzogen war, durchschaute Philipp die Arglist seines Erstgebornen und die Unschuld des Demetrius. Das brach ihm das Herz, er starb, bevor er Rache an dem hinterlistigen Brudermörder nehmen konnte (179 v. Chr.; 575 d. St.).

So endete Philipp, dem der Beruf geworden, sein Land und das zugehörige Griechenland gegen die römische Weltherrschaft zu vertheidigen, wozu

ihm so viele Aussicht geboten war durch die damalige eigene Stärke und Schwächung der Römer nach dem großen karthagischen Kriege und vor Allem durch die dargebotene Freundeshand des großen Hannibal.

Seine hohe Begabung zersplitterte sich in kleinlichen Unternehmungen, weil er sich nicht hatte entschließen können, wie Hannibal Alles an Alles zu setzen.

Sein Sohn Perseus folgte ihm ohne Widerspruch, der recht im Gegensatz zu seinem von ihm in den Tod gejagten Halbbruder Demetrius ein aufrichtiger Römerfeind war, wie sein Vater.

Denn Perseus wußte sehr wohl, daß die Römer Alles versucht hatten, ihn aus seiner Stellung als Kronprinz von Macedonien zu verdrängen. Vielleicht haßte er sie um so mehr, da sie dazu geholfen hatten, ihn direct zum Bruder- und indirect zum Vatermörder zu machen. Denn Philipp war in Gram und Verzweiflung über seinen von ihm ermordeten jüngsten Sohn Demetrius in Demetrias gestorben und wenigstens der Fluch gegen Perseus erfüllte sein Herz, wenn er ihn auch nicht mehr tödten lassen konnte.

Das waren die Vatergefühle Philipp's gewesen, als er, noch nicht ein Sechziger, sterben mußte. Aber das Volk hing an Perseus, von dem es wußte, daß er, ebenso wie es selbst, ein gründlicher Feind der Römer war. Dabei half ihm seine ansehnliche Gestalt, seine bekannte militärische Tüchtigkeit, seine nüchterne Lebensweise, deren sich sein Vater, namentlich in Bezug auf die Weiber, nicht hatte rühmen können.

Sein Vater hatte ihm einen wohlversehenen Schatz, ein wohlausgerüstetes, herrliches Heer von 30,000 trefflich geübten, braven und treuen Macedoniern hinterlassen. Die Kriegsmagazine waren mit Rüstungen und Getreide wohlversehen und Geld genug, mit Hülfe der Werbetrommel die rüstigsten Landsknechte aus Griechenland herbeizulocken. Und nach so vielen bitteren Erfahrungen, welche die Griechen unter der römischen Vormundschaft gemacht hatten — denn als eine solche hatte sich die feierliche Befreiung der Griechen auf dem Isthmus unter Posaunenschall schließlich doch herausgestellt, wenn auch nicht ohne die Schuld der politisch nunmehr schon unfähigen Griechen — blickten sie auf Perseus mit mehr Hoffnungen als auf irgend einen seiner Vorfahren, mit Sehnsucht und Vertrauen als auf ihren Vorkämpfer, der allein die Macht hatte, sie von ihren pedantischen, sie bei jeder Gelegenheit maßregelnden römischen Vormündern zu befreien.

Allein dem Perseus, bei allen seinen sonst achtungswerthen Eigenschaften, fehlte die königliche Hoheit, die sein Vater im höchsten Sinne besessen.

Fast als Knabe zum Thron gelangt, hatte es ihm an aller Erziehung für seine hohe Stellung gefehlt und da ihm in dem treuen Macedonien Alles in Gehorsam entgegen kam, wurde er frühzeitig verwöhnt und zur Ueber-

hebung verführt. Als mächtiger König hatte er von Jugend an das Befehlen gelernt, dem niemals widersprochen wurde.

So hatte er sich oft gehen lassen und seinen hohen Beruf aus dem Gesicht verloren. Aber es war doch ein genialer Funke seiner erhabenen Stellung in ihm und als die Zeiten der Noth und Bedrängniß kamen, da schlug er in hellem Feuer hervor.

Philipp hatte mit wahrhaft staatsmännischer Tüchtigkeit sein Reich nach dem Unglück von Kynoskephalä mit Anspannung aller Kräfte seines Volkes vortrefflich gerüstet und es bei seinem Tode seinem Nachfolger vererbt.

Perseus fehlten die großen königlichen Eigenschaften seines Vaters, er hatte nur die seiner bürgerlichen Mutter geerbt, wie sie sich für die kleinen bürgerlichen Verhältnisse gut schickten. Ob sie aber der hochadlige Demetrius, der aus ebenbürtiger Ehe erzeugte, in der Noth und Gefahr entwickelt haben würde, ist mindestens zweifelhaft, da er sich so widerstandslos den Erbfeinden seines Vaters und seines Volkes in die Arme geworfen.

Perseus gebot über ein Heer und ein Reich, mit dem Alexander der Große das Perserreich unterworfen hatte, und außerdem über die Herzen der Griechen. Sehen wir, was er damit ausrichtete. Denn zur Ausrichtung mußte es kommen, der Krieg zwischen Rom und Macedonien war unvermeidlich geworden. Perseus' ganze Natur war, ganz wie die seines Vaters, der Welt des Ostens und Südens zugewandt. Für sie hatte er Verständniß, in ihr lebte und webte er, für sie warb er ein großes Heer, aber für den Westen, für die Römerwelt hatte er nur Haß, aber keine Einsicht. Und so ging es dem ganzen hellenischen Staatensystem der Griechen dies- und jenseits des ägäischen Meeres.

Denn dem Haß fehlten die Einsicht und die Kraft, der energische Entschluß, der auf der Dauerhaftigkeit des festen, unbeirrbaren eignen Willens beruht. Perseus' Macht war durch seine und seines Vaters Rüstungen und Organisationen musterhaft zum Kampfe gerüstet. Allein als es zum Kampfe kam, zeigte es sich, daß Perseus nicht der Mann war, alle diese Machtmittel zu einem gewaltigen Stoß auf die römische Großmacht zu centralisiren, noch weniger, wie es Hannibal gethan und Philipp immer wieder angerathen hatte, die Initiative gegen Rom zu ergreifen. Er duldete es vielmehr, sich angreifen zu lassen.

So geschah also, daß ein römisches Heer an der illyrischen Küste landete und die Offensive gegen ihn ergriff, nachdem in den vorgängigen Verhandlungen Perseus eine ebenso stolze als demüthige Haltung gegen den römischen Senat gezeigt hatte. Er wolle, so hatte er seine Gesandten sagen lassen, gern ein Bündniß mit Rom eingehen auf Grund billiger und ehrenvoller

Bedingungen; aber die von seinem Vater nach dessen unglücklichem Kriege eingegangenen betrachte er als längst hinfällig.

Auf Grund dieser halb drohenden Friedensbitte des Perseus eröffneten die Römer den Krieg, den Perseus wohl anfangs nur als eine Demonstration der Römer ansehen mochte, ihm billigere Friedensbedingungen abzugewinnen.

Die Art der Führung von römischer Seite mußte ihn in dieser Ansicht bestärken. Sie war durchaus nicht zu einem Vernichtungskriege angethan. Denn die Römer führten den Krieg nur lässig und unter Hin- und Herzügen und kleinen erfolglosen Gefechten wurde eigentlich Nichts ausgerichtet.

Allein dieses mattherzige Auftreten lag nicht im Willen des römischen Volkes und Senates, sondern in den desolaten Zuständen des römischen Heerwesens. Es war sehr entartet und der römische Feldherr konnte nur einen Rest der ruhmreichen Armeedisciplin retten, indem er zahlreiche Urlaube an die Untauglichen und Widerspenstigen im Heere bewilligte.

Perseus, statt seinen doppelten Vortheil, den der eigenen trefflichen Kriegsbereitschaft und den der römischen Armeezerrüttung, zu kräftigem kriegerischen Handeln zu benutzen, verlor mit Zaudern den günstigen Augenblick, eine Entscheidung herbeizuführen. Es zeigte sich, daß ihm die Entschlossenheit seines Vaters, im Augenblick der Gefahr einzutreten, mangelte. Er versäumte den glücklichen Moment, mit der ganzen Wucht seiner Macht vorzugehen, den ihm das Schicksal bot.

Perseus war in den römischen Krieg gegangen, wie ein Mann, der die Lunte an das Pulverfaß legt. Er hatte durch ganz Griechenland einen Aufruf ergehen lassen, daß alle Männer, deren Bleibens im Vaterlande durch Schulden und Schuld nicht wäre, zu ihm eilen sollten. Bei ihm sollten sie Zuflucht und Hülfe finden, wenn sie ihm helfen wollten gegen den Nationalfeind, die Römer. Da kamen nun von allen Seiten aus Griechenland Schaaren von solchen, die Schiffbruch gelitten hatten an Allem, was das Leben lebenswerth macht, sich unter seinen Fahnen zu sammeln. Diese Verzweifelten, die noch zu leben und als Soldaten zu hoffen wagten, sie waren kein geringer Zuwachs zu seinem Heere, den er bei der gefahrvollen Unternehmung nützlich verwenden mochte. Allein Griechenland war durch ihren Abzug von den gährenden Elementen gereinigt und die Bourgeoisie erhob wieder ihr Haupt, die mehr nüchternen Leute, welche an der Erhaltung ihres Besitzes hingen. Als nun Perseus, der in dem Augenblick, wo die furchtbare römische Weltmacht des Westens immer näher rückte, wohl sich bewußt war, was sie zu bedeuten habe, gewahr wurde, wie groß seine Gefahr war, daß er in dieser nur in sich selbst die Quelle unendlichen Muthes gegen den Feind auffinden konnte, da zeigte sich, daß in seinem Herzen statt dieses lebendigen Quells nur dürrer Boden lag. An die Stelle des übermüthigen Stolzes

trat die Furcht, um so mehr, als er sah, daß die römischen diplomatischen Agenten, die sich wie ein Schwarm über Griechenland ausgebreitet hatten, mit bestem Erfolge die einzelnen griechischen Cantone bearbeiteten, sich an Rom anzuschließen. Es gelang ihnen um so besser, als Perseus durch seinen Aufruf ihnen die Bahn eben selber geebnet hatte, indem er die Unruhstifter, die Unzufriedenen um sich versammelt hatte und die Zufriedenen daheim Frieden um jeden Preis wünschten, den sie nicht bei Perseus, sondern von den Römern hoffen konnten.

Philipp war ein echter König gewesen; wenn er sich auch in die ganze neue politische Weltlage gegen die Westmächte nicht hatte finden können, in die Bedeutung von Rom und Karthago, war er doch in der Gefahr als ein Mann erfunden, „kühl bis an's Herz hinan." Philipp wäre jetzt mit Hülfe des trefflichen Heeres, des gefüllten Schatzes seines Reiches über Griechenland, über den Westen nach dem Meere zu hergefallen und hätte die noch schwachen römischen Heereskräfte erdrückt.

Perseus zögerte und zauderte. Er hatte einen römischen Erbgastfreund, den Marcius Philippus, welcher damals in Aufträgen des Senates in Griechenland anwesend war. Es hatte dieses Verhältniß eine gewissermaßen heilige Bedeutung, insofern wenigstens zwischen den beiden gastfreundlichen Familien inniges Vertrauen und tiefe Aufrichtigkeit herrschen sollte.

Allein der Römer Q. Marcius verbarg unter der Außenseite der kräftigsten Biederkeit ein Herz voll Tücke. Er war nicht nur für Perseus, sondern nach ihm für die zweite Großmacht Griechenlands, die Rhodier, der böse Dämon, der sie mit seinem arglistigen, biederen Wohlwollen zu Falle brachte. Er ging auf die Wünsche des Perseus scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit ein, bewilligte ihm einen Waffenstillstand und rieth ihm unterdessen eine Gesandtschaft nach Rom abzuordnen, der es gelingen würde, Friede und Freundschaft zwischen Rom und Macedonien herzustellen. Und das that er, obgleich er wußte, daß in Rom bereits der Krieg beschlossene Sache war.

Perseus ließ sich von ihm bethören. Der gnädig bewilligte Waffenstillstand legte ihn und sein Heer lahm, gerade wo es die Zeit des Handelns war, die Q. Marcius erst recht zu seinem Nachtheile benutzte, ihm möglichst noch den Rest der ihm anhänglichen Griechenstaaten und Städte zu entfremden. Und seine Gesandtschaft wurde, als sie nach Rom kam, gar nicht vorgelassen, sondern ihr und dazu allen Macedoniern, die sich in Italien befanden, befohlen, in kürzester Frist das Land zu räumen.

Der betrogene Perseus sah also, daß er um das Leben zu kämpfen hatte.

Er focht nun freilich mit ihnen, aber wie ein schon halb geschlagener Mann. Denn die Feldherren und Heere, welche ihm gegenüberstanden, ver-

ochten wenig gegen ihn auszurichten, aber trotz ihrer Unfähigkeit konnte ſich erſeus nicht zum kühnen Wagniß energiſchen Vorgehens entſchließen. Er ıtte es ruhig angeſehen, daß die römiſche Armada quer durch das Feſtland s nach Theſſalien vordrang. Keinen der gefährlichen Päſſe, namentlich den n Gomphi, hatte er ihnen verlegt. Erſt am Fuße des Oſſa faßte er tand und hatte das Zuſehen, wie die Römer die reiche theſſaliſche Ebene r ihre Armeebedürfniſſe plünderten und ſich mit pergameniſchen und griechi- ıen Hülfsvölkern verſtärkten. So drangen die römiſchen Heerſäulen dem ıfe des Peneus folgend bis nach Lariſſa. Hier griff König Perſeus : römiſchen Stellungen an und es geſchah, daß ſeine Reiterei einen glän- ıden Sieg über die Römer erfocht. Publius Licinius Craſſus, der com- ımdirende Conſul, ein ſehr unfähiger Mann, verlor 3000 Mann und Perſeus ır 60. Hätte der König ſeine gute Phalanx, den Kern der Armee, jetzt gen das mürbe gemachte Römerheer zu raſchem, entſcheidendem Angriff 's Treffen geſchoben, ſo hätte er nach menſchlicher Berechnung wohl das r Mehrzahl nach aus zuſammengerafften Recruten beſtehende Römerheer gut wie vernichtet.

Allein als ob er vor ſeinen eigenen Siegen erſchreckte, machte er Halt d als er ſich vielleicht am anderen Tage eines Beſſeren beſonnen, war es ſpät. Er ſah keinen Feind mehr vor ſich. Craſſus, ein ſo ungeſchickter ldherr er ſein mochte, hatte doch Einſicht genug, ſich dem Stoße dieſer cedoniſchen Phalanx zu entziehen, da ſchon der Stoß der macedoniſchen iter ihm ſo verderblich geweſen. Er hatte in der Stille der Nacht das ger abgebrochen und den Rückzug angetreten.

Aber Perſeus hatte ſich nicht einmal eines Beſſeren beſonnen. Denn tt den geſchlagenen Conſul zu verfolgen, bot er ihm die Friedenshand, die aſſus ihm gar nicht reichen konnte, ſondern nur der Senat von Rom.

Perſeus' Thorheit war um ſo größer, da ſelbſt dieſer ſehr zweifelhafte folg ſeiner Waffen in ganz Griechenland eine ungeheure Aufregung und ihrung der Gemüther zu ſeinen Gunſten gegen Rom zur Folge hatte. Es r doch alſo möglich, ſo hieß es, daß dieſe gottverhaßten Römer auf grie- chem Boden geſchlagen werden konnten. Denn die römiſchen Befehlshaber ten das Mögliche der Bedrückungen und Requiſitionen gethan, um ſich Herzen der Griechen zu entfremden. P. Lentulus' grauſame Behandlung ı Chalkis, das er erobert hatte, deſſen Bewohner theils niedergehauen, ils zu Sklaven verkauft waren, hatte einen Schrei des Ent- ens und der Rache in ganz Griechenland hervorgerufen und dann war eben, von ähnlichen Gräuelſcenen begleitet, in ſeine Hände gefallen.

Aber gegen dieſe nationalen Gefühlsausbrüche, die ſein Vater auf das sgiebigſte benutzt hätte, war Perſeus taub und blind, wie ein pedantiſcher

untergeordneter General, der sich fürchtet, die ertheilte Instruction zu überschreiten, um sich nicht Verantwortlichkeiten auszusetzen. Nach einigen Hin- und Herzügen und unbedeutenden Gefechten im Norden Thessaliens, wobei es Crassus mißlang, Connus, die Burg, welche den Paß des Tempethals beschützte, zu gewinnen, ging das Jahr zu Ende und Perseus zog nach Macedonien und Crassus in die böotischen Winterquartiere, wobei er unterwegs noch ein paar unbedeutende Burgen in seine Gewalt brachte. Allein auch im folgenden Jahre (170 v. Chr.; 584 d. St.) änderte sich die Lage wenig, als der Consul Hostilius Mancinus die Führung des Heeres und L. Hortensius die der Flotte übernahm. Die Vergewaltigungen und Brandschatzungen der hellenischen Bundesgenossen blieben nach wie vor an der Tagesordnung. Die römischen Truppen in Illyrien und Epirus zogen gegen die tapfern Bergvölker den Kürzeren und ebenso wenig konnte Mancinus gegen Perseus mit seinen völlig entarteten Truppen etwas ausrichten.

Sogar der entschlußlose Perseus kam auf die Idee, die Offensive zu ergreifen. Seine Truppen erschienen wieder in Thessalien, wo sie manche Burg in ihre Gewalt brachten, ja sogar ein Vorstoß gegen Aetolien wurde ausgeführt, um mit Hülfe der macedonisch gesinnten Minorität die von den macedonischen Heerkräften entmuthigte Gegenpartei in den Kampf gegen Rom mit hineinzureißen. Aber dazu gehörte für die armen, verschuldeten Volksführer, daß sie den Widerspruch des armen Volks durch reichliche Geldspenden beschwichtigten. Perseus hätte dieses bei seiner reichgefüllten Schatzkammer wohlfeil genug in's Werk richten können. Aber der unverbesserliche Geizhals knickerte und knauserte und so mißlang diese Unternehmung gänzlich, sie diente nur dazu, seine Anhänger auf's Neue bei den Römern zu compromittiren. Er begriff nicht, daß gegenüber dem römischen Koloß für ihn nicht das Geld in seinem Kasten, sondern die Zeit Geld wäre, deren er sich bemächtigen, die er, so theuer sie sein mochte, auskaufen mußte, um Macht zu gewinnen, auf die es allein ankam, wenn er Rom widerstehen wollte. Wie leicht hätte er die Führer der Griechen, die Führer der nordischen Stämme durch mäßige Summen gewonnen. Es wäre nicht Bestechung, es wären nur Subsidien gewesen, um ihre Armuth in Stand zu setzen, die nothwendigsten Auslagen durch Zahlungen an ihre Anhänger kriegsbereit zu machen. Die Hülfe einer tapfern Keltenschaar, die ihm seine Dienste anbot, verlor er durch kleinliches Feilschen um den Kriegssold. Am empörendsten zeigte sich sein Geiz beim König Genthius von Illyrien, den er durch Versprechen einer bedeutenden Geldsumme zum Losschlagen gegen die Römer bestimmte, und dem er dann die Zahlung verweigerte. Der pfiffige Geizhals meinte sehr klug zu handeln. Er hatte ihn durch das bloße Versprechen des Geldes zum Kriege gelockt. Nun sich Genthius gegen Rom pronunciirt und

nicht mehr zurück konnte, lachte er höhnisch über seine List und betrog ihn um das versprochene Geld, was natürlich seine um so schnellere Unterwerfung veranlaßte. In einem tragischen Moment sollte er an diese Treulosigkeit erinnert werden.

Als Mancinus' Kriegsjahr zu Ende gegangen, trat an seine Stelle Perseus' lieber, aufrichtiger und biederer Gastfreund, jener Q. Marcius Philippus (169 v. Chr.; 585 d. St.). Er hatte schon das Seinige mit dem ihm angeborenen und von ihm liebevoll ausgebildeten Talent der Intrigue gethan, um seine Virtuosität darin auszuweisen, und er sollte es noch später gegen die Rhodier documentiren. Es wäre Unrecht, wenn man ihm die Erfolge dieser treulosen Politik streitig machen wollte. Sie sind unleugbar. Er mochte denken, daß diese betrügerischen Griechen, die Meister aller Intriguen und Lügen, auch hierin an den Römern ihre Altmeister finden sollten und daß er zu dieser würdigen Stellung durch das Schicksal erkoren wäre.

Allein als Feldherr, im männerprüfenden Kriege erwies sich gar bald, daß auch er nicht seiner Aufgabe gewachsen war.

An Muth freilich fehlte es ihm keineswegs. Denn er wagte mit dem Heere, das er befehligte, als er die Schlüsselburg des Tempethals und die Pässe von Thessalien nach Macedonien unangreifbar befestigt fand, durch fast unpassirbare Defileen und Gebirgswege, neben den Stellungen der Feinde in das Land jenseits des Gebirgs, nach Macedonien vorzudringen. Eine Hand voll Truppen hätte ihm den Weg verlegen können. Allein er fand das wilde Gebirge unbesetzt und erschien zum ersten Male in diesem Kriege auf macedonischem Boden.

Freilich hatte er den Beweis dadurch geliefert, daß er erreichbar war. Allein Perseus war jetzt ganz in seinem Element. Er wußte, daß im Rücken des Römerheeres die von treuen Macedoniern besetzten Burgen die gangbaren Pässe beherrschten. Er hielt sich in der Defensive, zog seine Heereskräfte zurück und ließ den Römern ein ausgesaugtes, verwüstetes Land zurück, in dem sie sich nicht halten konnten. Der pfiffige Gastfreund des Perseus hatte doch jetzt nicht den Muth, ihn mit seinem Heere im Innern seines Landes anzugreifen. Er eilte auf denselben sehr unbequemen Wegen zurück und war sehr zufrieden, als er wieder mit seinem Heere den ungefährlichen und sicheren Boden von Thessalien unter seinen Füßen hatte. Und darin bestand schließlich die ganze Errungenschaft seines Consulatsjahres.

Sein Nachfolger war aber ein ganz anderer Mann, Lucius Aemilius Paullus, der Sohn jenes edlen Römers, der als ein Märtyrer der guten alten römischen Ordnungen in der Schlacht bei Cannä gefallen war, aus der sein demokratischer College Terentius Varro glücklich sich rettete, wofür

ihm der römische Senat noch seinen besonderen Dank aussprach, daß er sich der Republik erhalten — und daß er an der Republik nicht verzweifelt hätte.

L. Aemilius hatte von seinem Vater kein Geld zu erben gehabt, auch keins erworben. Er hatte nur seinen alten Geschlechtsnamen und seine kriegerischen Verdienste aufzuweisen, die er in sechszig Lebensjahren sauer erworben hatte. Aber er war noch bei frischen Kräften und obgleich er durch Schauspiele oder Geldspenden keinerlei Einfluß auf das Volk auszuüben im Stande war, selbst wenn er es gewollt hätte — aber er hätte es auch nie gewollt, wenn er auch über Crösus' Schätze geboten hätte — wählte ihn dennoch Senat und Volk von Rom, um endlich in dem Perseus'schen Kriege den Ruhm der römischen Waffen im alten Glanze wieder erscheinen zu lassen.

Die Wahl hatte diesmal den richtigen Mann getroffen. Obgleich er wie kaum ein Anderer ganz eingeweiht war in die griechische Bildung nach dem besten Sinn des Worts, war er doch ganz Römer geblieben. Sein Herz war ganz offen für das Schicksal der hellenischen Nation, deren Geistesgaben er sich bewußt war den Schmuck und die glücklichsten Momente seines Lebens zu verdanken. Aber jetzt stand er in seiner Pflicht gegen das Vaterland, das ihm eine strenge Aufgabe gestellt hatte, die Aufgabe, aus dem alten Bau, den Philipp von Macedonien und sein großer Sohn Alexander errichtet hatten, und der immer noch, wenn auch in den Außenwerken ruinenhaft, dastand, den Schlußstein des Gewölbes, das macedonische Königthum, herauszustoßen, nach welcher That der ganze Bau wie durch das Gesetz der Schwere zusammenstürzen und sich in die Atome auflösen mußte.

Denn längst befand sich der Schwerpunkt für die Existenz, für die Lebensfähigkeit von Griechenland in der frischen Kraft von Macedonien, welches die väterliche Gewalt darüber geübt hatte, wie sehr auch die Griechenstaaten sich dagegen als widerspenstige Kinder gezeigt hatten.

Die Griechen bekamen es nur zu schwer zu fühlen, als L. Aemilius, nachdem er als Meister des Kriegswesens das entartete römische Heer zur altgewohnten Disciplin zurückgeführt hatte, im Sturm gegen Perseus heranführte und in funfzehntägigem Feldzuge bewirkte, was seine Vorgänger in drei Jahren nicht hatten ausrichten können.

Was Q. Marcius in versuchender Ungeschicklichkeit angefangen und wegen seiner Untüchtigkeit als Feldherr halbgewonnen aufgegeben hatte, das gewann L. Aemilius Paullus mit der sicheren Bewegung des gebornen Generals in dem kurzen Zeitraum eines Feldzuges von zwei Wochen.

Er drängte den König Perseus durch seine geschickten Märsche schnell aus Thessalien, überschritt ohne Widerstand das Gebirge und stand mit seiner Armee auf macedonischem Erdreich.

Aber er wich nicht wieder zurück, wie Q. Marcius Philippus, sondern er ging vorwärts und zwang den König bei Pydna zur Schlacht. Die Feinde standen sich so nah, daß beide Heere aus demselben Flüßchen ihren Wasservorrath holen mußten. Dabei kam es zuerst zum Handgemenge, welches durch Nachschub von Hülfstruppen allmälig zum allgemeinen Kampfe sich entwickelte. Perseus hatte Zeit gehabt, seine Truppen wohlgeordnet in's Gefecht zu führen und hatte dafür gesorgt, daß seine Hauptkraft, die Phalanx, wohlgeordnet zum furchtbaren Stoß auf den Feind traf. Er war so gewaltig, daß Alles, was vor ihr stand, zerstob und vernichtet wurde. Erst als diese macedonischen Kerntruppen auf unebenes Terrain stießen, öffneten sich ihre Reihen, gegen welche nun Aemilius ebenfalls die seinigen vorschickte. Sie drangen in ihre Lücken ein und umzingelten sie, umgaben sie von hinten und aus der Flanke. Auch hier versäumte Perseus gröblich seine Feldherrnpflicht, denn er führte seine Reiterei, die allein hier helfen konnte, und die ganz außerhalb des Gefechtes stand, nicht zur Hülfe der tapferen Männer heran, die helden- und todesmuthig stritten. Er überließ sie ihrem Schicksal, nahm seine Reiter zu sich und floh.

So gewannen die Römer einen vollständigen Sieg. 20,000 Macedonier bedeckten als Leichen den Boden, 11,000 wurden gefangen. Das Heer des Perseus hatte aufgehört zu existiren. Rom hatte Macedonien völlig niedergeworfen.

Perseus war geflohen, nach Norden, nach Nordosten, endlich nach der heiligen Insel Samothrace mit ihrer nadelförmigen Felsenspitze, aber begleitet von seinem Goldschatze, von dem er sich auch jetzt nicht zu trennen vermochte, über 10 Millionen Thaler, etwa so viel, als das Vermögen, über welches der unglückliche, blinde, entthronte König von Hannover gebietet.

Perseus' Begleitung war gering, sie bestand nur aus seinen treuesten Anhängern. Da ließ er einen von ihnen, der den verunglückten Mordversuch geleitet hatte, um diese Verantwortlichkeit gegen Rom los zu werden, niederstoßen. Dies gab das Signal, daß auch die anderen, die wohl manchen ähnlichen Auftrag von Perseus erhalten und ausgeführt haben mochten, ihn verließen, der jetzt auch im Unglück seinen treuesten Dienern mit dem Mordstahl drohte. Sie ergaben sich dem Befehlhaber der römischen Flotte, dem Prätor Octavius, welcher grade auf seinen Kreuzzügen im ägäischen Meere auf der Insel landete, und dem von Allen verlassenen König blieb nur übrig, sich mit allen seinen Schätzen ebenfalls in seine Hände zu überliefern.

Damit hatte der macedonische Krieg sein Ende erreicht und Aemilius Paullus, der Sieger des 22. Juni 168 v. Chr. (586 d. Stadt) zog im Triumph in Rom ein. Er führte in dem langen Zuge, welcher das

Volk von Rom ergötzte, zwei Besiegte zur Volksschau einher, den König Perseus, welcher den König Genthius um das versprochene Geld betrogen hatte, und den König Genthius, der neben ihm unter derselben Schmach wandelte, der sich von ihm hatte betrügen lassen.

Perseus, als er sich den Römern überliefern mußte, hatte so sehr die hohe Stellung vergessen, die er in seinem früheren Leben genossen, daß er den Römern das Spectakel gab, ihn weinen zu sehen.

Dafür wurde er aber auch nicht, wie in Rom sonst das Verfahren mit besiegten Fürsten war, um's Leben gebracht, sondern er wurde in Alba Fucentia, einer Gebirgsstadt nahe dem Fuciner See, welcher fast ein Alpensee zu nennen ist, in dessen Nähe die Entscheidungsschlacht des letzten Hohenstaufen Conradin gegen Karl von Anjou geschlagen wurde, internirt und starb dort nach wenigen Jahren. Sein Sohn lebte dann noch einige Zeit ebendaselbst als Schreiber (scriba), d. i. als Subalternbeamter. Sic transit gloria mundi — das war das Ende der macedonischen Herrlichkeit. — Perseus' College beim römischen Triumph des Aemilius wurde zwar nördlicher, aber nicht in so rauhem Klima einquartirt, in Iguvium, Gubbio, im umbrischen Lande, wo er die Iguvinischen Tafeln, welche unsern Gelehrten so viel aufgegeben haben, die größte Muße zu studiren hatte, auch mit dem besten Erfolg, weil damals noch in der Stadt die umbrische Sprache unverfälscht gesprochen wurde und es ist nur zu bedauern, daß wir keine Memoiren des Königs Genthius von seinem Aufenthalte in Italien besitzen, vermuthlich aber vorzüglich deshalb, weil König Genthius weder lesen noch schreiben gekonnt haben wird.

Hiermit hatten die Römer die Fürsten bestraft.

Nun ging es aber an die Länder, die erst recht für ihre Fürsten büßen mußten. Der Kern des Volkes von Macedonien hatte sich für seinen letzten, freilich unwürdigen König heldenmüthig gewehrt. Es war die Phalanx gewesen, deren intellectuelle Urheber die Thebaner Pelopidas und Epaminondas und deren endgültiger Erfinder und Exerciermeister oder Instructeur Philipp, der Vater Alexander's des Großen, gewesen war. Als der Sieg nicht mehr möglich war, hatten sich diese letzten Helden von Griechenland, welche ihr König schmählich preisgab und ihre Tapferkeit benutzte, um zu fliehen — zu fliehen zur Gefangenschaft und zur Triumphaufführung in Rom — vorgezogen, sich in Stücke hauen zu lassen, als sich zu ergeben. Dies Ende wenigstens bewahrte ihnen den unsterblichen Ruhm, welchen die bei Waterloo vernichtete französische Garde mit nicht geringerem Rechte mit sich in's Grab nahm. Sie kämpfte für Frankreich, für den Fürsten ihrer Wahl, den großen Kriegsfürsten Napoleon, und Frankreich blieb am Leben, überdauerte die Restauration und Louis Philipp und die zweite Republik bis Napoleon III. Aber mit

Macedonien war es nach der Vernichtung der todesmuthigen Phalanx am Ende.

Denn jetzt kamen nach der Kriegsentscheidung die eisenherzigen Friedensapostel, die neue Zehnmännercommission, Decemvirn, für Macedonien und Griechenland viel schrecklicher, als es jemals die Decemvirn der halbhistorischen Zeit für Rom gewesen waren. Sie hatten eiserne und Eisherzen für Macedonien.

Denn indem sie mit dem gleißnerischen Eingang begannen, fortan solle alle Gewaltsamkeit despotischer Unterdrückung in Macedonien aufhören und goldne Freiheit herrschen, lautete der zweite Paragraph des römischen Freiheitsprogramms, fortan solle Macedonien, welches durch die despotische Gewaltsamkeit seiner Könige aus vier unabhängigen Landschaften in eins gezwungen worden, hinfort wieder in diese ursprünglichen Bestandtheile zerlegt — nämlich restaurirt werden.

Das hieß so viel, als diesem Lande, das über 150 Jahr als ein einiges Land wie ein Centralorganismus durch den gleichmäßigen Pulsschlag des in seinem Mittelpunkt befindlichen Herzens gelebt, durch Henkerarbeit Glied für Glied rädern zu lassen. Die römischen Decemvirn hatten die macedonische Landkarte mit vielem, sogar historischem Verständniß in vier Stücke zerschnitten und heuchlerisch diesen einzelnen Stücken als großmüthige Wohlthat die Freiheit, wie auf dem Weihnachtstisch Kinder überrascht werden, beschеert. Jeder der vier Cantone sollte nun in sich frisch, fröhlich und frei sein, wie er noch nie zuvor gewesen, aber dabei sich wohl hüten, mit dem Nachbarcanton sich irgend etwas zu thun zu machen. Wer in zwei oder mehreren Cantonen liegende Güter hatte, mußte sich erklären, welchem er angehören wollte und dann die in andern gelegenen verkaufen. Auch wurde es hinfort nach der neuen Restauration der alten glücklichen Zustände durchaus nicht mehr gestattet, daß sich Jemand einfallen ließe, sich aus einem der Nachbarcantone eine Frau zu nehmen. Wahrscheinlich war dies nicht einmal gegen Verzichtleistung der Erbansprüche auf die Güter — denn diese waren auf einen Nachbarcanton unübertragbar — sondern auch nur bei Verkauf derselben gestattet.

Man sieht, daß aus diesem plötzlichen Zerhauen des alten Organismus eine unzählige Menge von Eigenthumsprocessen entstehen mußten, welche Niemand anders als die römischen Obrigkeiten als höchste Instanz entscheiden konnten, die sich aber ein Vergnügen daraus machten, diese verwirrten Eigenthumszustände noch mehr zu verwirren.

So hatte also, wie es schien, Rom mit aller Umsicht dafür gesorgt, daß Macedonien für Rom in alle Ewigkeit unschädlich gemacht würde.

Die politische Theilung des alten Königreichs war eine Lieblingsmaß-

regel des römiſchen Senats, die er ſchon öfter mit beſtem Erfolg zu Hauſe in Italien und draußen in der Fremde angewendet und noch manches Mal mit eben ſo gutem Erfolg ſpäter anwendete. Es hat ſich gezeigt, daß oft in bewundernswürdig kurzer Zeit dieſe neugeſchaffenen Cantone, die einſt im organiſchen Zuſammenhang eines höheren Staatslebens, im tiefen Bewußtſein ihres politiſch-ſocialen Zuſammenhanges nur Friedens- und Freundſchaftsgefühle für ſich gehegt hatten, nun plötzlich Mißtrauen, Argwohn und Feindſchaftsgefühle gegen einander hegten. Denn nicht ſo ſehr die Aufhebung des politiſchen Zuſammenhangs, ſondern vielmehr des ſocialen, die Aufhebung des connubium, das Verbot der Heirathen zwiſchen den neugebildeten Nachbarrepubliken, ſtiftete den Hader zwiſchen ihnen. Das letzte Band des Zuſammenhanges wurde dadurch zwiſchen ihnen zerriſſen. Grade dies war eine durchaus römiſche Erfindung, die ſich in Italien aus den früheren Zeiten der Trennung der Patricier und Plebejer, der römiſchen Bürger und der Fremden herſchrieb, aus den alten römiſchen Rechtslehren des connubium und commercium, der Erlaubniß der Zwiſchenheirathen und des Verkehrs, deren Zugeſtändniß und Verweigerung eine ſo große Rolle in den politiſchen Zuſtänden Italiens ſeit alten Zeiten zu Hauſe geſpielt hatten, auf denen das ganze Verhältniß von Römern und Latinern beruhte. Jetzt wandte dieſe altitaliſchen Rechtsanſchauungen der römiſche Senat als Regierungsmaßregel auch in den nichtitaliſchen Gebieten zu ſeinem Nutzen an.

Es war in Griechenland eine mehr als tyranniſche Maßregel, zu der ſich auch die despotiſchſten Tyrannen nie emporgeſchwungen hatten. Allein ſie that ihre Wirkung beſſer, als die größten und gewaltſamſten Machthaber dergleichen zu erſinnen vermocht hatten.

Die zerriſſenen Glieder der alten macedoniſchen Monarchie zuckten unter dieſem politiſch-chirurgiſchen Experiment unter tödtlichem Schmerz, aber noch fühlte die blutig zerſchlagene Nation der Macedonier trotz aller römiſchen Regierungspfiffe ſich als eine organiſche Einheit und es half den Römern wenig, daß ſie alle Söhne der vornehmen Familien, die etwas am alten macedoniſchen Hoflager zu bedeuten gehabt, bei Todesſtrafe zwangen, nach Italien hinüber zu kommen, wo ſie ebenſo wie Perſeus und Genthius in verſchiedenen Städten internirt wurden. Denn ſo viel nationales Gefühl war im Volke ſelbſt, daß es auch ohne die Führung ſeines Adels die Römer und die von ihnen beſcheerte Cantonalfreiheit gründlich haßte. Es war deutlich, daß die macedoniſche Nation jede Gelegenheit benutzen würde, das drückende Joch Roms, welches allen ihren glorreichen Erinnerungen Hohn ſprach, abzuſchütteln. Und dieſe Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten. Die Römer aber haben es ſchwer zu fühlen bekommen, daß das Volk,

das den großen Alexander aus sich geboren, der es zu Ruhm und Sieg gegen den Perserkönig führte und ihm grade den Theil der Welt unterwarf, welcher bis heute noch von den europäischen Nationen nicht erobert, in der uralten politischen Selbstständigkeit dasteht, also das türkische Reich und die ihm benachbarten und verwandten Culturgebiete von Rom zwar erobert, aber nicht römisch gemacht werden konnten, während Europa doch Indien und fast China und Japan beherrscht. Das alte Reich Alexander's des Großen wartet noch immer auf einen neuen Alexander, wie Deutschland auf die Auferstehung seines im Berge entschlafenen Kaisers Barbarossa. Wie lange wird noch der Erbe Barbarossa's und Alexander's des Großen auf sich warten lassen? — Sie beide sind noch im Orient und Occident, gleichwie der künftige Messias der Juden, die mythischen Heroen, nach so viel Jahrhunderten mit dem Interesse genannt, das sich nur an politische Heilande knüpft, eine beneidenswerthe Reclame für die besten Kaufmanns-Firmen unserer Zeiten, die noch dazu gar kein Geld gekostet, sondern völlig umsonst ist.

Sie ist umsonst, weil das geistige Bedürfniß nicht minder groß als das physische für sie ist. Diese beiden welthistorischen Gebiete, deren nunmehrige Regulirung täglich dringender wird, warten ihres Helden.

Die Regulirung des Gebiets der alten hellenischen Culturländer war damals den Römern zugefallen und sie mußten sich widerwillig in diese Aufgabe fügen. Allein es wurde ihnen doch sehr schwer, sich in die wunderlichen, hellenischen politisch-socialen Verhältnisse zu finden, von denen sie in Italien und im ganzen Occident, nicht einmal in Karthago oder Massalia und seinen Colonien zu ihrem Glück irgend Gelegenheit gehabt hatten, auch nur einigermaßen ähnliche Zustände kennen zu lernen. Denn in Hellas fanden die Römer politische Verhältnisse, deren Möglichkeit ihnen auch nicht im Traume vorstellbar gewesen wäre. Sie fanden eine erstaunliche geistige Bildung, die weit über alle ihre Vorstellungen hinausging, begleitet von hoher Volksbegabung, neben der größten politischen Versunkenheit, vor der es den Römern grauste. Sie fühlten sich also gegen dieses Griechenleben, wie es ihnen in der nackten Wirklichkeit begegnete, halb angezogen und abgestoßen; vorzüglich von den Erscheinungen einer völlig bestialischen Wuth der Leidenschaft, die sich der althellenischen Cantone grade am meisten bemächtigt zu haben schien. Es wird in unseren Zeiten, wenn man den schrecklichsten Schrecken bezeichnen will, an die französische Revolution erinnert. Allein dieser Zustand war eigentlich in den letzten Zeiten Griechenlands der normale, wobei es nur einige mildere Ausnahmezustände gab. Denn fast jeder dieser kleinen Staaten war in zwei Parteien zerrissen, sobald die eine siegte, war dies das Signal zu Raub, Mord und Verbannung für die

unterliegende Partei. Was nicht umkam, mußte emigriren, suchte in der Fremde das bittere Brot des Verbannten, stets auf die günstige Zeit lauernd, wo es vergönnt wäre, in die Heimath zurückzukehren und dann an den Feinden das Recht der Vergeltung zu nehmen für die bittere Angst und Noth, den Ruin des Vermögens, das stets eingezogen wurde. Oft fanden diese Exulanten auch gute Aufnahme bei den nächsten Nachbarn, wo sie die wüthendsten Feinde gegen ihr Mutterland wurden. Sie brauchten nur über die nahe Grenze zu springen, um ihres Lebens sicher zu sein. Aber es machte ihnen nichts, daß sie damit zu den erblichen Landesfeinden ihres Vaterlandes übergingen, um in der nächsten Nähe wie in einem beobachtenden Grenzlager zu wohnen und bei der ersten Gelegenheit mit Hülfe dieser Landesfeinde sich wieder in ihr Vaterland zurückführen zu lassen.

So war es allmälig zum natürlichen Herkommen geworden in diesen griechischen Republiken, daß immer die starke Minorität ihrer Bürger in der Verbannung, auf Reisen war, indessen die Majorität zu Hause über ihr Eigenthum schaltete und waltete nach Belieben.

Die Römer, welche die griechische Bildung aus den ewig denkwürdigen, edlen und herrlich schönen Werken der Kunst und Literatur der guten Zeiten Griechenlands kennen gelernt, und deren Gedanken dadurch aus ihrer strengen, mühseligen, arbeitsvollen, prosaischen Werktagsthätigkeit, aus ihrem fast militärisch pünktlichen Dasein in eine poetische Welt der Ideale befreit und erhoben waren, sie mußten doch irre werden an diesen hellenischen Menschen, welche von der Genialität ihrer Vorfahren, die auch keine Engel waren, aber deren Ge- und Verbrechen durch das göttliche Siegel des Genius verklärt waren, nicht die geringste Spur besaßen, welche immer die erhabensten und idealsten Reden im Munde führten und deren Thun eitel Betrug, Verstellung und bestialische Grausamkeit war. Lange hatte die ehrfurchtsvolle Scheu vor den Nachkommen der von ihnen hochverehrten Vorfahren angehalten. Die Römer waren rathlos geworden, wie sie sich dieser unmündigen und vor Alter kindisch gewordenen hellenischen Nation annehmen sollten.

Allein die vorwiegende Niederträchtigkeit dieser verkommenen Urenkel der Hellenen, denen Rom durch die Griechenstädte von Unteritalien seine ersten und besten Culturvorstellungen bereits in den frühesten Zeiten seines Daseins zu danken hatte, nöthigte die Römer, endlich unter dieser versunkenen Bevölkerung Ordnung zu machen, und zwar nach ihrem durchgreifenden Sinne. Die Art, wie sie diese Aufgabe auffaßten und lösten, zeigt, daß ihr angebornes staatsmännisches Talent ihnen dabei zur Seite stand. Denn weit entfernt, in roher Weise die eigenen römischen Institute und Anschauungen ihres Staatswesens den Griechen zu octroyiren, schlossen sich die Römer in voller Humanität ihren einheimischen herkömmlichen Maximen dabei an. Sie trafen

richtig ihre Wahl unter den streitenden Parteien, und Diejenigen, welche ihnen untauglich oder mißliebig schienen für die von ihnen beabsichtigte neue Ordnung der Dinge, versetzten sie nach Italien, wie die unruhigen Ligurerstämme nach Benevent versetzt waren, denn nur da waren sie ihrer sicher.

Die Römer schlossen sich also hierin gänzlich dem hellenischen Herkommen an, indem sie den hellenischen Grundsatz der Politik, daß die unterliegende Partei durch Verbannung unschädlich gemacht werden müßte, völlig den griechischen Staatsmaximen anpaßten, nur mit dem Unterschiede, daß die Vornehmsten unter den griechischen Feinden nicht eher Frieden genossen, als bis es ihnen klar wurde, daß Rom mit dieser von den Hellenen abgeborgten Maßregel nicht das alte Wiege- und Schaukelsystem fortsetzen, sondern durch Absorbirung der ewigen Friedensstörer in dem eigenen römischen Lande der zurückbleibenden Bevölkerung in der alten Heimath Gelegenheit schaffen wollte, eine einigermaßen erträgliche Ordnung herzustellen. Natürlich war die Partei, welcher Rom daheim das Leben ließ, die römerfreundliche, die aristokratische, oder vielmehr die besitzende.

Denn nur mit den besitzenden Klassen mochten die Römer anknüpfen, nachdem sie erfahren hatten, welche Gräuel die nichtbesitzenden in Griechenland angerichtet hatten. Sie hatten es mit eigenen Augen angesehen und mit Schaudern in Griechenland selbst erlebt, daß, um des schnöden Geldes willen, das ihnen freilich fehlte, die Böotier ihre Nachbarn blos deshalb mit Krieg überzogen, um Geld zu bekommen, und daß die Aetoler nur deshalb eine Amnestie für ihre Verbannten ergehen ließen, um sie in ihre Gewalt zu bekommen, sie umzubringen, so daß sie wegen deren Güter, die schon eingezogen waren, jetzt, da die Eigenthümer des großen Grundbesitzes so richtig todt waren, daß der Todtenschein in der Hand der Aetoler war, keine Besorgniß um künftige Prätendenten ihrer Erbschaft haben konnten.

So konnten den Römern allmälig über diesem griechischen Wesen, diesem wissenschaftlich und künstlerisch scheinheiligen und bürgerlich gräulichen, die Augen aufgehen.

In Epirus hatten sie ein kurzes Ende gemacht. Dieses Land hatte sich, fast durch Nothwendigkeit gezwungen, an Perseus angeschlossen. Aber weil sie es für ebenso gefährlich hielten wie Macedonien, ward es bei der Rückkehr der römischen Truppen mit einem Vernichtungskriege überzogen. Ueber 50 größere Orte sanken in Asche, an 150,000 Gefangene wurden in die Sklaverei verkauft. Es waren die Ueberlebenden. Wie viel tapfere Epiroten mögen zuvor im Kampfe gefallen sein. Die Heimath des Pyrrhus, der einst mit den Kräften von Epirus um die Existenz von Rom gefochten, wurde jetzt bei Gelegenheit — en passant — vernichtet. Es war ein Maßstab,

nach welchem die Griechen die indeſſen zum Koloſſalen angewachſene Römerkraft hätten meſſen können.

Aber ihre Augen waren geblendet durch die innere Wuth ihrer Parteileidenſchaften, die ihr Land auch jetzt noch zerfleiſchten, wo der Landesfeind in ihren Grenzen ſchaltete und waltete, ohne daß ſie es hindern konnten.

Denn der Blick nach oben, in die blendende Gewalt der Römer war ihnen geraubt. Sie hatten nur ein Auge für ihre altherkömmliche Parteiwirthſchaft, und daß die Gegenpartei durch das furchtbare in die helleniſche Wagſchale geworfene Gewicht überwog, erſchien faſt nur als ein zufälliges Ereigniß für dieſe leichtſinnigen Hellenen, welche an ihrem politiſchen Horizont die von fern her wirkenden Urſachen dieſes Umſchwunges wenig beachteten, weil ſie längſt gewöhnt waren an Parteiwechſel, welche für ſie wenig mehr bedeuteten, als unangenehme Witterungsänderungen.

Denn ſo weit war in der That das helleniſche Staatenſyſtem herabgekommen.

Dieſer elende Zuſtand ward dadurch noch beſchleunigt, daß die Römer aus den widerſtandsfähigſten Gebieten die tüchtigſten und einflußreichſten Männer, namentlich aus Aetolien und dem Gebiet des achäiſchen Bundes, nach Italien hatten kommen laſſen. In der Heimath hatten dadurch ihre Gegner, die römiſch geſinnte Partei, volle Willkür mit und ohne Beachtung der Formen, die unterliegende Partei auf das Grauſamſte zu drücken, zu verfolgen. In Aetolien übernahm dieſe Rolle mit Meiſterſchaft Lyſiscus, in Epirus der gewaltſame Charops. In Böotien war es Mnaſippus, in Akarnanien ein gewiſſer Chremes, welche beide ſo würdige Muſter nach Kräften wo möglich zu überbieten ſuchten, was freilich nicht ſo leicht war, da Lyſiscus gleich auf einmal nicht weniger als 500 ſeiner Landsleute auf offnem Markte hatte über den Haufen rennen laſſen, und zwar, was noch mehr auf ſich hatte, durch römiſche Soldaten, was die Römer zwar gemißbilligt hatten, jedoch ohne Lyſiscus, die biedere Seele, die es ſo treu mit ihnen meinte, von ſeinem Poſten zu vertreiben. Ebenſo ernteten die landesverrätheriſchen, aber römertreuen Athener — und bei ihnen gab es keine helleniſche Patriotenpartei, wie in Aetolien — den goldenen Lohn für ihre politiſche Niederträchtigkeit und für ihre philoſophiſche und rhetoriſche Univerſitätsvirtuoſität, welche dem bildungsdürftigen Römeradel ſchon ſo viel brauchbare und demüthige griechiſche Hauslehrer herangezogen hatte. Denn wie verächtlich die Griechen auch den Römern bei näherer Bekanntſchaft erſcheinen mochten, der Schimmer der griechiſchen Bildung war ihnen unentbehrlich geworden, wie die Pfiffigkeit des Winkelconſulenten, den er verachtet, dem Bauer.

Denn ſogar der alte Cato, der ſein Leben lang Alles gering geſchätzt hatte, was nicht römiſch war, gab doch ſoweit der Zeitſtrömung nach, daß

: auf seine alten Tage noch Griechisch lernte, um seinem Sohne aus dem iner Meinung nach so vielen unnützen und schädlichen gelehrten Kram und Zust das wenige Gute und Nützliche aufzuzeichnen. Aber die Repräsenanten desselben, die Athener, fanden Gnade vor den Augen des römischen Senats. Er schenkte ihnen auf ihre Bitte Haliartos und die Inseln Delos nd Lemnos.

Dafür legte sich um so schwerer die gewaltige Hand der Römer auf ie beiden noch übrigen Staaten, welche in den griechischen Gebieten, und war jenseit des ägäischen Meeres, noch einige Bedeutung hatten, obwohl sie isher den Römern die größte Freundschaft und Anhänglichkeit bewiesen atten, Rhodos und Pergamon.

Die Insel Rhodos war ein sehr mächtiges Eiland durch seinen Handel nd seine Kriegsflotte, noch mehr aber durch seine wohleingerichtete Verassung. Der politische Verstand, der durch sie sich zu entwickeln Gelegenheit efunden, machte die Republik fähig, sich mit ähnlicher Kraft und Sicherheit wischen den kolossalen Monarchien von Aegypten, Syrien und Makedonien nd den kleinen Fürstenthümern der asiatischen Küste zu bewegen, wie etwa m Mittelalter Genua und Venedig. Rhodos hatte mit kluger Auffassung er neuen Weltverhältnisse erkannt, daß fortan der Schwerpunkt derselben in Rom liege. Es hatte danach gehandelt, sich eng an Rom angeschlossen nd Rhodos' Kriegsflotte hatte in den Griechenkriegen, namentlich gegen Philipp und Antiochos, den Römern die wesentlichsten Dienste geleistet.

Rom, dessen Politik es gebot, indem es die Großen klein machte, die kleinen groß zu machen, freilich so, daß sie im Ganzen genommen immer lein blieben, hatte auch Rhodos belohnt für seine nützliche Bundesgenossenchaft, daß es ihm jenes dem Eilande gegenüber auf dem Festlande gelegene Lykien schenkte, dieses herrliche Land, durchzogen von den Gebirgszügen, die ich vom Hochgebirge des Tauros abzweigen und bis zur Küste sich erstrecken, und von fruchtbaren Thälern, die sich nach Mittag und dem mittelländischen Meere zu öffnen.

Dieses Land blühte im herrlichsten Wohlstand, wovon uns ein unglaublicher Reichthum von Städte-, Gräber-Bauten und Theater-Ruinen, vielleicht die wohlerhaltensten des Alterthums, Kunde geben.

Sie sind zahlreich versehen mit Inschriften, in griechischen Buchstaben geschrieben, nebst einigen andern, die nach griechischen Mustern erfunden, sich an die lykische Sprache anschmiegen. Aber sie sind nicht griechisch; lesbar wie die etruskischen, sind sie doch bis jetzt den Gelehrten, wie diese, unverständlich geblieben, obgleich die sogenannten bilingues, die Inschriften in lykischer Sprache mit beigegebener griechischer Uebersetzung, nicht selten sind. Doch auch diese haben bis auf wenige sicher übersetzbare Worte das Ver-

ständniß der lykischen Sprache bis jetzt noch wenig gefördert. Man weiß noch nicht recht, welcher Nation, welchem Sprachstamme das lykische Volk angehörte, und auch die neueste Publication von M. Schmidt in Jena hat in den knapp gemessenen Resultaten seiner Studien, die nur wenige Folioseiten einnehmen, nur wenig gefördert. Nur eins läßt sich sagen, daß diese Inschriften mit griechischen Buchstaben, denen einige andere, wie durch Uebereinkunft zugefügte, sich zugesellen, später entstanden sein müssen als die griechische Cultur, eben wegen der griechischen Buchstabenform. Soll eine Conjectur, eine aus der allgemeinen Situation abgeleitete Vorstellung über dieses räthselhafte Volk geäußert werden, so ist die natürlichste, daß die Lykier einen Theil der Urbevölkerung des Hochgebirges von Kleinasien, des Taurus, bildeten, der sich in Lykien zu conserviren die beste Gelegenheit gefunden. Denn Lykien ist für Kleinasien das wahre Schweizeralpen-Gebiet und von den Absenkern des Centralgebirgsstocks nach Süden zu wie eine Gebirgsfestung rings mit himmelhohen Bergzügen ummauert. Sie erheben sich nahe der Küste bis zu 5000 und 7000 Fuß im Osten und Westen und in der nördlichen Tiefe des Landes bis über 8000 Fuß, und zwar so, daß sich hier Hochgipfel an Hochgipfel reiht. Im Norden des westlich angrenzenden Kilikiens giebt es eben so hohe Berggipfel, allein nur in einzelnen Erhebungen, wie sie ebenfalls die Ostalpen Oesterreichs neben den Westalpen der Schweiz aufzuweisen haben.

Dieses kleinasiatische Schweizeralpen-Gebiet hatte Rhodos officiell durch die römische Schenkung für treue Dienste vom römischen Senat erworben, wahrscheinlich deshalb, weil es schon längst durch seinen überwiegenden Handel und Reichthum diese Gebirgsgebiete und die nach den Rhodos gegenüber liegenden Riviera-Gebieten sich öffnenden Thäler in commerzieller und finanzieller Beziehung beherrschte, wie etwa Bern das Berner Oberland.

Die Insel Rhodos war also eine reiche und kriegerische Republik, deren Flotte das Meer beherrschte, außerdem aber das herrlichste Alpenland von Kleinasien. Es war viel mächtiger als irgend ein hellenischer Staat der damaligen Zeit. Rhodos war damals der mächtigste Hellenenstaat. Die Verfassung von Rhodos war sehr gut und die Handhaber derselben hatten die Republik mit ungewöhnlicher Einsicht und Geschicklichkeit eine lange Reihe von Jahren rühmlich geführt.

Da geschah es, daß eben jener Q. Marcius Philippus, der seinen Gastfreund Perseus mit seiner ränkevollen Politik im Kampfe gegen Rom seiner besten Waffen beraubt hatte, auch die mächtigste Republik der Hellenen, deren Kriegsflotte das ägäische Meer beherrschte, ebenfalls durch eine schändliche Intrigue zu Falle brachte. Der Krieg mit Perseus war den Rhodiern sehr unbequem gekommen. Sie hätten es gern gesehen, wenn sein Königreich

ein Bollwerk gegen die römiſche Uebermacht in Griechenland zu erhalten
weſen wäre, welches auch ihnen als ein Schutzmittel gegen dieſelbe gedient
tte. Quintus Marcius kannte dieſe politiſchen Geſinnungen der Rhodier
s dem Grunde, denn er war ein vollendeter Diplomat, obgleich er als
ldherr nur einen mäßigen Ruhm erworben hatte. Aber er wußte ſehr
hl, daß ihn ſeine Anlagen nicht zum Feldherrn, ſondern zum Diplomaten
ſtimmten. Es gelang ihm mit dieſen die Rhodier auf's Glatteis zu führen.
: ſtellte ihnen vor, daß die Römer einen Vermittler wünſchten in dieſen
impfen auf dem griechiſchen Continent, daß die Rhodier berufen wären,
:ſen drohenden Kampf zu verhindern und alle Streitigkeiten auszugleichen,
:nn ſie ſich als Friedensvermittler aufzuthun den Muth hätten. Dem bos-
ften und verrätheriſchen römiſchen Philipp gelang es, die bethörten Rho-
:r zu einer Geſandtſchaft nach Rom zu veranlaſſen, welche den Frieden
iſchen Rom und Perſeus vermitteln ſollte, als dieſer noch in den Waffen
nd als mächtiger, heereskräftiger Fürſt.

Aber die von den beſten Abſichten erfüllte rhodiſche Geſandtſchaft, welche
h auf ihre alten Verdienſte für Rom ſteifte, fand beim römiſchen Senat
cht nur taube Ohren, ſondern kräftigen Widerwillen.

Wie konnte es ſich die kleine Griechenrepublik nur herausnehmen, einen
ngriff zu wagen in die Entſchließungen der ſouveränen, ſchon weltbeherr-
enden Signoria von Rom. Die rhodiſche Geſandtſchaft wurde hingehalten,
lange der Krieg mit Perſeus währte, und als er für Rom glücklich hin-
sgeführt war, da erfuhren die unglücklichen Rhodier, was es bedeute, in
oms Entſchließungen eingreifen zu wollen. Zum Unglück war einem der
eſandten im Unwillen über die hochmüthige Behandlung ein eben ſo hoch-
üthiges Wort entſchlüpft, das genügte, den Entſchluß des Senats feſtzu-
llen, daß dieſe rhodiſche Republik gedemüthigt und unſchädlich gemacht
:rden müßte. Die Satanspolitik des Q. Marcius Philippus hatte alſo die
ſten Früchte getragen.

Die rhodiſchen Geſandten, als der Krieg gegen Perſeus ſo glänzend
ſchloſſen war, ahnten, noch in Rom verweilend, die ſchlimmen Folgen der
rohworte ihres thörichten Collegen und beeilten ſich, durch die unterwür-
ſten Glückwünſche zum Siege über König Perſeus den hochmögenden Senat
n Rom zu ihren Gunſten umzuſtimmen. Allein es war zu ſpät. Die
ndliche Abſicht der Rhodier war in Rom erkannt, der Senat von Rom
tte die politiſchen Gedanken der rhodiſchen Republik durchſchaut und war
ng einig darin, auch dieſen letzten Hort helleniſcher Bildung lahm zu legen.

Eine mildere Auffaſſung des Benehmens der rhodiſchen Republik wäre
:ilich wohl nahe gelegt geweſen, wenn Rom überhaupt Luſt

gehabt hätte, ihr in seine Regentenpläne über den Osten Aufnahme zu verstatten.

Denn der Handel von Rhodos, auf dem sein ganzer Wohlstand beruhte, war durch den makedonischen Krieg nahezu vernichtet, und der souveräne Pöbel, der durch diese Handelskrisis der großen rhodischen Kaufmannshäuser darbte und hungerte, hatte die Regierung gedrängt, eine schnelle Auskunft zu treffen, um der bittersten Noth zu entgehen.

Solche Entschuldigungen galten aber in Rom wenig, denn es galt, die letzte griechische Republik, die noch einige Kraft hatte und die sie bewiesen durch nachhaltige Unterstützung der Römer in ihrem Zerstörungswerk des griechischen Staatsorganismus, unschädlich zu machen. Deshalb fanden die Rhodier beim Senat taube Ohren bei allen ihren Vorstellungen und es half ihnen gar nichts, als sie im Bewußtsein der für sie jetzt verzweiflungsvollen Lage, da Makedonien durch die römische Gewalt niedergeworfen und also dieses letzte Bollwerk gegen ihre Freiheit vernichtet war, ein Blutbad unter den sogenannten Patrioten, den Führern der Partei des souveränen demokratischen Unverstands, anrichteten.

Der boshafte und pfiffige Q. Marcius Philippus feierte seinen Triumph. Es war ihm trefflich gelungen, die Rhodier in's Verderben zu führen. Die wehrlose Republik mußte sich zu allen Bedingungen bequemen, welche ihr der Senat von Rom aufzulegen beliebte. Diese Bedingungen waren schrecklich.

Die schlimmste war der Verlust von Lykien. Damit war die ganze Herrlichkeit von Rhodos mit einem Male und plötzlich verschwunden.

Aber es war damit nicht genug. Die unglücklichen Rhodier versuchten das Aeußerste, eine Umstimmung in Rom zu Wege zu bringen in Gestalt eines anmuthigen und werthvollen Geschenkes, durch die Uebersendung einer überschweren goldnen Stephane, eines sehr werthvollen goldnen Kronenordens oder Kranzordens, wie es in Griechenland Mode war, der als ihre, nämlich der Griechen, höchste Ehrenbezeigung galt, nach Rom als Dank, daß die Römer auf den Antrag ihrer Feinde nicht sogleich einen Vernichtungskrieg beschlossen hätten. Es half Alles nichts, und half auch nichts, daß der alte Cato, ihr besonderer Patron und Beschützer, mit eindringlicher, ausführlicher Rede im Senat zu ihren Gunsten sprach. Die Besitzungen in Lykien, deren jährliche Revenüen sich auf 20,000 Thaler (120 Talente) belaufen hatten, blieben verloren. Außerdem ward ihnen der makedonische Markt verschlossen, auf den sie weder wie früher Salz führen, noch von demselben Bauholz kaufen durften. Dazu schufen den Rhodiern die Römer noch einen Handelsconcurrenten an der Insel Delos, die zum Freihafen von ihnen erklärt wurde.

Die Wirkung dieser römischen Maßregelungen auf die rhodischen Finanzen war furchtbar. Die Rhodier hatten von den Schiffen, welche unter

den Beinen der Koloſſalſtatue, deren beide Füße auf den beiden Ufern des Hafeneingangs ſtanden, zur Inſelſtadt einfuhren, in den guten, früheren Zeiten die jährliche Pauſchſumme von einer Million Drachmen (286,000 Thaler) an Doganagebühren eingezogen. Plötzlich verſchwand nun das Gewimmel der fremden Schiffe, und der Hafen, in dem ſonſt im dichten Gedränge Schiff bei Schiff lag, wo es ein Glück war, einen einigermaßen bequemen Standort zu gewinnen, wahrſcheinlich nur wiederum für ſchweres Geld, er erſchien leer und die wenigen einlaufenden Schiffe konnten ſich die beſten Plätze nach Belieben ausſuchen. Als das Jahr um war und die Rechnungen ſummirt waren, ergab ſich, daß Rhodos ſtatt der 286,000 Thaler nur 43,000 (150,000 Drachmen) eingenommen hatte. Das ſtolze Rhodos war damit nahezu ruinirt und die reichſten Kaufmannshäuſer dem Bankerott verfallen.

Das war der Dank von Rom für die faſt anderthalbhundertjährige treue Freundſchaft von Rhodos.

Keine beſſere Behandlung erfuhr Eumenes von Pergamon von den Römern. Sein Verbrechen beſtand nur darin, daß er ſich einen überwiegenden Einfluß auf die galatiſchen Stämme zu verſchaffen gewußt hatte, die ſich im Innern von Kleinaſien ein weites Land zu unterwerfen gewußt hatten. Sie waren noch völlig Gallier geblieben, Barbarenſtämme, die ihre aus Gallien überkommene Lebensart in Aſien fortſetzten, das alte Gauleben mit armſeliger Land- und Dorfwirthſchaft, die nur das Leben friſtete, und ſtets bereit, Jedem, der ihnen Geld bot, in den Kriegskampf zu folgen.

Dieſer kriegeriſchen Rüſtkammer, dieſes Zeughauſes nicht von todtem, ſondern lebendigem Kriegsmaterial, mußte das Königshaus von Pergamon unter allen Umſtänden enthoben werden, ebenſo wie die Rhodier der Herrſchaft von Lykien. Es war ſehr ſchwer für die Römer, einen Grund zu finden, dem treuen Eumenes, der ſich immer ſtreng auf dem Boden der Loyalität gegen Rom bewegt hatte, beizukommen.

Allein er wurde doch gefunden durch feile Creaturen der Römer, welche mit einer ſchon damals ſehr gebräuchlichen Virtuoſität in dieſen entarteten Bevölkerungen die niederträchtigſten Gerüchte zu verbreiten wußten, gegen welche ſich Eumenes wehrlos fand, weil er die Quelle derſelben, die Römer ſelbſt, nicht anzugreifen wagen durfte. Es wurde, freilich nicht wie jetzt mit Telegraphengeſchwindigkeit, emſig verbreitet, Eumenes wäre mit Perſeus, dem letzten Makedonierfürſten, in verrätheriſche Verbindungen getreten. Die geheimen Regierungscorreſpondenzen und Papiere des Perſeus waren in die Hand der Römer gerathen, als ihn die Römer gefangen nahmen. Natürlich des Perſeus Archiv wurde von den Römern auf das Sorgfältigſte durch-

forscht. Das Resultat dieser archivalischen Studien ergab eine Menge von Compromittirten, die nun mit Tod und Verbannung heimgesucht wurden.

Wie anders hatte Perseus' edler Vater Philipp verfahren, als er sich besiegt sah. Er hatte nichts für wichtiger gehalten, als solche für seine Anhänger und Freunde compromittirende Papiere dem Feuer zu überliefern und die übrig gebliebenen Gelder als unnützen Ballast, der ihm nichts mehr nützen konnte, wegzuwerfen. Perseus hatte diesen letzten ihm übrig gebliebenen Besitz, Geld und Archiv, wie ein Hausdrache und Geizhals krallenhaft festgehalten, bis dies Alles in die Gewalt der Römer fiel. Aber den römischen Spitzeln gelang es trotzdem nicht, auch nur ein einziges Document aufzufinden, welches Eumenes zum Vorwurf gereichte. Desto besser gelang es mit der Aufregung der griechischen Camarilla, durch boshafte Gerüchte Eumenes als Verräther gegen Rom zu brandmarken. Für schweres Geld sei er von Perseus bestochen worden, aber der Geizhals Perseus habe ihm seinen Verräthersohn nicht ausgezahlt. Allein Eumenes war selber so reich, daß er kein Geld brauchte. Man wollte aber in Rom ihn unter allen Umständen unschädlich machen und dazu war jedes Mittel gerecht. Ein so gerechtes Mittel war auch, Eumenes' Bruder, Attalos, der als Gesandter nach Rom gegangen war, um womöglich den römischen Zorn herabzustimmen, zu veranlassen, sich gegen Eumenes zu empören. Man hatte ihn in Rom auf das Freundlichste empfangen und ihm nahegelegt, er würde für eine solche Unternehmung der römischen Hülfe sicher sein.

Attalos war aber ein herzlich treuer Bruder seines königlichen Herrn, dessen Familie überhaupt, abweichend von den sonstigen Zuständen in den griechischen geringen und vornehmen Häusern, ein Muster von Einigkeit und Liebe war. Die Römer hatten sich in diesen Attaliden gänzlich geirrt. Da ließ sich kein Unkraut zwischen den Weizen streuen.

Es blieb ihnen also nichts übrig als die rohe Gewalt. Die Attaliden hatten manche Aehnlichkeit mit den Mediceern von Florenz. Sie waren bürgerlichen Herkommens wie diese und durch den Volkswillen zum Fürstenthum erhoben, dabei ebenfalls wie sie Verehrer der Wissenschaften und Gründer einer Bibliothek, deren Andenken verewigt worden ist durch das Material, auf welches diese Literatur geschrieben war, das Pergament, genannt nach der Hauptstadt der Attaliden, von Pergamon. Es hat sich nicht nur im ganzen Occident durch das Mittelalter hindurch bis zum Gebrauch des im zehnten Jahrhundert erfundenen Papiers als Schreibmaterial erhalten, sondern es ist auch in Abessynien, wohin die griechische und byzantinische Cultur sich verbreitet hat, bis in sehr späte Zeiten verwendet worden, wie davon zahlreiche Sammlungen in den abendländischen Bibliotheken aufbewahrt werden, während in dem mitten inne liegenden Aegypten das Schreibmaterial

Papyros (das Papier) sich bis zum Ausgang der römischen Herrschaft alten hat und sogar noch weiter, da sich in Italien und der romanischen weiz und Südfrankreich noch eine unzählige Menge von schriftlichen cumenten und Urkunden und anderweitigen Aufzeichnungen auf ägyptischem pyros erhalten haben, die ebenfalls in abendländischen Bibliotheken auf- ahrt werden.

Die Sammlung von Büchern, in welchen das geistige Leben der enischen Nation wie in einem Archive für die Nachwelt niedergelegt war, hah durch das Geschlecht der Attaliden nur als Erholungsbeschäftigung, Ausfüllung müßiger Stunden, während die schweren Arbeitsstunden gefüllt waren mit Unruhe, Angst und Bedrängniß und den schweren Er- ungen der Entschlüsse, wie zu handeln wäre in dem gefährlichen Ge- ge, welches das alte System jener Monarchien, die aus Alexander's Großen politischen Schöpfungen hervorgegangen waren, und das neue treten der römischen Weltmacht verursachten. Diese schwere Noth trieb nenes nach Italien, um persönlich zu versuchen, ob es ihm nicht gelingen hte, bessere Bedingungen für sich, seine Familie und sein Reich zu er- ken. Allein der römische Senat hatte für ihn taube Ohren und ließ ihn nicht vor sich kommen. Er ließ ihm sagen, als er in dem Hafen von Brun- um gelandet war, in Rom wären Könige so wenig als in Italien gern gesehen.

Quästor mußte ihm diese Botschaft überbringen, und er hatte den trag, ihn zu befragen, was er überhaupt in Italien wolle. Die brüske ge war für Eumenes, der stets ein treuer Bundesgenosse der Römer esen, so neu und so empörend zugleich, daß er in tiefster Bewegung ant- tete, er begehre gar nichts als schleunigst wieder abzureisen.

So kam er unverrichteter Sache wieder zu Hause an. Die Hegemonie : die galatischen Stämme, mit denen er für Roms Obmacht in Kleinasien n Antiochos so thätig gewirkt hatte, war verloren und er konnte froh , daß er, als sich nun die Waffen der Galater gegen ihn selbst wandten, sein kleines Gebiet von Pergamon für sich und sein Haus rettete.

Rom hatte natürlich auch diese galatischen Völkerstämme künstlich erregt, als sie ihren Dienst geleistet, beschwichtigt.

Diese Beschwichtigung geschah dadurch, daß die Römer den Galatern wilde Freiheit garantirten.

So waren also durch die Emancipation zweier Stämme, welche die ner bewirkt hatten, der Ureinwohner von Kleinasien, der Lykier, und der n Einwanderer, der Galater, den beiden einzigen Staaten, welche der Ausdrängung des Antiochos noch einige Bedeutung hatten, dem at der Rhodier und dem pergamenischen Reiche, die Sehnen ihrer Kraft hschnitten und Rom herrschte widerspruchslos in Griechenland und Klein-

asien, wie es über Italien und über die Küsten- und Inselgebiete des Mittelmeeres, der Mediterranea, herrschte.

Indeß konnte es doch ohne einen letzten Versuch nicht abgehen von Seiten der unterworfenen Griechen, sich der Drücker zu entledigen und vielleicht lag gerade dies in den Wünschen der Römer, welche immer noch — wenigstens die Führer der Actionspartei — in dem thörichten Wahn befangen waren, es komme nur auf eine recht einstimmige und allgemeine Kriegsanstrengung ihrer Landsleute an, um Heldenthaten zu leisten, welche ganz Griechenland durch den einzelnen Peloponnes und einige nordgriechische Verbündeten befreien könnten von der unerträglichen und verhaßten römischen Zwingherrschaft, die ihnen doch in Wahrheit gar nichts anderes zu Leide gethan, als ihnen mit einem mehr oder weniger starken Nachdruck die Andeutung zu geben, wie das Griechenvolk sich selbst aus seiner Versunkenheit durch eigene Kraft emporheben müßte, wenn es zu einer wirklichen Selbstregierung, das ist zur Freiheit gelangen könnte.

Allein die sehr deutlichen römischen Winke hatten bei den Griechen kein Verständniß gefunden. Es blieb nach wie vor bei der alten Mißregierung, welche im Frieden voll Greuel und im Kriege kraftlos war.

Die Griechen zeigten sich unfähig, im Frieden eine einigermaßen ehrbare politische Ordnung zu halten. Sie waren bankerott in staatsökonomischer und ethischer Beziehung. Die Wissenschaft der Ethik, der Moral hatten ihre Philosophen erfunden und höchst fein ausgearbeitet, allein diese Moral, welche uns mit ihrer feinen Ausarbeitung noch heute eben so wie damals den Römern imponirt, hatte nicht den geringsten Einfluß auf das praktische Leben, wo es stets galt, das Schändlichste zu thun, wenn es nur nicht in die Kategorie des Strafbaren fiel. Und nicht einmal diese Grenze wurde eingehalten, am wenigsten von den römischen Exulanten, welche jetzt in die Heimath zurückkehrten, vollgesogen von Haß gegen Rom, welches sie so lange Jahre in der Atmosphäre der strengen italischen Zucht hatte schmachten lassen. Es dauerte nicht lange, bis die achäischen Verbannten, ihrem Vaterlande endlich zurückgegeben, durch ihre glühenden, von Haß gegen Rom erfüllten Schilderungen die Landsleute mit ihrem Römerhaß so weit angesteckt hatten, daß sie für jede ruhige Ueberlegung ihrer eigenen politischen Zustände völlig unfähig waren und nur die politische Leidenschaft des Römerhasses das Uebergewicht bekam, welche die Gestalt der nervösen Ueberreizung annahm, der steten Begleiterin revolutionärer Zustände, so weit die Historiker, diese anatomischen Mediciner, die am Krankenbette oder Leichname der Völker Beobachtungen angestellt haben, überhaupt urtheilen können. Denn die aus der Verbannung in Italien heimgekehrten Greise, welche als kräftige Männer dorthin gegangen, trugen zwar weiße Haare nach Hause, aber ihr Herz war

ht roth-, nein, weißglühend geworden, sie waren wüste Republikaner ge-
rden, die als unlöschbarer Feuerbrand in die alte Heimath von den Römern
chleudert wurden und nicht verfehlten, den in Fülle aufgelagerten Zunder
Brand zu stecken. Von 1000 waren es etwa 300, welche die Heimath
ederſahen. An die 700 waren in Italien geblieben, nämlich todt, von
:am, Krankheit und dem plötzlichen Tode von der Hand des Henkers, ein
d, welcher diejenigen unter ihnen bedrohte, die ſich durch die Flucht ſelbſt
ranzioniren ſuchten, und nicht wenige unter ihnen vernichtete, weil die
ucht über das Meer von Brundusium nach Dyrrhachium doch immer ſchwer
d mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft war.

Die kleine Minorität der 300 von 1000 achäiſchen Notabeln dankte ihre
efreiung aus der italiſchen (babyloniſchen) Gefangenſchaft in erſter Reihe
n überwiegenden Einfluß des Scipio Aemilianus und der Maulfertigkeit
s von ihm damals ganz abhängigen großen Republikaners M. Porcius
to. Der ſehr vornehme für Rom, und darum ſicher durchſchlagende Kraft-
sdruck ſeiner Senatsrede über die achäiſchen Verbannten lautete etwa dahin,
wäre für das große Rom geradezu lächerlich, darauf zu beſtehen, daß eine
hl abgelebter Greiſe aus dem für Rom ſo unſchädlichen Griechenland als
end wie wichtige Perſonen ſollte zurückgehalten werden, als ob ſie im
tande wären, der römiſchen Republik Schaden zu bringen.

Der alte Cato hatte noch auf ſeine alten Tage Griechiſch gelernt. Er
ückte ſich ſehr pikant darüber im Senate ſo aus: Laßt immerhin Ulyxes
)dyſſeus) noch einmal in Polyphem's Höhle zurückkehren mit der gehor-
mſten Bitte, ihm doch den vergeſſenen Helm, den er in der Eile der Flucht
rückgelaſſen, wiederzugeben. Und in der That war es für die aus der
eimath verbannten Achäer eine Hölle, in die ſie zurückkehrten. Der Auf-
thalt in ihrer italiſchen Verbannung war unendlich beſſer geweſen als der
ihrer Heimath, wenn ſie nur im Stande geweſen wären, ihr Unglück ſo
itzlich zu verwerthen wie Polybios, der auch zu ihnen gehörte und in Ita-
n die großen Lehren der Politik durch eigene Beobachtung ſammelte, die
n befähigten, ſein großes Geſchichtswerk zu ſchreiben, welches uns die beſte
unde über die Zuſtände ſeines griechiſchen Geburtslandes bewahrt hat. Aber
: hatten in Italien nichts gelernt als Haß gegen Rom und nichts vergeſſen
n ihrer alten heimiſchen Praxis in Griechenland, der ſüßen Anarchie, die
›iglich in einer Abwechſelung von liſtigem oder grobem Unterſchleif. Be-
chung und dreiſter Vergewaltigung und Grauſamkeit, ſobald ſich die Gele-
nheit dazu günſtig zeigte, beſtand. In zwei Jahren war es ihnen gelun-
n, das ganze Land zu unterwühlen und es fand ſich bald bei den unaufhör-
hen Irrungen in Griechenland ein Anlaß, bei dem ſich der ganze angeſam-
elte Giftſtoff über das unglückliche Land ergoß. Auch hier ſollten es wieder

die Athener sein, welche die Ursache zum Ruin ihrer Landsleute wurden. Die Athener, welche die Crême der hellenischen höchsten Menschenbildung, wenn nicht erblich, so doch gepachtet hatten, waren in den vorangegangenen Kriegen durch Zwangscontributionen und die Folgen aller Kriege in Bezug auf den Handel, gänzlich zerstörten Verkehr, so völlig bankerott geworden, daß sie nicht aus noch ein wußten. Da entschlossen sie sich auf gut hellenisch, wie es damals allgemein bei den Griechen, auch im Norden des Peloponnes herkömmlich war, das Faustrecht anzuwenden — völlig so wie in den Zeiten des ausgebildeten Fehderechts im weiland heiligen römischen Reiche deutscher Nation — die Nachbarn räuberisch zu überziehen und von ihnen in aller Gemüthlichkeit so viel Geld zu erpressen, als man damals gerade brauchte. Die so unglücklich von Athen Gebrandschatzten waren die Bewohner von Oropos. Den Athenern gelang Alles nach ihren Wünschen. Die Oropier konnten sich nicht wehren und ihr Geld floß in die atheniſchen Kassen. Allein die damaligen Griechen hatten einen ganz besondern Zorn gegen diese exclusiven Athener, die den Hellenismus mit wohlfeilen philosophischen und rhetorischen Redensarten gepachtet zu haben glaubten. In ihren Handlungen waren sie durchaus nicht besser als die Athener. Allein sie verbrämten und verkleideten sie auch nicht mit hochklingenden Redensarten von Tugend und Vaterlandsliebe, mit Citaten aus der alten Literatur, sondern nahmen mit Gewalt — sans phrase — , was sie kriegen konnten. Dieses formelle und ideelle Maulheldenthum der Athener, welches, in die Sprache des Lebens übersetzt, sich gar nicht von der Praxis der übrigen, sonst sehr ungebildeten, aber in Bezug auf faustrechtliches Raufsystem äußerst aufrichtigen] Hellenen in der Sache selber unterschied, brachte unter diesen weniger industriell denkenden Nachbarstädten der Athener einen ungeheuren Haß zu Stande. Die Oropier machten ein furchtbares Geschrei, nicht nur in Hellas, sondern auch in Rom über boshafte Vergewaltigung von Seiten der Athener und der Senat von Rom mußte schon irgend etwas in der Sache dieser Schreier thun. Von der vornehmen Signoria, welche damals schon über beinahe das ganze Gebiet, welches später das römische Reich hieß, mittelbar oder unmittelbar gebot, wurde ein mit höchster Vollmacht ausgestattetes Collegium ernannt, welches in diesen griechischen Wirrwarr durch ein richterliches Erkenntniß, wo nicht Klarheit, so doch praktische Entscheidung und Abschluß bringen sollte.

Da gelangten aber, wie die drei Könige aus Morgenland, drei vornehme philosophische Professoren der Universität Athen in Rom an als Gesandte der gepriesenen Stadt, die zungenfertigsten Maulhelden, welche Athen damals aufzutreiben im Stande war. Der Nimbus von Bildung und idealer Geistigkeit, welcher Athen damals in der Meinung der höchstgebildeten Römer

umgab, war fast so groß, wie der, in welchem es in Frankreich, England und Deutschland seit dem Reformationszeitalter bis zu unseren, der Alten Tagen erglänzte. Die ersten Familien Roms rissen sich förmlich darum, diese atheniſchen Jugenderzieher in ihren Gesellschaften glänzen zu lassen. Das Resultat ihrer Mission war also durch ihr bloßes Auftreten in Rom ein für sie höchst befriedigendes. Vergeblich hatte der alte Cato alle seine populäre Beredtsamkeit diesem Griechentaumel, der sich Roms bemächtigt hatte, entgegengestellt. Er mußte zufrieden sein, daß die seinem Patriotismus höchst unbequemen Gäste endlich von Rom abzogen, nachdem sie erreicht hatten, daß die an Athen gestellte Geldforderung von 500 auf 100 Talente (von 750,000 Thalern auf 150,000) vom römischen Senat ermäßigt wurde (155 v. Chr.; 599 d. St.). Natürlich zahlten auch diese Summe die Athener, durch den siegreichen Zungendreſcherfeldzug ihrer drei Philosophen ermuthigt, ebenfalls nicht. Die durch das römische Orakel sehr entmuthigten und herabgestimmten Oropier ließen sich jetzt den Vorschlag zur gutwilligen Auseinandersetzung gerne gefallen. Er bestand darin, daß Oropos eine atheniſche Besatzung erhalten und dadurch ein beglückter Theil des (durch Rede) großen Athen werden sollte. Der Vertrag enthielt nur die einzige für Oropos günstige Clausel, daß, falls die atheniſche Besatzung sich Ungebührlichkeiten gegen die Oropier herausnehmen sollte, Oropos wiederum aus dem großen atheniſchen Reichskörper ausscheiden und seine frühere Cantonalsouveränität erhalten sollte. Fünf Jahre hatte man sich unter diesen Bedingungen vertragen, als die Athener, sicher geworden, die Forderungen höher spannten und als darüber in Oropos Widersetzlichkeiten vorkamen, geschah es, daß die attische Besatzung sie mit Gewalt erdrückte, wobei es nicht ohne Vergewaltigungen oropischer Bürger abging. Die Oropier erklärten dies für einen Bruch der friedlichen Verträge und verlangten den Abzug der atheniſchen Besatzung und die alte Freiheit. Athen weigerte sich, darauf einzugehen und Oropos, um zu seinem Rechte zu kommen, wandte sich um Hülfe an die Achäer.

Diese hatten sehr bald begriffen, daß ihnen ein sehr gefährliches und faules Geschäft angetragen war, bei der Gunst, in der Athen bei dem gewaltigen Rom stand, und wiesen die Bitte der Oropier zurück. Allein diese schlauen Duodezpolitiker kannten ihr Terrain sehr gut. Sie kannten die schwache Seite des damaligen Strategen im achäischen Bunde, des Menalkidas. Sie boten ihm zehn Talente, wenn er ihnen Hülfe schaffte. Augenblicklich war Menalkidas ganz überzeugt von der Gerechtigkeit der oropischen Angelegenheit. Er bestach mit einer geringeren Summe den eben so edlen Kallikrates, und nun brachten diese beiden trefflichen Biedermänner mit großer Beredtsamkeit den achäischen Bund unter die Waffen, um den despotischen Unterdrückern, diesen boshaften Athenern zu zeigen, daß Treue und Redlichkeit noch in Griechenland geübt würde.

Die Athener hatten nicht sobald von diesem Entschluß der Achäer Kunde erhalten, als sie ihnen auf gleiche Weise zuvorzukommen beschlossen. Sie fielen über den kleinen Störenfried, Oropos, mit Uebermacht her und plünderten es so völlig aus, daß jede Hülfe der Peloponnesier für Oropos wenigstens zu spät kommen mußte, zum fürchterlichen Ruin des unglücklichen Ortes. Doch als nun das peloponnesische Heer, wie früher bei nördlichen Kriegszügen so häufig nach abgemachter Sache, erschien, und der achäische Strateg Attika mit rächendem Plünderungszuge zum Lohne für die vorweg genommene Entscheidung heimsuchen wollte, weigerten sich die Contingente von Sparta, dabei mitzuhelfen, und der achäische Strateg sah, daß unter diesen Umständen seine Heeresmittel für eine solche Unternehmung nicht ausreichend waren. Allein sie waren doch ausreichend, dem unglücklichen Oropos den letzten Schweiß- und Blutstropfen auszupressen, die ungeheure Summe von zehn Talenten; zu diesem kleinen Geschäft hatte sich Menalkidas, der Strateg der Lakedämonier, mit Freuden mitzuwirken bereit erklärt und die Truppen, die vor einer Plünderung Attika's zurückgeschreckt hatten, waren jetzt ganz willig. Oropos zahlte also, von Gott und Welt, von Rom und Athen verlassen. Aber bei der Theilung der Beute, die auf halb und halb verabredet war zwischen den lakonischen und achäischen Contingenten, kam es zum Hader. Menalkidas weigerte sich als Empfänger die Hälfte der Summe an Kallikrates abzutreten. Dafür klagte dieser den Menalkidas auf Hochverrath an, natürlich nicht wegen der nicht verabfolgten fünf Talente, sondern wegen der boshaften Intriguen, die er in Rom angesponnen, um Lakonien und Sparta von der achäischen Bundesgenossenschaft abzureißen. Es war eine Anklage auf den Tod. Menalkidas wußte, was es für ihn zu bedeuten habe. Jetzt ward Diaeos zum Strategen des Bundes gewählt. Zu diesem begab sich Menalkidas und bot ihm die Summe von drei Talenten, wenn er ihm in seiner jetzigen Noth helfen wollte. Dieses vertrauliche Anerbieten fand bei Diaeos Gehör, und er wußte den schlimmen Fall so geschickt zu wenden und zu drehen, daß Menalkidas durch die Abstimmung der Majorität rein wie die weißeste Unschuld aus dem Handel hervorging. Aber die überstimmte Minorität war um so leidenschaftlicher erregt über die Feilheit und Corruption ihrer obersten Vertrauensmänner, ihrer in Italien zu Freiheitsmärtyrern gewordenen Landsleute, die sie jetzt an's Regiment berufen hatten und die nun selbst nach der italischen Gefangenschaft, die sie doch in sittlicher Beziehung für ihr Vaterland hätte läutern sollen zu dem reinen politischen Golde, sich als die Feilsten unter den überhaupt damals für Geld stets feilen Griechen offenbart hatten. Dabei ging der Hader zwischen Sparta-Lakedämon und Achaja fort und beide Parteien bereiteten sich zum Kriege. Die Spartaner, welche sich als die Schwächeren fühlten, suchten sich durch

List zu stärken, nachdem die diplomatischen Mittel, Beschickung der einzelnen Bundesstädte der Achäer, mißlungen waren. Sie erklärten den Achäern, sie wären ganz bereit, die auch ihnen lästigen Ruhestörer aus dem Lande zu entfernen unter Bann und Acht, womit sich die achäischen Behörden zufrieden erklärten. Allein die Guten hatten nicht begriffen, um was es sich in Sparta handelte. Dieses hatte seine Patrioten zwar verbannt, sogar nachträglich, als sie weit fort waren, zum Tode verurtheilt, aber deshalb nicht hindern können — und vorzüglich auch nicht wollen, daß sich diese Verbannten nach Italien und Rom wandten, um dort dem Senate das ihnen angethane brennende Unrecht mit der herkömmlichen griechischen Zungenfertigkeit zu erklären. Es waren im Ganzen vier und zwanzig Männer, die hochstehendsten des Landes, unter denen sich auch Menalkidas befand. Als die Kunde davon nach Achaja gelangte, kam der Schrecken über die beiden Führer des Bundes, Diaeos und Kallikrates. Sie erkannten die Gefahr, in der sie schwebten. Geschwind ließen sie sich ebenfalls von Bundes wegen nach Rom absenden, um ihre Feinde in Rom selbst zu bekämpfen, nachdem sie versäumt hatten, sie im Peloponnes zu vernichten, woran sie Niemand hätte hindern können, wenn sie den Krieg gegen Sparta rücksichtslos geführt hätten. Kallikrates erreichte Rom nicht, er starb unterweges. Diaeos war eines bittern Feindes dadurch ledig, den ihm jetzt nur die gemeinsame Gefahr genähert hatte, und begann mit um so frischerer Energie sich mit Menalkidas in einer Weise herumzuzanken, wie sie nur den damaligen Griechen eigen war, und die den Römern, wenn sie dessen nach ihren nachgerade genugsam gesammelten Erfahrungen bedurft hätten, einen tiefen Einblick in die Verwahrlosung griechischer Zustände zu eröffnen geeignet war. Es ekelte ihnen davor und da sie beide Parteien für gleich gut, das heißt schlecht erkannt und erfunden hatten, gaben sie ihnen den Bescheid, sie würden Bevollmächtigte in den Peloponnes absenden, um dessen Angelegenheiten an Ort und Stelle zu prüfen und ordnen zu lassen.

Allein die Römer hatten damals alle Hände voll zu thun auf den weiten Gebieten, die ihnen mittelbar oder unmittelbar gehorchten, sie waren in große Kriege verwickelt, in Verhältniß zu denen die Angelegenheit des Peloponnes zu einer winzigen Polizeisache zusammenschrumpfte. Sie hielten es daher der Mühe nicht werth, die Sendung der Bevollmächtigten für den kleinen Peloponnes mit großem Eifer zu betreiben, und dieser große Mikrokosmos, welcher an hellenischem Größenwahnsinn litt und sich einbildete eine Welt für sich zu sein, war erstaunt, daß die angekündigte Senatorenmission nicht erschien. Diaeos und Menalkidas benutzten diese Frist, um nach ihrer Parteistellung ganz entgegengesetzte Behauptungen über die Meinung des Senats in Umlauf zu bringen. Hörte man den Achäer, so war Rom ganz auf Seiten der

Achäer, hörte man den Anderen, so war es ganz entschieden günstig für Sparta. So waren die beiden Parteien der Fanatisirung überlassen und Alles drängte zum Kriege.

Dieser Krieg schien nur um so bequemer in Bezug auf römische Einmischung, als damals auch in Makedonien die Kriegsflamme gegen Rom in ungeahnter Wuth emporloderte. Ein Prätendent der makedonischen Fürstenkrone, der sich einen Sohn des Perseus nannte, ihm zum Sprechen ähnlich und dabei redebegabt, tapfer und kriegsverständig — die römische Partei sagte, er wäre eines Walkers Sohn, Andriskos, aus Adramyttion in Kleinasien gebürtig — war in Makedonien erschienen und hatte wie durch Bezauberung das Volk gewonnen durch sein königliches Benehmen und die Aehnlichkeit mit seinem letzten Fürsten, dessen Sturz auch das Land moralisch und materiell in's Elend gebracht hatte. Die königstreuen, politisch vernichteten Makedonier waren mit Begeisterung seinen Fahnen zugeströmt. Die thrakischen Häuptlinge des Nordens hatten sich ihm angeschlossen. Der neue Philipp drang mit einem Heere über die Grenzen von Thessalien und gewann eine Stadt nach der andern. Zwar gelang es dem Scipio Nasica, welcher von Rom aus nach Griechenland gesendet war, um die dortigen Zustände zu erkunden und das Nöthige vorzusehen und anzuordnen, durch schnelles Aufgebot der disponibeln griechischen Heereskräfte, unter denen die achäischen die besten waren, die Makedonier wieder über die thessalischen Grenzen nach Norden zu werfen. Aber der römische Feldherr, der den Auftrag hatte, mit römischen Truppen — es war eine volle Legion — den Aufstand in Makedonien niederzuschlagen, richtete gar nichts aus, sein Heer wurde von dem Andriskos-Philippos gänzlich besiegt, und der größte Theil desselben lag todt auf dem Schlachtfelde. Dies waren die Ereignisse des Jahres 149 v. Chr.; 605 d. St. Der Erfolg war groß für den Sieger. Von allen Seiten drängten sich Truppen unter seine Fahnen, und er konnte sich mit ihrer Hülfe des größten Theiles von Thessalien bemächtigen. Hätte der peloponnesische Bund seinen Vortheil verstanden, er hätte alle seine Kräfte mit denen des neuen Philipp verbunden. Aber er rührte sich nicht, vielleicht aus dem alten herkömmlichen Haß gegen Makedonien. So hatten die Achäer die letzte herrliche Gelegenheit versäumt, die Römer, welche sie doch so gründlich haßten, mit einigermaßen ebenbürtigen Kräften anzugreifen.

Denn schon hatte der römische Senat einen seiner vorzüglichsten Generale, Q. Caecilius Metellus, mit bedeutenden Heeresmassen über das Meer geschickt, um dem immer weiter um sich greifenden Kriegsbrande ein Ziel zu setzen. Metellus entsprach völlig dem Vertrauen, welches der römische Senat in ihn gesetzt hatte. Der Verlust eines Reitertreffens bei Pydna wurde seltsamer Weise für die Römer ein Gewinn, weil Andriskos-Philippos,

durch diesen Sieg zu thörichter Ueberhebung über seine Kräfte verleitet, sich entschloß, einen bedeutenden Theil seiner Truppen nach Thessalien zu werfen, um dort den Aufstand gegen Rom zu organisiren.

Allein Metellus hatte kaum erfahren, daß durch diese Absendung die Streitkräfte in Makedonien verringert waren, als er mit allen ihm zu Gebote stehenden Heereskräften einen gewaltigen Stoß auf die Hauptmacht der Makedonier unternahm. Es kam zur Entscheidungsschlacht, welche die Römer glänzend gewannen, so daß der makedonische Prätendent gezwungen war, sein Land zu verlassen und in den thrakischen Norden sich zu retten. Metellus konnte jetzt auch auf den Peloponnes sein Augenmerk richten, wo die verblendeten Achäer thörichter Weise bei den großen Entscheidungskämpfen über die griechische Halbinsel nur den Muth gewonnen hatten, über ihre Nachbarn herzufallen, in der Hoffnung, bei dem großen Erdbeben etwas für sich zu räubern. Die Achäer wollten eben über die Spartaner herfallen, als eine Botschaft des Metellus ihnen Halt gebot (148 v. Chr.; 606 d. St.). Es war diese Botschaft eigentlich für Kleinasien bestimmt, sie sollte nur im Vorbeigehen diese peloponnesische Bagatelle, als auf ihrer ersten Station, abmachen.

Allein sie stieß auf die territorialen achäischen Hartköpfe, die sich den Feldzug gegen die Spartaner einmal vorgenommen hatten. Die römische Intervention wurde von den Achäern rund abgewiesen. Man hatte sich zu dieser Kühnheit erhoben, weil die angekündigte Gesandtschaft der römischen Senatoren immer noch ausgeblieben, auf welche Metellus die Achäer vertröstete, und weil die Achäer immer noch außerordentliche Ereignisse für die allgemeine griechische Angelegenheit vom makedonischen Norden erwarteten, ohne jedoch zu versuchen, in diese allgemein griechischen Angelegenheiten selbstständig einzugreifen. Die Bevölkerungen des Peloponnes beharrten auch jetzt immer noch in ihrer altherkömmlichen Isolirung den allgemeinen griechischen Angelegenheiten gegenüber. Sie wollten oder konnten nicht den ganz veränderten Zustand der griechischen politischen Zustände erkennen und beharrten mit bäurischer Energie bei ihren althergebrachten Anschauungen. Damokritos, der zweite Bundeshauptmann, führte die achäischen Streitkräfte gegen Sparta, und in einer mit großer Erbitterung durchgefochtenen Schlacht siegten die Achäer über die weit geringere Zahl der Spartaner völlig. Auf gut hellenisch wurde dieser Sieg lediglich von Damokritos benutzt, um die spartanische Landschaft gründlich auszurauben und auszuplündern.

Die Achäer aber, welche deren wirkliche Eroberung verlangt hatten, waren über ihren Feldherrn so empört, daß sie ihn zur Zahlung von 50 Talenten verdammten. Eine so ungeheure Summe konnte er natürlich nicht

Achäer, hörte man den Anderen, so war es ganz entschieden günstig für Sparta. So waren die beiden Parteien der Fanatisirung überlassen und Alles drängte zum Kriege.

Dieser Krieg schien nur um so bequemer in Bezug auf römische Einmischung, als damals auch in Makedonien die Kriegsflamme gegen Rom in ungeahnter Wuth emporloderte. Ein Prätendent der makedonischen Fürstenkrone, der sich einen Sohn des Perseus nannte, ihm zum Sprechen ähnlich und dabei redebegabt, tapfer und kriegsverständig — die römische Partei sagte, er wäre eines Walkers Sohn, Andriskos, aus Adramyttion in Kleinasien gebürtig — war in Makedonien erschienen und hatte wie durch Bezauberung das Volk gewonnen durch sein königliches Benehmen und die Aehnlichkeit mit seinem letzten Fürsten, dessen Sturz auch das Land moralisch und materiell in's Elend gebracht hatte. Die königstreuen, politisch vernichteten Makedonier waren mit Begeisterung seinen Fahnen zugeströmt. Die thrakischen Häuptlinge des Nordens hatten sich ihm angeschlossen. Der neue Philipp drang mit einem Heere über die Grenzen von Thessalien und gewann eine Stadt nach der andern. Zwar gelang es dem Scipio Nasica, welcher von Rom aus nach Griechenland gesendet war, um die dortigen Zustände zu erkunden und das Nöthige vorzusehen und anzuordnen, durch schnelles Aufgebot der disponibeln griechischen Heereskräfte, unter denen die achäischen die besten waren, die Makedonier wieder über die thessalischen Grenzen nach Norden zu werfen. Aber der römische Feldherr, der den Auftrag hatte, mit römischen Truppen — es war eine volle Legion — den Aufstand in Makedonien niederzuschlagen, richtete gar nichts aus, sein Heer wurde von dem Andriskos-Philippos gänzlich besiegt, und der größte Theil desselben lag todt auf dem Schlachtfelde. Dies waren die Ereignisse des Jahres 149 v. Chr.; 605 d. St. Der Erfolg war groß für den Sieger. Von allen Seiten drängten sich Truppen unter seine Fahnen, und er konnte sich mit ihrer Hülfe des größten Theiles von Thessalien bemächtigen. Hätte der peloponnesische Bund seinen Vortheil verstanden, er hätte alle seine Kräfte mit denen des neuen Philipp verbunden. Aber er rührte sich nicht, vielleicht aus dem alten herkömmlichen Haß gegen Makedonien. So hatten die Achäer die letzte herrliche Gelegenheit versäumt, die Römer, welche sie doch so gründlich haßten, mit einigermaßen ebenbürtigen Kräften anzugreifen.

Denn schon hatte der römische Senat einen seiner vorzüglichsten Generale, Q. Caecilius Metellus, mit bedeutenden Heeresmassen über das Meer geschickt, um dem immer weiter um sich greifenden Kriegsbrande ein Ziel zu setzen. Metellus entsprach völlig dem Vertrauen, welches der römische Senat in ihn gesetzt hatte. Der Verlust eines Reitertreffens bei Pydna wurde seltsamer Weise für die Römer ein Gewinn, weil Andriskos-Philippos,

h dieſen Sieg zu thörichter Ueberhebung über ſeine Kräfte verleitet, entſchloß, einen bedeutenden Theil ſeiner Truppen nach Theſſalien zu ſen, um dort den Aufſtand gegen Rom zu organiſiren.

Allein Metellus hatte kaum erfahren, daß durch dieſe Abſendung die eitkräfte in Makedonien verringert waren, als er mit allen ihm zu Ge- ſtehenden Heereskräften einen gewaltigen Stoß auf die Hauptmacht der kedonier unternahm. Es kam zur Entſcheidungsſchlacht, welche die Rö- glänzend gewannen, ſo daß der makedoniſche Prätendent gezwungen war, Land zu verlaſſen und in den thrakiſchen Norden ſich zu retten. Me- s konnte jetzt auch auf den Peloponnes ſein Augenmerk richten, wo die lendeten Achäer thörichter Weiſe bei den großen Entſcheidungskämpfen : die griechiſche Halbinſel nur den Muth gewonnen hatten, über ihre hbarn herzufallen, in der Hoffnung, bei dem großen Erdbeben etwas für zu räubern. Die Achäer wollten eben über die Spartaner herfallen, eine Botſchaft des Metellus ihnen Halt gebot (148 v. Chr.; 606 d. St.). war dieſe Botſchaft eigentlich für Kleinaſien beſtimmt, ſie ſollte nur im beigehen dieſe peloponneſiſche Bagatelle, als auf ihrer erſten Station, achen.

Allein ſie ſtieß auf die territorialen achäiſchen Hartköpfe, die ſich den Feld- gegen die Spartaner einmal vorgenommen hatten. Die römiſche Interven- wurde von den Achäern rund abgewieſen. Man hatte ſich zu dieſer nheit erhoben, weil die angekündigte Geſandtſchaft der römiſchen Sena- n immer noch ausgeblieben, auf welche Metellus die Achäer vertröſtete, weil die Achäer immer noch außerordentliche Ereigniſſe für die allgemeine chiſche Angelegenheit vom makedoniſchen Norden erwarteten, ohne jedoch verſuchen, in dieſe allgemein griechiſchen Angelegenheiten ſelbſtſtändig ein- reifen. Die Bevölkerungen des Peloponnes beharrten auch jetzt immer) in ihrer altherkömmlichen Iſolirung den allgemeinen griechiſchen Ange- nheiten gegenüber. Sie wollten oder konnten nicht den ganz veränderten tand der griechiſchen politiſchen Zuſtände erkennen und beharrten mit riſcher Energie bei ihren althergebrachten Anſchauungen. Damokritos, zweite Bundeshauptmann, führte die achäiſchen Streitkräfte gegen Sparta, in einer mit großer Erbitterung durchgefochtenen Schlacht ſiegten die er über die weit geringere Zahl der Spartaner völlig. Auf gut hel- ſch wurde dieſer Sieg lediglich von Damokritos benutzt, um die ſparta- e Landſchaft gründlich auszurauben und auszuplündern.

Die Achäer aber, welche deren wirkliche Eroberung verlangt hatten, wa- über ihren Feldherrn ſo empört, daß ſie ihn zur Zahlung von 50 Ta- n verdammten. Eine ſo ungeheure Summe konnte er natürlich nicht

aufbringen und ging, wie beabſichtigt war, als Verbannter außer Landes. Statt ſeiner wurde jetzt Diaeos zum Strategen ernannt (147 v. Chr.; 607 d. St.). Er gab ſogleich der Forderung des Metellus nach, und der Krieg gegen Sparta wurde eingeſtellt. Aber er verſtand durch Drohungen und Verſprechungen die Ortſchaften der ſpartaniſchen Landſchaft auf diplomatiſchem Wege zu bewegen, daß ſie zur Eidgenoſſenſchaft der Achäer übertraten. Die Spartaner ſahen ſich dadurch faſt iſolirt, und ihr Führer Menalkidas fühlte dieſe Noth ſeiner Heimath vielleicht am Tiefſten. Der Zorn über dieſe achäiſchen Intriguen riß ihn hin, mit einer Schaar gleichgeſinnter Landsleute über eine dieſer ungerecht von Damokritos gewonnenen Ortſchaften, Jaſon, ſich zu ſtürzen und ſie gänzlich zu vernichten. Es war eine Gewaltthat des oberſten Magiſtrats, welche Sparta die bitterſten Verlegenheiten bringen mußte. Es erhob ſich daher auch in Sparta ein ſo fürchterlicher Wuthausbruch gegen den maßloſen Menalkidas, daß er, von den Achäern und ſeinen Landsleuten zugleich angefeindet, nur noch im Tode einen Ausweg ſah und ſich vergiftete. Aber auch an die Achäer kam jetzt die Abrechnung. Denn die ſo lange angekündigte und ausgebliebene Geſandtſchaft der römiſchen Ordner in Griechenland hatte den Peloponnes betreten, an ihrer Spitze L. Aurelius Oreſtes, ein Mann von altrömiſcher Unerſchütterlichkeit und Rückſichtsloſigkeit.

Dieſer Aurelius Oreſtes — es war damals in Rom förmlich Mode geworden, auch bei den vornehmſten Familien griechiſche Spitznamen anzunehmen — alſo dieſer Oreſtes, wie ſein Namenspatron, trat unter den Achäern als Rächer auf, wie ihn Homer nennt: „denn von Oreſtes ſoll die Blutrache kommen für den Atriden Agamemnon.“

Aurelius Oreſtes rief die Achäer zur Verſammlung nach Korinth und machte hier die einfache Mittheilung, daß der Beſchluß und Wille des römiſchen Senates dahin gehe: erſtlich ſollte Herakleia im griechiſchen Norden (am Oeta), ferner Orchomenos in Arkadien, endlich Korinth, Argos und Sparta fortan für ſich beſtehen und dem achäiſchen Bunde nicht mehr angehören. Es war ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel, der plötzlich in die Verſammlung fiel, ungefürchtet, ungeahnt.

Um ſo ſchrecklicher war die Wirkung. Die Verſammlung ſtob auseinander, als die furchtbaren Paragraphen vom römiſchen Geſandten verleſen waren, ohne die rhetoriſch-diplomatiſche Motivirung derſelben abzuwarten. Die Beauftragten des Bundes riefen in verzweiflungsvoller Wuth das Volk zur Verſammlung und verkündeten ihm, Rom habe die Vernichtung des Achäerbundes beſchloſſen durch die Forderung, daß alle ſeine theuer erworbenen Gebiete ſeit dem Frieden nach der Schlacht bei Kynoskephalä ihm verloren ſein ſollten. Es erfolgte ein furchtbarer Wuthausbruch des Volkes, der ſich

unächst auf die am Meisten verhaßten Spartaner ergoß, von denen viele egenwärtig waren. Sie wurden wie die wilden Thiere des Waldes gehetzt, o man sie erblickte, wie in einer sicilischen Vesper, wobei sie zum Unglück hre spartanische Kleidung kenntlich machte. Nur wenige entgingen dem Tode, enn es ihnen gelang, sich zu verbergen, oder wenn sie zwar schwer aber icht tödtlich verwundet waren. Viele von ihnen suchten Rettung im Quarier der römischen Gesandten. Aber auch dahin drangen die mordschreienden chäischen Insurgenten, und vergebens suchte der vornehme Aurelius Orestes urch sein Dazwischentreten der wilden Bewegung Einhalt zu thun. Er ie seine senatorischen Collegen wurden gröblich beleidigt von der Meute es losgelassenen achäischen Pöbels, und sie konnten ihren Göttern danken, aß es ihnen endlich gelang, mit Lebensgefahr in ihre römische Heiath zu entkommen, weil so sehr alle Bande des Gehorsams in der wühenden Aufregung gelöst waren, daß selbst die einheimischen achäischen Obrigeiten unfähig waren, dem leidenschaftlichen Aufstande entgegen zu treten. Die römische Gesandtschaft selbst wurde von dem Pöbel mißhandelt und kehrte chleunigst nach Italien heim. Orestes hatte schlechte Geschäfte gemacht mit einem Einschüchterungssystem, welches die entgegengesetzte Wirkung wie anche Arznei durch zu starke Dosis hervorgebracht und in Rom gründlich emißbilligt wurde, da es dem Senat zu seinen anderweitigen Verlegenheiin, den Kriegen in Spanien, Afrika und Makedonien, einen neuen peloponesischen Krieg in Aussicht stellte, obgleich der Senat es seiner Würde entegen erachtete, diese Mißbilligung auch den Achäern gegenüber anzuerkennen. enn es hätte darunter der Nimbus der höheren Stellung der römischen enatsbeschlüsse leiden können, welche auf die fremden Nationen wie ein unbänderliches Fatum wirken sollten.

Als aber nach diesem revolutionären Wuthausbruch die Aufregung der chäer sich schnell gelegt hatte, und sogar bald Zittern und Zagen vor der mischen Rache an dessen Stelle getreten war, und die Achäer eine Gesandtaft nach Rom schickten, um abzubitten, was durch Mißhandlung der römischen Gesandten an der Majestät des römischen Volkes gefrevelt war, da nnte auch der römische Senat, da seiner Würde Genugthuung gegeben war, n Reuigen ein mildes Antlitz zeigen, besonders da diese Milde den Römern einen ungelegenen Krieg ersparte. Eine neue römische Gesandtschaft nter dem Vortritt des milden Sextus Julius Caesar erschien im Pelopones. Man verlangte nur die Bestrafung der Rädelsführer bei den Insulrungen der vorigen Gesandten. Es wurde nur friedliche und freundliche useinandersetzung mit Sparta verlangt. Die ganze Notabilität der Verammlung war völlig einverstanden mit den römischen Forderungen, und Alles eß sich ganz friedlich an. Da trat plötzlich eine völlige Umkehr in der

Volksstimmung ein, wie sie nur in entarteten demokratischen Verfassungen möglich, wenn irgend ein populärer Mann an den Unverstand und die Leidenschaft der Menge appellirt, wenn er auch selbst noch so unverständig ist. Dies große Kunststück brachte der leidenschaftliche Diaeos zu Stande. Er wußte dem blöden Haufen sehr deutlich und anschaulich darzustellen, daß die unglaubliche Milde der Römer nur dadurch erklärbar sei, daß sie selbst in der äußersten Bedrängniß wären. Es wäre also der richtige Moment, durch frischen Angriff auf Sparta — denn die Achäer waren immer noch blos von Haß gegen die nächsten Nachbarn durchdrungen und belebt — endlich sich der Gefahr dieses bösen Nachbarn zu entledigen.

So fiel die Wahl, die unberechenbar demokratische, auf den Kritolaos, einen wilden, bornirten Fanatiker (146 v. Chr.; 608 d. St.), der sich mit einer Schaar Gleichgesinnter umgab, und nun war es nicht mehr zweifelhaft, daß die sonderbarsten und äußersten Beschlüsse von wegen des achäischen Bundes gefaßt werden würden. Es war unter diesen Umständen ganz vergebens, daß der milde und gute Sextus Julius Caesar alle Mittel der Ueberredung anwandte, um die Achäer von ihren Beschlüssen abzubringen. Denn Kritolaos zog von Ort zu Ort und fanatisirte die Bevölkerungen gegen Rom, und Sextus Julius begriff, daß für ihn im Peloponnes nichts mehr zu thun sei. Er begab sich mit seinen Gesandtschaftscollegen nach Hause, zwar in etwas besserer Haltung als sein Vorgänger Orestes, der vor dem Volksaufstand hatte fliehen müssen, aber mit demselben Resultat. Auch er hatte mit den bornirten achäischen Hartköpfen durch seine Milde eben so wenig etwas ausrichten können wie Orestes mit seinem Terrorismus.

Der römische Senat mußte also, da es ihm mit der Milde eben so wenig wie mit der Strenge bei den Achäern geglückt war, zur Gewalt schreiten. Er that es sehr ungern, Angesichts der anderweitig drohenden Kriegsgefahren. Allein es mußte doch geschehen, wenn Rom nicht zum Gespött für die kleine peloponnesische Halbinsel werden wollte. Rom konnte also die Kriegsentscheidung nicht umgehen.

Metellus, welcher eben mit den aufständischen Makedoniern fertig geworden war und nach dem römischen Senatsbeschluß das Land nunmehr einfach in eine römische Provinz verwandelte, hatte doch immer noch so viel Herz für Griechenland, daß er einen letzten Versuch machte, dem unglücklichen Lande einen Krieg zu ersparen, um so mehr, da er seinem Nachfolger, der schon angekündigt war, dem L. Mummius, nur ungern den Ruhm gönnte, den Abschluß zu machen in einem Handel, den er durch die Unterwerfung von Makedonien doch schon im Wesentlichen entschieden hatte. Denn nachdem er mit kräftiger Hand den Schlußstein des Gewölbes der griechischen Machtstellung herausgerissen durch die Vernichtung der makedonischen Nation,

es nur noch eine Zeitfrage, und zwar eine sehr kurze Spanne Zeit, in-
halb welcher das darauf ruhende Gebäude der Griechenstaaten in sich zu-
menstürzen mußte. Metellus wollte die Bewohner derselben, ehe sie un-
den Trümmern desselben begraben wurden, unbeschädigt herausführen in
neue Haus, das ihnen die Römer bauen wollten. Eine Gesandtschaft der
ner unter Papirius erschien, im Geiste des milden Sextus Julius die
üther der Achäer zu beschwichtigen. Sie richtete gegen die systemati-
Agitation, in welche Kritolaos die Achäer versetzt hatte, so daß er auch
Massen für sich gewonnen hatte durch das Verbot, es sollten keine Schuld-
en in dieser vaterländischen Noth mehr angenommen werden — und die
schuldung des geringen Volkes war eine fast allgemeine — nichts aus,
Kritolaos vermochte es bei dieser Stimmung des Volkes durchzusetzen,
der Krieg gegen Sparta erklärt wurde. Es war eine indirecte Kriegs-
rung gegen Rom selbst, welches über Sparta seine schirmende Hand ge-
hatte. So beschloß also auch der römische Senat den Krieg gegen die
ier, und in seinem Auftrage marschirte Metellus mit seinen Truppen aus
kedonien nach Süden. Auch Kritolaos war ihm entgegen gezogen nach
den zu, es war ein nicht zu tadelnder Versuch, auch den Norden unter
Waffen gegen Rom zu rufen, und wenn das Glück gut war, auch Ma-
nien von Neuem zu insurgiren. Zunächst war das Ziel der achäischen
trebungen, Herakleia am Oeta, das früher dem Bunde angehört, dann
: auf Veranlassung des Machtspruches des Aurelius Orestes von dem
nde und zwar freiwillig abgefallen war, wiederum mit Gewalt zum Ge-
am zu bringen. Allein schon hier fand Kritolaos den erbittertsten Wi-
tand. Vergebens lagerten die achäischen Heerhaufen vor Herakleia, wäh-
› die Römer in ihren regelmäßigen Märschen näher und näher kamen.
er diesen Umständen regte sich in Griechenland keine Hand für Kritolaos.
hatte gar nichts ausgerichtet, stand einsam wie in einem fremden Lande
seiner achäischen Bürgerwehr vor dem uneinnehmbaren Herakleia und
nur Rettung für sich und seine Leute im Rückzuge.

Aber dieser rettete ihn nicht. Denn der schnell nachdringende Metellus
richtete die Fliehenden in der Nähe des lokrischen Skarpheia. Kritolaos,
überhaupt kein strategisches Genie war, obgleich er höchst anerkennens-
the demagogische Talente besaß, die ihn in seine jetzige militärische Stel-
g befördert hatten, fand, gänzlich überrascht durch die, gleich Sturzwellen
s Seesturmes auf ihn heranbrausenden Heeresmassen, nicht die Zeit, seine
ppen geordnet dem Feinde entgegenzuführen. Die Achäer wurden mit
eheurem Verlust geworfen, eine Menge Gefangener gemacht und der un-
ge Feldherr selbst — er besaß nur den Titel, nicht die Eigenschaften eines

solchen — kam um, man hat nie erfahren, wie. Denn nicht einmal sein Leichnam wurde gefunden.

Was von dem geschlagenen Heere noch übrig blieb, zerstob in wildem Schrecken und flüchtete dem Süden zu. Aber jetzt standen auch die Phokier, durch deren Gebiet sie flohen, für die Römer auf und erschlugen noch über tausend Achäer.

Der Sieger Metellus fühlte als solcher ein menschliches Rühren für die entarteten Nachkommen der großen hellenischen Nation. Er versuchte es noch einmal in Güte. Schon als er vor Theben erschien, ließ er die von den Einwohnern verlassene Stadt, welche das Schrecklichste fürchteten, nicht plündern, sondern forderte sie auf, in ihre Heimath zurückzukehren, da er ihnen nichts zu Leide thun würde. Die Thebaner segneten um so mehr den edlen Römer, als er nur einen von ihren Mitbürgern, den Pytheas, von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen, aber ihm ausreichende Zeit zur Flucht gelassen hatte, welche er natürlich dankend benutzte.

Je mehr sich Metellus jetzt dem Peloponnes näherte, desto kriegerischer wurde der Proletarier, der nichts zu verlieren hatte, desto mehr dem Frieden geneigt die besitzende Klasse. Es wurden zwischen dieser Frieden wünschenden Partei und Metellus Verhandlungen gepflogen und es schienen alle Hindernisse aus dem Wege geräumt zu sein für ein friedliches Abkommen zwischen Rom und dem achäischen Bunde.

Da war es der leidenschaftliche Diaeos, welcher dasselbe unmöglich machte durch seinen fanatischen übel angebrachten Kriegseifer. Indeß war er doch einigermaßen dadurch erklärt, daß Diaeos, der mit seinen Anhängern auf der römischen Liste der verlorenen Leute mit schwarzer Kreide angestrichen stand, sehr wohl sich bewußt war, daß er gar nichts zu verlieren hatte und daß nur eine günstige Kriegswendung ihn seinen Nöthen entreißen konnte. Er machte daher nothgedrungen diesen letzten Versuch für sich und seine Partei, die mit ihm das gleiche Interesse hatte, durch den äußersten Terrorismus gegen die ihm feindliche Partei, die besitzende Klasse. Er fanatisirte nicht nur die besitzlose Menge, sondern schrieb auch von den Wohlhabenden fast unerschwingliche Contributionen aus, um ein Heer auszurüsten, und da auch diese Mittel nicht genügten, so griff er zur äußersten Auskunft. Er glaubte von den Römern etwas gelernt zu haben, welche die Sklaven zur Landesvertheidigung ihren Herren entzogen im Hannibalischen Kriege und aus ihnen tapfere Regimenter bildeten. Nur war der Unterschied, daß die Römer diese Sklaven ihren Herren abkauften und ihnen damit noch keineswegs die Freiheit gaben, während Diaeos die Sklaven den Herren einfach entriß und ihnen die Freiheit versprach. Die Folge war, daß auch diejenigen Sklaven, die ihren Herren nicht entrissen waren, aufsässig und unehrerbietig wur-

:n, weil sie unmuthig waren, nicht auch zu dem Volksheer und zu der da- it verbundenen Freiheit aufgerufen zu sein. Allein es war doch dem)iaeos mit diesen Gewaltmitteln gelungen, eine Macht von 600 Pferden nd 14,000 Fußtruppen aufzubringen. Sie war erbärmlich an Zahl und)eschaffenheit gegen die 26,500 Römer des Mummius, Metellus' Nachfol- :r, unter denen 3500 Mann Cavallerie waren. Der Peloponnes befand ch bereits im Stadium des Größenwahnsinns, als er es wagte, Rom den rieg zu erklären und die Nachricht, daß Weiber und Kinder dem Heere achfolgten, sich an der Vernichtung der gottverhaßten Römer zu weiden, und i dem Griechenheere Wagen waren, um die Beute, welche den Römern ab- nommen werden sollte, fortzuführen, ist nicht unglaublich.

Die Griechen sollten in dieser Verblendung bis zum letzten Moment lassen werden. Denn die Römer in ihrer — und zwar besseren — Sie- sgewißheit verachteten die Griechenmacht so sehr, daß ihre Vorposten und zwar der nächsten Nähe des Feindes — es war auf dem Isthmus, der Land- ge, welche die Brücke von Nordgriechenland zum Peloponnes bildet — gar nicht einmal für der Mühe werth hielten, die Bewegungen des Fein- s zu beobachten, sondern sich der gemüthlichsten Ruhe überließen, d. h. dem chlafe, wie es Feldsoldaten gewöhnlich thun, wenn sie nichts zu thun haben.

Allein diese römischen Vorposten hätten doch besser gethan, ihren Dienst inktlich zu versehen, denn sie wurden in ihrer völligen Sorglosigkeit von n Achäern überfallen und ein großer Theil derselben niedergemetzelt. Nur nem kleinen Theil gelang es, sich in wilder Flucht auf das Gros des rö- ischen Heeres zurückzuziehen. Die thörichten Griechen waren durch diesen mseligen Erfolg so aufgeblasen, daß sie in Schlachtordnung heranrückten nd die Römer zum Gefecht herausforderten. Mummius zögerte nicht, die chlacht anzunehmen.

Das Treffen begann mit einem Reitergefecht, welches durch die unge- ure Uebermacht der Römer fast ohne Schwertstreich entschieden wurde. n besten wehrten sich die griechischen Hopliten. Aber auch sie wurden ld durch die immer wieder von Neuem in den Kampf rückenden frischen ruppen der Römer so völlig mürbe gemacht, daß die ganze Griechenmacht r dem Angriff der Römer zerstob und vernichtet wurde. Sie waren Sieger. iaeos, der Urheber dieses Ruins seiner Heimath, fand noch Zeit, in seine aterstadt Megalopolis zu entfliehen. Seiner fanatischen Natur blieb er s an's Ende getreu, er brachte sein Weib mit eigener Hand um, verbrannte n Haus und vergiftete sich. Er wollte sein Vaterland nicht überleben. o war sein Tod edler als sein Leben. Das römische Heer des Mummius nd nach der Schlacht auf dem Isthmus vor sich nur ein Schlachtfeld, das t Leichen bedeckt war. Was lebendig von dem achäischen Heere geblieben war,

solchen — kam um, man hat nie erfahren, wie. Denn nicht einmal sein Leichnam wurde gefunden.

Was von dem geschlagenen Heere noch übrig blieb, zerstob in wilden Schrecken und flüchtete dem Süden zu. Aber jetzt standen auch die Phokier, durch deren Gebiet sie flohen, für die Römer auf und erschlugen noch über tausend Achäer.

Der Sieger Metellus fühlte als solcher ein menschliches Rühren für die entarteten Nachkommen der großen hellenischen Nation. Er versuchte es noch einmal in Güte. Schon als er vor Theben erschien, ließ er die von den Einwohnern verlassene Stadt, welche das Schrecklichste fürchteten, nicht plündern, sondern forderte sie auf, in ihre Heimath zurückzukehren, da er ihnen nichts zu Leide thun würde. Die Thebaner segneten um so mehr den edlen Römer, als er nur einen von ihren Mitbürgern, den Pytheas, von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen, aber ihm ausreichende Zeit zur Flucht gelassen hatte, welche er natürlich dankend benutzte.

Je mehr sich Metellus jetzt dem Peloponnes näherte, desto kriegerischer wurde der Proletarier, der nichts zu verlieren hatte, desto mehr dem Frieden geneigt die besitzende Klasse. Es wurden zwischen dieser Frieden wünschenden Partei und Metellus Verhandlungen gepflogen und es schienen alle Hindernisse aus dem Wege geräumt zu sein für ein friedliches Abkommen zwischen Rom und dem achäischen Bunde.

Da war es der leidenschaftliche Diaeos, welcher dasselbe unmöglich machte durch seinen fanatischen übel angebrachten Kriegseifer. Indeß war er doch einigermaßen dadurch erklärt, daß Diaeos, der mit seinen Anhängern auf der römischen Liste der verlorenen Leute mit schwarzer Kreide angestrichen stand, sehr wohl sich bewußt war, daß er gar nichts zu verlieren hatte und daß nur eine günstige Kriegswendung ihn seinen Nöthen entreißen konnte. Er machte daher nothgedrungen diesen letzten Versuch für sich und seine Partei, die mit ihm das gleiche Interesse hatte, durch den äußersten Terrorismus gegen die ihm feindliche Partei, die besitzende Klasse. Er fanatisirte nicht nur die besitzlose Menge, sondern schrieb auch von den Wohlhabenden fast unerschwingliche Contributionen aus, um ein Heer auszurüsten, und da auch diese Mittel nicht genügten, so griff er zur äußersten Auskunft. Er glaubte von den Römern etwas gelernt zu haben, welche die Sklaven zur Landesvertheidigung ihren Herren entzogen im Hannibalischen Kriege und aus ihnen tapfere Regimenter bildeten. Nur war der Unterschied, daß die Römer diese Sklaven ihren Herren abkauften und ihnen damit noch keineswegs die Freiheit gaben, während Diaeos die Sklaven den Herren einfach entriß und ihnen die Freiheit versprach. Die Folge war, daß auch diejenigen Sklaven, die ihren Herren nicht entrissen waren, aufsässig und unehrerbietig wur-

ieſen Umſtänden endete das Jahr 146 v. Chr.; 608 d. St. Es war ſchein-
ar für Griechenland ein Moment ſeines Unterganges, weil die letzte Selbſt-
ändigkeit, ſonſt Freiheit genannt, darin erloſch. In der That war es aber
ir die Griechen eine Wohlthat. Denn in ihrer früheren Selbſtſtändigkeit,
as heißt in dem kläglichen politiſchen Zuſtande, in welchem ſie ſich befanden,
er nur zufällig bisher von außen nicht gefährdet war, war ihnen die that-
ichliche Freiheit längſt abhanden gekommen in den kleinlichen, aber darum
eſto brennenderen Parteileidenſchaften und grimmigeren Nachbarfehden. Die-
: waren durch das römiſche Machtwort plötzlich zum Schweigen gebracht
nd den Griechen neben der Ernüchterung die Muße zur ruhigeren Ueber-
gung über ihre factiſche Machtſtellung unter den politiſchen Gemeinweſen
es Zeitalters gegönnt. Die Behandlung, welche Griechenland von römiſcher
Seite erfuhr, war immer noch eine ſehr wohlwollende zu nennen. Es wäre
n Leichtes für die Römer geweſen, die griechiſche Nation bei ihrer dama-
gen Haltungsloſigkeit und Entartung zu zertrümmern und zu vernichten.
ber dies geſchah nicht, auch ohne den großen Einfluß des Polybios,
r bei den Römern in hohem Anſehen ſtand und der nach Griechenland ge-
lt war, um das Unglück ſeiner Landsleute zu mildern, wobei er auch im
tande war, unzähliges Unglück zu hindern oder doch zu mildern.

So geſchah es, daß Griechenland, nachdem es jetzt förmlich, wie ſchon
nge thatſächlich, ſeine politiſche Freiheit verloren hatte, eine verhältnißmäßig
quemere ſociale Exiſtenz unter römiſcher Oberherrſchaft gewann. Freilich
tte es auch in dieſer Beziehung unerſetzliche Verluſte zu tragen, wie den
s Handels von Korinth, das nun in Trümmern lag und eine Herzquelle
s Wohlſtandes gebildet hatte, die ſich in unzähligen Adern über das Land
goſſen hatte, und die Blutſauger, die römiſchen Kaufleute und Capitaliſten,
e ſich ſtets über die vom römiſchen Heere gewonnenen Gebiete, wie Geier,
elche Aas wittern, herſtürzten, waren auch nicht geeignet, dieſe Verluſte zu
ſetzen. Mit großem Geſchick verſtanden ſie die unendliche Geldpumpe als
anquiers im großen und kleinen Maßſtabe anzuſchrauben, welche dem
runtergekommenen Lande ſyſtematiſch das Vermögen entzog.

Allein die Griechen waren behende und geſcheute Leute. Es ſahen Alle,
elche nicht in ſehr guten Umſtänden waren, daß ihnen in der Heimath nur
n Hungerleben bevorſtand, daß ſie ihren Verhältniſſen in der Fremde zu
ülfe kommen müßten. Es waren natürlich anfangs nur Wenige, die den
erſuch machten und durch wirklichen oder ſcheinbaren Erfolg zur Nachfolge
fforderten, die bald ungeheure Dimenſionen annahm. Wie viel Auswan-
rungen hatte die griechiſche Nation erlebt ſeit den Zeiten, die Homer be-
ngt, nach Kleinaſien und ſeit den Zeiten des Herodot nach Perſien, wo ein
riecher Leibarzt des mediſchen Großkönigs wurde. Griechen hatten Sicilien

erobert, die schönsten Landschaften Süditaliens, ja Südfrankreichs besetzt, als Rom noch eine kleine Landstadt war. Sie waren unter der Führung des großen Alexander bis nach Baktrien und Indien vorgedrungen, überall ihre höhere Civilisation und Cultur den fremden, von ihnen Barbaren genannten, Nationen als Stempel aufdrückend. Jetzt begann eine neue, eine westliche Auswanderung nach dem weltbeherrschenden Italien und seinem Mittelpunkte Rom. Die ältesten Auswanderungen waren Eroberungszüge des jungen Adels gewesen, den Wikingerzügen der normannischen Seehelden vergleichbar, welche in Süd und Ost und West neue Hellenengebiete erschaffen hatten, alle am Meere oder in dessen nächster Nachbarschaft gelegen. Aber auch in dem Gefolge des großen Alexander waren die Griechen im fernen Osten als Herren aufzutreten in der Lage gewesen, weil sie als MitEroberer auftraten, wie etwa die heutigen Engländer in Indien gegenüber den eingeborenen Völkern. Allein aus der Demokratie sans phrase, welche den Schluß der griechischen Staatsentwickelung bildete und die sich daheim so übermüthig geberdete, ging eine sehr demüthige, fast lumpige Auswanderung nach Italien hervor, nicht zwar völlig so wie die jetzige aus der Schweiz nach Oberitalien, aus biedern Lastträgern und Bedienten und Stiefelputzern und Kaffeesiedern anstatt von reisigen Herren, welche das Land vor Jahrhunderten eine Weile nahezu beherrschten, aber doch neben diesen Kategorien aus sehr demüthigen, sehr gewandten, sehr verschmitzten, oft sehr verächtlichen Hauslehrern in den großen römischen Adelshäusern, Rhetoren und Philosophen, die keine Gelegenheit verschmähten, Geld zu machen, indem sie sich an ihre Herren wegwarfen und zu jedem, auch dem niedrigsten Dienste bereit waren. Es war der Fluch der heimischen social-demokratischen Verfassung, dieser Staatszusammensetzung aus unendlich vielen Nullen, daß es den aus dieser gemüthlichen Anarchie herausgerissenen Individuen an jeder Selbstschätzung und Selbstachtung gebrach, und so konnte sich der fast zum Spitznamen für die Griechen gewordene Ausdruck homo Graeculus für einen Griechen bei den Römern bilden und bis in Cicero's Zeitalter fortpflanzen, welcher nahe an die Bedeutung „erbärmlicher Grieche" streift.

Und dennoch übten diese verachteten Griechen einen ganz unberechenbaren Einfluß auf die römischen Zustände. Mit ihrer in der That höheren Bildung und der angeborenen Gewandtheit und Zungenfertigkeit ihres Volkes brachten sie ein neues Gährungselement in das römische Wesen, ähnlich wie die deutschen Hauslehrer in die altrussischen Zustände in unsern Tagen gebracht haben, was die altrussisch Gesinnten zu spät zu ihrem Schaden erkannt haben. Früher und zeitig hatte der alte Cato die Gefahr dieses griechischen Einflusses auf römisches Wesen erkannt und dagegen in seiner Art geeifert und gepoltert. Allein er richtete nichts damit aus, denn die Zeit-

diesen Umständen endete das Jahr 146 v. Chr.; 608 d. St. Es war scheinbar für Griechenland ein Moment seines Unterganges, weil die letzte Selbstständigkeit, sonst Freiheit genannt, darin erlosch. In der That war es aber für die Griechen eine Wohlthat. Denn in ihrer früheren Selbstständigkeit, das heißt in dem kläglichen politischen Zustande, in welchem sie sich befanden, der nur zufällig bisher von außen nicht gefährdet war, war ihnen die thatsächliche Freiheit längst abhanden gekommen in den kleinlichen, aber darum desto brennenderen Parteileidenschaften und grimmigeren Nachbarfehden. Diese waren durch das römische Machtwort plötzlich zum Schweigen gebracht und den Griechen neben der Ernüchterung die Muße zur ruhigeren Ueberlegung über ihre factische Machtstellung unter den politischen Gemeinwesen des Zeitalters gegönnt. Die Behandlung, welche Griechenland von römischer Seite erfuhr, war immer noch eine sehr wohlwollende zu nennen. Es wäre ein Leichtes für die Römer gewesen, die griechische Nation bei ihrer damaligen Haltungslosigkeit und Entartung zu zertrümmern und zu vernichten. Aber dies geschah nicht, auch ohne den großen Einfluß des Polybios, der bei den Römern in hohem Ansehen stand und der nach Griechenland geeilt war, um das Unglück seiner Landsleute zu mildern, wobei er auch im Stande war, unzähliges Unglück zu hindern oder doch zu mildern.

So geschah es, daß Griechenland, nachdem es jetzt förmlich, wie schon lange thatsächlich, seine politische Freiheit verloren hatte, eine verhältnißmäßig bequemere sociale Existenz unter römischer Oberherrschaft gewann. Freilich hatte es auch in dieser Beziehung unersetzliche Verluste zu tragen, wie den des Handels von Korinth, das nun in Trümmern lag und eine Herzquelle des Wohlstandes gebildet hatte, die sich in unzähligen Adern über das Land ergossen hatte, und die Blutsauger, die römischen Kaufleute und Capitalisten, die sich stets über die vom römischen Heere gewonnenen Gebiete, wie Geier, welche Aas wittern, herstürzten, waren auch nicht geeignet, diese Verluste zu ersetzen. Mit großem Geschick verstanden sie die unendliche Geldpumpe als Banquiers im großen und kleinen Maßstabe anzuschrauben, welche dem heruntergekommenen Lande systematisch das Vermögen entzog.

Allein die Griechen waren behende und gescheute Leute. Es sahen Alle, welche nicht in sehr guten Umständen waren, daß ihnen in der Heimath nur ein Hungerleben bevorstand, daß sie ihren Verhältnissen in der Fremde zu Hülfe kommen müßten. Es waren natürlich anfangs nur Wenige, die den Versuch machten und durch wirklichen oder scheinbaren Erfolg zur Nachfolge aufforderten, die bald ungeheure Dimensionen annahm. Wie viel Auswanderungen hatte die griechische Nation erlebt seit den Zeiten, die Homer besingt, nach Kleinasien und seit den Zeiten des Herodot nach Persien, wo ein Grieche Leibarzt des medischen Großkönigs wurde. Griechen hatten Sicilien

erobert, die schönsten Landschaften Süditaliens, ja Südfrankreichs besetzt, als Rom noch eine kleine Landstadt war. Sie waren unter der Führung des großen Alexander bis nach Baktrien und Indien vorgedrungen, überall ihre höhere Civilisation und Cultur den fremden, von ihnen Barbaren genannten, Nationen als Stempel aufdrückend. Jetzt begann eine neue, eine westliche Auswanderung nach dem weltbeherrschenden Italien und seinem Mittelpunkte Rom. Die ältesten Auswanderungen waren Eroberungszüge des jungen Adels gewesen, den Wikingerzügen der normannischen Seehelden vergleichbar, welche in Süd und Ost und West neue Hellenengebiete erschaffen hatten, alle am Meere oder in dessen nächster Nachbarschaft gelegen. Aber auch in dem Gefolge des großen Alexander waren die Griechen im fernen Osten als Herren aufzutreten in der Lage gewesen, weil sie als Mitteroberer auftraten, wie etwa die heutigen Engländer in Indien gegenüber den eingeborenen Völkern. Allein aus der Demokratie sans phrase, welche den Schluß der griechischen Staatsentwickelung bildete und die sich daheim so übermüthig geberdete, ging eine sehr demüthige, fast lumpige Auswanderung nach Italien hervor, nicht zwar völlig so wie die jetzige aus der Schweiz nach Oberitalien, aus biedern Lastträgern und Bedienten und Stiefelputzern und Kaffeesiedern anstatt von reisigen Herren, welche das Land vor Jahrhunderten eine Weile nahezu beherrschten, aber doch neben diesen Kategorien aus sehr demüthigen, sehr gewandten, sehr verschmitzten, oft sehr verächtlichen Hauslehrern in den großen römischen Adelshäusern, Rhetoren und Philosophen, die keine Gelegenheit verschmähten, Geld zu machen, indem sie sich an ihre Herren wegwarfen und zu jedem, auch dem niedrigsten Dienste bereit waren. Es war der Fluch der heimischen social-demokratischen Verfassung, dieser Staatszusammensetzung aus unendlich vielen Nullen, daß es den aus dieser gemüthlichen Anarchie herausgerissenen Individuen an jeder Selbstschätzung und Selbstachtung gebrach, und so konnte sich der fast zum Spitznamen für die Griechen gewordene Ausdruck homo Graeculus für einen Griechen bei den Römern bilden und bis in Cicero's Zeitalter fortpflanzen, welcher nahe an die Bedeutung „erbärmlicher Grieche" streift.

Und dennoch übten diese verachteten Griechen einen ganz unberechenbaren Einfluß auf die römischen Zustände. Mit ihrer in der That höheren Bildung und der angeborenen Gewandtheit und Zungenfertigkeit ihres Volkes brachten sie ein neues Gährungselement in das römische Wesen, ähnlich wie die deutschen Hauslehrer in die altrussischen Zustände in unsern Tagen gebracht haben, was die altrussisch Gesinnten zu spät zu ihrem Schaden erkannt haben. Früher und zeitig hatte der alte Cato die Gefahr dieses griechischen Einflusses auf römisches Wesen erkannt und dagegen in seiner Art geeifert und gepoltert. Allein er richtete nichts damit aus, denn die Zeit-

mung war ihm entgegen. Er mußte es sogar erleben, daß er selber von
. Wogen der hellenischen Culturfluth umspült wurde und nicht umhin
nte, im Alter noch Griechisch zu lernen. In dem Augenblick, da die Rö-
r, fast mehr gezwungen als aus eigenem Eroberungstriebe, die griechische
lbinsel sich unterwarfen, mußten sie es geschehen lassen, daß der Geist
Volkes, welches sie mit den Waffen bezwungen, auf unverlegbaren We-
sich ihrer wie ein Fluch bemächtigte. Denn mit den nützlichen Kennt-
en, welche die Griechen nach Rom brachten, trugen sie dahin auch ihre
eren oft ausgelassenen Lebensanschauungen, wahrlich nicht zum Nutzen
römischen Nationalcharakters.

Karthagos Fall und die innere Entwickelung Roms.

Die Römer hatten mit leichter Mühe im Osten die griechische Halbinsel und Kleinasien, so weit es von Griechen bewohnt war, unterworfen. Desto schwerere Kämpfe hatten sie im Westen und Süden zu bestehen. Und zwar im Westen mit Hispanien, im Süden mit Karthago. Der Kampf mit dem letzteren trat sehr bald in den Vordergrund wegen der Bedeutung, welche diese Stadt in der Vorgeschichte Roms und dann in den sicilischen und Hannibalischen Kriegen eingenommen. Wir hatten gesehen, daß der politische Instinct des Volkes und seiner Führer, namentlich des alten Cato, trotz der tiefsten Demüthigung dieser Stadt nicht mit derselben sich begnügen ließ, sondern immer von Neuem die völlige Vernichtung Karthagos verlangte, vor dessen giftigem afrikanischen Schlangenbiß man noch zitterte. Der große Scipio hatte dieser treulosen punischen Schlange zwar die Giftzähne ausgebrochen, aber sie besaß, auch ohne den Hauptgiftzahn, Hannibal, doch immer noch Kraft genug, Rom fortwährend in Unruhe zu halten, wie nicht minder den Masinissa, welchen die Römer zum Aengstiger und Quäler der tief herabgedrückten Stadt erkoren hatten, und der das ihm anvertraute Henkeramt mit einer Virtuosität ohne Gleichen versah. Allein, was er für Rom und gegen Karthago that, geschah nur in der eigennützigen Absicht, sich selbst emporzubringen und wo möglich an die Stelle der karthagischen Macht in Afrika zu treten. Nichts suchte er mehr zu verhindern, als daß Rom selbst veranlaßt würde, unmittelbar das karthagische Gebiet in eigene Verwaltung zu nehmen, — er sah es sehr deutlich voraus — wodurch seiner eigenen Herrschaft durch die übermächtige Nachbarschaft die größte Gefahr drohte.

Allein der listige Greis hatte sich doch verrechnet. Kühn und immer kühner geworden durch die glücklichen Erfolge seiner systematischen Quälereien gegen Karthago, welche die Römer stets gutgeheißen und welche die Kar-

thager mit scheinbarer Geduld ertragen hatten, war es ihm, dem stets glücklichen Alten, nicht in den Sinn gekommen, daß die Geduld der Karthager, welche die Wuth über diese Behandlung bisher mit Schweigen niedergeschluckt und sich von glühendem Haß gegen ihn und Rom ganz vollgetrunken hatten, einmal reißen könnte. Und diese lange Geduld der Karthager, welche wie diamantene Bände das voll bis zum Ueberlaufen gefüllte Faß des Hasses, der Wuth und des Zornes zusammenhielt, riß wirklich, und sein Inhalt, der fürchterlicher als Pech, Schwefel und griechisches Feuer brannte, setzte, Alles überfluthend und verwüstend, die Welt in Brand.

In der That, was hatten diese glühenden Karthagerseelen nicht ertragen, nachdem ihre ehedem weltbeherrschende Stadt eine wehrlose Land- und Seestadt geworden, die jetzt als Hülfsquelle zur Fristung ihrer Existenz blos die alten Traditionen ihrer Handelsverbindungen besaß. Nur die eifrigste Ausnutzung derselben setzte die Karthager in den Stand, die unaufhörlichen Demüthigungen des Masinissa und der Römer, welche sie wechselsweise quälten, zu überleben und zwar in Wohlstand zu überleben. Wie nach Achaja gingen auch nach Karthago die Commissionen des Senats, um an Ort und Stelle die Materialien zu sammeln zu den Entscheidungen Roms über die fortwährenden Beschwerden der Karthager gegen Masinissa's Eigenmächtigkeiten. Sie sprachen zwar fortwährend zu seinen Gunsten, aber sie machten doch in ihren Berichten an den Senat alle dieselbe Beobachtung, die nämlich, daß Karthago trotz aller Peinigungen Roms unmittelbar durch Masinissa, mittelbar durch die römischen Entscheidungen ihrer Streitigkeiten und trotz der Einbuße großer Landgebiete, die es früher beherrscht, stetig an Macht und Wohlstand zugenommen. Gerade dies war es, was die Römer verdroß, weil es sie zugleich ängstigte. Den tiefsten Haß und Ingrimm gegen diesen fast wuchernden Wohlstand hatte der alte Cato als Reisegewinn gezogen, als er einmal im Stande gewesen, sich mit eigenen Augen als Mitglied einer der vielen Friedens- und Schlichtungscommissionen, welche so zahlreich nach Afrika gingen, von den wirklichen Machtverhältnissen Karthagos ins Klare zu bringen. Seitdem hatte er nicht aufgehört Rom zu ermahnen, daß es Karthago vernichte, weil es, so lange es da wäre, eine unberechenbare Gefahr für Rom bedeutete. Und zwar war es nicht nur der blöde Haufe Roms, der Karthago ähnlich haßte, wie der gemeine Haufe des englischen Volkes seit den Tagen der Königin Elisabeth bis heute das Pabstthum, sondern auch eine große Partei im Senat selbst war der Meinung, Rom müßte diesem bald 50jährigen Interimisticum von elenden diplomatischen Praktiken und Verhetzungen zwischen Masinissa und Karthago ein Ende machen und Afrika selber in Besitz nehmen. Daß die ganze sehr einflußreiche Partei der römischen Geldmänner und Speculanten nichts sehnlicher wünschte, als über diese von ihrem

Einfluß noch unberührten reichen Gebiete herzufallen, braucht nicht erſt noch geſagt zu werden. Ueberdies mußte der faſt jeden Augenblick zu erwartende Tod des Maſiniſſa, der ſich dem 90. Jahre näherte, einen völligen Umſchwung der afrikaniſchen Zuſtände in Ausſicht ſtellen und durchgreifende Maßregeln von römiſcher Seite nothwendig erſcheinen laſſen.

Auch Karthago mochte darauf Hoffnungen ſtellen und es für zeitgemäß halten, ſich bei Zeiten in möglichſt günſtigen Beſitz zu ſetzen, beſonders, weil es glaubte durch kühnes Handeln ſeines abſterbenden Drängers ledig zu werden und dadurch Rom gegenüber in eine imponirende Stellung zu gelangen, durch welche es befähigt wäre, beſſere Bedingungen zu erreichen. Denn weiter gingen die Abſichten Karthagos nicht. Es ſcheute vor einem Kriege mit Rom ſelbſt nach den Erfahrungen des Hannibaliſchen Krieges doch zurück. So geſchah es, daß ein unglücklicher Mittelweg von Karthago eingeſchlagen wurde, der Entſchluß, Krieg zu führen, nicht mit Rom, ſondern mit Maſiniſſa. Der greiſe Beduinenfürſt hatte bis in ſein höchſtes Alter glücklich den Karthagern Abbruch gethan ohne eigentlich offenen Krieg. Jetzt brach er aus, denn in Karthago war noch einmal die von dem Barkidengeſchlecht in's Leben gerufene Patriotenpartei zur Herrſchaft gelangt. Ihre Häupter waren Maſiniſſa's und der Römer wegen in die Verbannung verſtoßen. Jetzt hatte man ihnen bei der Rückkehr in die Heimath die höchſten Ehren bewilligt. So brach der Krieg aus. Aber in der Entſcheidungsſchlacht wurden die Karthager, obgleich für die Heeresrüſtung alles Mögliche geſchehen war, unter Anderm auch, daß aus dem Gebiet der ſogenannten freien Numidier, der Reitervölker dieſes Namens, welche Maſiniſſa eben ſo wenig wie Karthago unterworfen waren, für Geld und gute Worte ein bedeutendes Contingent zum karthagiſchen Heere geſtoßen war, dennoch von Maſiniſſa gänzlich beſiegt. Es war die letzte Waffenthat des greiſen Maſiniſſa, und er hatte glücklicher Weiſe die Ehre, daß Scipio Aemilianus, welcher vom Schickſal beſtimmt war, den letzten Sieg über Karthago davon zu tragen und damals als einfacher Regimentsoberſt (tribunus militum) auf Remonte von Elephanten nach Afrika von ſeinem General aus Spanien commandirt war, von der Höhe des Berges — wie Zeus vom Berge Ida bei Homer — aus der Vogelperſpective dieſe ganze Schlacht mitanſah, wahrſcheinlich nicht ohne Gewinn für ſeine höhere militäriſche Ausbildung, aber wohlfeiler für Rom als für die Staaten, welche ihre erleſenſten Officiere neuerdings zum Kriege der Spanier gegen Marokko geſendet haben.

Scipio bot vergeblich ſeine guten Dienſte den kriegführenden Parteien als Vermittler an. Der ſieggekrönte Maſiniſſa ſtellte ſo ſchwere Bedingungen, daß die Karthager ſie nicht annehmen wollten. Maſiniſſa verlangte die Auslieferung der liberalen Häupter, welche in Karthago durch ihren Einfluß

en Krieg zu Stande gebracht hatten. Hätte es doch die harten Bedingungen eber angenommen. Denn nun ging der hoffnungslose Krieg seinen Weg. Der übermüthige Masinissa verfolgte den geschlagenen, unfähigen Feldherrn er Karthager, Hasdrubal, und wußte ihn auf ungünstigem Terrain so völlig u umgarnen, daß er auf jede Bedingung eingehen mußte, vor Allem den hmählichen Abzug des Karthagerheeres durch das Joch, das Symbol der änzlichen Besiegung, Auslieferung der Waffen, Herstellung der Verbannten i ihren alten Wohlstand und Zahlung von 100 Talenten jährlich fünfzig ahre lang. Der alte Masinissa glaubte am Ziele zu stehen, für das er in Leben lang gekämpft hatte. Allein schon zog auch für die von ihm geschaffene Macht die drohende Gewitterwolke von Rom auf, welche diese und arthago zugleich mit ihren Blitzen niederschleudern sollte.

Denn nun war für die Römer der gelegene Zeitpunkt herangekommen, lbst unmittelbar in die Wirren von Afrika einzugreifen. Karthago hatte rch den Krieg, den es ohne Roms Einwilligung gegen Masinissa unternommen und verloren hatte, einen der vornehmsten Grundartikel des Vertrages mit Rom verletzt, und Rom war dadurch in seinem vollen Rechte, enn es diesen Krieg als einen Friedensbruch gegen sich betrachtete und die riegserklärung war eigentlich in Rom bereits beschlossene Sache. Bald langte die Kunde dieses gefährlichen Beschlusses nach Karthago, wo sie chrecken und Zittern hervorbrachte. Man sah, daß nur die äußerste Demüthigung, wenn sie schleunigst geschähe, möglicher Weise diesen fürchterlichen Schlag von der Stadt abwehren könnte, und es wurde das Aeußerste ersucht, die Römer zu begütigen. Man versprach durch eine Gesandtschaft ie Urheber des Krieges zum Tode zu verurtheilen. Allein Utica, das von Karthago abgefallen, hatte sich den Römern auf Gnade und Ungnade ergeben, die bedeutendste Stadt in Afrika nächst Karthago, ganz von Phönicien (Puniern) bewohnt und älter als Karthago selbst. Der Senat antwortete jetzt, das Angebot Karthagos reiche nicht aus und auf die Frage, was enn ausreiche, hieß es, das könnten sich die Karthager jetzt selber sagen.

Freilich konnten sie das, allein sie konnten sich in den Gedanken nicht nden, daß Karthago, welches sich als Land- und Seemacht seit undenklichen Zeiten als Weltmacht gefühlt, nun gezwungen werden sollte, sich selbst en Todesstoß zu geben. Sie wollten sich täuschen.

Aber die Noth wurde immer drängender und eine neue Gesandtschaft, ieses Mal von dreißig Männern aus den vornehmsten und einflußreichsten nd angesehensten Familien, erschien in Rom den letzten Versuch zur Retung des Vaterlandes zu machen. Es war Alles vergebens. Das Heer, elches bestimmt war, unter den beiden Consuln des Jahres Karthago den

Garaus zu machen, war schon unterweges, schwamm schon auf dem S
als die karthagische Gesandtschaft in Rom erschien.

Dennoch wurde verhandelt. Der Senat forderte jetzt 300 G
aus den besten Familien und gewährte dafür Karthago die Weitere
ihrer Stadt, ihres Gebietes, ihrer Regierung. Die Gesandten wa
Allem bereit und die Geißeln wurden den Consuln noch dem sici
Vorgebirge von Lilybaeum abgeliefert. Aber die Armeebewegunge
Römer wurden dadurch nicht sistirt. Vielmehr verfolgte das Röm
unter seinen beiden Consuln ruhig und unbeirrt seine Fahrt nach
welches ihnen durch die unbedingte Unterwerfung sicher war. Hier
ihnen endlich der ganze Senat von Karthago, um zu hören, welche A
gungen die Römer jetzt noch beliebten, um Karthago vielleicht zu begn
Die Consuln verlangten absolute Niederlegung der Waffen. Die Sen
von Karthago erklärten, sie würden, im Fall sie völlig entwaffneten,
eigenen verbannten Patriotenpartei, namentlich dem Heere des Hasdrubal, t
seinen Genossen, nachdem man über ihn und seine Anhänger das
urtheil ausgesprochen, die Stadt verlassen und der noch über 20,000
verfügte, preisgegeben sein. Allein die Römer waren für solche Vorstel
taub und stumm. Der Krieg war einmal beschlossen und die Consuln
jetzt auf Friedensverhandlungen nur ein, weil sie glaubten, daß du
bewilligten Fristen Karthago sich auch zu den äußersten Bedingung
quemen würde. Allein die Karthager, welche jetzt endlich erkannt
daß Rom mit ihnen nicht mehr verhandeln, sondern bis zur Verni
Krieg führen wollte, wandten noch einmal eine letzte punische List an.
erbaten sich eine Frist von vier Wochen, um unterdessen mit den widerstrel
Heißspornen, den unbelehrbaren Patrioten, welche immer nach wie vor si
weisen Entschließungen des friedliebenden Senats widersetzten, fertig zu n
Die Consuln, welche aus dieser Anerbietung die Hoffnung schöpften
ohne Schwertschlag Karthagos bemächtigen zu können, bewilligten zwar
von den Anträgen der Karthager, aber sie ließen doch die Waffen
und warteten getrost, daß sich in Karthago die Contrerevolution entw
möchte, welche ihnen den Kampf gegen die Stadt erspart hätte. S
doch die Karthager alle die harten Bedingungen, die Auslieferung
Rüstungsvorräthe für die Flotte und die Armee, geduldig erfüllt, un
wie die Römer annehmen mußten, völlig wehrlos gemacht, so daß die G
die letzte bisher verschwiegene Forderung des Senats aussprechen ko
die Stadt sollte verlassen werden und die Karthager sollten sich irgend
ihrem Gebiet, aber nicht näher als einige Meilen von der Küste,
der ansiedeln. Dies gerade gab das Signal zum Aufstande. Die M
wurden in Stand gesetzt und Hoch und Niedrig, Männer, Weiber, A

eiteten Tag und Nacht, die geleerten Zeughäuſer neu zu füllen, die Reichen en dazu ihre Vorräthe und ihr Geld, die Armen ihre Hände, die Weiber ar ihre Haare, um daraus Sehnen für die Wurfgeſchütze zu flechten.

Augenblicklich wurden heimliche Boten an Hasdrubal, der ſich dem Todes- heil durch die Flucht entzogen und an ſeine Schickſalsgenoſſen, die Ver- unten, geſendet. Es waren nicht einzelne Haufen oder Geſellſchaften, dern ein Heer von 20,000 Mann, über welches Hasdrubal gebot, ein weis, wie furchtbar der römiſche Terrorismus in Karthago aufgeräumt tte, aber zugleich wie feſt die patriotiſche verbannte Partei in ſich orga- irt war. Man kann denken, mit welchem Jubel die Botſchaft aus der imath in dem Lager der Verbannten aufgenommen wurde. In der Stadt r man auch zum letzten Mittel geſchritten, ſich zu ſtärken, man hatte die klaven befreit und ſich dadurch ein zweites Hülfsheer erworben.

Wie mußten die Römer, welche, als die von den Karthagern erbetene Friſt erſtrichen und keine Meldung der Karthager in ihrem Lager anlangte, vor e Stadt rückten, die ſie wehrlos im erſten Angriff einzunehmen glaubten, ſtaunen, als ſie wahrnahmen, daß ſie ſich im beſten Vertheidigungszuſtand finde. Jetzt erſt merkten ſie, daß ſie die Betrogenen waren, jetzt erſt igen ihnen wie Schläfern die Augen auf, welche beim Erwachen ein über acht geſchehenes Wunder anſchauen und ſich die Augen reiben, zu erfahren, es Traum oder Wirklichkeit iſt, was ſie erblicken.

Es war für die Conſuln eine ſehr ſtörende Wirklichkeit, die ſie plötzlich is ihrer bequemen Siegesſicherheit riß und ſie ſtatt dieſer mit dem Ver- eifiungskriege einer fanatiſirten, ſtark bevölkerten Großſtadt, welche ſich wußt war, um ihre Exiſtenz wahrſcheinlich den Todeskampf zu kämpfen, ſchenkte.

Der Angriff auf die durch ſo todesmuthige Männer vertheidigte Stadt ar aber um ſo ſchwieriger, weil ſie vor Allem durch die natürliche Lage nd alle Mittel der damaligen Vertheidigungskunſt wie keine andere in der Welt des Alterthums geſchützt war, durch den wohlgelegenen Hafen, der eine anze Flotte bergen konnte und an ſeiner ſchmalen Mündung verſchließbar war, nd durch ein Syſtem von gewaltigen Mauern, zum Theil in zwei Stock- erken für Elephanten- und Pferdeſtälle caſemattirt, über welche die unge- euren Mauerwerke der Burg emporragten, auf welchen der heiligſte Tempel er Stadt, der des Aesculap, wie ihn Griechen und Römer benannten, ſich efand. Es war alſo grade keine erfreuliche Ausſicht für die Conſuln, ne regelmäßige Belagerung da beginnen zu müſſen, um zum Ziele zu mmen, wo ſie bereits am Ziele zu ſtehen glaubten. Sie wurde aber doch hne Aufſchub begonnen. Allein es ging ſehr langſam vorwärts. Der eine onſul M. Manilius, der allein befähigte, lagerte unter der Burg, der

andere am Binnensee, wo sich der Hafen befand. An der andern Sei
desselben hatte sich das Heer des Hasdrubal aufgestellt, und beunruhig
und lähmte von da alle Bewegungen der Römer. Jede Unternehmung d
selben, aus der Landschaft Bauholz für die nöthigen Belagerungsmaschin
herbeizuschaffen, konnte nur mit starkem Menschenverlust erkauft werd
Denn Masinissa, durch die Krankheit seines hohen Alters vielleicht weni
als durch die weise Einsicht desselben, daß auch ihm und seinem Reiche mit d
Siege der Römer die größte Gefahr drohe, rührte sich nicht, während d
sogenannten freien Numidier, einem Gebiet Numidiens angehörig, das ih
nicht unterworfen war, offen die Partei der Karthager nahmen und Hasdrub
auf das Kräftigste unterstützten.

Dennoch war es trotz dieser Schwierigkeiten Censorinus, dem ander
Consul, gelungen, an zwei Stellen mit seinen mühsam hergestellten Angriff
maschinen dort, wo die karthagischen Mauern am schwächsten waren, sie
durchbrechen und zum Sturme zu schreiten. Allein zu seinem Mißgesch
hatte er denselben auf den nächsten Morgen verschieben müssen, weil d
Dunkelheit am vorhergehenden Abend bereits herangekommen war und d
Angriff unmöglich machte.

Die Finsterniß der Nacht benutzten aber die Karthager so trefflich, d
bei Anbruch des Tages die Sturmcolonne der Römer statt einer einfach
Bresche, durch welche sie einzudringen hofften, eine wohlbarricadirte Sa
gasse fanden, die rings von wohlbedienten Geschützen der Vertheidiger beset
war. Der Sturm mißlang nicht nur völlig, sondern kostete den Römer
die empfindlichsten Verluste. Der größte Theil der Römer kam, in d
enge Straßendefilé eingekeilt, ohne sich helfen zu können, um, und m
wenige retteten sich, indem sie sich zurückzogen. Sie wurden aufgenomm
von einer Truppenabtheilung, welche der vorausſichtige Militärtribun Scip
Aemilianus, der schon früher im Kriege der Karthager gegen Masinissa ei
gegriffen, im Rücken der Sturmcolonne auf eigene Hand hinpostirt hatt
und dadurch größeres Unglück, einen Ausfall der Belagerten auf die en
muthigten Römer, hinderte.

Da der verständige Manilius, der vor der uneinnehmbaren Burg k
einen Angriff gar nicht hatte wagen können, so trat mit diesem Mißgesch
ein factischer Stillstand der Belagerung ein, welcher noch befördert wurd
durch die Sommerhitze, welche in den Heeren der Römer Krankheit un
Seuchen ausbrütete. So ging das Jahr thatenlos und erfolglos hin, un
ausgezeichnet dadurch, daß es die beiden Männer dahinraffte, die wie kein
andern ihre Lebenskraft dazu angewandt hatten, um Karthago zu vernichten
Masinissa, den numidischen Fürsten, und den Römer Cato, beide steinalt
Greise. Aber der Afrikaner fuhr mit Kummer über das Geschick seine

Landes, deſſen ſchwere Bedrängniß und künftigen Untergang er vorausſah, in die Grube, während Cato wie ein römiſcher Moſes die Erfüllung ſeiner prophetiſchen Rathſchläge und den Erfolg ſeiner thätigen Ermahnungen nicht mehr mit Augen ſah, aber im Geiſte vorausſchaute. Er hatte noch deutlich mit dem Homeriſchen Verſe den jungen Sieger bezeichnet, welcher Rom von der afrikaniſchen Gefahr befreien ſollte, den Scipio Aemilianus:

„Geiſt und Leben hat er nur, die Andern ſind ſchwebende Schatten.“

In der That war Scipio Aemilianus der einzige Mann geweſen, der in dem erſten karthagiſchen Feldzug des Jahres 149 v. Chr. (605 d. St.) etwas geleiſtet hatte. Die Verderben drohenden Folgen des mißlungenen Sturmes auf Karthago hatte er allein durch ſeine Geiſtesgegenwart und Vorausſicht unſchädlich gemacht und die ſchwierigen Requiſitionen von Lebens- und Angriffsmitteln, die nur in der karthagiſchen Landſchaft zu bekommen waren, ermöglicht. Er allein hatte ſich gegenüber den karthagiſchen Heereskräften, welche dieſe Gebiete beherrſchten, ſo gefürchtet gemacht, daß nur er, wenn er mit ſeinen Truppen ausrückte, nicht mehr angegriffen wurde, während die übrigen auf gleichen Unternehmungen durch die numidiſchen Reiter die empfindlichſten Verluſte erlitten.

Ja, es gelang ihm ſogar, einen dieſer numidiſchen Häuptlinge zu überreden, die karthagiſche Partei zu verlaſſen und mit ſeinen Reitern zu den Römern überzugehen. So war er allmälig die rechte Hand des Manilius geworden, der auch im folgenden Jahre als Proconſul den afrikaniſchen Krieg leitete, welchen er in einer Schlacht gegen den Hasdrubal in der Nähe der Stadt Nepheris in der karthagiſchen Landſchaft nicht nur vor der Vernichtung bewahrt hatte, ſondern wo er auch die faſt perſönliche Heldenthat leiſtete, die während des Rückzugs verlorenen Manipeln, die ſich auf gut römiſch einer Höhe bemächtigt hatten und dort im tapfern Kampfe ihr Leben, das ſchon aufgegeben war, ſo theuer als möglich verkauften, aus dem offenbaren Verderben zu erlöſen. So hatten die Römer mithin Zeit und Gelegenheit, die Feldherrneigenſchaften des Scipio Aemilianus kennen zu lernen, auf welche ſie Cato noch kurz vor ſeinem Tode mit ſolchem Nachdruck aufmerkſam gemacht, der Mann, von dem ſeine Mitbürger ſagten, daß er ſich ſein langes Leben hindurch faſt gegen Jeden gezankt oder ihn inſultirt hatte, dem wichtige politiſche Stellungen übertragen waren und der aus den Injurienproceſſen, welche daraus folgten, wenn auch glücklich, ſo doch oft mit genauer Noth befreit hervorging. Dieſer biſſige Alte, vor deſſen Auge und noch mehr Zunge Niemand Gnade fand, von dem die Römer ſagten, er habe keinen Menſchen gelobt, er hatte dem Scipio ein ſo glänzendes Lob ertheilt. Es konnte nicht anders geſchehen, als daß es einen ungeheuren Eindruck in Rom

machte, und als nun gar Manilius mit edler Neidlosigkeit den Scipio Aemilianus, begleitet von lobenden Berichten, und von jenem Phameus, dem numidischen Reitergeneral, den Scipio durch seine überlegene Persönlichkeit Rom gewonnen hatte, in die römische Heimath sandte, da neigten sich ihm, der doch nur ein einfacher Kriegstribun, d. h. Regimentsoberst war, alle Herzen seiner Landsleute zu und bei der nächsten Consulwahl wurde er nicht nur mit glänzender Majorität zum Consul der Römer erkoren, sondern ihm zugleich der Oberbefehl für den afrikanischen Krieg übertragen 147 v. Chr.; (607 d. St.).

Wiederum erschien er jetzt auf dem Boden, wo er sich in bescheidener Stellung einen so großen Namen gemacht, nun im Glanze des obersten Kriegsfürsten, und sogleich nahm der Krieg eine andere günstigere Wendung an. Das ganze Römerheer bis auf den geringsten Troßknecht fühlte bald die Meisterhand, welche jetzt seine Bewegungen leitete, und eine siegesmuthige Begeisterung verbreitete sich geschwind unter den römischen Kriegern vor Karthago, welche die planlosen Unternehmungen der Befehlshaber der verwichenen Jahre, die sich nur auf den kleinen Krieg in der karthagischen Landschaft und die Belagerung kleiner Städte und Ortschaften erstreckt hatten, durch den geringen Erfolg gänzlich entmuthigt hatten. Denn Scipio griff augenblicklich wieder, ohne solchen Nebendingen seine Aufmerksamkeit zu schenken, die Hauptaufgabe seiner Mission, die Belagerung der Hauptstadt Karthago, mit frischen Kräften an.

Er verschmähte den langen Weg der Schwächung des Feindes von außen her und wählte den geraden, kurzen, den Stoß auf das Herz des Feindes. Er kam als der heldenhafte Mann, dem Krieg ein Ende zu machen.

Scipio war mit seinem Heere in Utica gelandet. In seiner nächsten Umgebung hatte er zwei seinem Herzen nahestehende Männer, den Griechen Polybios, welcher in dem Hause seines Vaters und Adoptivvaters sich zum großen Historiker herangebildet, und den Römer Laelius, den Sohn jenes Mannes, welcher der geliebteste Freund des Besiegers des großen Hannibal war. Im Alterthum erzählte man sich schon, daß Aemilianus und Laelius, in deren Häusern der Theaterdichter Terentius mit Wohlwollen aufgenommen war, das Beste gethan zu seinen Komödien, die damals wie im Mittelalter und sogar noch heut eine beliebte Lectüre der gebildeten Welt sind. — Erst wenige Stunden war Aemilianus Scipio auf afrikanischem Boden gelandet, als er einen Brief von dem römischen Prätor Mancinus erhielt, der sich vor Magalia mit einem Corps von 3500 Römern in der äußersten Bedrängniß befand, da er von den Karthagern eingeschlossen war und es ihm an Lebensmitteln gebrach. Der Bote hatte durch eine kühne und glückliche Fahrt auf schnellsegelndem Fahrzeug die wichtige Depesche gerettet und nach Utica

bracht. Aemilianus war augenblicklich entschlossen. Sogleich brach er auf. r überwand mit den von der Seereise angegriffenen und ermüdeten Trup- n den Marsch von mehreren Meilen und rettete die bedrängten Landsleute, : er an sich zog und mit ihnen nach Utica ungefährdet heimkehrte, und ar ebenfalls auf dem Seewege, auf dem ihm die Nachricht von Mancinus' ebrängniß gekommen war. Sodann benachrichtigte er den Proconsul so von seiner Ankunft und beorderte ihn, mit seinen Truppen zu ihm zu ßen. Auch dies geschah ohne Hinderniß.

Jetzt nachdem er sich in so kurzer Zeit concentrirt, begann er seinen ldzug, der Karthago selbst galt, worin Hasdrubal den Oberbefehl auf kar- agischer Seite führte, nur gleichnamig mit dem Heerführer der Verbann- n, der im vorigen Jahre gegen die römischen Feldherren in der karthagi- en Landschaft nicht ohne Erfolg gekämpft hatte.

Jetzt erst, da er wußte, daß er Alles beisammen hatte, begann Scipio nen Vormarsch gegen Karthago und lagerte sich vor der Stadt. Grade r Magalia machte er Halt, eben dort, wo er kurz vor seiner Ankunft die zulänglichen Kräfte seiner Landsleute vor dem Unterliegen gegen Karthago schützt hatte; es war die südliche Vorstadt Karthago's. Ohne Aufenthalt schloß er den Sturm, und in wenigen Stunden war dieser Theil von Kar- igo in seinen Händen. Die Karthager zogen sich in die Burg zurück, nach- n sie Magalia zu halten aufgegeben, welches die Griechen die Neustadt, apolis, nannten. Hasdrubal, der seinen Namensvetter, den Aristokraten, tte ermorden lassen, und an seine Stelle getreten war, wurde durch diesen rlust so erschreckt, daß er ein äußerstes Mittel anzuwenden beschloß, um n Karthagern zu Gemüthe zu führen, daß nur in der verzweifeltesten Ver- idigung für sie noch Hoffnung auf Rettung vorhanden wäre. Er ließ die nischen Gefangenen nach dem grausamen punischen Herkommen mit den sgesuchtesten Qualen umbringen, um den Karthagern dadurch jede Aussicht f friedliche Beilegung des Krieges abzuschneiden.

Da begann denn ein Ringen des Verzweiflungskampfes der Karthager d Römer. Scipio zog einen ungeheuren Erdwall im Süden der Stadt n Meer zu Meer, welcher die Halbinsel, auf der die Stadt lag, zur In- machte und von der Zufuhr der Lebensmittel und Vertheidigungskräfte s dem Innern des afrikanischen Festlandes abschloß. Es war ein gewal- es Werk, aber es bot doch keine wesentlichen Schwierigkeiten und wurde ne besondere Störung durch Römerfleiß und Römerdisciplin vollendet.

Desto kühner war eine andere Arbeit, welche Scipio seinen Legionen erlegte, der Bau eines Dammes, welcher in das Meer geschüttet werden ßte und den Zweck hatte, den Meerbusen, welcher im Osten der Stadt , in einen Landsee zu verwandeln, um sie hier den Schiffen ebenso un-

zugänglich zu machen, wie er sie im Süden irgend welchen Landtruppen gemacht hatte.

Als die Römer diesen Bau begannen, verlachten die Karthager die Thorheit eines solchen Unternehmens, dessen Ausführung sie einfach für eine Unmöglichkeit ansahen. Allein als sich in kurzer Zeit der Wall immer mehr erhöhte und verbreiterte und verlängerte, da verwandelte sich ihr Hohngelächter in Angst und Schrecken. Denn der römische Molo reichte in unglaublich kurzer Zeit von einer Landzunge zur andern und war unten 96, oben 80 Fuß breit, so daß die Einfahrt von Schiffen in den Meerbusen fortan eine Unmöglichkeit geworden war. Aber auch die Karthager, als sie das feindliche Werk nicht zu hindern vermochten, faßten ihren Entschluß, und die Bevölkerung mußte Tag und Nacht an einem Werke schanzen und bauen, dessen Zweck den Römern in das tiefste Geheimniß gehüllt blieb. Es wurde glücklich beendet, bis auch die Römer ihre Verwallung vollendet hatten, und bestand in nichts Geringerem als einem neuen künstlichen Canal aus dem östlichen Meerbusen der Stadt, anstatt des von den Römern verbauten natürlichen, durch Graben hergestellten. Jetzt kam die Reihe an die Römer, plötzlich, da sie die Karthager völlig wehrlos gemacht zu haben glaubten, durch den Anblick einer wohlgerüsteten Kriegsflotte überrascht zu werden, die aus dem neuen Canal hervordrang und stolz in das Meer hinaussegelte.

Die karthagische Flotte war 50 Segel stark und bot den Römern die Schlacht an, welche sie nach dreitägigem Besinnen annahmen. Man kämpfte den ganzen Tag, aber die Kräfte waren sich gleich und der Kampf blieb unentschieden. Vielleicht wäre er für die Karthager günstig ausgefallen, wenn sie nicht abgewartet hätten, bis die Römer zur Schlacht vorbereitet waren, und sie sogleich überfallen hätten. Aber als am Abende des heißen Tages die karthagischen Schiffe durch den neuen Canal in den Hafen sich begeben wollten, entstand an der schmalen Mündung desselben ein Gedränge der Schiffe, weil sich jedes bemühte, das erste zu sein, welches in das sichere Fahrwasser einliefe, und da die römischen Schiffe in ihrem Rücken waren, so entstand große Verwirrung, die mit vielen Verlusten verbunden war. Denn die Bewegung so vieler Schiffe durch einen engen Canal war äußerst schwierig und konnte nur bei großer Ruhe und Kaltblütigkeit bewirkt werden. Und grade diese war den verfolgten karthagischen Schiffen nicht gegönnt. So brachte diese Abfahrt der Karthager in ihren Hafen manche Nachtheile, welche ihnen die Seeschlacht selber nicht gebracht hatte.

Der unermüdliche Scipio war so wenig durch dieses unvermuthete, improvisirte Seetreffen entmuthigt, daß er gleich am folgenden Tage eine karthagische Verschanzung bestürmte, welche für die Karthager von der höchsten Wichtigkeit war, eine Unternehmung, wobei er zahlreiche

Belagerungsgeschütze und Maschinen aufstellte. Allein hier schlugen die Karthager nicht nur einen versuchten Sturm mit der Tapferkeit der Verzweiflung ab, sondern als die dunkle Nacht herangekommen war, da watete eine wackere Schaar Hafenarbeiter, Pechkränze auf ihren Schultern — wie sie in Friedenszeiten Getreidesäcke im Trabe ebenfalls halb nackend nach den Schiffen zu tragen gewohnt waren — durch das Wasser. Wie Geister der Tiefe tauchten sie aus dem Meere mit brennenden Fackeln plötzlich vor den erschrockenen, nichts Schlimmes ahnenden römischen Nachtwachen auf, die vor der nächtlichen Erscheinung und dem unheimlichen Fackelschein und dem schrecklichen Geheul von panischem Schrecken ergriffen, die Flucht nahmen.

Die Karthager stürzten sich sogleich auf die hölzernen Belagerungsmaschinen, in welche sie die Last ihrer Schultern, die Pechkränze, wie sonst das Getreide in den Bauch der Schiffe, warfen, welche durch die daran gehaltenen Fackeln bald in hellen Flammen auflohderten und den panischen Schrecken nun auch den Besatzungstruppen der Römer mittheilten, welche die nachrückenden karthagischen Heerhaufen durch einen kühnen Ausfall aus der Stadt vor sich her scheuchten, trotzdem daß Scipio selbst, der in dieser verhängnißvollen Nacht am Orte der Gefahr gegenwärtig, jedes Mittel, seine Leute zum Stehen zu bringen, wiewohl vergebens, versucht hatte.

Der Gewinn dieser nächtlichen Unternehmung war für die Stadt von großer Bedeutung. Allein Scipio war fern davon, sich dadurch von der Verfolgung seines Belagerungsplanes abschrecken zu lassen. Denn so groß war seine Energie, daß binnen wenigen Tagen nicht nur die verbrannten Maschinen hergestellt, sondern auch der Mauerwall der Karthager gegen die See zu berannt und von den Römern genommen wurde. Dadurch erst war in der That Karthago zu Wasser und zu Lande blockirt, und der Angriff auf die eigentliche Stadt konnte beginnen, wenn man nicht die Aushungerung vorzog. Aber dazu besaßen weder Scipio noch die Karthager die Geduld, welche die Wintermonate, in denen die Belagerung stille stand, auf eine kurze und erfolglose Probe stellten. Denn noch war die Stadt wohlversehen. Allein der härteste Schlag für dieselbe war gewesen, daß durch Scipio's Freund Laelius die Stadt Nepheris, eine Nebenburg und ein Hauptwaffenplatz der Karthager, welche Diogenes mit ansehnlichen Truppen vertheidigte und von da Karthago unterstützte, im Sturm genommen und die Besatzung gefangen oder niedergemacht wurde, das Vorspiel des Geschicks, das sich Karthago selbst mit langsamen, aber sicheren Schritten nahte.

Der Senat von Rom, welcher in der richtigen Würdigung des Scipio ihn im verflossenen Jahre, als er sich zum geringsten Amte unter den großen Erzämtern der Stadt, der Aedilität, meldete, zum höchsten, dem Consulate, der Herzogswürde, hatte befördern lassen, verlängerte jetzt nach Ablauf

deſſelben in Anerkennung ſeiner Leiſtungen in dem ſchweren Kriege ſein Obercommando in Afrika auf das neue Jahr. Und Scipio entſprach dieſem Vertrauen. Nach der Winterruhe ging er von Neuem zum Angriff über, und zwar auf die innere Stadt. Denn Hasdrubal hatte, um ſich zu concentriren, die Beſatzung von dem Außenfort zurückgezogen und alle Gebäude dieſes Stadttheils den Flammen überliefert. Nur den innern Hafen, Kothon, wo er den nächſten Angriff der Feinde erwartete, ſuchte er zu halten.

Aber Laelius hatte ſich eine der Stadt ſelbſt noch näher gelegene Stelle zum Sturm auserſehen, wo die Mauern leichter zu erſteigen waren, und hier gelang ſeinen Leuten, einzudringen und den Kothon zu beſetzen. Die Römer befanden ſich alſo innerhalb der Ringmauern der Stadt. Aber ſie war damit noch lange nicht erobert; die Schwierigkeiten der Einnahme begannen vielmehr erſt jetzt. Denn von dem Kothon aus führten zu der hoch gelegenen Altſtadt, Byrſa, die Burg in puniſcher Sprache — wie die ſtammverwandten Araber noch heute die Ruinen des ungeheuren Tempelbaues, den man für das Muſterbild zu der Erzählung des Herodot von dem Thurm des Belos und zu denen des babyloniſchen Thurmes hält, Birs Nimrud, Thurm Nimrod's nennen, — ſteile Straßen hinauf, auf beiden Seiten beſetzt mit himmelhohen Steinhäuſern von ſolideſter Conſtruction, die ſechs Stockwerke hatten, wie ſie noch heute in Genua zu finden ſind. Jedes von ihnen war zu einer Burg für ſich zur Vertheidigung eingerichtet und von den zur verzweifelten Gegenwehr entſchloſſenen Karthagern zahlreich beſetzt, welche von der Höhe herab brennendes Pech, ſiedendes Oel und ſchwere Steine auf die in den engen Straßen aufwärts ſtürmenden römiſchen Gewalthaufen herabſtürzten. Da mußten genau ebenſo wie in den Straßenkämpfen des Revolutionsjahres 1848 in Frankreich, Deutſchland und Italien jedes einzelne Haus mit der blanken Waffe erſtürmt und ausgemordet und einzeln erobert werden, bis endlich nach ſchwerer Blutarbeit eine ganze Straße in die Gewalt der Truppen kam. So hatten ſich endlich die Römer nach einer vollen Woche gräulichen Kampfes bis an den Fuß der ſteilen Burgfelſen emporgearbeitet, auf denen Alles, was noch kampffähig war, ſich verſammelt hatte unter dem Befehle des Hasdrubal. Scipio erkannte, daß in dem Labyrinth von Gaſſen und himmelhohen Häuſern die militäriſchen Operationen faſt unmöglich wurden. Er ließ daher den ganzen Stadttheil verbrennen, und was dem Feuer durch zu ſoliden Bau widerſtand, von ſeinen Truppen niederreißen und eine breite Straße durch die rauchenden Trümmer bis an die Burg herſtellen, ſo daß ein bequemer Weg bis an den Fuß der Byrſa führte.

Unzählige Verwundete, Kranke und hülfloſe Weiber und Kinder, Greiſe und Jünglinge waren in dem Brande untergegangen. Aber danach wurde

nicht gefragt. Denn Scipio war entschlossen, sein Ziel zu erreichen, Karthago's Vernichtung.

Da endlich sank der durch Kampf und Hunger von Kräften gekommenen Menge in der Burg der Muth. Sie ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade. Es waren noch 30,000 Männer und 25,000 Weiber, denen Scipio das Leben schenkte. Nur 900 Männer der Besatzung hatten nicht um ihr Leben gebeten, weil sie wußten, daß es verwirkt war. Das waren die römischen Ueberläufer, welche sich zum Verzweiflungskampfe in den Tempel des Asklepios, auf der Spitze der Burg, zurückzogen, um ihr Leben wenigstens so theuer wie möglich zu verkaufen. Und mit ihnen ging Hasdrubal, der sich mit ihnen fast in gleicher Lage befand, begleitet von seiner Gemahlin und seinen Kindern. Scipio hielt es nicht der Mühe werth, im offenen Kampfe gegen diese entarteten Söhne des Vaterlandes das Leben besserer zu opfern, und begnügte sich, den Tempel zu umstellen. Nur zu bald zeigten sich die Folgen, der Hunger und mit ihm die wildesten Gräuelscenen innerhalb der Tempelmauern. Hasdrubal's Nerven waren nicht eisern genug, um in dieser höllischen Umgebung zu leben oder als Held zu sterben. Er rettete sich zu den römischen Vorposten, ließ sich zum Scipio führen, fiel ihm zu Füßen, bat um sein Leben, und Scipio schenkte es ihm. Heldenmüthiger benahm sich seine Gemahlin. Sie stand auf der Zinne des Tempels mit ihren Kindern und blickte mit Verachtung auf das schmähliche Schauspiel, welches Hasdrubal vor den Augen des Scipio ihr darbot. Höhnisch rief sie ihm zu, daß er weise gethan, sein Leben zu sparen, und stürzte sich mit ihren Kindern in die lodernden Flammen. Diesen Sardanapalischen Heldentod hatten ihr römische Ueberläufer verschafft, welche den Tempel angezündet hatten, um nicht lebendig in die Hand ihrer Landsleute zu fallen. In und mit diesem Feuertode beharrten sie in unbändigem Trotz im Abfall von ihrem Vaterlande und ihrem Uebertritt zu dem fremden Volke, dessen Mittel der Verzweiflung das brennende Feuer war, wie bei dem Sturz von Babylon, Tyros und in späteren Zeiten Jerusalem. Dem uralten Baal wurden Menschen zum Opfer gebracht, indem man sie verbrannte, und der karthagische Asklepios, der heilende Gott, befreite im Feuer die letzte karthagische Fürstin mit ihren Kindern und die 900 römischen Proselyten von allen Schmerzen dieses Lebens in dem heilenden, reinigenden Feuer.

So endete das große Karthago in den Flammen.

Aber es war noch nicht genug der Verwüstung. Denn Scipio hatte den Auftrag, sie zu vernichten, und bereits vor seinem letzten Sturm hatte er von den Priestern den gräulichen Ritus vollziehen lassen, durch welchen sie den unterirdischen Göttern geweiht wurde. Wir kennen schon von früher die grausigen Formeln, durch welche Veji, durch welche die beiden Decius

und die feindlichen Heere dem Verderben geweiht und verflucht wurden. Nur die Völker Italiens haben es verstanden, solche furchtbaren Fluchworte zu erfinden, und die verfluchenden Excommunicationen der römischen Päbste stehen auf gleicher Stufe Grausen erweckender Gewalt dieser Formeln, ohne daß ein anderer Zusammenhang zwischen ihnen wäre als der gemeinsame Genius der römisch-italischen Nationen. Aber als Scipio diesen Fluch erfüllt sah, da weinte er, und zwar nicht allein über die Stadt, sondern weil er mit den Homerischen Versen an die Nemesis erinnerte, welche auch Rom ähnliches Geschick bereiten würde:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des trefflich gewappneten Fürsten."

Also hat uns Polybios als Augenzeuge erzählt. Aber wie mußte Scipio zu Muth werden, als der Senat verlangte, daß der über Karthago verhängte Götterfluch buchstäblich erfüllt werden sollte, daß von der herrlichen Stadt kein Stein auf dem andern bleiben sollte, daß über die öde Stelle, wo sie gestanden, der Pflug hinweggeführt werden sollte und Salz in die Furche gestreut statt des Saatkornes, zum Zeichen, daß diese Stätte öde daliegen sollte und dem Wilde oder den Heerden zum Aufenthalt dienen. Nach der Heldenarbeit wurde ihm diese Henkerarbeit nicht erspart. Er that sie blutenden Herzens. Ueber zwei Wochen wüthete die Feuersbrunst. Aber es gelang ihm dabei, manches Elend zu lindern. Viele Gefangene wurden als Sklaven verkauft, aber sie behielten das Leben, auch Hasdrubal und der numidische Häuptling Bithyas. Nachdem sie Scipio's Triumph geschmückt, wurden ihnen ein paar Landstädte Italiens zu fernerem Aufenthalt angewiesen, während das römische Herkommen war, daß sie in den carcer Tullianus unter der Burg des Capitols hinabgeführt und dort erwürgt wurden. Der feierliche Einzug im Triumph, den Scipio in seiner Heimath hielt, war überaus herrlich. Da wurden neben den gefangenen Karthagern ihre sinnreich gebauten Vertheidigungsmaschinen und Geschütze, goldene und silberne Statuen und ein ungeheurer Reichthum der Tempelschätze, welche den Römern als Beute in die Hände gefallen waren, den staunenden Augen des jubelnden Römervolkes vorübergeführt. Vorüber zogen auch die Soldaten selbst, welche so große Waffenthaten vollführt, welche bereits den klingenden Lohn dafür von der Plünderung der reichen Stadt als Sturmsold in der Tasche trugen.

Andere Beutestücke, die einst die Karthager in ihrem Glücke den Feinden abgenommen und als Siegesdenkmale in ihrer Stadt aufgestellt hatten, wurden den früheren Eigenthümern von den Römern mit großer Ostentation zurückerstattet, unter andern der berühmte Stier des Phalaris der Stadt Akragas in Sicilien. Es ist bekannt, daß er hohl war, und die Opfer der Wuth des Tyrannen in seinem Bauche durch untergelegtes Feuer zu Tode

geröstet wurden, wobei ihr Schmerzgebrüll das Brüllen des Stieres nachzuahmen schien, und daß man sich erzählte, das erste Opfer wäre der Künstler, der dieses Kunstwerk geschaffen, dem Phalaris geschenkt und ihn über die kluge Einrichtung desselben belehrt, selber gewesen, um die Probe zu liefern, ob er seinen Stier gut brüllen lassen könnte.

Wenn es auch nicht unmöglich ist, daß ein griechischer Tyrann einen so grausamen Witz auch zur Ausführung brachte, so benutzte er dabei doch nur eine Erfindung, an welcher der hellenische Geist unschuldig war, die aber von jenseit des Meeres, dem punischen Afrika, nach Sicilien importirt worden war. Denn der eherne Stier, in dessen glühendem Leibe die Menschenopfer verbrannt wurden, gehört in den Göttercultus der phönicischen Stämme, denen das Feuer ein freundliches Element war, das die Menschen zu den Göttern emporhob, wie Herakles, der sich auf dem Oeta selber den Scheiterhaufen thürmte und darauf verbrannte, um sich von unheilbarem Schmerz, den ihm das Nessosgewand im Leben bereitet, zu befreien, in die selige Gemeinschaft der olympischen Götter erhoben wurde. Die Feuer-Apotheose des Herakles (des Melkart der Phönicier) und der Stier des Phalaris waren also nur griechische Bearbeitungen einer punischen Religionsvorstellung, die in den hellenischen Gebieten ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, aber die ungeheure Wucht beweist, mit welcher das Original auf sie drückte. In Karthago war es ein Stück ihres Lebens und, was noch mehr ist, der treue Begleiter zum Tode. Karthago verschwand im Feuer, und erst in unserer Zeit haben mühsame antiquarische Untersuchungen die Stätte festgestellt, wo sie einst gestanden. Aber auch ohne sie würde der unsterbliche Ruhm ihrer Thaten, wie der der Werke des Herakles, im Munde der vergangenen und kommenden Geschlechter geblieben sein, eine Apotheose, nicht geringer als die sagenhafte des vergötterten griechischen Heros. Also war die Stätte Wüstheit und Leerheit geworden, Wildniß, die das Otterngezücht der Schlangen, welche die Ruinen lieben, sich zum Aufenthalt erkor, nicht Wonne und Weide, in die in unserer Heimath sich die Wildniß nach altdeutschem Ausdrucke verwandelt und uns mit zauberischer Anmuth an sich lockt. Rom aber hatte seinen gefährlichsten, erbittertsten Feind nicht, wie nach dem Hannibalischen Kriege, niedergeworfen, es hatte ihn vernichtet, und dasselbe Jahr hatte ihm die unbestrittene Herrschaft über Griechenland gebracht. Wenn es sich Anfangs scheute, Achaja in eine römische Provinz zu verwandeln, so verstand es sich von selbst, daß es das karthagische Landgebiet unter dem Namen von Afrika in unmittelbare Verwaltung nahm unter dem Oberbefehle eines Proconsuls, welcher in Utica residirte. Auch hier hatte eine Senats-Commission die Verhältnisse der neuen Eroberungen regulirt.

Masinissa hatte die Vernichtung Karthagos nicht erlebt, aber im Geiste

vorausgeschaut. Seine Kraft reichte nicht hin, sie zu verhindern, wie er wünschte. Denn der kluge Greis wußte sehr gut, daß die wahre Gewähr seiner Dynastie nur in der Existenz von Karthago beruhte, daß sie nur in der Eigenschaft als Aengstigerin desselben für die Römer Werth und Bedeutung hatte. Diese Garantie der numidischen Herrschaft hörte augenblicklich auf, als Karthago zu sein aufgehört hatte. Rom verkürzte aber nichts an Masinissa's Erbschaft. Aber diese verkürzte sich selbst, freilich auch mit Zuthun von Rom, indem es nicht einen, sondern verschiedene Söhne Masinissa's miterben ließ; dadurch war Numidien plötzlich aus einem Staat ein Staatensystem, ein Bundesstaat, geworden, dessen einzelne Glieder, die zugleich Familienglieder waren, sich anfeindeten, um so mehr, da ihnen jede Gelegenheit benommen war, in kriegerischen Unternehmungen gegen das Gebiet von Karthago, wie Masinissa, etwas auszurichten.

Denn Karthago war jetzt römisch und dadurch die leicht von Masinissa überschrittenen Gebiete für die Numidier ein unantastbares Land geworden.

Es war ein großer Abschnitt in der Weltgeschichte, den Rom zu Wege gebracht hatte, dessen Consequenzen lange Zeit hindurch die Schicksale der Völker am Mittelmeer beherrschten. Alle Völker, Königthümer und hochmögenden Republiken, welche an dasselbe angrenzten, waren mit der Schärfe des römischen Schwertes gedemüthigt oder bezwungen und erkannten die Majestät, die überwiegende Hoheit des römischen Volkes an.

Allein die Formen, die Bedingungen, unter denen dies geschah, waren sehr verschieden. Sie stiegen in einem unendlichen Thermometer von der Knechtschaft zur Freiheit, von den völlig unterworfenen, fast rechtlosen Gebieten bis zur Annäherung an das souveräne Recht des römischen Bürgerthums hinan. Und über allen diesen verschiedenen Bevölkerungen standen diese römischen Bürger selbst wie ein hochbevorrechtigter Adel. Es gab kein größeres Privilegium in der damaligen Welt, soweit die römische Herrschaft und der römische Einfluß reichten, als das, römischer Bürger zu sein. Wie durch Zauber öffneten sich vor ihm alle Thore, neigten sich vor ihm alle Herzen in Furcht und Ehrfurcht, und es gab keine Nation des damaligen Zeitalters, welche mit gleicher Umsicht und Consequenz diese günstige Machtstellung ihres Gemeinwesens für sich ausgiebiger zu nutzen verstanden hätte. Diese römischen Bürger in Gesellschaften von Capitalisten vereinigt — den heutigen Actiengesellschaften vergleichbar — warfen ihre Capitalien in die tief verschuldeten unterworfenen Gebiete, ähnlich wie es die Engländer als Capitalisten und Kaufleute in den überseeischen Gebieten zu thun pflegen, und zogen unermeßliche Zinsen ihrer Capitalien aus den wehrlosen Landschaften, da ihnen die Execution derselben durch ihre römischen Statthalter sicher war. Es war dieselbe Methode, welche sie sich als ein nationales Gut angeeignet

hatten, die einst in alter Zeit die Patricier Roms gegen die Plebejer in Anwendung gebracht hatten, dem Darbenden Geld um unerschwingliche Zinsen vorzuschießen und sie, wenn die völlige Zahlungsunfähigkeit eingetreten war, ihres Eigenthums zu berauben, wenn es auch jetzt nicht mehr das letzte Eigenthum, welches der Mensch hat, das seiner Person betraf. So saugte schon jetzt die römische Privatindustrie, schlimmer als die römische Provinzialverwaltung, die unterworfenen Landschaften aus, obgleich auch durch deren Mitschuld, da sie der Habsucht ihrer Landsleute hätte entgegenarbeiten sollen.

Das waren aber nur Mißbräuche, welche auch die beste Verwaltung nicht hätte hindern können, da es nicht möglich war, die unternehmenden Capitalisten Roms aus den eroberten Landschaften zu verdrängen, wo ihre Capitalien wegen der aus den schweren Kriegen erfolgten Verarmung oder Verkehrsstockung anfangs eben so erwünscht wie später verwünscht wurden, als es zum Termine der Zinszahlung kam. Ueber allen diesen subalternen Unternehmungen schwebte das souveräne Staatsamt der Republik, zu Hause und in der Fremde, die Consuln und Prätoren, die Proconsuln und Proprätoren, wie Halbgötter, auf deren Wink sich die vornehmsten Herren der unterworfenen Landschaften in unterthänigster Ergebenheit in Alles fügten, was die römischen Vicekönige verfügten, die viel mächtiger waren als unsere jetzigen wirklichen Könige. Sie waren zwar nur Könige auf dieses oder ein anderes Jahr, aber ihre Gewalt ging hervor aus ihrer adligen Geburt, aus der bestimmten Zahl der hohen Geschlechter, aus denen allein die Obrigkeiten erkoren wurden, welche den herrschenden Senat nicht nur anfüllten, sondern auch die Zeitkönige Roms aus sich hervorgehen ließen. Es war eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Geschlechtern, welche in dem Alleinbesitz der sämmtlichen höheren Aemter der Republik war. Denn aus dem Friedensschluß zwischen Patriciern und Plebejern hervor gingen zwar wenige uralte Patriciergeschlechter, aber auch sehr wenige neuere und nur vornehme Plebejergeschlechter, welchen es gelungen war, sich neben jenen in die höchsten Aemter der Republik empor zu schwingen. Als diese großen Erfolge für die plebejischen Geschlechter erreicht waren, und die großen plebejischen Geschlechter die Ehre erlangt hatten, daß aus ihnen die höchsten Großwürdenträger der Republik hervorgegangen waren, da wurde es ihnen nicht schwer, von den noch übriggebliebenen altpatricischen Geschlechtern in Bezug auf das Connubium, die Wechselheirathsfähigkeit, als ebenbürtig angesehen zu werden, und so geschah es, daß die neu emporgekommenen plebejischen Geschlechter sich nach unten, gegen ihre Standesgenossen, abschlossen und den alten Geschlechtern zuwandten, wodurch eine neu gebildete Aristokratie entstand. Die Mitlebenden werden kaum diese Neubildung, wie dies bei aller historischen Neubildung zu geschehen pflegt, scharf in's Auge gefaßt

und mit Bewußtſein beobachtet haben. Allein das Weſentliche derſelben beſtand doch darin, daß die alte Ariſtokratie der Patricier vermittelſt einer Recrutirung für die alten abgekommenen Geſchlechter aus den emporgekommenen wohlhabenden plebejiſchen ſich verjüngt und verſtärkt und zeitgemäß reformirt hatte. Nun hießen ſie freilich nicht mehr Patricier, ſondern dem Zeitraum gemäß, in welchem dieſe neue ſociale Standesentwickelung vor ſich ging, Optimaten, faſt eine Ueberſetzung des griechiſchen Wortes Ariſtokratie, die Herrſchaft der vornehmſten Geſchlechter. Man ſieht auch hier den Einfluß des griechiſchen Weſens, das faſt gleichzeitig in Italien übermächtig eindrang, als hier der Abſchluß dieſer neuen Adelsentwickelung geſchah.

Sie war in der That ein Segen für Rom; denn dieſer erneuten Ariſtokratie dankte die Republik eigentlich allein die weiſe Lenkung der auswärtigen friedlichen und kriegeriſchen Politik, welche ſie bereits jetzt zur Herrin aller Reiche und Nationen, die das Mittelmeer umgeben, gemacht hatte. Die Vereinigung dieſer königlichen Geſchlechter hatte mit heldenmüthiger Ausdauer, Aufopferung und Weisheit den Staat zuſammen gehalten in ſeinen Kräften und ihn mit denſelben wirken laſſen in die Ferne.

Der Erfolg war ein glänzender geweſen. Es gab jetzt kein Volk, keine Fürſten, von denen die Römer etwas gehört oder geſehen hatten, die ſich nicht der Majeſtät Roms gebeugt hätten.

Die großen Geſchlechter Roms hatten untadlig in der Abwechſelung der Generationen in Geburt und Tod Jahrhunderte hindurch, und namentlich in dem Jahrhundert des Hannibal, mit Heldenmuth die Kraft Roms und Italiens zuſammengehalten, wodurch die Unterwerfung der abendländiſchen und griechiſchen Welt gelungen war. Es gab jetzt, ſoweit der Horizont der kriegskundigen und kriegsfähigen Nationen von Rom aus reichte, nicht eine, die gewagt hätte, ſich mit der römiſchen Republik im Kriege zu meſſen. Wie ein chemiſches Scheidewaſſer hatte Rom alle die ſtolzen Gewalten in den weiten Ländern um das Mittelmeer in die Atome zerſetzt und kraftlos gemacht. Die kräftigſten hatte Rom zertrümmert, die übrigen, an Haupt und Gliedern gelähmt, führten ihre Scheinexiſtenz weiter. Ihre längere Lebensdauer war auf die mathematiſch abmeßbare Kürze einer Zeitfrage herabgeſunken.

Die Schlachtendonner, welche mit ihren Blitzen wie von der Burg des Capitoliniſchen Juppiter auf die abendländiſche und helleniſtiſche Welt vernichtend herabfielen, waren verhallt. Es war Frieden mit den großen Gegnern, weil ſie vernichtet waren.

Freilich die kleinen Gegner kämpften noch fort, aber nur ſo ohnmächtig und erfolglos wie zerhauene Glieder von Schlangen noch eine Weile fortzucken, und die römiſchen Feldherren, welche berufen waren, die Reſte des Krieges zu erſticken, löſten die leichte Aufgabe, das Todte todt zu ſchlagen.

Allein die eigentliche Gefahr für die Sieger war der Frieden.

Denn der Krieg hatte die edelsten menschlichen Leidenschaften wie in iem Rausch süßen Weines lebendig und wach erhalten. Alle Leibes- und eelenkräfte waren angestrengt, die Kriegs- und Lebensgefahr des Staates d Regimentes zu beseitigen.

Das große Werk war gelungen. Aber augenblicklich nach dem Siege wachte man aus der fast übernatürlichen, traumartig phantastischen Auf- zung aller Volkskräfte wie nach einem Rausch. Die Ermattung folgte cht weniger bei dem Volke als den großen preiswürdigen gebietenden Ge- lechtern, welche das Volk durch den Kampf zum Sieg geführt hatten, zum ieg über die damalige Culturwelt, diesen Geschlechtern der Optimaten, wie genannt wurden. Ihr Name war nach der damaligen Geschmacksrichtung r vornehmen Römer, welche dem Hellenismus zugewandt war, dem Aus- uck der Griechen für die in einem Staate höchstmögenden Geschlechter, die ristokratie, entnommen. Optimates und Ἄριστοι bezeichnen die sehr Guten, : Besten, welches synonym ist mit den Gewaltigen.

Sie waren die ohne Zweifel Allerbesten gewesen in den Kriegen des taates auf Leben und Tod. Allein jetzt, wo der Krieg sich den Sieg er- mpft hatte und der Friede an seine Stelle getreten war, da erschienen se Optimaten nicht mehr im Lichte der Besten. Freilich waren sie all- ächtig im Staate, allein sie sehnten sich ebenso nach Ruhe wie das Volk, Beide hart in der Drangsal der schweren, unaufhörlichen Kriege ge- ten hatten.

Die Vornehmen des Volks tragen wohl schwer an den Folgen langer iege. Aber wenn sie überstanden sind, ist doch der Frieden ein Hoffnung- inger, eine Aussicht, die erlittenen Verluste wieder zu ersetzen, besonders i einem doch wesentlich nur ackerbauenden Volke, wie es die Römer noch ren.

Schlimmer aber stand es bei den geringeren Römern. Da waren un- ylige Familien an den Bettelstab gebracht durch die Aushebungen zum er. Denn während der Abwesenheit des Bauerhofbesitzers stand oft die irthschaft still oder wurde schlecht verwaltet. Wie viele Bauerhöfe kamen durch unter den Hammer und wurden von den geldbesitzenden Capitalisten kauft, und die früheren freien Eigenthümer konnten von Glück sagen, wenn vom Käufer unter einigermaßen wohlwollenden Bedingungen (etwa gegen lag des zehnten oder gar des halben Ertrages ihres früher freien Erbes) f ihrer alten Scholle wohnen bleiben durften. Allein schlimmere Herren uften die Bauern einfach aus und schufen sich dadurch große Rittergüter, lche sie in anderer Weise zu bewirthschaften beschlossen, als es früher in alien Sitte war. Sie thaten die erworbenen Bauerhöfe nicht mehr pacht-

weise an freie italische Bauern aus, sondern vereinigten die weiten Ländereien ganzer Gemeinden zu großen Ackerbreiten, welche sie durch gekaufte Sklaven bearbeiten ließen.

Sklaven gab es aber damals in der römischen Welt in Fülle zu kaufen, und um geringen Preis. Sie kamen als Waare aus dem Osten von dem Hauptsklavenmarkt Delos, der so reichlich damit versehen war, daß erzählt wurde, es wären oft an einem Vormittage auf dieser kleinen Insel 10,000 Sklaven verkauft worden.

Die Waare dieses Großhandels strömte zum größten Theil nach Italien, wo sie als Tagelöhner an Stelle der freien Bauern traten, aber auch nach Griechenland, wo die Sklavenwirthschaft als solche zu den nationalen Lebensbedingungen gehörte.

In Italien war sie eine Neuerung, welche zu gleicher Zeit mit dem Eindringen der griechischen Bildung in Italien dort ebenfalls festen Fuß faßte. In dem socialen Kriege zwischen optimatischem Reichthum und verarmtem Bauernthum verschwanden die Bauerschaften im Kampfe gegen das Capital der großen Familien, und es entstanden die Latifundien, die großen Rittergüter des Adels, durch den Auskauf der durch die unabläßigen Kriege verarmten Bauerstellen, welche nunmehr eingezogen, nur einen Beitrag lieferten zu den immer mehr arrondirten Großgütern des Adels. Zur Bewirthschaftung derselben waren die Sklavensendungen aus dem Osten, also namentlich aus Delos, höchst willkommen.

Wie groß ist das Bedürfniß nach Tagelöhnern in unserm Vaterlande für größere Landgüter und mit welchen Opfern werden sie aus weiter Ferne herbeigelockt auf den ungewissen Erfolg, daß sie nach kurzer Dienstzeit sich vortheilhafter zu anderen Arbeiten, Wegebau, Eisenbahn u. s. w. verdingen und dem Landmann entlaufen!

Für die Gefahr des Fortlaufens brauchten die römischen Gutsbesitzer nicht zu fürchten. Die als Sklaven aufgekauften Arbeiter der Landgüter wurden sehr wenig patriarchalisch behandelt. Die Lage eines schwarzen Sklaven der Südstaaten von Nordamerika war beneidenswerth gegen einen römischen Landsklaven und die Verbrecher unserer Zuchthäuser werden besser gehalten als die damaligen römischen unfreien landbauenden Tagelöhner. Bei Tage diensteten sie auf dem Felde mit eisernen Fesseln an den Füßen und bei Nacht schliefen sie im Ergastulum, dem Bagno oder Zwinger, einer gefängnißartigen Kaserne, welche sie jeden Morgen zu neuer Qual verließen Dies war der Zustand der großen Güter, auf denen der Getreide-, Gemüse-, Wein- und Oelbau herrschte.

Allein neben den Ackerbaugütern waren die noch viel umfangreicheren Weidegüter in Italien und Sicilien zu finden. Sie befanden sich zumeist

im Südoſten, in Apulien und Calabrien und im Innern der Inſel Sicilien. Hier herrſchten die großen Viehheerden in der großen Menſchenöde als die einzig lebenden Weſen, Ziegen, Schafe und Rinder, ſie ſelber beherrſcht von den halbwilden Hirten, die im Oſten von den vornehmen römiſchen grundbeſitzenden Herren, als Sklaven gekauft waren. Dieſe rechtloſen Sklaven herrſchten alſo hier in der Wildniß der Weide und des Gebirges nicht nur über das ihnen anvertraute Vieh, ſondern auch über das menſchenleere öde Land. Ihre vornehmen Herren kümmerten ſich um ſie nicht, wenn ihnen nur der Ertrag ihrer Heerden in den Terminalzahlungen richtig eingeliefert wurde. Dieſe Sklavenrepubliken, wie man ſie nennen möchte, auf dem Unlande, den nicht ackerbaren Landſchaften, in den Niederungen des ſüdöſtlichen Italiens und deſſen Gebirgen, den Abbruzzen und in dem gebirgigen Innern Siciliens, waren eine Anomalie in der Organiſation des römiſchen Staatsweſens.

Man ſieht alſo, wie ſehr die gute alte Zeit der römiſchen Ordnung in Folge der römiſchen Eroberungen durch die Rückwirkung der unterworfenen Landſchaften, welche jetzt doch gewiſſermaßen in die römiſche Welt einverleibt waren, in ihren Grundveſten bedroht wurde.

Die höheren Stände hatten ſich wie bezaubert von der Anmuth und der dem Leben neue Begeiſtigung ſpendenden griechiſchen Culturhöhe der helleniſchen Welt, dieſem ſüßen geiſtigen Genuſſe, ganz hingegeben. Die reine Geſchäftswelt hatte ebenfalls mit Dank die ſocialen Zuſtände dieſer öſtlichen Culturlandſchaften, die ihr ſo bequem waren, acceptirt, weil ſie neben den ungeheuren Gewinnen der Entrepreneurs in den fernen Landen das nicht weniger vielverſprechende Inſtitut der Sklavenwirthſchaft zugleich mitimportirte, welches nicht minder aus Griechenland und Aſien wie aus Afrika auf ſie eindrang. So war alſo Rom auf dem beſten Wege als Sieger über alle benachbarten Nationen ſtatt Kraft und Herrlichkeit aus den unterworfenen Landſchaften ein zerſetzendes Gift in den eigenen Volksorganismus verpflanzt zu haben. Denn zunächſt war als Erfolg der ungeheuren nationalen Anſtrengungen Roms nur das ſichtbar, daß immer mehr die freie Bauernbevölkerung Italiens in ein ländliches Proletariat verſchwand und an ihre Stelle die ausländiſche Ackerwirthſchaft durch ſkaviſche Tagelöhner eintrat, auf den beackerten Großgütern nicht minder wie auf den Weidegütern, die noch viel größeren Raum einnahmen.

Denn die Nachfrage nach Sklaven in Italien und Sicilien ſtieg immer höher und höher, je mehr die unabläſſigen Kriege, namentlich die in Spanien, einen ungeheuren Menſchenconſum mit ſich brachten und die Aushebungen der waffenfähigen freien Mannſchaften kein Ende nahmen. Mußten da nicht die römiſchen Landherren, welche doch ihr Feld beſtellen, ihre Weiden

mit Hirten versorgen wollten, bei den natürlich immer höher steigenden Preisen für den Acker- und Weidedienst durch freie Arbeiter, die immer schwerer zu gewinnen waren und doch nur als Material diejenigen boten, welche bei den Aushebungen von den Officieren für den Kriegsdienst als untauglich verschmäht waren, darauf denken, sich wohlfeilere Tagelöhner zu verschaffen, die sich ihnen wie von selbst boten auf den östlichen Sklavenmärkten zur Bebauung der weiten Fluren, welche den römischen Capitalisten auch ohne Speculation und bösartige Auskaufungen durch die fortwährenden Kriege wie von selbst in den Schoos fielen. So geschah es in Italien und nicht minder in dem noch ganz griechischen Sicilien, dessen innere Gebiete, wie des Ackerbaues unfähige Alpentriften, völlig der Heerdenwirthschaft anheimfielen. Man kennt die elende Lebensart der Hirten, welche mit ihren Heerden im Frühling in's Gebirge gehen. Ihr Lohn, ihre Lebensart war so karg im Alterthum, wie noch heute. Mit Käse und Brot und Milch nähren sie sich. Allein diese Kost ist nicht ungesund, sie läßt die Leiber in blühender Gesundheit erstarken, vorzüglich in diesen glücklichen südlichen Gegenden. Diese Sklaven, welche zu so einfacher Kost und Lebensart verdammt waren, genossen zwar alle Freiheit eines nomadischen Hirtenlebens, aber sie erinnerten sich, als Kriegsgefangene, die bessere Zeiten gesehen hatten, doch bei diesem einförmigen Leben ihrer bequemeren Vergangenheit, wenigstens viele unter ihnen, besonders wenn sie an Feiertagen von ihrer harten Arbeit in die Stadt kamen und sahen, wie herrlich, mühelos und in Freuden da ihre Herren lebten, welche sie in der erbarmungslosen Weise der alten Welt nur als eine höhere Sorte Vieh als das, welches sie weideten, ansahen und behandelten. Denn wie man noch heute das Vieh, um Verwechselung des Eigenthums zu verhüten, mit dem Eisen, das glühend darauf eingebrannt wird, kennzeichnet, so geschah es damals auch mit dem menschlichen Vieh, den Sklaven, die dem Herrn gehörten. Wie viele dieser einst frei gewesenen Sklaven knirschten in ohnmächtiger Wuth über diese schmachvolle Behandlung. Die der Schwarzen in den Südstaaten von Nordamerika schien dagegen beneidenswerth. Denn sie fühlten ihre Herabwürdigung nicht, während die aus dem alten Kriegsrecht hervorgegangene Sklaverei Menschen betraf, die von derselben Race, ja oft von derselben Bildung wie die Herren waren.

Zudem sind alle Hirtenvölker kriegerisch und Rom hatte solche eigens und absichtlich selbst im eigenen Heimathlande erschaffen. Denn auch Sicilien gehörte zu Italien. Unter solchen Verhältnissen muß fast das Verhältniß der Herren zu den Sklaven seiner Natur nach grausam werden. Denn nur durch den Schrecken können solche Sklavenseelen, aus aller Herrn Ländern zusammengewürfelt, denen es an jedem Grunde zur Anhänglichkeit an ihren Besitzer fehlt, der sie, und den sie kaum kennen, in Gehorsam er-

werden. Die physisch zwar wohlgenährten, aber halb als Wilde ge-
:n Sklaven, nicht viel besser als die ihnen anvertrauten wilden Stiere,
h heut oft der Schrecken der Reisenden in Italien sind, fühlten nicht so
hr Elend, als bei ihnen durch die Mittheilungen mit ihren Schick-
ıossen die Hoffnung rege wurde, sich demselben mit Gewalt zu entzie-
›enn sie ihre wilden Kräfte zu gemeinschaftlicher Anstrengung vereinigten.
5o begann es unter den Sklaven Siciliens zu gähren. Einer sagte es
ndern, und seine Rede wurde von der Seele des Hörers aufgesogen,
:r Regen vom durstigen Erdreich. Die Verschwörung, der organisirte
nd war da, ehe die Herren eine Ahnung von dessen nahem Ausbruch
. Es war im Gebiet von Enna, dem heiligsten der Insel seit so vielen
underten, wo die Explosion geschah. Hier lebte ein reicher Grieche,
philos, mit seinem Weibe und seiner Tochter, der als reichbegüterter
seinen Grundbesitz durch zahlreiche Sklavenheerden mit unmenschlicher
ge zu verwerthen suchte, und sein Weib verfuhr nicht minder hart und
ım gegen die unter ihrem rücksichtslosen Gebot dienenden Sklavinnen,
selbst gegen seine Sklaven. Gegen dieses hartherzige Ehepaar wen-
:ch das plötzlich ausbrechende Sturmgewitter des Sklavenaufruhrs. Die
ten Sklaven stürzten in hellen Haufen nach dem hohen Enna, der Burg-
hinauf und suchten ihre Unterdrücker, Damophilos und sein Weib. Sie
›en sich außerhalb der Stadt, in dem Garten einer ihnen zugehörigen

Die wilden Empörer hatten sie bald ausgekundschaftet, und
der Partien, welche nach ihnen ausgesendet waren, schleppte sie
Spott und Hohn herbei. Die Sklavengemeinde empfing sie im The-
›er Stadt und begann eine Art richterlichen Verfahrens in der Weise
haleerensklaven von Marseille gegen die Pariser Gefangenen in der
sischen Revolution. Das richterliche Verfahren war in beiden Fällen
kurz. Kaum hatte das unglückliche Ehepaar, oft unterbrochen von dem
geheul der Menge auf den Theaterbänken, angefangen sich zu verant-
n, so nahten sich dem Damophilos ein paar Henker, welche ihm mit
ı kräftigen Hieben den Garaus machten. Schlimmer ging es seinem
, die, der Rache ihrer megärenartigen Sklavenmägde überliefert, unter
rausamsten Mißhandlungen ihr Leben endete. Als eine merkwürdige
alie in diesen Blutscenen muß aber erwähnt werden, daß eben diese
ır Entmenschung verwilderten Sklaven die einzige Tochter jenes von
dem grausamen Tode geweihten Ehepaares, weil sie wußten, daß diese
:r oft die unmenschlichen Befehle der Eltern rückgängig zu machen ge-
hatte, grade ebenso menschlich wie ihre Eltern unmenschlich, mit der
en Schonung behandelten und dafür sorgten, daß sie unversehrt nach
ia gesendet und dort der Sorge ihrer Verwandten überliefert wurde.

Allein dieses Erbarmen war auch das einzige, das diese wilden, entmenschten Bestien zeigten. Denn die ganze Stadt Enna wurde von ihnen ausgemordet, Männer und Weiber ohne Unterschied, und die Kinder ergriffen sie am Fuße und zerschmetterten ihren Schädel am harten Erdboden. Zwischen Freien und Sklaven, so sagten sie zur Entschuldigung oder vielmehr Erklärung ihres Verfahrens, könne doch niemals Frieden geschlossen werden. Die Seele dieser greulichen Unternehmung war ein syrischer Sklave, Eunus (d. i. der Wohlgesinnte), aus Apameia gebürtig. Nicht durch heldenmüthige Tapferkeit, sondern durch die abergläubische Weisheit seiner syrischen Götterlehre, mit welcher er dem wilden ungebildeten und abergläubischen Sklavenhaufen imponirte, hatte er sich seine hervorragende Stellung gewonnen. Schon längst war er durch seine Prophezeiungen und sein geheimnißvolles Wesen als der Mann der Götter von dem blöden Haufen angesehen, der auch Wunder zu thun vermochte. Denn gerade wenn seine Anreden an den blöden Haufen denselben in die leidenschaftlichste Stimmung versetzt hatten, sprühte Feuer aus seinem Munde, ein Götterzeichen, das für die Menge überzeugender war als seine begeistertsten Reden. Es war eben eins jener orientalischen Jongleur- und Taschenspielerkunststückchen, eine Täuschung der rohesten Art, indem er eine hohle Nußschaale, mit Zündstoff erfüllt, durch den Hauch seines Mundes zu Flammen anblies. Allein dieses rohe Kunststück wirkte überzeugender auf die noch roheren und plumperen Massen. Jetzt, nach dem Siege von Enna, zu dem er gerathen hatte, war er der untrügliche Götterheilige, dessen Autorität sich Alles unterwarf, und der es wagen durfte, im Andenken an seine syrische Heimath, sich zum König aufzuwerfen und den syrischen Königsnamen Antiochos beizulegen. Seine Mitsklavin, ebenfalls aus Syrien gebürtig, erhob er zur Königin. 620 d. St.—134 v. Chr.

Rom konnte unmöglich solchem Unfug ruhig zusehen, wenn es gleich schon ein, ja zwei Augen zugedrückt hatte über die sicilischen Sklavenzustände, wo Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen. Diese Nachsicht Roms erklärte sich sehr natürlich dadurch, daß ganz Sicilien wie von einem Netz der römischen Banquier-Unternehmungen, den Spekulationen der Ritter, der großen Kapitalisten umgarnt war. Der fruchtbarsten Gebiete der gesegneten Insel hatten sie sich zuerst bemächtigt, die noch von Cicero wegen ihres Weizenackers gepriesene Feldmark von Centuripae, etwas über eine Quadratmeile enthaltend, beackerten einige achtzig Besitzer, von denen nur ein Einziger ein Grieche, die sämmtlichen Andern Römer waren. Nicht anders verhielt es sich mit den großen Sklavenheerden auf den Weidegebieten im Innern der Insel.

Wie hätten es die römischen Statthalter wagen dürfen, diesen allmächtigen römischen Spekulanten das Handwerk zu legen, da sämmtliche Unternehmungen in die Hände der Ritter zurückgingen, der eigentlichen Spinnen,

je die Provinzen aussaugten, die jedoch nicht allein mächtig waren durch
Uebergewicht der ungeheuren Kapitalien, die sie bereits besaßen und nun
e neuerworbenen Länder schleuderten, um sie durch Wucherzins zu ver-
achen, sondern durch das noch viel reellere Uebergewicht, welches sie in
als die Herren der Gerichte, welche sie zwar noch nicht gewonnen hatten,
e factisch noch im Besitz des Senates geblieben waren, besaßen. Jeder
thalter, welcher ihren Interessen durch übelangebrachte Gerechtigkeit gegen
Unterthanen — allein nur für ein Jahr; denn nach Jahresfrist mußte
ne erhaltene Vicekönigstelle niederlegen — zuwiderhandelte, mußte fürch-
nach Ablauf seines Regimentjahres durch die Anhänger der großen Rit-
anquierfamilien verklagt und von ihnen verurtheilt zu werden.

Allein als nun nicht im östlichen Sicilien, welches vor Allem die römi-
Spekulanten ausbeuteten, der alten griechischen Hälfte der Insel, son-
in dem westlichen, früher karthagischen, von Sklaven, die nicht Römern,
rn Griechen gehört, die größten Uebelthaten verübt wurden, da war es
Rom geboten, in die Verwirrung einzugreifen. Hier wurde ja kein rö-
hes Sklavenkapital angegriffen. Daneben war aber die Noth selbst
jend; denn Rom war in Gefahr, die erste große Eroberung außer Ita-
das schöne Eiland, welches mit dem Blute der Besten des Volkes in
rtjährigem Kampfe gewonnen war, dieses sauer erworbene Gut nun-
nicht an einen heldenkühnen Staat oder ein tapferes Volk, sondern an
Heerden von elendem Menschenvieh, von verächtlichen Sklaven zu verlieren.
Eben erst war Enna gestürmt und Antiochos' Macht befestigt, so ver-
te sich die Nachricht mit Blitzesschnelle über die weiten Gebiete, auf
i die Sklaven ihr elendes entbehrungsvolles Raub- und Hirtenleben
n, und sogleich zündeten hier des Eunus zur Freiheit aufrufende Worte.
ganze Innere der Insel stand plötzlich in Aufruhrsflammen. Nicht
als 400 waren es, die Enna gestürmt hatten, und schon nach weniger
rei Tagen gebot Eunus über 6000 Sklaven, die ihm zugezogen waren.
diesen zog er aus zu weiteren Eroberungen, Mord und Brand und
. Der römische Prätor Manlius, dem Sicilien als Provinz zugefallen
warf sich ihm mit den wenigen Truppen, die er aufbringen konnte, —
auf dem Etat der sicilischen Statthalter standen sehr kleine Militär-
— entgegen; es war noch keine vollzählige Legion.

Aber die Sklaven siegten völlig, die Römer flohen, und ihr Lager wurde
mpörten Leibeigenen zum Raube. Nicht besser ging es den Prätoren P.
lius Lentulus und C. Calpurnius Piso in den folgenden Jahren. Auch
siegte der neue Sklavenkönig, in dessen Lager immer neue Schaaren
Sklaven strömten, vor allen die des Cleon aus Cilicien, man konnte sie
in Heer nennen, und so verstärkt schlug die Sklavenmacht die vierte

prätorische Legion unter L. Plautius Hypsaeus, der nur 8000 Mann befehligte, während das bei Enna befindliche Heer sich damals auf 70,000 Mann belief, ungeachtet anderer Haufen, welche das Land durchzogen, es in Unterwürfigkeit zu erhalten. Antiochos, der neue König, beherrschte die Insel, sie mußte von den Römern neu erobert werden, falls sie Verlangen trugen, sie auch künftig zu besitzen.

Der Senat in Rom hatte doch endlich einen Entschluß fassen müssen Er sendete, fast beschämt, daß seine halben Maßregeln nicht im Stande gewesen waren, diesen verächtlichen Sklavenaufstand im Keime zu ersticken, nunmehr nicht mehr einen Prätor, sondern einen Konsul, den C. Fulvius, gegen die im Aufstande befindliche Insel. Und mit der Mission eines Konsularen waren ganz andere Heeresrüstungen verbunden als mit denen der friedlichen sicilischen Prätoren. Die Ernennung eines Konsularen für den sicilischen Krieg bedeutete nichts Anders, als daß der römische Senat Sicilien, um in der heutigen Weise zu sprechen, in Belagerungszustand erklärte. Das alte Recht der Provinz ward suspendirt und das Kriegsrecht proklamirt. Nicht die Friedensmilizen, die einem sicilischen Prätor allein zu Gebote standen, sondern die erschrecklichen kriegsgeübten römischen Legionen eines Konsularheeres bewegten sich jetzt wie Gewitterwolken nach dem südlichen italischen Eilande. P. Rutilius, der Konsul, stand an seiner Spitze, und gegen ihn vermochte der wackerste Feldherr des Eunus, Achäus, nichts auszurichten. Die beiden Hauptburgen, Tauromenium und Enna, nachdem die Truppen des Königs im offenen Felde geschlagen und zurückgedrängt waren, sie wurden jetzt von den römischen Legionariern eng eingeschlossen und endlich erobert. Eunus selbst hatte sich mit seiner Leibwache aus der gefährdeten Residenz Enna in's wilde Gebirge gerettet; aber bald fiel auch er mit den Seinigen den rastlosen Verfolgern in die Hände, wie so viele andere versprengte Sklavenhaufen, die im Lande flüchtig umherirrten, und wo man sie fand, niedergemetzelt wurden, wie die Bauern von den Rittern im großen deutschen Bauernkrieg zu Luther's Zeiten. Der gefangene Sklavenkönig, den man für die Marter in Rom aufsparen wollte, damit das Jauchzen der Menge noch dazu gewonnen werde, that ihr den Gefallen nicht, bis dahin zu leben. Er starb zwar auch einen Martertod, aber einen natürlichen; sein Körper bedeckte sich mit eiternden Wunden, in welchen das Ungeziefer wimmelte. Er verfaulte bei lebendigem Leibe.

So war Sicilien also wiederum in römischer Botmäßigkeit; aber wie sah es nach dem noch nicht dreijährigen Kampfe aus! Die von Sklavenhänden bebauten Aecker lagen wüst, die Heerden, die sie einst gehütet, waren von ihnen verbraucht, die Städte und Dörfer waren durch den Krieg verwüstet oder zur Führung desselben auf's Aeußerste gebrandschatzt. Die Her-

:en aber, griechische und römische, waren, falls sie dem Tode von der Hand hrer Sklaven entgingen, an den Bettelstab gebracht. Ihr Hauptkapital, ie Sklaven, war verloren, denn sie lagen entweder auf den Schlachtfeldern odt oder, wenn man ihrer habhaft wurde, ließ man sie über die Klinge pringen. So war den Römern dieser Eunus, dieser wohlgesinnte Syrer= önig, ein theurer Sklave geworden, den man auf dem Sklavenmarkte sicher icht so hoch taxirt hätte. Aber es war doch ein Vortheil gewonnen, das ange innerlich eiternde Geschwür war aufgebrochen und wenigstens hier in Sicilien gründlich ausgedrückt worden, und zwar auch zur Erleichterung der ibrigen Glieder des damaligen Römerreichs, der unmittelbaren und mittel= aren, welche ebenfalls den Fluch dieser modernen Feld=, Wald= und Wie= enssklaverei zu tragen hatten. In allen diesen Landschaften hatte man ei= entlich schon seit den Zeiten von Korinths und Karthagos Fall wie auf ulkanischem Boden gestanden und an den verschiedensten Orten waren auch cheinbar vereinzelt Explosionen der Wuth und des Hasses der Sklaven egen ihre Herren erfolgt, welche diese auch in der tiefsten Ruhe an die nheimlichen Gefahren mahnten, die plötzlich herausbrechen konnten wie un= erirdisches Feuer. Diese Gefahr war jetzt nach dem großen sicilischen Sklavenkrieg bedeutend gemindert, aber, zum Unheil der damaligen Welt, das System der Landwirthschaft durch Sklavenheerden nicht nur wieder mögli= her gemacht, sondern neu sanktionirt, gerade wie niemals in Deutschland ie Hand des Edelmannes härter auf den Bauer drückte, als nach der Er= ickung des Bauernkrieges. In der That also wirkte auch in Italien die Unterdrückung der Sklaven nicht heilend, sondern entschieden nachtheilig auf en kranken Organismus des römischen Reiches.

Die Optimatengeschlechter an dessen Spitze hatten in der Zeit der Ge= hr mit unvergleichlichem Heldenmuth dieses Reich geschaffen. Mit ihren eibern hatten sie in den vordersten Reihen gestanden, sie hatten ihr Blut ir ihr Land dahingegeben und es war dadurch groß und herrlich geworden. ber als es Frieden geworden, da wollten sie auch dessen Vortheile genießen. ie wenigste Lust jedoch zeigten sie zu durchgreifenden social=politischen Re= rmen, und doch waren sie allein im Stande, die verderbliche Reaktion, elche aus den eroberten oder gehorsamen Landschaften ihre giftigen Poly= narme in den römischen Staatsorganismus einsenkte, unschädlich zu machen. ie Optimaten befanden sich etwa in der Lage der europäischen Fürsten ch der Besiegung des großen Napoleon, welche bald zögerten, die im ersten iegesrausche gegebenen Versprechungen von Konstitutionen zu erfüllen; und e Optimaten hatten nicht einmal etwas versprochen.

Demnach ist klar, etwas mußte in Rom geschehen, um dem Auflösungs=

proceß, der sich in einem größeren Maßstabe der römisch-italischen Welt bemächtigte, entgegenzutreten. Es war ferner klar, daß dies nur geschehen konnte durch die Einsicht und den starken Willen eines Mannes, dessen Herkunft und Persönlichkeit im Stande war, durch seine bloße Erscheinung, durch seine überwiegende Autorität und Ansehnlichkeit, wie durch den ehernen Ruf aus einer hell tönenden Kriegsdrommete das Volk aus seiner Siegesruhe aufzuwecken. Der Mann, welcher sich zu dieser Riesenarbeit berufen fühlte, war Tiberius Gracchus, der Neffe des großen Scipio, welcher die Römer von der Furcht vor Karthago durch dessen Vernichtung befreit hatte. Er war also seiner Geburt nach ein vornehmes Mitglied der römischen Aristokratie, welche Rom die Siegespalme über alle umwohnenden Völker im harten Kampfe errungen hatte. Und er war nicht allein der Sohn der Cornelia, Scipio's hochgebornen und edel gesinnten und edelgebildeten Schwester, sondern auch jenes Gracchus, welcher in Sardinien und Spanien als Feldhauptmann sich unvergängliche Lorbeeren durch seinen Muth und seine Milde gegen die Besiegten erworben hatte. Der junge Tiberius Gracchus gehörte also von Vater- und Mutterseite ganz der alten, ehrwürdigen, aber vornehmen und gegen das Volk sehr exclusiven Aristokratie an. Aber grade in diesem edelgebornen Jüngling hatten sich Gedanken entwickelt, welche in das System des herrschenden Adels durchaus nicht paßten. Dieser jugendliche Feuerkopf erkannte mit den frischen Augen der Jugend nicht nur die schweren Gebrechen des Staats, welche man sich in den Kreisen seiner Familie nicht verhehlt hatte — selbst der große Scipio hatte ihnen sein Auge nicht verschlossen — sondern Tiberius Gracchus glaubte sich auserkoren, diesen Gebrechen abzuhelfen. Er hatte den festen Willen dazu und traute sich die Kraft zu, ihn durchzusetzen. Wohl fehlte ihm noch die Mannesreife, aber an ihre Stelle trat ein romantischer Enthusiasmus, der sich in einem gewissen Halbdunkel zu bewegen pflegt, in welchem der zum Handeln Entschlossene nur das Ziel seiner idealen Pläne, aber nicht die Unendlichkeit der Hindernisse und Schwierigkeiten, das Heer von gemeinen Chikanen, den dummen und blöden Widerstand der Menge, die instinktmäßig Gefahr für ihren Besitz fürchtet, zu erkennen vermag.

Gewiß machte es seinem Herzen Ehre, sich ein so hohes Ziel zu stecken zur Rettung seines Vaterlandes inmitten der Ermattung und Versunkenheit und Trägheit des hochgebornen Adels, welcher die Feinde des Vaterlandes heldenmüthig bekämpft hatte, aber sich nicht ermannen konnte, die viel edlere und höhere Arbeit — freilich eine herkulische — zu leisten, auch nach dem Siege die innere Verfassung des Staats den neuen Verhältnissen anzupassen. Denn Rom befand sich etwa in dem Fall, wie ein Bauer, welcher durch glückliche, rastlose Arbeit ein Rittergut erworben hat, und doch sich nicht

entschließen kann, die altgewohnte Lebensweise des Bauern abzulegen und die des Herrn dafür anzunehmen. Rom konnte sich in sein eigenes Glück nicht finden. Es wollte immer noch in dem engen altväterischen Hause wohnen bleiben, in dem ihm lebenslang so heimisch gewesen und welches doch nicht mehr ausreichte für die ganz veränderten Zustände und Bedürfnisse. Aus dieser süßen durch die lange Erbschaft früherer Zeiten überkommenen Gewohnheit riß das römische Volk jetzt plötzlich der jugendliche Tiberius Gracchus.

Er hatte in seinen jungen Jahren unter seinem Schwager Scipio Aemilianus bei der Belagerung Karthagos seine ersten Kriegsdienste geleistet und sich durch seine Bravour bei den Soldaten einen Namen gemacht. Er hatte sich nicht geschont und war beim Sturm auf die unnahbare Mauer der Erste auf den Zinnen gewesen.

Dann hatte er in den schweren hispanischen Kriegen gedient unter dem Consul Mancinus gegen das uneinnehmbare Numantia. In dem unübersehbaren Kriege der römischen Heere, wo die Verbindungen schwer, fast unmöglich waren, befand sich Mancinus in der größten Noth, als plötzlich die Nachricht eintraf, das andre Heer, worauf man sich im Augenblicke der Gefahr zu stützen hatte, wäre durch den Feind vernichtet. Mancinus zog sich also zurück und gerieth dabei in so gefährliche Positionen, daß er, überall eingeschlossen, sich verloren glauben mußte.

Da war es T. Gracchus, welcher durch den Credit, den er durch seines Vaters Thaten bei den Hispaniern besaß, obwohl er nur Quästor im römischen Heere war, es ausrichtete, einen Vertrag mit dem Feinde zu schließen, in Folge dessen das ganze römische Heer mit den Waffen abziehen durfte aus der verlorenen Position. Nur Sack und Pack waren den Hispaniern verfallen als Siegesbeute.

Beim Abzug erinnerte sich Tiberius, daß er seine Rechnungsbücher als Quästor — Heeresrechnungsführer — im aufgegebenen Lager mitzunehmen versäumt hatte, durch welche allein er im Stande war, zu Hause Rechenschaft über Soll und Haben abzuliefern.

Augenblicklich wandte er sein Pferd um, nur von drei oder vier nahen Freunden begleitet, und ritt gegen Numantia zurück.

Als die Numantiner sein Begehr erfuhren, kamen ihm die Häuptlinge entgegen, hießen ihn vom Pferde steigen und sich aus der Beute die Rechnungstafeln nicht nur, sondern was er noch sonst wünschte, aus der Kriegesbeute nehmen nach seinem Wunsche. Dann baten sie ihn, sich mit ihnen am gastlichen Tische niederzulassen und als Freund mit ihnen zu essen und zu trinken. Gracchus nahm mit Dank seine Rechnungsbücher an sich, dankte ihnen für das bewiesene Vertrauen, welches sie ihm von seinem

Vater her erwiesen, trank aus ihrem Becher, spendete dann den Göttern und ritt, von ihren Segenswünschen begleitet, davon dem Heere nach, das er ungefährdet erreichte, getragen von dem Gedanken, daß er dem Staate ein Heer gerettet.

Aber wie groß war die Ueberraschung und Enttäuschung, als die Nachricht anlangte, das andere Heer im Innern der Halbinsel wäre mit Nichten geschlagen, es habe vielmehr ruhmvoll über den Feind gesiegt. Daher war es unvermeidlich, daß der Consul Mancinus in Folge seiner Berichte nach Rom vom Senate daheim zur Rechenschaftsablegung befohlen wurde. Nach dem alten gestrengen Staatsrecht der Republik war es unmöglich, daß der Senat den Vertrag mit den Hispaniern ratificiren konnte, so wenig als in früheren Zeiten der Vertrag mit Pontius und den Samniten ratificirt worden.

Mancinus war ein verlorener Mann. Er mußte als ein Frevler an der Majestät des römischen Volkes, welches nicht besiegt werden durfte, den Feinden ausgeliefert werden, gebunden wie ein Uebelthäter, und eigentlich mußten sein Loos die sämmtlichen Oberbeamten des Heeres theilen, also auch Tiberius Gracchus. Nur dem überwiegenden Einfluß des Scipio Aemilianus, seines Schwagers, und seiner schon damals ungewöhnlichen Gunst des Volkes von Rom hatte er es zu danken, daß er nicht des Mancinus Schicksal theilte. Denn eben das Volk von Rom fühlte sich dem Tiberius Gracchus tief verpflichtet, daß er es gewesen, der seine Söhne der hoffnungslosen Niedermetzelung durch die hispanischen Gewalthaufen entzogen hatte.

Desto tiefer war das Gefühl der Kränkung bei Tiberius gegen den Senat, welcher den Vergleich mit den Hispaniern, dessen intellectueller Urheber er gewesen, annullirte. Er betrachtete die Entscheidung des Senats als eine persönliche Kränkung gegen ihn selber.

Und doch hatte der Senat gar nicht anders handeln können, wie Gracchus sich selbst sagen mußte. Um so stärker mußte er die Demüthigung empfinden, die ihm persönlich dadurch decretirt war, um so mehr, da er selber wie durch eine Begnadigung desselben straflos blieb für die Schmach der römischen Waffen, zu deren Ausrichtung er die Hand geboten.

Es mußte sich ein ungeheurer Haß gegen den Senat in dem jugendlichen Manne ansammeln, um so mehr als das römische Volk seine Dankbarkeit in vollem Maße ihm zeigte, daß er seine Brüder und Söhne von dem Schlachtmesser der hispanischen Barbaren gerettet hatte. So drängte ihn bereits im Anfang seiner politischen Laufbahn die Gewalt der Umstände vom Senate ab dem Volke zu, bei welchem allein er auf fernere Unterstützung als Staatsmann hoffen konnte, wo er allein festen Grund und Bo-

n unter seinen Füßen fühlte. Denn eine Verständigung mit dem Senat rschmähte der von ihm, wie er meinte, beleidigte vornehme und stolze ngling.

Und freilich vornehm besonders fühlte er sich gegen alle andern. Sein chwager war der große Scipio, welcher den Erzfeind Roms vernichtet tte, sein Vater der Consul und Altcensor Gracchus, seine Mutter Cor- lia, welche die Hand des ägyptischen Königs als eine römisch gesinnte, n ihm nicht zu erobernde Kleopatra verschmäht hatte. Endlich war durch e Familienfusion der gens Aemilia auch ihr Ruhm mit seinem Geschlechte reinigt. Kein Wunder, daß sich Tiberius Gracchus durch seine Familien- llung weit emporgehoben fühlte über alle die übrigen wohl- und hochge- rnen Geschlechter der römischen Nobilität, welche ihm doch die herkömm- he Laufbahn durch gewöhnliche Ehrenstellen der Republik zu verleiden ächtig genug waren.

So drängte ihn Alles zum Volke, zur Bewerbung um das Volks- ribunat, unter dessen Schirm er allein hoffen konnte, die Pläne zur Rege- rirung des Staats ins Leben zu bringen, die Ausdehnung, Vermehrung d Kräftigung der römischen Länderschaften, welche unter dem Druck der reignisse, welchen die letzten Eroberungskriege hervorgebracht, unterzugehen ohte.

Diese Pläne waren keineswegs seine eigene Erfindung. Vielmehr hatte ajus Laelius, der Busenfreund seines erlauchten Schwagers Scipio, her nicht ohne Einverständniß mit diesem, dieselben, in allen wesentlichen eständtheilen durchdacht und verarbeitet, beschlossen, als Gesetzvorschläge n constitutionellen Gang durch die Hauptfactoren der römischen Verfassung achen zu lassen.

Aber Laelius nicht minder als sein Freund Scipio erblickten mit rauen die Symptome einer furchtbaren Aufregung aller Stände, die an eser Motion Interesse nahmen, sowohl diejenigen, welche daraus Vortheil fften, als auch die, welche nicht mit Unrecht dabei Schiffbruch an Ver- gen und Existenz fürchteten — leidenschaftliche Erregungen, welche poli- sche Revolutionen zu verkünden pflegen. Sie fürchteten einen revolutio- iren Ruin des Staats, in welchem ihre wohlgemeinten Reformen im all- meinen Umsturz begraben würden, der sich so weit erstrecken könnte, daß n allen den aus der Väterzeit so viele Jahrhunderte erhaltenen Rechten d Gewohnheiten so gut als nichts übrig bleiben würde, aus denen doch mer noch das Wesen der römischen Republik ihre Lebenskraft schöpfte. enn wie sehr willkommen ihnen weise Reformen waren, so sehr schreckten vor allen Gewaltstreichen zurück.

Soll man sie darum tadeln? Wer könnte es über sich gewinnen? Sie

waren gewiß gute Patrioten und hofften auf günstigere Zeiten, etwa so wie der edle Gelehrte Erasmus im Reformationszeitalter, dem auch alle Gewaltsamkeiten ein Gräuel waren.

Laelius erhielt dafür den Beinamen des Weisen, Sapiens, von der dankbaren Nobilität, als er seine Rogationen zurückzog.

Tiberius Gracchus dachte anders. Er mochte Laelius Vorfahren für schwach und mattherzig halten wie seine griechischen Rathgeber, welche ihn noch mehr zum Handeln drängten, Diophanes, den seine Vaterstadt Mitylene vertrieben, und C. Blossius aus Cumae, dessen Geschlecht aber aus Tarsus herstammte. Indeß waren doch bedeutende römische Staatsmänner, wie der Großpriester (pontifex maximus) Crassus, des Tiberius Schwiegervater Appius Claudius und endlich doch eigentlich Laelius selbst, ja sogar Scävola, der berühmte Jurist, in der Sache auf seiner Seite. Auch mochte die Motion als schon nicht mehr neu jetzt besseren Erfolg haben.

Als daher Tiberius Gracchus mit allgemeiner Betheiligung des Volkes zum Volkstribunen erwählt war, säumte er nicht, mit dem Ackergesetz hervorzutreten, das seinen Namen bei der Nachwelt unsterblich gemacht hat. Er trat damit vor die Volksversammlung, als mit einem längst fertigen und wohlberathenen Vorschlag. In der That konnte es nach den hergebrachten staatsrechtlichen Anschauungen der Römer nichts Wohlüberlegteres und Verständigeres geben, als Tiberius Ackergesetz. Es war in der That eine Reformation der sämmtlichen Interessen, denen der Bauern und des Adels gleichmäßig Rechnung tragend.

Mit großer Ueberlegung war die lex Licinia zum Grunde gelegt, nach welcher Niemand mehr Gemeindeland besitzen sollte als 500 jugera (im Ganzen etwa ebenso viel preußische Morgen).

Aber Tiberius machte eine Concession für die gegenwärtigen Zeiten, daß er für zwei erwachsene Söhne des Ansiedlers ebensoviel auswarf, für jeden 250 jugera, so daß unter Umständen ein Bauerhof 1000 jugera Land umfassen konnte. So viel sollte den alten Besitzern auf dem ager publicus als Eigenthum verbleiben gegen geringen Verlust. Denn was sie darüber besessen hatten, dafür sollten sie in Gelde entschädigt werden. Von dem dadurch herrenlos gewordenen Lande sollten neue Bauerhöfe römischer Bürger eingerichtet werden, aber mit der Bedingung, daß sie nicht verkauft werden dürften.

Diese letztere Bestimmung war sehr begreiflich, weil ohne sie die neu erschaffenen Bauerstellen sehr geschwind von den reichen römischen Capitalisten ausgekauft worden wären.

So billig und human äußerlich dieses Gesetz schien, Ungerechtigkeiten mußte es in seiner Ausführung in Menge herbeiführen.

Der ager publicus, welcher zur Vertheilung kommen sollte, war mehrere Jahrhunderte in Privatbesitz gewesen, vererbt und verkauft worden, je nachdem der Boden und die Meliorationen der besitzenden Inhaber waren, sogar oft viel mehr werth, als die Erbländereien nach bestem römischen Eigenthum. Ja noch mehr, man kannte häufig gar nicht mehr die Grenzen von Privateigenthum und römischem Staatsland, weil sie in so langer Zeit durch Tausch oder Kauf und Verkauf vermischt waren, oder es hatten mehrere Generationen auf dem ager publicus gewohnt, gelebt und abgelebt wie auf geerbtem Eigenthum. Nun plötzlich sollten sie von demselben weichen und vertrieben werden.

Es lag ferner eine noch größere Härte darin, daß die Vornehmen, die Senatorengeschlechter, denen es untersagt war, Kaufhandel zu treiben und welche doch keine andere Erwerbsquelle, außer dem Verleihen von Capitalien, hatten, ein Geschäft, welchem in Rom zu allen Zeiten eine besondere Gehässigkeit anklebte, als den Grundbesitz hatten. Gerade sie waren dadurch in die Lass- und Dienstwirthschaft gedrängt mit dem massenhaften Tagelöhnerinventarium — welche Tagelöhner Sklaven waren — in welchen ein fast größeres Capital steckte, als in ihrem Grundeigenthum. Was sollten sie mit diesem lebendigen Menscheninventarium anstellen, wenn ihnen der Staat, wenn auch gegen Entschädigung, ihre von Urgroßvaterzeiten besessenen Güter confiscirte.

Die also hier vor allen in ihrem Eigenthum und Vermögen gefährdete Optimatenpartei mußte, durch ihre Interessen gedrängt, vorzüglich bei diesen neuen Gesetzvorschlägen des Gracchus sich verletzt fühlen und zum grimmigsten Haß gegen ihn aufgestachelt werden.

Desto mehr jauchzte ihm die Volkspartei entgegen, denn Gracchus war für sie der Geschenkgeber und sie die Beschenkten. Aus armen Tagelöhnern sollten sie plötzlich wohlversehene Bauerhofsbesitzer werden, weil ihnen noch dazu als unveräußerliches Lehn der Republik ihr Hof verliehen werden sollte.

Das Volk war für das Gesetz durch sein eigenes Interesse, aber auch durch die gewaltige Beredtsamkeit des Gracchus selbst gewonnen. Einzelne Stellen derselben sind von den Alten aufbewahrt, die freilich noch immer einen mächtigen Eindruck machen. „Jedes wilde Thier, jeder Vogel Italiens hat sein Nest und sein Lager, aber das römische Volk, die Herren dieses gesegneten Landes, das sie mit ihren Leibern und ihrem Blute gewonnen und geschirmt haben, ihnen ist kein Obdach geblieben, sie ziehen mit Weib und Kind im Lande umher als die Verbannten Italiens." Oder er sagte: „Ihr seid es, die, zu den Feldzeichen von den Consuln gerufen gegen die Feinde, die Heere der Republik bildet. Wenn nun der Feldherr vor der

Schlacht die Legionen, wie es Herkommen ist, anredet und euch beschwört für Haus und Heerd zu fechten, so ist das eine heuchlerische Lüge. Denn wer hat denn von euch ein eigenes Haus und eigenen Heerd? Ihr könnt nicht einmal eine Scholle Landes euer eigen nennen."

Senat und Optimaten sahen, wie geringe Aussicht vorhanden war, daß sie ihre Privilegien retteten bei der Fanatisirung des Volks für das neue Agrargesetz durch Gracchus und seine Freunde. Da griffen sie zu dem letzten Mittel, welches die Gesetze an die Hand gaben, das schon früher in ähnlichen Lagen von ihnen mit Erfolg in Anwendung gebracht war. Sie beschlossen, den Gracchus mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, indem sie einen Tribunen gegen seine Amtshandlungen einschreiten ließen, wodurch sie ungiltig wurden nach dem Staatsrecht der Republik.

Denn nach vielen vergeblichen Versuchen war es ihnen endlich gelungen, den Tribunen M. Octavius für sich zu gewinnen. Es war eine sehr kluge Wahl. Denn Octavius war bisher eng befreundet mit Gracchus gewesen und ein durchaus edler Mann, aber er mochte doch schon ähnliche Bedenken, wie Scipio und Laelius über die Ausführbarkeit des an sich nicht ungerechten Gesetzes und die Störung eines Jahrhunderte alten Besitzstandes gehegt haben. Hervorragende Männer wußten ihn nach langem Widerstreben von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen. Und dies war um so eher möglich, da der ganze Conflict nicht das Resultat war von dem hartherzigen Geiz der Reichen gegen die tugendhafte Armuth, sondern von socialen Uebeln, die kein Einzelner, nicht einmal ein einzelner Stand verschuldet hatte, sondern die von der allgemeinen Volks- und Staatsentwickelung seit Jahrhunderten vorbereitet und groß gezogen waren, bis die Heilmittel fast ebenso schmerzvoll und grausam schienen, wie die Krankheit.

Der Tag der Abstimmung war endlich herangekommen, wo die Abstimmung über das Gesetz erfolgen sollte. Als die Lesung desselben vor der Volksversammlung begonnen hatte, intercedirte Octavius, wozu ihm das Recht unbestreitbar war.

Gracchus wußte schon längst von dem Abfall seines Freundes. Er war darauf vorbereitet. Allein seine Begeisterung für die gute Sache, die er vertrat, ließ ihn keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu thun hatte. Er scheute vor einer Verletzung des constitutionellen Römerrechts nicht zurück, wenn es ihm dadurch gelingen konnte, sein Gesetz durchzubringen, welches er nun einmal für das Grundheilmittel des krankenden Römerstaates ansah, wie sein conservativer College Octavius darin den Ruin des Vaterlandes erblickte. Gracchus versuchte alle Mittel seiner Beredtsamkeit, den Freund umzustimmen, es war vergeblich; seine Ueberzeugungen fochten die Gegenpartei nicht an. Aber Gracchus konnte nicht rückwärts schreiten; wenn er nicht

verderben und untergehen wollte, mußte er vorwärts schreiten. Die leidenschaftlichsten Scenen zwischen den beiden bisherigen Freunden hatten keine Versöhnung bewirkt.

Da beschloß Gracchus ein Ende zu machen. Er fragte den Octavius vor der vollen Versammlung, welcher von ihnen Beiden sein Amt niederlegen solle. Denn für sie beide wäre in demselben Collegium kein Raum vorhanden. Und als darauf Octavius nicht einging, da wandte er sich an das Volk und hieß es darüber abstimmen, ob der Volkstribun Octavius sein Amt länger behalten solle, der, vom Volke erwählt, augenscheinlich zum Verderben des Volkes gehandelt hätte.

Es war eine furchtbare Krise für die römische Verfassung. Denn Tiberius Gracchus, der sich bisher gänzlich in den Schranken der alten Gesetze gehalten, hatte durch diesen Antrag an das Volk sie völlig durchbrochen. Er hatte die Wahl gehabt, sein Gesetz fallen zu lassen und es durch andere Freunde im nächsten Jahre wieder vor das Volk zu bringen, so wie es in Rom (und auch bis auf den heutigen Tag in England nach parlamentarischem Gebrauch) üblich war, oder es mit Gewalt durchzusetzen. Gracchus war entschlossen, nicht den langsamen Weg der Verfassung, sondern den stürmischen geraden Weg der Neuerung, der Revolution einzuschlagen. Er schien unerschütterlich.

Da versuchten einige Vertrauensmänner der Optimatenpartei noch einmal eine Verständigung mit ihm. Es waren offenbar die Männer, welche ebenfalls wie Octavius Anfangs, noch schwankten, ob Gracchus' Unternehmung mehr Segen oder Fluch über Rom bringen würde. Sie beschworen ihn, noch einmal zu versuchen, sich mit dem Senat in Einvernehmen zu setzen.

Gracchus ging darauf gern ein, da er, milde von Charakter, vor der Gewaltsamkeit zurückschreckte. Er erschien im Senat und versuchte, seine Motion zu verantworten. Aber es zeigte sich bald, daß dessen Majorität ihm so entschieden feindlich war, daß er von seinem Entgegenkommen nichts erntete als die bittersten und kränkendsten Worte, welche ihm von allen Seiten entgegenflogen. Es bewies sich also, daß die versöhnlich gestimmten Mitglieder des Senats in so entschiedener Minderheit waren, daß Gracchus hier nichts zu hoffen hatte.

Er wandte sich also wieder an das Volk, von dem er allein Hülfe erwarten konnte. Wunderbar, daß er hier dieselbe Rolle übernahm, in welcher sich die milder gesinnte Partei des Senats so unglücklich versucht hatte.

Er beschwor seinen früheren Freund Octavius bei Göttern und Menschen, seinen Widerstand aufzugeben, ja er ließ sich in seiner leidenschaftlichen Stimmung so weit hinreißen, daß er dem Octavius, der selber vom

ager publicus bedeutende Nutznießungen zog, anbot, ihm seine Verluste, die ihm das Gesetz drohte, aus dem eigenen, keineswegs bedeutenden Vermögen zu ersetzen.

Natürlich mußte dies den durchaus edel gesinnten Octavius, der nur nach tiefster Ueberzeugung sich von Gracchus mit Schmerzen losgerissen, auf das Empfindlichste beleidigen. Er verblieb stumm, ohne ihn darüber einer Antwort zu würdigen, bei seinem Entschluß.

Wie naiv waren doch damals noch die Stimmungen der politischen Operationen in Rom. Gracchus war der Gegenstand gemüthlicher Zusprachen von Seiten der Senatspartei gewesen, und er hatte dergleichen bei seinem alten Freunde Octavius, wenn auch etwas unpassend, versucht. Er versuchte sie dann noch einfacher, herzlicher. Er bat und beschwor ihn, er umarmte und küßte ihn vor allem Volk mit dem Verlangen, von seinem Widerstande zu lassen. Es war der Tag, wo er das Volk berufen hatte, zu entscheiden zwischen Octavius und ihm selber. Die Tribus waren versammelt und wie die Prärogative, die zur ersten Abstimmung ausgelooste Tribus für ihn entschieden, bat er ihn noch einmal, vergebens. Da ließ er weiter abstimmen. Bereits hatten 17 Tribus (überhaupt waren es 35) für ihn entschieden und nur eine einzige noch gab die Majorität und den Ausschlag. Bevor die 18te Tribus zur Abstimmung gerufen wurde, wandte er sich noch einmal mit Bitten und Flehen an Octavius in den rührendsten Worten, die ihm so mächtig zu Gebote standen.

Dem Octavius, der der alten Freundschaft, der vielen früheren politischen Berathungen über die Heilung des Staats gedenken mochte, stürzten die Thränen aus den Augen. Aber ein Blick auf die Männer der Optimatenpartei, denen er sein Wort gegeben, erinnerte an seine eigenen Ueberzeugungen und er blieb stark.

Da ließ Gracchus die übrigen Tribus durch den Herold zu den Stimm-Urnen rufen und in Kurzem hatte sich das Volk in seiner Mehrheit für Gracchus und gegen Octavius erklärt. Die große Staatsmotion war zu Ende geführt und Octavius seiner Würde als unverletzlicher Tribun entkleidet. Gracchus schickte seine Freigelassenen, deren er sich als Boten bediente, gegen den Octavius und ließ ihn herabführen von dem Hochsitz der Ehre, welchen die Tribunen einnahmen. Da entstand ein Gedränge des Volks, welches zu Gracchus hielt, und der Anhänger der Optimaten. Das Leben des Octavius schien gefährdet. Aber es kam Niemand zu Schaden als ein einziger Sklave desselben, welcher das Leben seines Herrn mit seinem Leibe deckte. Das Volk hatte ihm die Augen ausgeschlagen.

Allein was hatten die Augen eines armen Sklaven zu bedeuten, der sie

m Dienſte ſeines Herrn verloren, der ihm dafür ſein Gnadenbrod bis zu einem Tode gab.

Jetzt glaubte erſt Gracchus am Ziele ſeiner Wünſche zu ſein. Denn ein Geſetz wurde ohne Widerſpruch eines Tribunen von der Tribus bewilligt und darnach ein Collegium von drei Männern ernannt, wie es bei Aeckervertheilungen üblich war, eine Art von Generalkommiſſion zur Ordnung und Auseinanderſetzung des agrariſchen Eigenthums und deſſen Vertheilung an die neuen Coloniſten.

Das Volk, welches ſchon jetzt gewöhnt war, die Vorſchläge des Gracchus blindlings zu bewilligen, ſtimmte für die längſt verabredeten Candidaten, den Tribunen ſelbſt, ſeinen Schwiegervater, den Altcenſor Appius Claudius und Tiberius' Bruder, den Caius, welcher nicht einmal in Rom, ſondern in der Fremde, vor Numantia unter ſeinem Schwager Scipio ſtand, welchem das ſchwere Geſchäft von der Republik übertragen war, dieſer Krieg, an dem o mancher Feldherr, und vor Kurzem Mancinus und Tiberius Gracchus als ſein Quäſtor, eigentlich ſchmachvoll geſtrandet war. Die Zuſammenſetzung des Collegiums der Triumviren war ein neues Aergerniß für die Optimatenpartei. Denn ſie erſchien ihr wie ein Ausſchuß aus den Geſchlechtern, die ihr eigentlich angehörten, und die ſich jetzt über ſie ſelbſt emporgeſchwungen hatten, eine Oligarchie, die eigentlich an die Monarchie ſtreifte. Wenigſtens das war unbeſtreitbar, daß dieſe Commiſſion, welche über das Grundeigenthum Italiens verfügen ſollte, ſich auf die Schultern der Ariſtokratie, wie ein Extrakt dieſer Ariſtokratie geſtellt hatte und ſie mit Hülfe der Volksgunſt niederzutreten drohte. Und noch fiel ja der blendende Glanz des überall ſiegreichen Scipio, ihres nahen Verwandten, auch auf ſie, die Dreimänner mit ſeiner Glorie. Es ſchien ſich ein furchtbares Unwetter über den Häuptern der Optimaten zuſammenzuziehen.

Allein zum Glück für die Ariſtokratie war es nur eine Familienverbindung, welche aus ihr durch die Umſtände hervorgehoben war und ſich in dieſe hervorragende fürſtliche Stellung nicht finden konnte. Wie Saul, der Sohn Kis, ausging ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand, ſo konnte und konnte dieſe Fabiſch-Scipioniſch-Gracchiſch-Claudiſche Familienallianz das fürſtliche Kaiſerthum nicht finden, das zu ihren Füßen lag, das ſie nur aufzunehmen brauchten und es nicht ſahen. Ihre Augen waren geblendet von dem Glanze des Aethers, zu dem ſie, ohne es zu wollen und zu wiſſen, emporgeſtiegen waren. Sie konnten die Monarchie als die heilſamſte Form für die Regierung des römiſchen Weltreichs nicht erkennen, weil ſie ſich nur als Ariſtokraten der römiſchen Republik fühlten. Dieſe hinaufgetragene Familiencoalition war nur ein Schößling der römiſchen Ariſtokratie und wie in dieſer war auch innerhalb dieſer herrſchenden wenigen

Familien das Prinzip der Selbstbestimmung das herrschende, während die Monarchie und die Demokratie mehr der Nothwendigkeit folgt. Diese Selbstbestimmung war es, welche den Vortheil der Verwandtschaft bei diesen vornehmen Geschlechtern zu Nichte machte. Denn dieser enge Verwandtschaftskreis war doch noch zu weit, um die Uneinigkeit auszuschließen. Gracchus und seine Freunde fühlten sich Scipio und seinen Freunden gegenüber innerlich fremd, grade wie Scipio selbst in seiner Ehe mit Cornelia dieser fremd blieb. Scipio's unglückliche Ehe war bekannt.

Wenn auch diese Lage der Optimatenpartei höchst günstig war, so konnte sie doch damals unmöglich die Größe ihres Vortheils ermessen, aber sie fühlte einstweilen nur den Druck der erlittenen Niederlage, und keineswegs in ihrer Kraft gebrochen, nahm sich dieselbe jetzt erst recht zusammen. Der Senat ließ daher sogleich die neuen Triumviren seinen Unwillen fühlen, als sie sich vor ihm meldeten, um das Geräth zur Vermessung des Colonial-Landes zu erhalten mit dem dazu gehörigen Zelte. Sie wurden ihnen versagt und ihnen wie zum Hohne, statt einer Ausstattungssumme, wie sie vornehmen Beamten gewährt zu werden pflegte, bot ihnen der Senat ein Tagegeld von wenigen Groschen.

Dennoch konnte die Commission ihr Amt antreten. Allein kaum war sie begonnen, als die Triumviren sich in ein Labyrinth fast unentwirrbar sich befeindender Rechtsansprüche verwickelt sahen, aus denen unendliche Feindschaften hervorgehen mußten.

Außerdem war an vielen Orten durch die Länge der Zeit die Grenze zwischen Domänen- und Privatland seit über hundert Jahren vergessen und vielleicht hatte man die alten Flurpläne und ihr Verständniß verloren, die im Archiv der Republik, im Aerarium unter dem Capitol, sonst aufbewahrt wurden oder werden sollten. Kurz Gracchus war rings umgeben von den gehässigsten Ansprüchen wie der Optimaten, so auch der Bauern, welche sie als Pachtleute auf ihren Gütern angesiedelt, wo sie nicht etwa die Sklavenwirthschaft verdrängte.

Aber dies war nur ärgerlich. Gefährlich war, daß durch die zeitraubende Scheidung zwischen ager publicus und privatus Jahre vergehen konnten, ehe das Volk überhaupt nur im Großen eine Spur von der lex Sempronia, dem Ackergesetz des Gracchus, erblicken konnte. Während er mit Mühe in dem zähen Sumpfe der Aeckerauseinandersetzungen sich abarbeitete, drohte ihm der Verlust der Gunst des römischen geringen Bauern- und Landvolks, welches ihm jetzt den einzigen Halt gewährte, denn immer kühner drohten ihm die Optimaten. Einer von ihnen, Q. Pompeius, sagte ihm geradezu Gerichtsfehde an, er würde gegen ihn an dem Tage die Klage erheben, wo er sein Tribunenamt niederlegte. Schon glaubte er sein Leben

bedroht und erschien auf dem Forum stets von einigen Tausend seiner Anhänger, wie von einer Leibwache umgeben und Gracchus mußte sich das im Senat von Metellus vorwerfen lassen, ohne doch etwas erwidern zu können.

So wurde Gracchus Stellung immer ungewisser und unsicherer. Er sah, daß er sich dem Volke zu immer neuem Schutze, durch immer neue Vortheile, die er ihm zu erringen versprach, empfehlen, sich ihm unentbehrlich machen mußte, wenn er nicht über kurz oder lang in die Fänge seiner erbarmungslosen Feinde, der Optimaten, fallen wollte.

Damals war der letzte König von Pergamon, aus dem Geschlechte der Attaliden, gestorben ohne rechtmäßige Leibeserben und hatte in seinem Testamente das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt. Diese Gunst des Geschicks griff sogleich Gracchus auf, um sie für seine Zwecke zu benutzen. Er machte den Antrag, daß von dem Gelde der erloschenen Attaliden kein besserer Gebrauch gemacht werden könnte, als indem man daraus für die neu angesiedelten Bauern das Wirthschaftsinventar, das sie sich nicht aus eigenen Mitteln beschaffen könnten, durch Ankauf besorgte. Man nannte noch andere Gesetze zu Gunsten des Volks auf Kosten der Macht des Senats, mit denen er nach und nach hervortreten wollte. Der Zweck dieser Agitationen beim Volke war aber vorzüglich, daß er sich glaubte dadurch allein den Weg bahnen zu können für seine neue Erwählung zum Volkstribunat im folgenden Jahren. Nur dies geheiligte Amt konnte ihm vor den Angriffen seiner Feinde Schutz geben, denen er als Privatmann sogleich hätte erliegen müssen.

So drängte es Gracchus gewaltsam zum zweiten revolutionären Schritt. Denn die Absetzung eines Tribunen war nicht minder verfassungswidrig als seine Neuwahl im folgenden Jahre.

Die Optimaten wußten sehr gut, daß die Stärke ihrer Stellung darin beruhte, daß sie sich auf den alten gesetzlichen Boden des Staatsrechts stützten und so konnte Titus Annius Luscus dem Gracchus eine sponsio, eine Gerichtswette, anbieten, er wollte ihm beweisen, daß er einen Grundartikel der Verfassung, die sacrata lex, welche die Tribunen eingesetzt, verletzt habe dadurch, daß er sich an der geheiligten Person eines Tribunen vergriffen habe. Tiberius rief das Volk zur Versammlung und ließ Annius mit Gewalt durch seine Diener sich vorführen. Dieser war nicht im Besitz der Gabe begeisternder Rede, aber er verstand sich desto besser, verfängliche bittere Querfragen zu stellen und erbot sich, bevor Gracchus rede, von ihm einige Auskunften zu erbitten. Als Gracchus dies gewährt und Stille geboten, sagte Annius, er ersuchte den Gracchus sich darüber zu erklären, ob er, wenn ihm, dem Annius, ein Tribun, den er angerufen, durch Intercession Schutz gewährte, auch diesen wie den Octavius von seinem Amte jagen würde.

Diese Frage brachte den Gracchus so außer Fassung, daß er in höchster Verwirrung verstummte und die Versammlung entließ.

Es half wenig, daß Gracchus später in einer langen Rede vor dem Volke die Bedeutung des Tribunats auseinandersetzte und sein Verfahren gegen Octavius vertheidigte. Der erste Eindruck hatte tiefe Spuren hinterlassen und mancher aus dem Volke mochte bedenklich geworden sein.

Indeß war sein Anhang noch so groß, daß er seine Bewerbung um eine zweite Erwählung zum Tribunen fortsetzte. Sie würde auch ohne Zweifel mit großer Majorität erfolgt sein, wenn seine wärmsten Anhänger, die kleinen Bauern aus der Landschaft, zur Wahl in Rom erschienen wären. Allein das war ihnen unmöglich, weil sie um diese Zeit mit der Feldarbeit daheim auf das Dringendste beschäftigt waren. Das Leben von Weib und Kind, ihr eigenes war davon abhängig. Gracchus sah die Gefahr, allein er konnte nicht zurück, er mußte vorwärts und es blieb ihm nur übrig, sich auf das weniger ehrbare Stadtvolk zu stützen. Er ließ kein Mittel unversucht, um sich seiner Anhänglichkeit zu versichern. Er zeigte ihm seinen Sohn, der noch ein unmündiger Knabe war, und beschwor die Versammlung, ihn und die Seinigen zu schützen, wenn ihm etwas Menschliches begegnete.

So nahte im hohen Sommer der Tag der Abstimmung. Anfangs schien Alles nach Wunsch zu gehen, als die Gegenpartei gewaltsam hereinbrach, sich der Stimmgefäße bemächtigte und die Versammlung durch Tumultuiren am Abstimmen hinderte.

Gracchus sah das Unterliegen seiner Partei. Er sprang auf und rief den Tribus zu, er entließe sie heute. Aber morgen möchten sie kommen, um die Sache zu Ende zu bringen. Seine Freunde begleiteten ihn in hellen Haufen nach Hause und da er ihnen gesagt, er fühlte sich vor seinen Feinden nicht einmal im eigenen Hause sicher, lagerten sie sich vor seinem Hause die Nacht über, ihn zu beschützen. Den andern Morgen hatte er sich früh erhoben, um sich auf's Capitol zu begeben, welches seine Anhänger schon besetzt hatten und seiner harrten. Aber schon konnten ihm allerhand schlimme Vorbedeutungen und Vorzeichen begegnen, welche seinen Entschluß für den Tag schwankend machten. So gefahrvoll schien jetzt schon die Sache. Aber Blossius' kräftiges Zureden wirkte, er ermannte sich, zu thun, was nöthig war, auch ohne die Ermuthigung durch die heiligen Hühner, welche beim Morgenaugurium nicht hatten fressen wollen. Indeß zeigte es sich auch heut, daß Gracchus' Gegner zwar vielleicht nicht stark genug in den Tribus vertreten waren, ihn zu überstimmen, aber daß sie es vermochten durch Tumultuiren eine Abstimmung zu verhindern und die Versammlung in Verwirrung zu bringen. Ein entsetzliches Geschrei und Getobe machte jede Mittheilung durch die Rede an die Menge unmöglich. Alles wogte in Schrecken und

uth durcheinander. So stürzte Alles fort und Gracchus, der sie mit orten nicht erreichte, bediente sich eines Zeichens. Er faßte nach der Stirn. s sollte heißen: „Helft mir, denn es handelt sich jetzt um meinen Kopf. ber die Anhänger der Optimaten schrieen, nun ist ja Alles klar, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, daß er für sich das Diadem gefordert. Diese cenen fanden fast unter den Augen des Senats statt, den der Consul cävola gewiß absichtlich dorthin, in den Tempel der Fides auf dem Ca- tol berufen hatte. Dorthin kamen die Freunde der Senatspartei und ben fast von Minute zu Minute Bericht von dem steigenden Aufruhr. a hieß es, er hat alle Tribunen abgesetzt und will ohne Wahl alleiniger ribun bleiben, dann, er wolle den Senat abschaffen und Alles durch das olk beschließen lassen.

Also stieg auch im Senat selbst die Aufregung der entschiedenen, der ctionspartei immer höher, auch hier folgte ein leidenschaftlicher Antrag dem dern. Da trat als der heftigste von Allen und der entschlossenste zu- eich P. Scipio Nasica auf und rief dem Consul zu: „Rette die Repu- ik und schaffe den Tyrannen bei Seite."

Scävola hätte dies nie gethan. In den Staatsprincipien des Gracchus, e dieser freilich im Drang der Verhältnisse selber überschritten hatte, völlig it ihm einig, erklärte er das Gesetz der Republik noch immer für mächtig nug, die Frevler dadurch büßen zu lassen; darum bedürfe es also der Ge- alt nicht.

Es konnte die Antwort freilich in verschiedenem Sinne aufgefaßt wer- n, als die Aeußerung eines großherzigen loyalen Mannes, oder als ein lauer Ausweg, um dem Feinde eine Frist zum Entrinnen zu lassen.

So hatte aber der heftige Nasica den Consul verstanden. Wüthend, ß ihm sein Opfer, der Gegenstand seines Hasses, sollte entzogen werden, rang er auf und schrie: Da der Consul als ängstlicher Jurist sich an die esetze klammert, während der Staat zusammenstürzt, so folge mir, wer ihn retten helfen will. So stürmte er hinaus, die Toga nach alterthüm- her Sitte zum Kampf um Kopf und linken Arm an Stelle des Schildes ogen. Ihm nach stürzte sich, ähnlich geschirmt, im Cinctus Gabinus, in r Rechten ein abgebrochenes Schemel- oder Bankbein, wie sie sich im empel befanden, der Haufe seiner Anhänger, Alles vornehme Männer und m Volke ehrfurchtsvoll angesehen ebenso wie in den Zeiten, wo sie s höchstregierender Magistrat die Republik regiert oder als Feldherren ere befehligt hatten. Als daher diese Senatorenschaaren mit ihrem furcht- en Führer an der Spitze, mitten in den dichtesten Volkshaufen, der sich t Gracchus geschaart hatte, drang, machte die Menge mit Ehrerbietigkeit atz und sie kamen Gracchus' nächsten Vertheidigern auf den Leib. Da begann

die wildeste Rauferei und Prügelei. Aber die Optimaten, durch ihre Anhänger und Sklaven verstärkt, bekamen bald das Uebergewicht und die Gracchianer begannen zu fliehen. Unter ihnen war auch Tiberius Gracchus selber. Fast schon ergriffen warf er die Toga hinweg und floh in der leichten Tunica. Aber seine Verfolger erreichten ihn doch. Ein Schlag mit einem Schemelbein zerschmetterte ihm die Schläfe. P. Satureius rühmte sich dieses Streiches, eines zweiten C. Rubrius. Aber Nasica war daran unschuldig. Er hatte nur die Maßregel in Gang gebracht. So endete Tiberius Gracchus und mit ihm lagen etwas mehr als 300 seiner Anhänger todt auf dem Straßenpflaster. Es war der erste große Straßenkampf, den Rom innerhalb seiner Mauern sah. Und so groß war die Erbitterung der Sieger, daß nicht einmal der todte Leib des Tiberius Gracchus seinem Bruder Caius auf seine Bitte zum Begräbniß ausgeliefert, sondern ins Gemein mit den übrigen Leichen in die nahe vorüberfließende Tiber geworfen wurde. So war also Gracchus und die Seinigen abgethan und der Senat mit Allen, die seinem System anhingen und dabei Vortheile an ihrem Vermögen hatten, waren einer großen Last entledigt. Sie konnten wieder freier athmen.

Aber freilich hatte Gracchus seinen Siegern eine sehr schwere Erbschaft hinterlassen, die leges agrariae, die, obgleich wider die Constitution der Republik durchgebracht, doch nicht nur vom Volk, sondern auch vom Senat anerkannt waren. Dadurch war ihre Gesetzmäßigkeit bestätigt, obgleich die Art, wie sie zu Stande gekommen, eine ungesetzliche war. Das große Werk, welches Tiberius Gracchus in seinen guten Zeiten, da er noch nicht von der Gegenpartei in ungesetzliche und revolutionäre Wege gedrängt war, die Gedanken, welche er als die ersten und unverlöschbaren am Anfang seines politischen Lebens mit der Begeisterung der Jugend gefaßt und ausgeführt hatte, sie gingen nicht unter, sondern überlebten seinen Untergang, nicht nur im Angedenken seiner Thaten, sondern als praktische Institution des Staats erhielten sie sich bis in die spätesten Zeiten des römischen Staats. Als schon längst die Republik untergegangen war und als längst das Andenken der Colonien, welche Tiberius Gracchus gegründet, im Gedächtniß der römischen Nachkommen vergessen war, da bewahrten es noch die Feldmesser der spätesten Zeiten Roms, indem sie von lapides Graccani und limites Graccani, von Grenzsteinen und Grenzrainen nach dem System, wie sie in den Colonien des Gracchus vorkamen, sprachen und sie bei ihren Vermessungen anwendeten.

Als die Katastrophe in Rom, welche über Gracchus und seine Anhänger entschieden hatte, längst vorüber war, landete sein Schwager Scipio wieder an den heimischen Küsten. Die Nachricht davon hatte er im fernen Hispanien gar bald erfahren und auf die Unglückspost aus seiner Familie mit dem Homerischen Verse geantwortet: „Mag doch Jeder so sterben, der

ſolcherlei Thaten vollführt hat." Durch dieſes Citat aus Homer hatte ſich alſo Scipio gänzlich losgeſagt von ſeinen Sympathieen für ſeinen von der Partei des Naſica (welcher auch ein Scipio war) gemordeten Schwager. Er hatte ſich vielmehr in dieſem Falle gänzlich als ein Anhänger des Senats und der Optimatenpartei erklärt.

Allein ſie wußte nur allzugut, daß auch er nicht ihr wahrer Freund war.

Gracchus hatte die Abſicht gehabt, zwiſchen Senat und Volk eine vermittelnde Rolle zu ſpielen. Aber er war jämmerlich aus derſelben gefallen, nur ſein tragiſcher Ausgang hatte ihm bei den gemäßigten Männern aller Parteien, die ſeinen redlichen Willen durchſchaut hatten, ein herzliches Angedenken ſichern können.

Er ſelber hatte zu ſpät begriffen, daß er unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen nicht der Mann war, ſo wie er wollte, als ein wohlgeſinnter, altrömiſch geſinnter Patriot, der er im Grunde war, nach römiſchem Herkommen den Conflikt, welcher durch die ungewöhnlichen Entwickelungen des Staats herbeigeführt war, durch eine Art dictatoriſchen Verfahrens ſein Vaterland wieder in die Fugen zu bringen, aus denen es freilich gegangen war. Gracchus hatte es allein machen wollen, ohne die unmittelbare Hülfe ſeines großen Schwagers Scipio, der gerade damals in ſchwerem Krieg an den äußerſten Grenzen des römiſchen Reichs verwickelt, weder durch That, ja nicht einmal durch Rath ihm hatte zur Seite ſtehen können. Jetzt war er wieder in die Heimath aus Numantia zurückgekehrt.

Bei ſeinen bekannten Geſinnungen, die keineswegs überall mit denen der Optimaten übereinſtimmten, bei ſeiner gewaltigen Stellung als ſiegreicher Feldherr auf zwei feindſeligen Gebieten, in Afrika und Hiſpanien, der Sieger von Karthago und Numantia, der doppelte Wohlthäter ſeines Vaterlandes, war es von der größten Bedeutung, welche Stellung er zu der politiſchen Schöpfung ſeines ermordeten und politiſch vernichteten Schwagers einnehmen würde.

Die Aeckerauseinanderſetzungen, Zuſammenlegungen und Anſiedelungen waren unangefochten vom Senat und ſeinen Anhängern ihren Weg gegangen. Ihre geſetzliche Vollberechtigung hatte Niemand in Zweifel gezogen. Allein die Verwirrung, welche ſie in den alten Ackerbeſitzſtand Italiens gebracht, die leidenſchaftlichen Erregungen, welche ſie faſt in jede italiſche Gemeinde getragen — wir kennen aus unſeren preußiſchen Ackerauseinanderſetzungen die Fluth von Erbitterung und Haß und Hartnäckigkeit und Neigung zur Gewaltſamkeit, welche ſich im Gemüth des Bauern entwickelt, wenn er in einem überkommenen Landbeſitz, ſo wie er in ſeinem Beſitz von ihm vorgefunden, ſich geſtört ſieht — ſie nahmen immer größere und bedenklichere Maßſtäbe an. Ja ſie hatten ſich ſogar nicht nur in die latiniſchen, ſondern

auch in die Gemeinden der Bundesgenossen hinein erstreckt und Haß und Erbitterung bei ihnen verbreitet.

Scipio, der erste Mann im Staat, brauchte nur wieder zu erscheinen und augenblicklich stürzten alle diese Mißordnungen seiner höchsten Entscheidung entgegen. Alle Stände des römischen Staats erwarteten von ihm eine Lösung aller Krisen und Wirrnisse und Prozeßlabyrinthe, in welche Italien das Ackergesetz des Tiberius Gracchus gestürzt hatte. Denn schon fing es auch an bei den Bundesgenossen zu gähren, denen man ebenso wie den Latinern ihr Gemeindeland von Seiten der Triumvirn — sie hatten sich nach Tiberius' Tode ergänzt — einzuziehen anfing. Sie waren nicht besser von Seiten des Rechts ausgerüstet als die andern Stände. Aber die Härte war hier viel größer, da sie ganze politische Gemeinden betraf, und die Gefahr nicht minder, da sie das Selbstgefühl mächtiger Cantone auf das Empfindlichste kränkte, ihre materiellen Interessen auf das Stärkste verletzte.

Da wandten sich die Latiner an Scipio Aemilianus, um den sich alle gemäßigten und wohlgesinnten Männer, solche, die sich nicht auf die Extreme der Gracchaner und Optimaten gesetzt hatten, und baten ihn um Schutz. Sie hatten nicht vergebens gebeten, denn Scipio nahm die Vermittlerrolle an. In einer Rede wendete er sich gegen die Gehässigkeiten der Triumviralentscheidungen über die Qualität der Ländereien, ob sie Privatland oder Domäne wären. Er schlug vor, diese Machtausstattung sei der Commission zu nehmen und einer anderen Behörde, am Besten den Consuln zu übertragen. Dies wurde beschlossen — 625 d. St. 129 v. Chr. — und zum Gesetz gemacht. Die Folge war eine tief eingreifende. Denn der Consul C. Sempronius Tuditanius, dem das Geschäft der Ackerausgleichungen übertragen war -- sein College M. Aquillius war schon zu seinem Commando nach Osten abgegangen, benutzte die Gelegenheit eines unbedeutenden Aufstandes in Illyrien, um dorthin als Feldherr mit seiner Heeresschaar dem ärgervollen Auftrag dieser Ackerausgleichungen auszuweichen, bei denen nichts als Haß und Zank zu gewinnen war.

Als er über das Adriatische Meer auf den nahen Kriegsschauplatz, als zu dem dringenderen Staatsgeschäfte sich begeben sollte, da waren plötzlich in die Geschäfte der früheren Geschäfte der Dreiherren für die Ackeraustheilungen Ferien eingetreten.

Und gerade das hatte Scipio gewollt.

Die Motion des Tiberius Gracchus hatte das unumgänglich Nothwendige geleistet. Es waren Tausende von neuen Bauerhöfen erschaffen, eine Wohlthat für ganz Italien. Jetzt hatte Scipio seine mächtige Hand ausgestreckt und Friede geboten in Italien, einen wohlthätigen Landfrieden, in welchem der Racheschrei der immer wieder und wieder aus ihrem Besitz

vertriebenen oder in ihrem Besitz bedrohten italischen Ackerbürger-Gemeinden allmählich verstummte. Scipio war noch einmal der Wohlthäter seines Vaterlandes und zwar zu Hause, wie er vorher als Feldherr vor Karthago und Numantia, dessen Wohlthäter in der Fremde gewesen.

Natürlich murrte dabei das städtische Volk, weil ihm die Aussicht auf den Besitz kostenfreier Bauerhöfe entrissen war. So hoch war die Stellung des Scipio, daß er damit dem Volke nicht geneigter, auch dem Senat sein volles Vertrauen abzugewinnen vermochte. Dem Senat scheint er durch keine Erklärungen, daß er die Latiner und Bundesgenossen in ihrem Besitz schützen wollte — das heißt, daß er dem Wald- und Wiesen- und Ackerland, der Verwirrung des Eigenthums, die Italien beunruhigte, durch die Ziehung eines breiten Grenzgrabens Einhalt zu gebieten sich verpflichtete. Allein es blieb ihm die schwerere Aufgabe, diese Entschlüsse auch vor der Volksversammlung zu vertreten. Es sollte am folgenden Tage geschehn. Die Latiner und Bundesgenossen jauchzten ihm Beifall entgegen, als er aus der Senatsversammlung heraustrat und begleiteten ihn in hellen Haufen, ihn zu ehren, nach Hause. Scipio war getrosten Muthes. So oft hatte er die Volksversammlungen sein souveränes Uebergewicht fühlen lassen, sie waren vor seinen gewaltigen Worten verstummt. Denn diese römischen Volksversammlungen waren keineswegs bloß aus römischen Bürgern bestanden, es lief bereits Alles dahin, was laufen konnte, Freigelassene und Peregrinen, unter ihnen auch Libertinen. Als sie dem Scipio einmal, weil ihnen seine Rede nicht gefiel, entgegenheulten, rief er ihnen zu: Schweigt, ihr unechten Kinder Italiens, euch ist mein Vaterland eine Stiefmutter. Und sie schwiegen. Und ein ander Mal, als die Menge ihn auszischte, sagte er: Soll ich mich vor denen fürchten, die jetzt ungefesselt sind, die ich einst in Fesseln gelegt habe?

Er deutete auf Diejenigen, denen er als ungehorsamen und unbotmäßigen Soldaten einst mit Gewalt Disciplin beigebracht hatte. Und auch hier wirkte das Wort ihres alten Kriegsfürsten auf die Haufen.

Es war dem Scipio oft der Tod gedroht und allerlei Anschläge auf sein Leben waren von seinen Freunden erkundigt worden. Aber wie hätte sich der alte Kriegsmann, der so oft in der Feldschlacht dem Tode in's Auge gesehen, durch Drohungen einschüchtern lassen sollen. Gesund an Leib und Seele ging er in seine Gemächer, die Rede zu überdenken, welche er am andern Tage vor dem Volke zu halten gedachte. Am andern Tage fand man ihn todt auf seinem Bette. Die Spuren der Erwürgung waren deutlich an seinem Halse zu sehen und bei der peinlichen Befragung seiner Sklaven erfuhr man, daß in der tiefen Nacht Mörder in sein Schlafgemach gedrungen waren. Nur als Scipio's Sklaven sind sie nicht more majorum, nach alt-

väterischer Sitte, wie dies noch Jahrhunderte später geschah, weil sie nicht besser auf das Leben ihres Herrn aufgepaßt hatten, hingerichtet worden. Nicht die armen Sklaven mußten büßen, was die freien, wahrscheinlich höchstfreien Mörder verbrochen hatten. Ja es fiel sogar der dringendste Verdacht auf Carbo, den talentvollsten, aber auch extremsten und verwogensten von allen Führern der Opposition. Nach Tiberius Gracchus' und seines Schwiegervaters App. Claudius' Tode waren Carbo und Fulvius Flaccus als ihre Ersatzmänner in das Collegium der Dreimänner eingerückt. Vergeblich hatte Scipio sich ihm widersetzt, aber er hatte es durch seine Zustimmung dahin gebracht, daß Carbo in einem Gesetz die geheime Abstimmung bei den Prozessen durchsetzte und dadurch die Volksgerichte so sehr von dem Einfluß des Senats befreite, daß man es jetzt für vergebliche Mühe ansah, die Mörder des Scipio gerichtlich zu verfolgen. Man konnte mit mathematischer Sicherheit vorherwissen, daß die Angeklagten mit Glanz freigesprochen würden. Es liegt etwas Tragisches darin, daß Scipio sich bis über seinen Tod hinaus durch seine volksfreundlichen Absichten wehrlos gemacht hatte. Es blieb der Familie also nur übrig, das Volk durch Leichengepränge und Leichenrede darauf hinzuweisen, daß es seinen Verlust wenigstens ahne. Scipio war ohne Leibeserben gestorben und sein Adoptivbruder Q. Fabius Maximus übernahm die letzte Ehrenpflicht. Wie schwer war es ihm, den geliebten Todten, der verhüllten Hauptes vor ihm lag, um die Erwürgungsspuren am Halse nicht äußerlich zu zeigen, die Abschiedsrede zu halten und dabei würdig zu bleiben, ohne grade das Volk von Neuem aufzurühren und seine Aufhetzer zu erbittern. Q. Maximus sprach in der That würdig seines großen Bruders. Am Schluß sagte er, ein Glück sei es gewesen für diese Stadt, daß er in ihr geboren sei. Denn das sei gewiß, daß wo er gewesen, da hätte zugleich die Herrschaft sein müssen.

Aber im Ganzen hatten weder Volk noch Optimaten für ihn ein Herz fassen können, er war ihnen, wenn nicht verhaßt, so doch widerstrebend. Daß er sich nicht in den Streit des Marktes und das Politisiren auf den Kreuzwegen eingelassen, daß er wie ein edler und fürstlicher Mann nur dann redete und handelte, wenn die Handlungen und Reden der Andern vergebens gewesen, gab ihm die vornehme Stellung, die der Masse der gewöhnlichen Menschen, gleichgültig ob vom Senat oder Volk stets unbehaglich, oft gehässig wird. Scipio war der einzige Mann, der ohne Ehrgeiz, Intrigue oder Verschwörerei durch das Gewicht seiner Thaten und die lautere Gesinnung in seinem politischen Wirken faktisch eine beinahe königliche Stellung einnahm. Allein er war viel zu edel und im altrömischen Sinne patriotisch, als daß er daran gedacht hätte, nach dem Diadem die Hand auszustrecken. Und doch auch welche Familienähnlichkeit erkennt man bei ihm und seinem

glücklichen Schwager Tiberius! Sie waren beide eigentlich bei der Verlgung desselben Ziels gewaltsam ums Leben gekommen, Scipio als Opfer trademokratischer, Gracchus als Opfer ultraaristokratischer Leidenschaften. ber auch Gracchus, der Demokrat, war ein wohlgesinnter, sonst sehr conrvativer Mann, der, indem er aus Patriotismus, wie er in tiefster Seele aubte, eine Sonderstellung einnahm, welche die Bedeutung einer Diktatur st erreichte, nicht von Ferne daran dachte, diese Stellung zur Unterdrückung r Freiheit seiner Mitbürger zu mißbrauchen. Wäre ihm seine Staatswegung gelungen, so hätte er sich mit dem Bewußtsein des Guten, daß er wirkt, still ins Privatleben zurückgezogen. Nur als die Gefahr für ihn id seine politisch-socialen Schöpfungen durch die wüthenden Angriffe seiner egner wuchs, ließ er sich die schiefe Ebene herabdrängen, die zur Revotion führte.

In der That war es aber ein Unglück, daß man nicht für eine autoatische Stellung, welcher doch der Staat damals so dringend bedurfte, ne Form zu finden wußte, die sonst als Dictatur doch Rom in Zeiten, o Alles im Staate aus den Fugen zu gehen schien, aus dem sichtbaren uin gerettet hatte. Ob die Staatsgewalten und Stände schon zu sehr nerlich verfeindet und zerrissen waren, die Optimaten, die Erben der alten ristokratie, welche diese Waffen zu führen verstanden wie Niemand, sich cht zutrauten, eine solche Maßregel durchzusetzen, wer mag es sagen. Auch itte von der jetzigen und früheren Generation Niemand einen Dictator gehen und keiner mochte die verrostete Waffe als bedenkliche Neuerung aus r Rüstkammer des alten Staatsrechts wieder hervorholen. Endlich mit cipio's Tode war die Möglichkeit auch dazu versäumt. Denn er allein, r große, stets uneigennützige Held konnte der neidlose und fähige Träger s Riesenschwertes sein, welches die Vorfahren in der Dictatur geschaffen. cipio war todt, von dem Volke, dem er wohl gethan, fast nicht betrauert. er einzige unter seinen früheren Gegnern, Q. Metellus, der gleich beuptete, Scipio wäre niederträchtig ermordet, ehrte ihn dadurch, daß er ine vier rüstigen Söhne Scipio's Leichnam auf das Forum tragen helfen eß. Metellus blühte ein zahlreiches nachwachsendes Geschlecht, während das s Scipio verödete. Jetzt war von der einst so zahlreichen und mächtigen amiliencoalition, deren magnetisches Centrum der Scipionenname gewesen ar, zunächst C. Gracchus von höherer Bedeutung. Sein Bruder, und dann in Schwager hatten dem Staat, jeder auf seine Weise, aufzuhelfen vercht und sie waren dabei jammervoll ums Leben gekommen. Aber ihr Gehick schreckte den stürmischen, feurigen Caius Gracchus, der ebenso heftig nd leidenschaftlich, wie sein verstorbener Bruder sanft und versöhnlich, freih aber begeistert von seinen politischen Idealen war. Tiberius war ein

gemüthvoller Schwärmer, dem die alten Gründungen der Vorfahren in der Staatsverfassung noch ehrwürdig waren, kaum weniger als seinem Schwager Scipio. Ihr Tod und die Verfassungskämpfe, die sie hervorgebracht, hatten den Nimbus, welcher diese alten Richtungen umgab, zum guten Theil zerstreut. Der Verfassungsboden war durch die unerbittlichste Kritik, durch die scharfen Schlaglichter, die auf eine Menge schreiender Mißbräuche gefallen war, für ganz andere Staatsreformen vorbereitet als die unschuldigen, noch conservativ zu nennenden Reformen des Tiberius Gracchus und Scipio Aemilianus.

Bei Caius Gracchus hatten seine politischen Pläne zugleich einen persönlicheren und radikaleren Charakter. Er hatte nicht mehr die Ehrfurcht vor den alten Instituten der Republik wie sein Bruder. Fast zehn Jahre waren vergangen. Er sah darin nur die Werke, die Tiberius und alle seine edlen Absichten für die Rettung des Staats vernichtet hatten. Ihm hatte sich der Eindruck des Tages, wo er von den Optimaten und dem unmenschlichen Lucretius Vespillo flehentlich den Leichnam seines Bruders erbeten hatte und er dann erfuhr, daß er ihn nachträglich in die Tiber geworfen, tief eingeprägt. Seitdem gab es für ihn und die Optimatenpartei keinerlei Versöhnung. Es bedurfte zu diesem unversöhnlichen Haß kaum der aufhetzenden Reden des Carbo, der in diesem Haß mit ihm gründlich übereinstimmte. Aber sie waren dazu geeignet, diesen Carbo dem Caius Gracchus zum unentbehrlichen Gefährten und Freunde zu empfehlen.

Und doch war es eine schreckliche Freundschaft. Denn es mußte dem Caius Gracchus nur zu wohlbekannt sein, daß dieser sein Busenfreund allgemein als der Mörder seines Schwagers Scipio bezeichnet wurde. Nur der überwiegende Haß gegen die Mörder seines Bruders, die nächste Pflicht der Rache für ihn, konnte das Grauen vor dem Mörder seines Schwagers übertäuben.

Dabei sah Caius Gracchus sehr wohl, daß Papirius Carbo eins der ersten demagogischen Talente war, dessen er für seine Rache- und Reformpläne nicht entrathen konnte. So, selber von Erbitterung und Wuth gegen die Henker seines Bruders erfüllt, war er wie durch ein tragisches Schicksal an diesen Feuerbrand, den Carbo, gebunden, der ihn in's Verderben hinabriß.

Die agrarischen Reformen von Tiberius Gracchus waren trotzdem, daß er gegen Ende seiner stürmischen Laufbahn zu wirklich revolutionären Schritten gezwungen war, doch ein Segen für Rom gewesen, ein so großer Segen, daß die Optimaten und auch Scipio mit seinen Freunden, die ersten unwillig, die letzteren gern diese agrarischen Neuerungen als zu Recht beständig anerkannt hatten. Es waren nahe an 100,000 neue Bauerhöfe von freien Leuten neu gegründet worden. Sie waren als ein fait accompli, abgesehn

von der allerdings sehr unregelmäßigen Procedur, durch welche sie in's Leben gerufen waren, doch zu Stande gekommen, zum gewaltigen Gegengewicht gegen die von den Sklaven bewirthschafteten Latifundien. Wie viele Familien dabei zu Grunde gingen, davon haben freilich die Alten nichts gemeldet. Sie melden nur die großen Staatsactionen, aus denen der Kundige seine Schlüsse zu ziehen vermag. Die Ruinirten mußten sich eben helfen wie sie konnten, oder verderben. Scipio hatte ein Einsehen gehabt für diese armen Leute und als er fand, daß die Depossedirung der früheren Landbesitzer die Erbitterung auch auf die Gebiete der Latiner und Bundesgenossen hinaustrug und die Gefahr der Insurrektion dieser Landschaften drohte, da war er dazwischengefahren und hatte als ein weiser Staatsmann der Bewegung Halt geboten. Dafür war er als ein Opfer für sein Vaterland Rom und Italien gefallen.

Jetzt, wo Caius Gracchus zur faktischen Führung der Verfassungsbesserung sich aufwarf, ist es merkwürdig, daß auch er so wenig rüttelte an diesen Satzungen des Scipio, wie Scipio, der damals Allmächtige, an den Satzungen des Tiberius Gracchus gerüttelt hatte. So groß war immer noch die Verbindung zwischen den Parteien, die sich auf Tod und Leben haßten, und deren Führer die engsten Blutsverwandten waren, daß die Ausrichtungen der einen von den andern anerkannt wurden, obgleich die Führer von Anhängern des Feindes ermordet waren. So weit gehörte also auch C. Gracchus zu der — zerrissenen — Familiencoalition.

Es gehörte wahrscheinlich zu den bittersten Erlebnissen des Caius Gracchus, daß Carbo, der scheinbar so entschiedene Demokrat, plötzlich sich entschloß, die Farbe zu wechseln und in das Lager der Optimaten überzugehen. Er, der muthmaßliche intellectuelle Mörder des Scipio, war ebensowenig zur Rechenschaft gezogen, wie Scipio Nasica, der intellectuelle Mörder des Tiberius Gracchus. Aber man erkennt den wachsenden Haß der Leidenschaft, der Rom allmählich in diesen Verfassungskämpfen erfüllte, daran, daß Nasica, um der Wuth des römischen Volkes auf gute Manier entzogen zu werden, vom Senat doch Anstands halber von dem Schauplatz seiner Gewaltthat entfernt zu werden, mit dem Auftrag einer Gesandtschaft nach Asien vom Senat entsendet wurde, Carbo aber für seine deutliche Missethat weder angegriffen wurde, noch überhaupt es nöthig fand, aus Rom fortzugehen, sondern in Kurzem gefahrlos, ohne von der verlassenen Partei verfolgt zu werden, von den Optimaten als ein wohlempfangener Ueberläufer aufgenommen wurde.

Die Erklärung dieses schweren, unberechenbaren Factums lag darin, daß Carbo eigentlich nie aufgehört hatte, im Herzen Aristokrat zu sein. Er hatte, durch seine ungewöhnlichen Talente befähigt, wie durch seinen Ehrgeiz

gedrängt, eine ungewöhnliche Rolle zu spielen, sich in die ungewöhnliche Laufbahn gedrängt, die schnelle Erfolge versprach.

Dabei ist zu sagen, daß er seinen inneren Ueberzeugungen nach, oder vielmehr nach seinen freien politischen Wahrnehmungen erkannt hatte, daß diese Verfassungsneuerungen eine sichere politische Zukunft hatten, auf deren Boden er sich sicher bewegen konnte. Er gehörte also halb dem politischen Standpunkt des Tiberius Gracchus, halb dem des Scipio an.

Es war ein Unglück für den Staat, daß ihm Scipio persönlich schroff entgegentrat und nicht einmal einen Versuch machte, sich mit ihm zu verständigen. Es wäre vielleicht nicht so schwer gewesen, Scipio war aber für dergleichen Verhandlungen und Gewinnungen zu vornehm. Dafür brachte ihm Carbo, vielleicht durch diese Scipionische Vornehmheit beleidigt, den Tod und ging dann, als ihm die Bewegungspartei hoffnungslos schien, zu den Optimaten über.

Allein Caius Gracchus war viel zu sehr von der Mission, die er zu übernehmen entschlossen war, gründlich durchdrungen, als daß er sie um eines solchen Zwischenfalles willen hätte aufgeben sollen. Er blieb seinem Vorsatz treu und obgleich die Optimatenpartei, die wohl erkannte, was sie von ihm zu erwarten hatte, alle Anstrengungen gemacht, ihn in auswärtigen Aemtern fern zu halten, in Sardinien sogar über seine Dienstzeit hinaus, wo auch sein Bruder und Vater für die Republik gedient hatte, durchbrach er doch diese zähen Spinngewebe der Intrigue und erschien plötzlich in Rom (629 d. St. 125 v. Chr.). Er erschien für die Aristokratenpartei schrecklich wie ein Gespenst. Sie machte den Versuch, ihn auch jetzt noch unschädlich zu machen, indem sie gegen ihn die Anklage erhob, er habe die Fregellaner zum Aufstand angereizt. Fregellae lag am Liris, war eine latinische Colonie und nicht nur sehr wohlhabend, sondern auch strategisch ein sehr wichtiger Punkt. Fregellae hatte sich im Hannibalischen Kriege die glänzendsten Verdienste um Rom erworben. Ihr Adel hatte mit Claudius Marcellus muthig kämpfend für die Republik den Tod gefunden. Als die Bewegungen in Rom zu Gunsten und zum Schaden der Latiner und Bundesgenossen begannen, als man auch ihnen ihr Gemeindeland, das sie früher als Eigenthum besessen und das man ihnen nach der Unterwerfung aus Gnade gegen jährlichen Zins bewilligt hatte — wahrscheinlich also war der Unterschied in der Lage der vormals freien, nun unterworfenen Latiner nur der, daß die Abgaben vom ager publicus, dem Gemeindeland, früher an die städtische Kasse und nun an das römische Aerarium gezahlt wurden — da freilich war es für die italischen Inhaber des Gemeindelandes ziemlich gleichgültig, so weit es ihre Privatvortheile berührte, ob der Zehnte an ihre Vaterstadt, oder nach Rom abgeführt wurde. Denn die Summe, die sie für den Acker zahlten, blieb

dieſelbe. Allein anders wurde es, als die römiſche Central-Ackerreformation auch ihnen ihr Hab und Gut einzog, wenn auch gegen Geldentſchädigung. Wie ſollten ſie die geringen, auf dieſe Weiſe gewonnenen Capitalien in einer andern Weiſe nutzbar anlegen, ohne zu Grunde zu gehen. Die römiſche Centralmaßregel hatte für ſie genau dieſelbe Bedeutung, wie für die Gebirgsdiſtricte der neueren Zeit in unſerm Vaterlande, wo plötzlich ein Induſtriezweig, von dem die ganze Bevölkerung lebt, keinen Abſatz dafür findet, wenn irgend eine unüberwindliche Concurrenz aus andern Gegenden für dieſen Artikel eingetreten iſt. Den Bauern war ihr Land genommen und für die geringe Geldentſchädigung in dem eng bevölkerten Lande war es unmöglich, neues Land zu erwerben, das die Familien der Ausgetriebenen nähren konnte. Sie waren augenblicklich aus der Lage freier Bauernhofsbeſitzer in die von Privatpächtern oder gar von Tagelöhnern verſetzt. Dies erklärt, weshalb die Erbitterung unter den latiniſchen und Bundesgenoſſengemeinden eine ſo allgemeine werden konnte, nicht nur wegen der ſchon erlittenen Einbußen der Betheiligten, ſondern wegen der noch zu fürchtenden. Der eigentliche Urheber dieſes Aufſtandes von Fregellae war M. Fulvius Flaccus, welcher, einſt Mitglied der Dreimänner-Commiſſion zur Vertheilung der Aecker, welche ſo große Aufregung bei Latinern und Bundesgenoſſen hervorgerufen, jetzt Conſul geworden war. Nach dem Tage von Scipio's Tode hatte er und C. Gracchus auf's Heftigſte gegen Scipio geſprochen. Nun waren ſeitdem vier Jahre vergangen. Hatte er damals zu Gunſten des Volks und zum Nachtheile der Latiner die Ackervertheilung fortſetzen wollen, ſo war er jetzt auf die entgegengeſetzte Seite getreten. Er machte den Antrag, den Latinern und Bundesgenoſſen das Bürgerrecht zu verleihen, wodurch ſie nicht nur dies erlangen mußten, ſondern auch von dem ager publicus, auf dem ſie ſaßen, das Minimum von 300 Morgen und ebenſoviel für zwei erwachſene Hausſöhne.

Damit ſchien alle Noth gehoben zu ſein für die Bewohner von Italien, wohlverſtanden, wenn Fulvius ſeine Verſprechungen an die Latiner gut machte.

Aber das war ein Unternehmen, das weit über ſeine Kräfte ging.

Denn er war, grade deshalb, weil für ſeine Anträge das Herkommen des Staatsrechts ihm entgegenſtand, ebenſo wie Tiberius Gracchus auf das Gebiet der Advokatenkünſte, die Rabuliſtik und Sophiſtik zurückgedrängt, wobei ihm freilich zu Hülfe kam, daß bereits ſeit längerer Zeit die alten Satzungen dieſes Staatsrechts, weil ſie eben ſo lange nicht zur Ausübung gekommen waren, in ihrem Sinne verdunkelt waren, alſo daß eigentlich in den weſentlichſten Dingen Niemand genau ſagen konnte, was Rechtens war.

Dies war aber bezeichnend für die Kriſe, wo alte Geſetze ihre Kraft

und ihren Glauben an sie im Volke verloren hatten und neue Gesetze noch nicht da waren, die glücklichste Epoche für kühne Männer, die neue Rechtsverhältnisse herbeizuführen entschlossen waren, wie Fulvius. Er wagte es als Consul, ein Wagniß mehr eines Volkstribunen würdig, den Latinern und Bundesgenossen das Bürgerrecht, das heißt das Stimmrecht in der Volksversammlung zu verschaffen, lediglich durch das Volk, ohne den Senat. Er berief sich, ebenso wie Gracchus, auf einen Scheinschluß. Er sagte: „Wie es feststeht, daß Niemand aus seiner Tribus und dem damit verbundenen Rechte in den Tribus und ohne den ausgesprochenen Willen des Volks verdrängt werden kann, so ist es klar, daß dieses Stimmrecht nur vom Volke verleihbar ist. Da nur den Latinern vom vollen Bürgerrecht — da sie das commercium rechtlich und wie hinzuzufügen ist, das connubium faktisch besitzen — das Stimmrecht fehlt, so bedarf es nur des ausgesprochenen Volkswillens, um ihnen auch dieses zu gewähren."

Freilich war dies ein derber Trugschluß. Denn der Senat galt noch immer als die höchste Rechtsinstanz über die Zustände der Italiker als Nichtbürger von Rom. Allein Fulvius hoffte seine Motive durch den Druck dieser Nichtbürger dennoch durchzusetzen und den ferneren Nachdruck der politischen Partei in Rom selbst, über welche er gebot. Es fand sich aber, daß der Senat mächtiger war als Fulvius und seine Partei und Fulvius gab seine hoffnungslosen politischen Reformen auf und übernahm den Oberbefehl über ein Heer, das dem bedrängten Massilia gegen die umwohnenden Ligurerstämme Hülfe bringen sollte.

Also ging Fulvius nach Norden und durchzog die glückseligen Gestade der riviera di ponente von Genua bis Marseille. Er war den aufreibenden Steitigkeiten im Senat und in den Volksversammlungen entronnen und dem Soldatenleben in so paradiesischen Landschaften überwiesen, wo er sich als frischer tüchtiger Krieger nicht weniger bemühte, wie er sich als Pionier eines neuen Staatslebens in der Heimath gezeigt hatte. Die Ligurer wurden von ihm besiegt und Marseille aus allen Nöthen befreit.

Allein durch seinen Abzug nach Gallien waren die Latiner und Bundesgenossen, welche auf ihn ihre letzte Hoffnung gesetzt, von aller Hülfe verlassen und der Verzweiflung preisgegeben.

So konnte Fregellae, das sich für sie Alle als Vorort betrachten konnte, berufen fühlen, auch für sie Alle einzutreten und durch einen kühnen Wurf den Versuch zu machen, die feindlichen Gebiete in Rom mit einer Gewaltmaßregel umzustimmen zu einer milderen Behandlung der Ackerinteressen der von Rom abhängigen italischen Gemeinden.

Aber Fregellae hatte sich leider in seiner Vorstellung von der Widerstandsfähigkeit derselben verrechnet. Als es auf eigene Hand die Fahne des

ufruhrs aufgesteckt hatte, in der Hoffnung, daß die mit ihm in gleicher ge sich befindenden hart gedrückten Latinischen Städte und die der Bundesnossen ihm mit gewaffneter Hand Beistand leisteten, geschah es, daß von nen sich auch noch nicht eine Hand rührte, und Fregellae allein stand in r Insurrection gegen Rom.

Da hatte dieses freilich leichtes Spiel.

Es rückte unter dem Prätor C. Opimius ein Executionscommando vor : unglückliche Stadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Die nun umlossene Stadt hatte nicht einmal den Ruhm nach verzweifelter Gegenwehr fallen, denn ihr eigener Feldherr Q. Numerius Pullus verrieth sie und ß die Römer in die Stadt ein. So wurden die Römer Herren der Stadt d nun hatten sie kein Erbarmen. Die Stadt wurde zum Dorf gemacht, : Mauern niedergerissen, die Einwohner zu Sklaven verkauft und die Vorhmen hingerichtet. Das war das Ende von Fregellae, nicht minder schreckh als das Ende des Tiberius Gracchus und seiner Anhänger, von welchen : Besitzstörung der Latinischen und Bundesgenossen-Gemeinden ausgegann war.

Mitten in diese Schreckenszeit für die Latiner fiel die Ankunft des Gracchus aus Sardinien in die Heimath. Er hatte pflichtgetreu in dem örderischen Klima der Insel ausgehalten, eben welches einst die Griechen e anmuthsvolle Sardo aus glücklicher Unwissenheit genannt hatten, wie e Europäer lange das amerikanische Guyana und Cayenne, und den ältesten ohn seines Bruders Tiberius Gracchus, der hier seinen ersten Feldzug mitachte, betrauert. Der Senat hatte dem Feldherrn, und also auch ihm, m Quästor, das Kommando prorogirt, lediglich um ihn, den gefürchteten lann, von Rom zurückzuhalten. Aber Caius Gracchus, der seines Bruders ohn in Sardinien begraben, hatte genug von dieser Insel, die mit ihren laremmenfiebern auch in spätern Zeiten noch manchen hervorragenden Mann Grunde richten sollte. Er erschien in Rom plötzlich wie vom Himmel fallen und verbreitete dadurch den Schrecken in den Reihen der Nobilität, elche nicht vergessen hatte, welchen Schrecken einst sein Bruder über sie bracht hatte.

Aber der Schrecken verwandelte sich schnell in Wuth. Augenblicklich rd sein Erscheinen mit dem Fregellanischen Aufstande in Causalnexus bracht und C. Gracchus als intellectueller Urheber desselben in Anklagestand versetzt.

Es war eine große Ehre, die ihm dadurch erwiesen wurde. Er, der ch unbedeutende Mann, der nur als Triumvir bei der Ackeranweisung, ld auch nur als Bruder des Tiberius dem Volke bekannt geworden und pt die niedrigste Staatswürde, die der Quästur, verwaltet, er sollte an der

und ihren Glauben an sie im Volke verloren hatten und neue Gesetze noch nicht da waren, die glücklichste Epoche für kühne Männer, die neue Rechtsverhältnisse herbeizuführen entschlossen waren, wie Fulvius. Er wagte es als Consul, ein Wagniß mehr eines Volkstribunen würdig, den Latinern und Bundesgenossen das Bürgerrecht, das heißt das Stimmrecht in der Volksversammlung zu verschaffen, lediglich durch das Volk, ohne den Senat. Er berief sich, ebenso wie Gracchus, auf einen Scheinschluß. Er sagte: „Wie es feststeht, daß Niemand aus seiner Tribus und dem damit verbundenen Rechte in den Tribus und ohne den ausgesprochenen Willen des Volks verdrängt werden kann, so ist es klar, daß dieses Stimmrecht nur vom Volke verleihbar ist. Da nur den Latinern vom vollen Bürgerrecht — da sie das commercium rechtlich und wie hinzuzufügen ist, das connubium faktisch besitzen — das Stimmrecht fehlt, so bedarf es nur des ausgesprochenen Volkswillens, um ihnen auch dieses zu gewähren."

Freilich war dies ein derber Trugschluß. Denn der Senat galt noch immer als die höchste Rechtsinstanz über die Zustände der Italiker als Nichtbürger von Rom. Allein Fulvius hoffte seine Motive durch den Druck dieser Nichtbürger dennoch durchzusetzen und den ferneren Nachdruck der politischen Partei in Rom selbst, über welche er gebot. Es fand sich aber, daß der Senat mächtiger war als Fulvius und seine Partei und Fulvius gab seine hoffnungslosen politischen Reformen auf und übernahm den Oberbefehl über ein Heer, das dem bedrängten Massilia gegen die umwohnenden Ligurerstämme Hülfe bringen sollte.

Also ging Fulvius nach Norden und durchzog die glückseligen Gestade der riviera di ponente von Genua bis Marseille. Er war den aufreibenden Steitigkeiten im Senat und in den Volksversammlungen entronnen und dem Soldatenleben in so paradiesischen Landschaften überwiesen, wo er sich als frischer tüchtiger Krieger nicht weniger bemühte, wie er sich als Pionier eines neuen Staatslebens in der Heimath gezeigt hatte. Die Ligurer wurden von ihm besiegt und Marseille aus allen Nöthen befreit.

Allein durch seinen Abzug nach Gallien waren die Latiner und Bundesgenossen, welche auf ihn ihre letzte Hoffnung gesetzt, von aller Hülfe verlassen und der Verzweiflung preisgegeben.

So konnte Fregellae, das sich für sie Alle als Vorort betrachten konnte, berufen fühlen, auch für sie Alle einzutreten und durch einen kühnen Wurf den Versuch zu machen, die feindlichen Gebiete in Rom mit einer Gewaltmaßregel umzustimmen zu einer milderen Behandlung der Ackerinteressen der von Rom abhängigen italischen Gemeinden.

Aber Fregellae hatte sich leider in seiner Vorstellung von der Widerstandsfähigkeit derselben verrechnet. Als es auf eigene Hand die Fahne des

ein zweites als Kandidat vor das Volk stellte, die Ausdehnung seiner neuen Gesetzvorschläge im Interesse der Volkspartei ermöglichte.

So trat also C. Gracchus sein neues Amt an, zugleich als Reformator des römischen Staatswesens und als Rächer seines Bruders, des unschuldig gemordeten.

Denn unschuldig war Ti. Gracchus gewesen, da er im guten Glauben an den Patriotismus seiner Gesetzvorschläge, sie darum mit aller Kraft in's Leben gerufen hatte.

Er war selbst dabei zu Grunde gegangen, aber seine Lebensthaten hatten ihn überlebt.

An sie knüpfte C. Gracchus als treuer Bruder seine neuen Reformationen. Aber wenn Ti. Gracchus noch mit milden, freundlichen Mitteln die Ausgleichung zwischen Volk und Senat, obgleich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, zu Wege zu bringen gesucht hatte, so war jetzt sein jüngerer Bruder — nicht umsonst war er im Lande der Blutrache, Sardinien, gewesen — ganz erfüllt von der Pflicht der Blutrache seines Bruders an der Senatspartei.

Hatte sein Bruder Ti. Gracchus es versucht, mit herzlicher Ansprache von Mund zu Mund eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, jetzt war es zu spät dazu. Sein Bruder Cajus hatte alle Sentimalität von sich abgestreift, er hatte sich voll Gift und Galle gesogen gegen den Senat, den er niederzustürzen alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendete.

Aber wie heiß die Leidenschaft in ihm raste, so gelehrig zeigte er sich doch, äußerlich jede Ungesetzlichkeit zu vermeiden, welche sein genialer Bruder in seiner Sturm- und Drangperiode zu seinem großen Schaden als ein Nichts übersprungen hatte.

Sein Bruder Cajus hielt sich ganz in den gesetzlichen Schranken, wenn sie auch auf das Kühnste ausgedehnt wurden, so weit sie eben dehnbar waren. Sicheren Schrittes ging er vorwärts mit der Berathung des Fulvius Flaccus, des älteren, erfahrenen Mannes, der schon seinen Bruder unterstützte.

Es sei hier zur Probe ein Bruchstück einer Rede des Gracchus, welches uns Plutarch aufbewahrt, angeführt, welche noch in die Anfänge seiner Tribunen-Laufbahn gehört. Es waren gewaltige Worte, die er zum Volke redete:

Als die Falisker einen gewissen Tribunen, den Genucius, geschmäht hatten, überzogen sie unsere Vorfahren mit Krieg — sie verurtheilten den C. Veturius zum Tode, weil er allein vor dem Tribunen, der über den Markt schritt, nicht sich ehrerbietig erhoben hatte. — Und ihr habt es erlebt und mit Augen gesehen, wie Ti. mit Prügeln erschlagen und sein Leib durch die Straßen geschleift und in den Fluß geworfen ward. Und doch ist es bei uns

uraltes Herkommen, daß, wer einer todeswürdigen That angeklagt, sich nicht seinen Richtern stellt, demselbigen am frühen Morgen der Bläser an die Hausthüre gesendet wird, der in seine Trompete stößt, um ihn zu rufen. Also vorsichtig und bedenklich waren unsere Vorfahren immer bei Gerichtshändeln, die das Haupt eines Römischen Bürgers bedrohten.

Es ist dies ein Bruchstück, das uns aufbewahrt ist aus C. Gracchus' Volksreden, allerdings charakteristisch für den Stil seiner Volksreden, nicht weniger als die andern, welche von denen seines großen Bruders und Vorgängers erhalten sind. Ich sage, der Stil, mit der Andeutung, daß schon damals die Redekunst in den Gesellschaftskreisen, welche der griechisch gebildeten vornehmen Welt, deren Mittelpunkt Scipio war, angehörten, der wirkliche Stil, das ist die Feder des Alterthums, und die schriftliche Konception bei den großen Staatsmännern der damaligen Zeit die Vorbereitung bildete für die Reden, welche vor dem Volk oder dem Senat gehalten wurden. Sie waren ganz fertig, ganz disponirt und durchdacht, ehe sie gesprochen wurden. Scipio Aemilianus hatte in der Abendstunde, die seiner nächtlichen Erwürgung voraufging, seinem vertrauten Sklaven zugerufen: „Schreibtafel her", um die Rede zu skizziren, die er am anderen Tage halten wollte zum Vortheile der Latiner und Bundesgenossen. Sie sollte aber auf ewig durch Vermittelung seiner Mörder in seinen Papieren mit seinen Gedanken verschüttet bleiben.

Trotz dieser langen Vorbereitungen wirkten doch diese Reden Scipio's und Gracchus', seines Schwagers, in aller Frische und Gewaltigkeit auf die Zuhörer und rissen sie in den Strom des Redners mit dahin, dem außer der Kunst des vorbedachten Vortrags auch das nicht fehlte, was das Wesentlichste bei allen solchen Leistungen ist, die Ueberlegenheit des Talents, womit nun einmal diese Scipionischen Familienmitglieder in reichstem Maaße ausgestattet waren.

Allein was eigentlich waren denn nun die Werke des C. Gracchus als Volkstribun, welche ihn zum würdigen und ebenbürtigen Nachfolger des Tiberius, seines Bruders, machten?

Das erste freilich war so revolutionär, daß Cajus Mutter darüber empört war und kein Mittel unversucht ließ, ihren Sohn davon abwendig zu machen.

Denn Cornelia, in dem alten Gedanken des römischen Staatswesens aufgewachsen, hatte schon Kummer genug gehabt um den Untergang ihres Aeltesten, wobei sie sich nicht verhehlen konnte, mit ihrem feinen weiblichen Rechtsgefühl, daß ihr geliebter, tief betrauerter Sohn die heiligen Schranken der vaterländischen Verfassung zwar in treuer und gutgemeinter Absicht, aber doch freventlich überschritten hatte.

in zweites als Kandidat vor das Volk stellte, die Ausdehnung seiner neuen
Gesetzvorschläge im Interesse der Volkspartei ermöglichte.

So trat also C. Gracchus sein neues Amt an, zugleich als Reformator
es römischen Staatswesens und als Rächer seines Bruders, des unschuldig
ermordeten.

Denn unschuldig war Ti. Gracchus gewesen, da er im guten Glauben
n den Patriotismus seiner Gesetzvorschläge, sie darum mit aller Kraft in's
eben gerufen hatte.

Er war selbst dabei zu Grunde gegangen, aber seine Lebensthaten hatten
ihn überlebt.

An sie knüpfte C. Gracchus als treuer Bruder seine neuen Reforma-
onen. Aber wenn Ti. Gracchus noch mit milden, freundlichen Mitteln
ie Ausgleichung zwischen Volk und Senat, obgleich mit unerschütterlicher
Standhaftigkeit, zu Wege zu bringen gesucht hatte, so war jetzt sein jüngerer
Bruder — nicht umsonst war er im Lande der Blutrache, Sardinien, ge-
wesen — ganz erfüllt von der Pflicht der Blutrache seines Bruders an der
Senatspartei.

Hatte sein Bruder Ti. Gracchus es versucht, mit herzlicher Ansprache
on Mund zu Mund eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, jetzt
war es zu spät dazu. Sein Bruder Cajus hatte alle Sentimalität von sich
bgestreift, er hatte sich voll Gift und Galle gesogen gegen den Senat, den
r niederzustürzen alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendete.

Aber wie heiß die Leidenschaft in ihm raste, so gelehrig zeigte er sich
och, äußerlich jede Ungesetzlichkeit zu vermeiden, welche sein genialer Bruder
n seiner Sturm- und Drangperiode zu seinem großen Schaden als ein Nichts
bersprungen hatte.

Sein Bruder Cajus hielt sich ganz in den gesetzlichen Schranken, wenn
e auch auf das Kühnste ausgedehnt wurden, so weit sie eben dehnbar
waren. Sicheren Schrittes ging er vorwärts mit der Berathung des Ful-
ius Flaccus, des älteren, erfahrenen Mannes, der schon seinen Bruder
nterstützte.

Es sei hier zur Probe ein Bruchstück einer Rede des Gracchus, welches
ns Plutarch aufbewahrt, angeführt, welche noch in die Anfänge seiner Tribunen-
aufbahn gehört. Es waren gewaltige Worte, die er zum Volke redete:

Als die Falisker einen gewissen Tribunen, den Genucius, geschmäht hatten,
herzogen sie unsere Vorfahren mit Krieg — sie verurtheilten den C. Veturius
um Tode, weil er allein vor dem Tribunen, der über den Markt schritt,
icht sich ehrerbietig erhoben hatte. — Und ihr habt es erlebt und mit
ugen gesehen, wie Ti. mit Prügeln erschlagen und sein Leib durch die
Straßen geschleift und in den Fluß geworfen ward. Und doch ist es bei uns

Volke eine Partie Korn so wohlfeil abgelassen wurde, daß es geschenkt schien. Als dies aber zur regelmäßigen Einrichtung zu werden drohte, da schrie die Senatspartei gegen diese maaßlose Verschwendung, welche nothwendig das Aerar, das Römische Schatzhaus, über kurz oder lang ausleeren müßte.

Denn, hieß es, nun, da bloß in Rom selbst diese Wohlthaten gespendet würden, so könnte es nicht fehlen, daß alle Römischen Bürger aus ganz Italien, die zu nichts gekommen oder ein faules Leben führen wollten, nach Rom ziehen würden.

Grade das war die Absicht des Cajus Gracchus. Aus ihnen und der städtischen Plebs, die seinem Bruder bis zu Ende angehangen und der er jetzt Auskommen und Nahrung von Staatswegen verschafft, wollte er sich eine stehende Leibgarde bilden, die er jeden Augenblick zu Hülfe aufrufen konnte.

Denn die Stütze der Italischen Bauerschaften Roms war vielleicht sehr ideal und edel, aber unzuverlässig. Sie hatte für Tiberius Gracchus, gerade als sie handeln sollte, nichts zu thun vermocht. Denn die Erndtearbeiten hatten sie so völlig in Anspruch genommen — und sie waren für ihres Leibes Nothdurft eine Lebensfrage — daß es für sie, ob selbstständige Bauern oder freie Tagelöhner — eine völlige Unmöglichkeit war, zu rechter Zeit in Rom zu erscheinen und hier ihre Stimmen abzugeben.

So war es also eine nothwendige Maaßregel des C. Gracchus, daß er die stimmfähige Bürgerschaft außerhalb Rom, deren freilich unvermeidliches Ausbleiben bei der Stimmabgabe seinen Bruder hülflos seinen erbitterten Widersachern, der Nobilität und der Senatspartei, preisgegeben, außer Acht ließ und sich nur auf das Volk in Rom zu stützen suchte und dessen Kraft durch seine neuen Gesetze auf alle Weise zu verstärken suchte. Und hier erreichte er völlig seinen Zweck. Denn seine lex frumentaria ging ohne Hinderniß durch, trotz des Geschreis der Senatspartei, und hier erlebte er noch einen besonderen Triumph; der Hauptgegner derselben, Piso, der sich so lange auf das Grimmigste widersetzt hatte, kam in eigener Person, er, der vornehme Mann, bei der Kornvertheilung sich ebenfalls sein Maaß Korn zu dem von Gracchus angesetzten Schleuderpreise zu holen.

Gracchus konnte es nicht lassen, im Gefühl des Sieges, seinen erbitterten Gegner zu fragen, ob er, der reiche Mann, denn auch für seine Wirthschaft so wohlfeiles Korn wie die armen Leute einzukaufen benöthigt wäre. Er antwortete, es wäre viel besser, wenn nicht das Staatseigenthum, woran auch er Theil hätte, auf so schnöde Weise verschwendet würde. Allein wenn es doch einmal so beschlossen wäre, so finde er keinen Grund, sich nicht auch seinen Antheil zu fordern.

Es war der letzte passive Widerstand der Nobilität, aber sie erklärte

h dadurch noch immer für unbesiegt. Sie fügte sich in das Unvermeid-
he, aber sie wartete ab, bis bessere Zeiten für sie kämen. Denn alle Lust
energischer Bekämpfung des Gracchus war gleich bei seinem ersten Ge-
tze, mit dem er aufgetreten war, niedergeschlagen. Es richtete sich gegen
nen Popillius, welcher noch nach Ti. Gracchus Tode dessen Anhänger als
orsitzender einer besonderen Hohen Kommission, die vom Senate eingesetzt
ar, mit Kapitalprozessen auf Tod und Verbannung verfolgt hatte, wie dies
uerdings nach der Niederschlagung des Fregellanischen Aufruhrs ebenfalls
schehen war. Ihn selbst hatte man in diese bösen Processe hineinzuziehen
rsucht. Sein Gesetz, daß Niemand sich unterfangen sollte, gegen das Leben
es Römischen Bürgers ohne den formell ausgesprochenen Willen des Rö-
schen Volkes abzuurtheilen, trieb den Popillius, noch bevor es vom Volke
tätigt wurde, in die Verbannung, zugleich als Gegenstoß auf den Angriff,
n man bei seinem Erscheinen aus Sardinien auf ihn gemacht, und als
che für seinen Bruder und dessen Freunde und für die Fregellaner, die
y jetzt in dem Falle von Tiberius Gracchus Anhängern befunden hatten.

Gracchus hatte sich dadurch äußerlich der Sache der Latiner bereits ge-
hert, wie er ihr innerlich längst nahe stand, namentlich durch die Freund-
aft mit Fulvius Flaccus, welcher die Verleihung des vollen Bürgerrechts
die Latiner recht eigentlich zu seiner Lebensaufgabe gemacht zu haben
ien. Beide vereint beschlossen jetzt, im zweiten Tribunatsjahre des C. Gracchus,
Fulvius Flaccus bereits Consul war, als ersterer sich wiederum als Volks-
bun hatte wählen lassen, die Rogation an das Volk zu richten, daß den Latinern
o Bundesgenossen das volle Römische Bürgerrecht verliehen werden solle.

Allein hier fanden sie einen Widerstand, wie sie ihn nicht eigensinniger
tten erwarten können, in der Coalition des Senats und der Römischen
ebs. Gerade diese glaubte sich durch die Gesetzvorlage in ihren Rechten
ränkt durch die neuen Konkurrenten, welche ihr in ihren Privilegien
lten beigesellt werden, und die natürlichen Helfer, die sich eifrig zu ihr
:andrängten, waren die Mitglieder der Senatspartei.

Gracchus stand hier am Wendepunkt seiner staatsmännischen und Lebens-
ufbahn. Denn er fand hier zum ersten Male sich gegenüber eine eben-
rtige Macht, eine ebenfalls populäre. Der Konsul C. Fannius sprach zu
n Volk: Glaubt ihr denn, daß, wenn die Latiner mit euch gleiche Rechte
ommen, daß ihr hier auf dem Forum und bei den Schauspielen eure Plätze,
ihr so gut und bequem alles hören und sehen könnet, behalten werdet?
ie neuen Bürger werden euch durch ihre massenhaften, dreisten Eindrän-
ngen aus euren altgewohnten Plätzen fortstoßen.

Dies war eine Demonstration, welche auf die Gemüther des Volkes sehr
erständlich einzuwirken vermochte, und als gar der Tribun Livius Drusus,

da es zur Abſtimmung kam, durch ſein Veto einſchritt, war die Stimmung des Volkes ſo in der Mehrzahl der Aufnahme der Latiner in das Römiſche Bürgerrecht abgeneigt, daß Gracchus nicht vermochte, dieſelbe noch länger zu unterſtützen.

Es war der erſte Sieg, den die Senatorenpartei über die des Gracchus errungen und nach einem politiſchen Naturgeſetze drängte ſie weiter nach ferneren Siegen.

Die Auktion, bei Ausbietung von Werthgegenſtänden, das Höherbietungsinſtitut, war in privatrechtlichen Angelegenheiten ſeit alten Zeiten in Rom ein ganz populäres. Der Staat, das iſt die Senatspartei, fand keinen Grund, nicht den Verſuch zu machen, ob dieſer Grundſatz des Privatrechts ſich nicht auch auf das öffentliche anwenden ließe.

Alſo beſchloß der Senat auch im Staatsrecht eine ſolche Ueberbietung des ihn überbietenden Tribunen C. Gracchus und ſeiner Partei.

Und ſiehe da, der Verſuch gelang über alles Denken und Hoffen. Wie hätte er auch nicht gelingen ſollen, da hier der Senat mit Gracchus auf einem Boden ſtand, auf dem Boden des nackten Vermögens- und Geldvortheils. Gracchus hatte nur durch die Lockungen des Vermögensgewinnes die Volksmaſſen an ſich gezogen. Sie, wie noch heute unſere Bauern, alſo ſtets die niederen Klaſſen, kennen gar keine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, ſie verlangen nur noch mehr derſelben, gerade wie in den monarchiſchen Staaten das Volk nach Freiheiten in ewigem Geſchrei verharrt, wenn es auch dieſelben gar nicht zu verwerthen im Stande iſt.

So geſchah es, daß dem Römiſchen Volke die Wohlthaten des Gracchus plötzlich aus dem Gedächtniß entſchwanden, als ihm von ſeinem Feinde, dem Tribun Livius Druſus, noch größere Vortheile aus ſeinen Geſetzvorſchlägen verſprochen wurden. Die Plebejer waren unerſättlich geworden wie die Wüſtenlöwen, wenn ſie erſt Blut geleckt, oder wie es noch beſſer für einen geſunden Bauernmagen paßt: Der Appetit wächſt beim Eſſen und es wird fort und weiter gegeſſen, ſelbſt auf Gefahr eines verdorbenen Magens. Denn die ſeltene Gelegenheit muß doch benutzt werden. Der kleine Bauer iſt ſtets ſeinen Wünſchen nach ein großer Ariſtokrat und will bei Gelegenheit ein großer Mann werden.

Gracchus' Reden, hervorgegangen aus dem tiefen Haß gegen den Senat und ſeinen Anhang und zugleich durch die anziehende, überwältigende Art, mit welcher er, durch Talent und griechiſche Bildung ausgeſtattet, ſie vortrug, hatten das Volk mit fortgeriſſen zur freudigen Mitwirkſamkeit für ſeine politiſchen Pläne. Der Senat, vor dieſer glänzenden Erſcheinung zurückweichend, obgleich im innerſten Herzen gegen ihn von Feindſchaft und Haß erfüllt, hatte keinen offenen Widerſtand zu leiſten gewagt, ſchon darum, weil nicht ein

einziger in ſeinem Gremium war, der ſich in dieſen Waffen hätte mit Cajus Gracchus meſſen können.

Es war aber das Verhängniß des C. Gracchus, daß ihm, wie ſeinem Bruder, ein Gegner ſich erheben ſollte, der, auf den alten Grundveſten des Römiſchen Staates ſtehend, als Schirmherr der früheren Ordnungen ſich geltend machte. Jetzt war es M. Livius, der, wie einſt jener Octavius, als Vorkämpfer für die Senatspartei aufſtand.

Die Zeiten waren aber jetzt gebildet, man hatte viele politiſche Erfahrungen geſammelt. Der Tribun M. Livius trat dem C. Gracchus nicht gleich wieder ſo bei dem Latinergeſetz in den Weg mit dem rauhen tribuniciſchen Veto des alten Römiſchen Konſtitutionsrechtes, wie einſt Octavius dem Tiberius.

Im Gegentheil, Livius ſtellte ſich nicht nur auf gleichen Rechtsboden mit ihm — und zwar im beſten Einverſtändniß mit dem Senat — ſondern er überbot ihn in ſeinen volksfreundlichen Geſetzen, die ſich auf Koloniengründungen bezogen, in's Unermeßliche.

Hatte ſich C. Gracchus begnügt, einige wenige Kolonien zu beantragen und durchzuführen, welche dem Römiſchen Staat eine weſentliche Erleichterung von armen, nach Brod ſchreienden kleinen Bauern, Bürgern und Bundesgenoſſen verſprachen, ſo beantragte nun Livius Druſus ein ganzes Dutzend ſolcher Kolonien und es glückte ihm, vom Senate unterſtützt, ſie beim Volke durchzuſetzen. Der blöde Haufe ſah nur den fetten Biſſen, nach dem er zu ſchnappen hatte, und erkannte nicht den Köder, unter dem der Haken verborgen lag, welcher ihn harpuniren ſollte. Denn der gemeine Mann denkt und wird ewig nur denken an den materiellen Gewinn, der ihm bei irgend welchen politiſchen Neuerungen in Ausſicht ſteht. Für ideale Zwecke zum Beſten des Vaterlandes iſt er unzugänglich, und der hat ihn am ſicherſten, der ihm dieſe materiellen Vortheile verſpricht mit einiger Ausſicht auf Erfolg, beſonders wenn er es verſteht, ſie als patriotiſchen Gewinn für das allgemeine Beſte darzuſtellen. Denn auch die Maſſen ſind zu Zeiten der politiſchen Aufregungen bereit, ſich für das Vaterland zu begeiſtern, wenn ihnen wirkliche oder eingebildete Privatvortheile in Hoffnung geſtellt ſind.

So geſchah es, daß die Verſprechungen und Ausſichten, die mit Hülfe des Senates und ſeiner Partei dem Römiſchen Volke von Livius Druſus dargeboten waren, mit Jubel aufgenommen wurden und Gracchus' beſcheidene Verfaſſungs- und Koloniegeſetze als längſt überwundener Standpunkt wie ein ſchwacher Verſuch gegen die neuen, ausgiebigen und freigebigen Reformen verblaßten.

Wie ſchnell hatte in Rom ſich die öffentliche Meinung geändert. Es

da es zur Abſtimmung kam, durch ſein Veto einſchritt, war die Stimmung des Volkes ſo in der Mehrzahl der Aufnahme der Latiner in das Römiſche Bürgerrecht abgeneigt, daß Gracchus nicht vermochte, dieſelbe noch länger zu unterſtützen.

Es war der erſte Sieg, den die Senatorenpartei über die des Gracchus errungen und nach einem politiſchen Naturgeſetze drängte ſie weiter nach ferneren Siegen.

Die Auktion, bei Ausbietung von Werthgegenſtänden, das Höherbietungsinſtitut, war in privatrechtlichen Angelegenheiten ſeit alten Zeiten in Rom ein ganz populäres. Der Staat, das iſt die Senatspartei, fand keinen Grund, nicht den Verſuch zu machen, ob dieſer Grundſatz des Privatrechts ſich nicht auch auf das öffentliche anwenden ließe.

Alſo beſchloß der Senat auch im Staatsrecht eine ſolche Ueberbietung des ihn überbietenden Tribunen C. Gracchus und ſeiner Partei.

Und ſiehe da, der Verſuch gelang über alles Denken und Hoffen. Wie hätte er auch nicht gelingen ſollen, da hier der Senat mit Gracchus auf einem Boden ſtand, auf dem Boden des nackten Vermögens- und Geldvortheils. Gracchus hatte nur durch die Lockungen des Vermögensgewinnes die Volksmaſſen an ſich gezogen. Sie, wie noch heute unſere Bauern, alſo ſtets die niederen Klaſſen, kennen gar keine Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, ſie verlangen nur noch mehr derſelben, gerade wie in den monarchiſchen Staaten das Volk nach Freiheiten in ewigem Geſchrei verharrt, wenn es auch dieſelben gar nicht zu verwerthen im Stande iſt.

So geſchah es, daß dem Römiſchen Volke die Wohlthaten des Gracchus plötzlich aus dem Gedächtniß entſchwanden, als ihm von ſeinem Feinde, dem Tribun Livius Druſus, noch größere Vortheile aus ſeinen Geſetzvorſchlägen verſprochen wurden. Die Plebejer waren unerſättlich geworden wie die Wüſtenlöwen, wenn ſie erſt Blut geleckt, oder wie es noch beſſer für einen geſunden Bauernmagen paßt: Der Appetit wächſt beim Eſſen und es wird fort und weiter gegeſſen, ſelbſt auf Gefahr eines verdorbenen Magens. Denn die ſeltene Gelegenheit muß doch benutzt werden. Der kleine Bauer iſt ſtets ſeinen Wünſchen nach ein großer Ariſtokrat und will bei Gelegenheit ein großer Mann werden.

Gracchus' Reden, hervorgegangen aus dem tiefen Haß gegen den Senat und ſeinen Anhang und zugleich durch die anziehende, überwältigende Art, mit welcher er, durch Talent und griechiſche Bildung ausgeſtattet, ſie vortrug, hatten das Volk mit fortgeriſſen zur freudigen Mitwirkſamkeit für ſeine politiſchen Pläne. Der Senat, vor dieſer glänzenden Erſcheinung zurückweichend, obgleich im innerſten Herzen gegen ihn von Feindſchaft und Haß erfüllt, hatte keinen offenen Widerſtand zu leiſten gewagt, ſchon darum, weil nicht ein

ıziger in ſeinem Gremium war, der ſich in dieſen Waffen hätte mit ıjus Gracchus meſſen können.

Es war aber das Verhängniß des C. Gracchus, daß ihm, wie ſeinem ruder, ein Gegner ſich erheben ſollte, der, auf den alten Grundveſten des ömiſchen Staates ſtehend, als Schirmherr der früheren Ordnungen ſich ltend machte. Jetzt war es M. Livius, der, wie einſt jener Octavius, s Vorkämpfer für die Senatspartei aufſtand.

Die Zeiten waren aber jetzt gebildet, man hatte viele politiſche Erfah- ıngen geſammelt. Der Tribun M. Livius trat dem C. Gracchus nicht eich wieder ſo bei dem Latinergeſetz in den Weg mit dem rauhen tri- ıniciſchen Veto des alten Römiſchen Konſtitutionsrechtes, wie einſt Octavius m Tiberius.

Im Gegentheil, Livius ſtellte ſich nicht nur auf gleichen Rechtsboden it ihm — und zwar im beſten Einverſtändniß mit dem Senat — ſondern überbot ihn in ſeinen volksfreundlichen Geſetzen, die ſich auf Kolonien- ſtungen bezogen, in's Unermeßliche.

Hatte ſich C. Gracchus begnü,,t, einige wenige Kolonien zu beantragen ıb durchzuführen, welche dem Römiſchen Staat eine weſentliche Erleichte- ng von armen, nach Brod ſchreienden kleinen Bauern, Bürgern und undesgenoſſen verſprachen, ſo beantragte nun Livius Druſus ein ganzes utzend ſolcher Kolonien und es glückte ihm, vom Senate unterſtützt, ſie im Volke durchzuſetzen. Der blöde Haufe ſah nur den fetten Biſſen, nach m er zu ſchnappen hatte, und erkannte nicht den Köder, unter dem der ıken verborgen lag, welcher ihn harpuniren ſollte. Denn der gemeine ann denkt und wird ewig nur denken an den materiellen Gewinn, der ihm i irgend welchen politiſchen Neuerungen in Ausſicht ſteht. Für ideale vecke zum Beſten des Vaterlandes iſt er unzugänglich, und der hat ihn am herſten, der ihm dieſe materiellen Vortheile verſpricht mit einiger Aus- ht auf Erfolg, beſonders wenn er es verſteht, ſie als patriotiſchen Gewinn r das allgemeine Beſte darzuſtellen. Denn auch die Maſſen ſind zu Zeiten r politiſchen Aufregungen bereit, ſich für das Vaterland zu begeiſtern, nn ihnen wirkliche oder eingebildete Privatvortheile in Hoffnung ge- llt ſind.

So geſchah es, daß die Verſprechungen und Ausſichten, die mit Hülfe s Senates und ſeiner Partei dem Römiſchen Volke von Livius Druſus rgeboten waren, mit Jubel aufgenommen wurden und Gracchus' beſchei- ne Verfaſſungs- und Koloniegeſetze als längſt überwundener Standpunkt e ein ſchwacher Verſuch gegen die neuen, ausgiebigen und freigebigen Re- men verblaßten.

Wie ſchnell hatte in Rom ſich die öffentliche Meinung geändert. Es

war nur zwei Jahre her, in denen C. Gracchus, wie ein Gott und Schöpfer von der Plebs angesehen und wie ein dämonischer Rächer seines Bruders von dem fast verdrängten Senat und seiner Partei gefürchtet und gehaßt, im Römischen Reiche fast unumschränkt geboten hatte.

Und zwar mit welchem Talent, mit welcher Energie! Er hatte sich zum Mittelpunkt des Römischen Staatslebens gemacht. Alle wesentlichen Zweige der Verwaltung hatte er an sich gezogen. An seiner Person, wie an dem Herzen des Staates strömten alle Pulsadern des Volkslebens als der Lebenssaft der Nation und er schuf ihm neue Venen und Adern, welche ihn bis in die äußersten Regionen des Staatskörpers leiteten. Er war Alles in Allem gewesen. Plutarch erzählt uns, wie sich das Volk verwunderte, als es ihn umgeben sah von Sachverständigen, Handwerkern, Kunstverständigen, Bevollmächtigten, Aufsehern, Kriegsleuten, griechischen Gelehrten und Landvermessern, die er sämmtlich für seine neuen Organisationen herangezogen hatte, und die alle, weil sie auf sein einziges Haupt blickten, ihm ganz und völlig ergeben waren. Er war und blieb die Seele von diesen allen, und alle hingen ihm an in tiefer Ergebenheit.

Er war der Premierminister und das Haupt des Staates zugleich geworden. Die unzähligen Nöthe der Verwaltung des Staates, die Machinationen des Senats und seiner Parteien stießen immer auf seine eigene Brust. Er hatte dieses verzehrende Leben siegreich bis dahin geführt und sich in dem tosenden Wogenschwall, der aus den alten Lebensquellen des Römischen Staates sich gegen ihn ergoß, stets über Wasser erhalten. Aber immer stürmischer brausten diese Wogen und der kühne Schwimmer begann zu ermüden, als ihm durch die Motion des Drusus das nahe geglaubte Rettungsland in weite Ferne gerückt war.

Es war unter allen diesen verschiedenartigsten Beschäftigungen, welche auf Gracchus einstürmten, die Wegebaukommission eine der wichtigsten, nicht nur im Lichte der Jetztzeit betrachtet, sondern nach seiner eigenen Auffassung, und er schenkte diesem Zweige der Staatsverwaltung eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Er richtete sich stets nach der früheren Praxis der alten erlauchten Wegebauer, welche ihre Namen den großen Heerstraßen, welche sie durch Italien gezogen hatten, aufgedrückt hatten, und wie er dabei blieb, so blieben auch dabei die späteren großen Straßengründer. Denn obgleich die damaligen großen Römerstraßen vollkommen die Bedeutung unserer heutigen Eisenbahnen trugen, so unterscheiden sie sich doch wesentlich dadurch von diesen, daß nicht eine einzige durch die gemeinsame Kraft von Kapitalgenossenschaften, sondern alle vom Staat gebaut wurden, was eigentlich nur ausnahmsweise heutigen Tages in Preußen geschehen ist. Diese Römischen

ochstraßen hatten aber für Italien genau die Bedeutung, welche in wüsten nd wasserarmen Gegenden in sie hineingeleitete Wasserkanäle haben. Wie ch an diesen die Ufer mit Ansiedlungen besetzen, welche vermittelst des Bassers das nahe liegende Erdreich befruchten und tragbar machen, so zog er mächtige Menschenverkehr auf den neugegründeten Hochstraßen in Italien Schaaren von Menschen in Stationsorte derselben, welche nicht vergebens offten, durch den gesteigerten Verkehr der bei ihrem Wohnort auf der euen Kunststraße vorüberfluthenden Reisenden und Frachtgüter aus dem Verehr der Passagiere und Frachtfuhrleute Gewinn zu ziehen. Jedes Nachtuartier, jedes Pferdefuttern auf den Mittagsstationen mußte für die Wirthe n diesen Anhaltepunkten eine Goldquelle werden. Jede neue Straße diente icht minder für die Sicherung des militärischen Uebergewichts Roms in llen Gegenden, die sie durchlief, als dem friedlichen Verkehr für den Ausuusch der Landesprodukte und der aus der Ferne nach Italien strömenden remdländischen Waaren. Wir erlebten es, daß in der Schweiz, wo die uri sacra fames, die verfluchte Geldfieberkrankheit, endemisch und chronisch worden ist, die Frage, ob eine Staatseisenbahn über die via mala oder n Sanct Gotthardt zu legen sei, vom Bodensee oder der Reuß her, die ilige Eidgenossenschaft zu zerreißen drohte, die so viele Jahrhunderte fest in ren Fugen gestanden.

Können wir uns also verwundern, daß der Bau neuer Straßenzüge, elche C. Gracchus in's Leben rief, ganz Italien in Aufregung brachte, da an sehr gut wußte, daß sie außer den militärischen auch die allerwichtigsten cialen Wohlstandsinteressen auf das Empfindlichste wach riefen? Es ist ine Frage, daß die neuen Straßenbauten Rom mit dem äußersten Süden is an's Meer in Verbindung setzen sollten und auf dem sicher gebahnten Bege die Verbindung mit Afrika, mit den neuen Kolonien auf dem Boden es alten Karthago vermitteln sollten. Wie sehr der Verkehr in Handel nd Wandel durch die großen Römischen Straßen befördert wurde, beweist, aß kaum eine derselben einer Ortschaft entbehrte, welche Forum (Markt) it dem Beisatz des Begründers dieser Straße hieß: Forum Appii, Forum laminii, Forum Julii, Forum Livii u. s. w. Diese Orte waren Centralunkte für den Verkehr, für Handel und Wandel, welche die Gründer der euen Straßenzüge geschaffen hatten wie aus dem Nichts, welche nunmehr re Bedeutung erhielten durch die erleichterten Wegeverbindungen mit den enachbarten Landschaften.

Gerade an diesen neugeschaffenen Marktflecken läßt sich erkennen, welch' ine durchgreifende Umwandlung in den bisherigen Zuständen die neuen Begebauten in Italien hervorriefen. Um so mehr ist es hervorzuheben, aß wir kein Forum Gracchi zu erwähnen haben. Der Ruhm einer solchen

Gründung ging dem C. Gracchus verloren mit ſeiner Vernichtung, die ſeinen Namen austilgte aus den Orten der Römiſchen Welt und ein Wunder muß es genannt werden, daß er ſich in den Schriften der Feldmeſſer erhalten hat, welche die Grachiſchen Grenzſteine, die limites Gracchani, in der älteſten Handſchrift über die Feldmeßkunſt aus dem ſiebenten Jahrhundert n. Chr. erwähnt. Sie iſt ihrem weſentlichen Inhalt nach ganz echt antik. Aber die barbariſche Verwahrloſung der Sprache des alten Roms, welche ſich zeigt, weil ſie als praktiſche Encyklopädie für die Feldmeſſer fortwährend umgeſchrieben und von dem Patois der ſpäteren Jahrhunderte überwuchert wurde, bewirkte, daß die Philologen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts nur ausnahmsweiſe ſich dieſen wüſten Fragmenten zuwandten, bis der große Forſcher der Römiſchen Geſchichte, Niebuhr, ſie wieder zu Ehren brachte, worin ſie ſeit ihm von Neuem beſtehen. Der Stein, den die Philologen vor 300 Jahren, bis auf die wenigen Propheten Turnebus, Rigaltius und dann Goeſius verwarfen, er iſt ſeitdem von Neuem zum Eckſtein, zur Neuconſtruirung der agrariſchen Verhältniſſe des alten Roms geworden und eine Reihe neu aufgefundener altrömiſcher Inſchriften haben geholfen, dieſe Rehabilitirung eines Zweiges der Altrömiſchen Literaturtraditionen zu befeſtigen.

Es war ſehr klar, daß die ganze Motion des Livius Druſus nur darauf hinauslief, die des C. Gracchus zu überbieten und dadurch zur verblaßten Schattenhaftigkeit herabzudrücken. Es wurde dieſes Schauſpiel mit dem deutlichen Bewußtſein aufgeführt, den blöden Haufen zu täuſchen und zu berücken. Wie der ſchwimmende Hund in der äſopiſchen Fabel mit dem guten Stück Fleiſch in den Zähnen, das wirkliche Stück Fleiſch, das er im Munde trägt, in den Fluß ſinken läßt, um nach dem Spiegelbild desſelben im Waſſer, das ſein gieriges Auge ſieht, vergeblich zu ſchnappen, ſo griff der gierige Pöbel nach den verſprochenen reichen Ländereien des Druſus, die für die Kundigen als eine deutliche Vorſchwindelung erkennbar waren. Denn wo hätte wohl Druſus dieſe verſprochenen Ackerflächen hernehmen ſollen aus den Italiſchen Landen, wo jeder fußbreit Grund und Boden ſeine Beſitzer hatte und wo mit genauer Noth C. Gracchus für ſeine mäßigen Reformen ſchon in die bitterſten Konflikte mit den früheren Beſitzern der Gebiete gerathen war, wohin er ſeine Koloniſten führen wollte, ſo daß ſich ſchon daraus erklärt, daß er mit Nothwendigkeit dahin gedrängt wurde, ſich für dieſelben außerhalb Italiens Raum zu verſchaffen, jenſeit des Meers, in den neuen eroberten Gebieten des Römiſchen Volks, in Afrika, in Karthago. Mit dem Bratengeruch der künftigen zwölf Kolonien — in partibus, wie die heilige Kirche ſagt — verlockte Druſus den thörichten Stadtpöbel, die in ſeinen Beſitz wirklich gelangten zwei oder drei Kolonien des Gracchus aufzugeben,

das Sichere und Gewiſſe mit dem Unſicheren, Ungewiſſen, Unmöglichen zu vertauſchen durch die in's Unermeßliche entzündete Leidenſchaft der Habgier. Denn in der That hatte Druſus das Unmögliche verſprochen, was er nie zu erfüllen im Stande war.

Wie uneigennützig erſchien Druſus gegen Gracchus und ſeine Freunde, daß er ſich nicht wie dieſer in die Kommiſſion zur Gründung der neuen Kolonien, als triumvir coloniis deducendis ernennen ließ.

Allein gerade dieſe Beſcheidenheit war eine ſehr ruchloſe, denn er ſah wohl ein, daß ihn ein ſolches Kolonialamt ſogleich zu einer unmöglichen Perſon im Römiſchen Staate gemacht hätte. Er ließ es beantragen, daß anderen Männern als ihm und ſeinen anhängigen Freunden die Ausführung dieſer dornenvollen Aufträge überwieſen wurde. Er ſelbſt wollte ſich nicht mit dieſem undankbaren Geſchäft befaſſen. Möchten doch Andere ſich mit der unmöglichen Ausführung ſeiner unausführbaren Geſetzprojecte abmühen. In der That endeten auch dieſe Druſiſchen Koloniſationsausführungen höchſt kläglich. Denn die Geſchichte weiß nur von einer einzigen, ſehr unanſehnlichen Koloniegründung zu berichten, der Kolonie von Scylacium (Squillace), welche auch weniger eine Land-, als eine Seekolonie war. Auch hier zeigte ſich die Rivalität der Druſiſchen Senatsprojecte, weil die drei Kolonien, welche C. Gracchus in's Leben rief, ebenfalls Meerkolonien waren, zwei in Unteritalien und eine — die Karthagiſche — in Afrika, wobei deutlich zu erkennen iſt, daß auch hier dem Gracchus ein verſtändiger Plan zur Seite ſtand. Die beiden Italiſchen ſollten den Stützpunkt bilden zur überſeeiſchen Verbindung mit der Kolonie Karthago, der colonia Junonia.

Es war C. Gracchus ſo vieles gelungen, er hatte eine ganze Fluth von Geſetzen in den beiden Jahren ſeines Volkstribunats nicht nur vorgeſchlagen, ſondern auch durchgeſetzt, welche der Staatsverfaſſung Roms ein ganz anderes Anſehen gaben. Neben dem über die wohlfeilen Getreideaustheilungen hatte er eines über den Kriegsdienſt der Bürgerſchaft in's Leben gerufen, wodurch das alte Herkommen, daß Niemand vor dem ſiebenzehnten Lebensjahre dazu verwendet werden ſollte, erneuert wurde, ferner aber daß vom Solde kein Abzug mehr für die Kleidung des Soldaten gemacht werden ſollte. So waren alſo die Familienſöhne der Unbemittelten völlig verſorgt, wenn ſie in's Feld rückten. Sicherte Gracchus die Exiſtenz der ärmeren Bürgerfamilien auf das Beſte, ſo war er nicht minder für Alle in Kriminalproceſſen bedacht. Er erneuerte das alte Herkommen, daß über Tod und Leben eines Römiſchen Bürgers in letzter Inſtanz nur die Verſammlung des Römiſchen Volkes ſollte entſcheiden können.

Endlich war es ein Meiſterſtück des C. Gracchus, daß er durch eine kühne Geſetzvorlage verlangte, daß nicht, wie bisher, der Senat allein die

Besetzung der Richterstellen in den peinlichen Processen haben sollte, sondern der Ritterstand.

Es war ein Gesetz von der größten Tragweite. Denn er trennte mit einem Schlage die Interessen des Senats und des Ritterstandes, welche bisher einträchtig mit einander gegangen waren, wenn auch zuvor oft zwar nicht officiell, so doch faktisch die Einflüsse des Ritterstandes die senatorischen Gerichte beherrscht hatten. Indem Gracchus auf diese Weise die Ritter von dem Senat schied und sie zu einer selbstständigen Gewaltstellung erhob, vollführte er eine gründliche Wandelung an Haupt und Gliedern in den Staatsverhältnissen Roms. C. Gracchus war der erbittertste Feind des Senats und er führte einen vernichtenden Schlag gegen ihn durch diese Anordnung aus. Allein wie nun einmal die Verhältnisse der Römischen Ständeverhältnisse lagen, war die Wirkung dieser scheinbar revolutionären Maaßregel nur die, daß er neben der hohen Aristokratie des Senats eine zweite eifersüchtige und Nebenaristokratie, die Römische Ritterschaft, erschuf.

Er wollte nach den Lehren und den Lehrern seiner Jugend, die ihm für das Leben maaßgebend geworden, eine demokratische Herrschaft. Aber unter seinen Händen verwandelten sich seine auf Demokratie zielenden Staatsreformen in aristokratische, freilich nur für die Zukunft, welche er nicht erleben sollte. Doch hätte er auch klar diese Entwickelung vorausgeschaut, er hätte sicher nicht anders gehandelt als er that. Denn Rache am Senat war das Fundament seines politischen Lebensplans. Er war überzeugt, daß weder er noch das Vaterland desselben entbehren könnten. Vielmehr glaubte er gerade hier auf dem Höhepunkt seines Lebens zu stehen. Er fühlte sich niemals so völlig in seiner Kraft, als damals, wo er, gestützt auf ein Paar eklatante Fälle, in welchen noch vor Kurzem die senatorischen Richter Standesgenossen, welche die empörendsten Gewaltsamkeiten im Amte verübt hatten, zum allgemeinen Aergerniß los- und freigesprochen hatten. Die Wucht derselben wirkte noch so frisch in Aller Herzen, daß der Senat es nicht wagte, auch nur einen Versuch zur Abwehr zu machen. Hier war es, wo Gracchus im Uebermuthe des Siegesbewußtseins jene berühmte Beleidigung gegen den Senat vollführte, die so oft gepriesen ist. Bisher hatten die Tribunen, welche in öffentlichen Angelegenheiten auf dem Markte redeten, das Gesicht nach dem kleineren, nördlich gelegenen Comitium, auf welchem Senat und Vornehme versammelt waren, gewendet, während das Volk auf dem südlich gelegenen geräumigen Forum dicht gedrängt nur den Rücken seines Tribunen erblickte. Gracchus wandte sich jetzt plötzlich vom Comitium ab und, statt wie früher zu den senatorischen Vätern der Stadt und des Staates, richtete er seine Worte an das auf dem Forum geschaarte Volk. Es war nicht möglich, deutlicher und kürzer die Stellung zu bezeichnen,

welche er dem Senat und Volke nach seiner Verfassungslehre zuwies. Das Merkwürdige aber war, daß diese neue Orientirung des Gracchus in der Volksversammlung von nun an für die nachfolgenden Volkstribunen die klassische und vorschriftsmäßige blieb.

Aber wie schnell sank C. Gracchus von dieser Höhe seines Lebens herab durch die Konkurrenz, welche ihm beim Volke Livius Drusus machte. Er ging zwar immer noch getrost seinen ruhigen Weg, den er sich vorgezeichnet hatte, aber seine Gegner unterhöhlten ihn unter seinen Füßen. Er hatte den kühnen Plan entworfen, da er noch immer Kolonialherr war, das darbende Volk in die neu eroberten Länder, nach Karthago, zu führen, wo noch Land zu haben war, da es doch in Italien fast nicht mehr habhaft war ohne Verletzung unzähliger Privatinteressen. Es war eine der großen politischen Ideen des Gracchus, welche er schon unter schwieriger gewordenen Verhältnissen, unbeirrt durch seine Gegner, mit seiner angeborenen Rastlosigkeit verfolgte.

Es war nicht zu vermeiden, daß er persönlich an Ort und Stelle die neuen Einrichtungen treffen mußte. So ging er über's Meer nach Karthago, da er doch in Rom so nöthig war, seine Feinde durch seine Gegenwart niederzuhalten.

Gracchus also eilte über's Meer, eilte, die Einrichtung der neuen Kolonie in Karthago zu organisiren und entledigte sich dieses Geschäfts in kürzester Frist; aber alle seine Geschäftsgeschwindigkeit war doch nicht schnell genug gewesen. Denn als er wieder in Rom anlangte, hatten seine Feinde schon gründlich auf seinen Ruin vorgearbeitet.

Dazu kam, daß er nicht mehr Tribun war. Denn er hatte vergebens sich um das dritte Tribunat beworben, weil einer seiner unzähligen Feinde Wahlkomissar gewesen und die Wahl in seinem Sinne zu leiten verstanden hatte.

Als er in der Heimath anlangte, matt von der Land- und Seereise, die damals kein Touristenvergnügen war, fand er die Stimmung der Römischen Stände völlig verändert. Die Senatspartei befand sich ihm gegenüber nicht nur in dem alten Hasse, sondern noch vielmehr im Bewußtsein des Uebergewichts gegen ihn, und das Volk, die Plebs, von ihrem Anführer, Drusus, für sie gewonnen durch die lockenden Gesetzanträge zu ihrem Vortheil.

Da zeigte sich nun, wie schwach die Verbindung war, welche die Plebejer an C. Gracchus fesselte, und daß nur der von ihm gebotene augenblickliche materielle Vortheil sie an ihn, wie einst an seinen Bruder, geschlossen hatte. Als der Senat ihnen mehr Geld und Geldeswerth, oder die Aussicht darauf bot, liefen sie in Schaaren zu ihm aus dem Lager des

Gracchus über. Gracchus empfand seine beginnende Isolirung zwischen Volk und Senat und begann rathlos zu werden, auf welche Art er seine frühere Stellung wieder zurückerobern sollte, die Stellung eines fast unumschränkt über Rom gebietenden Herren.

Denn nicht allein war er zum Volkstribun nicht wieder gewählt, es war auch zum Consul statt eines seiner Freunde einer seiner erklärten Widersacher erwählt, L. Opimius, der ebenso wie einst Scipio Nasica mit den Gegnern der Senatspartei ein gründliches Ende zu machen entschlossen war.

Er nahm als nächsten Grund zur Verfolgung des Gracchus die Karthagische Ansiedlung und bediente sich dabei der alten Römischen Religionsvorstellungen.

Die Stätte von Karthago war durch Scipio Aemilianus unter heiligen Religionszeremonien verflucht, es ward Salz auf ihre Flur gestreut zum Zeichen, daß sie ewig unfruchtbar bleiben sollte wie alle salzgetränkten Landschaften, auf denen nur einige sogenannte Salzpflanzen wachsen, deren die Römer bereits mehrere, unter anderen in Spanien kennen gelernt hatten. Gracchus hatte sich nicht gescheut, auf diesem also vom Römischen Priesterthum feierlich verfluchten Boden durch eine Römische Kolonie dennoch säen und Früchte erzielen zu wollen.

Das galt dem Senat als eine Art Gotteslästerung und mit Hülfe des Apparats des altrömischen Religionssystems wurden einige schreckliche Greulwunder in Scene gesetzt, welche danach angethan waren, die neue Kolonie Karthago unmöglich zu machen

Afrikanische Wölfe (werden Hyänen gewesen sein) sollten die heiligen Grenzsteine der Kolonie umgewühlt haben, -- schreckliche, fluchbringende Vorbedeutungen für dieselbe, welche ein deutliches Verbot der Götter verkündeten, ein so gottloses Unternehmen zu wagen.

Auf Grund dieser grauenvollen Nachrichten forderte bis auf Weiteres der Senat, daß die Ausführung der neuen Pflanzstadt in Afrika eingestellt und aufgeschoben würde, als zuwider dem Willen der Götter.

Ehe dieses Gesetz beschlossen wurde, mußte Gracchus das Aeußerste versuchen, es zu verhindern. Er hatte seinen schon schwach gewordenen Anhang des Volkes an dem verhängnißvollen Tage auf das Kapitol entboten. Es sollte wohl bloß eine Demonstration sein und zwar eine nur friedliche, da er vor aller Gewaltsamkeit zurückschreckte. Aber der klein gewordene Haufe seiner Anhänger hatte es, seines eigenen Schutzes eingedenk, sich nicht nehmen lassen, jeder seinen Dolch mitzunehmen, den der Italiener, wenn es verzweifelte Unternehmen gilt, nicht entbehren kann.

Bereits war die Gährung in der Stadt auf den höchsten Grad gestiegen.

uch die Senatspartei wie die Volkspartei waren dem Kapitol zugerannt. er Konsul Opimius brachte gerade ein Opfer dem Juppiter Optumus axumus und in der Vorhalle des Tempels standen C. Gracchus und er ber. Da geschah es, daß ein Gerichtsdiener, Antullius, den Auftrag tte, die Eingeweide des Opferthieres irgend wohin niederzulegen. Er ußte dabei das dichteste Gedränge durchschreiten. Wie es dieser Klasse n Menschen eigen ist, fühlte er sich in seiner augenblicklichen Würde ganz igemein wichtig, da er dabei nicht nur Anderen, die hoch über seinen Stand haben waren, augenblicklich befehlen zu können sich berechtigt fühlte, son- rn auch weil er sich bewußt war, daß er in dieser Lage die weltliche und istliche Würde in sich vereinigte, als Schutzmann und Küster zugleich, ie Kombination, die ihn so sehr überselig machte, daß er barsch sich Bahn chte mit den Worten: „Oeffnet den Weg für die guten Bürger, ihr lechten!"

Mancher Leser wird sich der klassischen Anrede des Coriolan bei Sha- speare erinnern, die er an den dichten Haufen der Plebejer richtet, um sich ien Weg durch das Getümmel zu bahnen: „Platz, süßer Pöbel, Platz!" as dem mit poetischer Wahrheit geschilderten vornehmen Patricier der ichtung gelang, das konnte dem niedrig geborenen Manne nur zum Ver- :ben gereichen. Denn es geschah zu seinem Unglück, daß er dabei auch f den C. Gracchus selbst stieß, der ruhig stehen blieb und ihn nur mit nen tief liegenden leuchtenden Augen und grimmigem Gesicht anblickte als ıtwort auf seine thörichten, von Anderen abgelernten Worte.

Da sprang plötzlich einer der überspanntesten Anhänger des Gracchus, : darin eine Art Gotteslästerung zu vernehmen glaubte, hervor und stieß n frechen Diener auf gut alt-italisch und neu-italienisch sein Messer mit)erem Stoß in's Herz.

Der Mann war augenblicklich todt und eine Sachverständigenversamm- ıg aus dem heutigen Neapel oder Sicilien würde das Verdict ausgesprochen ben: ben toccato, d. i. wohl gestoßen, wie noch heute solche in Dolch- npfen in diesen Gegenden tödtlich Getroffenen mit einer gewissen Aner- ınung der Geschicklichkeit des Gegners kurz vor ihrem letzten Athemzuge h aussprechen, als wenn sie einem alten Gladiatorenspiel zusähen, wo nicht nen, sondern irgend einem andern, ihnen ganz fremden armen Teufel der ieger die Kehle abgeschnitten hätte.

C. Gracchus, obgleich schon jetzt die Sachen sehr nahe und zur Ent- ıeidung an ihn drängten, konnte sich doch nicht entschließen, aus seinem ssiven Widerstand, worin er alle gewaltsamen Beschlüsse von sich abwehrte, rvorzutreten und zum unvermeidlichen Kampfe zu schreiten.

Er, der Revolutionär, als welchen er sich selber nicht wußte, so wenig,

wie in der Tragödie König Oedipus sich als Vatermörder am Laïos, blieb wie dieser fest in seinen einmal als richtig anerkannten Staatsgrundsätzen, worin ihn die Zureden seines Freundes Flaccus noch mehr bestärkten. Er hielt sich für den Vorkämpfer der guten Sache des Vaterlandes und nichts konnte ihn in seinem Glauben irre machen.

Aber das half ihm jetzt wenig und nichts. Sein bitterer Feind Opimius, der auch die Gewalt als Konsul hatte, war fest entschlossen, ein Ende zu machen, da ihm die improvisirte Mordthat an seinem Gerichtsdiener eine so bequeme Handhabe zur Ergreifung gewaltsamer Mittel dargeboten hatte. Eine günstigere Gelegenheit glaubte er nicht wieder finden zu können. Der Leichnam des Gemordeten wurde auf einer Sänfte überall umhergetragen unter Verwünschungen des Mörders und endlich vor dem Hause, wo der Senat tagte, niedergelassen unter dem specifischen Geschrei des Pöbels, welches noch heute die niederen Klassen Italiens in so außerordentlicher Virtuosität leisten.

Der ermordete Antullius, dieser altrömische Schutzmann und Konstabler, nimmt nach seinem Tod und durch seinen von ihm muthwillig heraufbeschworenen Tod eine ganz besondere Märtyrerwürde in Anspruch. Denn er bildet den Präcedenzfall für alle die zahlreichen Revolutionen, welche in späteren Zeiten im civilisirten Europa ausbrachen. Es ist der Beweis, wie klassisch gebildet unsere Nationen seit der großen französischen Revolution waren bis zum Jahre 1848 nach Christi Geburt, daß von Antullius Leiche, von denen die alten Römer und Griechen nach Plutarch's Berichten geschrieben haben, diese Revolutionen faktisch herstammen. Denn die Römischen Hauptberichte dieser Zeiten, des Livius vor allen, waren zu Grunde gegangen und fast nur Griechen haben uns die Kunde erhalten von der Geschichte des wichtigsten Aenderungspunktes der Römischen Geschichte, von welchen Römer selbst fast nichts berichten, freilich ohne ihre Schuld, weil ihre Berichte in dem zweitausendjährigen oder tausendjährigen Zeitraum, wo sie vielleicht noch vorhanden waren, zu Grunde gegangen sind unter der Hand, vielleicht eines Pergamentgoldschlägers oder Buchbinders, diesen biederen Innungen, welche mehr Schuld haben an unserer Unwissenheit der alten Geschichte als die gelehrtesten Männer, welche in dem Studium dieser Zeiten ergraut waren. Dagegen ist in den neueren Zeiten eine solche Anzahl von altrömischen Urkunden, theils in den Originalinschriften, theils in den Abschriften von denselben bei genauerer Nachforschung danach in den Handschriften der Bibliotheken Roms selbst und den großen Europäischen Bibliotheken aufbewahrt, daß dieselben als eine wichtige Quellenvermehrung nicht nur für die Römische Sprachkunde, sondern auch für die Römische Geschichte angesehen werden können.

So hat sich ein Gesetz erhalten, das man jetzt nicht mehr wie früher dem Thorius zueignet, das aber doch nicht allzu spät nach den Gracchenzeiten gegeben sein kann und wir können uns nach der Steinschrift einen Begriff machen über die Art der damaligen Geschäftsführung, und, was für uns noch wichtiger ist, für die wörtliche Formulirung der Gesetze, welche dadurch charakteristisch ist, daß sie fast in ebenso weitläuftiger, konfuser Darstellung abgefaßt ist, wie der Stil des Regensburgischen Reichstages und der Reichsdeputationen, oder gar der Stil der Englischen Statuten (Reichsgesetze, von Parlament und Krone vereinbart), die oft so unverständlich sind, daß erst, wenn ein Rechtsfall von den großen Gerichtshöfen des Landes vermittelst eines solchen Statuts entschieden ist, durch diese Musterentscheidung der geehrten Richter des Landes bestimmt ist für alle Zukunft, was eigentlich der Sinn dieses Gesetzes ist.

Gracchus sah wohl ein, daß das so wohl überdachte künstliche Gebäude einer neuen Kartenverfassung, für welche er die beiden Jahre so unermüdlich gearbeitet hatte, wie ein Kartenhaus unter ihm zusammenbrach und er von seiner schwindelnden Höhe als Herr und Gebieter der Römischen Republik, der er in der That unterdessen gewesen, herabstürzen mußte. Es ist ein wundersames Phänomen, daß er, der mit vollem Bewußtsein die alten Ordnungen seines Vaterlandes umzustürzen Jahre lang gearbeitet hatte, sich jetzt auf den gesetzlichen Boden stellte, und da es galt, sein eigenes neues Staatssystem unter allen Umständen durchzukämpfen, sich in das Gebiet des passiven Widerstandes, in die Burg des Gesetzes, das heißt so viel als in die Defensive zurückzog, während er bis dahin der kühne Angreifer gewesen war.

Es zeigte sich nur gar zu bald, wie schwach diese Burg war.

Der Pöbel, der ihm einst so fröhlich und bereitwillig entgegengejauchzt hatte, er war theils verlaufen, theils war er übergelaufen zur Senatspartei, die ihm jetzt viel mehr versprochen hatte, als Gracchus ihm geleistet

Nicht minder hatte ihn die Partei der Ritter verlassen, die als kluge Kaufleute längst die Witterung hatten, daß es mit Gracchus, ihrem Wohlthäter, der ihnen eigentlich erst eine Stellung im Staate gegeben, auf die Baisse, das heißt also auf der schiefen Ebene abwärts ging. Die Bauern auf dem ager romanus, die Römischen Bürger auf dem platten Lande, so wenig wie die Latiner und noch weniger die Italischen Bundesgenossen konnten ihm helfen, sie hätten es auch wohl nicht ernstlich gewollt, da er trotz seinem guten Willen doch gar nichts für sie auszurichten vermocht hatte.

Mit teuflischer Freude hatten die Anhänger der Senatspartei, diese Auskundschafter, ihre Rekognoscirungen über die Machtstellung des Gracchus in's Reine gebracht und fühlten sich nun sicher genug, den früheren Macht-

haber Roms, den sie den Tyrannen nannten, ohne wesentliche Gefahr für sich, da sie ihn gänzlich isolirt und machtlos wußten, niederzuschmettern. Am vorigen Tage, kurz nach Antullius Ermordung, wo der Aufstand gegen Gracchus gleich zum Ausbruch kommen sollte, war ein Sturzregen ihm zu Hülfe gekommen und hatte augenblicklich den dichten Menschenhaufen so gründlich durchnäßt und abgekühlt, daß Opimius, als er die leeren Straßen und Plätze sah, erkannte, daß für heute nichts zu thun sei. Aber er hatte nicht versäumt, am nächsten Tage die Komödien-Racheſcene mit dem todten Antullius in's Werk zu setzen. Da gelang es ihm besser, weil es nicht regnete, und der Senat beschloß, ihm die Vollmacht zu geben, für die Rettung des Staates zu handeln und die Hochverräther zu vernichten. Opimius rief zu den Waffen. Die Senatoren und ihre Anhänger, wie die Ritter erschienen um ihn bewaffnet, jeder von einem ebenfalls bewaffneten Sclaven begleitet.

Auch Fulvius hatte sich, so gut es gehen wollte, gerüstet und so viele vom Pöbel um sich geschaart, als er vermochte, und die Sclaven zur Freiheit gerufen. Aber von diesen war Niemand gekommen, ein Beweis, wie fest immer noch das Ansehen der alten Regierung bei den Massen stand. Fulvius hatte die Nacht in der Mitte seiner Gefährten wie im Bivouak mit Zechen und hochtönenden Reden zugebracht, so daß ihn die Seinigen mit Mühe am Morgen aus dem tiefen Schlafe, der dem Weinrausch gefolgt war, erwecken konnten.

Gracchus hatte sich tief bekümmert in sein Haus zurückgezogen und als am anderen Morgen alles um ihn schwer bewaffnet erschien, trug er nur die Toga wie gewöhnlich, nichts zur Wehr als einen Dolch darunter, der ihm nur nützen, Niemanden schaden sollte. Als er aus seinem Hause treten wollte, kam ihm Licinia, sein Weib, entgegen. Sie kannte die Bedeutung und Schwere des Augenblicks, sie wußte, daß sie Abschied nahm von ihrem Gemahl. Nicht auf die Rednerbühne, sagte sie, entlasse ich Dich heute als Tribunen und Gesetzgeber des Volkes, wie früher, auch nicht zum Streit gegen einen ebenbürtigen edeln Feind, gegen den Du, auch unterliegend, eine ehrenvolle Trauer mir gewinnen könntest. Nein, Du wirfst Dich den Mördern des Tiberius, Deines Bruders, unbewaffnet in die Krallen, um, statt zu handeln, nur zu leiden und nutzlos für die Deinigen und den Staat unterzugehen. So klagte Licinia, aber Gracchus und die Männer um ihn gingen schweigend weiter. Sie wollte den Saum seiner Toga erfassen, um ihn zurückzuhalten, allein die Kräfte verließen sie und sie sank ohnmächtig auf den Flur ihres Hauses nieder.

Als Gracchus' und Fulvius' Anhänger sich auf dem Markte vereinigt hatten und in Berathung traten, erschienen die Boten des Senats, der mit

seinen bewaffneten Anhängern schon bei Sonnenaufgang das Kapitol besetzt hatte; auch der alte Metellus mit der Schaar seiner stattlichen Söhne, der sonst der Gracchischen Bewegung nicht abgeneigt war und dies am deutlichsten durch die Huldigungen ausgesprochen, welche er mit diesen seinen Söhnen, die sein ganzer Stolz waren, beim Tode des Scipio Aemilianus bewiesen hatte, war in voller Rüstung, mit Helm und Schild und Schwert gekommen. Opimius ließ Gracchus und Fulvius auffordern, vor dem Senat zu erscheinen und sich mit ihm wegen des Konfliktes zu benehmen. Auch jetzt noch mahnte Gracchus zur Gesetzlichkeit. Er war zwar mit Fulvius einverstanden, nicht auf das Kapitol zu gehen, was so viel hieß als sich gebunden seinen Mördern auszuliefern. Aber er redete dem Fulvius zu, seinen jungen Sohn als vermittelnden Gesandten nach dem Kapitol zu schicken. So wurde beschlossen, und der folgsame, treue Sohn, Quintus, von dem erzählt wird, er wäre ein wunderschöner, wohlerzogener Jüngling gewesen, ging seinen schweren Weg zum Kapitol hinauf. Der Arme sollte wegen Verträgen und Eintracht zwischen den Ständen, Senat und Volk verhandeln. Aber die Hälfte des Volkes war ja schon zur Senatspartei übergelaufen, die Senatspartei stand in Waffen und die Partei des Gracchus und Fulvius hatte so gut wie nichts gethan, sich zu rüsten. Gracchus hielt sich immer auf seinem hohlen und untergrabenen Gesetzesboden, und Fulvius, der seine gänzliche Rathlosigkeit in der verhängnißvollen Nacht vor der Entscheidung im Wein zu vergessen gesucht hatte, war nicht einmal im Stande gewesen, sich in den Sklaven, die er zur Freiheit rief, Hülfstruppen für seine kleine Schaar zu werben, mit welcher der Straßenkampf, der unvermeidlich war, ausgefochten werden mußte. Die Senatspartei hatte, stark gerüstet, das Kapitol, die Citadelle Rom's inne. Es mußte etwas von Seiten der Gegenpartei geschehen, wenn sie sich nicht wehrlos ergeben wollte. Es hat etwas Rührendes, daß im letzten Augenblick der Verzweiflung der große Patron der Römischen Plebs, der größte Volkstribun, den jemals Rom hervorgebracht, sich der alten Burg der Plebs, von wo alle ihre sauer erworbenen Privilegien ausgegangen waren, des Aventinus erinnerte, wo das plebejische Heiligthum der Diana stand. Es war ein für diesen politischen, den Bürgerkrieg meisterhafter Gedanke, seine Anhänger, welche auch die alten Ideen und Ansprüche der Römischen Plebs repräsentirten, dahin zu führen, wo jeder Fußbreit Landes ihnen die alten Siege, den alten Ruhm ihrer Partei vergegenwärtigen mußte. Und doch war es vergeblich, wie alle Kunst der Heeresführung des großen Hannibal bei Zama vergeblich war.

Quintus Fulvius kehrte vom Kapitol mit der niederschlagenden Antwort zurück, es müßte dabei bleiben, daß die Konsuln Gracchus' und Fulvius' persönliches Erscheinen vor dem Senat erwarteten.

Natürlich war man nicht gewillt, darauf einzugehen, aber da alles daran gelegen schien, Zeit zu gewinnen, so wurde Quintus Flaccus mit einer zweiten Gesandtschaft an den Senat betraut.

Allein jetzt war Opimius mit seinen Anhängern zum Kampfe entschlossen. Quintus wurde nicht mehr gehört, sondern wie ein der feindlichen Armee Angehöriger als Kriegsgefangener behandelt und zurückbehalten. Man hatte ihm sein Todesurtheil angekündigt, aber ihm gestattet, seine Todesart selbst zu wählen. Er machte von dieser angebotenen Großmuth keinen Gebrauch und ließ also seinen Mördern statt dessen freie Auswahl, wie sie ihn morden möchten. Da war aber ein ganz getreuer Freund des C. Gracchus, der mit ihm im Leben und Sterben eins sein wollte und doch unter die Gefangenen gerathen war, ein etruskischer Weiser und Vogelflugkundiger, der auch in der Grenzscheidekunst wohl Verständiger war und dem Cajus Gracchus als Feldmesser, als erfahrener Meister, zur Seite gestanden hatte bei seinen Ackerregulirungen — eine stets vornehme und einflußreiche Kunst in rein Acker bauenden Staaten, wie es Rom und auch Nordamerika vor den Zeiten Washington's waren, der selber, ehe er Krieger, General und Präsident wurde, Feldmesser gewesen war.

Der Etrusker machte dem jungen, lebensfrischen und lebenshoffenden Flaccus, dem doch alle Hoffnung des Lebens verloren war, Muth zum Tode. Er zeigte ihm den Weg, indem er rief: „weßhalb nicht also sterben!" und stieß mit verzweiflungsvoller Gewalt sein Haupt gegen die steinernen Gefängnißmauern, daß der Schädel zerbarst und er zu Tode verwundet niederstürzte.

So schlecht zeigte sich die Rüstung der Anhänger des Gracchus, daß es fast nicht zum Kampfe kam, da sich bei Annäherung des senatorischen Schlachthaufens die Besatzung des Aventin durch einfaches Fortlaufen — Desertion genannt — unfähig zu ernstlichem Widerstand bewies. Die auf's Haupt geschlagenen Führer Fulvius und Gracchus, weil sie nicht einmal die Gelegenheit hatten, an der Spitze ihres Schlachthaufens muthig zu kämpfen, hatten nichts übrig als zu fliehen oder sich zu verbergen. Das Letztere that Fulvius mit seinem ältesten Sohne. Er hatte in einem Privathause eine Zuflucht gesucht und gefunden. Allein bald zeigte sich, daß der Wirth desselben aus Furcht vor der Rache, wenn er als der Verhehler des vornehmsten Staatsfrevlers erfunden würde, wenn er auch selbst nicht wagte, ihn zu verrathen, dennoch einen Verräther suchte und fand, welcher den Fulvius mit seinem Sohne ihren Verfolgern überlieferte, freilich erst, als diese, das Haus zwar nicht, aber die Straße, wo Fulvius verborgen war, ausfindig gemacht hatten und alle Gebäude zu verbrennen drohten mit sammt den Einwohnern. Fulvius und sein Sohn wurden, als die Mörder ihrer habhaft wurden, sogleich

bergeſtoßen, aber nicht ohne eine verzweifelte Gegenwehr, die Manchem r Gegner das Leben koſtete.

Gracchus, von den Seinigen fortgedrängt, ergriff die Flucht und zwar n Plane und der Richtung nach dem Campus Martius zu, wobei die ber zu überſchreiten war. Vergebens hatte er ſchon in dem Tempel der iana ſich mit dem Dolche, der einzigen Waffe, die er trug, umbringen llen, die Freunde, vor Allen Pomponius und Licinius, vielleicht auch blius Laetorius waren ihm in die Hände gefallen. Er hatte ſich den eunden gefügt, die ihn auf kürzeſtem, ſteilſtem Wege den Berg hinabführten. a geſchah es, daß er einen Fehltritt that und fiel, und in dem Falle den ien Fuß umknickte, — der bekannte Fall einer Bänderzerreißung oder sdehnung, — der arme Gracchus war plötzlich lahm geworden und ſollte h unter den Schmerzen einer ſolchen Bänderlähmung noch den weiten eg leiſten, im ſchnellſten Schritt, da ſchon die Feinde ihm auf den Ferſen gten. Da war es, wo er wie einſt der böſe König Richard von England h der verlorenen Schlacht von Bothworth ſchrie: ein Pferd, mein Leben! n König-, ein Kaiſerreich für ein Pferd! Aber der Verzweiflungsſchrei lf leider gleich wenig. Gracchus war ebenſo wie jener Richard ein auf- ebener Mann und Niemand kümmerte ſich noch um ihn, als ein Paar eunde, welche die Welt ebenſo aufgegeben hatte, wie ihn ſelber, weil ſie mit n in daſſelbe dem Untergange geweihte Schiff geſtiegen waren.

Unter vielen Schmerzen, mit ſeinen wenigen Getreuen, erreichte endlich ius Gracchus den Fluß, da wo die uralte, die älteſte Brücke, der pons blicius, die hölzerne Brücke, welche die pontifices, die Römiſchen Ober- eſter, gebaut hatten mit heiligen Segensſprüchen, um den Geiſt des Fluß- tes Tiberinus zu verſöhnen, da der Fluß faſt alle Frühjahre mit den ge- molzenen Schneemaſſen aus den Gebirgen Italiens die Uferſäume der abt Rom zu überſchwemmen pflegte. Die Verfolger waren ihm auch hier f den Ferſen.

Der pons sublicius muß eine ſchmale Laufbrücke geweſen ſein. Denn ers hätte es keinen Sinn gehabt, daß in den Urzeiten Rom's der ein- e Horatius Cocles in Mitten derſelben ſie allein gegen den Anlauf der usker zu vertheidigen im Stande geweſen wäre, und ſie muß noch in den gen des C. Gracchus dieſe Beſchaffenheit gehabt haben.

Denn es gelang der aufopfernden Thätigkeit des Pomponius und des inius, oder, wie Andere ſagen, des Publius Laetorius, mit ihren Leibern i Rückzug des C. Gracchus zu decken. Sie ließen ſich nach langer Gegen- ir niederhauen, damit ihr heißgeliebter Freund ſeinen blutgierigen Feinden kommen möge.

Es war ein Wunsch, ein kriegerisches Gelübde, welches trotz des edlen vergossenen Blutes nicht in Erfüllung ging.

Denn über die Leiber der beiden edlen Freunde des Gracchus stürzte sich die blutschnaubende Rotte über die frei gewordene Brücke zur Verfolgung des Gracchus. Aber da war Niemand, der, wie damals in der Römischen Sagenzeit, im Rücken des Brückenvertheidigers Cocles die Brücke abbrach und den pons sublicius zum ponte rotto umwandelte, zu jener Brücke, die noch heute nur halb, das ist nur bis in die Mitte des Stromes reicht und deren andere Hälfte in alten Zeiten von dem Hochwasser des Flusses hinweggerissen wurde.

So viel edles Blut hatte es gekostet, damit Gracchus ein Paar Schritte weiter gelangen konnte mit seinem verwundeten, schmerzenden Fuße, bis zu dem lucus Furinae. Von den vielen Tausenden, die ihn so oft von seiner Wohnung zum Markte und von da in seine Wohnung begleitet hatten als Ehrengefolge, war nichts übrig geblieben als ein armer und treuer Sklave. Nicht einmal dessen Name ist gewiß, denn bald heißt er Euporos, bald Philokrates. Aber sicher war es ein Grieche, der seinem Herrn und Wohlthäter den letzten Dienst leistete. Denn als die Mörder den letzten Zufluchtsort des großen Römischen Staatsmannes erreichten, fanden sie zwei Leichen, die des Gracchus und seines treuen Griechensklaven. Dieser hatte, als jede Aussicht auf Rettung verschwunden war, durch einen Dolchstich seinen heißgeliebten Gebieter von Schmach gerettet und dann mit demselben Dolch sich selbst getödtet.

Der Konsul Opimius hatte von Staats- und Senatswegen einen Geldpreis auf den Kopf des C. Gracchus ausgesetzt. Septumulejus, ein angesehener Mann, hatte das Glück, diesen werthvollen Kopf, welchen er auf die Spitze seiner Lanze gesteckt hatte, dem Konsul Opimius zu überreichen, und es wurde erzählt, daß er ihn noch werthvoller gemacht hätte, weil er durch ein anatomisches Kunststück das Gehirn herausgenommen und es durch hineingegossenes Blei noch gewichtiger gemacht hatte. Der Grund dieser mühseligen Arbeit war aber der, weil Opimius versprochen hatte, er wolle das Haupt des C. Gracchus dem Ueberbringer in Gold aufwiegen. Dafür lohnte es sich freilich einiger Mühe. Septumulejus empfing auch richtig das versprochene Goldgewicht ohne nähere Untersuchung des ungewöhnlichen Gehirngewichts, vielleicht in Anerkennung des ungewöhnlichen Gewichts, welches der Kopf dieses einzigen Mannes so lange im Staate gehabt hatte.

Dagegen ging es dem Ueberbringer des Hauptes des Fulvius, der dafür ein treffliches Trinkgeld erwartete, sehr schlecht. Er bekam nichts als

eine Belobigung wegen seiner trefflichen Haltung, und zwar, wie es hieß, nur deshalb, weil er ein geringer Mann war.

Damit war der Bürgerkrieg zu Ende, die kopflosen Rümpfe der besiegten Gegner wurden in den Fluß geworfen und der schuldlose schöne Jüngling, der nie die Waffen im Kriege gegen den Staat getragen, Quintus Fulvius Flaccus, wurde als Staatsverräther umgebracht zum tiefen Schmerz nicht nur der Anhänger des Gracchus, sondern auch aller unbefangen urtheilenden Bürger.

Aber was wurde denn aus den Hinterbliebenen der beiden edlen und gewaltigen Brüder, Tiberius und Cajus, die nun auch in ähnlichem Tode alle beide in der Vaterstadt ermordet und des Begräbnisses beraubt waren?

Nur Cornelia, ihre Mutter, war überlebend geblieben, die das volle Maaß des Schmerzes über den Verlust ihrer beiden Söhne, über den Ruin ihrer Pläne für das Wohl ihres Landes zu ertragen hatte. Nach beiden Seiten begriff sie, daß sie vergebens gelebt und geduldet, und das Schrecklichste, daß sie noch nach dem Tode ihrer Kinder und dem Sturze ihres Hauses weiter leben sollte. Sie ertrug es zu leben. Noch lange Jahre nach dem zweiten Schreckenstage, der ihr den Sohn raubte, den sie nicht einmal betrauern durfte bei dem nunmehr Rom's sich bemächtigenden reaktionären Terrorismus, blieb die hohe, unglückliche Frau und Mutter in heldenmüthiger Haltung aufrecht. Aber in Rom war ihres Bleibens nicht mehr. Wie hätte sie es ertragen sollen, täglich den Boden zu sehen, auf den ihrer beiden gewaltigen Söhne Herzblut niedergeflossen war. Sie zog sich auf ihren Familienbesitz bei Misenum zurück, wie ihr großer Ahn vor seinem Tode nach Liternum an derselben Meeresküste. Da hielt sie Haus, man sollte sagen Hof. Denn die hohe Ehrfurcht, dessen die Scipionentochter weit über die Grenzen des damaligen Römischen Reichs hinaus genoß, ließ ihr Haus nicht leer werden von den edelsten Römern und den reichsten und mächtigsten asiatischen Fürsten, welche ihr da ihre Huldigungen darboten, eine Entschädigung für ihr Mutterherz, weil sie darin die Huldigungen erblickte, welche die Erfolge waren von den großen Staatsbewegungen, die ihre Schmerzenssöhne über die Römerwelt, Italien, Griechenland, Asien und Afrika ausgebreitet hatten. Also verlebte die hohe Mutter der beiden Brüder, die wie die beiden Zwillinge Romulus und Remus gleichsam die zweiten Gründer Roms geworden durch den langhin nachwirkenden Einfluß ihrer Thaten, außerhalb ihrer Vaterstadt in edler Haltung, in ehrenvollem Alter ihre letzten Tage, wie es einer solchen Mutter ziemte, im Andenken an ihre beiden unglücklichen, ruhmvollen Söhne.

Die Lebensflamme der Mutter der beiden edlen Gracchen erlosch also langsam in hochgeehrtem Alter, in der Erinnerung an sie, wenn auch jeder

Augenblick ihres neuen Lebens, der Periode, wo sie noch lebte ohne ihre Kinder, ihr das schmerzliche Bewußtsein täglich neu erwecken mußte, daß deren große Pläne mit ihrem Tode dem besten Theile nach zu Grunde gegangen waren.

Denn der Senat hatte ganz und völlig gesiegt.

Die Zahl der im Straßenkampfe Gefallenen war groß, aber noch größer war die Zahl Derer, die lebendig in die Gewalt der Feinde kamen, welche Opimius im Kerker erdrosseln ließ. Man rechnete 3000 Bürger, welche in und nach der Bürgerschlacht gegen C. Gracchus als Anhänger desselben das Leben auf gewaltsame Weise verloren.

So hatte also Opimius in Rom reinen Tisch gemacht. Die Gracchischen Bewegungen schienen mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Stadt wurde feierlich von dem Frevel des vergossenen Bürgerbluts durch religiöse Feier gereinigt und wie zum Hohn ließ der Senat auf dem Markte ein Heiligthum der Concordia, der bürgerlichen Eintracht, errichten. Freilich war jetzt Eintracht unter den Siegern, aber nur deshalb, weil die Besiegten umgekommen oder in der Verbannung waren.

Wie groß der Terrorismus auch sein mochte, welcher die heimlichen, immer noch zahlreichen Anhänger der gemordeten Gracchen ganz in ihr stilles Herzensbewußtsein zurückgescheucht hatte, er hatte doch nicht hindern können, daß man auch jetzt nach der alt-italischen Sitte, deren lebendige Denkmale noch heute in den graffiti di Pompei, jenen merkwürdigen Maueraufschriften, wir an Ort und Stelle lesen können, plötzlich eines Morgens man an der Mauer des Tempels der Concordia geschrieben las: templum non concordiae, sed vecordiae, nicht ein Bau geweiht der friedlichen Eintracht, sondern der rasenden Niedertracht, ebenso wie man für Ti. Gracchus eines Morgens ein solches graffito angeschrieben fand: Schläfst Du, Brutus? Zeit ist's, ihn zur That anzustacheln.

Die siegende Partei kannte sehr wohl die Gedanken der Besiegten, aber sie konnte jetzt im Gefühle der Macht ihrer lachen und sich in die Beute des Sieges theilen, damit der Arbeit der Genuß folgte.

Die beiden Gracchen waren todt und ihre Feinde triumphirten, aber sie vermochten nicht, ihre Lebensthaten ungeschehen zu machen. Die Thaten — die acta — der Gracchen überlebten sie selbst, freilich nur der Theorie nach.

Doch die Sieger ließen nichts unversucht, um sie praktisch zu untergraben. Unter den gesetzlichen Bestimmungen derselben über das Kolonialland war auch eine, welche anordnete, daß Niemand unter den Kolonisten das ihnen angewiesene Landloos veräußern dürfte. Es war eine weise Bestimmung, welche den Kolonistenfamilien dadurch wenigstens für ein Paar

Generationen ihre Höfe sicher stellte. Jetzt wurde diese Gesetzbestimmung von der siegreichen Partei umgestoßen. Sie machte aus dem gebundenen Landbesitz, von dem eine bestimmte Abgabe an den Staat zu entrichten war, freies Eigenthum, welches beliebig verkauft werden konnte.

Die Folge war, daß augenblicklich die reichen Kapitalisten von der Senatspartei sich über die Gracchischen Kolonisten stürzten und ihnen so annehmbare Preise für ihre Landloose boten, daß diese in den meisten Fällen auf ihr Gebot zuschlugen, das heißt also, die neuen kleinen Bauernwirthschaften, welche die Gracchen mit so vieler Noth, ja um den Preis ihres Lebens eingerichtet hatten, wurden jetzt von der Senatspartei und von den Rittern, mithin von den geldbesitzenden Ständen, ausgekauft. Bald waren die Feldmarken der Gracchischen Kolonie so durch diese Massenverkäufe durchbrochen und durchlöchert, daß nur wenige der alten Kolonisten sich auf ihren vom Staat angewiesenen Bauernhöfen zu halten vermochten. Die Gesetze der Gracchen bestanden theoretisch, man möchte sagen idealisch noch fort, aber praktisch waren sie überall zerfressen wie vom Scheidewasser, dem Scheidewasser, welches das Gold — das Alles regierende — von allen anderen irdischen Bestandtheilen trennt und glänzen läßt.

So blieb Gold und vollwichtiges Geld, wenn auch in Kupfer oder Silber ausgezahlt, sieghaft über die Gracchischen Kolonien und die mit dem Schweiß und Blut der Gracchen erschaffenen neuen Bauerschaften schmolzen dahin vor der Allmacht des Kapitals wie Schnee an der Sonne.

Der Mörder des C. Gracchus stand aber doch nicht so fest in seinem Ansehen, daß ihm nicht ein Prozeß auf Leben und Tod durch den Tribunen Decius angesagt wäre. Mit schrecklicher Freimüthigkeit legte er vor Gericht alle angreifbaren Punkte des Verfahrens des Opimius, als er sein Amt niedergelegt hatte, gegen ihn dar.

Allein die politische Strömung war ihm entgegen und der Sieg der Senatspartei war dem Ankläger ungünstig; die Macht des fait accompli war so groß, daß es vergebens war, gegen das Haupt der sieghaften Partei etwas zu unternehmen. Opimius wurde trotz der grausamen Beschuldigungen, die zum großen Theile in der Wahrheit begründet waren — Römische Bürger ohne Urtheil und Recht umgebracht zu haben — völlig freigesprochen durch die geschickte Rede seines Vertheidigers, des Consuls Carbo. Aber wäre sie auch minder geschickt gewesen, Opimius wäre durch die Macht der Parteiströmung dennoch freigesprochen worden.

Daß hierbei die ganze Staatsführung des C. Gracchus durch und durch besprochen wurde, bedarf keiner Erwähnung.

Also entkam Opimius dem Gericht für seine Mordthat an dem Cajus Gracchus, nicht aber C. Carbo, der ihm durchgeholfen hatte und dadurch

Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden. Es war C. Crassus, welcher ihn im Rechtsstreit angriff, als er sein Consulatsamt niedergelegt hatte. Crassus war erst 21 Jahre alt und die Rede, mit welcher er den Consul vor Gericht angriff, wurde noch lange als eine meisterhafte von den Nachkommen gelesen, unter Anderen von Cicero, der uns auch darüber berichtet.

Für Carbo war seine Stunde gekommen, durch diesen halben Knaben der noch nicht geboren war, als Carbo schon ein angesehener Mann in Rom gewesen. Q. Maximus war der Vorsitzende des Gerichtshofes, der über Carbo zu beschließen hatte. Er und Crassus erschöpften sich in Loyalität des Verfahrens. Ein ungetreuer Sklave des Carbo hatte seine Schränke erbrochen und seine Papiere dem Gerichtshofe dargeboten. In Fesseln wurde er dafür dem Carbo zurückgeliefert. Desto klarer ward dem Angeklagten, daß er von seinen Richtern und Anklägern nichts zu hoffen habe und er brachte sich mit freiwilligem Tode um.

Das war das Ende dieses ungewöhnlichen Mannes, der in der Staatsumwälzung der Gracchen eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt.

Einst Anhänger des Tiberius Gracchus, war er zur Senatspartei übergetreten. Er war stets ein echter Aristokrat gewesen und geblieben, allein seine frühere Verbindung mit dem verhaßten Gracchus hatte ihm die Partei der senatorischen Philister nie verziehen, und als Noth und Gefahr über ihn kam, versäumten es seine alten Standesgenossen nicht, die Gelegenheit zu benutzen, den gefährlichen Menschen, der ihnen einst mit Gracchus vereint gedroht hatte, niederzustürzen. Carbo ging in den Tod, als er sah, daß er von seinen Feinden bedroht und von seinen Freunden verlassen war. Auch er wie Ti. und C. Gracchus war stets im Gefühl eines vornehmen adligen Mannes mit einigen Velleitäten zur Gewaltherrschaft gewesen, ohne sich dieser Gedanken recht bewußt zu sein.

Jetzt, da er durch die Consequenzen, weniger seiner Handlungen als seiner Gedanken, keinen Ausweg aus dem selbstgeschaffenen Labyrinth zu sehen vermochte, gab er sich selbst den Tod, den letzten Ausweg des hochfreien adligen römischen Mannes, der es verschmäht, den Tod durch das elende Brod des Verbannten fern vom lieben Heimathlande abzukaufen, wie es ihm freigestanden hätte, ein Opfer des engherzigen, beschränkten Lebenskreises des Römischen Senats.

Die Katastrophe Carbo's war die letzte gewesen von sämmtlichen Anhängern des Gracchischen Systems. Sie waren alle mit gewaltsamem Tode von der politischen Bühne abgetreten. Es war nicht einer mehr übrig von Allen, die dieses Princip aufrecht erhalten hatten. Seit Carbo's Tode hatte die Senatspartei keine Gegner mehr zu fürchten, es war vielmehr auch der Rache Genüge geschehen und Schrecken lähmte die ihrer Führer beraubte Volks-

:tei. Der Senat und seine Anhänger waren und fühlten sich als Sieger
› sie säumten nicht, diesen Sieg nach allen Seiten hin zu benutzen.

Wir kennen bereits jenes Gesetz, durch welches die Klausel der Gracchischen ergesetze aufgehoben war, natürlich höchst liberal und volksfreundlich, daß Ackerlooſe der Gracchischen Colonisten, bisher eine Art Bauermajorate › unverkäuflich, nun wieder verkäuflich sein sollten. Die Folge war, daß jenblicklich die Kapitalien der Reichen, der Ritter und Senatoren sich auf Ländereien der neuen Ansiedlungen der Gracchen hereinstürzten und die ien Bauernhöfe derselben im größesten Maaßstab ausgekauft wurden, ourch bald die Stiftungen der Gracchen überall mit Hülfe des Geldes :chlöchert und allmählich vernichtet wurden.

An die Stelle der freien Bauern traten also wieder Pächter oder Skla- der reichen Herren, welche die Gracchen in Staatsbauern, als Staats- hter mit unabänderlichem Zins, also Erbpächter zu verwandeln sich nüht hatten.

Die Existenz der Gracchischen Ansiedelungen war zur Zeitfrage geworden. beß war so viel Lebenskraft in ihnen, daß diese Zeitfrage sehr lange eine radikale Antwort zu warten drohte. Es war eben eine Zeitfrage, : der augenblicklich nicht fertig zu werden möglich war, weil sie sich stets : nach den Umständen zu richten pflegt, wie der Mensch selbst, der ja h mit seinem ganzen Leben eine Zeitfrage ist.

Dagegen war der wohl überlegte Plan des C. Gracchus, eine römische irgerkolonie übers Meer nach Karthago zu führen, gänzlich aufgegeben. e beschränkte Senatspartei witterte ja darin ein Gegenrom ebenso thö- ıter Weise, wie England umgekehrt nicht geahnt hatte, daß es sich durch ie Nordamerikanischen Colonien nicht nur ein Neu-England, sondern ein gen-England schaffen würde.

Der einzige reelle Gewinn, der augenblicklich aus den Gracchischen aatslehren für Rom hervorging, war aber doch eine andere überseeische onie, freilich nicht nach Süden, sondern nach Norden, jenseit der Alpen dem provençalischen Frankreich, in Narbonne, das von der ersten außer- ischen Colonie — wenn man Aquileja nicht mitrechnet, welches seit dem hesten Mittelalter auf deutschem Reichsboden liegt — Narbo seinen Na- n trägt. Der Grund zu dieser ersten außeritalischen Provinz Gallia rbonensis war gelegt durch die Eroberungen eines der treuesten Freunde › Anhänger des C. Gracchus, von jenem M. Fulvius Flaccus, der ver- ens sich bemüht hatte, den Latinern das volle römische Bürgerrecht zu schaffen, dem wahren Vorläufer und Bahnbrecher des großen C. Julius esar, welchem es nachher gelingen sollte, sich durch seine Gallischen oberungen Raum zu schaffen zu einer Gegenbewegung, einer Art Reaktion

aus dem überseeischen Ausland des Staates gegen Rom, welche dem C. Gracchus aus Karthago, dem überseeischen Süden, nicht beschieden war. (636 d. St. — 118 v. Chr.)

Hatte also hier der Senat im Auslande auf der einen Seite verloren, was er auf der andern gewonnen, so mußte er bald erfahren, daß er auch im Inland nur einen halben Sieg erfochten. Denn die eine Schöpfung der Gracchischen Politik, die Erhebung des Ritterstandes gleichsam zu einem Nebensenat, zu einer Nebenaristokratie als Bollwerk gegen die Senatorischen Edeln geschaffen, blieb bestehen. Einst hatte der Ritterstand sich willig ihnen als den vornehmern angeschlossen, als ihnen ganz ergeben. Jetzt hatte er durch die ihm ertheilten Privilegien eine stolze Stellung erhalten, welche ihm das Bewußtsein der eignen Kraft noch erhöhte. Es war ein eignes Standesinteresse der Ritter, welches von dem des Senats in sehr wesentlichen Punkten nicht nur abwich, sondern ihnen auch das Gefühl erweckte, daß diese nur von den Gracchen herrührenden Vortheile mit aller Kraft gegen den Senat behauptet und vertheidigt werden müßten. Der Senat aber fand sich durch dieses Privilegium der Ritterschaft auf das empfindlichste eingeschränkt.

Er sah deßhalb eben darin einen Eingriff in seine früheren Souveränitätsrechte, welchen der verhaßte Tribun C. Gracchus gethan, dessen Andenken die Senatspartei um so mehr von Herzen fluchte, da sie nicht das Herz hatte, in offenem Kampfe auch die Besetzung der Richterstellen, die sie früher besaß, wieder an sich zu bringen. Einige schwache Versuche, im Wege der Gesetzgebung das verlorene Terrain nach und nach wiederzugewinnen, endeten kläglich und trugen nur noch mehr dazu bei, die Verstimmung zwischen Senat und Rittern zu erhöhen.

Aber das Verhältniß zwischen Senat und Volk war auch nicht gebessert. Dieses trotzte auf die lex frumentaria des Gracchus, welche ebenfalls der Senat hatte in den Kauf nehmen müssen, — es fühlte sich dadurch von ihm frei und unabhängig.

Man sieht, der Senat war trotz seines Sieges auf allen Seiten beschränkt und gebunden durch die voraufgegangene Staatsbewegung der Gracchen. Trotz der eingetretenen Reformation, nicht an Haupt und Gliedern, sondern mit Eisen und Blut war es ihm gelungen, die Machtstellung wenigstens sich zurückzuerobern. Er herrschte zwar als die gebietende Behörde, aber eingeschränkt nach oben und unten durch die richterlichen Kompetenzen der Ritter und durch die unabhängig von ihm bekösstigte und wohlgenährte Stadtbevölkerung, Dank dem Getreidegesetz des C. Gracchus. Gegen diese beiden neuen Faktoren im Römischen Staatswesen vermochte

nichts, und beide säumten nicht, von den ihnen eingeräumten Rechten
n ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Eben so wenig säumte aber der Senat, die ihm gebliebenen Rechte mit
r äußersten Energie auszunutzen, wie und soweit sie einer jeden Regierung
s solchen stets zur Verfügung sind.

Denn was lag ihm daran, daß ein paar unglückliche Vestalinnen, die
h von Liebhabern hatten verführen lassen und welche die Pontifices, ihr
türlicher Gerichtsstand, aus allgemeinen Standes- und Religionsrücksichten
:i gesprochen hatten, durch den Unwillen des Volks noch einmal vor das
ätorische Gericht des unerbittlichen Cassius gestellt wurden, wo vergeblich
:ser berühmte L. Crassus, der große Redner, welcher als Kläger so gewal-
e Erfolge gehabt, umsonst die Vestalin Licinia mit allen Künsten seiner
:redsamkeit zu vertheidigen suchte und alle, die Priesterinnen und ihre Ver-
hrer zum Tode verdammt wurden.

In der That war auch dies eine Niederlage für die ganze Senatspartei;
ein sie machte sich nichts daraus, weil es ihr nicht ans Leben ging und
il auch sie schon längst nicht mehr an die Heiligkeit der Römischen Reli-
n glaubte, vielmehr sie nur für ein sehr nützliches, wenn auch aber-
ubiges Staatsinstitut hielt, gemacht zu Nutz und Frommen der Erhaltung
:er Privilegien.

Carbo, der Anhänger des Tiberius Gracchus, hatte nach seinem Abfall
n der Volkspartei den Henker und Mörder des C. Gracchus, L. Opimius,
) er auf den Tod angeklagt war, durch seine Beredsamkeit gerettet.
rz darauf war dieser Lebensretter von eben diesem Crassus, dem einund-
anzigjährigen, auf den Tod angeklagt. Der Ankläger hatte den Ruhm,
ht nur durch seine Beredsamkeit seinen Gegner zu vernichten — seine
:de wurde als Muster noch bis zu Cicero's und Augustus Zeiten gelesen;
hatte auch großmüthig einen verrätherischen Sklaven des Carbo, der
i kompromittirende Briefe gestohlen und dem Crassus zur Verfügung
tellt, seinem Herren gefesselt zurückgeliefert.

Grade dies hatte den Carbo, der bei einem solchen Gegner keine Aus-
it auf glückliche Beendigung seines Rechtshandels sah, in den Tod ge-
:ben. Aber eben dieser Crassus mußte es erleben, daß seine nahe Ver-
ndte Licinia, die er mit aller Anstrengung seines Talents vertheidigt
te, zu der furchtbaren Strafe verurtheilt wurde, die der Göttin unge-
ue Vestalinnen traf, mit einer von Oel getränkten Lampe und einem
ode in ein unterirdisches Verließ eingemauert und dem Hungertode
isgegeben zu werden.

Crassus hatte für die Principien des Gracchus als sein Rächer und

aus seiner Familienstellung für die Principien des alten aristokratischen Staatssystems gewirkt.

Aber der wahre Rächer des Gracchus sollte gerade jetzt die politische Bahn Roms betreten, der keine Familienrücksichten zu nehmen hatte, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Familie besaß.

Dieser Mann war C. Marius aus Arpinum, wie er genannt wurde. In der That war er aber in einem kleinen Dorfe geboren, welches Plutarch uns ja genannt hat. Aber so dunkel war die Geburt des Mannes, der das Römische Staatswesen vom Verderben retten und wieder an den Rand des Abgrundes führen sollte, daß man seinen Geburtsort so wenig, als seinen damaligen Namen mehr weiß. Er war der Sohn eines armen Bauers und als Tagelöhner in seinen Jugendjahren hatte sein Rücken öfter mit dem zur Arbeit anfeuernden Stocke Bekanntschaft gemacht.

Allein er war kaum erwachsen, als er sich zum Kriegsdienst meldete. Sein einziges Eigenthum war sein frischer Muth und sein kräftiger Körper. In seiner Legion zeigte er sich stets unverdrossen im Dienst und vor dem Feinde tapfer, so daß er bald befördert wurde und schon vor Numantia die Blicke des großen Scipio auf sich zog, als der Soldat ohne Furcht und Tadel. Es heißt, Scipio habe ihm eine große Zukunft verkündigt. Von der Pike auf dienend, war er langsam und allmählich bis zum Stabsoffizier emporgestiegen. Es ist uns eine Anekdote überliefert, daß einst nach einem Mittagsmahl bei dem Oberstkommandirenden Scipio, als die Gerichte abgetragen wurden und das Gespräch stockte, irgend Jemand die Rede darauf brachte, wer denn in Zukunft fähig sein werde, die Römischen Heereskräfte zu oberleiten, plötzlich Scipio die Schulter des Marius ergriff, der ihm auf dem Divan zunächst lag — denn beim Gastmahl lag man damals schon nach Griechischer Sitte, statt nach Altrömischer auf Stühlen zu sitzen — und sagte: vielleicht Dieser.

Dieser Marius bewarb sich, nach Rom zurückgekehrt, jetzt um das Tribunat und gewann es. Und sogleich war er die Seele, der Führer des Kollegiums der Tribunen in diesem Jahre. Er war es, der ein in die Privilegien des Senats tief einschneidendes Gesetz in Vorschlag brachte. Es betraf eine Regulirung der Stimmabgabe bei den Volksversammlungen, wodurch die sogenannten Brücken verengt wurden — wie etwa heut für die Theaterbillets Suchenden der Zugang zur Kasse durch ein schmales Labyrinth — damit jede Einwirkung auf die Stimmenden verhindert würde.

Der Senat fühlte sich dadurch beeinträchtigt und der vorsitzende Consul rief den hochmüthigen Tribunen zur Rechenschaft vor den Senat.

Marius erschien, aber nicht als einer, der Entschuldigungen vorzubringen beabsichtigte, sondern als Ankläger und Untersuchungsrichter. Er drohte,

den Consul Cotta in Gewahrsam zu nehmen, wenn er sich seinen Gesetzvorschlägen widersetzte und als dieser, ohne seine Worte zu beachten, sich anschickte, den Senat zur Abstimmung aufzurufen und den Vormann desselben, den princeps senatus, Caecilius Metellus um seine Meinung befragte — eben denselben, welcher durch seinen politischen Einfluß Marius das Volktribunat verschafft hatte, weil seine Familie das Patronat, die Schutzstellung für Marius und seinen Vater bisher ausgeübt hatte, welche als eine heilige Pflicht seit alten Zeiten in Rom angesehen ward, — und als Metellus eingedenk seiner aristokratischen Stellung sich gegen Marius erklärt hatte, da schreckte Marius nicht davor zurück, diesen seinen Wohlthäter eben so zu bedrohen wie Cotta.

Als nun Metellus vergeblich die anderen neuen Tribunen anrief, mit ihrem Veto einzuschreiten, gab er doch seinen Widerstand auf und auch der Senat ließ ihn fallen. Marius Gesetz ging durch und der Senat fürchtete in ihm einen Nachfolger der Gracchen, dem das Volk entgegenjubelte als seinem Retter und Beschützer.

Aber sehr bald verdarb er es völlig mit der großen Menge, als er sich einem zweiten Gesetz über Erweiterung der lex frumentaria durch sein Einschreiten als Tribun widersetzte.

Wie einsichtig dieses Benehmen in politischer Hinsicht sein mochte, Marius hatte sich damit keine Freunde, weder beim Senat noch beim Volke gewonnen. Er hatte gezeigt, daß er weder der einen noch der andern Partei angehören wollte, sondern nur die gerechte Sache unterstützen. Marius hatte hier nicht als Politiker sondern als gerader Kriegsmann verfahren, nach der Richtung, die sich ihm von seiner Jugendzeit her eingeprägt hatte. Denn er war eben ein anderer als der gewöhnliche Schlag der damaligen Römischen Volksfreunde, die nur in dem herkömmlichen Parteitreiben sich vorschoben und vorgeschoben wurden. Er war ein selbstständiger Mann, der auf eigenen Füßen stand. Das hatte er von Jugend auf gelernt bei der Altrömischen Lebensart seiner Jugend als hartarbeitender Landmann, das hatte er bewahrt und ausgebildet als Kriegsmann in der harten Schule der Kriegsdisciplin und im Getümmel der Schlacht, wo der Mann auf sich selbst verwiesen ist.

Durch seine Geburt war er an die Familie der Meteller gewiesen, also durch Zufall. Sie war damals fast die einzige, von der man sagen konnte, daß sie Altrömischen Sinn bewahrt hatte, das ist Treue und Redlichkeit. Keines ihrer Mitglieder war besonders geistig begabt und alle waren gleichmäßig Anhänger der alten aristokratischen Staatsordnung. Nur diese ehrenwerthe aber beschränkte Stellung — heut würde man sie Junker nennen — hatte sie zu der hohen Stellung geführt, die sie in der

Republik einnahmen, trotz der beißenden Satiren des Dichters Naevius. Aber die Meteller waren fast die einzigen der Römischen Aristokratie, welche sich konnten mit Ehren sehen lassen.

Denn die große Masse derselben war leider damals gründlich verderbt durch die Aemterspekulation, die nur durch Aufwendung großer Geldsummen möglich war, welche Summen später durch Bedrückung der Bewohner der Provinzen, die ihnen als Lohn der gewonnenen Staatsministerien zufielen, ersetzt werden mußten und nebenher noch reichlichen Ueberschuß abwarfen. Hatte sich Marius, vielleicht aus der alten Bauernantipathie gegen den Herrn, gegen seinen Wohlthäter Metellus zur offenen Gewaltsamkeit hervorgewagt, wie gering mochte er die Schaar seiner Standesgenossen achten, die die Tugenden desselben nicht besaßen, aber im vollen Maaße die Talente und den Willen der Intrigue, um ihr großes Ziel zu erreichen, ihren geleerten Beutel wiederum voll zu machen.

Marius und Sulla.

Bald, sehr bald sollten Herzen und Nieren der herrschenden Staats- und Aristokratenpartei geprüft werden, durch einen Krieg, den sich eigentlich Rom selbst geschaffen hatte. Als Karthago zerstört war, hatte der souveraine Senat und sein Vorsprecher Scipio den steinalten Numidierkönig Masinissa, welcher den Römern die besten Dienste zur Vernichtung Karthagos geleistet hatte, fürstlich belohnt. Der eigentlich nutzbare Theil Afrika's, welchen Karthago beherrscht hatte, war in den Händen Roms geblieben, aber die unterworfenen Umlande Karthago's hatte der Senat der Numidischen Königsfamilie geschenkt, da er dieser Familie sicher zu sein glaubte.

Aber alle diese politischen Wahrscheinlichkeitsrechnungen Roms wurden zu Schanden gemacht durch einen — und dazu unechten — Enkel des Masinissa, welcher sich durch seine ungewöhnlichen Geistesgaben, mit deren Hilfe er sich mittelst der Gunst der Gelegenheit und der Umstände die größten Verdienste um den Römischen Staat erwarb, denselben hoch verpflichtete. Er hieß Jugurtha und war als Jüngling mit einem Kontingente der Numidischen Heeresmacht von seinem Fürsten nach Numantia zur Unterstützung des Scipio verschickt worden.

Der ungewöhnlich begabte und tüchtige Mann zeichnete sich bald so sehr aus, daß Scipio, der Oberfeldherr, seine Talente und seine Brauchbarkeit unumwunden anerkannte. Er theilte diese Gunst mit Marius, er der Fürstensohn mit dem Bauern.

Der Bauer that ruhig seine Pflicht und brachte sich durch seinen Heldenmuth vor dem Feinde zur Anerkennung; alles andere verschmähte er.

Jugurtha aber trat sogleich als vornehmer Mann in Verbindung mit den jungen Edelleuten Roms, die vor Numantia im Heere dienten. Im kameradschaftlichen Umgang mit diesen Römischen Cavalieren bildete er sich seine Vorstellungen von dem Wesen des Römischen Staats aus. Sie waren sehr geringschätzig, denn seine vornehmen Bekanntschaften waren nicht dazu angethan, ihm Achtung vor demselben einzuflößen. Aber er

gründete sich durch dieselben seine künftige Stellung — gerade so wie in Spanien Espartero sich durch seinen Verkehr mit den Spanischen Grandensöhnen im Feldzug gegen das abgefallene spanische Amerika als immer glücklicher und stets freigebiger Hazardspieler eine glänzende Laufbahn erschloß, indem er sich durch seine Darlehen an die vornehmen Grandensöhne, die ihm sein reichliches Spielgeld ermöglichten, diese zu Freunden machte — wodurch er sich auf guten kameradschaftlichen Fuß mit den jungen vornehmen Römischen Edelleuten zu stellen wußte. Wie sehr ihm dabei seine persönliche Gewandtheit und Begabung zu Hülfe kommen mochte, der Kern, aus welchem sein Erfolg bei ihnen hervorging, wird doch wohl in seinem für die vornehmen Kameraden stets offenen Geldbeutel gelegen haben, der ihm sicher von Afrika aus neu gefüllt wurde. Denn dort wußte man sehr wohl wie viel darauf ankam, die Gunst der Römischen Großen für Numidien zu gewinnen.

Vor Allen war es Jugurtha selber, der hierdurch die Lehre gewann, wie viel sich bei den einflußreichen Römern durch Geld durchsetzen ließe.

Welcher Gegensatz zwischen ihm und seiner Thätigkeit und der des Marius. Dieser zog sich von der vornehmen Römischen Jugend zurück und wurde nur durch Scipio aus seiner rauhen soldatischen Thätigkeit in die höheren Kreise herangezogen, Jugurtha machte es sich zum Geschäft, sich in diese einzuleben und darin eine Rolle zu spielen. Marius blieb lebenslang seiner einfachen, bürgerlichen Lebensweise getreu, aber für Jugurtha wurde der erste Erfolg seines Jugendlebens unter den jungen Römischen Adligen maßgebend für sein ganzes Leben.

Die beiden wußten damals noch nicht, daß sie einst das grimmige Kriegs- und Hazardspiel um Tod und Leben spielen sollten und daß der Demokrat den aristokratieliebenden König in den Tod jagen sollte. Damals hatte sie beide der große Scipio gelobt und sie waren noch unter seinem Kommando Kameraden.

Als er seine große Mission vollendet und Numantia tragisch gefallen, tragischer als das Troja der Sage und der Dichter gefallen, daß Numantia's Spur von der Erde verschwand und seine Kinder, soweit sie nicht im Verzweiflungskampf umgekommen, sich nach der von den Karthagern erlernten Sitte sammt ihrer heimathlichen Stadt in den Flammen vernichteten — da zog das Römerheer vergnügt nach Haus, die Römer nach Rom und Jugurtha nach Numidien, und zwar dieser wohlversehen mit Empfehlungsbriefen Scipio's an seinen Stiefvater nach Afrika. Er kam also heim als ein vornehmer und geehrter Mann, der als ein dunkler, unecht geborener Nachkomme des großen Masinissa früher gegolten hatte, stolz im Bewußtsein seiner Hispanischen Errungenschaften und Erfahrungen, im Glanze seiner

Thaten und des Lobes der hochfürstlichen Kameraden, mit denen er, der Afrikanische Numidierscheich, vor Numantia gute Freundschaft gemacht hatte. Seine rechten Verwandten waren viel jünger als er, es war nicht anders, als daß er sie jetzt an Ruhm und Beliebtheit bei dem Volk und Gunst bei Roms großen Rednern weit überstrahlte. Der schlaue Numidier wußte sich ungeachtet dessen auch bei seinen Blutsverwandten so geschickt zu benehmen, daß er, der von dem großen Scipio wegen seiner mannhaften Thaten gleichsam durch seine Belobigung zum Ritter geschlagen war, dadurch auch daheim den Makel seiner Geburt ausgelöscht hatte.

Also geschah es, daß König Micipsa endlich ihn, den Wohlverdienten um sein Volk und Land und den stets Rücksichtsvollen gegen seine fürstlichen Verwandten, gar nicht mehr umhin konnte als rechtmäßigen Prinzen des Königshauses durch feierliche Adoption anzuerkennen (634 d. St. — 120 v. Chr.) Denn Jugurtha war nicht nur der Abgott des Volks, das in ihm einen zweiten Masinissa erblickte, er war zugleich der anerkannte Günstling der vornehmsten Männer in Rom, seiner Jugendgefährten, die ihm von seinen Verwandten kein Haar hätten krümmen lassen. Als daher zwei Jahre später der alte König zu sterben kam und auf seine beiden noch sehr jungen Söhne Hiempsal und Adherbal blickte, fand er sich nicht in der Lage, von seiner früheren Ansicht abzugehen und seine letztwillige Verfügung umzustoßen, in welcher er bestimmt hatte, daß sein Adoptivsohn und Neffe Jugurtha zugleich mit seinen beiden Söhnen gemeinschaftlich das ungetheilte Numidische Reich erben und regieren sollte.

Noch auf dem Sterbebette hatte Micipsa den Jugurtha vermahnt, er sollte eingedenk der Wohlthat, die er ihm erwiesen, ein treuer Bruder für seine beiden Söhne bleiben.

Aber die Worte des Sterbenden waren in den Wind gesprochen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so fühlte sich Jugurtha als den wahren Herrn Numidiens und er war fest entschlossen, dasjenige, was daran noch fehlte, mit aller Kraft zu ersetzen. Er war viel zu schlau, um nicht zu erkennen, daß nur durch die Umstände gedrängt der verstorbene Greis ihn zu seiner jetzigen Stellung befördert hatte.

Und hätte er es auch nicht eingesehen, er war viel zu ehrgeizig, um sich durch eine sogenannte Wohlthat von der Verfolgung seiner Lebenspläne ablenken zu lassen. Er hatte gedacht: Könige sind zu erhaben, um dem Gefühl der Dankbarkeit sich hingeben zu können.

Aber es bedurfte nicht einmal der Intrigue, um Zank und Zwietracht als Einleitung zu höheren Gewaltsamkeiten herbeizuführen. Die Komposition der neuen Numidischen Regierung war so unglücklich erdacht, daß sie sogleich bei ihrem Anfang aus einander fallen mußte.

Der Ausbruch des Hadern zwischen den Königen ging gar nicht einmal von Jugurtha aus. Es war vielmehr Hiempsal, der jüngste und begabteste der beiden Brüder — denn Adherbal, wie sein Vater Micipsa war gutmüthig —, der ihn begann. Sogleich bei dem Regierungsantritt machte er seinem Groll gegen den Eindringling in die Königsfamilie Luft. Jugurtha hätte, als der viel ältere, die Mitte zwischen beiden Brüder einnehmen müssen, welche bei den Numidiern als der Ehrenplatz galt. Hiempsal erhob darüber einen Rangstreit, indem er sich selbst rechts neben seinem bescheidenen Bruder Adherbal, also auf den Ehrenplatz niederließ, lediglich um Jugurtha zu verhindern, denselben einzunehmen. Nur mit Mühe beschwichtigte ihn Adherbal so weit, dem Jugurtha den Vortritt zu lassen. Aber er hatte die bittern Worte des Hiempsal nicht verhindern können, als bei der folgenden Berathung Jugurtha die Aeußerung hinwarf, man würde doch manche königliche Verordnung der letzten fünf Jahre mit großem Nutzen fallen lassen können, da König Micipsa damals schon an großer Altersschwäche gelitten. Hiempsal hatte ihm darauf geantwortet: ja wohl, besonders aber diejenige, durch welche er Dich adoptirte und zu unsrem Mitkönig machte.

Für Jugurtha war es eine tödtliche Beleidigung, die nur des Beleidigers Blut sühnen konnte.

In jener ersten Conferenz der drei Könige hatte man sich auch darüber geeinigt, daß die Schätze des verstorbenen Königs in gleiche Theile unter sie getheilt werden sollten. Das war ein weitläufiges Geschäft und die drei Könige hatten deshalb in der Nähe des Ortes, wo sie lagen, jeder einen besondern Wohnort genommen, und zwar Hiempsal zu Thirmida in dem Hause eines fanatischen Anhängers des Jugurtha. Kaum hätte es der glänzenden Versprechungen von Belohnung von diesem bedurft, um ihn dazu zu bewegen, den Hiempsal aus der Welt zu schaffen. Er hatte ihm schon in den verzweifeltsten Fällen die besten Dienste geleistet. Als Nachts Bewaffnete Jugurtha's vor seinem Hause erschienen, ließ er sie nach Verabredung ein. Das Gefolge Hiempsal's wurde niedergeworfen und getödtet, er selbst endlich im Gemach einer dienenden Magd, wohin er sich geflüchtet, aufgefunden und augenblicklich niedergehauen. Sein abgeschlagenes Haupt wurde von den Henkern dem Jugurtha dargebracht zur frohen Augenweide. Er hatte seine Rache gekühlt. Hiempsal selber konnte ihn nicht mehr kränken. Denn Jugurtha hatte sein abgehauenes Haupt, das ihm vorgelegt wurde, mit vielem Vergnügen angeschaut.

Aber sein Bruder Adherbal war noch überlebend, dem die Pflicht der Blutrache zufiel. Doch dieser war nicht sehr energisch, und wäre nicht Jugurtha so völlig eingenommen gewesen von der Jagd nach seinem ehr-

geizigen phantastischen Ziel, der Alleinherrschaft über Numidien, er hätte sich noch immer mit Adherbal verständigen können, wenn er ihm die genügende Sicherheit gegeben hätte, daß er nichts Feindseliges gegen ihn versuchen würde.

Jugurtha unterließ dies, wahrscheinlich deshalb, weil er wußte, daß Adherbal ihm keinen Glauben schenken würde und darin hatte er Recht. Denn Jugurtha wußte, daß er sich des Tüchtigsten seiner beiden Vettern entledigt hatte, und er hoffte um so mehr, daß er des Schwächeren sich mit noch leichterer Mühe entledigen könnte.

Allein darin hatte er doch geirrt.

Denn die Wirkung der Ermordung des Hiempsal in Afrika war doch so stark, daß bei Weitem die größere Zahl auf Adherbals Seite trat, während die geringere sich für Jugurtha's That erklärte. Freilich waren diese die Entschlosseneren.

Indeß rüsteten beide Könige, schon anfangs hatte dieser mit seinen Heerhaufen die wichtigsten Städte besetzt. Nun kam es zur Schlacht und Adherbal verlor sie. Er begriff, daß er sein Leben nicht anders aus der Hand des Mannes retten könnte, der durch seines Vaters Testament sein Bruder genannt wurde, als wenn er das Gebiet schleunig verließe, auf dem dieser Gewalt hatte.

Er floh daher zunächst nach der Römischen Provinz. Dann ging er zum Meeresufer herab und bestieg ein Schiff, das ihn nach Rom trug.

Es war nun sechszehn volle Jahre her, seitdem Jugurtha zuerst vor Numantia mit den Römern in Berührung gekommen war und es war ihm bisher in allen seinen Unternehmungen über Erwarten und Hoffen geglückt, die Ermordung des talentvollen, hoffnungsvollen Hiempsal, der Sieg über den überlebenden Adherbal. Er hatte ihn wie den Fuchs in der Falle zu haben geglaubt. Nun war er ihm doch entwischt, und zwar nach Rom, welches das Gerichtsschwert in seiner Hand schwang über alle Uebelthäter in dem großen Gebiete, das seine Herrschaft diesseit und jenseit der Mediterrannea ausbreitete.

Jugurtha begriff, daß es um ihn geschehen war, wenn er nicht dieser Diversion des Adherbal auf die Schutzmacht Rom von Seiten seines Gegners durch eine andere Diversion von seiner Seite zuvorkäme.

Eingedenk seiner Erfahrungen über das Römische Wesen, schickte er eine Gesandtschaft nach Rom, mit Goldschätzen beladen und mit dem Auftrage, sie nach allen Seiten freigebig zu spenden, das ist an alle diejenigen Männer, welche damals in Rom von Einfluß waren. Er hatte seine Leute sehr gut gewählt. Denn sie machten ihre Approchen so klug, daß es ihnen gelang, ihre Bestechungsgelder heimlich an den Mann zu bringen.

Jugurtha hatte dieses Resultat seiner langjährigen Studien der Römischen Zustände, welche sich schon von Numantia her datirten, mit völliger Ruhe vorausgesehen und der glückliche Erfolg seiner Dispositionen überraschte ihn durchaus nicht.

Denn Adherbal's Schilderungen aller der Unbill, die Jugurtha ihm angethan, hatten ganz Rom mit sittlicher Entrüstung gegen diesen ungerechten Bruder erfüllt. Aber kaum war Jugurtha's ruchloser Gesandter mit seinem wohl gefüllten Beutel in Rom erschienen und hatte daraus einen Goldregen über alle einflußreichen politischen Persönlichkeiten niederströmen lassen, da folgte plötzlich ein Umschlag der öffentlichen Meinung in Rom. Man betrachtete nun Adherbal's Unglück und Hiempsal's Tod mit ganz anderen Augen, mit kühlerer Stimmung. Da hieß es, Hiempsal hätte den Jugurtha ohne dessen Schuld tödtlich beleidigt, ja ihm nach dem Leben getrachtet. Nicht einmal Nothwehr hätte er geübt. Die Rache für die ihm angethanen Beleidigungen hätten Hiempsal's eigne Diener übernommen, zum Lohn der unmenschlichen Grausamkeiten, mit denen er sie verfolgt.

So wäre er von seinen eigenen Dienern umgebracht. Das Faktum war ganz richtig angegeben, nur nicht erwähnt, daß sie, von Jugurtha bestochen, die Mörder bei Nacht in Hiempsal's Wohnung eingelassen hatten.

Dadurch hätte sich Adherbal unnöthig aufregen und zum Kampf gegen den Jugurtha — sagten nun seine neuen Freunde — bestimmen lassen, in welchem er durch die überlegenen Geistesgaben seines Adoptivbruders unterlegen sei. Deßhalb wäre eine gerechte Ausgleichung zwischen den beiden Brüdern nicht nur höchst erwünscht, sondern auch leicht ausführbar.

Diese Ansicht gewann auch das Uebergewicht im Senat, der nach vielen in seinem Gremium gehaltenen schönen Reden beschloß, eine Zehnmänner-Kommission von Senatoren nach Afrika zu senden, damit sie der veränderten Umstände wegen eine Reorganisation des Numidischen Reichs zu Wege brächten und sich dabei an Ort und Stelle über das Streitobjekt der beiden Brüder näher unterrichteten, und unter diesen zehn Männern war der vornehmste jener L. Opimius, welcher so glücklich und erfolgreich den Senat von seinem gefährlichsten Gegner C. Gracchus zu befreien gewußt hatte.

Als die hohe Kommission Roms in Afrika erschienen, mochte es Jugurtha doch wohl grausen, besonders vor ihrem Obmann, dem heftigen, gewaltsamen Opimius, welcher ihm in Rom als erklärter Feind gegenüber getreten war.

Der König fühlte sich rathlos. Aber er beschloß doch, einen letzten Versuch auf ihn zu machen und zwar mit Hülfe seines Haus- und Universalmittels, jenes Arcanums, dessen Wirksamkeit er vor Numantia schon eifrig

studirt hatte, fast noch eifriger, als in der hohen Kriegsschule unter dem großen Scipio, der seinen zu Intrigue und List neigenden Charakter frühzeitig erkannt und ihn in seiner wohlwollenden Art darüber ernstlich vermahnt hatte.

Jetzt gedachte er dessen nicht, sondern nur, sich auf die bequemste Weise aus der Verlegenheit zu ziehen. Er sandte unter der Hand Opimius ein ansehnliches Geldgeschenk durch seine vertrauten Boten, und siehe — der starre, tugendhafte, altrömisch gesinnte Aristokrat, der bisher nur Wuth über den ränkevollen Numidier geschnaubt hatte, er wurde plötzlich milde und hatte einen neuen Gesichtspunkt für die Beurtheilung der Handlungsweise des Jugurtha gefunden, wodurch der König ermuthigt wurde, dieselbe Kur bei dessen Kollegen zu versuchen. Bei der größeren Zahl gelang sie, und Jugurtha konnte über eine geringe Minorität frohlocken.

So beschloß die hohe Kommission mit überwiegender Stimmenmehrheit, es sei gerathen, um die Gelegenheit für künftige Reibungen zwischen den feindlichen Brüdern aus dem Wege zu schaffen, die gemeinschaftliche Regierung Beider über das ganze Numidische Königreich aufzuheben, und statt dessen Numidien zwischen Beide zu theilen, was auch sogleich in Kraft ihrer souveränen Bevollmächtigung in Ausführung gebracht wurde. Das Merkwürdige bei dieser Theilung aus dem Stegreif war nur, daß dabei der Löwenantheil dem Jugurtha zufiel, das Gebiet, welches an Mauretanien (heut Marocco) angrenzt, das fruchtbarste und bevölkertste Land, während nur die dem Anscheine bessere Gegend seinem Bruder überwiesen wurde.

Hiermit hatten die zehn Gesandten ihre Mission sehr prompt — wenn auch sehr ruchlos — erfüllt und kehrten beladen mit ihren übel erworbenen Schätzen nach Rom heim.

Jugurtha aber hatte erreicht, über Erwarten und Hoffen, was er zunächst wollte. Er war bei Abzug der Römischen Bevollmächtigten der officiell erklärte souveräne Herr über den besten Theil Numidiens geworden.

Jugurtha, der so Großes erreicht hatte durch seine wohl gefüllte und wohl angewendete Schatzkammer, und der vermittelst ebenderselben immer noch in Fühlung war mit seinen alten Numantinischen Kameraden Roms, Verbindungen, die er niemals hatte erkalten lassen, beschloß, die gewonnenen Vortheile sogleich weiter zu verfolgen. Er suchte und fand durch Grenzstreitigkeiten sehr leicht einen casus belli gegen seinen Nachbar und Bruder Adherbal und überfiel dessen Gebiet mit seinem wohlgeschulten, auf Römische Weise disciplinirten Heere — er war ja Scipio's Schüler gewesen. Nirgends fand er ernstlichen Widerstand, seine Gewalthaufen gewannen eine Position nach der andern, immer weiter drang er vor in das Nachbarkönigreich.

Allein Adherbal hatte das verständigste Manoeuver gewählt, das ihm zu Gebote stand. Er vermied absichtlich jeden Zusammenstoß mit seinem Gegner. Er zog sich überall geflissentlich vor ihm zurück, er setzte ihm einen systematisch passiven Widerstand entgegen, um zu beweisen, daß er der Friedfertige, der ungerecht Angegriffene sei. Aber er versäumte nicht, seine Gesandten an ihn zu schicken, die ihn zu friedlicher Auseinandersetzung aufforderten. Es war natürlich eine erfolglose Maßregel, aber er gewann dadurch Zeit, sich in die feste Stadt Cirta zu retten, wo er eine ganze Weile dem Jugurtha glaubte widerstehen zu können. Denn hier konnte er sich mit Recht darauf verlassen, daß Jugurtha Rücksicht nehmen werde auf die zahlreich daselbst wohnenden Römischen Bürger, welche hier ihre kaufmännischen und Geldgeschäfte betrieben.

Allein Jugurtha schien dafür gleichgültig zu sein. Denn er erschien mit seinen Truppen vor der Stadt und schloß sie eng ein. Es war der kühnste Schritt. Denn diese Römischen Kaufleute waren mit der Ritterpartei, welche die großen Geldgeschäfte in Händen hatte, auf das Engste verbunden. Sie angreifen, hieß den Ritterstand selbst angreifen, der nun mit der Senatorenpartei in Feindschaft lebte. Also rechnete jetzt Jugurtha auf diese, der die meisten von seinen Freunden in Rom angehörten. Auch hier wußte Jugurtha, was er that, er kannte einigermaßen Rom, freilich nur von der dunkelen Kehrseite.

Die Kunde von diesem neuen Zerwürfniß in Numidien war bald nach Rom gelangt und der Senat, welcher die Ordnung dieser Angelegenheiten durch Opimius eingerichtet hatte, fühlte sich verpflichtet, schleunigst einzugreifen und schickte zur Abwechselung statt der früheren Zehnmännner jetzt eine hohe Dreimännerkommission. Allein sie bestand aus zwar sehr vornehmen, aber auch sehr unerfahrenen jungen Leuten, welche die beiden Könige aufforderten, lieber den friedlichen Rechtsweg zu betreten, als Krieg gegen einander zu führen. Das hieß aber so viel, als einen friedlichen Vermittler in Sachen von Wolf contra Schaaf aufstellen. Denn nach vielen weitläufigen Verhandlungen, welche durch reichliche Geldspenden des Jugurtha ihr Gepräge bekamen, kam es zu keiner Einigung. Die Gesandten erklärten, das Ihrige zum Sühneversuch zwischen den Hadernden gethan zu haben, und kehrten heim. Es blieb Alles beim Alten und die Belagerung von Cirta ging ihren Weg, ohne daß sich die Dreimänner um das Schicksal der Römischen Bürger in Cirta bekümmerten. Natürlich, denn was ging die vornehmen Senatoren das Geschick von Anhängern der ihnen verhaßten Ritterpartei an.

Um so eifriger schaarten sich diese um Adherbal, da sie wohl begriffen, wie ungünstig ihren Interessen Jugurtha gesinnt war, der auch hier mit klarem Blick erkannt hatte, daß er in diesen Römischen Kaufleuten die Blut-

sauger seines Vaterlandes bekämpfte. Er sah in ihnen seine Concurrenten, die ihm die Quellen seiner finanziellen Zuflüsse abzugraben stets bemüht waren, aus welchen allein er Rom gegenüber seine Kraft schöpfte, als dem wahren Lebenswasser, das ihn in seinem Wüstenlande vor dem Verschmachten bewahrte. Also entstand in und um Cirta ein Kampf auf Leben und Tod, den Jugurtha heraufbeschworen hatte.

Allein Adherbal wollte doch nichts unversucht lassen, um die öffentliche Meinung in Rom über die unerhörte Vergewaltigung des Jugurtha aufzuklären und sich von dort Hülfe zu schaffen. Mit Mühe gewann er ein paar entschlossene Leute, die mit Lebensgefahr durch die feindliche Umwallungslinie mit einem Briefe an den Senat glücklich in die Römische Provinz und von da nach Rom gelangten.

Die einfache Darstellung der Thatsachen, die Belagerung des Königs, die schon in den fünften Monat dauerte und zwar nur durch die aufopfernde Tapferkeit der Römischen und Italischen Kaufleute in der Stadt, die sich zu einer Miliz organisirt hatten und die häufigen Stürme der Numidier glänzend zurückwarfen, die Verlesung dieses Briefes im Senat brachte eine ungeheure Aufregung hervor. Solcher Unfug durfte doch nicht übersehen werden. Man begriff, daß etwas, daß es sogleich geschehen müsse. Es wurde daher augenblicklich eine neue hohe Senatscommission von Zehnmännern nach Afrika abgeordnet. Ihr Haupt war damals M. Scaurus, der vornehmste, der tugendhafteste Mann in Rom, der princeps senatus (der Vormann des Senats) die höchste Würde eines glänzend durchgeführten Lebens, welche nur der erlangen konnte, welcher die sämmtlichen hohen Ehrenämter der Republik bekleidet, dessen Vorrecht es war, bei jeder Senatsberathung zuerst um seine Meinung befragt zu werden. Er besaß alle Eigenschaften, die zu einer solchen Würdestellung berechtigen, hohe Geburt, Geschäftstüchtigkeit, Beredtsamkeit, nur eine fehlte ihm — die Uneigennützigkeit. Veranlassung dazu war seine Bedürftigkeit. Denn wie hochadlig er auch war, er hatte kein Vermögen ererbt und Scaurus brauchte Geld.

Diesem seinem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen war aber Jugurtha ganz der Mann. Auch vor ihm, wie einst vor Opimius, hatte dieser große Furcht, da sich Scaurus bisher stets als sittlich entrüstet über seine Unthaten geäußert und bewiesen hatte. Aber als dieser princeps senatus erst auf afrikanischem Boden stand und Jugurtha ihm seine schweren Geldbeutel ins Quartier sandte, so geheim, daß er durchaus nicht compromittirt ward — denn er hielt als guter Römer seiner Zeit zwar nicht auf moralische, aber desto mehr auf juristische Reinlichkeit — da schwand plötzlich auch seine tugendhafte Herbigkeit und gab einer humanen Anschauung Raum. Als Jugurtha auf seine feierliche Entbietung vor ihm erschien — nur un-

gern verließ dieser sein Heer vor Cirta — und sich vor ihm vertheidigte, er hätte doch so Unrecht nicht, denjenigen, der ihm nach dem Leben gestanden, mit Krieg zu verfolgen — und nach den Rechtsbegriffen in Numidien mochten solche Attentate nichts Ungewöhnliches sein — und was er sonst noch vorzubringen wußte, kurz die ganze Sache erschien dem Scaurus und der von ihm beeinflußten Commission so wenig spruchreif, daß ihr Gutachten dahin ging, die feindlichen Brüder sollten sich gütlich einigen, der Streit sollte geschlichtet werden, nicht aber durch Vollmacht mit Zwangsrecht. Nachdem die hohe Commission diesen weisen Rath ertheilt und weitere Anordnungen in Rom veranlassen zu wollen angedeutet hatte, ging sie nach Hause.

Für Jugurtha war es genug, daß er den plötzlichen Umschlag in der Stimmung des Scaurus nach seiner Spende wahrgenommen und daß er Zeit für weitere Unternehmungen durch die Verschleppung des Römischen Verfahrens gegen ihn gewonnen.

Er eilte nach Cirta und betrieb jetzt die Belagerung mit doppeltem Eifer. Enger und enger schloß er die Stadt ein, welche schon durch die lange Belagerung in die äußerste Noth gebracht war.

Die Stadt sah sich gänzlich verlassen von aller Hülfe Roms und besonders wollten es die Italiker, die endlich die Erfolglosigkeit ihres Widerstandes einsahen, nicht aufs Aeußerste der Erstürmung ankommen lassen, da sie sich für ihre Person völlig gesichert glaubten, als die Träger der Toga. So von Allen aufgegeben oder verrathen, blieb dem unglücklichen Adherbal nichts übrig, als mit Jugurtha, welcher nach seinem Blut lechzte, zu unterhandeln, obwohl er sein Schicksal so deutlich kannte, wie die unversöhnliche Natur des Jugurtha.

Diesem, wie er sich dafür hielt, Erben Karthagos, wie lange Zeit in seinen kühnsten Hoffnungen dessen Großvater Masinissa sich dafür gehalten, stand nur Adherbal im Wege, die Herrschaft Afrikas zu erwerben.

Nach punischer Treue versprach er den Belagerten Alles, was sie verlangten; aber als er in die Stadt eingedrungen war, ließ er nach bester Ueberlegung nicht nur seinen Bruder Adherbal nach langer Marterung — wodurch er seinen Barbarenstandpunkt und den geringen Gewinn von wahrer Civilisation, den er vor Numantia gewonnen, bewies — ums Leben bringen, sondern auch die Italiker, deren Tapferkeit allein die Stadt Cirta so lange gegen ihn vertheidigt hatte, als Ausdruck des Hasses, den er gegen diese Eindringlinge fühlte, welche im Wege der friedlichen Ansiedlung sich zu Herren der Reichthümer durch Handel und Wandel — wie in unseren Zeiten in manchen Gegenden die Juden — gemacht, die nun auch mit den Waffen in der Hand zeigten, daß sie wohl im Stande wären, in Numidien als die Männer der Italischen Toga einen Staat im Staate zu bilden.

Jugurtha hatte den Römischen Staat von seiner Jugend an gründlich studirt, er glaubte ihn ganz und durch und durch zu kennen, und dennoch hatte er sich völlig verrechnet. Jugurtha glaubte nach den Erfahrungen seiner Jugend an die Bestechlichkeit der regierenden Adelspartei in Rom. Denn sonst hätte er unmöglich sich an die italischen Vertheidiger von Cirta wagen können, wenn sie ihm auch als Geld- und Blutsauger seines Vaterlandes gründlich verhaßt sein mochten. Sie waren freilich die Schergen des Ritterstandes, welche überallhin ihre Geld- und Wuchergeschäfte auszudehnen suchten. Aber diesen war Jugurtha vielleicht eben so sehr Feind und er war vielleicht nicht mit Unrecht der Ansicht, daß er durch die Niedermetzelung der Italiker in Cirta der Senatspartei eine heimliche Freude bereite.

Und dennoch war er im Irrthum, eben weil er die Volkspartei in seine politische Rechnung nicht mit aufgenommen hatte. Er war darin der getreue, aber unglückliche Schüler des Scipio, seines militärischen und politischen Lehrers vor Numantia. Denn hatte die Ermordung des Adherbal das Ehrgefühl des Römischen Volkes verletzt, so hatte die der Landsleute in Cirta nicht nur ihre natürlichen Patrone, sondern die ganze Nation empört und der Senat stand jetzt ganz allein da als Gegenstand des Hasses und der Verachtung des ganzen Volkes, als eine feile Körperschaft, der nur daran gelegen war, sich selbst zu bereichern, aber nichts an des Vaterlandes Wohlergehen.

Die allgemeine Wuth über den Ausgang des Afrikanischen Krieges fand einen beredten Ausdruck in den Reden des Volkstribunen Memmius. Er hörte nicht auf, immer wieder und wieder in seinen Volksreden die Menge aufzustacheln und in Harnisch zu bringen gegen den Senat von wegen seiner bisherigen sehr unwürdigen Führung der Jugurtha'schen Händel, seiner vorsätzlichen Verschiebung irgend einer Entscheidung durch endlose Berathungen, welche die Absicht hatten, diese Angelegenheit so lange zu verschleppen, bis die Menge abgekühlt sein würde. Denn das Geld des Jugurtha hatte auf einen großen Theil der Senatoren nur zu sehr gewirkt.

Aber diese kleinen Mittel der Regierungskunst wirkten nicht so sehr, als die zündenden Brandreden des Memmius.

Und der Senat, so sauer es ihm ankam, bequemte sich doch, dieser allgemeinen Volksstimmung Rechnung zu tragen. Denn er zog es gern vor, daß sich das über seinem Haupte zusammenziehende Gewitter lieber auf Jugurtha, als auf ihn selber entlade.

Er entwickelte darum plötzlich eine außerordentliche Geschäftigkeit, theilte sogleich an die Consuln des nächsten Jahres die Amtsbezirke aus, an Scipio Nasica Italien, an Calpurnius Bestia Africa und Numidien, und bevollmächtigte diese durch ausgedehnte Bewilligungen zu ungewöhnlichen Rü-

stungen und Aushebungen zur Führung des Afrikanischen Krieges, welchen Bestia mit allem Eifer betrieb.

Jugurtha, von diesen Kriegsrüstungen durch seine Römischen Freunde umgehend unterrichtet, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieselben bewährten Agenten, welche ihm vermittelst seines einzigen Palliativs des Geldes, nach der Ermordung des Hiempsal durchgeholfen hatten, wieder nach Rom zu senden — diesmal in Begleitung seines Sohnes — um dasselbe Spiel noch einmal aufzuführen.

Allein die Zustände in Rom waren doch durch Memmius Zuthun so sehr verändert, daß der Consul Calpurnius den Senat officiell befragte, ob es ihm genehm wäre, den Numidischen Gesandten Audienz zu ertheilen. Der Druck der öffentlichen Meinung war so groß, daß der Senat nicht wagte, sie zu ertheilen, sondern vielmehr antwortete, die Gesandtschaft hätte binnen zehn Tagen Italien zu verlassen.

So gingen Jugurtha's Gesandte unverrichteter Sache nach Hause und das indessen zusammengezogene Heer unter Calpurnius folgte ihnen über Rhegium und Sicilien nach der Provinz Afrika und stand nun an den Grenzen des Numidischen Reiches. In Rom glaubte man sich berechtigt, als Erfolg so ungewöhnlicher Rüstungen eine sehr schnelle Entscheidung in den Afrikanischen Provinzen sich versprechen zu können.

In der That zeigte auch Calpurnius, welcher sich als Legaten — das ist Unterbevollmächtigte und militärische Divisionschefs — die angesehensten Männer der Senatspartei, unter ihnen den Vornehmsten, den Vormann des Senats, M. Scaurus, ausersehen hatte, wie in der Heeresausrüstung, so jetzt in der Kriegführung anfangs die größte Rührigkeit. Er rückte ohne Aufenthalt in das Numidische Gebiet ein und es gelang ihm, eine große Anzahl von Städten und Castellen mit gewaffneter Hand zu überwältigen.

Der hart bedrängte Jugurtha legte sich auf's Bitten, aber für Geld, und zwar für viel Geld — zunächst bei Scaurus, den er bei seiner früheren Mission schon einmal in diesem Wege zugänglich gefunden hatte. Und Scaurus konnte auch diesmal dem Jugurtha seine mit Geld verbrämte Bitte nicht abschlagen. Er besaß die trefflichsten Eigenschaften, ohne welche er nicht zu seiner hervorragenden Stellung gelangt wäre, aber für Geld war er doch zu haben, vorausgesetzt, daß er sich dabei nicht compromittirte. Da gewann ihn Jugurtha und durch ihn die ganze übrige Gesellschaft der Legaten und durch sie auch den Consul.

So gerieth der anfangs so eifrig betriebene Krieg in's Stocken, das Römische Heer schritt nicht vorwärts zur Vernichtung Jugurtha's, sondern es wurden Verhandlungen angeknüpft. Der Unterhändler war der Quintus

Sextius. Der Vorbesprechung nach erschien Jugurtha im Römischen Lager, und ergab sich und sein Land und sein Heer in die Hand des Römischen Consuls. Nach diesem offiziellen Staatsakt folgten dann geheime Verhandlungen mit dem Consul und Scaurus. Tags darauf wurde feierlich Jugurtha's Ergebung von dem Consul genehmigt, nachdem er im Kriegsrath seiner Legaten und höchsten Feldobersten mit überwiegender Majorität — durch Bewirkung des Jugurthinischen Goldes — dazu autorisirt war. Ueberliefert wurden als Heeresmacht des Jugurtha dreißig Elephanten, viel Kleinvieh und wenig Geld. Sextius, der Quaestor, das ist der Zahl- und Rechenmeister, nahm dies gewissenhaft in Empfang und buchte es ebenso gewissenhaft.

Es war eine Comödie, die gespielt war, abgefaßt in den besten Formen des Römischen Rechtes, daß der beste Advokat in Rom nichts dagegen hätte einwenden können. Nach diesem Erfolge begab sich Calpurnius nach Rom, um die neuen Consulwahlen abzuhalten.

Als die Kunde von diesen Ereignissen nach Rom gelangte, war die Aufregung aller Gemüther dieselbe, Dank der belehrenden Reden des Memmius, welcher die Aufmerksamkeit des Volkes nach Afrika und auf das Benehmen des Senats und seiner Parteigänger daselbst gelenkt hatte. Die Afrikanischen Händel waren in Aller Munde. Das Volk war entrüstet, der Senat voll Besorgniß, er war unschlüssig, ob er diese Schmach gutheißen oder Calpurnius' Beschlüsse einfach kassiren sollte. Am meisten fürchtete er, das Ansehen des Scaurus, des princeps Senatus, seines eigenen Hauptes auf's Spiel zu setzen.

Aber, da war der schreckliche Memmius, der keine Rücksichten kannte, der sich nicht scheute, jedes Ding bei seinem wirklichen Namen zu nennen. Sallustius, dem wir das Beste von den Ereignissen dieser Zeiten verdanken, erzählt uns, daß er von den vielen Reden, welche Memmius in Angelegenheiten des Jugurtha gehalten, besonders eine seinen Lesern, zu denen auch wir gehören, nicht habe vorenthalten wollen:

„Wenn nicht der Eifer für das gemeine Beste alle andern Rücksichten überwöge, so gäbe es gar vieles, das mich, ihr Quiriten, abmahnen könnte, meine Worte an euch zu richten, nämlich der Sturz der Gracchischen Partei, eure unübertreffliche Geduld, daß das Recht für nichts gilt, besonders daß die Unschuld viel mehr Gefahr als Ehre einbringt. Denn es sind nun für euch funfzehn Jahre verflossen — man ist es müde, es zu sagen — in denen ihr das Gespött für den Uebermuth einiger Wenigen gewesen seid, in denen schmachvoll und ohne Genugthuung diejenigen, welche eure Sache geführt haben, zu Grunde gegangen sind, so daß eure Thatkraft durch die lange Gleichgültigkeit, Trägheit und Gedankenlosigkeit ganz erstorben und verstorben ist, daß ihr auch jetzt nicht einmal, wo eure Feinde durch ihre eignen

Frevel sich die größten Blößen gegeben haben, euch gegen sie erhebt und die noch fürchtet, denen ihr Furcht einjagen müßtet. Ich wenigstens mag nicht die Freiheit, zu der mich mein Vater erzogen hat, Preis geben; ich werde den Versuch machen. Ob ich dies vergeblich, oder mit Erfolg thue, in eure Hände ist es gelegt, welchen Ausgang dieser Versuch hat. Ich rathe euch keineswegs, wie dies oft unsere Vorfahren gethan, daß ihr mit Waffengewalt eine Abstellung eurer Rechtsbeschädigungen erzwingt. Vielmehr ist es nothwendig, daß eure Gegner durch ihre eigne Handlungsweise selbst in ihr Verderben rennen. Als Ti. Gracchus umgebracht war, von dem sie sagten, er hätte sich zum König machen wollen, wurden gegen die Plebejer Hochverrathsprocesse in Menge angestrengt. Als dann C. Gracchus und M. Fulvius ermordet waren, da wurden ebenfalls Viele von eurem Stande im Kerker getödtet. Aber heißt denn das, die Hand nach der Königskrone ausstrecken, wenn man dem Volke das, was ihm von Rechtswegen zusteht, wieder giebt? Soll das, was nur mit Vergießung von Bürgerblut ausgerichtet werden kann, zu Recht bestehen? In früheren Jahren ertrugt ihr mit stillem Unwillen, daß der Schatz geplündert, fremde Könige und freie Völker den wenigen Adligen Steuern zahlten, welche dann die Inhaber, die alleinigen Inhaber von Ruhm und Reichthum waren. Allen solchen Frevel gewagt zu haben, war ihnen noch lange nicht genug; unser altes Römerrecht, eure Hoheit als Urquell desselben, göttliche und menschliche Satzungen haben sie den Feinden des Römischen Namens verrathen ihres schnöden Vortheils wegen. Aber die, welche solches thaten, fühlen weder Scham noch Reue, sie stolziren vor euch einher und brüsten sich als Inhaber von Priesterthümern, Consulaten und gar Triumphalinsignien, da sie doch kein Ehren- sondern ein Raubgewinn sind.

„Sogar für Geld erkaufte Knechte setzen sich gegen ihre Herren zur Wehr, und ihr, Quiriten, die ihr als Gebieter geboren seid, ertragt mit Gleichmuth solche Knechtschaft? Aber was sind denn die Leute, welche sich des gemeinen Wesens auf eigne Hand bemächtigt haben? Es sind Menschen mit allen Verbrechen beladen, ihre Hände kleben von Blut, sie sind eben so schuldig als hassenswerth, ihre Habsucht ist unermeßlich, ihnen dienen Treu und Glauben, Anstand, Frömmigkeit, Ehre und Unehre, aber nur dazu, um schnöden Gewinn daraus zu machen. Einigen diente der Mord von Volkstribunen, Andern ungerecht verhängte Hochverrathsprocesse, andern gegen euch mit Mord gewüthet zu haben, zum Schutz und Schirm. So ist wer das meiste Böse gethan hat, am sichersten. Die Furcht wegen ihres Verbrechens haben sie vertrauend auf eure Schlaffheit gewälzt und dadurch kompensirt. Ihre Verbindung, wird durch die gemeinsame Begierde, den gemeinsamen Haß, die gemeinsame Furcht zusammen gehalten. Was die Guten

zur Freundschaft verbindet, das bindet die Bösen in staatsgefährliche Sonderbund-Gemeinschaft. Wäret ihr ebenso bedacht auf die Freiheit als jene auf die Herrschaft, wahrlich es würde, so wie jetzt, weder die Republik verwüstet, noch wäre die Macht statt bei den Besten bei den Verwegensten. Unsre Vorfahren sind, um ihr Recht und ihre Selbstständigkeit zu begründen, zweimal von Haus und Hof gezogen und haben den Aventinischen Berg bezogen, um auf demselben wie auf ihrer festen Burg dem Senat und seinen Anhängern zu trotzen. So errangen sie ihre Freiheit. Ihr habt sie von ihnen ererbt und macht keine Anstalt, sie zu behaupten, da es doch weit schmählicher ist, sein Eigenthum zu verlieren, als den Wunsch nach Eigenthum nicht zu erreichen. Aber es möchte jemand sagen, was ist denn nun deine Meinung, soll man mit allen Kräften gegen die vorgehen, welche die Republik verrathen haben? Ich sage ja, aber nicht mit gewaffneter Hand, sondern im Wege Rechtens, durch gerichtliche Proceßführung und besonders mit Hülfe der eignen Geständnisse des Jugurtha über die Praktiken seiner Helfershelfer. Hat er sich wirklich, wie angegeben wird, auf Gnade und Ungnade dem Römischen Volke übergeben, so wird er euren Befehlen gehorsamen. Verachtet er sie, nun dann seid ihr völlig im Klaren, was diese seine Ergebung ohne alle Bedingungen zu bedeuten hat, und ihr begreift, daß es nur eine Komödie gewesen, die euch eure Würdenträger in Afrika aufgespielt haben, um ihm Strafloſigkeit für seine Vergehen zu verschaffen und ihnen Reichthümer, der Römischen Republik aber Schmach und Schande — ihr müßtet denn Sehnsucht haben, in jenen paradisischen Staatszuständen ferner zu leben, wo Königreiche, Provinzen, Gesetz und Recht und Gericht, Krieg und Frieden, die Entscheidungen über göttliche und menschliche Dinge in der Hand der wenigen Privilegirten des Adels und Senats lagen, ihr aber, das Römische Volk, welches alle seine zahlreichen Feinde heldenmüthig besiegt hat, thatsächlich in Knechtschaft lebtet. Ich achte es zwar für die größte Schmach, wenn ein Mann eine ihm angethane Beleidigung nicht rächt. Indeß wäre es kein so großer Schaden, wenn ihr selbst diesen ruchloſesten Menschen Verzeihung angedeihen ließet, in Anbetracht, daß sie eure Mitbürger sind. Indeß glaube ich, daß dieses Mitleid sehr übel angebracht wäre, da mit der Verzeihung begangener Unthaten ihr durchaus gar keine Gewähr und Sicherheit gewinnen würdet, daß dieselben Menschen ihre Frevel nicht, wenn ihnen die Gelegenheit günstig wäre, sogleich wiederholten, ihr also in beständiger Furcht schweben müßtet, entweder in Knechtschaft zu gerathen oder mit gewaltsamen Maßregeln euch derselben zu entziehen. Denn was habt ihr denn für Aussichten, daß Treue und Glauben und Eintracht von euren Feinden bewahrt werden? Jene wollen herrschen, ihr wollt frei sein, sie das Recht kränken, ihr dies verhindern. Sie bedienen sich unserer

Feinde als Bundesgenossen, behandeln unsere Bundesgenossen als Feinde. Ist es möglich, daß bei so völlig entgegengesetzten Ansichten von Friede und Freundschaft die Rede sein kann? Deshalb mahne und rathe ich euch dringend, lasset solche Vergehen nicht ungestraft bleiben. Es handelt sich hier nicht um Beraubungen des Staatsschatzes oder der Bundesgenossen, Dinge, an die wir schon als alltägliche gewöhnt worden, wie scheußlich sie auch sind. Aber dem grimmigsten Feinde ist die Oberregierung des Senats (auctoritas) verrathen, verrathen eure eigene Souveränetät (imperium). Im Ausland und in der Heimath ist alles für Geld zu haben gewesen. Wenn dies nicht untersucht und die Schuldigen bestraft werden, so ist nur übrig, daß wir ihnen fortan unterthänig leben und sie die Macht haben als neue Könige. Denn das heißt König sein, ungestraft, was beliebt, thun. Ich gehe zwar nicht so weit, daß ich mich freue, daß jene sich so weit vergangen haben, aber ich warne euch, ihnen Verzeihung zu gewähren. Nehmlich in der Politik ist besser Gutes als Böses zu vergessen. Denn der Gute läßt im schlimmsten Falle nur nach in seinen Bemühungen, aber der Böse wird desto eifriger."

Es war die Hauptrede des Memmius, umgeben von vielem anderen, welche uns Sallustius, wie nach seinen Worten angenommen werden muß, im Wesentlichen treu mitgetheilt hat, in welcher er als ein treuer Schüler der Gracchen erscheint. Und er setzte in der That beim Volke völlig seinen Plan durch.

Es wurde beschlossen, daß L. Cassius, welcher damals Prätor war, an Jugurtha abgesendet wurde, der ihn aufforderte, nach Rom zu kommen, unter dem feierlichen Versprechen, daß ihm kein Haar gekrümmt werden sollte. Verlangt wurde nur von ihm, daß er in dem Proceß, den gegen die bisherigen Leiter des Afrikanischen Krieges Memmius beabsichtigte, gewisse Auskunften gäbe über die Verhandlungen, die zwischen ihm und jenen gepflogen wären. Memmius war der sichersten Ueberzeugung, daß er durch diese Aussagen des Jugurtha die eigentlichen Hauptverräther des Römischen Staatswesens, namentlich den schlauesten Fuchs von ihnen allen, den tugendhaften Obmann des Senats, den M. Scaurus, würde zur Rechenschaft ziehen können.

Der Plan war sehr wohl ersonnen. Denn bei dem Schrecken, durch welchen diese Maßregel die sich schuldig fühlende Senatspartei lähmte und gegen welche auch Jugurtha mit aller seiner Numidischen Gewandtheit keinen Ausweg fand, mußte er sich wohl darein finden, die Römerfahrt anzutreten, als ihn Cassius verwarnte, er möchte doch lieber zu seinem eigenen Besten die Gnade des Römischen Volks, die ihm geboten würde, annehmen, statt dessen Gewaltmaßregeln durch Trotz gegen sich herausfordern. Cassius

versicherte ihm dabei, daß er selber sich dann für seine persönliche Sicherheit verbürge, und Cassius Gewicht war in der That damals so groß, daß Jugurtha sich ihm völlig unbesorgt anvertrauen konnte.

So erschien Jugurtha in Rom, entkleidet von seiner königlichen äußeren Erscheinung, in der Rolle eines Verzeihung bedürftigen, besiegten, sich auf die Gnade des Römischen Volks berufenden, von seiner Höhe gefallenen Mannes.

Aber dieser elende Mann hatte doch noch immer seine Freunde und Geld genug, sich neue mit dem Rathe seiner alten zu verschaffen. So gelang es ihm und der ihm verbündeten Partei in Rom, nicht mehr bloß in den Kreisen des Senats zu wühlen, deren er sicher war, sondern in denen der mächtigen Plebejer, von denen ihm unter der Führung des Memmius die größte Gefahr drohte. Durch Numidisches Gold gelang es, einen Kollegen dieses furchtbaren Memmius, den Volkstribunen C. Baebius, zu gewinnen. Als Memmius die Volksversammlung berufen, seine Rede gehalten, die das Volk auf das Aeußerste erregt in Haß gegen die Uebelthäter des Senats und vor Allem gegen den intellectuellen Urheber aller dieser Wirren, so daß sich ein Geschrei erhob, man solle ihn gleich in Fesseln legen und nach löblicher Gewohnheit der Vorfahren mit ihm verfahren, das heißt ihm das Leben nehmen, da gebot Memmius, dem an Jugurtha's Tode wenig, aber an dem Ruin des Scaurus und seiner Anhänger sehr viel lag, dem Volke Stillschweigen und forderte Jugurtha auf, seine Fragen, die er ihm vorlegte, zu beantworten vor allem Volke. Diese Antworten sollten beiläufig ihn selber, hauptsächlich aber heimische Verräther vernichten. Es war der Moment der Entscheidung, als Jugurtha von Memmius das Wort erhalten hatte. Als der Numidische König sich anschickte, zum Römischen Volke zu sprechen, da ertönte plötzlich laut die Stimme des Baebius, welcher kraft seines tribunicischen Veto dem Numidierkönig Schweigen auferlegte, der sich — wie gerne — den Mund verschließen ließ.

Das nun sich erhebende Toben und Wüthen des Volks und seiner Kollegen kümmerte den Baebius wenig, er ertrug es mit eherner Stirne, und Memmius sah zu seinem Aerger ein, daß hierdurch alle seine Pläne gekreuzt und Baebius seinem Proceß unüberwindlichen Stillestand geboten hatte.

Damit war aber der Beweis geliefert, daß nicht nur die vornehmen Leute, der Senat, sondern auch das Volk in seinen wirksamsten Organen eil, daß nicht etwas, sondern Alles vom Senat, Consul und Tribunen herab bis zum gemeinen Mann faul war im Staate Rom, und Jugurtha konnte wieder Hoffnung schöpfen und mit seiner alten Politik der Bestechung zufrieden sein.

Aber der Senat verhandelte noch immer über die Kriegs- und Friedensangelegenheiten Numidiens und Keiner betrieb sie eifriger als Spurius

Albinus, der Consul des folgenden Jahres. In der Hoffnung auf Erfolg begünstigte und lockte er auch mit glänzenden Versprechungen den Numidischen Prinzen Massiva, einen Vetter Hiempsals und Adherbals, Sohn des Golussa und Enkel des Masinissa, der in Rom lebte, Ansprüche auf das Numidische Königreich zu erheben.

Es war die gefährlichste Drohung für Jugurtha. Ihm war es gelungen, mit vieler Gefahr und glücklichem Erfolge sich seiner beiden Adoptivbrüder zu entledigen. Sollten seine — wie er glaubte — in Erfüllung gegangenen Hoffnungen an einem neuen Prätendenten stranden? Er war keinen Augenblick zweifelhaft, was ihm zu thun obliege. Auch Massiva, da er sich ihm in den Weg gestellt, mußte aus diesem Wege fortgeräumt werden, und sogleich schritt er zur Ausführung seines Entschlusses. Bomilkar, sein vertrautester Diener, wurde damit beauftragt. Für Geld waren zur Ausführung der That in Rom Leute genug zu haben, und so bezahlte Massiva seinen thörichten Ehrgeiz mit dem Leben.

Aber zum Unglück für Jugurtha wurde einer der Mörder auf frischer That ergriffen und nannte als seinen Auftraggeber den Bomilkar, der eben nur deßhalb nicht festgenommen wurde, weil er eine bedeutende Summe als Sicherheit niederlegte, in der Form, daß sich fünfzig Bürger für ihn verwendeten. Natürlich war auch dies Jugurthinisches Geld, wie jeder in Rom begriff, der wußte, daß Bomilkar die rechte Hand seines Herrn war. Als aber Bomilkar vor dem Gerichtstermin heimlich zu Schiff nach Afrika von dannen ging und die große Versicherungssumme seiner Freiheit preisgab, da mußte es auch dem Blödesten einleuchten, daß Jugurtha selbst den Mord seines Anverwandten befohlen, und der Senat sah sich dadurch fast gezwungen, einzuschreiten, indem er ihn von Italien auswies, immer noch mild genug, da er das ihm versprochene freie Geleit so frevelhaft gebrochen hatte. Hiermit war jede Brücke zwischen ihm und Rom abgebrochen und der Kampf auf Leben und Tod mußte beginnen.

Also reiste Jugurtha ab, wohl selber verwundert, so leichten Kaufs aus der Höhle des Löwen entkommen zu sein. Denn so lange er noch im Horizont der Stadt Rom war, blickte er sich öfters nach ihr um, und sagte endlich: Käufliche Stadt, die schnell zu Grunde gehen wird, wenn sich der Käufer findet!

Jugurtha kannte die Zustände Roms nicht schlecht. Er glaubte Ursache zu haben, sich seiner Erfolge zu freuen und heiter in die Zukunft zu blicken. Denn wie diese Zustände in Rom waren, so waren sie nicht minder für ihn günstig im Römischen Heere in Afrika. Denn in diesem hatte man gelernt von den Feldherren, die ihm früher geboten hatten. Warum sollten nicht die höchsten, sogar die niedrigsten Officiere Lust bekommen, ihren Oberfeld-

herrn in den Fußtapfen nachzugehen, weßhalb sollten sie sich nicht von Jugurtha für ihre Unthätigkeit im Kriege, wenn auch nicht so große, doch immer sehr angenehme Geldbeutel schenken lassen, wozu der Numidische König immer bereit war?

Dieser Auflösung aller Disciplin im Römischen Heere sollte nun der Consul Albinus, der mit seiner thörichten Diplomatie dem unglücklichen Massiva den Tod verschafft hatte, entgegentreten. (644 d. St. 111 v. Chr.)

Aber was konnte der Consul in solchen Zuständen zu Wege bringen? Wie froh war er daher, daß ihm Jugurtha für diese unwillkührliche Waffenruhe namhafte Geldgeschenke zusandte, welche dankend empfangen wurden, was freilich von Andern in Abrede gestellt wird. Vielleicht haben sie Recht und Albinus war unschuldig. Aber als er die Consularwahlen in Rom abzuhalten von Afrika abreisen mußte, hatte er nichts ausgerichtet und seinem Bruder Aulus als Proprätor den Oberbefehl über das Heer übergeben.

Aber auch diesen bethörte die Sucht nach Schätzen, die Krankheit seines Zeitalters und seines Standes, wenn auch in anderer Weise als bisher.

Er beschloß der Unthätigkeit des Heeres eine Ende zu machen und gegen Jugurtha die Offensive zu ergreifen. Mit einem Schlage, durch einen kühnen Feldzug gegen das Kastell in der Wüste, wo des Königs Schätze lagen, wollte er ihm diese abnehmen und ihm dadurch plötzlich die Sehnen seiner Kraft durchschneiden.

An sich war der Plan so übel nicht. Denn war auch die Jahreszeit schon vorgerückt, was man später tadelte, so mußte die Unternehmung in der heißen Jahreszeit doch noch viel schwieriger werden. Nur der allgemeine Zustand des Heeres, welches noch nicht wieder von der alten Römischen Disciplin durchdrungen war, war ein Haupthinderniß des Gelingens. Es erschien vor Suthul (heut Suelma) und die Belagerung begann. Aber sie zog sich in die Länge, da der Ort sehr fest war und Jugurtha persönlich die Vertheidigung leitete. Als er alles sicher gestellt, zog er mit seinen Truppen in das Innere des Wüstenlandes ab.

Der Proprätor, welcher die Uneinnehmbarkeit des Kastells sah, der seinen Gegner in seiner Nähe gehabt, wie den schatzhütenden Drachen, glaubte jetzt auf ihn stoßen zu müssen als den Schlüsselinhaber des Schatzes und stürzte sich mit dem Heere ihm nach, ganz nach Jugurtha's Wunsch. Er hatte sehr verständig den Ort gewählt, wo er sich von Aulus Posthumius Albinus einholen lassen wollte.

Die vom schwierigen Marsche ermüdeten Römer ließen sich durch einen mächtigen Angriff auf ihr Lager von Jugurtha überraschen. Da zeigte sich die Entartung des Römerheers. Das Siegesbewußtsein war ihm abhanden

gekommen und paniſcher Schrecken griff um ſich. Alles floh und Jugurtha erblickte ſich als Eroberer des Römerlagers.

Das Römiſche Heer war aufgelöſt in einen willenloſen Haufen, den Jugurtha wie eine Schaafheerde vor ſich hertrieb, bis er es wieder an paſſender Stelle ſo in die Enge getrieben, daß es wie in einer Sackgaſſe nicht ein und aus konnte.

Da erſchien es noch wie eine Großmuth des Numidiſchen Wüſtenkönigs, daß er es nicht vernichtete, ſondern abziehen ließ unter der Bedingung, daß es ſchleunigſt den Boden ſeines Reiches räumte. Es war eine Antwort auf ſeine eigene Ausweiſung aus Rom und Italien nach Maſſiva's Ermordung.

Und ſo völlig fühlte er ſich als Sieger, daß er noch bitteren Hohn und Spott als grimmigen Zuſatz ſeines befriedigten — jedoch verfrühten — Rachegefühls die Beſiegten empfinden ließ. Jugurtha war in der Römiſchen Geſchichte wohl bewandert, beſonders in der von ihm ſelbſt erlebten, vor dem Hiſpaniſchen Numantia. Da hatte er von der altitaliſchen Rechts- und Kriegsgewohnheit vernommen, wie Beſiegte zur Schmach unter dem Galgen — sub jugo — hindurchkriechen mußten, als verſtändliche Andeutung, daß dieſe Krieger nur aus beſonderer Gnade den verdienten Galgentod nicht erlitten hätten. Eine größere Schmach für Rom ließ ſich nicht erdenken, als daß ein Barbar, deſſen Geſchlecht es nach Karthogos Zerſtörung zu ſeiner jetzigen Stellung erhoben, jetzt die ſchmachvollſten Italiſchen Kriegs- und Friedensbedingungen über Römer verhängte. Rom war aber doch im Beſitz von ſo vielen, obgleich ſchlafenden Kräften, daß eine ſo ſchmachvolle Nachricht ſie wachrufen mußte. Das Erſte war ein Wuthſchrei des Volks über nichtswürdige Regierung, und das war richtig, und der Senat hatte ſo viel Reſpekt aus der Erfahrung von dieſem Wuthſchnauben des Volkes, daß er ſtillſchweigend darüber mit ſich einig war, daß etwas geſchehen müſſe, um den Aufruhr des Volkszemüths zu beſänftigen, und ſollte es auch ſeine Beſten als Opfer koſten. Denn es gab jetzt wieder einmal ſeit den Zeiten der Gracchen eine Exiſtenzfrage. Zum Organ derſelben hatte ſich der Tribun Mamilius gemacht, der eine mit tauſendſtimmiger Zubilligung des Volks zum Geſetz erhobene Beſtimmung ins Leben rief, nach welcher eine hohe Gerichtscommiſſion ernannt wurde, welche die Frevel der regierenden Obrigkeiten in den Jugurthiniſchen Angelegenheiten zur Rechenſchaft ziehen ſollte.

Der Senat war plötzlich ſehr ſchmiegſam für die öffentliche Meinung und ging mit faſt enthuſiaſtiſcher Stimmung auf die Wünſche des Mamilius ein und zum Haupt der von dieſem erkorenen Senatscommiſſion wußte ſich Scaurus zu machen, der Mann, an deſſen Fingern die goldenen Errungenſchaften des

Jugurthinischen Krieges klebten, welche er aber so schlau zu erwerben gewußt hatte, daß ihm kein Makel dabei nachgewiesen werden konnte.

Der sonst nachgiebige und milde Scaurus war jetzt als Vorsitzender der hohen Untersuchungscommission in einen grimmigen, unbarmherzigen Inquisitionsrichter verwandelt, und er verurtheilte mit starrem Auge eine Anzahl der vornehmsten Männer des Staates zu Elend und Verbannung wegen Vergehen, die er eigentlich selbst, wenn auch mit so großer Vorsicht, begangen hatte, daß ihm darüber nichts officiell zur Last gelegt werden konnte. Der Zorn der sittlichen Entrüstung entledigte sich durch den Blitzstrahl der hohen Commission auf den Häuptern der Männer, welche der Haß des Volkes zu Opfern ausgewählt hatte. Er traf C. Bestia, den vielleicht ganz unschuldigen Spurius Albinus und vor allen andern als Schlachtopfer den allgemein wegen des Mordes an C. Gracchus vom Volk gehaßten Opimius. Sie alle wurden ins Elend vertrieben. Opimius selbst hat seine Vaterstadt, den Schauplatz seiner Thaten zum Nutzen der aristokratischen Partei, niemals wieder mit Augen gesehen, er starb in Brundisium als Verbannter zum ewigen Vorwurf seiner feigen Standesgenossen, denen er durch seine freilich ruchlose That an C. Gracchus das Leben gerettet hatte und bei ihnen jetzt als Märtyrer in treuem Andenken bewahrt wurde.

Mit diesen drei Opfern, welche die Aristokratie dem wuthschnaubenden Volke preisgab, war dessen Rachedurst gestillt. Es war ein stilles Einverständniß der Senatspartei, eine Tragi-Comödie aufzuführen, in welcher der vornehmste Bösewicht und Edelmann, der princeps des Senats, Scaurus als Schauspieldirector und Haupttugendheld die Hauptrolle spielte, um die vom Volke Proscribirten, die in den vollen Glutschein seines auflodernden Hasses getreten waren, mit den elegantesten Rechtsformen zu Grunde zu richten.

Das Volk war entzückt über die altrömische Gerechtigkeit des Senats, bei dem auch für die Vornehmsten und Größten kein Ansehen der Person, sondern völlige Rücksichtslosigkeit statt fand. Der Senat war dadurch in der Volksmeinung retablirt und es wurde ihm die weitere Ausführung der kriegerischen Maßregeln gegen Jugurtha vertrauensvoll überlassen.

Der neue Consul, welchem der Krieg in Afrika vom Senat übertragen wurde, Q. Metellus, gehörte einer der vornehmsten Familien an. Sie war damals auch zugleich eine der mächtigsten. Denn seit einem Vierteljahrhundert hatte sie ohne Unterbrechung die höchsten Staatsämter durch ihre Mitglieder besetzt, ohne daß man doch einen von ihnen hätte nennen können, der sich durch besondere Geistesgaben ausgezeichnet hätte. Quintus, der Consul, war ein echter Aristokrat, sein Parteiinteresse war ihm Lebenszweck, wofür er wie Opimius die äußersten Gewaltmaßregeln beschlossen und durchgeführt hätte, wenn die Noth des Augenblicks ihm dazu Gelegenheit geboten,

was glücklicherweise für ihn nicht geschah. Aber sonst war er ein ehrlicher Mann, der sich durch Geld niemals hätte zur Aenderung seiner Beschlüsse und Thaten bewegen lassen. Und insofern war seine Wahl für den Afrikanischen Feldzug untadelhaft. Er war außerdem ein tüchtiger Militär, und darin bestand sein Lebenshandwerk. Aber da hörten auch seine Adelsvorurtheile auf. Er sah bloß auf den tüchtigen Officier und nicht auf seinen Stammbaum, denn er wußte daß der Erfolg des Heeres nicht der der Officiere, sondern der des Kriegsherrn sein würde, und daß die Officiere mit untergeordneten Belohnungen befriedigt würden. Deßhalb stand er gar nicht an, die bewährten plebejischen Officiere C. Marius und P. Rutilius Rufus zu berufen und zu seinen Legaten (Divisionsgeneralen) zu ernennen. Er wußte, daß sich die Leute, die sich vom gemeinen Soldaten heraufgeschwungen hatten, vorzüglich darin bewandert waren, dem gemeinen Mann zu imponiren. Denn nur durch diese Eigenschaft hatten sie sich über ihn emporschwingen können. Aber gerade durch diese Eigenschaft sollten sie ihm das Heer wieder in die Fugen der Disciplin bringen, ohne welche keine militärischen Erfolge denkbar waren. Denn diese Disciplinfrage war die brennende des Römischen Heeres. Mit Schrecken erinnerte man sich, daß bei dem nächtlichen Angriff des Römischen Lagers durch Jugurtha eine ganze Cohorte Ligurer, die er bestochen, zu ihm übergegangen war; sie gedachten vielleicht noch der Landung Hasdrubals, bei Genua in ihrer Heimath, der doch auch ein Afrikaner war — nebst zwei thrakischen Schwadronen, und noch schrecklicher, daß der Centurio primi pili tertiae legionis (der Oberstlieutenant des dritten Regiments) für schnödes Geld die Lagerwallpforte, welche er zu vertheidigen verpflichtet war, dem Feinde des Vaterlandes geöffnet hatte, wodurch die ganze Katastrophe des Römischen Heeres ermöglicht war.

Das Afrikanische Heer war also unbrauchbar, es mußte neu organisirt werden und das leisteten die beiden plebejischen Legaten als grimmige Exerciermeister und Instructoren in kürzester Zeit. Das Heer, welches in Folge des später vom Senat vernichteten Friedenstraktats des Aulus Albinus mit Jugurtha in zehn Tagen Numidien hatte verlassen müssen und, nach der Provinz Afrika retirirt, für diese zur Landplage geworden, nahm jetzt allmälig durch unsägliche Mühe und Arbeit der beiden plebejischen Generale wieder die Physiognomie einer civilisirten Armee an. Denn die entarteten Römischen Soldaten hatten von ihren Standquartieren einfach Razzias in die Umgegend gemacht und sie geplündert, um sich das Leben bequem zu machen.

So viel mußte gearbeitet werden, um das Heer wieder tüchtig zum Felddienst zu machen und auch der Oberfeldherr ließ es an Arbeit nicht

fehlen durch immer neue anbefohlene Märsche, Lageränderungen und Manöver.

Jugurtha, der aus dem Römischen Lager nicht minder als aus Rom selbst durch die Depeschen seiner Freunde unterrichtet wurde über die neue Behandlung des Afrikanischen Krieges von Römischer Seite, sah auf dieselbe keineswegs zufriedenen Gemüths. Er begriff, daß sein Finanzkrieg gegen Rom, der immer für ihn so segensreich gewesen, jetzt nicht mehr zeitgemäß sei und bequemte sich, Gesandte an Metellus abzusenden mit dem Auftrag, er wolle sich dem Römischen Volk auf Gnade und Ungnade unterwerfen, natürlich mit unzähligen Hinterhalten, die erst dann hervortreten sollten, wenn dieser sein Vorschlag mißlungen wäre. Metellus brauchte sich nicht der Punica Fides, der Karthagischen Treue und Glauben, zu erinnern, welche für die Römer stets die Bedeutung von Untreue und Unglaubhaftigkeit gehabt, und sich nun auf eine Numidica Fides beschränkt hatte, um sich zu ängstigen. Er wußte gar zu wohl, was es, wie mit Karthago's, so mit Jugurtha's Kriegslisten, für eine Bewandtniß habe. Er griff gerade zu und machte den Gesandten den Vorschlag, sie sollten dafür sorgen, daß Jugurtha lebend oder todt den Römern überliefert würde. Heimlich und im Gespräch mit jedem Einzelnen, hatte er schon diesen Antrag gestellt, officiell lautete seine Antwort an den König freilich anders, sie war unbestimmt und hinausschiebend, sie ließ ihn hoffen, aber gewährte keine Sicherheiten. Metellus suchte dieser Forderung dadurch Nachdruck zu geben, daß er mit seinem Heere von der Provinz aus in das Numidische Königreich eindrang.

Bei diesem Vormarsch in das Numidische Gebiet fand Metellus das Land in tiefem Frieden. Dörfer und Städte waren von ihren Einwohnern nicht verlassen und sie stellten sich zur Disposition des Metellus, wie sie sagten, auf ausdrücklichen Befehl des Jugurtha, zu seiner Verfügung für alle und jede Armeelieferung. Metellus fand auch nicht die Spur eines Widerstandes.

Aber Metellus kannte zu wohl aus langjähriger Beobachtung seinen Gegner. Er war auf seiner Hut und ließ das Heer sich vorwärts bewegen in strengster Kriegsordnung, als wenn es sogleich zum Schlagen kommen sollte.

Jugurtha wiederholte seine Ergebenheitsversicherungen durch neue Gesandtschaften, erhielt aber dieselben unbestimmten Antworten und Metellus wiederholte dieselben Anträge an die Gesandten wegen Auslieferung des Jugurtha todt oder lebendig.

Der Krieg auf Leben und Tod schien unvermeidlich, aber die Gegner versuchten, ihm zuvorzukommen durch ein Ränke- und Intriguen-Vorspiel, Metellus, indem er, als Gegenbild des Fabricius, Mörder für seinen Feind zu dingen versuchte, Jugurtha, indem er durch erheuchelte Ergebenheit Zeit

zu gewinnen hoffte, ſich ins Klare zu bringen über die Abſichten des Metellus, und ſich zu rüſten.

Metellus ließ ihn darüber nicht lange in Zweifel. Er marſchirte vorwärts und warf in die Stadt Vaga, den Lieblingsſitz Römiſcher und Italiſcher Kaufleute — Jugurtha mochte ſie mit Recht die Blutſauger ſeines Landes nennen — die ihn mit offenen Armen empfingen, eine Römiſche Beſatzung. Er hatte damit einen ſichern Anker für ſeine Kriegsfahrt geworfen und Jugurtha empfand den Verluſt dieſer Stadt im Herzen ſeines Landes ſo tief, daß er — nach Vergleichung der Depeſchen des Metellus mit den Verhandlungen ſeiner Geſandten plötzlich entſchloſſen war, die Maske abzuwerfen und den offenen Krieg zu beginnen. Und für die Tüchtigkeit und nationale Angemeſſenheit des Regiments des Königs ſpricht es, daß auf die Anträge des Metellus, Mörder gegen ihn zu gewinnen, ſich auch nicht einer fand. Jugurtha galt in ſeinem Volke immer noch als der hochverehrte Fürſt und nationale Wohlthäter.

Die Söhne des Landes ſtrömten ſeinem Heere mit Begeiſterung entgegen und er ſammelte ſie in einem Gebirgsterrain nahe dem obern Laufe des Fluſſes Suthul, an welchem die Römer, um ihren und ihrer Thiere Durſt löſchen zu können, in dem waſſerarmen Lande aufwärts zogen. Der Standpunkt des Jugurtha war ſehr geſchickt gewählt, denn das Römerheer mußte dieſes Gebirgsgebiet wie einen Paß überſchreiten.

Als die Römer den Berg zu überſchreiten begannen, der dürr und quellenlos nur beſtanden war mit einem niedrigen Buſchwerk, wie es der ſandige, ſteinige und trockene Boden nothdürftig aufwachſen läßt, als Gegenbild des Knieholzes der hohen nordiſchen Gebirge, dort, wo das Gebirge am Fluß auslief in die Ebene, ſtand Bomilkar mit ſeiner Diviſion und 44 Elephanten, auf den Höhen Jugurtha mit dem Heere und der leichten Reiterei, die Pferde nur halb verdeckt durch das dürftige Buſchwerk, welche die Römer bald gewahr wurden. Hier begann ein Doppelkampf, der bis in die Nacht währte. Bomilkar's Elephanten lagen am Ende deſſelben, 40 an der Zahl, auf dem Felde der Ehre todt und nur 4 wurden lebendig gefangen. Die menſchliche Bedienung dieſer animaliſchen Artillerie, entkam auf gut Numidiſch mit heiler Haut durch die Flucht. Schlimmer war das Gefecht mit den Truppen des Jugurtha ſelbſt geweſen. Hier hatte der Kampf lange hin und hergeſchwankt, beſonders durch die furchtbare Waffe der Numidiſchen Reiter, ſchon ſeit Hannibal's Zeiten der Schrecken der Römer, die mit ihrem plötzlichen Anprall, mit ihren ferntragenden Geſchoſſen Tod und Verwirrung in die Reihen der Feinde trugen. Endlich aber waren ſie ermüdet an der feſten Haltung der Legionen, und Metellus hatte die augenblickliche Waffenruhe benutzt, das Heer an den Fluß zu ziehen und ein Lager zu ſchlagen.

Tief in der Nacht nahten sich demselben die Sieger über die Elephanten des Bomilkar und fast wäre hier ein schrecklicher Bruderkampf entstanden, weil man Anfangs glaubte, die Numidier vor sich zu haben, die einen nächtlichen Ueberfall versuchten.

Desto größer war die Freude, als sich die Landsleute erkannten, da es noch Zeit war. Jugurtha war, wenn auch nicht völlig besiegt, wie die nächtliche Furcht der Römer vor ihm zeigt, aber doch nachdrücklich und mit Verlust seiner Elephanten zurückgewiesen. Aber Jugurtha hatte nur durch die überlegene Kraft der Römischen Legionen über die schwächer organisirten Numidischen Fußvölker, nicht durch strategische Fehler den Kürzeren gezogen.

Er gab es jetzt auf, große Schlachten zu schlagen und ließ die Mehrzahl seines Heeres sich in die Heimath verlaufen und beschloß, fortan nur einen Guerillakrieg zu führen. Er hatte dabei den Vortheil, daß ihm die verlorene Doppelschlacht in der Meinung des Numidischen Volkes gar nichts schadete. Denn seit der Besiegung des Aulus Albinus, seit dem Tage, wo er das Römerheer durch das Joch kriechen ließ, war er der Mann, auf den sich sein Volk blind verließ und als er die zusammenberufenen Milizen in ihre Heimath entließ, gingen sie dankbar von dannen im Vertrauen auf seine höhere Staats- und Kriegsweisheit. Er konnte sicher darauf rechnen, daß sie wieder kommen würden, sobald er sie riefe. So begann denn Jugurtha den lauernden Wüstenkrieg gegen die Römer, welche nun das mühsame Geschäft hatten, das scheinbare widerstandlose Numidien nach und nach zu besetzen. Es geschah dies mit zwei Heerhaufen, der eine unter Metellus, der andere unter Marius. Der Eroberungszug gelang überall. Widerstandlos wurden Land und Leute verwüstet und geplündert. Erst vor den Thoren von Zama, alten Andenkens von Hannibal her, der hier seine letzte Schlacht auf Afrikanischem Boden lieferte, fanden sie ernstlichen Widerstand, unterstützt von Jugurtha selbst.

Marius, welcher eben von einer Requirirung gekommen, aus der Stadt Sicca — und zwar unverrichteter Sache, da die Bewohner durch Jugurtha's Aufforderung in voller Insurrection, ihn, der nur mit ein paar Cohorten ausgerüstet gekommen war, aus der Stadt jagten — langte noch rechtzeitig vor Zama an, um bei der Belagerung durch Metellus, die mit ungemeiner Tapferkeit ausgehalten wurde, mitwirkend einzugreifen. Denn plötzlich erschien Jugurtha mit seinem Heere zum Entsatz der Stadt und überfiel so unerwartet das Römerlager, daß es ihm gelang, in eines seiner Thore einzudringen und Furcht und Schrecken zu verbreiten. Nur vierzig kühne Römer, heißt es, hätten sich, während alles geschlafen, einer Höhe bemächtigt, und hätten dort mit Altrömischer Bravour jeden Angriff zurückgeschlagen. Metellus, von dem panischen Schrecken im Lager benachrichtigt, beschwor mit

Thränen in den Augen den Marius, die Schmach des Römischen Namens abzuwenden und gab ihm dazu den Oberbefehl über die Cohorten der Bundesgenossen. Und Marius erfüllte ehrenvoll seinen Auftrag. Er zwang Jugurtha, das Römische Lager wieder und zwar mit Verlust zu verlassen. Aber dieser hatte doch so viel Schaden angerichtet, daß Metellus begriff, er wäre mit seinen augenblicklichen Kräften nicht im Stande, die Stadt zu erobern und die Belagerung aufgab. Er ließ Besatzungen in Kastellen, die freiwillig zu ihm übergegangen und führte das Heer in die Winterquartiere der Provinz Afrika.

In der Wintermuße kam Metellus auf diplomatische Gedanken und setzte sich mit Bomilkar in Verbindung, der so viel durch seine Ermordung des Massiva in Rom auf der Römischen Kreide stehen hatte, und deßhalb in steter Furcht vor Römischer Wiedervergeltung stand

Metellus sicherte ihm in seinen Verhandlungen Strafloſigkeit zu, nach seinem alten Programm gegen Jugurtha, wenn er ihm diesen todt oder lebendig auslieferte. Bomilkar stand zwischen zwei Feuern: machte Jugurtha Frieden, so mußte er befürchten, von ihm zur Hinrichtung nach Rom ausgeliefert zu werden; folgte er Metellus nicht, so war er bei einem Siege der Römer doppelt verloren — und er war überzeugt, daß die Römer siegen würden.

Er schlug sich also auf ihre Seite, da er von seinem Herrn nichts Gutes zu erwarten hatte, aber zu seinem Unglück. Denn sein Herr, der gar einen feinen Geruch hatte, bemerkte sehr bald aus seinem Benehmen und seinen Reden, daß er die Farbe gewechselt hatte. Anfangs glaubte Jugurtha völlig den Vorstellungen des Bomilkar, der ihn mit Thränen — es waren Afrikanische Krokodilsthränen — beschwor, mit den Römern Friede zu machen zu seinem und des Herrn Besten. Jugurtha sandte deshalb seinen Gesandten an Metellus, versprach völlige Ergebung auf jede Bedingung und verlangte nur, sie von ihm zu hören. Metellus verlangte auf Rath seines Senatorischen Umstandes 200,000 Pfund vollgewichtigen Silbers, Auslieferung der Elephanten, Pferde und Waffen in hohen Zahlen. Es wurde dieser Forderung augenblicklich Folge gegeben. Aber Metellus forderte mehr, die Auslieferung der Römischen Ueberläufer. Jugurtha schwankte nicht, gebunden lieferte er sie, 3000 an der Zahl, die augenblicklich niedergemacht wurden, ihm aus, und nur wenige von ihnen retteten sich noch nach Mauritanien zum König Bocchus. Jugurtha glaubte allen Forderungen genügt zu haben.

Da forderte Metellus ihn selber auf, sich vor ihm bei der Stadt Tisdrum zu stellen.

Jetzt begriff Jugurtha, daß es nicht nur auf seinen politischen Ruin,

sondern auf sein Leben abgesehen war und augenblicklich wußte er, was er zu thun hatte. Er beschloß, trotz aller Verluste, namentlich der 200,000 Pfund Silbers, die er eingebüßt, von Neuem den Krieg. Aber in Bezug auf Bomilkar war er ganz mit sich einig, er schaffte diesen Knecht, der nicht bis ans Ende getreu gegen ihn gewesen, auf gut Numidisch durch seine Nachhülfe schnell aus der Welt.

Metellus hatte also in den Winterquartieren gegen Jugurtha ebenso vergeblich wie im Sommerfeldzug gearbeitet und Jugurtha behielt, was die Hauptsache war, seines Volkes Zustimmung und Begeisterung. Er fand es bereit für jede Anstrengung und Aufopferung zur Verdrängung des verhaßten Nationalfeindes, des frechen Eindrängers. Mit solcher Stimmung konnte Jugurtha noch Manches ausrichten.

In der Stadt Vaga brach plötzlich ein Aufstand aus (646 d. St. 108 v. Chr.) bei welchem die gesammten Römischen Einwohner über die Klinge springen mußten, nur nicht der General selber, T. Turpillius Silanus. Er allein entkam mit dem Leben, aber schimpflich, wofür ihm aber dann der Prozeß im Kriegsgericht gemacht wurde, durch das er zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Die Stadt selber wurde von Metellus zwei Tage später im Sturm genommen und ausgemordet. Aber sie erschien in der Märtyrerkrone vor den Augen des Numidischen Volkes, in der von den Römern unerreichbaren Numidischen Wüste, das seinem geliebten Gebieter, dem Rächer gegen die Römischen Peiniger zujauchzte. Jugurtha warf sich ihnen, den Beduinenstämmen, in die Arme und begann den Wüstenkrieg, den Krieg überall und nirgends. Metellus fand also im nächsten Feldzuge nirgends Feinde wo er sie suchte und überall, wo er sie nicht suchte. Es war eine unendliche Perspektive von ungewissen Guerillakämpfen ohne Zweck und Ziel. Jugurtha hatte sein Glück auf die Wüste gesetzt und da wogte der mühsame, verrätherische Kampf hin und her.

Jugurtha hatte sich in der Einöde ein Wüstenkastell erkoren, das er besonders fest glaubte, wohin er seine Familie und seine Schätze geborgen hatte, es hieß damals Thala, und zehn Meilen Wüstensand mußte man durchschreiten, um dahin zu gelangen. Im Rücken von Thala aber lag die große, unendliche Wüste.

Metellus hatte den Ort ausgekundschaftet und schreckte nicht zurück vor dem gefährlichen Marsch dahin, wo es nirgends Wasser gab, wenn es nicht in Schläuchen mitgeführt wurde, wie nach Norddeutschland in Fässern vom Fuhrmann oder auf Eisenbahnen der Wein.

Mit dieser Schlauchwasserhülfe gelangte Metellus nach Thala mit seinen Truppen unverdurstet und sogleich begann die vierzigtägige Belagerung. Denn länger dauerte sie nicht, weil der Ort doch auf so unvorhergesehene

Zufälle nicht wehrbar genug war, obgleich die Hauptkraft der Besatzung Römer bildeten, freilich übergelaufene, die sich aber um so eher zu vertheidigen Ursache hatten, weil es für sie, Metellus gegenüber, keinen Pardon gab.

Darum machten sie auch keine Versuche der Rettung, als die Römer jetzt als Sieger erschienen und verbrannten sich auf gut Numidisch und Karthagisch, nach Analogie des semitischen Moloch und des Assyrischen Sardanapal und des Ossäischen Herakles mit den ihnen anvertrauten Geldern des Jugurtha zu Staub, so daß die Römer auch hier das Nachsehen hatten.

Es war freilich ein furchtbarer Verlust für Jugurtha, nicht weniger als jene 200,000 Pfund Silbers, die er vergeblich ausgegeben, für den kargen, aber wenn es auf erfolgreiche Bestechung ankam, freigebigen Finanzmann. Indeß er jubelte doch im Herzen, wenn er bedachte, daß die Römer so ungeheure Anstrengungen um eine Hand voll Asche gemacht hatten.

Aber noch ärgerlicher war es für die Römer, daß Jugurtha seine Kinder und seine besten Schätze vor der Katastrophe gerettet hatte.

Was also war denn eigentlich Metellus gegen Jugurtha gelungen? Vorläufig gar nichts. Denn auf Jugurtha's Aufruf erhoben sich jetzt auch die freien Beduinenstämme der südlichen, unwirthbaren Wüste, die ihm niemals gehorcht hatten, aber jetzt von ihm gegen die gottverfluchten Söhne des Nordens, welche Afrika das Sklavenjoch auflegen wollten, fanatisirt waren. Jugurtha selbst wich nach Westen zu seinem Schwiegervater, dem König von Mauretanien, Bocchus. Einst hatte dieser die Freundschaft der Römer gesucht, und sie war schnöde von ihnen abgewiesen. Jetzt war sie ihnen sehr wünschenswerth, als sie ihn als Stützpunkt des Jugurthinischen Krieges erblickten. Denn Bocchus schien sich sehr ernstlich seines Numidischen Schwiegersohnes anzunehmen.

Es hatte unterdessen sich eine Reibung zwischen Metellus und seinem Unterfeldherrn Marius entwickelt, die immer heftiger und erbitterter, namentlich von des letzteren Seite wurde, in welcher Marius keineswegs von löblicher Seite erscheint. Er glaubte im Kriege bisher das Beste gethan zu haben und nicht von ferne dem gemäß belohnt zu sein. Der Lohn, den er verlangte, war die Beendigung des Krieges unter seinem Oberbefehl. Aber grade auf dasselbe glaubte Metellus die gerechtesten Ansprüche zu haben und nach altem Römischen Herkommen durfte er hoffen, daß er auch für das nächste Jahr von Rom aus als Proconsul bestätigt würde, da er bisher den Krieg mit Erfolg, ohne irgend welche Verluste geführt hatte. Für Marius gab es also nur eine Aussicht, sein Ziel zu erreichen, — diese war, für das folgende entscheidende Kriegsjahr Consul zu werden und durch das Volk den Oberbefehl in Afrika zu ertrotzen.

Marius hatte vorgearbeitet. Eingedenk seines bäuerlichen Herkommens

hatte er, als nunmehr hoher Offizier nicht verschmäht, den gemeinen Mann zu bearbeiten, ihn für sich durch allerhand Reden zu gewinnen, die eigentlich meuterisch waren. Denn es hieß darin: Metellus führe den Krieg schlecht, es könnten mit der Hälfte der Truppen unter seiner Oberleitung bessere Erfolge erzielt werden, — und er machte sich anheischig, mit ihnen in kürzester Zeit den Jugurtha zu besiegen.

Er fand mit diesen aufrührerischen Reden natürlich offene Ohren im Römischen Heer. Wie hätte es dem hohen Vorgesetzten, der sich aus der Stellung des gemeinen Mannes emporgeschwungen und immer noch so brüderlich mit ihm zu verkehren wußte, fehlen sollen, die Herzen im Heere für sich zu gewinnen. In den Soldatenbriefen nach der Heimath übertrug sich diese öffentliche Meinung des Heeres in Afrika auf die des Römischen Volks in Rom. Marius konnte glauben ihrer sicher zu sein, als er vor seinen adligen Vorgesetzten Metellus hintrat, und ihn um Urlaub bat, um sich in Rom um das Consulat zu bewerben.

Metellus, welcher natürlich darin einen unmittelbaren Eingriff auf seine eignen Pläne für den Afrikanischen Krieg erkannte, wurde dadurch tief erzürnt und antwortete: Hat denn Marius so große Eile, er wird doch mit seinen Consulatsideen warten können, bis er sie mit meinem jüngsten Sohn als Collegen verwirklicht. Dieser Sohn war aber noch nicht volle zwanzig Jahre alt und das erreichte vierzigste Jahr wurde als Grundbedingung für die Consulatscandidaten verlangt.

Man sieht den Hohn des Metellus, mit welchem er, der adlige Mann, den niedrig geborenen Emporkömmling, auf die folgenden zwanzig Jahre vertagte mit seinen zwar ehrgeizigen, aber durch wahre Verdienste wohlbegründeten Hoffnungen.

Doch Marius schluckte die tödtliche Beleidigung — die Retorsion des Metellus für seine diesem wohlbekannten Aufwiegeleien im Heere — herab und erhielt durch fortwährendes Drängen den nicht zu verweigernden Urlaub nach Rom. Aber Marius hatte jetzt nur noch zwölf Tage übrig bis zum Wahltermine in Rom, jede Minute war Gold werth. Doch er machte Feuer unter den Gurt seines Pferdes und günstige Winde schwellten die Segel seines Schiffs. Es war keine Woche verflossen und er hatte wieder das Pflaster der Stadt Rom unter den Füßen. Es gab ihm wieder frische Kräfte, wie dem griechischen Heros, wenn er im Kampf den mütterlichen Boden berührte, und die sechs übrigen Tage genügten völlig um ihm den Wahlsieg zu sichern. Sein plötzliches Erscheinen wirkte wie das Platzen einer Bombe in einem Pulverfaß. Alle Herzen waren augenblicklich vom Feuer ergriffen. Das einstimmige Wahlgeschrei war: Marius, Marius.

Denn Marius hatte so gut operirt durch seine Soldatenbriefe nach

Rom, daß er sich bloß zu zeigen braucht in der Heimath, um sogleich Aller Augen auf sich zu ziehn.

Marius wurde mit ungeheurer Majorität zum **Consul gewählt**. Es sollte das erste Consulat sein von den sechs andern, die ihm noch zu Theil wurden, dem einzigen Mann, der in den Zeiten der Republik sich als das Schooskind des Glücks nennen konnte als den C. Marius, septies Consul, als den Marius, der sieben Mal, d. i. in sieben Jahren Consul gewesen war.

Das Volk hatte also Marius, den groben Bauer aus Arpinum zum Consul gemacht, trotz aller Gegenbemühungen des Metellus, und was für ihn noch unangenehmer war, Marius wurde auch zu seinem Nachfolger im Afrikanischen Kriege gegen Jugurtha ernannt. Dadurch wurde Metellus der Ehrenpreis seiner Afrikanischen Heeresverwaltung, die glorreich gewesen — denn es fehlte nur noch ein kleiner Stoß, um Jugurtha zu vernichten — aus seinen Händen, die ihn schon darin zu haben glaubten, entwunden. Der Bauer hatte dem Edelmann den Rang abgelaufen.

Die Mittel, durch welche dies dem Bauer gelungen, waren nicht eben edel, ja zum Theil gemein. Allein Marius suchte sie wenigstens durch seine Energie und vor Allem durch seine kriegerischen und politischen Erfolge zu adeln. So ward Marius Oberfeldherr in Afrika gegen Jugurtha, obgleich der Senat dem Metellus für's dritte Jahr diese Stellung schon übergeben in feierlicher Sitzung, weil das souveräne Volk Marius den Oberbefehl zu übertragen beschloß. Sein Mitconsul L. Cassius Longinus wurde in die Provinz Gallia Narbonensis eingewiesen, wo es ihm keineswegs so gut wie seinem Collegen Marius in Afrika glückte. Denn er fiel in einen Hinterhalt der Tiguriner, aus dem ihn sein Legat (Divisionsgeneral) L. Calpurnius Piso zu befreien versuchte, aber diesen Versuch mit dem Leben bezahlte.

Der Erfolg der Römischen Waffen im Norden war also sehr ungünstig; denn die Römischen Kriegsvölker mußten sich sogar bequemen, unter dem Joche durchzukriechen, um nur ihr Leben zu retten.

Piso wurde durch die unglückliche Führung des Heeres zur Verantwortung gezogen und entging nur durch Selbstverbannung einem böseren Geschick.

Desto besser gelang es in Afrika dem Marius, welcher gegen das herkömmliche Verfahren nicht vom Senat, sondern wider das alte Verfassungsherkommen, vom Volk erkoren war zur Führung des Afrikanischen Krieges. Das hatte ihm sein Freund, der Volkstribun Mancinus durchgesetzt. Denn der Senat hatte bereits dem Metellus für ein neues Jahr den Oberbefehl in Afrika bewilligt. So wurde der andere Konsul in das südliche Gallien, die Provence, Marius nach Afrika und Metellus vom Römischen Volke nach Hause geschickt, wo er Muße hatte, darüber nachzudenken, durch

welche Fehler ihm das Oberkommando in Afrika aus den Händen entschlüpft war.

Marius hatte große Eile, wieder Afrika's Boden zu betreten, aber da waren vorher noch viele Geschäfte zu erledigen. Denn im Bewußtsein, daß er jetzt der erste Mann in Rom war, verlangte er neue Werbungen für das Heer. Er wußte, daß er sie nöthig hatte und sie wurden ihm bewilligt. Er rief in ganz Italien die alten Krieger auf, ihm zu folgen zum glorreichen Kriege und sie kamen alle. Bald waren die neuen Legionen vollzählig, oft nur durch arme Tagelöhner, die auf ihn, der selber nur als Tagelöhner seine Laufbahn begonnen, ihr Glück gestellt hatten. Und diese waren dem Konsul Marius, der wie sie vom gemeinen Soldaten angefangen, die liebsten.

Mit solchen neuen Hülfskräften erschien jetzt Marius in Afrika als Oberfeldherr, dessen Ernennung zu dieser Würde Metellus ganz unerwartet wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel zur Kenntniß gekommen war. Er verließ das Heer und beauftragte den Rutilius, es dem Marius in allerbester Form zu überliefern.

Daß Metellus daheim mit Enthusiasmus empfangen, daß ihm die Triumphalinsignien, der Zuname Numidicus (Sieger über Numidien) zuerkannt wurden, beweist, daß in Rom doch noch einiger Sinn für dessen Verdienste bei einer großen Minorität vorhanden war.

So hatte Marius den Oberbefehl in Afrika übernommen. Aber er beschloß, nicht sogleich seine jungen, ungebildeten Truppen in die Feldschlacht zu führen, um so mehr, da sich der Kriegsschauplatz auf Mauretanien, das Land des Königs Bocchus und die im Süden von Numidien wohnenden freien Gätulischen Nomadenstämme, Dank der agitatorischen Thätigkeit des Jugurtha, ausgedehnt hatte.

Marius wollte sich als kluger Feldherr sicher stellen und nicht eher angreifen, als dann, wenn er sicher wußte, daß er den Feind mit einem Schlage vernichten könnte. Schon fing das Heer an über dieses unthätige Zaudern zu murren, und das waren besonders die Anhänger des Metellus, die unwillig waren, daß fast die ganze Sommerjahreszeit, die günstige zum Handeln, ganz ohne entscheidende Handlungen verstrich. Allein Marius wußte doch als erfahrener Kriegsmann, was er wollte. Jetzt rückte er plötzlich mit dem Heere vor die Stadt Capsa, die rings umgeben von brennendem Wüstensande und trocknem Felsgestein lag. Wohin es ging, hatte er nicht einmal seinen Legionsobersten gesagt. Sie konnten es nur ahnen aus Marius Armeebefehl, das Heer sollte sich reichlich mit Korn und namentlich mit Wasservorrath versehen. So ging es in den brennenden Süden. Bei Tage wurde geruht, bei Nacht marschirt durch ein Land, welches die

dort einheimischen, ungewöhnlich zahlreichen und großen Schlangen den Römern noch besonders unheimlich machten, um nebenbei auch die unwillkommene Mission von Drachentödtern — welche die Deutschen auf dem ganzen Erdenrund mit besonderer Vorliebe übernehmen — zu erfüllen.

Der Zug durch die Wüste dauerte drei Tage und drei Nächte mit Hülfe der von Marius wohlausgewählten Afrikanischen Führer. Als sich das Heer auf ein paar Meilen Capsa genähert, ließ Marius Halt machen vor einem Bergzug, der die Legionen vor den Angegriffenen verbarg und blieb hier bis zu Tagesanbruch. Da gab er den Befehl zum Angriff. Er gelang vollständig, die Stadt wurde im Sturm genommen und alle erwachsenen Männer niedergehauen. Es war eine grausame Nothmaßregel.

Denn hätte Marius hier Gnade widerfahren lassen, so wäre sicher die an der äußersten Wüstengrenze gelegene Stadt wieder zum Feinde übergegangen.

Aber es war doch eine ziemlich erfolglose Unternehmung, die nichts ausrichtete, als das Heer wie in einem friedlichen Manöver zu üben Darauf war aber besonders Marius' Sinn gerichtet. Er wußte sehr wohl, daß auch er den Krieg nicht anders behandeln konnte als Metellus, obgleich er bei seiner Konsulatsbewerbung dem Volke in Rom das Gegentheil versichert. Aber er wollte das Heer bilden und üben, welches er vorzugsweise aus den niederen Ständen, den Proletariern, ausgehoben hatte und vor allem wollte er den Feinden einen Schrecken einjagen.

Darauf führte er das Heer vor das Kastell am Muluchafluß. Hierher hatte Jugurtha einen Theil seiner Kriegsgelder gelegt. Es lag eigentlich schon auf dem Mauretanischen Gebiet des Königs Bocchus, der Jugurtha's Schwiegervater war, und befand sich auf der Spitze eines platten Felsen. Nur ein schmaler Pfad führte hinauf. Marius beschloß dennoch, den Platz anzugreifen. Aber er fand so verzweifelte Gegenwehr, die Besatzung war so wohl versehen und kriegstüchtig, daß alle Versuche der Römer an diesem Steinpanzer des Burgberges scheiterten und Marius schon auf den Abzug dachte, da bereits die Jahreszeit stark vorgeschritten war.

Da verhalf ihm ein Ligurer zur Einnahme des Kastells, ein Kind jenes kräftigen Stammes, der die schöne Riviera di ponente, das Küstenland westlich von Genua bewohnte, der seine Entschlossenheit schon früher in diesem Kriege dadurch bezeugt hatte, daß vier Kohorten dieser Hülfsvölker kühn das Heer ihrer Unterdrücker verließen und zum Feinde übergingen, was damals gewaltige Sensation in Afrika und Rom hervorgebracht hatte.

Dieser einzelne Ligusterschwärmer war in dem dürftigen Lande auf Wasser ausgegangen, eine Quelle zu entdecken und fand eine feuchte Stelle am steilen Felsabhang, wo er einige und andere Landschnecken erblickte, als

ühliches Zeichen, daß er sich in einer Gegend befinde, die seiner eigenen eimath entsprechend wäre.

In der That aber war und ist sich noch heute Südfrankreich und Nordrika in klimatischer Beziehung sehr ähnlich, sowohl in der Landschaftsfarbe, e in den Wärmegraden, nur daß Nordafrika zuweilen grimmige Kälte erbet, während in Südfrankreich sogar die Palmen unter blauem Himmel beihen. Dieser Ligurer kroch also aufwärts an den Felsen, um seiner imischen Delikatesse, den Landschnecken, nachzujagen. In der schneckenhrenden Wasserfurche kam der Schneckensammler immer höher und höher nauf, bis er zu seiner Verwunderung unbemerkt von den feindlichen ösen auf dem Plateau der Burg anlangte und ebenso unbemerkt wieder rabstieg.

Der Ligurer hatte doch aber, trotz einem unserer modernen wissenaftlichen Reiseschneckensammler so viel Einsicht in die Wichtigkeit seiner ntdeckung, daß er Marius selbst darüber Bericht erstattete.

Dieser hieß ihn, sich unter seinen Landsleuten so viel kühne Bergsteiger suchen, wie er wollte. So erstiegen die Söhne der Seealpen an der editerranea das Afrikanische Wüstencastell, welches nun durch die nachdrinnden Römer erobert wurde, fast zur Verwunderung des Marius, welcher rum eigentlich gar kein eignes Verdienst hatte. Aber dennoch war mit esem Erfolg des Marius sehr wenig ausgerichtet. Denn auf dem Heimwege die Winterquartiere wurde er zweimal von feindlichen Schaaren überfallen.

Die erste Ueberraschung war so plötzlich, daß eigentlich das ganze ömische Heer gesprengt war und sich nach starkem Verlust nur dadurch ttete, daß es nach Altrömischer Militärpraxis sich auf die nächstgelegenen öhen hinaufzog, und zwar so, daß diese weit von einander getrennt lagen. im Glück für die Römer überließen sich die Sieger der Ruhe, statt den ind zu verfolgen, der froh, aus der Schlacht gelassen zu sein, sogleich am ihen Morgen die noch auf ihren Lorbeeren schlafenden Numidier — und ch Mauretanier des Königs Bocchus überfiel und zurückjagte.

Viel gefährlicher war ein zweiter unerwarteter Angriff des Jugurtha d Bocchus, welcher dem Römischen Heere viele Verluste brachte und nur gewandt wurde durch einen desperaten Reitersturm der Römer, welchen Cornelius Sulla mit glänzendem Erfolge ausführte, der erst später auf m Kampfplatz erschienen war. Denn er hatte mit vieler Mühe zu Hause d bei den lateinischen und Italischen Bundesgenossen seine Reiterregiter aufgebracht und über das Meer geschafft. Jetzt spürte Jugurtha d namentlich Bocchus zu seinem Nachtheil Sulla's Gegenwart.

Und zwar um so mehr, da Sulla Bocchus' alter Bekannter war, der mal früher in Aufträgen des Senats mit ihm persönlich zu verhandeln

gehabt und einen tiefen Eindruck bei ihm durch seine bezaubernde Erscheinung hinterlassen hatte. Damals hatte er ihn als den klugen und einnehmenden gewandten Diplomaten kennen gelernt, jetzt auf dem Schlachtfeld als den stürmisch alles vor sich niederwerfenden kühnen Reitergeneral, eine Leistung, welche dem Wüstenfürsten, der nur über Reitervölker zu gebieten hatte, doppelt imponirte.

Als daher Marius in die Winterquartiere von Cirta zurückgekehrt, begriff, wie thöricht die Römer es versäumt, sich der Freundschaft des Bocchus zu versichern und diesen Fehler jetzt nachzuholen suchte, durch angeknüpfte Verhandlungen, da verlangte Bocchus zum Friedensvermittler den Sulla, seinen alten Bekannten, der ihm früher durch sein anmuthiges Wesen lieb, und durch seine Cavallerieleistungen achtungswerth geworden.

Marius war doch bedenklich, seinen ausgezeichneten General, wenn er auch von vornehmer Geburt war, einer Eigenschaft, die bei Marius nur schädlich sein konnte, der aber in seiner kurzen Wirksamkeit sich die höchsten Verdienste um das Heer erworben, dem Bocchus aufs Ungewisse zu überliefern. Denn es war nur allzu deutlich, daß Bocchus, welcher schon Jugurtha bei sich hatte, wenn er nun auch den Sulla in seine Gewalt bekäme, die ganze Entscheidung des Krieges nach beiden Seiten in Händen habe, gegen Numidien und Rom. Aber Sulla traute ebenso auf sein diplomatisches wie auf sein Reiterglück und erbot sich gern, die gefährliche Mission zu übernehmen als einfacher Parlamentär, nur von wenigen Reisigen begleitet.

So ritt er in die ungewisse Gefahr, in die Wüste. Er begriff, daß es sich um eine keineswegs heitere, sondern sehr ernste Jagdpartie handle, den grimmigen, Afrikanischen Wüstenlöwen, Jugurtha zu erlegen. Die Führer, welche ihm entgegengesandt waren, schlugen den Weg mitten durch Jugurtha's Lager ein und Sulla's Gefährten wurde es doch so bange, daß sie ihm riethen, schleunigst umzukehren, in so schnellem Tempo, als es die Pferde leisten könnten.

Sulla lachte sie aus und ritt mit ihnen in aller Gemüthlichkeit durch die Räuberhöhlen der Jugurthinischen Truppen in das Hauptquartier des Königs Bocchus ein, wo er mit vielen Ehren empfangen wurde.

Sulla war kurz und bündig in seiner soldatischen Forderung. Er versprach dem König von Seiten Roms den Frieden und Freundschaft, aber unter der Bedingung, daß ihm Jugurtha in Ketten gebunden überliefert würde.

Bocchus bedachte sich und kam endlich zu dem Entschlusse, einzuwilligen. Jugurtha wurde zu einer Besprechung wegen des Friedens eingeladen. Er hatte Zeit seines Lebens sein Vertrauen auf die hochgeborenen Herren in

Rom geſetzt und traute auch dem Sulla als ſolchem und ebenſo dem leiblichen Vater ſeiner Frau, dem Bocchus.

So fiel er durch doppelten Verrath, den ſeiner alten Parteigenoſſen und den ſeines Blutsverwandten, und Sulla erſchien mit ſeiner ſogar lebendigen Jagdbeute in Cirta vor dem Angeſicht ſeines Oberfeldherrn Marius. Der Krieg, den dieſer trotz aller Großſprechereien nicht beſſer als der von ihm ſo ungerecht geſchmähte Metellus, nicht beſſer geführt als deſſen Vorgänger, er war plötzlich beendigt durch die kühne Unternehmung des Sulla.

Marius zog im Triumph als Sieger in Rom ein, aber man wußte in Rom, daß der eigentliche Sieger Sulla war. Jugurtha, in ſilbernen Feſſeln, wurde als Schauſpiel wie ein wildes Thier an den gaffenden Mengen vorbeigeführt und dann in den Carcer Tullianus, das unterirdiſche Burgverließ unter dem Kapitol abgeliefert, um daſelbſt umzukommen, gleichgültig ob durch Strangulation oder Hunger, oder Durſt. Als er hineintrat, um nie wieder herauszutreten, und ihn die Kellerluft des lebendigen Grabes anwehte, ſagte er: Hu, welch' kaltes Römerbad.

Hiermit hatte die ſo lange ſpielende Numidiſche Frage ausgeſpielt und Numidien ward Römiſche Provinz.

Allein die Römer ſelbſt hatten darum noch lange keinen Frieden. Vielmehr ein viel gefährlicherer Krieg als der Jugurthiniſche hatte längſt für ſie begonnen und hatte eine furchtbare Geſtalt angenommen. Denn nicht aus Süden, Afrika, dem verhältnißmäßig ſchmalen Kulturſaume der unendlichen Wüſte, ſondern aus dem weiten völkernährenden Nordlande Europas zog das Unwetter auf Rom herab. Es war der furchtbare Eroberungszug der Cimbern und Teutonen, welcher gegen Rom heranbrauſte. Rom hatte ſeine Autorität, ſeine Oberherrſchaft durch ſiegreiche Kriege nicht minder, wie durch kluge Politik über alle Länder, welche das Mittelmeer beſpült, auf ehernen Grundlagen aufgebaut, ihm gehorchte im Weſentlichen der Süden und Oſten Hiſpaniens, das ganze Italien, Griechenland, Kleinaſien, das Gebiet des alten Karthago, Numidien und ſogar das noch nicht eroberte Mauretanien und Aegypten, die beiden letzten nur durch den Schrecken ſeines gewaltigen Namens. Und auch der Süden Frankreichs war von ſeinen Legionen, ſeinen Colonieen beſetzt und in der Umwandlung zu einer Römiſchen Landſchaft begriffen. Im äußerſten Nordoſten war Aquileja der letzte Vorpoſten ſeiner vordringenden Weltmacht. Aber darüber hinaus nach Norden und Süden lag unbekanntes Land, im Süden Afrika's die Wüſte, welche Rom getroſt ſich ſelber überlaſſen konnte, weil die Wüſtenſtämme jener Gegenden in Fehden ſo völlig unter einander beſchäftigt waren, daß eine Gefahr für Rom nicht aufkommen konnte. Allein im weiten kontinentalen Norden wimmelte es von Völkerſchaften, welche der nordiſche Himmel groß gezogen

hatte, trotz und wegen der Entbehrungen des südlichen Klimas. In diesem äußersten Norden waren Völker erwachsen mit gewaltigen Leibern. Diese nordischen Riesen hatten sich mit Weib und Kind auf die Wanderung begeben nach den Gegenden, wo die Sonne wärmer scheint, wo es früher Frühling und Sommer wird, als in unsren winterlichen Gegenden, denen es in ihren damals zu mangelhaften Kulturzuständen noch nicht durch behaglich geheizte Wohnungen, noch nicht durch den regelmäßigen Anbau von Getreidefeldern, in der passenden Jahreszeit angelegt, gesäet und geerntet, noch nicht möglich war, sich bequem durch Sommer und Winter durchzubringen.

Dieses Männervolk, aber begleitet von Weibern und Kindern, erschien jetzt an den Römischen Grenzen. Da gab es für ihren Vormarsch weder Eisenbahnen noch Chausseen, weder Stege noch Wege. Man zog immer grad aus, so weit es anging oder im Bogen, wenn es nicht anders ging, die Männer voraus und auf den großen Planwagen, die gegen Regen und Schnee mit einem Dach versehen waren, lagen Weiber und Kinder als wie in wandernden Häusern, wie einst bei den Scythen Südrußlands und noch heute bei den Steppenvölkern dieser Gegenden und bei den Boers in Südafrika oder den Wanderfamilien Nordamerika's, die über den großen Salzsee nach Californien zogen, ehe die große Eisenbahn fertig wurde, welche das Atlantische mit dem stillen Meere verbindet.

Sehr langsam ging der Völkermarsch der Cimbern nach Süden, denn es mußten unzählige Wegeschwierigkeiten überwunden werden.

Das Knarren der Axen und Räder, dieser ursprünglichsten Wagen, sehr praktisch für die unwegsamen Wüstengegenden, schallte weit in die Ferne als Ankündigung der neuen Gäste, die immer sehr unwillkommen waren.

Es war die Requisition in der rohsten Form, welche nach ursprünglichstem Finanzsystem diese wandernde Heeresmacht vor dem Hungertode bewahrte. Es war die Requisition in der rohesten Form, die Plünderung und Beraubung der Einwohner, deren Land in der Richtung ihres Heuschreckenzuges lag, wobei die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der es seine langen Wanderungen und Märsche ausführte, die alle Bewunderung verdienen. Aehnlich zogen die Horden der Kalmücken im vorigen Jahrhundert aus den fernen Gebieten China's nach den südlichen Grenzgebieten des Europäischen Rußlands und als es ihnen da nicht mehr gefiel, brachen sie plötzlich auf und erreichten, ohne sich länger niederzulassen, die früher verlassene Heimath, ohne daß ihnen Entschluß und Ausführung dieser ungeheuren Wanderung besonders schwer geworden wäre.

Das Volk, das aus dem äußersten Norden Deutschlands gekommen war, erzählte, daß schreckliche Springfluthen der Nord- und Ostsee über ihre Wohnsitze sich ergossen und sie zur Auswanderung gezwungen. Römische

und griechische Schriftsteller, welche dies berichten, schütteln darüber den Kopf und halten es für thörichte Sagen. Allein wir, besser in der Naturgeschichte des Nordens durch unsere Nachbarschaft mit diesen Gegenden und durch die Kenntniß vieler solcher schrecklichen Springfluthen des nördlichen Meeres besser unterrichtet als die Alten, erblicken in der That in diesen Naturereignissen die erste Ursache der ersten deutschen Völkerwanderung nach dem Süden. Sie war dadurch bedingt, daß die Heimathlosen, durch das Element vertrieben, sich Bahn machten durch die bereits von Ansiedlern besetzten Landschaften, sich neue Wohnsitze zu erobern. In diesem Kriegszuge Aller gegen Alle verwilderten sie. Jeder Tag ihres Lebens mußte für sie und ihre Weiber und Kinder durch ihres Armes Kraft erobert werden. Anfangs ein friedliches Bauerngeschlecht, wurden sie wilde Nomaden, deren einzige Heimath ihre Wagenburg war, die armen Landfahrer mußten oft darben und hungern und wenn es wieder Fleisch gab, zahmes oder wildes, war der Heißhunger meistens so groß, daß sie es ungekocht genossen, ähnlich wie die Reitervölker des Ostens in späteren Jahrhunderten, die es unter dem Sattel ihrer Pferde mürbe ritten. Den Völkern, denen sie auf ihrem Wege begegneten und die sich ihnen widersetzten, kündigten sie den Kampf an zu bestimmtem Tag und Stunde zur Entscheidung, wer von beiden Recht hätte — die älteste Spur der Gottesurtheile bei den deutschen Stämmen, deren äußerste Ausläufer noch heute in unseren Duellen übrig geblieben sind. Kam es zur Schlacht, so banden sich die ersten Reihen der tiefgestellten phalanxartigen Schlachthaufen Mann an Mann an einander, wie Gletscherwanderer auf dem glatten Eisboden, um in Reihe und Glied zu bleiben. Sie hatten es von der Anschirrung ihrer Stiere und Kühe gelernt, welche zusammengejocht, die schweren Wagen besser vorwärts zogen als einzeln. Was hätte wohl der König Friedrich Wilhelm der Erste und der alte Dessauer, die ersten und besten Exerciermeister der neueren Zeit, dazu gesagt! Sie hätten sich darum einen sehr lustigen Abend im Tabakskollegium machen können. Aber sie haben wohl nie etwas von diesem antediluvianischen Exercierreglement der Cimbern gehört, das ihnen der letzte wirklich gelehrte preußische Geheime Hofrath Gundling, hätte vortragen können. Indessen den Cimbern half dieses barbarische Exercierreglement fast ebensoweit als ihr damaliges den Preußen, nehmlich von Norddeutschland bis nach Norditalien, nur daß die Preußen siegten und die Cimbern nicht, beide aber wieder übereinkommen, daß keiner von ihnen von diesem Welschlandzuge irgend einen Vortheil hatte als die Ehre, worin freilich die Cimbern, diese antediluvianischen Schleswig-Holsteiner, den Preußen weit vorausgehen.

Gottesfurcht und Wildheit verband sich bei den Cimbern in furchtbarer Weise. Es war bei ihnen frommer Brauch, daß wenn sie in eine gefährliche

Schlacht gingen, sie den Göttern gelobten darzubringen, was sie in ihre Hände liefern würden, das heißt Menschen und Eigenthum. Die Beute verbrannten sie zu Ehren der Götter und die Menschen hängten sie an den Bäumen auf, wenn es welche gab oder brachten sie sonst um, ebenfalls zu Ehren ihrer Götter. Als Einleitung für diese grausamen Opfer nach der Schlacht diente das wilde Schlachtgebrüll, womit sie den Feind angriffen, begleitet vom Geschrei der Weiber und Kinder und den Paukenschlägen, die letztere auf die ledernen Plandecken der Wagen thaten, wozu die Haushunde nicht versäumten, das Ihrige zu diesem Höllenlärm mit beizutragen durch Heulen und Bellen.

Also war der Sieg errungen, so ging es an's Morden, die Menschen mußten über die Klinge springen, die Pferde wurden getödtet und ihr Fleisch verzehrt; denn obgleich die Cimbern Reitergeschwader hatten, so bestand doch die Hauptkraft ihres Heeres in den Fußvölkern. Die Cimbern hatten zwar ihr deutsches Erbtheil, die Erinnerung an ihren alten Glauben, ihre alten Lebensgewohnheiten treu bewahrt, aber sie hatten doch allerlei Volk, das sich ihnen auch aus fremden, anders redenden Völkerschaften angeschlossen, willig aufgenommen und behandelten sie als ihnen ganz ebenbürtige Leute, daß sie dem Tüchtigsten unter ihnen sogar die höchsten Würden anvertrauten. Der Name eines ihrer Großherzöge, Boiorix, welcher „Fürst der Boier" bedeutet, beweist es, daß sie sich neidlos auch einem, der nicht zu ihrer Landsmannschaft gehörig, willig unterwarfen, wenn sie sich von seinen überwiegenden Tugenden überzeugt hatten. Indeß ist es charakteristisch für die Anschauungsweise der Cimbern, daß sie den Boiorix deshalb auf den Heerschild erhoben zu ihrem König, weil er sechs Fuß hoch gewachsen und über sechs Pferde hinwegspringen konnte — nicht viel anders, als wenn im heutigen Spanien das Volk sich bei der Todeskrankheit seiner berühmtesten Kriegs- und Staatshelden ganz gleichgültig verhält, aber das Haus eines berühmten Matador's, eines Haupttödters in den beliebten Stiergefechten, der in Ausübung seines gefährlichen Handwerks schwer verwundet ist, förmlich belagert, um sich nach seinem Gesundheitszustande zu erkundigen, und käme es auf sie an, wären sie im Stande, ihn ebenfalls zu ihrem Könige zu erwählen. Das Betragen dieser nordischen Barbaren war, abgesehen von der fast ritterlichen Ankündigung des Kampfes auf Tag und Stunde, im Ganzen sehr roh. Denn vor Beginn desselben beglaubigten die Cimbern ihre gründliche Verachtung des Feindes durch sehr unanständige Bewegungen, freilich dieselben, welche in der Schweiz und Deutschland während des ganzen Mittelalters von den Zinnen belagerter Burgen von Männern und sogar Weibern wie nach herkömmlichen Zeichen — als Symbolsprache in Uebung waren, so daß man den Cimbern dergleichen Gefühlsäußerungen nicht allzustreng anrechnen darf.

So wälzte sich die Völkerlawine vorwärts und riß mit sich zugleich die Völkerschaften, die ihr begegneten und im Wege standen, in ihre Bahn. Dadurch wird es erklärlich, daß sehr bald die anfangs nur deutschen Schaaren, die Cimbern und Teutonen, zum Theil Namen an ihrer Spitze führten, die ganz keltisch und nicht deutsch waren.

Die Richtung gleichwohl, welche anfangs die cimbrische Auswanderung von der Schleswig-Holsteinischen Halbinsel, ihrer Heimath, annahm, war anfangs eine südöstliche. Der drohende Heerhaufe erschien zuerst an den Grenzen der Bojer, die wohl damals noch in den böhmischen Landen wohnten. Durch ihre Tapferkeit zurückgewiesen, vielleicht ihr Gebiet durchbrechend, zogen sie weiter nach Süden und gelangten an den Fuß der gewaltigen Alpen, Berge, wie sie noch nie vorher gesehen. Halb neugierig, das Wunderland zu betrachten, das vor ihren erstaunenden Augen lag mit den himmelhohen Bergen, halb getrieben von den ringsher dräuenden Feinden, gelangten sie bis in das heutige Kärnthen, welches damals keltische Völkerschaften, die Taurisker, bewohnten, deren Namen sich in dem der hohen Tauren Oesterreichs erhalten hat. Ihr Verlangen, sich in diese so kühn aufsteigenden Gebirgswälle zu wagen, war aber noch viel mehr als durch die ungeheuren Naturwunder erregt durch die dunkle Kunde, daß jenseit dieses Gebirgslabyrinths ein unbeschreiblich schönes, warmes, fruchtbares Land liegen sollte. Das irdische Paradies, wo sich herrlich und mühelos leben ließe, jetzt hofften sie es zu betreten, wenn nur erst die himmelhohen Mauern der Alpen überstiegen wären, diese Bollwerke des Südens gegen die Männer des Nordens, welche jetzt wie die Glasberge in den deutschen Märchen zauberhaft vor den Italienfahrern auftauchten. Das Glück war ihnen günstig, denn ohne Gefährdung gelangten sie über den Paß bei Noreja, in der Nähe des heutigen Klagenfurt. Mit leichter Mühe drangen sie jetzt abwärts. Sie waren jetzt an den offenen Pforten Italiens angelangt.

Die Cimbern waren unter steten Kämpfen von den Gestaden des Nordmeers bis in die Jochübergänge der Alpen mit Weibern und Kindern stets siegreich vorgedrungen und es hatte sich ein Siegesbewußtsein bei ihnen ausgebildet, welches sie jeden Feind, der sich ihnen entgegenstellte, verachten ließ. Sie hatten bisher jeden Feind, auf den sie trafen, vor sich niedergeworfen und ihm einen so heilsamen Schrecken eingejagt, daß er sie ihres Weges ruhig ziehen ließ auf ihrer Bahn, welche mit blutigen Spuren ihrer Fußtapfen bezeichnet war.

Jetzt kamen sie zuerst in Berührung mit dem gewaltigen Volke, welches die Südhälfte Europas beherrschte, während sie dessen Nordhälfte durch ihre Kreuz- und Querzüge in Schrecken gesetzt.

Es war der Consul Carbo, welcher mit einem Heere von Aquileja, der

Römerburg, die bestimmt war seit ihrer Gründung die Pässe der Ostalpen zu beobachten und zu schützen gegen die Angriffe der nordischen Barbaren, jetzt hinaufgezogen war ins Gebirge, um die Taurisker, die Taurenbewohner zu schützen gegen den Heereszug der Cimbern.

Carbo erklärte ihnen, die Taurisker wären Gastfreunde des Römischen Volkes und er verlangte von ihnen, sie sollten ablassen von jedem Angriff derselben.

Der große Name der Römer, der schon bis in den äußersten Norden erschallt war, übte hier seine bezaubernde Kraft auch auf die Cimbern. Sie waren einverstanden, das Gebiet der Taurisker zu räumen, und nahmen gehorsam die von den Römern ihnen zugesandten Führer an, die sie auf kürzestem Wege wieder in die neutralen Gebiete geleiten sollten, welche den Römern gleichgültig waren.

Aber der arglistige Carbo hatte die unerfahrene Ehrerbietigkeit der Cimbern dazu benutzt, sie durch seine dazu angestifteten Führer in einen Hinterhalt zu locken, wo sie plötzlich vom Römischen Heere überfallen wurden. Es geschah dies wiederum ganz in der Nähe der Paßhöhe, unfern von Noreja, welche die Römer, wie es scheint, besetzt hatten.

Die Cimbern sahen sich plötzlich von der äußersten Gefahr bedroht, sie konnten nicht rückwärts und vorwärts.

Da bemächtigte sich ihrer nordisch-germanische Berserkerwuth. Sie wußten nach ihrer nordischen, vielleicht noch damals nicht so entwickelten Religion, wie sie uns in der Edda vorliegt, doch das sehr genau, daß, wenn sie in der Schlacht sich tapfer wehrend, zu Tode verwundet, niederstürzten, ihre Seelen nach Walhalla, ins Paradies der Krieger, einziehen würden, wo die Tapferen unabläßig Meth und Bier trinken, wie dies die Kreuzfahrer, ihre Nachkommen wußten, daß sie nach ihrem Tode auf dem Schlachtfeld unmittelbar in das ewige, unsterbliche Gottesreich eingehen würden.

Mit diesem Todesmuth stürzten sich die Cimbern auf die Römischen Legionen. Sie schlugen alles vor sich nieder und gewannen den verschlossenen Paß und dazu einen glänzenden Sieg. (641 d. St. — 113 n. Chr.) Nur ein plötzlich aufziehendes Sturmwetter, dergleichen im Hochgebirge es so schreckliche giebt, rettete die Römer vor völliger Niederlage.

Aber derselbe Schrecken mochte doch auch auf die Cimbern eingewirkt haben. Sie waren froh, aus dem blutigen Paß, aus den furchtbaren Schneestürmen in die mildere Thalfläche entkommen zu sein. Ihre nordischen mythologischen Religionsvorstellungen mochten ihnen vielleicht ein Grausen gemacht haben vor dem schrecklichen Felsenlabyrinth, das wie eine Riesenmauer über den Wolken ihnen den Eingang in das gelobte Land Italiens, vertheidigt von dem Wundervolk der Römer, streitig gemacht hatte. Freilich

ar der Verlust der Römer furchtbar, allein sie hatten den Paß gehalten – und das ist der entscheidende Moment in diesem Kriege — aber auch ie Cimbern hatten nicht minder gelitten und es war nicht Zeit für sie, aus-kundschaften, wie viel ihre Gegner im Kampfe verloren. So waren die imbern des Zuges nach Süden überdrüssig. Sie verließen diese tückischen Berge und zogen nach Norden in die Ebenen, ins Donauland, sie zogen onauaufwärts nach Westen immer weiter und weiter in das Land der Hel-etier, ein keltisches Volk, welches damals noch nicht auf die Schweiz be-hränkt, bis hinauf gegen den Main hin wohnte, also daß es das ganze idwestliche Deutschland besaß.

Italien also hatte jetzt Ruhe vor den Cimbern, aber die Helvetier muß-n es büßen, auf der Straße ihres Wanderzuges zu liegen. Da konnte es ir eine helvetische Befreiungsthat gelten, daß ein Hauptstamm dieser Hel-etier, die Tiguriner, unter ihrem Herzog Divico sich den Cimbern als Ca-eraden anschloß; denn als solche wurden sie von ihnen mit offenen Armen npfangen, wie so viele andere deutsche und Keltenstämme, Bojer, ja sogar aurisker, bald auch Ambronen und germanische Teutonen. Also ver-irkt, setzten die Schaaren über den Rhein und stürzten sich mitten in das nglückliche Gallien, wo sie überall als Sieger erschienen, nirgends ernsthaften Widerstand fanden. Wer fliehen konnte, floh, denn der Schrecken flog vor en Cimbern her, den Schrecken ließen sie hinter sich, die Gräuel der Ver-üstung, Raub, Plünderung, Mord und Brand. Nicht umsonst trugen die imbern diesen Namen, der in ihrer eigenen Heimath später Räuber be-utete. Gallien duldete unermeßliches Elend. Manche, wie die Sequaner, achten gemeinschaftliche Sache mit dem wilden Feinde. Aber es gab auch och einige Landschaften, wo man sich in die festen Burgen zurückzog, sich lagern ließ und sich nicht ergab. Mit Schaudern erzählten die Nachkom-en dieser Helden, daß sie den wilden Feinden, die vor ihren Mauern lagen nd sie umtobten, sich nur dadurch nicht zu ergeben fähig wurden, daß sie der äußersten Hungersnoth ihre Greise tödteten und sich von ihrem Fleische as Leben fristeten. Das waren aber nur Ausnahmsfälle. Denn im Gan-n war Gallien völlig in die Gewalt der Cimbern gerathen.

Da mußte doch Rom einschreiten, um seine gallische Provinz zu schützen, elche bisher zwar noch nicht angegriffen, aber auf das Heftigste bedroht ar. Schon längst war im südlichen Gallien mit einem Heere der Consul . Junius Silanus (645 d. St. — 109 n. Chr.) zur Stelle, das Ein-ingen der Cimbern in Gallien zu hindern. Die Cimbern schickten Gesandte Silanus und baten ihn, er möchte ihnen ein Gebiet anweisen, auf dem friedlich wohnen und den Acker des Landes bauen könnten.

Aber wie hätte ihnen Silanus das gewähren können. Denn da hatte

ſchon jeder Fußbreit Landes ſeinen Eigenthümer. Die Bitte erſchien toll, daß er ſie nur dadurch zu beantworten beſchloß, daß er ohne Kriegserklärung die Cimbern überfiel mit der ihm zu Gebote ſt Heereskraft.

Allein die Schlachtentſcheidung fiel gegen ihn aus. Die Cimbern ſo völlig, daß ſogar das Römiſche Lager von ihnen erobert wurde. auch jetzt verfolgten die Cimbern, ſo wenig wie bei Noreja, ihre Sie ſandten nochmals eine Geſandtſchaft nach Rom ſelbſt, dieſelbe B Land und Wohnſitze zu wiederholen, die ihnen Silanus abgeſchlagen, nen auch der Römiſche Senat abſchlug aus demſelben Grunde, wie gethan, weil eben das Land überall bereits ſeine Eigenthümer hatte.

Alſo wandten ſie ſich nach Gallien, das ſie, wie oben erzählt, Schrecklichſte verwüſteten und brandſchatzten. Während deſſen zogen vetiſchen Tiguriner und Tugener unter ihrem Herzoge Divico üb Jura, etwa vom Murtener See aus, nach Weſten, bis ihnen (bei im Gebiet der Nitiobrogen an der Garonne das Heer des Römiſche ſuls L. Caſſius Longinus den Weg vertrat. (647 d. St. — 107 Allein als es zum Schlagen kam, blieben die Helvetier ſo ſehr Sieg die Römer eine vollſtändige Niederlage erlitten, noch ſchlimmer als ſterreichiſche des Jahres 1866. Die Römiſche Armee wurde aufg der höchſtcommandirende Caſſius und ſein ad latus, der Legat und C G. Piſo fielen im Kampfe mit dem Kern ihrer Truppen. Ein kleine des Heeres unter G. Popilius rettete ſich ins Lager, aber nur für Friſt. Auf ſchmachvolle Weiſe retteten ſie das nackte Leben, indem dazu verſtanden, unter dem Joche durchzugehen, eine Siegesſymbolik, von Italien ebenſo nach Afrika wie nach Gallien verbreitet hatte.

Eine ſolche Niederlage vernichtete das Anſehn der Römer in völlig und es war kaum als ein beſonderes Ereigniß anzuſehen, daß loſaten mit ihrer Hauptſtadt Toloſa (jetzt Toulouſe) von den Röm den übermüthigen Barbaren abfielen. Der Ort war zu wichtig, als Römiſchen Feldherren nicht ſogleich einen Verſuch machen ſollten, i derzugewinnen. Seine Wichtigkeit beſtand aber vorzüglich in dem ehrten Heiligthum der Stadt, dem Tempel des keltiſchen Apoll, wie Römer ausdrückten, mit ſeinen ungeheuren Gold- und Silberſchätzen, in Barren — zu Kunſtwerken wußte man ſie in Toloſa nicht zu verar — verſenkt waren in ein heiliges Seewaſſer neben dem Tempel.

Es gelang denn grade in Rückſicht auf dieſe Reichthümer dem Q. Servilius Caepio durch einen kühnen Vormarſch in dieſe Gegend der Stadt — und zwar durch Verrath — zu bemächtigen. Die Be wurden nach hartem Siege hart behandelt, der Gold- und Silberſt

eben dem Tempel des keltischen Apollo gründlich ausgefischt und in runder ahl 10,000 Pfund Gold und 110,000 Pfund Silber auf Wagen verpackt ach Süden geschickt zur willkommenen Nachhülfe für das Römische Schatz- us des Saturnus unter dem Capitol, aus dem der Senat das Geld für e vielen Kriege im Norden und Süden Italiens entnahm.

Der tempelschänderischen That folgte der Fluch unmittelbar. Räuber- haaren stürzten sich auf die Goldkarawane und plünderten sie völlig. Der oloſanische Schatz ging verloren und der Fluch der Tempelschändung bleibt f den Römern lasten.

Er war um so größer, da sich bald die Kunde verbreitete, daß die Räu- r des Schatzes nur angeworbene Miethlinge des Römischen Consuls waren, gegen fürstliche Belohnung ihm selber den Schatz gerettet hatten.

Wie unwahrscheinlich diese Angabe sein mochte — denn wie hätten diese f unzählige Wagen verpackten Reichthümer in der Form von Gold- und Silberbarren unbemerkt in den Besitz des Consuls gelangen können — sie rde doch geglaubt. (648 d. St. — 106 v. Chr.) Gegen die Cimbern lt man sich in der Defensive, bis im nächsten Jahre die Römer verstärkt ren, um nun zum Angriff vorzugehen, wo Caepio nur als Proconsul fun- en konnte und den eigentlichen Oberbefehl der neue Consul Cnaeus Mal- s Maximus führte. Er stand mit seinem Legaten, M. Aurelius Scaurus, ein besonderes Armeecorps commandirte, links von der Rhone, Caepio f ihrem rechten Ufer.

Da wollte es das Unglück Roms, daß seine beiden höchstcommandirenden ldherren auf den beiden Ufern des Stroms mit einander in Hader gerie- n, keiner wollte dem andern weichen, jeder verlangte der Gesammtfeldherr sein.

Der Senat in Rom, der Unglück ahnte, schickte vergeblich eine Depu- ion nach dem Kriegsschauplatz, die hadernden Feldherren zu versöhnen. Die den Befehlshaber vereinigten ihre Heere allerdings noch einmal auf die genden Bitten ihrer Kriegsvölker, aber nur, um sich desto gründlicher zuzanken und schließlich zu trennen.

Die Folge war, daß beide Heere einzeln von den Cimbern angegriffen vernichtet wurden.

Vergeblich hätte sie ein Vorspiel, ein Vorspiel der schrecklichen Katastrophe nen können. Die Römer hatten die Nordischen Barbaren erwartet, bis kamen. Sie kamen aber (649 d. St. — 105 n. Chr.) und ihr erster ll galt dem Heere des Legaten Scaurus, das von ihnen gänzlich aufge- en wurde. Scaurus selber gerieth in die Gewalt der grimmigen Feinde. wurde vor die feindliche Volksversammlung geführt, deren Vorsitzender der ßherzog Boiorix war.

müsse deshalb den Cimbern dringend abrathen, nach Italien
es nur das Grab ihrer Kriegsvölker sein würde.

Der Cimbernherzog Boiorix machte dieser stolzen Rede ei
indem er Scaurus mit seinem Schwerte niederstieß und ihn
gen Schweigen brachte.

Bei Orange (Arausio im Alterthum genannt) kam es zu
den Treffen der Römer mit den Barbaren. Caepio, eifersü
nen plebejischen Oberfeldherrn, von dem er erfuhr, daß er mi
verhandle, griff sie plötzlich an, um den Ruhm des Sieges
langen. Allein er hatte sich über seine Kräfte so völlig getä
eine völlige Niederlage erlitt (October 6 desselben Jahres). D
Barbaren stürzten sich nun auf das andere Heer des Cons
und vernichteten auch dieses. Es sollen 120,000 Römer und
80,000 Combattanten, umgekommen sein und nur zehn Mam
haben, um die Kunde des Unglücks nach Hause zu berichte
Unglück an der Alia und das Hannibalische bei Cannae kom
glichen werden. Jetzt in der That stand Italien wehrlos o
grimmen erbarmungslosen Todtschläger eines so glänzenden H
chen Rom nach so fernen nordischen Gegenden bisher nie
Beine gebracht.

Die Erzählung von den bloß zehn Entkommenen aus der
Arausio gehört wohl in das Reich der Fabel. Denn der
mögen wohl Hunderte und Tausende gewesen sein, weil un
Consul Caepio selbst sich befand, der heil und unversehrt in
wie Varro dereinst, welcher als Consul wie jener, die verschuld
überlebt hatte.

ungen. Er war der allgemeine Gegenstand des Hasses seiner Landsleute worden und Alles wetteiferte, sein ganzes Leben zu durchsuchen und zu rchforschen, um alles Gehässige herauszufinden und ihn in der öffentlichen einung schon voraus zu vernichten, ehe die politische Anklage gegen ihn joben wurde, die nicht lange auf sich warten ließ.

Da war für ihn, der als Aristokrat sich schon solchen Volksbewegungen genüber im größten Nachtheil befand, entscheidend, daß er vor Jahren sich reistet hatte, einen freilich vergeblichen Versuch zu machen, dem Senat eder zum ausschließlichen Besitz der Richterstellen zu verhelfen und sie i Rittern, dem Ausschuß und der Blüthe der Plebs, zu entziehen.

Dieser Anklagepunkt war fast entscheidender für seine Verdammung in n Prozeß, in den er verwickelt wurde, als der furchtbare Vorwurf, den n die Nation machte, durch seine Thorheit der Republik ein Heer von 0,000 Mann auf die Schlachtbank geliefert zu haben.

Also war Caepio ein verlorener Mann. Seine Richter verurtheilten i nicht nur, sondern sprachen, was in Rom seit dem König Tarquinius uperbus nicht geschehen war, sogar über ihn die Einziehung seines ganzen rmögens aus. Ein Zeichen, daß auch innerhalb der Republik die Wogen r politischen Leidenschaften hoch gingen.

Caepio hatte viel gefrevelt, aber er mußte es durch fast übermenschliche iden büßen. Drei Jahre war er der Zielpunkt der Angriffe und Anklagen r Volkstribunen. Man hatte nicht genug an seiner Demüthigung, an der länderung seines Vermögens zum Besten des Staats, an der Summe, : man ihn zahlen ließ für den Verlust des Tolosanischen Goldes, an der sstoßung aus dem Senat, man wollte sein Blut. Nur dem Veto eines n leidenschaftlich ergebenen Volkstribunen verdankte er, daß ihm vergönnt rde, statt der ihm drohenden Hinrichtung das elende Brod des Verbannten der Fremde zu essen bis an seinen Tod. Und auch dieser Freund büßte ür mit Verbannung. Aus der täglich ihm drohenden Ehren- und Leibes- ahr, der täglich sich jahrelang erneuernden Angst und Noth, war er endlich den Hafen des Elends und zwar wie durch ein Wunder eingelaufen, wo doch wenigstens, ohne das Hohn- und Wuthgeheul der Menge bei Tag d Nacht zu hören, ruhig sterben konnte, abberufen nach so vielen Qualen s dem Martyrium des Lebens.

Wie furchtbar muß damals in Rom die Entfesselung der politischen Lei- schaften gewesen sein, deren Ruchlosigkeit sich nur vergleichen läßt mit r jahrelangen kalten erbarmungslosen Verfolgung des Antonio Perez durch nig Philipp den Zweiten, den Meister unter den Tyrannen, der aber leicht am damaligen Römischen Volk seinen Meister gefunden.

Nach diesem Beispiel der Entmenschung allen Gefühls ist es kein Wunder,

daß uns noch andere Zeichen der Zerrüttung des Römiſchen Staa
in ſeinen ſocialen Zuſtänden begegnen.

In Sicilien, in Italien ſelbſt loderte wieder das rothe Schr
ſpenſt, der Sklavenkrieg, auf. Es geſchah unter dem Druck dieſer
herrſchende Rom furchtbaren Ereigniſſe, noch einmal, zum letzten M
Capua, die verwüſtete Nebenbuhlerin Roms, es wagte, gegen Rom
erheben. Ein Römiſcher Ritter, vielleicht ein Nachkomme jener Capu
Ritterfamilien, welche im Hannibaliſchen Kriege durch Roms Rächer
Grunde gegangen, eines derſelben, der durch ein Wunder dem U
entronnen, P. Vettius, reicher Leute Kind, der aber durch Verſch
in tiefe Schulden gerathen, kam auf den kühnen Einfall, ſeiner
ledig zu werden durch Empörung gegen Rom. Den Muth dazu
eine weit in Süditalien verbreitete Gährung in den unteren Vol
die in verſchiedenen Gegenden in hellen Aufſtand ausbrach und n
raſches Einſchreiten unterdrückt wurde, aber das deutliche Symptom de
mung dieſer Völkerſchaften gegen Rom war. Vettius wußte, daß
ruinirter Mann war, aber er hatte noch ſo viel Credit, ſich Kriegsr
für 400 Mann zu verſchaffen, mit denen er ſeine Sklaven und Hir
bewaffnete. Daß ſie ſeinen Fahnen folgten, beweiſt, welches An
beſaß und noch mehr der Zulauf, der ſeinen Anhang in kurzer
mehr als 4000 Mann brachte. Auch an romantiſchen Färbungen
dieſer antiken Fra Diavolo-Unternehmung nicht fehlen. Denn di
berichten, er habe um 7 Talente Attiſchen Silbers eine wunderſchön
vin erkauft, die er mit ſich führte, deren Schönheit vielleicht nich
Einfluß auf die Stimmung der Bauern hatte, wenn ſie dieſelbe nebe
Hauptmann erblickten. Er hatte ſie theuer erworben, aber nicht bez
die Gläubiger drängten um den Kaufpreis, den Vettius nicht im
war zu bezahlen. Er glaubte ihn gut zu machen durch ſeine Rebel
ſo glücklich zu gelingen ſchien. Uebermüthig durch ſeinen augenb
Erfolg nahm er die Inſignien eines Sklavenfürſten an, Diadem un
lichen Purpurmantel und bemächtigte ſich der unbequemen Gläubiger
er durch ſeine Henker die Köpfe abſchlagen ließ. Dadurch hatte er vo
Quälereien wenigſtens Ruhe gewonnen.

Allein die kühlen Römer waren nicht ſobald von dieſen Vorgän
terrichtet, als ſie ſchleunig einſchritten und zwar nur durch Abſendun
Schaar von 600 Mann unter dem Befehl des praetor urbanus L. P
Aber dieſer kleine Gewalthaufen wirkte völlig wie eine Lawine.
auf ſeinem Wege nach Capua von rechts und links freiwillige Patri
ſich, daß ſich die geringe Schaar verzehnfacht hatte, als ſie bei Capua
Vettius verglich ihre Kriegstüchtigkeit mit ſeinen — noch dazu

zahlreichen — undisciplinirten Völkern. Er verzweifelte zu siegen und gab sich selbst den Tod. So endete der letzte Versuch, von Capua aus den Römern zu widerstehen. Rom hatte wenigstens Ruhe in Italien, im eigenen Hause. Das folgende Jahr brachte Rom eine neue Noth, den Sklavenaufstand in Sicilien. Er war nur Wiederholung des früheren und er bot nur wenig, wodurch er sich von dem ersten unterschied.

Sehr natürlich, denn die socialen Verhältnisse waren dieselben geblieben, wie vormals.

Die Sicilischen Zustände waren so verzweifelt und schrecklich, daß der geringste Anstoß derselben eine Explosion hervorbringen mußte.

Sie entstand diesmal dadurch, daß die Römer gezwungen wurden, etwas zu thun, um der immer mehr um sich greifenden Anarchie auf der Insel entgegenzutreten.

Denn die Sklaven waren jetzt wieder einmal ihren Herren über den Kopf gewachsen und die Herren wußten gegenüber dem drohenden Aufstand kein anderes Mittel, als möglichst viel Milde walten zu lassen.

Sie waren ohne allen Schutz von Rom und sahen durch einen Sklavenaufstand ihr ganzes Capital, das sie in ihnen angelegt, gefährdet.

Es konnte nicht fehlen, daß sehr bald die Sklaven in dieser ungewöhnlichen Milde ihrer Herren deren Schwäche erkannten. Sie wurden also um so übermüthiger.

Bei dieser Stimmung der Gemüther der Sklaven und Sklavenbesitzer kam eine Entscheidung in diese Verhältnisse durch die Ernennung des Marius zum Großfeldherrn für die Kriege des Nordens, zur Abwehr gegen das furchtbare, über alle Römischen Kriegsheere siegreiche Vordringen der Cimbern und Teutonen. Der Schrecken in Rom seit den letzten Niederlagen Römischer Heere und Feldherrn war so groß, daß Niemand den Muth hatte, sich um das Consulat zu bewerben, das neben der Ehre, welche damit verbunden war, die so ungeheure Verantwortlichkeit vereinigte. Kein Mitglied der alten Familien hatte gewagt, sich darum zu bemühen.

Marius hatte aber diesen schwer verantwortlichen Auftrag nur angenommen unter der Bedingung, daß ihm starke Vollmachten ertheilt würden zur Ausrüstung eines Heeres, welches die Sicherheit gewährte, daß es ihm möglich sei, damit zu siegen. Unter den von Marius geforderten und ihm bewilligten Forderungen war auch die, bei den Bundesgenossen Aushebungen vorzunehmen. Marius erließ also überall seine Ausschreiben; eins gelangte auch an Nicomedes, König von Bithynien. Er schrieb zurück: es fehle nicht an guten Willen zum Gehorsam, aber an Leuten, die er schicken könnte. Sein Land sei von Freien so entvölkert, daß nur mit Mühe der Boden angebaut werde. Die Ritter als Zollpächter und Speculanten hätten die

zahlungsunfähigen Schuldner mit Beschlag belegt und in die Ferne als Sklaven verkauft. Da nun nicht nur für sie, sondern auch für die andern aus dem Orient in die Sklaverei Geführten, besonders die Syrer, Sicilien die besten Käufer bot, weil hier wegen der großen Weidegebiete stets Nachfrage nach Sklaven war, so beschloß Marius rücksichtslos auf den Vortheil der Ritter und der großen Landbesitzer Siciliens im Interesse des Staatswohls die ungerecht in die Sklaverei Geführten zu befreien und auf seinen Antrag erließ dazu der Senat einen Regierungsbefehl.

Er gelangte also auch vor Allem an den Sicilischen Prätor P. Licinius Nerva, der sich beeilte, demselben zu gehorsamen, indem er das Römische Senatsconsult publicirte.

Kaum verbreitete sich die Kunde davon auf der Insel, als aus allen Gegenden derselben Männer nach Syrakus herbeieilten, welche von dem Prätor verlangten, er solle ihnen, die ungerecht in die Sklaverei gerathen, ihre Freiheit wiedergeben. Und so gerecht schien ihm bei der Untersuchung ihre Forderung, daß in Kurzem durch gültiges Proceßverfahren 800 Sklaven die Freiheit wieder erhielten.

Diese richterlichen Entscheidungen brachten eine furchtbare Gährung auf der ganzen Insel hervor. Denn es gab noch viele Tausende unter den Sklaven Siciliens, die ebenso ungerecht ihre Freiheit verloren hatten, als die 800 Befreiten. Sie alle nicht nur, auch viele andere, die minder bessere Rechtstitel auf die Freiheit hatten, stürmten jetzt nach Syrakus, um gleichen Glückes theilhaftig zu werden. Aber nicht minder groß war die Aufregung unter den Sklavenbesitzern, von denen ein großer Theil ebenfalls aus den reichen Rittern bestand, welche im Einverständniß mit ihren Geschäfts- und Standesgenossen in Asien so großes Unglück über die dortige Bevölkerung gebracht hatten.

Diese Sicilischen Spekulanten, welche ihre Capitalien, die in Sklaven niedergelegt waren, gefährdet sahen, eilten nun ebenfalls nach Syrakus und bestürmten den Prätor Nerva mit Drohungen, wohl auch mit Geldanerbietungen, er möchte doch diesem Zustande der Unruhe, der ganz Sicilien in Aufregung bringe, vielleicht sogar in einen Aufstand, ein Ende machen.

Dem Prätor leuchteten die Motive der Petitionirenden, die es nicht an Einschüchterungen fehlen ließen — vielleicht noch mehr ihre Geldspenden — so sehr ein, daß er vom streng juristischen Gesichtspunkte Abstand nahm und den politischen um so mehr ins Auge faßte.

Denn in der That erschien bei dem Zudrang der Sklaven, welche von ihm befreit zu werden verlangten, der Besitzstand auf der Insel im höchsten Grade gefährdet und der Ausbruch einer Revolution unvermeidlich, der nur durch schnelles Eingreifen abzuwenden war.

Nerva ließ also kraft seines Amtes die Freiheitsprocesse stille stehen und gebot in barschen Bescheiden den Sklaven, zu ihren Herren bis auf Weiteres zurückzukehren.

Die Unglücklichen, welche Abhülfe ihrer Noth von der Gerechtigkeit des Römischen Magistrats gehofft, waren dadurch plötzlich der Verzweiflung und ihren Unterdrückern preisgegeben, preisgegeben ihren unbarmherzigen Herren, von denen sie wußten, daß sie nunmehr von ihnen, statt wie früher mit Ruthen, mit Skorpionen würden gezüchtigt werden. Sie kehrten also nicht, wie ihnen befohlen, zu diesen zurück, sondern gingen nach den im Innern der Insel gelegenen Paliken-Heiligthümern als Hülfeflehende.

Hatte Nerva in gutem Glauben gemeint, seine Abweisung der Freiheit-Fordernden werde als niederschlagendes Pulver gegen die drohende Krankheit des Aufstandes wirken, so bewies der Erfolg das Gegentheil. Denn gerade Nerva's Ungerechtigkeit brachte ihn zum Ausbruch. Mit rasender Eile hatte sich zuerst die Nachricht der Ereignisse in Syrakus verbreitet und die niedere Landbevölkerung in Wuth versetzt. Sie richtete sich zunächst gegen die ritterlichen römischen oder reichen griechischen Sklavenbesitzer, die nächsten Gegenstände ihres Hasses, vielleicht ohne zu wissen, daß diese die eigentliche Schuld an der Sinnesänderung des Nerva trugen. So erschienen ein paar Ermordungen von Sklavenherren als die ersten Symptome des Bauernaufruhrs. Im Innern der Insel lebten zwei reiche Brüder, deren Sklaven, 30 an der Zahl, unter Führung eines gewissen Varus in der Nacht sie im Schlafe überfielen und todt schlugen. Dann riefen sie ihre Mitsklaven zur Freiheit auf. Sogleich hatten sie von allen Seiten Zulauf, am Morgen waren sie schon 150 und sie konnten es wagen, ein sehr festgelegenes Kastell zu überrumpeln und sich darin fest zu setzen, wo sich bald noch 80 handfeste schwerbewaffnete Sklaven zu ihnen gesellten, die mit Jubel empfangen wurden. Diese 230 waren immer noch eine kleine Zahl, aber sie hatten eine feste Position gewonnen, die als Centralpunkt zur Sammlung aller Gleichgesinnten dienen konnte.

Nerva begriff jetzt erst die ganze Gefahr, in der seine Provinz schwebte, welcher er keine Kriegsvölker entgegenzusetzen hatte, nicht einmal den Landsturm, der auch erst auf die Beine gebracht werden mußte. Er sah, daß er völlig überrascht war.

Da gedachte er einer damals schon alten Polizeipraxis, welche auch jetzt noch in Italien bis auf die neuesten Zeiten und nicht minder in Griechenland mit zuweilen großem Nutzen verwendet ist, besonders im heutigen Kirchenstaat.

Da geschieht es nehmlich wohl, daß ein alter Banditenchef, der in seinem Gewissen durch unzählige Mord- und andere Unthaten bedrückt wird,

seinen Frieden dadurch mit der Regierung und also der civilisirten Gesellschaft macht, daß er selber Polizeibeamter oder Gensdarm wird. So warf in höchster Noth Nerva sein Auge auf den C. Titinius Gadäus, der wegen seiner Unthaten vor zwei Jahren zum Tode verurtheilt, als Bandit in die Bergwüste gegangen war und mit Gleichgesinnten die Reisenden plünderte oder mordete. Dieser schien ihm der passende Mann gegen die Sklaven und wurde mit ihm Handels einig. Der Plan war listig; denn Titinius erschien vor dem Kastell nebst einer Anzahl Bewaffneter und erklärte, daß er als Freund und Bundesgenosse mit seinen Leuten zu ihnen komme, wie ja vor Kurzem auch 120 Mann sich mit ihnen vereint hätten. Mit offenen Armen wurde der Räuberhauptmann und seine Bande aufgenommen, er selbst sogar bald zu ihrem Anführer erkoren. Als er die Stadt in seiner Gewalt sah, öffnete er verrätherisch, der Abrede gemäß, den Römern ein Thor, die nun hereindrangen und Alles niedermachten. Aber ein Theil dieser nun unrettbar Verlorenen stand auf den Mauern zur Vertheidigung. Als sie die Stadt im Besitz des Feindes sahen, stürzten sie sich von den Zinnen hinab, um wenigstens als Freie zu sterben. Bis dahin hatte die unedle Politik des Nerva Rom nützliche Früchte getragen. Nerva glaubte sich sicher und entließ seine Truppen. Aber gerade dies ermuthigte die Sklavenbevölkerung zu neuen Aufstandsversuchen. Bald ging eine Meldung in Syrakus bei dem Prätor Nerva ein, daß der Römische Ritter Popilius Clemens von seinen Sklaven, 80 an der Zahl, ermordet, daß sie die Fahne des Aufstandes erhoben und sie von allen Seiten Zuzug bekommen hätten. Der Prätor, trotz der geringen Zahl seiner Truppen, ging ihnen entgegen, überschritt den Fluß Alba und traf auf den Feind, der sich auf dem Berge Capsianus gelagert hatte. Er ging bei ihnen vorüber und marschirte auf die Stadt Heraklea. Daß er sie nicht angegriffen, erhöhte den Muth der Insurgenten. Innerhalb sieben Tagen hatten sich schon über 800, wenig später fast 2000 Aufständische versammelt. Nerva erfuhr es zu Heraklea und wußte sich nicht anders Rath, als wiederum Titinius den Oberbefehl zu übergeben, mit einer Beihülfe von 600 Mann der Besatzung der wichtigen Bergfestung von Enna.

Allein in der Schlacht, welche Titinius dem Bauernheere lieferte, wurde er gänzlich geworfen. Die Römer verloren viele Leute durch den Tod, noch mehrere warfen sich in die Flucht und flohen der Heimath zu, nachdem sie ihre Waffen als Hindernisse der Flucht von sich geworfen hatten.

Die fortgeworfenen Waffen nahmen die Insurgenten auf und vervollständigten damit ihre Rüstung. Diese Schlacht war entscheidend für Sicilien. Jetzt glaubte jeder Sklave seiner Freilassung so gut wie gewiß zu sein, immer mehrere entliefen ihren Herren, den Aufständischen zu. In wenigen Tagen waren 6000 versammelt, die nun sich zum Oberhaupt den Salvius

erwählten, nicht etwa seiner großen Kriegs- und Feldherrngaben wegen, sondern weil er im Geruche stand, eine tiefe Einsicht in den verborgenen Willen der Götter zu haben, besonders durch die Opferschau, der aber sonst bei den Götterfesten der Weiber mit besonders dionysischer Wuth die Flöte zu blasen und Alle des Gottes übervoll zu machen verstand. Ihn wählten die freigewordenen Sklaven zu ihrem König, der sogleich das Heer in drei Theile theilte, jedem einen Anführer gab und ihnen befahl, das ganze Land zu durchziehen, sich aber dann zu derselben Zeit an demselben Ort bei ihm einzufinden. Ausdrücklich gebot er ihnen aber, die Städte zu vermeiden, die Sitze des entnervenden Wohllebens und Luxus. Auf diese Weise bekam er Vieh in Menge in seine Gewalt, besonders aber Pferde, alles aus der Landschaft, so daß er in wenigen Wochen über 2000 berittene Krieger und etwa 20,000 Fußsoldaten hatte, von denen viele aus ihrem früheren Leben in der Heimath schon den Kriegsdienst kannten.

So glaubte sich Salvius stark genug, die feste Stadt Morgantia anzugreifen und ängstigte sie durch wiederholte Stürme. Der Prätor hatte in der Eile etwa 10,000 Mann Sicilischen und Italischen Landsturm zusammengebracht und näherte sich in Nachtmärschen der bedrängten Stadt. Unerwartet fiel er über die nichts ahnenden Belagerer her, drang in ihre Werke, die von wenigen vertheidigt wurden, machte große Beute und befreite viele Gefangene, besonders Weiber, nahm und plünderte das Lager und marschirte auf Morgantia. Allein es war nur die Ueberraschung der Insurgenten, welche den Römern einen momentanen Vortheil gab. Denn sie waren viel stärker und da es den Römern nicht gelang, sich nach Morgantia zurückzuziehen, so wurden sie jetzt von den Feinden zur Schlacht gezwungen, welche bald entschieden war; denn nur 600 Todte hatte der Prätor von seinem Heer verloren, weil die Menge sich schnell in blinde Flucht und die Waffen von sich warf. Dies war der Erfolg einer Bekanntmachung des Salvius, es sollte Niemandem der Feinde etwas zu Leide geschehen, der die Waffen von sich geworfen. Der Sieg war vollständig, auch das Römische Lager wurde genommen. Aber Gefangene hatten die Königlichen nur 400 in ihre Hand bekommen. So schnell waren die Römer gelaufen.

Allein obgleich die Sklaven Sieger über das Entsatzheer der Römischen Behörden geblieben, so konnte es ihnen doch nicht gelingen, sich nun der scheinbar wehrlosen Stadt Morgantia zu bemächtigen. Vergebens hatten sie durch ihren Feldherrn den Sklaven in der Stadt die Freiheit anbieten lassen, wenn sie ihm die Stadt überlieferten. Die Morgantinischen Sklaven hatten lieber die Freiheit aus der Hand ihrer Herren genommen, ertheilt unter der Bedingung, daß sie mit ihnen vereint die Stadt bis auf den letzten Mann hielten. Diese Vereinigung war so mächtig, daß Salvius mit den Seinigen

die Stadt vergebens berannte und endlich von den Zinnen herab kräftig verhöhnt abziehen mußte. Aber als die Gefahr vorüber war, da gaben die Sklavenbesitzer in Morgantia doch nicht ihren Knechten die ausbedungene Freiheit, weil sie eigends der Prätor ihres Versprechens entband, es als erzwungen erklärte, wie dies ja in unsern deutschen Bauernkriegen auch geschah, und zwar mit Erfolg. Aber den eidbrüchigen Morgantinern war damit wenig geholfen, denn die betrogenen Sklaven hatten die Freiheit vor den Thoren. Massenweise, ohne daß es zu hindern war, verließen sie ihre Herren und schlossen sich den befreiten Sklaven an.

Unterdessen hatte sich im äußersten Westen, um Segeste und Lilybäum, ein besonderer Heerd des Aufstandes gebildet. Hier hatten sich ebenfalls die Sklaven einen König erwählt, den Athenion, einen tapfern Cilicier von Geburt und ebenfalls der Himmelszeichen und Blitze wohl kundig. Er war die Seele des ganzen Unternehmens gewesen, er hatte es erst ins Leben gerufen. Als Verwaltungsoberer zweier reichen Brüder hatte er 200 Sklaven, die ihm untergeben waren, zum Abfall beredet, nach fünf Tagen hatten sich ihm aus der Nachbarschaft so viele zugesellt, daß er über mehr als 1000 Mann gebot und von ihnen als ihr König ausgerufen wurde. Sogleich traf er seine Maßregeln, den Zustand des Landes zu organisiren, und zwar auf die verständigste Weise, ganz abweichend von der früheren Einrichtung. Er wählte nur die kräftigsten und zuverlässigsten Leute für den Kriegsdienst aus, die übrigen wies er in ihre früheren Beschäftigungen ein. Dadurch erreichte er, daß er eine Kerntruppe zur Verfügung hatte, daß die Verpflegung der Truppen und der Landbevölkerung durch ihre friedliche Thätigkeit regelmäßig besorgt wurde und daß das Land vor Verwüstung und Verarmung geschützt war. Athenion glaubte fest und sicher an seine hohe Zukunft, daß er einst König über ganz Sicilien sein würde. Da wollte er zeitig sorgen, daß er nicht zum Herrscher über eine Wüste herabgedrückt würde.

Dann begann er mit 10,000 Mann die Belagerung Lilybäums, freilich vergeblich, da die Stadt durch ihre Lage uneinnehmbar war. Als er dies sah, sprach er: „die Götter befehlen ihm mit seinem Volk die Stadt zu verlassen; welche aber blieben, würden ihr Unglück herbeiziehen.“

An demselben Tage, wo das Heer des Athenion abzog, lief in der Nacht eine Anzahl Schiffe aus Afrika im Hafen ein. Sie brachten auserlesene Truppen aus Mauretanien unter dem Gomon, welche den Bewohnern von Lilybäum Hülfe bringen sollten. Sie wurden sogleich gelandet, überfielen noch einen Theil des verspätet abziehenden Feindes, der dabei viele Verluste hatte, und wurden dann als wackere Bundesgenossen in der Stadt empfangen.

Athenion war von dem Zuzug der Feinde wohl unterrichtet und die Verluste der Nachzügler bewirkten nur, daß sich das Vertrauen auf seine

Prophetengabe steigerte. Er hatte es ja vorhergesagt, durch Offenbarung der Götter, daß nur schleuniger Abzug von der Zauberstadt sie vom Tode erretten würde. Die Ungläubigen, die gezögert hatten, sie waren vom Götterfluche erreicht.

Sicilien war, abgesehen von dem Gebiet, das Athenion beherrschte, wo noch einige Ordnung herrschte, preisgegeben der gräulichsten Verarmung, es stellte, wie Diodor der Sicilier sagt, eine Ilias von Elend, wie man zu deutsch sagen würde, eine Niebelungennoth dar. Denn die Noth war nicht allein von den Sklaven bereitet, sie hatte sich fortgesetzt aufwärts in die Sphäre der Freien, freilich der armen freien Bauern, die oft schlimmer daran waren, als die Sklaven, namentlich die der höheren Grade, die Wirthschafts-Inspektoren und Direktoren, die oft die großen Herren spielen konnten, und die doch nur Sklaven waren. Sie schlossen sich gar leicht den Aufständischen an, da sie ihnen gar nicht, als Einwohner des platten Landes, Widerstand leisten konnten, während die Bewohner der Städte, welche früher das Land beherrscht hatten und nun die ihnen zugehörigen Landschaften durch den Bauernaufruhr verloren hatten, krampfhaft auf Seiten der Römer standen, wenn sie ihnen auch gar nicht helfen konnten. Allein wie entschlossen die Städte zum Widerstand sein mochten, sie hatten doch schwer zu leiden und wenig Aussicht, ihr früheres Besitzthum wiederzugewinnen. Die Sklavenkönige herrschten bis an ihre Mauern, das ganze offene Land war in ihrem Besitz und wehe den Städtern, welche ihr Leben so gering und ihren Hunger so hoch anschlugen, daß sie es wagten, die goldenen Früchte der Ceres, die vor ihren Thoren gereift waren, abzuerndten. Die ländlichen Schnapphähne, die früheren Sklaven, schleppten mit Frohlocken ihre früheren Herren nun gleichfalls in die Sklaverei. Wie mochten die armen Städter von den Zinnen ihrer Mauern im Anblick der wogenden Felder hundertfach tragenden Weizens die Sperlinge beneiden, die davon nach Herzenslust ohne störende Klappern fressen und ohne lästige Ueberfälle sich wohl gesättigt auf luftigen Flügeln in ihre sichern Schlupfwinkel zurückziehen konnten.

Allein gerade diese Zustände, welche die Römer und die römischgesinnten Griechenstädte mit ihrem Großgrundbesitzerstande für völlig barbarisch, eines civilisirten Volks unwürdig erklärten, sie erschienen den Augen Salvius' in einem goldenen Lichte. Mit seinen Sklavenbanden beherrschte er weit und breit das Land von Enna bis Leontini, wohin er triumphirend mit ihnen gezogen war. Er glaubte sich auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks und beschloß den Göttern dafür zu danken. Die Paliken, jene uralten Dämonen, welche nur Sicilien verehrte, die göttlichen Schutzgeister der Insel, hatten in der weizengesegneten Flur von Leontini ihr Heiligthum. Dahin stiftete er einen seiner purpurnen Königsmäntel als Siegesdank und ließ sich

von seinem Volk, 30,000 auserlesene Krieger, als König Tryphon ausrufen, wie sein Syrischer Landsmann daheim. Dort, wo zuerst jener verzweifelte Haufen Sklaven zu den Palikен um Freiheit von ihren Herren gefleht hatte, dem Ausgangspunkt des Aufstandes, da machten die frei gewordenen Sklaven der ganzen Insel den Tryphon zu ihrem König. Tryphon wählte das sehr günstig und geschützt gelegene Triokala zu seiner Residenz. Allein vorher mußte es erst erobert werden, und hierzu forderte er von Athenion, er solle ihn mit seinen Streitkräften unterstützen. Die Botschaft wurde so eingerichtet, als ob der König ihm wie einem seiner Statthalter Befehle zusandte. Jedermann glaubte, Athenion, aufs bitterste beleidigt, werde mit dem Tryphon auf Tod und Leben kämpfen und schon mochten die Römer und Sicilier sich darauf freuen.

Allein Athenion war so verständig, sich gar nicht beleidigt zu fühlen, sondern sich dem Tryphon unterzuordnen. Beide begegneten sich mit ihren Kriegshaufen vor den Mauern von Triokala, Athenion mit 3000 Mann, und so wurde der Ort erobert. Tryphon ließ ihn jetzt ganz anders einrichten. Das Kastell, schon an sich fest gelegen, verstärkte er durch künstliche Befestigungen bis zur Uneinnehmbarkeit, um die Stadt selbst zog er einen neuen Graben mit hoher Mauer und drinnen richtete er einen geräumigen Marktplatz ein, für sich selbst aber eine prächtige Königsburg. Geschmückt mit dem purpurbesäumten Mantel und dem Kleide mit breitem Purpurstreifen, umgeben von Lictoren mit ihren Ruthen und Beilen trat er unter das Volk. Auch das gute Vernehmen mit Athenion war nicht dauerhaft. Er hatte ihn im Verdacht, daß er sich bald zu einer plötzlichen Gewaltsamkeit gegen ihn entschließen würde und hielt es daher für rathsamer, sich seiner zu bemächtigen. Es war eine harte Prüfung für Athenion, allein sie sollte nicht zu lange dauern.

Denn schon zog sich in Italien das Unwetter gegen Tryphon zusammen, dem zu widerstehen er nicht der Mann war. In Rom hatte der Senat den L. Licinius Lucullus zum Feldherrn gegen den Bauernkrieg in Sicilien gemacht. Er langte auf der Insel mit 17,000 Mann an, von denen die wenigsten Römer und Italer waren, worunter aber die Kontingente von Bithyniern, Thessalern, Akarnaniern und Lucaniern besonders hervortraten.

Als das König Tryphon hörte, war auch er so klug, den Athenion der Haft zu entlassen und ihn statt dessen um guten Rath zu fragen. Der rieth nicht dazu, in Triokala sich einzuschließen, sondern auf freiem Felde zu kämpfen, und so wurde beschlossen. So lagerte sich das Sklavenheer, 40,000 Mann stark, nahe bei Scirthäa, etwa 12 Stadien von dem Lager der Römer. Es gab zuerst viele kleine Scharmützel zwischen beiden, bis man sich näher auf den Leib rückte und es zur Entscheidungsschlacht kam. Lange wogte der

ampf hin und es fielen auf beiden Seiten ganze Schaaren tödtlich getroffen. thenion selbst that, umgeben von 200 auserlesenen Reitern, Wunder der apferkeit, als blutige Spur seines Weges über das Schlachtfeld Berge von odten hinter sich lassend. Da geschah es aber, daß er tiefe Wunden in ide Kniee erhielt und nach Empfang noch einer dritten sich unmöglich ehr auf dem Pferde halten konnte. Mit kühner Geistesgegenwart sah er ine Reiter fortjagen und ließ sich selbst an seinem Pferde herabgleiten. ühsam kroch er einem Haufen von Todten zu, unter denen er sich verbarg.

Aber nun zeigte sich, daß Athenion die Seele des Widerstandes gegen ie Römer gewesen war. Als er verschwunden und sein Antlitz zu Pferde icht mehr den Seinigen entgegenwinkte und ihnen zu der schweren Blutrbeit frischen Muth einflößte, da sanken ihnen die Kräfte. Die fanatische apferkeit wich dem panischen Schrecken, der aus dem Bewußtsein hervorng, daß der Feldherr, dem sie vertrauten, ihnen verloren gegangen.

Die Römer hatten glänzend gesiegt und die Feinde in die Flucht gejagt. ie Hälfte ihres Heeres, 20,000 Mann, lagen todt auf der Wahlstadt und ryphon und die Seinigen retteten sich nach Triokola unter dem Schutze er Nacht.

Die Macht der Insurgenten war gebrochen und schon wurden unter men Berathungen gepflogen über Unterwerfung unter billigen Bedingungen n Rom.

Aber die Einsichtigeren und Muthigeren, die wohl begriffen, daß Rom mpörten Sklaven nie Verzeihung gewähren würde, erreichten durch immer eue Volksreden, daß der Beschluß gefaßt wurde, bis auf den letzten Mann en Römern Widerstand zu leisten.

Glücklicherweise für die Empörer geschah unbegreiflicherweise von Lullus Seite nichts, um seinen Sieg zu benutzen. Allein erwägt man das erhältniß der Streitkräfte der Römer und Insurgenten, 17,000 gegen 40,000, nd den blutigen, grimmigen Kampf, so wird man nicht irren in der Annahme, aß auch des Lucullus Verluste sich nach der Schlacht als so furchtbar erausstellten, daß er nicht im Stande war, etwas Wesentliches noch gegen en Feind zu unternehmen, besonders deshalb, weil er sich in die fast uneinehmbare Bergfeste Triokala zurückgezogen hatte.

Allein das Schlimmste war, daß sich der todtgeglaubte Athenion wieder ach einigen Tagen unter den Lebenden einfand. Glücklich hatte er sich in er Nacht zu den Seinigen gerettet und in wenigen Tagen seine drei Wunen kurirt. So trat er wieder an die Spitze der Sklavenlegionen und auchte ihnen neues Vertrauen ein durch seine Gegenwart. Es war aber ie höchste Noth gewesen, denn schon hatten die völlig geschlagenen Aufständischen darüber berathen, ob es nicht besser wäre, zu ihren Herren zurück-

zukehren, als sich wie das Wild zu Tode hetzen zu lassen und nur mit Mühe hatten die unter allen Umständen zum Fechten Entschlossenen die Unterwerfung abgewandt. Es war ein Glück für die Geschlagenen, daß Lucullus erst neun lange Tage nach der Schlacht hatte unbenutzt vorüber gehen lassen, ehe er mit dem Heere vor Triokala erschien, das er jetzt vergebens berannte und belagerte.

Als er, ohne etwas Entscheidendes ausgerichtet zu haben, die Provinz verließ, wurde er wegen fahrlässiger Kriegsführung in Rom von seinen Feinden verklagt und verurtheilt (651 d. St. — 103 v. Chr.). Allein sein Nachfolger C. Servilius (652 d. St. — 102 v. Chr.). erreichte keine besseren Erfolge, wofür ihm bei seiner Rückkehr in Rom der Prozeß gemacht wurde und er wie sein Vorgänger in die Verbannung gehen mußte.

Ein Nachtheil für die Römer, den sie nicht verschuldet, war auch der in diesem Jahr erfolgte Tod des Tryphon gewesen, der den entschlossenen, tapferen und begabten Athenion zum alleinigen und unbestrittenen Führer des Aufstandes erhob. Aber nur kurze Zeit genoß er dieses Glück im Kriege gegen Servilius, denn der neue Feldherr Aquillius war ein gewaltiger Kriegsfürst und tapferer Degen, der in kürzerer Zeit den Athenion zur Schlacht zwang. Im Getümmel derselben kam es zum persönlichen Zweikampf zwischen den beiden feindlichen Befehlshabern. Mit eigener Hand erlegte Aquillius — so erzählt Diodor — den Athenion, nachdem er selber eine tiefe Kopfwunde erhalten, die aber geheilt wurde. Damit war eigentlich der langjährige Kampf entschieden, denn die führerlosen, wenn auch noch 10,000 Mann starken Insurgenten wurden jetzt in die Flucht geschlagen. Sie zerstreuten sich und besetzten eine Anzahl steil gelegener Burgen, die sie mit verzweiflungsvollem Muthe gegen die Römer vertheidigten. Aber was vermochte der Muth gegen den Hunger.

Aquillius zog vor ein Castell nach dem andern und umgab sie mit dem engen Ringe des Wallgrabens, wenn der Sturm nichts ausrichtete. Aquillius war geduldig und wartete, bis der Hunger wirkte. So bekam er alle Burgen der abtrünnigen Sklaven in seine Gewalt und dem Tode entrann nicht Einer. Endlich war unter der früheren Sklavenbevölkerung soweit aufgeräumt, daß von den Myriaden derselben, die einst Sicilien bedeckt hatten, nur noch 1000 übrig waren, die sich unter der Anführung des Satyros im freien Felde sehen ließen. Es waren natürlich die Mannhaftesten und Tapfersten. Ein Angriff auf sie mit der blanken Waffe mißlang, aber die Unglücklichen sahen doch, daß sie auf die Dauer nichts ausrichten würden gegen die ungeheuere Uebermacht. Sie legten sich also auf Bitten und Verhandlungen. Aquillius ging darauf mit Vergnügen ein und versprach ihnen,

würde ihres Lebens schonen. So ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade und er bemächtigte sich ihrer als Kriegsgefangener.

Aber das Leben, das er ihnen für den Augenblick geschenkt, war nur kurz. Er führte sie nach Rom, um seinen Einzug in die Stadt zu verherrlichen. Dann lieferte er sie für den Circus aus, um sie zur Feier des Tages und zum Vergnügen der Einwohner mit den wilden Thieren kämpfen und sich von den Bestien zerreißen zu lassen.

Aber die Unglücklichen sorgten dafür, daß ihm und dem römischen Pöbel dies Vergnügen verdorben wurde. Statt ihre Waffen gegen die Bestien zu gebrauchen, wendeten sie dieselben lieber gegen sich selbst. Sie fanden einen Altar, der den Göttern geweiht im Circus stand. An ihm tödteten sie sich gegenseitig. Satyros, ihr geliebter Feldherr, ermüdete nicht, seinen Getreuen mit dem Dolch den letzten Liebesdienst zu leisten und als er den Letzten durchbohrt hatte, brachte er sich selbst mit demselben um's Leben.

Dies war das tragische Ende des zweiten und letzten Sicilianischen Sklavenkrieges und Rom herrschte wieder auf der Insel, die verarmt, verwüstet, entvölkert unter seine Botmäßigkeit zurückgekehrt war, nach vierjährigem Verzweiflungskampf.

Und doch war er nur ein Kinderspiel gewesen gegen die Kriege des Nordens, welche Marius indessen zur Rettung Roms und der Civilisation überhaupt auszufechten berufen war.

Als Niemand in Rom war, der sich getraute, die nordischen Horden zu bestehen, hatte er die schwere Aufgabe, sie zu besiegen übernommen. Wir sahen, daß sie in dem Augenblicke, wo Rom fast wehrlos von ihnen gemacht und von ihnen überfallen zu werden fürchtete, plötzlich abbogen und nach Westen in die Hispanische Halbinsel, wie ein Windwechsel einen Heuschreckenschwarm in südlichen Ländern im Handumdrehen von den bedrohten Fruchtfeldern abwendet und nach anderen Richtungen hinträgt. Plan- und gedankenlos, wie sie in Gallien ihren augenscheinlichen Vortheil gegen Rom aufgaben, zogen sie auch in Hispanien plündernd und verderbend die Länder auf und ab und weder die Eingebornen noch die Römer, von denen nur eine Legion unten aufgestellt war, waren im Stande, sie daran zu hindern, wenn auch der römische Prätor, der hier kommandirte, gerühmt wird, weil er trotz seiner geringen Streitkräfte den Barbaren vielen Abbruch gethan.

Nach Livius ältestem Bericht scheint es, daß die Teutonen, welche als spätere Bundesgenossen der Cimbern eine so bedeutende Rolle in dem ersten Kriege der Deutschen gegen die Römer spielen sollten, gar nicht nach Hispanien gelangten, sondern nur in Gallien ihre Kreuz- und Querzüge gemacht haben und erst, nachdem die Cimbern aus Hispanien zurückkehrten,

mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, sich aber bald von ihnen wieder trennten zu abgesonderten Unternehmungen.

So furchtbaren Gefahren entgegenzutreten, fühlte sich Marius ganz in seinem Element. Es war für ihn seit den Numantinischen Zeiten, da der große Scipio sein Lehrmeister gewesen, eine seiner Lieblingsbeschäftigungen stets der strenge Friedens- und Garnisonsdienst. Sie hatte ihn nach Afrika begleitet und jetzt brachte er sie nach Gallien hinüber. In solchen Dienstsachen war er ein unbarmherziger Exerziermeister. Wenn sein Gesicht den Zornesausdruck annahm, so ergriff die Soldaten, die gefehlt, Zittern und Zagen. Er sah diese Wirkung und freute sich ihrer, denn vor Allem verlangte er blinden Gehorsam. Aber Marius verlangte immer neue Anstrengungen von ihnen, die sie sich so geduldig von ihm aufpacken ließen, daß das Sprüchwort sie die Maulesel des Marius nannte. Er muthete ihnen jede Arbeit zu, so daß sie ihm einen Kanal aus einem Rhonearme in's Meer graben mußten, damit die Schiffe, ohne durch die seichten verschlammten Stellen aufgehalten zu werden, in regelmäßiger Fahrt die frischen Mundvorräthe in das Lager führen könnten, das Marius am Flusse aufgeschlagen hatte. So verging die Zeit unter den Vorbereitungen zum Empfang der zurückkehrenden Cimbern unter steten Befürchtungen doch rasch genug, und bei dem Jahreswechsel wurde, da die Lage des Staats noch immer dieselbe geblieben, auch Marius von Neuem zum Konsul gewählt, wobei einmal seine Freunde mit ganz besonderer Anstrengung nachhalfen, einmal aber er sich selber, durch die kühne Wendung, die er einem für ihn sehr ärgerlichen Handel zu geben wußte. Sein Neffe, der als Legionstribun im Heere stand, war von einem Soldaten, dem er leidenschaftliche Anträge zum griechischen Laster gemacht und ihn vergewaltigen wollte, mit dem Schwert über den Haufen gestoßen. Marius' Freunde suchten den Soldaten als Mörder darzustellen. Marius selbst hatte zu entscheiden. Er hörte die Vertheidigung des Trebonius aufmerksam an und als er zu Ende war, sprach er ihn nicht bloß vom Morde los, sondern setzte ihm auch einen Kranz auf zum Lohn für sein tapferes Benehmen. Indem er so seinen entarteten Neffen preis gab, den er glücklicher Weise los geworden, benutzte er die Gelegenheit, sich selbst und seine Gerechtigkeit in neuem Lichte glänzen zu lassen. Denn die Kunde von Marius' altväterisch tugendhafter Entscheidung war in der kürzesten Zeit nach Rom gebracht, wo sein Name dabei laut gepriesen wurde und die Quiriten sich bestimmen ließen, ihn vor Allen zum Konsul zu wählen.

Das folgende Jahr ging aber seine Wahl nicht so leicht von Statten. Da mußte eine förmliche Komödie aufgeführt werden. Marius, der Bauernsohn, hielt sich natürlich an das Volk und da war es der Volkstribun L. Saturninus, welcher es auf sich nahm, dem Marius wiederum das Kon-

lat zu verschaffen. Marius mußte sich weigern es anzunehmen, er mußte zar verweigern, sich darum zu bewerben, ja er mußte sich von seinen :eunden deßhalb auf einer Volksversammlung Verräther am Vaterlande nnen lassen, also daß die Aufregung im Volke so groß wurde, daß n das Konsulat mit ungeheuerer Majorität, fast mit Gewalt aufgedrängt rde.

So ward Marius zum vierten Male Konsul und mit ihm Lutatius tulus. Bald nach der Wahl gelangte die Meldung aus Gallien nach om, daß die lange erwarteten Feinde Hispanien verlassen und die Pyrenäen erstiegen hätten; diese Rom wieder so nahe gerückte Gefahr machte die ziemlich umpe Art, wie sich Marius durch seine Anhänger das Konsulat verschafft, rgessen. Der neue Konsul ging sogleich zum Heere nach Gallien ab, um : letzten Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe zu treffen.

Auch hier begünstigte ihn und Rom noch einmal das Glück.

Die Barbaren statt ihn mit vereinten Kräften anzugreifen, trennten h, vielleicht wegen der schwierigen Verpflegung, in zwei große Haufen. Die gentlichen Cimbern wanderten im Norden der Alpen die Donau abwärts ıd wandten sich dann südlich durch das Innthal dem Brennerpaß zu und n da nach Italien. Dagegen blieb den Teutonen und Ambronen der rzere Weg eben dahin durch das Gebiet der Ligurer am Meere entlang erlassen. Bald waren die zwischen ihnen und den Römern liegenden nder durchzogen und die Römer hatten das Barbarenheer vor sich. Als : sich lagerten, bedeckten die fremden Gäste weithin nach allen Seiten das lachfeld, dann kamen sie an's Römische Lager und forderten den Marius m Kampfe heraus.

Allein der war der Kinderschuhtaktik seiner Feinde weit entwachsen. Er ß sich nicht einmal dazu herbei, ihnen zu antworten. Aber er hatte große th, die unvorzeitige Kampfeswuth seiner Römer in Schranken zu halten. ie verlangten, augenblicklich den Feind anzugreifen und seinen Uebermuth brechen. Er wußte sehr gut, daß ein großer Theil seines Heeres nicht todesmuthig gesinnt war, sondern sich vor den Barbaren einfach gesagt, chtete. Deßhalb schickte er die Soldaten in Masse auf die Wälle des gers, damit sie sich die übermüthigen Feinde aus der Nähe betrachten lten, die mit fürchterlichem Geheul, mit Hohn und Spott die Römer zum mpfe herausforderten. So gewöhnten sich allmählig die Soldaten an den chtbaren Anblick dieser riesenhaften Krieger, deren Kriegsübung freilich nches im Verhältniß zu der Römischen zu wünschen übrig ließ. Endlich ren die Cimbern des Wartens müde, sie zogen trotzig dicht neben dem ger der Römer vorüber, Männer, Weiber und Kinder und riefen den

Römern zu, ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten, denn sie bald bei ihnen sein.

Auch dieser Hohn und Spott der Barbaren blieb ohne Antw Seiten der Römer. Die Wuth kochte in ihnen — und das war was Marius erreichen wollte, — allein jeder fürchtete noch mehr, Barbaren, Marius fürchterliches Angesicht und seine Strenge bei tretung seines Gebots, daß Niemand bei Leibes- und Lebensstrafe sollte, ohne seinen Befehl gegen den Feind vorzugehen. So zogen die Krieger unbehelligt von den Römern an ihrem Lager vorüber, ruhig der strengen Disziplin des Marius gemäß Revue passiren ließen heißt, daß diese Barbarenparade und Promenade sechs ganzer Tage bis das ganze Teutonenheer vorübergezogen war.

Allein Marius verdankte diese musterhafte Folgsamkeit seines nicht blos seiner systematischen unbeugsamen Strenge in Disziplin er hatte für den freiwilligen Gehorsam seiner Soldaten noch ein Mittel zu seiner Verfügung, den Aberglauben oder nach damaligem A die Religion und zwar die Syrische.

Es war ein Wunder, daß sich nicht nur die armen Sklaven in einen Syrischen Sklaven, der die Geheimnisse der Syrischen Götter wu Könige erkoren, sondern daß der Römische Konsul, welcher für die des Römischen Staatswesens gegen die nordische Völkerwanderung fo die alten Gottheiten, die über das Heil des Staates wachten, anrief, ein Syrisches Priesterweib. Sie hieß Martha und war zuerst in I Wahrsagerin erschienen. Aber als der Senat ihr bald das Handwe hatte sie sich an die gläubiger gesinnten Frauen Roms gewandt und h viel Glück gemacht, namentlich dadurch, daß sie bei einem Gladiator vorher den Sieger bezeichnet hatte. Sie hatte dadurch die Gunst flußreichsten Frau in Rom, der Julia, Marius' Gemahlin gewonnen, die Syrerin mit Empfehlungsbriefen an Marius selber entsandte. nahm sie, vielleicht schon aus Haß gegen den Senat, ehrenvoll auf, Purpurkleider, die mit goldener Agraffe zugeknüpft waren und ließ der Sänfte auf den Armen solcher, die sich dadurch geehrt fühlten, nieder tragen, um dafür zum Dank der blöden Menge alles prophezeien, wie es Marius ihr durch sein Schallrohr in's Ohr hatte. Aber der Soldat glaubte steif und fest an die göttliche Seh schöpfte aus dieser Ueberzeugung von dem unabänderlichen Sie Römer eine Fülle von Muth und Schlachtenfreude. Marius hatte erreicht, wie er begehrt, er hatte sich des ersten besten Mittels bedi seinen Zweck, sein Heer löwenkühn und lammgeduldig zu machen.

Allein dieſes Mittel bezeichnete eine Umkehr des religiöſen Glaubens in Italien, denn um dieſelbe Zeit war ein Prieſter der Kybele, der Göttermutter aus Phrygien, deren Kultus in Rom erſt eingeführt war durch den Bruder des großen Scipio, den Naſica, erſchienen — er hieß Batabates — welcher in Rom zu predigen begann. Er ſagte dem Senat, das Heiligthum der Götter ſei verletzt und feierliche Sühnungen müßten für die Stadt und das Reich Rom geſchehen. Nur dann würden glänzende Siege erfochten werden, andernfalls ſchreckliches Unheil einbrechen. Der Senat, erſchreckt durch die Fluchprophezeiungen, bewilligte den furchtbaren Göttern die Stiftung eines Tempels und der Halbmann der Kybele betrat die Rednerbühne auf dem Forum der Stadt, eingeführt von einem Volkstribunen, den Senatsbeſchluß dem Volk zu verkünden.

Wobei zu erinnern iſt, daß die Religionsdienſte der Göttermutter Kybele im Allgemeinen mit den ſyriſchen Götterdienſten übereinſtimmten, die im Weſentlichſten ein Geſchlechtskultus waren.

Batabates hatte kaum zu ſprechen begonnen, als ein anderer Volkstribun, Pompeius, mit ſeinem Veto einſchritt und ihm die Rede abſchnitt.

Alles war von den vaterländiſchen Göttern abgefallen, der Senat, die ſiciliſchen Sklaven, Marius und vor Allen die Römiſchen Weiber, und Pompeius wagte es, ſie zu vertheidigen.

Aber ſo weit hatte ſich der religiöſe Fanatismus des ganzen Volkes bemächtigt, daß Pompeius, der ſich dagegen erhoben, ein Mann des Todes war.

Drei Tage nach ſeinem Verbot gegen den Kybeleprieſter war er eine Leiche. Man ſagte, ein hitziges Fieber habe ihn hinweggerafft.

Natürlich ſahen die Anhänger der neuen Religion darin ein Gottesurtheil und Batabates bekam freie Hand zur Ausdehnung ſeiner religiöſen Miſſionsbeſtrebungen, denen wiederum die Frauen Roms eifrig entgegenkamen.

So groß war ſchon damals, in dem erſten Jahrhundert vor Chriſto, das Uebergewicht der öſtlichen Religionsgedanken auf Italien. Hatte der Senat ſich für die minder verfängliche Religion der Kybele erklärt, die ſchon verfaſſungsmäßig ſeit den Scipionen eingeführt war, ſo nutzte Marius, im Gegenſatz zu dem altkonſervativen Pompeius, der dafür ſterben mußte, die Syriſchen Religionsvorſtellungen zu ſeinem Vortheil aus.

Kaum waren die Teutonen an ſeinem Lager vorübergezogen, ſo brach er es ab und folgte ihnen in langſamen Märſchen. Er erreichte ſie endlich beim heutigen Aix en Provence (Aquä Sextiä) und hier beſchloß er, mit dem Feinde zu fechten. Sein Lager hatte er auf der Höhe geſchlagen, wodurch es ſchwer angreifbar war, aber Mangel an Waſſer hatte, während die Feinde die Niederung mit dem Fluſſe beherrſchten.

Marius hatte so viele Noth gehabt, in der früheren Lagerstellung seine Römer Kampflust in Zaum zu halten gegen die Ausforderungen der Teutonen. Er selbst hatte von einem etwa siebenfüßigen Teutonischen Ritter eine solche Ausforderung erhalten. Er hatte ihm geantwortet: wenn es ihm so eilig zum Tode wäre, so möchte er doch sich geschwind aufhängen. Zum Spott fügte er noch hinzu: Hier ist einer —, es war ein kurzgewachsener aber wohlgeübter Gladiator, — wenn du diesen kleinen Mann besiegt hast, dann will ich auch mit dir kämpfen.

Dadurch hatte Marius das Duell, auf welches die Teutonen so viel gaben, daß sie es als eine Art Gottesurtheil ansahen, in den Augen der Römer lächerlich gemacht, was ihm sehr viel Mühe gekostet, da es auch in der älteren Römischen Geschichte von Bedeutung war und im Römische Kriegsgebrauch immer noch einige Geltung hatte.

Jetzt aber handelte es sich darum, was die wohlgeschulten Soldaten des Marius, die er wie eine lange zurückgehaltene jagdbegierige Meute am Seil der Disciplin zurückgehalten, gegen den Feind ausrichten würden; denn Marius hatte das Seil jetzt losgelassen und die Koppel konnte sich auf das Wild stürzen.

Jetzt gab er seinen Truppen die Losung zum Angriff. Er sagte, wenn sie so durstig wären, da unten liege ja der Fluß, aus dem sie schöpfen könnten.

Also gingen die Troßknechte hinab, Wasser zu schöpfen für das Heer aber mit Schwert, Schild und Speer bewaffnet.

Es war sehr wohlgethan, denn ihnen gegenüber standen die 30,000 Mann Ambronen, welche den Wasserschöpfenden entgegentraten, so daß augenblicklich ein regelmäßiges Gefecht entstand, welches nur zum Stehen gebracht wurde durch die Hülfe der regelmäßigen Truppen, welche ihre Dienstleute — denn das waren die Troßknechte — nicht aufopfern wollten.

So entspann sich durch das Nachrücken der Heereshaufen von beiden Seiten das Gefecht immer weiter, bis es zur vollständigen Schlacht überging, die von den Römern glänzend gewonnen wurde und zu einer totalen Niederlage der Ambronen führte.

Wunderbar bleibt es, daß die Cimbern ihnen keinerlei Zuzug leisteten, obgleich sie doch unfern von ihnen lagerten. Erklärlich nur, daß ihr lautes Kriegsgeschrei doch sehr bald in die Ferne verhallte, während der Kanonendonner heutiger Schlachten die Kriegsgenossen aus der weitesten Ferne zu Hülfe ruft.

So wurden die Ambronen, eine Hauptkraft des Barbarenheers gänzlich aufgerieben. Es war das Vorspiel der Tragödie, in welcher die große Völkerströmung an den Klippen der römischen Heeresdisciplin scheitern und zerschellen sollte.

Das schrecklichste Blutbad fand am Flusse statt, wohin die Ligurer und Römer die Ambronen zurückgedrängt hatten. Der Fluß strömte roth von dem Blute der Ermordeten und was von ihnen sich rettete, eilte der Wagenburg zu, wo ihre Weiber und Kinder hausten.

Aber auch dorthin folgten ihnen die schrecklichen Römer und hier gab es fürchterliche Scenen. Die Weiber der Besiegten jagten ihre Männer unter furchtbaren Verwünschungen zurück in den Kampf mit den Feinden und als dennoch diese furchtbaren Feinde über die Leichen der Ambronen gegen die Wagenburg anstürmten, da verloren die Weiber den Muth nicht, sie stürzten sich den Römern entgegen mit Geheul und Kreischen, sie ergriffen ihre Schilde, sie niederzureißen, sie ergriffen die scharfen Schwerter an den Klingen, nicht achtend der Wunden, sie den Römern zu entwinden.

Als aller Widerstand vergeblich war, gaben sie sich selbst den Tod, indem sie sich an ihren Wagen aufhängten, um nicht lebendig in die Gewalt der Feinde zu kommen. Das stolze deutsche Blut verschmähte in die Sklaverei der Römer zu gelangen.

Es war ein schrecklicher Ausgang, den die Ambronen genommen hatten, und ein Beweis, daß die Teutonen ihre Lagerstätte so entfernt von ihnen hatten, daß sie zu spät von ihrer Katastrophe Nachricht erhielten.

Es geschah tief in der Nacht und sie mußten sich begnügen, ihrem Zorn in unheimlichem Wuthgebrüll bis zum Morgen Luft zu machen, so daß die Römer jeden Augenblick fürchten mochten überfallen zu werden. Es war eine schreckliche Nacht, in der weder Freund noch Feind schlief. Aber der Angriff der Barbaren blieb aus, nicht nur in der Nacht, sondern drei lange Tage, die zu Rüstungen auf beiden Seiten verwendet wurden. Noch in der verhängnißvollen Nacht hatte Marius, der den Kampf der Entscheidung vor Augen sah, den Claudius Marcellus mit einer kleinen Abtheilung von Troßknechten, die auf Pferden ohne Sättel beritten gemacht waren, auf die Höhen im Rücken der Feinde geschickt, einen Hinterhalt einzunehmen, der sie im Falle des Rückzugs schrecken und überfallen sollte. In den drei folgenden Tagen hatte Marius dafür gesorgt, daß seine Leute sich mit Speise und Trank pflegten und also wieder vollkommen waffentüchtig waren, als es zum Kampfe kam.

Endlich nahte das Teutonenheer, ungeduldig zur Schlacht stürmend unter seinem König Teutobochus oder richtiger Teutobodus — Herzog der Teutonen. Die Römer hatten die Zeit benutzt, ihr Lager auf der Höhe zu befestigen. Statt zu warten, bis sie herabkämen, berannten es die Teutonen. Jetzt aber stürzten sich die Römer auf die Hinaufklimmenden und drängten sie in die Ebene hinab. Hier hielten sich die Barbaren bis zum Mittag sehr brav. Aber dann begannen sie zu ermatten, vorzüglich durch die große Hitze des Tages, welche ihnen ungewohnt zu ertragen war.

Da stürmte plötzlich aus ihrem Rücken Claudius Marcellus mit seinen Leuten auf sie ein und trug den Schrecken in ihre Glieder.

Der Widerstand hörte auf und das Schlachten und Niedermetzeln begann, welches bis in die Nacht dauerte.

Es wird erzählt, daß in den beiden Treffen mit den Ambronen und Teutonen über 100,000 Mann getödtet oder gefangen wurden, Andere sprechen von 200,000 und 90,000 Gefangenen. Unter diesen war auch der König Teutobod selber, der in's Gebirge geflohen und bei dem Hetzen nach der Schlacht aufgegriffen wurde. Andere flüchtige Häuptlinge wurden von den Bauern der Sequaner, der Gallischen Völkerschaft, die in diesen Gebieten wohnte, eingebracht.

Endlich bemächtigte man sich auch der Wagenburg der Teutonen mit ihren Weibern, die sich ebenso wie die Ambronischen mit ihren Kindern, um nicht in die Sklaverei zu gerathen, umbrachten und als die Römer mit den Menschen fertig geworden, bissen sich noch die Hunde, welchen die Wagen zu schützen gelehrt war, mit ihnen herum.

Damit war die Blutarbeit zu Ende und es ging an die Vertheilung der Beute. Aber das Heer war einig, sie ganz dem verehrten Feldherrn Marius, der den Sieg gewonnen, den sie zum Imperator ausgerufen, zu überlassen.

Marius ließ darauf seine Soldaten vor seinen Feldherrnstuhl zur Versammlung berufen, er lobte ihre Tapferkeit, ihre Disciplin, kurz er erklärte sich mit seinen Soldaten zufrieden, das höchste Lob, das ihnen von dem hochgestellten Manne ertheilt werden konnte. Die ihm von den Soldaten als Ehrengeschenk zuerkannte Beute ließ er zu Schleuderpreisen an sie verkaufen.

Der Jubel im Lager war groß, aber er wurde noch größer, als reisige Boten von Rom anlangten, welche dem Marius die frohe Meldung brachten, daß er daheim zum fünften Male als Consul ausgerufen wäre.

Marius' Sieg war dadurch würdig belohnt, den Triumph lehnte er ab, so lange noch die Cimbern im Felde ständen. Aber auch vor ihrer Besiegung war seine That groß. Die Massalioten, auf deren Gebiet die denkwürdige Schlacht geliefert war, ernteten auf der Wahlstatt, wo die Körper der Teutonen und Ambronen verfaulten, das doppelte Korn. So trefflich hatten die Leichen ihnen ihren Acker gedüngt und die Schenkelknochen ihrer riesenhaften Leiber benutzten sie zur Einfriedigung ihrer Weinberge, eine etwas kannibalische Industrie dieser Gallischen Griechencolonie.

Marius aber glaubte noch nichts gethan zu haben, ehe nicht die Cimbern ebenfalls niedergeworfen wären und eilte mit seinem Heer über die Seealpen in die Piemontesischen Landschaften, wo sein College Lutatius Catulus von ihnen hart bedrängt war.

Er hatte bereits ihrem Drucke weichen und seine feste Stellung an der Etsch aufgeben müssen. Denn die Cimbern hatten, nachdem sie so viel Länder durchzogen und geplündert, sich besser auf Wege und Stege verstehen gelernt, und diesmal nicht auf den Klagenfurter Paß, sondern auf den viel bequemeren des Brenner ihre Schritte gelenkt, von dem sie glücklich hinabgestiegen waren und im Süden von Trient auf die Römischen Befestigungen stießen. Catulus hatte sein Hauptlager auf der linken Seite des Flusses aufgeschlagen und einen starken Brückenkopf auf Jenseit gebaut, in den er seine besten Truppen gelegt hatte, weil er ohne Zweifel den ersten und mächtigsten Angriff der Feinde aushalten mußte.

Es war noch Winterszeit, als sie über die Berge kamen und sie waren nach so viel Erfahrungen aus den Plünderungszügen in aller Herren Länder, in Gallien und Hispanien, ganz anders vertrauensvoll auf ihre Stärke als damals, wo sie im Hochsommer in der Gewitterzeit über Klagenfurt über die Alpen einzubrechen gehindert wurden.

Als wenn es ihnen eine Freude wäre, an den heimathlichen Schnee und Eis ihres Holsteinischen Vaterlandes erinnert zu werden, drangen sie wohlgemuth über die verschneiten Höhenengen und als es vom Brenner abwärts ging, war es ihnen eine Lust, von ihren Führern zu lernen, wie man von den abschüssigen Schneehalden — wie sich die heutigen Alpenbewohner dieser Gegenden, die Tiroler, ausdrücken — abfährt. Sie bedienen sich dazu nur ihres Gebirgsstockes, auf dem sie reitend ihn im schnellen Ablauf von den Schneefeldern nach Bedürfniß tiefer eindrücken um ihn als eine Art Bremsmaschine der ursprünglichsten Art zu gebrauchen.

Die Kühnheit, mit welcher sich die Cimbern, auf ihren großen Schilden von Mannshöhe liegend, die sie als Schlitten benutzten, hinabgleiten ließen, ihre Speerschafte als Steuer- und Bremsinstrumente gebrauchend, flößten den Römern, welche den Bericht davon aus dem Munde der Eingeborenen erhielten, Grausen und Schrecken ein.

Lutatius Catulus hatte viele Burgen zu beiden Seiten der Etsch — deren Menge bis in die spätesten Zeiten des Mittelalters sich erhalten hat — mit seinen Truppen besetzt. Jetzt war er gezwungen, sie aufzugeben und ihre Besetzung an sich zu ziehen, da die Cimbern sie weit im Rücken gelassen hatten und jetzt vor dem Hauptlager des Catulus erschienen.

Sie sahen, daß sie sich dieser Position bemächtigen müßten, wenn sie vorwärts kommen wollten.

Anfangs versuchten sie oberhalb des Doppellagers des Catulus eine Furth im Flusse zu entdecken. Allein bald überzeugten sie sich von der Unmöglichkeit. Denn das böse Etschwasser war jetzt noch böser, da im Frühjahr Schnee und Eis der Hochalpen den Fluß mit Hochwasser gefüllt hatten.

Gerade mit Hülfe dieſes reißenden Waſſers beſchloſſen ſie die Brücken zwiſchen der Aufſtellung der beiden Heeresabtheilungen des Catulus zu zerreißen, wenn es ihnen gelänge, die Brücke über die Etſch zu vernichten. Sie riſſen große Bäume mit ihren Wurzeln heraus und ſtürzten ſie in den Fluß und ließen gewaltige Felsſtücke, die ſie losgelöſt hatten, in das brauſende, ſtürmiſch dahin ſchießende Gletſcherwaſſer, in den Fluß hineinſtürzen, welcher durch dieſe Stopfung ſeines Bettes mit doppelter Kraft und Eile gegen die Brücke losſtieß und ſie zertrümmerte. Den Römern erſchienen dieſe Arbeiten Gigantenwerke, die ſie mit ſolchem paniſchen Schrecken erfüllten, daß Catulus' Heer trotz aller Vorſtellungen des Feldherrn und ſeiner Officiere dieſen fürchterlichen Ort zu verlaſſen beſchloß und Catulus blieb nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen und wider ſeinen Willen nach Süden abzuziehen, und zwar mit Aufgebung der alſo aufgeopferten tapferen Männer, der Beſten ſeines Heeres, die in dem Brückenkopf jenſeit der Etſch lagen.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang — um mit Bürger zu reden, der ebenfalls von einem, freilich viel ſpäteren Retter aus den Gefahren der Etſch, und zwar in dem nahen Verona, ſpricht — der brave Mann zeigte ſich hier, wo es die höchſte Noth war, und zwar in der Perſon eines einfachen Hauptmannes, auf dem jetzt die verantwortliche Stellung des Höchſtcommandirenden in dem verlorenen Poſten jenſeit des rauſchenden Etſchwaſſers ruhte, auf den jetzt die viel grimmigere Fluth der Cimbern hereinbrach. Cn. Petrejus aus Atina war es, der ſeinen Legionstribunen, als er zauderte, die Feinde mit kühnem Ausfall aus dem Brückencaſtell zu durchbrechen, nach einem bis auf unſere Zeit löblichen Kriegsgebrauch, vor der Front niederſtach und die Legion auf glücklich gewählten Wegen rettete, wobei zu ſagen iſt, daß die Cimbern die tapferen Männer, die ſich lange heldenmüthig gegen ſie gewehrt hatten, unbeläſtigt ziehen ließen, wie dies die alten Berichte ſagen.

Petrejus hatte die Legion Rom gerettet, aber es war nur eine vereinzelte Waffenthat, denn Catulus hatte ſich ſo ſchwach gefühlt mit ſeinem von den Cimbern eingeſchüchterten Heere, daß er ſich bis jenſeit des Po zurückzog und damit dem wilden Feinde alles Land jenſeit deſſelben preisgab.

Catulus war nicht beſiegt, aber der Starke ruhig zurückgewichen.

Und auch Sulla, ſein Unterfeldherr, der im Jugurthiniſchen Kriege das Beſte geleiſtet hatte, er war nicht im Stande geweſen, dem Kriege eine günſtigere Wendung zu geben. Er wird es wohl gewußt haben, daß es unmöglich war, und er wird den Grund dieſer Unmöglichkeit erkannt haben in der Beſchaffenheit der Truppen, welche lange nicht ſo eingeſchult waren als die des Marius, dem er im Anfang ſeiner Feldherrnthätigkeit mit ſeinen

kriegerischen Talenten sehr nachdrucksvoll gedient hatte — unter anderen Leistungen war ihm in Marius' Auftrage gelungen, den ganzen Südwesten Galliens, der unter dem Druck der Cimbernzüge von Rom abgefallen war, durch seine Reiterkunststücke, wie er sie in Afrika gezeigt, mit schnellem Ueberfall wieder zu unterwerfen — also daß er durch so glänzende Erfolge die Eifersucht des Marius wieder hervorrief, welche ihm den Dienst bei ihm verdrießlich machte; hatte sich also von seinem demokratischen Feldherrn losgesagt und später bei erster Gelegenheit an seinen aristokratischen Geburts- und Parteigenossen Catulus angeschlossen. Wir sehen, daß beiden diese Verbindung wegen der noch mangelhaften Uebung ihrer untergebenen Truppen wenig geholfen.

Aber Sulla als kühner Reitergeneral hatte auch jetzt meistens für reichliche Ernährung des Heeres gesorgt. Jetzt erschien bei ihnen, den Bedrängten aber nicht Besiegten — denn der zeitige Rückzug des Römischen Ostheeres hatte klug dessen Niederlage, wie etwa die des Caepio, vermieden — Marius mit seinen wohlgeschulten, siegreichen Truppen und verband sich mit ihnen, um mit den vereinten Kräften des West- und Ostheeres gegen die übermüthigen, siegestrunkenen Cimbern vorwärts zu marschiren.

Die Feinde trafen sich in den für Rom seitdem berühmt gewordenen Campi Raudii — den Raudischen Ebenen — im Gebiet von Vercellae (Vercelli) dem Wahlplatz, auf dem die große Entscheidung stattfinden sollte, ob Rom und seine Italische und Römisch-griechische Staatenbildung oder schon jetzt verfrüht, wie 600 Jahre später rechtzeitig, eine Deutsch-italienische Statt haben sollte. Ort und Stelle der Schlacht sind noch immer zweifelhaft, aber um so sicherer, daß nicht im nordwestlichen Italien, der sogenannten Terra Ferma Venetiens, die Römer einen Vernichtungssieg über die Cimbern erfochten, sondern bei Vercelli.

Vorher hatten die Cimbern noch eine Botschaft gesandt an Marius — der nun höchster Feldherr als Consul ward, indeß Catulus als proconsul in den zweiten Rang zurückgetreten — mit der Bitte, ihnen Ländereien anzuweisen, auf denen sie ruhig wohnen könnten. Marius schlug es ihnen ab, wie seine Vorgänger früher dieselbe Bitte.

Als jedoch die Cimbern drohten, Marius wieder bald auf andere Gedanken zu bringen, wenn erst ihre Freunde und Bundesgenossen, die Teutonen und Ambronen mit ihnen sich vereinigen würden, da antwortete ihnen Marius, die Teutonen hätten bereits ihre Landanweisung bekommen, einen Fuß breit und fünf Fuß lang in kühler Erde — ein poetischer Ausdruck für das Todtenfeld bei Aquä Sextiä, wo die Leichenhaufen ein Aas für die Geier wurden.

Die Cimbern glaubten ihm nicht, bis Marius sprach: „Eure Freunde,

die Teutonen, sind über die Berge gekommen in das Italische Land, wenn auch vielleicht nicht gern, und ihr sollt sie geschwind sehen."

Marius machte sein Wort dadurch augenblicklich gut, daß er ihnen die gefangenen Teutonen, darunter ihren Fürsten Teutobod, den sechs Fuß langen Mann, in Fesseln vorführen ließ.

Da mußten freilich die Cimbern an die Niederlage der Teutonen glauben.

Um so größer wurde dann aber ihre Wuth gegen die Römer, welche ihren Ausdruck in ihrem Könige Boiorix fand. Er ritt im besten Kriegsschmuck an den Römischen Lagerwall und forderte Marius zur Götter-Entscheidung im Kampf heraus. Er möge Tag und Stunde bestimmen.

Früher hatte Marius die Teutonen mit dieser Forderung grob abgewiesen, jetzt ging er darauf ein; denn sein Heer litt Hunger, während Sulla's Schwadronen das des Catulus durch ihre Streifzüge reichlich versahen. Marius hatte sogar dulden müssen, daß Sulla ihm höhnisch von seinem Ueberfluß anbot und es angenommen für seine darbenden Krieger, natürlich, um Sulla womöglich noch mehr als früher zu hassen.

Ursach dazu war genug vorhanden, nicht nur aus den Zeiten des Jugurthinischen Krieges, den Sulla zu Marius Aerger entschieden, den dieser aber nicht zu äußern wagte, um sich keine Blößen zu geben.

Marius hatte ihn bei Uebernahme des Armeebefehls in Südgallien auf Erbieten desselben, oder weil er seiner bedurfte, als Legaten mit nicht minder wichtigen Aufträgen betraut als in Afrika gegen Bocchus und Jugurtha. Sulla wirkte auch hier weniger durch große Kriegsthaten, obgleich er gezeigt, daß er sie wohl zu leisten fähig war, als durch diplomatische Verhandlungen. Sein Einfluß — minder als Reiterführer — auf die süd- und mittelgallischen Völkerschaften, besonders die Tektosagen, als auch durch bloße Beredungskünste auf die Marser nahm so gewaltige Dimensionen an, daß Marius' Eifersucht immer größer wurde und Sulla sich von Marius entfernte und Catulus anschloß, wodurch er treffliche Gelegenheit fand, dem Marius bittern Aerger zu bereiten, auch wegen der Schlacht am 30. Juli, durch welche die Teutonensiege erst vollkommen wurden.

Marius hatte für die Aufstellung der Römer angeordnet, daß Catulus' Heer das Centrum einnehmen, sein eignes sich auf beide Flügel vertheilen sollte. Sein Plan war, mit ihnen rasch vorzurücken und den Feind in den Flanken anzugreifen, während Catulus' Truppen den Frontangriff zu leisten übernähmen. Die Zahl der Römer war nicht groß, 32,000 hatte Marius über die Alpen gebracht, 20,000 Catulus von den Verlusten an der Etsch behalten. Am Morgen des Schlachttages bedeckte dichter Nebel die Ebene. Nach altem Kriegsgebrauch rückte die Reiterei unter Sulla's Führung vorwärts und stieß bald auf die feindliche, die nur 15,000 Mann betrug, gering

im Verhältniß des Cimbriſchen Fußheeres. Aber auch Sulla's Reitergeſchwader können nicht zahlreich geweſen ſein, Marius hatte vielleicht gar keine übers Gebirge gebracht oder ſehr wenige. Dennoch gelang es bald, die Cimbriſche Reiterſchaar zurückzuwerfen, unbehülflich durch die ſchwerfällige Ausrüſtung der Reiter ſelbſt, eiſerne Panzer, Helme mit Flügeln oder gähnenden Rachen wilder Thiere geſchmückt, und weiße Schilde, deren Pracht wegen des Nebels die Römer nicht einmal hatten ſehen können. Sulla trug alſo den erſten Sieg davon.

Unterdeſſen hatten die beiden Feldherrn den Göttern geopfert und feierlich Gelübde gethan, jeder ein Heiligthum für die ihm beſonders theuren göttlichen Weſen zu ſtiften. Marius wuſch ſeine Hände, hob ſie empor zum Himmel und rief: „Mein iſt der Sieg!“ dann gab er den Befehl vorzurücken. Der Nebel hatte ſich etwas geſenkt, ſo daß die Römer bemerken konnten, wie ſich die feindliche Schlachtordnung in Bewegung ſetzte, und zwar halbrechts gerichtet, wie den Truppen des Marius auszuweichen. Da erhob ſich plötzlich die gellende Stimme eines gemeinen römiſchen Soldaten: „Seht doch, die Feinde fliehen vor uns. Auf denn zum Angriff.“ So ſtürmte Marius rechter Flügel vorwärts. Allein jetzt erhob ſich ein neuer Nebel über das Schlachtfeld durch den Vormarſch der Cimbern und Römer, die ſich erhebenden Wolken des weißen Kalkſtaubes, welchen die ernſthafte Parade der auf einander rückenden Feinde erregte, die nicht minder dicht die Maſſen verhüllten, als in unſeren heutigen Schlachten etwa der ebenſo weiße Pulverdampf die ſtrategiſchen Bewegungen unſicher macht. Auch Marius war dadurch von der Richtung abgerathen und der Stoß, den er mit ſeinen Truppen führte, ging ins Blaue. Er fand in der weißen Finſterniß die Feinde nicht mehr, ſie waren ſchon längſt vorübergeſtürmt und hatten ſich auf Lutatius' Truppen geſtürzt. Marius hatte wohl ein Vergnügen daran, daß der furchtbare Stoß des Cimbriſchen Gewalthaufens zunächſt gegen das Heer ſeines politiſchen Feindes, des hochgeborenen Lutatius anſtürzen mußte. Selbſt eine gänzliche Zertrümmerung dieſes Heercentrums hoffte Marius durch das Einſchwenken ſeiner Flügelſtellung in den Rücken und die Flanken des feindlichen Heerhaufens wieder gut zu machen, dieſes Heerhaufens, der ebenſo breit als tief und in der Front 30 Stadien lang war.

Dieſer furchtbare Gewalthaufe ſtürmte jetzt gegen Catulus' Heer vorwärts. In der Meinung des Marius mochten ſie alle verlorene Leute ſein, aber ſie beſtanden, eingedenk ihres Berufs, das Vaterland zu ſchützen, noch mehr aus Eiferſucht gegen das Heer des Marius, die furchtbare Schlachtenprobe. Die Truppen des Catulus wichen nicht. Er zog ungern ein Treffen nach dem andern zurück. Aber dadurch kamen immer friſche Kräfte

in die Schlacht und sie brachten den Vormarsch des feindlichen Heeres zum Stehen.

Allein das Stehenbleiben der vordersten Reihen des gewaltigen, dichtgedrängten, tiefgestellten Haufens mußte die nachfolgenden zwingen, indem sie von ihren Nachfolgern gedrängt wurden, über sie zu marschiren. Man kann sich denken, welche fürchterlichen Scenen in der Front dadurch entstanden, nur vergleichbar der Gräuel einer anstürmenden Kavallerie in unseren Zeiten, die von dem wohlunterhaltenem Feuer einer gut geschulten Infanterielinie empfangen wird.

Die Metzelei war also fürchterlich und nach einigen Tagen, als eine Glückwunschdeputation aus Parma auf dem Schlachtfelde anlangte, zeigten die Soldaten des Catulus die vor ihrer Frontstellung haufenweis liegenden Leichenmassen der Cimbern mit den noch in ihren todten Leibern haftenden Römerspeeren und die in die Speerschafte eingeschnitzten Anfangsbuchstaben des Namens ihres Feldherrn. Endlich kamen auch Marius' Truppen an den Feind, der nun von allen Seiten eingeschlossen als dichter, unbehülflicher, unbeweglicher Menschenknäuel nicht anders niedergemacht wurde, wie eine zusammengedrängte Heerde Vieh. Nur 60,000 Gefangene wurden gemacht, die auf die Römischen Sklavenmärkte kamen, als einiger Ersatz für den Sklavenabgang im Sicilischen Kriege. Die größere Menge des Cimbernheers lag erschlagen oder zu Tode verwundet auf den Raudischen Gefilden — so nannten die Römer die Schlacht bei Vercellä — und nur ein kleiner Theil hatte sich ins Cimbrische Lager, die Wagenburg der Weiber und Kinder, gerettet. Von diesen kam eine Gesandtschaft an Marius, welche ihn anflehte, er möchte Freiheit und Leben gewähren. Aber wie hätte er wagen dürfen, seinem siegreichen Heere diese Beute, den besten Sturmsold nach damaligen Begriffen, zu verweigern. Er gewährte den Hülfeflehenden das Eine, das Leben, das Andere, die Freiheit, verweigerte er ihnen; das hieß so viel: auch die Weiber und Kinder, wie die gefangenen Männer, müßten auf die Römischen Sklavenmärkte wandern.

Die schreckliche Nachricht kam noch vor Sonnenuntergang in das Lager der von Göttern und Menschen verlassenen unglücklichen Weiber, die den Aufschub augenblicklichen Ueberfalls ihres Lagers nur der gänzlichen Ermüdung der Römer von ihrer Schlächterarbeit zu verdanken hatten. Sie benutzten ihn in der Nacht, wo ein furchtbares Morden begann. Die Weiber brachten erst ihre Kinder, dann sich selbst um. Die wenigen übriggebliebenen Männer ließen sich von den vorgebundenen Stieren ihrer Wagen zu Tode schleifen. Als die Römer am andern Morgen das feindliche Lager betraten, zogen sie ein in die Grabesstille. Es war Alles todt. Sie erzählten mit Entsetzen von der Gräuel, die sich ihren Augen darbot, von einer

unglücklichen Frau, die an ihren Füßen ihre beiden Kinder angebunden und sich selbst an der aufgerichteten Wagendeichsel ihrer fahrenden Wohnung aufgehängt hatte. Von den Fürsten der Feinde waren nur wenige in ihre Gewalt gerathen, Claudicus und Setorix. Der Großherzog Boiorix und ein anderer vornehmer Führer Lugius hatten in der Schlacht einen ehrlichen Soldatentod gefunden.

Rom war durch diesen Sieg einer ganz andern Gefahr ledig als des Afrikanischen und Sicilischen Krieges. Denn dreizehn lange Jahre hatte sie wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte gehangen, drohend wie eine Frage über seine Existenz. Rom gedachte der Gallischen Völkerstürme, des Brennus und der Einäscherung Roms. In diesem Lichte erschien Marius als ein zweiter Camillus, ein neuer Romulus, ein zweiter Gründer Roms. Von solcher Ruhmes- und Glanzeskrone umstrahlt erschien er nun daheim, als er mit seinen lorbeerbekränzten Kriegern im Triumph, den er bis zur völligen Besiegung der Barbaren verschoben — der ihm schon nach der Schlacht von Aquä Sextiä vom dankbaren Vaterlande beschlossen war — in Rom: Auch Catulus ward er gewährt, denn sein Heer hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet und die Scharte gänzlich ausgewetzt, welche die Barbaren ihm in den Etschlanden zugefügt hatten.

Alles schien jetzt Glück und Frieden, Freude und Wonne anzudeuten. Rom glänzte über die Welt hin, es hatte alle seine Feinde niedergeworfen. Die Feldherrn lösten ihre Gelübde, Marius als Gründer der Kapelle des Honos und der Virtus — den Geistern der Bravheit und Tüchtigkeit —, Catulus als der des Glücks vom 30. Juli.

Aber trotz alledem brach der Hader, der durch die Zeit der Gefahr aufgehalten war, jetzt mit doppelter Leidenschaft aus, und der ihn schürte, war vor allen Sulla. Er lieferte zu Nutz und Frommen aller offenen und heimlichen politischen Gegner des Marius als anerkannt höchst sachverständiger Kriegsmann eine bitterböse und giftige Kritik des Krieges bei Vercellä, also des Cimbernkrieges, soweit Marius dabei betheiligt gewesen. Er verstand es äußerst geschickt darzustellen, daß Marius sich der Hauptwucht des feindlichen Angriffs entzogen und ihn auf Catulus' Heer gelenkt habe, um ihn zu vernichten. Dieser sei der eigentliche Sieger gewesen, habe 31, Marius aber 2 feindliche Feldzeichen erobert. Das wäre aber die Folge gewesen, daß Marius' Truppen ohne Befehl der Officiere und ihres Generals durch den Ruf eines gemeinen Soldaten sich in blindem Eifer vorwärts gestürzt hätten, und zwar nach einer Richtung, wo gar kein Feind zu finden gewesen wäre, wodurch Catulus' Heer, von dem des Consuls verlassen, den Entscheidungskampf im wichtigsten Moment hätte allein ausfechten müssen.

Ein boshafterer Vorwurf konnte Marius gar nicht gemacht werden als der der Unbotmäßigkeit seiner Truppen, die, wie Sulla sagte, ohne auf Bitten und Befehle ihrer Officiere zu achten, losgebrochen wären. Denn Marius, eigentlich sein Leben lang stets Soldat, und ein vortrefflicher — aber stets ein schlechter Politiker —, der nie vergaß, daß er erst Soldat und dann erst Feldherr gewesen, das heißt, der von seinem ersten Feldzug vor Numantia bis zu seinen afrikanischen und gallischen Kriegsdiensten stets vor Allem und mit dem besten Erfolg als erste Bedingung militärischen Gelingens die Disciplin nicht nur gepredigt, sondern mit eiserner Strenge aufrecht erhalten — dieser Marius sollte nun bei Vercellae den Gehorsam seiner Truppen eingebüßt haben, die sonst vor seinem erzürnten Antlitz zitterten, wie vor keinem Feinde.

Sulla hatte offenbar Unrecht, aber seine Feldherrntüchtigkeit und seine früheren Leistungen verschafften seinen Ansichten Anhänger, nicht bloß unter der Senatspartei, sondern unter Catulus' alten Kriegern, den eifrigsten Aposteln der Lehren des Sulla.

Genug, Sulla hatte alles ausgebeutet, was auszubeuten war von den Fehlern, die in der Schlacht auf den Raudischen Feldern vorgekommen. Diese militärische Kritik der Feldzüge war aber damals äußerst zeitgemäß, da sich die militärischen Verhältnisse seit Scipio's Tagen in stetiger Umwandlung befunden, jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangt waren und zwar zum Theil durch die unermüdliche Thätigkeit des Marius, der sich die Eifersucht des Sulla besonders in Bezug auf die Reiterei angeschlossen hatte. Die Veränderung bestand im Wesentlichen darin, daß nach und nach auch die letzten Spuren der altrömischen Wehrordnung verschwunden waren, die ursprünglich auf den Schultern der fünf vermögenden Klassen der römischen Bürger geruht hatte. Und zwar je reicher der Mann, desto weiter vorn stand er in der Schlacht dem Feinde gegenüber. Bei den jahrelangen Kriegen jenseit des Meeres hatte sich auf die Dauer die Unmöglichkeit des alten Recrutirungssystems herausgestellt, welches nur berechnet war, für kurze Feldzüge in Roms Nähe, höchstens in Italien. Den Anfang der Aenderungen bildete, daß man ausgedehnteren Gebrauch von den Contingenten der Bundesgenossen und unterthänigen Völker machte. Römische Officiere konnten ihre Bewaffnung und Uebung je nach dem Bedürfniß verändern. Diese höheren Officiere gingen jetzt wesentlich aus dem Ritterstande hervor. Er war zum Seminar für sie geworden, hatte aber aufgehört, die Reiterei zu bilden, grade wie bei uns kurz nach dem Reformationszeitalter das alte Ritterthum, der Lehnsdienst als Krieger zu Pferde in rascher Folge aufhörte und an dessen Stelle das Landsknechtwesen zu blühen anfing. Hierdurch mußte nothwendig die unentbehrliche römische Reiterei eine ganz andere Or-

ganiſation erhalten, welche als die ariſtokratiſche Waffe der adlige Sulla mit eben ſo viel Vorliebe als Geſchick auszubilden in neueſter Zeit verſucht hatte, nicht ohne Benutzung ſeiner Erfahrungen bei der numidiſchen Reiterei. Wie jeder neue Krieg die Römer mit einer neuen Kampfart oder Waffe der Feinde bekannt machte, mußte dadurch ihre Auffaſſung von der Kriegskunſt immer univerſeller werden und ſchon durch die Contingente der Unterworfenen die Waffengattungen des Römerheeres immer zahlreicher und bunter, dem Feldherrn für den Kampf immer reichere Auswahl gewähren, Soldaten und Officieren der Krieg immer mehr ausſchließlicher Beruf zu werden anfangen. Schon Gracchus hatte Umfaſſendes gethan, um auch dem ganz mittelloſen römiſchen Bürger ehrenvollen Unterhalt im Legionsdienſt zu ſichern. Marius ſelbſt war der ſprechende Beweis, bis wohin es da zu bringen war.

Dieſe ganze Heeresentwickelung war ohne irgend einen bemerkbaren politiſchen Antrieb, ganz allein aus der nothwendigen Forderung des dringenden Kriegsbedürfniſſes erfolgt. Aber grade dieſe lieferte den Beweis, daß die veränderten Machtverhältniſſe Rom's, wo es auf das Factiſche ankam, als Rom ſich ausgedehnt hatte über Italien, über Sicilien, die Mediterranea — Griechenland eingeſchloſſen — nicht mehr ausreichen konnten mit den alterthümlichen Inſtituten, deren lebensvolle Epoche längſt vergangen war, daß ſie vielmehr gleichen Schritt gehalten hatten mit der bürgerlichen Emancipation von der Nobilität und dem Senat unter der Führung der Volkstribunen, beſonders der beiden Gracchen, dieſen beiden Dioskuren des römiſchen Volkes, dem griechiſchen Doppelgeſtirn um ſo eher vergleichbar, weil ſie ſich ebenſo einander ablöſten, daß der eine aufſtieg, als der andere untergegangen.

An ihre Thaten, noch mehr als ihre Gedanken ſuchte Marius anzuknüpfen, als er ſich zu beſinnen hatte, was denn nun weiter zu thun ſei, nachdem er und ſein College und politiſcher Gegner Catulus den Triumphzug in Rom gehalten. Aber nicht dies ließ er ſeine erſte Sorge ſein, ſondern ſich die poſitive Macht zu ſichern, das Conſulat, das ihm bereits fünfmal zu Theil geworden, das er jetzt begierig war das ſechſte Mal zu erwerben. Denn eine alte Prophezeiung — ſie mochte nicht mehr werth ſein als die Prophezeiungen jener Prieſterin Martha aus Syrien im Lager bei Aquae Sextiae — hatte ihm ſogar ein ſiebentes Conſulat verkündet. Das Merkwürdige dabei war, daß ihm wirklich das ſechſte und ſiebente Conſulat zu Theil wurde, zunächſt jetzt das ſechſte, freilich mit vieler Mühe und Anſtrengung in nicht ſehr regelmäßigem Wege, ſondern weniger durch ruhige Erwägung ſeiner Mitbürger bei der Abſtimmung als durch die Fäuſte ſeiner alten, nach dem Triumph entlaſſenen Soldaten, die jetzt, auf das alte Com-

mando ihres übrigens erprobten Feldherrn eingeschult, in Rom vollzählig erschienen waren und den stimmfähigen Stadtpöbel noch mit mehr Verachtung ansahen und behandelten als die Cimbern und Teutonen, um so mehr, da sie die eigentlichen Belohnungen für ihre Kriegsthaten von Niemand anders als von ihrem alten Feldherrn erwarten konnten. So war denn Marius zum sechsten Mal Consul geworden. Seine Stellung, die ihm sein Ehrgeiz anwies, wollte er nicht aufgeben, er sah, daß ihm Alles entgegenkam, seine alten Soldaten standen noch immer zu seiner Verfügung, vor allem aber das Volk und die Männer, welche es führten. Marius war selber einst Volkstribun gewesen, aber er hatte damals keine revolutionären Neigungen gezeigt. Nur der thörichte Hochmuth des Senats hatte ihn in die Opposition gedrängt. Marius war nach seiner ganzen Naturanlage und Erziehung — diese Erziehung war noch dazu eine rein militärische gewesen, in welcher er nicht weniger Schüler als Autodidact war und als Meister abschloß — ein Freund der Ordnung und die Ordnung ist sehr ungelenk und conservativ, grade wie der Bauernstand es ist, aus dem Marius hervorgegangen. Marius wußte schlecht Bescheid mit dem Treiben des Marktes und der Volksversammlungen, das immer wilder und entarteter geworden war. Nun blieb ihm keine andere Wahl, als sich mit den Führern der Volkspartei zu verbinden; nur durch ihn und den Schild seines großen Namens konnten sie hoffen, das Uebergewicht über den Senat und die Aristokratenpartei zu erhalten. So entstand ein enges Bündniß, eine Art geheimes Triumvirat zwischen dem Consul und den beiden Volksführern L. Apuleius Saturninus und G. Servilius Glaucia.

Beide waren nicht nur fähig und erfahren die Menge zu behandeln, sie waren auch höchst entschlossene Leute, die äußersten Mittel sogar mit Lebensgefahr für ihre Zwecke zu wagen. Aber freilich bestanden diese Zwecke in sehr kleinen Zielen, wie sich auch die Tumulte der plebs in immer engeren und engeren Grenzen bewegten, um so stürmischer und wilder, je hoffnungsloser sie waren. Die Senatspartei hatte sie deßhalb auch ruhig gewähren lassen, weil sie nichts von ihnen zu befürchten hatte. Dagegen ließ sie nichts fehlen, junge Leute aus guten Familien, wie die Tribunen Memmius und Crassus, den später gefeierten Redner, welche im ersten Jugend-Uebermuth in die demokratische Opposition sich geworfen, durch Anerbietung von politischen Carrieren für sich zu gewinnen. Es fehlte sogar nicht an einem Beispiel, daß ein eingefleischter Aristokrat, der Sohn jenes Caepio, den die erbarmungslose Demokratie auf so schnöde Weise zu Tode gehetzt, nicht nur Volkstribun werden, sondern auch eine hervorragende Rolle als solcher spielen konnte.

Er hatte sich in diese Laufbahn mit Recht geworfen, da ihm zu einer

andern nach Einziehung seines väterlichen Vermögens bis auf den letzten Sesterz nichts übrig geblieben, um eine höhere zu versuchen.

Der Schlachtplan der drei — so kann man fast sagen — gegen den Senat und die alte Regierungsform Verschworenen war also etwa der, daß sie sämmtlich höchst wichtige Aemter in ihren Personen vereinigten: Marius als Consul, Glaucia als Prätor, Saturninus als Volkstribun. Nur mit äußerster Anstrengung wurden diesen Dreimännern die erstrebten Aemter zu Theil.

Glaucia war ein unerschrockener Mensch, der niemals durch einen Einwurf in Verlegenheit gerieth, der genau den Ton des Pöbels zu treffen wußte, durch den er ihn gewann, ein paar witzige Schlagwörter standen ihm stets zu Gebote, wenn ihm Widerspruch begegnete, durch welche er die Lacher, das heißt die Majorität auf seine Seite bekam.

Bedeutender angelegt war die Natur des Saturninus, der wenigstens den einen idealen Charakterzug unverbrüchlich bewahrte, daß er stets aus Ueberzeugung handelte und niemals für Geld zu haben war, eine damals in Rom höchst seltene Eigenschaft.

Marius hatte also in diesen beiden Alliirten ein vortreffliches Material von Kräften gewonnen — vorausgesetzt, daß er es zu benutzen verstand. Denn dies war die Aufgabe des Marius bei seiner überwiegend politischen Stellung, der sich auch in der Wirklichkeit seine beiden Bundesgenossen beugten. Sie setzten voraus, daß er die Oberleitung mit derselben Kraft in der heimischen Verwaltung führen würde, wie in seinen stets glücklichen Kriegen.

Also gingen die Beiden, Saturninus und Glaucia, an die Ausführung ihrer Pläne, und zwar in den Fußtapfen des G. Gracchus, in denen schon Saturninus vorzuschreiten begonnen hatte, indem er bereits vier Jahre früher das Ackergesetz des G. Gracchus, wenn auch mit zeitgemäßen Abänderungen erneuert hatte. Er hatte also um diese Motion einige Verdienste. Seine Anträge waren ihm damals nicht geglückt, jetzt trug er sie wiederum dem Volke vor, gestützt auf den Nachdruck der officiellen Hülfe des ihm heimlich verbündeten Konsuls Marius, welcher moralisch verpflichtet war, seinen entlassenen Veteranen diejenige Lebenssicherheit zu verschaffen, die nur durch Ackeranweisungen möglich war.

Es war die merkwürdigste Umkehr im Römischen Staats- und Kirchenwesen eingetreten. Senat und Konsuln hatten sich statt der einheimischen Götter den fremden Asiatischen um Rettung aus den schrecklichen Gefahren, die Rom bedrohten, zugewandt, und der Ausdruck der Demokratie, das Volks-Tribunat, in der Person des Pompeius hatte sich vergeblich dagegen aufgelehnt, die hochgeborenen Gracchen hatten als Vertreter der Demokratie Ab-

hülfe versucht gegen die altaristokratischen Herkömmlichkeiten und Gepflogenheiten, um den Senat zu neuem Leben durch ihre Rogationen emporzureißen. Sie waren dabei zu Grunde gegangen, als Tribunen und Führer des Volks. Jetzt war es der Konsul selber, der in ihren Fußtapfen ging, um dieselbe Reform, mit der höchsten Machtvollkommenheit des Staats bekleidet, ins Leben zu rufen, Marius, der als Proletarier geboren. Also auch hier war die frühere Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt. Marius der Plebejer hatte die Rolle getauscht mit dem hochadligen Gracchus, und das war in dem kleinen Zeitraum von wenigen zwanzig Jahren in Rom möglich geworden.

Die Gewalt, mit der Marius sich ausgestattet glaubte, sah man schon in der Größe des einzelnen Landloses, 100 jugera, die alles, was bisher bei Ackervertheilungen dem Einzelnen gegeben war, weit überstieg. Die Gebiete, auf denen diese halben Rittergüter angewiesen werden sollten, lagen jetzt nicht mehr bloß in Italien, in Afrika, dem verfluchten Boden Karthagos, von dem der Vorwand von der Senatspartei genommen wurde, den G. Gracchus zu stürzen, sie lagen jetzt, Dank den Siegen des Marius und Catulus, im Norden, im südlichen Gallien, wo sie das Land Kraft ihres Eroberungsrechtes über die Cimbern und Teutonen, die Eroberer dieser Gebiete, in Anspruch nahmen. Hier waren noch unermeßliche Ländergebiete für die Römer zu besetzen, für welche die Colonie von Aquä Sextiä, die noch in Gracchus' Zeiten hinaufreichte, nur ein schwächlicher Anfang schien, etwa so wie die Besetzung des westlichen Küstensaumes von Nordamerika unter der Königin Elisabeth und Jacob dem Ersten sich verhielt zu der Kolonisirung Nordamerikas bis zum stillen Ocean durch die Angloamerikaner zu der späteren Besetzung Galliens durch die Römer bis zur Nordsee und dem atlantischen Ocean unter der Führung der Römischen Heeressäulen — durch den großen Caesar.

Aber die Veteranen, welche Marius mit Ackerlooſen abzulohnen hatte, waren nicht bloß Römische Bürger, es waren auch Italienische Bundes-Genossen, die er sehr angemessen in den neu eroberten Ländern anzusiedeln gedachte. Indeß grade diese Belohnungen der Bundesgenossen mußten nicht minder den Neid der Römischen Bürger aufregen, wie die eben auf diese gerichteten Bestrebungen der Gracchen. Auch Marius und seine Verbündeten wußten kein anderes Mittel, diesen Neid herabzustimmen, als die Gracchen in den Getreidegesetzen gesucht hatten. Er verband daher mit seinem Ackergesetz zugleich ein Getreidegesetz für die plebs der Stadt Rom selbst. Aber sie übertraf das Gracchische durch die Liberalität so sehr wie sein Ackergesetz. Das Getreide wurde dem Volk um so geringen Preis verkauft, daß es geschenkt schien. Da beide Gesetze in einer Abstimmung ratificirt

zu werden dem Volke vorgetragen wurden, konnte es nicht fehlen, daß sie angenommen werden mußten. Der Köder, mit dem die städtische plebs und die Veteranen harpunirt werden sollten, war so trefflich gelegt, daß beide darauf anbeißen mußten. So weit gelang Alles auf das Beste. Alles Zetergeschrei des Senats, die Gesetze des Marius ruinirten den Römischen Staatsschatz, half wenig, noch weniger das Veto eines von ihm gewonnenen Volkstribunen und das Einschreiten der Augurn, welche erklärten, sie hätten es donnern hören, wodurch die Abstimmung des Volks nach frommem Gebrauch der Vorfahren gesetzlich unterbrochen sei. Saturninus kehrte sich nicht daran. Er sprach zu ihnen, sie sollten zufrieden sein, daß es nur gedonnert und sich in Acht nehmen, daß dem Donner nicht auch der Hagel folgte. Die Gegenpartei verstand die Prügeldrohung und so ging das Gesetz durch, mit Nachhülfe der alten Marianischen Krieger, welche in der letzten Noth der Abstimmung sich zusammenthaten, wie sie vor den Cimbern gethan hatten.

In Bezug auf das Römische Volk und die Bundesgenossen hatten Glaucia und Saturninus das Ihrige gethan.

Dem Marius fiel der Antheil als Konsul zu, mit den höheren Ständen, Senat und Rittern fertig zu werden.

Da zeigte sich aber, daß Marius ebenso unfähig und unbehülflich war, mit dem Volk Roms und Italiens etwas anzufangen — diese Rolle hatten ihm seine beiden Verbündeten abgenommen — wie mit dem Senat und den Rittern — eine Rolle, die er selber zu übernehmen durch seine Stellung verpflichtet war.

Marius hatte nichts gelernt als sein Soldatenhandwerk. Durch das Glück begünstigt war er mit demselben in der kriegerischen Noth des Landes zu die Höhe gestiegen. Aber in der Verwirrung der einheimischen politischen Parteibestrebungen war er vollkommen rathlos gegenüber der Aufgabe, die er zu lösen hatte, den Senat und seine Partei zu schrecken, die Partei der Ritter für sich zu gewinnen und die Partei der Glaucia und Saturninus auf ihre Grenzen zu beschränken.

Marius versäumte den Moment zum Handeln und verharrte in Unthätigkeit, statt den Schlußstein einzufügen mit einer Heldenanstrengung für die neue nothwendig gewordene Umbildung der römischen Verfassung.

So ging Alles auseinander. Die Ritter, geschreckt durch die wilden Volksbewegungen, schlossen sich verschüchtert wieder dem Senat an und beide, die höchsten Stände, vereinigten sich, den aufrührerischen Bewegungen innerhalb der geringen Stände einen Damm entgegen zu stellen. Diese beiden Stände waren sich bewußt, noch immer unerschüttert in ihrer Macht zu stehen und sie sahen die Erfolge des Marius und seiner Genossen nun als

eine künstliche Ueberrumpelung an, entstanden durch die Satura, die Zusammenschweißung der beiden Gesetze in eines, die in sich einen Widerspruch bildeten, die Befriedigung des städtischen Volks durch wohlfeiles Getreide und die Abfindung der Veteranen, unterschiedslos Bürger und Bundesgenossen durch Ackeranweisungen nicht nur außerhalb, sondern auch in Italien selbst. Denn da Bürger und Bundesgenossen sich in natürlicher, angeborener Eifersucht gegen einander bewegten, so war nur ein geschicktes Manöver des Senats und des ihm jetzt verbündeten Ritterstandes nöthig, um die widernatürliche, gesetzlich formulirte Allianz zu sprengen.

Sie war aber doch sehr stark. Denn es war eine verklausulirte Vorschrift für den Senat, daß er fünf Tage nach dem Beschluß des Volks um dasselbe durch einen Eid als rechtskräftig für das Römische Volk und sein Land- und Stadtrecht zu erhärten hätte, widrigenfalls jeder den Eid Weigernde aus dem Senat ausscheiden mußte.

Da war es ein Wunder, daß alle die hochgeborenen Herren sich drängten, den verlangten Eid zu leisten, und es war nur einer, der ihn verweigerte, Metellus Numidicus, einst der Oberfeldherr des Marius, der ihm die Wege bereitet hatte zu seiner Laufbahn und der ihm mit Undank gelohnt hatte. Metellus verschmähte wider seine Ueberzeugung zu handeln und ging in die Verbannung im Glanze eines Märtyrers für sein Vaterland.

Marius vor Allen und auch Saturninus und Glaucia waren froh seiner ledig zu sein. Allein sein Abgang war zu einem Muster geworden für das Benehmen der Senatspartei wie der Ritterpartei. Dieser alte Aristokrat hatte begriffen, um was es sich handelte. Er wenigstens hatte nicht Lust die Hand zu bieten zur Demokratisirung des Vaterlandes, welche Saturninus und Glaucia auf eigene Hand betrieben trotz Marius, der, obwohl einst ein armer, aber freier Bauerknecht, keine Freude hatte an wilden Aufruhrstiftungen. Wie hätte er sich auch daran erfreuen können, der sein Leben lang als Soldat nur die reinlichste und klarste Ordnung im Heersdienst als Ideal anerkannte, wo es nur Gehorchende und Befehlende, Soldaten und Officiere und Oberfeldherrn gab. Es konnte nicht fehlen, daß Marius bald vor den Praktiken seiner beiden demokratischen Genossen unheimlich wurde. Er war ein viel zu ehrlicher Mann, um auf die Dauer mit ihnen gehen zu können. Allein Rom war damals eine Wolfsgrube wie im Angedenken der Wölflinge Romulus und Remus, und Marius war kein solcher Wolfsfreund. Er begann, sich von seinen beiden Verbündeten zurückzuziehen, erst in Gedanken, dann in der That. Hätte Marius seinen Beruf in der wilden Verwirrung der Römischen Stände richtig auffassen und ausführen können, er hätte begreifen müssen und mit seiner bewährten Energie darauf dringen, daß seine beiden Mitarbeiter Saturninus und Glaucia streng auf ihr Departement,

die Bearbeitung der Stimmung des ſtädtiſchen plebs, beſchränkt blieben, indeß er ſelber dieſelbe Bearbeitung der höheren Stände, des Senats und der Ritterpartei beſorgt hätte. Aber Marius vermochte weder das Eine noch das Andere. Er konnte ſeine beiden Genoſſen nicht ſo weit in Schranken halten, daß ſie nicht durch immer neue Straßenkravalle die höheren Stände in fortwährende Angſt und Unruhe verſetzten, und er vermochte nicht wegen ſeiner bäuerlichen Präcedentien, wegen ſeiner halb revolutionären Karriere den Rittern und Senatoren Vertrauen einzuflößen. Marius wollte mit dieſen Demokraten — obgleich ſelber ein Demokrat — aber ein ehrlicher — nichts zu thun haben und er wollte auch ſeine Grundſätze nicht ſo weit verleugnen, um in die Arme der Ariſtokratie zu ſtürzen, die er ſein Leben lang geflohen hatte. Marius war alſo in dieſen agitatoriſch und parlamentariſchen Bewegungen der Großſtadt Rom, nachdem er den letzten militäriſchen Trumpf durch ſeine wohldisciplinirten Veteranen ausgeſpielt hatte, ein iſolirter Mann, der weder nach oben noch nach unten irgend welchen Einfluß zu üben vermochte, eine paſſive, rathloſe Figur, an die ſich beide Parteien wechſelsweis nur darum hefteten, um ſich ſeiner zu bemächtigen und ſein Anſehn für ſich auszubeuten. Es iſt uns eine — ſicherlich erfundene, aber für Marius' damalige Stellung ſehr charakteriſtiſche und treffende — Anekdote überliefert, eine Erzählung, es wären Deputationen beider Parteien in Marius' Hauſe erſchienen, jede mit Anträgen, er ſolle ſich für ſie erklären. In verſchiedenen Gemächern habe er ihnen Audienz gegeben, aber in den Verhandlungen mit jeder plötzlich, wenn es zur Ratificirung entſcheidender Beſchlüſſe hätte kommen ſollen, plötzlich abgebrochen und ſich zur andern Partei begeben, unter dem Vorwand, die Reaktion einer Unterleibs-Erkältung mache einen ſo plötzlichen Rückzug nöthig.

Der Mann, welcher Jugurtha, Cimbern und Teutonen beſiegt hatte, konnte wohl, in die Mitte geſtellt zwiſchen das Heulen und Kläffen der ſtädtiſchen Canaille und das Intriguenſpiel der Ritter und Senatoren, wo das entſcheidende Feldherrnwort keine Förderung brachte, an ſich irre werden. Es mochte dem alten Soldaten oft zu Muth ſein, als wäre er plötzlich im Traum in einen Hexenſabbath hineingerathen.

Allein wie brav und lobenswerth der perſönliche Charakter des Marius dabei erſcheinen mag, er zeigte ſich doch völlig unfähig der großen Aufgabe, die an ihn geſtellt war, vor Allem der Beherrſchung und Organiſirung der populären Bewegungskräfte, der Neubildungskräfte von unten auf, die keine Staatsreform entbehren kann, wenn auch immer der Samen dazu von den höheren Ständen in die niederen früher geſtreut worden iſt.

Marius ſtand alſo rathlos zwiſchen den beiden Parteien, deren Leidenſchaft und Wuth täglich höher ſchwoll und an ihn, den Höchſtgeſtellten im

Staat, immer unabweisbarer die Forderung einer endlichen Entscheidung stellte. Mochte er sich aber entscheiden, wie er wollte, das war klar, daß es mit seinem Beruf, den Staat an Haupt und Gliedern zu erneuern, und zwar, wie er den Anlauf genommen, in noch viel größeren Verhältnissen als die edlen Gracchenbrüder — völlig aus war. Der ganze Plan dazu war völlig auseinandergestürzt, Marius' Stellung selbst aber hatte jammervollen Schaden genommen, die erst vor Kurzem die erste in Rom gewesen als die eines Retters aus Untergang und Verderben.

Dennoch blieb Marius auch in dieser seiner Schmachperiode seiner besseren Natur treu, denn als es sich klar herausgestellt, daß Marius nicht im Stande war, trotz aller seiner militärischen Leistungen für das Vaterland auch im Vaterland Ordnung zu machen.

Seine beiden Genossen, Saturnius und Glaucia, von ihm nicht im Zaume gehalten, — was so viel hieß, als von ihm aufgegeben, durch ihre Verhältnisse gedrängt, entfernten sich immer mehr von ihm. Ohne den Schutz seines Ansehns, das er ihnen bei ihren wilden Straßentumulten, die sie zur Aufrechthaltung ihrer Stellung nicht entbehren konnten, nicht mehr gewähren konnte, waren sie herabgedrängt zu den Gebietern der Straßen und des Marktes, sie waren dazu verdammt, ihre klägliche Rolle in Volksaufläufen, den Resultaten von sogenannten Volksversammlungen, die aber nichts anders waren als Pöbelzusammenkünfte, abzuspielen, und zwar um so leidenschaftlicher, je hoffnungsloser der Erfolg war. Saturninus wußte schon seit seiner ersten Wahl zum Volkstribunat, daß er es nur der Nachhülfe der Veteranen des Marius verdankt hatte, sein zweites hatte er nicht minder gewaltsam errungen, er sah, daß er es keineswegs der Einigkeit des nationalen Willens verdankte, daß er keineswegs als der Ausdruck der wirklichen Volkswahl sich glauben konnte. Von Marius verlassen, ein Gegenstand des Abscheus und Hasses der Partei des Senats und der Ritter, blieb ihm nichts übrig, als der Weg der Gewalt, der offenen Empörung, weil ihm jeder Rückzug verschlossen und nur in der Fortschrittspolitik die Aussicht auf Rettung vorhanden war. So betrat Saturninus den unvermeidlichen, gefährlichen Weg der Revolution auf eigene Faust. Denn Marius hatte ebenso unwiderruflich seinen früheren Genossen und ihrem wüsten Benehmen abgesagt und sich dem Senat zur Disposition gestellt als Freund der Ordnung, wie Saturninus fest entschlossen war, ihn anzugreifen. Das Benehmen des Marius in der Erklärung des Senats über die neuen Gesetze, über die Landvertheilung und die Getreidevertheilung war dafür entscheidend gewesen. Es war dadurch klar geworden, daß Marius sich dem Senat gefügt hatte, freilich nur unter Vorbehalten, die aber die Schwäche seiner Stellung deutlich erscheinen ließen. Er hatte sich weder für die eine noch für die

andere Partei entschieden, aber diese Unpartheilichkeit war nicht mehr die eines starken Oberhauptes, welches über den Parteien schwebte. Es war sehr deutlich der Ausdruck seiner Entscheidung, die sich der Senatspartei zuwandte und seine früheren Freunde, Saturninus und Glaucia, verleugnete. Sollten sie den früheren ungetreuen Freund noch ferner unterstützen, der sie so schmählich verrieth, den sie so oft in den Kämpfen des Forum's durch ihre Anhänger herausgehauen hatten. Marius bekam die kräftigsten Schmäh- und Spottreden zu hören, wie er sie nicht schöner wünschen konnte. Sie scheuchten ihn immer mehr in das Lager des Senats, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

So war das erste Triumvirat Roms vollständig auseinander gebrochen.

Als nun im folgenden Jahre — 655 d. St. 99. v. Chr. — die Aemter wechseln sollten, und Saturninus sich um das Volkstribunat von Neuem, Glaucia sich um das Consulat bewarb, wider das Gesetz, das die Bewerbung erst ein Jahr später gestattete, da gelang freilich nicht Alles so nach Wunsch. Denn das Volk wählte nur, wie ihm seine Führer vorschrieben, den Saturninus zum Volkstribunen.

Sogar ein falscher Gracchus, der sich als Sohn des G. Gracchus ausgegeben, den die Mutter der Gracchen als Betrüger in der Gerichtssitzung auf dem Forum erklärt hatte und der in Folge ihrer Aussage ins Gefängniß gebracht war, er wurde vom Pöbel daraus gewaltsam befreit, nur auf den bloßen Schall des Namens der geliebten großen Männer, der beiden großen Tribunen des Volks. Der Gracchische Prätendent wurde im Triumph auf den Schultern der Massen wie ein Triumphator zum Markte getragen und mit ungeheurer Stimmenmehrheit zum Volkstribunen gewählt trotz aller Gegenanstrengungen des Marius, des demokratischen Consuls, welcher sich daraus sein Exempel ausrechnen konnte, wie viel — das heißt wie wenig — er noch beim Römischen Volke, dieser Summe der Demokratie, auf welche er stets sich gestützt, in Geltung war.

So war also Marius vom Volke verstoßen, das er selber zuerst verstoßen hatte, und auf die Seite des Senats gedrängt, dem er jetzt mit Leib und Seele angehörte.

Er und der Senat hatten wenigstens die Macht in Händen. Dies war um so nachtheiliger für die Volksführer, da jetzt Glaucia gezwungen wurde, zuerst widergesetzlich das Consulat an sich zu bringen. Es war dies eigentlich die wichtigste Aufgabe für die beiden Demagogen, und zwar zu einer Zeit, als sie der Hülfe des Marius verlustig gegangen waren und nur auf ihre eigene Energie zählen durften.

Also ging man an die Wahlschlacht, die aber bald zu einer wirklichen

ſich umänderte, als es ſich zeigte, daß ihre Gegner das Uebergewicht der Stimmenden für ſich hatten.

Saturninus und Glaucia waren auf eine ſo plötzlich ihnen entgegentretende Verlegenheit hinlänglich vorbereitet. Sie hatten eine tapfere Bande gemiethet, die ſich plötzlich auf G. Memmius, die Seele der Oppoſition gegen die Wahl des Glaucia zum Conſulat, hervorſtürzte und ihn mit Knüppeln todtſchlug. Memmius war ein verdienſtvoller Mann in dieſen Demagogen-Bewegungen geweſen, ſchon an die elf Jahre. Jetzt war ſeine Laufbahn mit Hülfe der Knüppel zu Ende gebracht. Er hatte für den Senat ſein Leben aufgeopfert und der Senat war dankbar — freilich nur ſeinem Andenken, denn er ſelber war todt. Wenn ihm aber die Dankbarkeit des Senats wenig nützte, ſo nützte dem Senat ſein Tod um ſo mehr. Der Senat nahm Veranlaſſung von des Memmius' Ermordung gegen die gott- und ruchloſen Verſchwörer Saturninus und Glaucia vorzuſchreiten. Der ruchloſe Mord an Memmius mußte gerächt werden und der Senat mit Hülfe des ganz eingeſchüchterten Conſuls Marius rief dieſen und ſeinen Kollegen im Conſulat auf, ſie ſollten den Staat retten vor ſeinen Feinden, nach der alten Formel — videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat — die Conſuln möchten ein Einſehn nehmen, daß nicht der Republik etwas zu Leide geſchehen möchte.

Die Conſuln hatten nichts weiter gewünſcht als einen ſolchen Auftrag, der faktiſch eine Uebertragung der Dictatur bedeutete. Augenblicklich wurden von den Conſuln im Namen des Senats die jungen Ritter und Senatorenſöhne und wer ſich ſonſt zu ihnen hielt, eingeſchworen für die gute Sache des Vaterlands und mit Waffen verſehen. Wer keine eigenen hatte, durfte ſie ſich aus den Tempeln nehmen, wo es deren genug gab, die als Weihgeſchenke für die Götter aufgehängt waren, wie aus den Rüſtkammern des Staats für unvorhergeſehene Fälle.

Da zeigte ſich nun, was eigentlich die wahre öffentliche Meinung in Rom war. Das Zuſtrömen der ritterlichen und ſenatoriſchen Jugend und ihrer Anhänger war ſo erſtaunlich, daß auf dem Verſammlungsplatz — dem angeſagten Rendezvous —, auf dem Forum ſich ein ſo großer Gewalthaufe der Regierungspartei beiſammen fand, daß die Aufſtändiſchen unter Saturninus und Glaucia, die ſich ebenfalls bewaffnet hatten, bei dem nun daſelbſt eingetretenen feindlichen Zuſammentreffen völlig zurückgeworfen wurden und den verzweifelten Beſchluß faßten, das Kapitol im plötzlichen Anlauf zu beſetzen, als die Höhe, die Rom beherrſchte. Der Plan gelang. Das Revolutionsheer unter ſeinen beiden Führern Saturninus und Glaucia rettete ſich glücklich auf das Kapitol, obgleich viele Nachzügler auf den ſteilen Wegen

und Stufen, die hinanführten, von den ihnen auf den Fußtapfen nachfolgenden Verfolgern niedergehauen wurden.

Die imponirende Stellung der beiden Volks- und Revolutionsführer nahm aber in Kurzem ein nicht weniger klägliches Ende als die Besetzung des Kapitols durch jene Rotte unter Appius Herdonius in früheren Zeiten. Diese wurde mit dem blanken Schwerte beseitigt. Für die Besiegung der jetzigen Meuterer und Empörer bedurfte es so vieler Anstrengungen nicht. Man brauchte nur die Röhrwasserleitung — die fistulae —, welche das Kapitol mit Wasser versah, deren Lauf bekannt war, zu durchbrechen und es gelangte nicht mehr ein Tropfen Wasser zu den auf dem Kapitol belagerten Aufrührern.

Da war einer unter ihnen, der in Vorschlag brachte, sie sollten den Kapitolinischen Jupitertempel anzünden und sich in seinen Flammen, wie in einem ihres großen, wenn auch unglücklichen Unternehmens würdigen Leichenbrande bestatten lassen.

Allein Saturninus und Glaucia waren anderer Meinung. Sie hofften noch immer auf Marius und die Versprechungen, die er ihnen gegeben. Sie sprachen es laut aus, sie hätten nur im völligen Einverständniß mit dem Consul Marius gehandelt, und so ergaben sie sich in seine Hände.

Die Unglücklichen. Sie sahen in ihrer Bedrängniß nicht, daß Marius, der sich schon längst von ihnen abgewandt und der Senatspartei zugewandt hatte, jetzt die äußersten Anstrengungen machen mußte, um zu zeigen, daß er mit ihnen jetzt nichts mehr zu thun haben wollte, daß er mit ihnen jede Gemeinschaft wie eine Pest aufgegeben hatte. Die Senatspartei, welche die früheren Verbindungen ihres Konsuls mit den Demokraten nur zu gut kannte, frohlockte darüber. Sie benutzte mit Freuden Marius' Abfall von der Volkspartei, aber sie verachtete ihn im tiefen Herzen als einen Mann, der ihnen zwar jetzt sehr nützlich war, der aber — wie sie mit Recht dachte — nur ein Ueberläufer von der Volkspartei, bei der es ihm wegen ihrer wilden Ausschreitungen nicht wohl sein konnte, war — zu der ihrigen, der er aber nach seiner demokratischen Vergangenheit innerlich nicht angehörte. Denn sie wußten, daß er, nur durch die Gewalt der Umstände zu ihnen gedrängt, niemals ihr aufrichtiger Anhänger sein würde.

Da begann nun die Katastrophe der Aufrührer. Vergebens hatten, wie in den Zeiten des letzten Kampfes des G. Gracchus, die Verschworenen die Sklaven zur Freiheit aufgerufen, vergebens, wie zu jener Zeit es hieß, den Führer der Bewegung, Saturninus, zum König ausgerufen. Es war am elften December, wo die letzte Entscheidung erfolgte (98 v. Chr. — 656 d. St.). Glaucia hatte sich in ein Bürgerhaus verborgen und wurde, durch die ergrimmtesten Verfolger darin ausgespürt, hervorgezogen und augen-

blicklich umgebracht. Die Gefangenen des Kapitols brachte Marius in die Kurie des Senats unter dem Kapitol am Forum, sie der gerechten Strafe nach Urtheil und Recht zu überliefern, wie er sagte, wie er aber dachte, sie zu befreien, sobald die erste stürmische Wuth des Volks nachgelassen hätte.

Allein diese Wuth der jungen siegestrunkenen Rittersöhne machte rasch mit ihnen ein Ende. Sie erstiegen das Dach des Gebäudes, deckten es ab und warfen mit den Ziegeln desselben die Gefangenen todt, unter ihnen auch den Saturninus.

Also endete die Verschwörung des Saturninus und Glaucia, und Marius, der sich rechtzeitig von ihnen getrennt und zur Senatspartei übergetreten war, blieb in Ehren, als Nachfolger der Mörder der beiden Gracchen. So war also eine neue Aufführung der Tragödie dieser zwei großen Vorkämpfer des Fortschritts im Römischen Staatswesen in Scene gesetzt, beinahe bewußtlos, aber hervorgebracht durch die Neigung des Römischen Volks zum Gewohnheitsrecht. Es war schwer, die alten Gewohnheiten des Volks zu durchbrechen. Die Gracchen hatten es gewagt und den Versuch mit ihrem Leben bezahlt. Aber sie hatten damit auch der künftigen Entwickelung des Staats ihren Stempel aufgedrückt, sie hatten ein für alle Male die Straße geöffnet, welche diese Entwickelung innehalten mußte.

Daß diese spätere Entwickelung die Gracchischen Fußtapfen innehielt, war ein Beweis, wie scharf die Gracchen, namentlich G. Gracchus, die wahren Bedürfnisse des Staats erkannt hatten, wie sehr trotz der Verzerrungen seiner echt staatsmännischen idealen Konstitutionsvorschläge, seine Nachahmer gezwungen waren, in seinen Fußtapfen zu wandeln und der Senat und seine Partei in denselben nachzuwandeln, um Gracchus und seiner Nachfolger Fußtapfen zu verfolgen, um sie zu verderben, sie selber umzubringen und zu verscharren, diesmal in der Erde, während die Gracchen ihr nasses Grab in der Tiber gefunden hatten.

Der Senat hatte, so großen Erfolg zu erreichen, das Aeußerste gethan. Alles, was ihm anhing, hatte er aufgerufen, Alt und Jung war aufgeboten, alle waren zum Kampf erschienen, auch der greise Scaurus als princeps senatus, als Vormann des Senats, und außer den alten und jungen vornehmen Herren der aristokratischen Partei als der vornehmste C. Marius, der Konsul, der demokratisch gesinnte Tagelöhnersohn von Arpinum, welcher die Cimbern und Teutonen besiegt hatte, der Erretter Roms vor einer zweiten Invasion des Nordens, der zweite Camillus und Manlius, die Rom von den Galliern befreit hatten. Und diesmal waren es nicht die Gallier, sondern die unnahbaren Helden Germaniens gewesen, die Rom befehdet hatten, die seitdem bis auf den heutigen Tag wie Vernichtung drohende Gewitterwolken des Nordens über Italien hereinhängen, aus den Alpen herabstürzend

ıter Furcht und Schrecken die ſchwüle Luft Italiens geklärt und gereinigt ıben, wie ein wohlthätiger kühler Gewitterſturm.

Der Senat hatte glänzend geſiegt, die Demokratenpartei war bis zur ernichtung niedergeworfen, Marius, der Einzige, welcher dem Senat ırch ſeine unſchätzbaren Verdienſte hätte entgegentreten können, hatte ſich :ber ſeine Reputation durch ſeine furchtſame politiſche Aufführung als :eund der Demokratie aus Prinzip und Freund der Unordnung, welche der ȫbel unter ſeiner Anführung in Rom angerichtet, zur politiſchen Null macht.

Wir bekunden, daß ihm der Senat für ſeine Hülfe wenig dankte und ȯh war, ſeiner los und ledig zu ſein.

Denn ſchon ſann er darauf, den gewonnenen Sieg zu benutzen, um n Anſehen wieder zu der früheren Höhe zu erheben.

Dazu gehörte vor Allem, die Feſſeln zu ſprengen, welche ihm der itterſtand angelegt hatte durch die Geſetzgebung des Gracchus, die für n leider immer noch zu Recht beſtand, nämlich die Berechtigung des Ritter= ınbes, welchem er die Beſetzung der Richterſtellen in den großen politiſchen rozeſſen verſchafft hatte.

Sie hatten ja früher ſtets dem Senat gehört und es iſt wahr, daß die itter von ihrem Recht, das ihnen Gracchus verſchafft hatte, den aller= ȷlechteſten Gebrauch gemacht hatten und noch täglich machten.

Denn hatte der Senat an der Stelle des Jupiter Capitolinus gedonnert ıd geblitzt und mit Donner und Blitz die Rotten der Verſchwörer er= ılagen, die das Capitol, den Römiſchen Olymp, erſtiegen, ſo war dem onner und Blitz der blaue Himmel gefolgt, während über dem Ritter= ınde noch immer die ſchwerſten Regenwolken hingen, — der Himmel war nz blau geworden, aber die Dächer regneten noch immer, und bei den ittern war nicht ſieben Tage — nein, acht Jahre Regenwetter. Die :tter, die Capitaliſten Roms, die großen Geldſpekulanten, konnten nimmer rgeſſen, daß die Demokraten durch ihre revolutionären Bewegungen ſie in :en Geldunternehmungen geſtört hatten. Mochten die Völker im äußerſten ſten und Weſten des großen Römiſchen Reichs auf einander ſchlagen, es mmerte ſie wenig als Patrioten, oder es war ihnen vielleicht für ihre :ſchäfte äußerſt erwünſcht, weil dabei die prächtigſten Handelsgewinne zu :eichen waren.

Nur mußte ihnen der Krieg nicht gar zu nahe kommen, und zwar nicht ch Rom ſelbſt, wo ſie die wahren Fanatiker des Friedens waren, während ſonſt geneigt waren, Alle gegen Alle auf einander zu hetzen. Allein Eng= ıd bietet heutigen Tages einen Vergleich mit der Stimmung, die damals den Kreiſen der Römiſchen Ritter herrſchte, denn auch England fürchtet

wie die Pest jeden Krieg, der vor ihren Häfen liegt. Welche Anstrengungen hat es nicht gemacht, den status quo in Schleswig-Holstein durch die Convention von 1852 festzustellen, und als er 1864 durch die Preußische wilde Gewaltsamkeit im Kriege mit blanker Waffe durchbrochen wurde, da war England um des lieben Friedens willen gleich erbötig, die politischen Grenzänderungen anzuerkennen.

Es war also nach dem Saturninischen Gewitter ein politischer Landregen eingetreten. Die politische Luft in Rom war grau, wenn auch der Himmel blau war. Es war ein Hin- und Herwogen der Parteien. Die großen Männer waren oder schienen verbraucht und abgenutzt und waren von dem großen Schauplatz verschwunden. Die kleinen Leute zweiter und dritter Ordnung führten das große Wort in den Volksversammlungen und der weise Senat ließ das nicht weise Volk sich austoben. Auch wenn etwas Schlimmes in die Gerichtsakten einlief, überließ er den Rittergerichten die Abstrafung, die nicht säumten, die Uebertreter ihrer Interessen mit ihren Gerichtssprüchen zu verdammen und sich darauf bei Senat und Volk verhaßt zu machen.

Genug, es löste sich allmählich die künstliche Allianz zwischen den Rittern, den Capitalisten und der Senatspartei. Eine ganze Reihe von den Rittergerichten entschiedener Prozesse machten sie völlig unpopulär. Es war vielleicht der abscheulichste Richterspruch, den sie ergehen ließen über den ganz unschuldigen Legaten des Proconsuls der Provinz Asia, Scaevola, — denn an ihn selber hätten sie sich am Liebsten gewendet, aber sie wagten es nicht — über den P. Rufus. Sein Ankläger war ein notorischer Schurke, Apicius, er selbst ein grundbraver Mann, der aber ohne alle Familienverbindungen war und gänzlich auf seine eigene Rechtschaffenheit beschränkt war.

Allein, was konnte das bedeuten gegenüber einer Verabredung der im Besitz der Richterstellen befindlichen Gegenpartei. Rutilius hatte es verschmäht, die herkömmlichen Demüthigungen der Angeklagten, dieses vorpäpstliche Fegefeuer, also die Trauergewänder und Thränen, zu durchlaufen. Er hatte sich als Soldat sachgemäß, stolz und mit knappen Worten vertheidigt. Gerade deshalb verurtheilten ihn seine ritterlichen Richter und er ging hin als Verbannter zu denen, deretwegen er verbannt war, als ihr ruchloser Unterdrücker und Berauber in die Provinz Asia.

Sie nahmen ihn als ihren Wohlthäter mit offenen Armen auf und er beschloß, von ihnen geehrt und geliebt, in ihrer Mitte sein Leben.

Das war die Antwort der Provinzialen auf das römische Urtheil, nach welchem Rutilius eben diese Provinzialen sollte durch unmenschliche Bedrückungen ausgeraubt und ausgesogen haben.

In Rom hatte man sein Vermögen eingezogen, um die Summe zu

decken, die er von ebendieſen Provinzialen ſollte erpreßt haben. Es reichte bei weitem nicht aus, um ſie zu erreichen.

Eine ſolche Unthat reichte aber noch lange nicht aus, um die blind vor ſich herſtürmende Ritterpartei in ihrem Siegeslauf zum Stehen zu bringen. Sie wagte es, den alten Aemilius Scaurus, den princeps senatus, den Vormann, die erlauchteſte Perſon des Senats, ebenfalls wegen Erpreſſungen zu belangen. Aber ihn vermochten ſie nicht zu ſtürzen. Denn er war nicht nur unſchuldig, er war auch ſo vornehm, daß ſeine Richter nicht wagten, ſeine vielen ebenſo vornehmen und einflußreichen Verwandten und Bekannten zu einer Racheverbindung aufzurufen durch einen neuen ungerechten Spruch. Und ſchon hatte er, der Angeklagte, ihnen bei ſeiner Vertheidigung gedroht. Er hatte ihnen alle ihre Frevel als reichliches Sündenregiſter vorgehalten, er hatte ſogar den Mann mit dem Finger bezeichnet, der auserſehen wäre, den Staat zu retten aus dem Schreckensregiment dieſer herzloſen, kalt berechnenden Geldmacher, denen das Recht nach dem Goldgewicht feil wäre, deren Vaterland ihr Geldſchrank wäre.

Es hatte die Republik die beiden politiſchen Heldenbrüder Ti. und G. Gracchus und ein gutes Theil ihrer wohlgemeinten und weiſen Reformen mit der ſchrecklichen Kataſtrophe der Urheber ſelbſt zu Grunde gehen ſehen. Es war eine Tragödie im großen Stil geweſen, wie nur das Leben und niemals die dramatiſche Dichtung ſie hervorzuzaubern verſteht — und kein Dichter hat ſich deshalb bis auf den heutigen Tag an dieſen Stoff gewagt — der jüngere Gracchus war dem politiſchen Widerſtand ſeines mit ihm gleich hochgebornen Kollegen, des M. Livius Druſus, erlegen, wenn auch die polizeiliche Ausführung dieſes Sieges der Conſul Opimius als Henkersknecht übernommen hatte. Da geſchah es, daß es in der nächſten Generation der Geſchlechtsvetter des Druſus ebenfalls aus Neigung übernahm, das, was jener, zuvor Freund, dann Feind der Gracchiſchen Reform, negativ zur Rettung des Senats gethan, jetzt poſitiv für ihn auszuführen beſchloſſen hatte — um auszugleichen, was die Zwietracht zwiſchen Volk und Senat, G. Gracchus und M. Livius, den feindſeligen, geſchwornen Freunden, auszuführen gehindert hatte. Indem er, wie ſein Oheim, als ausgeſprochener Anhänger des Senats auftrat, hatte er den größten Vorſprung für ſeine, politiſche Stellung vor der des G. Gracchus, daß er die legitime Regierung des Senats auf ſeiner Seite hatte.

M. Livius — er war es, den M. Aemilius Scaurus als den erſehnten Erlöſer des Vaterlandes aufgerufen hatte — hatte gelernt aus den Thaten ſeines Oheims nicht nur, ſondern auch aus den Thaten ſeines einſtigen Freundes und deſſen furchtbarſten Feindes Gracchus. Er wollte ihre Thaten jetzt aus der alten Feindſeligkeit in der neuen Freundſchaft

vereinigen. Denn er hatte ſich belehrt, daß Vieles in der Geſetzgebung des Gracchus höchſt ſegensreich für die Republik war, obgleich der Senat und die römiſche Ariſtokratie es nicht als ſolches hatte anerkennen wollen. Livius größte Gedanken lenkten ſich vor Allem auf die Italiſchen Bundesgenoſſen. Sein Plan war, ihnen das Römiſche Bürgerrecht zu gewinnen, deſſen er kein Hehl machte. So konnte es nicht anders ſein, als daß unter dieſen eine gewaltige Aufregung entſtand, ihn zu unterſtützen für die ihnen günſtige Bewegung, die für ſie ſo patriotiſch war. Dieſe Aufregungen, die mit der Zeit wahre Aufrührungen der Nation aus ihren Tiefen wurden, erhitzten ſich immer mehr. Sie ſteigerten ſich bis zur leidenſchaftlichen Stimmung der Geheimbünde, der Verſchwörungen, der Conjuratio, wie es in Italien hieß. Dieſe Conjuratio war ein altes Herkommen in Italien. Bereits in den Samniterkriegen finden wir ſie als ein letztes Mittel des Aufſtandes gegen die Römer, als einen faſt militäriſchen Aushebungsmodus. Nur wenige waren die Wiſſenden, aber einer ſagte es dem andern und verpflichtete ihn mit Hand und Mund, das heißt mit ſchweren Eiden zum Schwur gegen die Landesfeinde und jeder Geworbene verpflichtete ſich, dem Vaterlande gegen die verhaßten Römer zu dienen mit Leib und Leben. Alſo entwickelte ſich in dieſem — ſpäter neapolitaniſchen Lande, dem fruchtbaren Boden auch noch in unſeren Zeiten für ſolche Geheimbünde, welche der regelmäßigen Regierung faſt unerreichbar bleiben und auch dann erſt hervortreten, wenn ſie die Bedeutung einer Nebenregierung erlangt haben — der Wiederſtand gegen Rom, der ſeine Stütze in M. Livius Druſus fand. Die Organiſation, ähnlich dem der Carbonari unſerer Zeit, iſt uns von Diodor von Sicilien aufbewahrt worden. Der in den Geheimbund Eintretende verpflichtete ſich mit ſchweren Eiden, Druſus und ſeine Anhänger mit aller Kraft, ja mit ſeinem Leben zu unterſtützen und ihm zu helfen, daß er ſeine Pläne zum Beſten der Italiſchen Bundesgenoſſen ausführe.

Die Formel des Eides hat M. Philippus, der römiſche Conſul, der Anwalt und Patron der Ritterpartei und in dieſer Eigenſchaft der Denunciant der Bundesgenoſſen und des Druſus, das Verdienſt auf die Nachwelt gebracht zu haben, als gerettetes Fragment aus einer ſeiner vielen Angriffsreden gegen ihn.

In einem Excerpt aus Appian's Geſchichtswerk iſt es erhalten und lautet alſo: Ich ſchwöre bei dem Capitoliniſchen Juppiter und der Römiſchen Veſta und Mars und Sol, dem Geſchlechtsanfänger, und Tellus, der Mutter von Allem, das lebt und was aus dem Boden wächſt, und den göttlichen Geiſtern der Zwillingsgründer Roms, und Denen, die es halfen in die Höhe bringen, daß ich will Jeglichen als Freund und Feind achten, den Druſus

alſo achtet, und weder Kinder, noch Eltern, noch mein eigenes Leben ſparen, wenn es nicht Druſus fördert und alle, die dieſen Eid mitgeſchworen. Falls aber ich durch des Druſus Geſetzantrag Römiſcher Bürger geworden bin, will ich Rom als meine liebe Vaterſtadt und Druſus als meinen größten Wohlthäter verehren. Für dieſen Eid will ich ſo viel Landsleute, als ich vermag, anwerben. Wer ihm treu bleibt, iſt für die Guten geworben, wer ihn bricht, ein Frevler.

Es kam Alles darauf an, ob Druſus ihn in Rom gegen die verfaſſungsmäßigen Gewalten in Rom ins Werk zu richten, im Stande ſein werde.

Aber gerade hier zeigte ſich das Maaß ſeiner Kraft ungenügend. Er war ein echter loyaler Ariſtokrat, wie ſein Oheim. Darum hatte er im Senat ſeine beſte Stütze zu finden gehofft und ſich an ihn gewandt mit der offenen und biederen Rede ſeiner Ueberzeugung, daß nur die Verleihung des Bürgerrechtes an die Italiſchen Bundesgenoſſen dem Staat nicht nur, ſondern auch dem weiteren vollkräftigen Regiment des Senats die ungefährdete Fortdauer gewähren könnte. Allein ſein kühnſter Schritt, mit dem er ſich als den Hauptgegner der Gracchaniſchen Staatspläne aufſtellte, der Geſetzvorſchlag, dem Ritterſtande das von Gracchus ihm übertragene Richterprivilegium wieder zu nehmen und es dem Senat von Neuem zu überlaſſen, machte die Ausführung ſeiner Abſichten unmöglich. Wie ſegensreich für den Staat ſie auch geweſen wäre, der ungeheure Einfluß dieſes Ritterſtandes, welcher ſchon längſt der der großen Capitaliſten in Rom war, den man jetzt mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln gegen Druſus anwandte, ſchüchterte den Senat ſo ſehr ein, daß er nicht wagte, Druſus weiter zu begünſtigen. Er ſah die politiſche Kränkung klar ein, auch daß es immer noch in ſeiner Gewalt ſtand, das verfaſſungsmäßige tribuniciſche Veto allen dieſen intriguanten Transaktionen zwiſchen Rittern und Senat entgegenzuſtellen. Allein als ein wohlgeſinnter konſervativer Mann, dem alle Gewaltſamkeit ein Greuel war und der ſich nicht von ſeinen wahren Parteigenoſſen trennen mochte, der Partei des Senats, fügte er ſich mit Schmerzen und gab ſeine Verfaſſungsvorſchläge auf.

Aber war das auch jetzt noch möglich ohne ſeine Gefahr? Der Ritterſtand war von ihm in ſeiner ganzen Stellung bedroht worden. Er hatte vor ihm gezittert. Jetzt war Druſus einen Schritt zurückgewichen, ſcheinbar als der Beſiegte. Da mußte die frühere Furcht der Capitaliſten in Rache übergehen, der verhaßte Gegner mußte auch für die Zukunft unſchädlich gemacht werden.

Als nach vollbrachtem Tagewerk Druſus gegen Abend von ſeinen Anhängern wie gewöhnlich bis in ſein Haus begleitet worden und er ſich eben mit herkömmlichem Dank dafür in der Vorhalle ſeines Hauſes von ihnen

verabschiedete, zum Wiedersehn auf den nächsten Morgen, wie die Italiener noch heute so gern sagen, da bohrte sich plötzlich ein Dolch in seine Lunge. Der, welcher den Stoß geführt, war in dem Gedränge verschwunden und jede Spur nach ihm verloren und alle Nachforschung vergeblich. Die Wunde in Drusus Brust war tödtlich. Er hatte nur noch wenige Stunden zu leben und als die Sonne aufging, schien sie auf seine Leiche.

Wieder einmal hatten die berüchtigten alt- und neuitalischen Dolchdiktatoren in die Geschicke Italiens eingegriffen, wie so oft früher und später. Denn durch diesen wohlgeführten Dolchstoß war die letzte Brücke, welche Rom und die Italischen Bundesgenossen verbinden konnte, niedergestürzt und hatte zwischen beiden eine weite, unüberschreitbare Kluft zurückgelassen. Die Ritter, die moralischen Urheber dieser Blutthat — denn nur ihr Einfluß konnte den Bravo ermuthigt haben, das Messer gegen den edlen Drusus zu erheben — frohlockten als Sieger über den Senat und die Bundesgenossen, aber zum Verderben des Vaterlandes und ihrem eigenen.

Denn die Thoren hatten nicht bedacht, daß nun der Bürgerkrieg in Italien unvermeidlich ausbrechen müßte.

Die Ungeduld langen Wartens auf die Entschlüsse der Bundesgenossen blieb den Römern erspart durch ihre eidgenössische Erhebung, der so schnöde gemißbrauchten, lange hingehaltenen. Jetzt endlich hatte die Blutthat an ihrem geliebten Patron, dem sie sich mit heiligen Eiden verpflichtet hatten, ihnen ganz plötzlich die Augen über das, was sie von Rom zu erwarten und zu hoffen hatten, geöffnet.

Es war ein wunderbares Schicksal der Römischen Republik, daß sich Freund und Feind, die beiden Gracchen, Tiberius und Gajus, die hochgebornen Adelsmänner als Vorfechter der Demokratie und Drusus als Vorfechter der Aristokratie sich bei ihren politischen Experimenten, dem schwer erkrankten Staatswesen als Heilande zu dienen, in dem gleichen Lebensziele begegneten, im gewaltsamen Morde. Es heißt, alle Wege führen nach Rom, ein uraltes Sprichwort. Die Gracchen und Drusus gingen die entgegengesetzten Wege und sie endeten in Rom, aber mit dem Tode, alle drei, ganz gleich. Sie hatten es, jeder auf seine Weise, mit redlichem Willen versucht, dem aus seinen Fugen gegangenen Staat wieder seine Glieder, wenn auch gewaltsam zu neuem, gesundem Leben einzurenken. Wie sehr sie über das Heilmittel trotz ihrer verschiedenen politischen Ansichten übereinstimmten, beweist, daß Drusus, der Aristokrat, im Wesentlichen dieselben Maßregeln ergriff, welche die Gracchen vorgezeichnet hatten. Gab es einen besseren Beweis, daß jene bereits den richtigen Punkt getroffen hatten, die Regulirung durch Emancipation des Römischen Proletariats, die Emancipation der Bundesgenossen zu retten? Beide, die Gracchen und Drusus, hatten sich auf die entgegen-

gesetzten Theile des Römischen Staatswesens gestützt, die Plebs und den Senat, und beide hatten ihre Vorkämpfer schmachvoll im Stich gelassen. Beide, die Gracchen und Drusus, hatten — was am Meisten über die politischen Zustände Roms belehrt — die Handhabe für ihre politischen Reformen im Ritterstande erblickt, die Gracchen, vorzüglich Gaius, um ihn zu einem Nebensenat zu erheben, Drusus ihn aus dieser Stellung, die er unwürdig gemißbraucht, zu verdrängen. Beide hatte derselbe Ritterstand gestürzt. Er hatte den C. Gracchus sinken lassen, als er durch ihn erreicht, was er gewollt und er hat den Drusus, der ihn angriff, gewaltsam aus dem Wege geschafft, da er nunmehr schon zu dem Bewußtsein überwiegenden Einflusses gelangte. Gegen ihn hatten also weder das Volk — die Plebs — noch der Senat seine wohlmeinenden Reformatoren schützen können. Ein hinlänglicher Beweis, daß damals schon der Schwerpunkt des Römischen Staatswesens im Stande der reichen Männer, der Ritter, der Capitalisten und Unternehmer war, welche den Senat durch ihr Geld unterjocht hatten, indem sie ihm, der nicht Handel und Wandel treiben durfte nach dem alten Herkommen der Republik, von den ungeheuren Summen, die ihnen ihre Unternehmungen einbrachten, in der Person ihrer Provincialmagistrate sehr erwünschte, wenn auch verhältnißmäßig erbärmlich geringe Tantiemen ihres Gewinnstes als höheres Pflichttheil zukommen ließen. War also der Senat durch den Geldreichthum der Ritter lahm gelegt, wie hätte die arme Plebs unternehmenden Staatsmännern auf die Dauer als Stütze dienen können.

So stürzte also der Staat mit Hülfe der Ritter in das Chaos des Krieges, in den der Bundesgenossen, wie man ihn nannte, — bellum sociale.

M. Philippus hatte schon die Revolution der Italiker laut in Rom verkündet. Allein es war mehr eine Beschuldigung und Prophezeiung, als ein Nachweis, der ihm schwer zu führen geworden wäre. Aber vorhanden war sie gewiß und die Römer wurden früh genug derselben inne, zu früh für die Italiker, welche noch lange nicht fertig waren, zwar mit ihren Verschwörungen, aber nicht mit ihrer Organisation, die doch allein sie zu ebenbürtigen Gegnern Roms machen konnte, als der Aufstand vorzeitig durch eine zufällige leidenschaftliche Conflictbewegung losbrach, und zwar in dem Gebiet der Marser, weshalb der große Bundesgenossenkrieg von den Römern der Marsische genannt wurde.

Denn soweit war Rom doch aufmerksam gemacht auf die ungewöhnlichen Aufregungen und Bewegungen in den südlichen Landen durch die Lärmtrompete des Consul Philippus, daß es seine Provinzialbeamte beauftragt hatte, auf diese Bewegungen zu achten.

Da war es in Asculum, wo gerade feierliche Spiele das Volk im Theater vereinigt hatten, wo der Proconsul Servilius mitten im Festjubel

erschien und Schweigen gebot. Er redete zu der Festversammlung, die voll Wein und Fröhlichkeit war, in grimmigem Worten, welche das Aeußerste androhten, wenn nicht das Volk sich Rom durch die That unterthänig zeigte und die Verschwörer an Rom auslieferte. Der Contrast dieser Rede zu der Stimmung des Volks wirkte elektrisch. Sie wirkte augenblicklich eine Umstimmung vom höchsten Jubel zur höchsten Wuth. Blutgierig stürzte sich die Menge — und das war die Hauptsache — auf die Störer des allgemeinen Vergnügens, sie wurden massakrirt in der Tollheit der Leidenschaft und als man sich ernüchtert hatte und die Tragweite der That begriff, daß dafür keine Verzeihung von Rom denkbar sei und die Brücke jeder Verständigung zerbrochen, da ging man weiter zum Aeußersten und hetzte das Volk zur Ermordung jedes Römers, den das Unglück nach Asculum geführt hatte. Das war die Asculanische Römervertilgung, welche den Krieg Süditaliens mit Rom zum Ausbruch brachte.

Den eigentlich Wissenden um die Verschwörung, denjenigen, die eingeweiht waren in die beabsichtigte Nationalerhebung gegen Rom, und die durch jenen heiligen Eid dazu verpflichtet waren, kam der Asculanische Aufstand verfrüht, denn die feindliche Rüstung war erst halb vollendet. Allein die leidenschaftliche Aufregung, welche dadurch im ganzen Gebiete der ergrimmten Bundesgenossen geschah, ersetzte schnell, was daran noch fehlte. Alles drängte jetzt zu den Fahnen der Patrioten, deren Heeresmacht sich in kürzester Zeit verdoppelte und verdreifachte.

Also begann zwischen Rom und Italien, den Vollbürgern und den Bundesgenossen, der Krieg. Der Sturm war zuerst losgebrochen im Gebiet der Marser und trug das Kriegsfeuer im Umsehen über das Land. Die Bundesgenossen hatten einen großen Vortheil vor den Römern, den Vorsprung der Zeit. Sie hatten sich organisirt in der Stille, unter dem Siegel des Geheimnisses, im Wege des Geheimbundes der Verschwörung, der Conjuratio, entsprossen aus dem angebornen Talent, der Geburtsanlage der Mittel- und Süditalischen Bevölkerung, die unwillkürlich, ohne Aenderung in Jahrhunderte andauernden Pausen plötzlich, wenn die Anregung vorhanden, herausbricht vulcanartig, wie die Lava aus der kochenden und brodelnden Tiefe des Landes, auf dem sie stirbt und geboren wird. Es sind die Mysterien der Eidgenossenschaft, ausgegangen von einer kleinen Zahl entschlossener, über das Ziel klarer Männer, die ihren Antrag dem Nachbarn ins Ohr raunen, mit Eidesverpflichtung, ihn nicht zu verrathen und sich selber zu verpflichten. Es ist das Feuer, das sich von einem Hauptheerd unterirdisch, ungesehen ausbreitet, bis es plötzlich, wie durch ein zufälliges Naturereigniß die bergende Decke sprengt, die Lohe hervorschlägt und plötzlich Alles in Flammen steht.

Aber die Organisation der Bundesgenossen war doch nur eine allgemeine Verständigung, sie war nicht eine durchgreifende staatliche, wie sie die Römer schon längst hatten. Die Bundesgenossen sollten sie erst schaffen, schaffen aus dem Nichts, aus dem Chaos von unzähligen gleichberechtigten souveränen Gemeinden, die jetzt erst aus einem losen System von losen Städtebündnissen zu einem strammen centralen Regiment, das alle diese kleinen Republiken in einen Staat zusammenschweißte, vereinigt werden mußte, wenn überhaupt ein Mehr als eine wilde Empörung zu erzielen war, eine augenblickliche Fluth der Leidenschaft des Hasses, der bald die Ebbe der Ohnmacht folgen mußte.

Rom hatte die Bundesgenossen aus Bedürfniß seiner fortwährenden Kriege zu erfahrenen Soldaten ausgebildet, zu Gehorsam und Befehl, erfahrenen Kriegern, Officieren und Feldherren, nicht für ihren, sondern zum eigenen Nutzen.

Desto nachlässiger war die politische Entwickelung in den Gebieten der Bundesgenossen, die mit aller Absicht von Rom durch alle Mittel der Oberherrschaft unterdrückt wurde. Das Einzige, was Rom ihnen gegönnt hatte, war, daß man ihnen erlaubte, in den außeritalischen eroberten Gebieten untergeordnete Handelsgeschäfte zu betreiben. Allein Jedermann weiß, daß die Geldgier isolirt, daß der Spekulant nur an sich, und dann erst sehr spät an das Vaterland denkt, am Wenigsten aber um sich und seinen sauer erworbenen Mammon für dasselbe zu opfern.

So kam der Gewinn, welcher den Bundesgenossen durch den Zusammenhang mit Rom zufloß, zunächst ihrem Gemeinwesen nicht zu Hülfe, sondern band die Betheiligten noch viel stärker an Rom und löste sie vom eigenen Vaterland ab.

Also hatten die Bundesgenossen aus ihrer Vergangenheit für ihren Kampf auf Leben und Tod mit Rom nur ihre allgemeine Wehrkraft, ihren durch die Verschwörung ausgesprochenen, unerschöpflichen Haß und die Capitalien einiger reich gewordenen Glücksritter zur Verfügung und das Wesentlichste, die eigentliche Staatsgestaltung, Roms bestes Eigenthum, fehlte ihnen. Niemand war mehr überzeugt von diesem Mangel als sie selber. Sie fühlten, daß Alles darauf ankam, ihm abzuhelfen und sie machten die äußersten Anstrengungen, ihm abzuhelfen. Es sollte Krieg geführt werden und im Kriege kommt es vor Allem auf Einheit der Maßregeln an. Rom hatte — sie wußten es nur zu wohl — stets glückliche Kriege geführt und Rom war eine Stadt, ein Mittelpunkt, in dem die große Spinne saß, die ihr regelmäßig gebautes künstliches Netz über die rings sie umgebenden Länder mittelst ihrer Heereswege und Kunstchausseen geworfen hatte, auf

denen sie auf jedes Gewürm, das in ihren Fang kam, augenblicklich losschoß und unbarmherzig ihm jede Lebenskraft aussaugte.

Es ist also höchst anerkennenswerth, daß die Bundesgenossen nicht versäumten, sich eine politische Verfassung zu geben, welche sie möglichst auf die gleiche Höhe mit Rom hob. Es wurde eine Hauptstadt ausgewählt, Corfinium, ein Gegenrom, zum Mittelpunkt der Regierung, 500 Senatoren wurden erkoren zum Gegensenat von Rom, zwei höchste Feldherren als Gegenkonsuln wurden ernannt und jedem 6 Prätoren als Unterfeldherren zur Seite gegeben. Alles und Jedes wurde dem gebietenden Rom nachgebildet. Nur Schade, daß es bloß Rom nachgebildet und nicht aus dem natürlichen Boden gewachsen war, wie in Rom, freilich aber nicht das Volkstribunat, das man vergebens im gegenrömischen Staatskalender suchen würde. In Rom war es das Resultat von Jahrhunderte dauernden Anstrengungen, Corfinium hatte darauf sehr verständig verzichtet als auf eine Quelle des Hasers. Man erkannte wohl, daß man schon genug zu thun haben würde, die von der Insurrection aufgestellten Behörden gegen Reactionen zu kräftigen als durch Controllbehörden abzuschwächen. Aber auch so fehlte den neuen Magistraturen als bloßen Nachbildungen die Lebenskraft.

Das Gebiet der Bundesgenossen hatte eine ungeheure Thätigkeit entfaltet, mit größter Anstrengung wurde gerüstet, während Rom durch seine inneren Bewegungen und Streitigkeiten vollauf beschäftigt, ungerüstet, unvorbereitet überrascht wurde durch die Vorgänge im Süden, obgleich so viel Warnungen der Befreundeten in den Aufstand drohenden Gebieten fortwährend einliefen.

Die Vorgänge von Ascoli hatten wie eine Sturmglocke in die politischen Zänkereien hineingedröhnt und schon kam die Nachricht von einem zweiten Schrecken für Rom im tieferen Süden, wo nur durch ein barmherziges Weib dem Römischen Magistrat das grausame Schicksal des Servilius in Ascoli erspart wurde. Aber um das Ansehen Roms war es auch hier geschehen.

In Rom war unterdessen die leidenschaftlichste Aufregung. Das Volk war natürlich empört von vornherein über die Ansprüche der Bundesgenossen, weil es nicht gewillt war, seine souveränen Vorrechte mit ihnen zu theilen und so hatte der Consul Philippus leichtes Spiel. Er brauchte sich nur auf das Volk zu stützen und er that es in umfassendster Weise; durch diese römische öffentliche Meinung hätte es nur eines Vorganges, wie des zu Asculum bedurft, um ganz Rom zu einem Schrei des Entsetzens zu vereinigen, der den Senat mit sich fortreißen mußte, wenn er auch geneigt

war, die Differenzen mit den Bundesgenossen friedlich auszutragen. Es wurde also auch von Rom gerüstet.

Da ging aber Alles viel bequemer von Statten. Rom standen nicht nur die heimischen Wehrkräfte vollständig zu Gebot, es hatte noch die Colonien, die Zwingburgen, die längst in den empörten Landschaften eingerichtet waren, Römische und Latinische zu seiner Verfügung, es hatte auch noch die Heeresmacht der Phönicier, Gallier und Afrikaner zu seiner Verfügung und es säumte nicht durch Ausschreiben Gallische und Afrikanische Hülfsvölker nach Italien zu entbieten, Gallische Fußtruppen und Numidische Reitergeschwader, die einst Hannibal gehorchend, so viel Angst über Rom gebracht hatten und nun Rom unterthänig waren.

Und sie kamen allmählich alle gehorsam dem allmächtigen Rom, seinen Feldzeichen zu folgen.

Alles, was nur im Verdachte stand, in irgend einem geheimen Einverständniß, in irgend welcher Verbindung mit den Bundesgenossen zu stehen, wurde vor die unerbittlichen Gerichte der Ritter gefordert, alle, die dem Drusus und seinem Anhang im Senat angehört hatten.

Die Tribunen waren die Ankläger und vor ihnen galt kein Ansehen der Person. Im Gegentheil, je vornehmer die Person, je eiliger waren sie bedacht, sie zu vernichten. Eine Reihe der angesehensten Männer mußte ins Elend wandern; sie wagten sich sogar, wie gesagt, an den steinalten, 72jährigen Scaurus, den Senatsfürsten. Der Alte erschien vor seinen Anklägern, geschwächt durch die Reihe der Jahre, die er für das Wohl seines Vaterlandes verwendet, und gestützt auf die jungen Arme seiner Begleiter. Aber seine kurzen Worte genügten, die Richter umzustimmen, sein Ankläger Q. Servilius Capio zog seine Anklage zurück.

Aber nur ihm war es gelungen, einem schnöden Unheil zu entgehen, die hohen Commissionen wegen Hochverrath fuhren fort, unter der alten Partei des Drusus furchtbar aufzuräumen.

Der Krieg hatte unterdessen begonnen mit allem Fanatismus der Leidenschaft. Das ungeheure Landgebiet, über welches die Bundesgenossen verfügten mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen, schien ihnen den Sieg zu sichern über das kleine Rom mit den unbedeutenden Umlanden, besonders von Latium, das ganz treu geblieben. Allein, abgesehen von den Hilfskräften der fernen Provinzen, über welche Rom mit unumschränkter Hoheit gebot, besaß es noch innerhalb der aufständischen Gebiete die reichsten Hilfsquellen, das Resultat jahrhundertelanger Kampfarbeit, die Colonien. Jene eisernen Nägel, welche die Heldenstadt mit Riesenfaust in den Boden der besiegten Völker eingeschlagen, welche den unzerreißbaren Fäden der Militärstraßen

als Halt gebende Kreuzpunkte dienten, mit denen die große Republik über Italien ihr diamantenes Netz geworfen hatte.

Es galt also für die Bundesgenossen zunächst dieses freiheiterwürgende Netz zu sprengen. Es mußte Alles daran gesetzt werden, um diese Zwingburgen, die latinischen und römischen Colonien, diese Eisenpfähle im lebendigen Fleisch ihres Staats- und Volksthums mit Gewalt herauszureißen, daß die schwächende Blutung und Eiterung der Genesung Platz machte.

So gestaltete sich also der Krieg ähnlich wie in den großen Samniterkriegen zum Sturm- und Belagerungskrieg auf die Zwingburgen im Landesgebiet der aufständischen Völkerschaften.

Betrachten wir den Erfolg der Bundesgenossen im ersten Kriegsjahre (91 v. Chr. 663 d. St.): Die frische Wuth der auf den Tod beleidigten Bundesgenossen stürzte sich auf die römischen Zwingburgen und viele derselben fielen im ersten Sturm. Der Haß der Italiker kannte keine Mäßigung. Was von Römischen Machthabern und deren Anhängern in ihre Hände fiel, wurde unbarmherzig massakrirt. Und ist denn auch der Kriegsgebrauch seit fast 2000 Jahren in Spanien und dem spanischen Amerika menschlicher geworden in den unablässigen Bürgerkriegen? Die Kugel vor den Kopf in Spanien und Mexiko für die Kriegsgefangenen erscheint fast als Gnade gegen die barbarischen Todesarten, mit denen sie in den südamerikanischen Republiken bedroht werden.

Verdammen wir also die furchtbar gereizten Bundesgenossen nicht, wenn sie nach so vielen Beleidigungen Roms ihre Feinde nicht bloß niederstießen mit einem Schwertstoß, sondern auch wohl im Kerker verhungern ließen, wie in Nola geschah.

Der Krieg selbst wurde von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte geführt, und zwar waren sich an Zahl der Streiter die Gegner wohl gewachsen; etwa 100,000 zählte jedes Heer. In Rom waren ohne Unterschied der Partei alle die berühmten Kriegsführer der früheren Zeiten zu den Fahnen geeilt. Unter ihnen glänzten die alten Gegner Sulla und Marius. Sie alle hatten sich in der bescheidenen Stelle von Legaten, als Unterfeldherren den Consuln zur Disposition gestellt. Jeder hatte fünf von ihnen zu seinem Befehl, zwölf Römische Brigaden vierzehn eidgenössischen gegenüber.

Der Feldzug theilte sich in zwei Hälften, bedingt durch Länderverhältnisse, welche die Parteigebiete in ein südliches und ein nördliches schieden. Es stand Julius Cäsar, der eine römische Consul, dem bundesgenössischen G. Papius Mutilus, P. Rutilius, der andere, dem bundesgenössischen Quintus Silo gegenüber. Man konnte immerhin sagen, daß der Krieg der Bundesgenossen nur ein Vertheidigungskrieg war. Denn niemals ist es

geschehen, daß sie Rom oder Latium, die Residenz ihrer Feinde, angefallen hätten, sondern nur deren Colonien, die in ihrem Lande verstreut lagen und freilich nach Römischen Begriffen auch Römischer und Latinischer Boden waren.

Dennoch hatten diese scheinbar unwandelbaren Normen einige Unberechenbarkeiten gekreuzt. Denn der eigentliche Heerd des Aufstandes, Asculum, war Latinische Colonie. Aber Pinna, welches nicht Colonie, hielt zu Rom, obgleich ein Belagerungsheer unter seinen Mauern die Stadtkinder, welche als Geißel gegeben waren, vor seinen Augen abschlachtete. Hier müssen besondere Verhältnisse obgewaltet haben, Grundursachen für eine Erhebung des Volks gegen die Aristokratie, welche den Aufstand anfing. Das Volk, das von ihnen abfiel, hatte also kaum Anlaß, sich der Geißeln, welche ihre Vornehmen gestellt, anzunehmen.

Silo hatte die Aufgabe übernommen, die gewaltige Burg Alba Fucentia am Fucinersee zu brechen, Papius Mutilus brach gegen Aesernia auf. Beide Städte vertheidigten sich heldenmüthig. Von anderen festen Städten wird uns nichts berichtet in den nur bruchstückweise erhaltenen Notizen, die auf uns gelangt sind, da Livius' ausführliche Erzählungen dieser Kriege noch immer als verloren gelten müssen, von denen sich nur die dürren Auszüge gerettet haben, die aber namentlich als chronologischer Anhalt unschätzbar sind.

Allein, es ist nicht zu bezweifeln, daß auch um diese anderen Rom treu gebliebenen Städte der Belagerungskrieg tobte im Norden und Süden. Denn nicht umsonst waren die zwölf italischen Prätoren der Italiker an die Spitze besonderer Heerhaufen als Brigadeführer ernannt.

Cäsar hatte seine Truppen in Kampanien concentrirt, um Rom dieses reiche Land mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen für den Krieg, wo die weit ausgedehnten Ländereien der Römischen Domäne seit den Hannibalischen Kriegen lagen, zu erhalten. Wie viel Blut war seit den Samniterkriegen geflossen, um es endlich den Samnitern und Hannibal abzuringen.

Cäsar hatte keine leichte Arbeit. Er stieß auf das Samnitische Heer, denen Marcellus Truppen entgegengeschickt waren, unter P. Vettius Scato, vor dem er zurückweichen mußte. In Folge dieses Zurückweichens der Römer fiel Venafrum in die Hand der Bundesgenossen. Die römische Besatzung des Orts wurde von ihnen niedergemacht. Noch vertheidigte sich das dadurch abgeschnittene Aesernia heldenmüthig unter dem Oberbefehl des Marcellus. Gleich beim Ausbruch des Krieges hatten sich in Rom die berühmtesten Feldherren aus den früheren Feldzügen der Republik zur Verfügung gestellt, ohne Unterschied der Parteistellung, außer ihnen auch die grundalten Heldenfeinde Sulla und Marius.

Sulla, seiner alten Soldatenweise treu, beschäftigte sich mit dem fliegenden

Krieg, bald da, bald dort zu sein, mit Hülfe schneller Reiter. Einstweilen war es ein Glück für Rom, daß diese beiden geschworenen Feinde, Sulla und Marius, auf entgegengesetztem Gebiete zu manövriren hatten. Denn Marius war als Legat und Unterfeldherr der nördlichen, Sulla der südlichen Armee beigeordnet.

Der Verlauf des ersten Kriegsjahres war keineswegs günstig für Rom. Der Consul Cäsar wurde von den Samnitern völlig geschlagen und rettete sich mit Noth nach Aesernia. Der Sieger war P. Vettius Scato. Darauf erklärte sich das wichtige Venafrum gegen Rom und lieferte die römische Besatzung den Bundesgenossen aus, wodurch Aesernia abgeschnitten war, da nur von Campanien her Römische Ersatztruppen erst Venafrum nahen mußten, um nach Aesernia zu gelangen.

Sulla, der als kühner Parteigänger und Reitergeneral bisher sich ausgezeichnet hatte, machte auch den Versuch, die bedrängten Römer durch plötzliche Hilfe aus der Noth herauszuhauen. Es gelang, aber nur auf eine Henkersfrist. Denn auch er konnte sich nicht lange in den von den Feinden beherrschten Gebieten halten. Er mußte zurück, um sich selbst zu retten und Aesernia fiel in die Hände der Bundesgenossen, als jede Aussicht auf Entsatz verschwunden war. Es war der Hunger, der die rings eingeschlossene Stadt endlich besiegt hatte.

Sulla rettete sich nach dem festen Grumentum, das sich aber ebensowenig wie Aesernia der Uebermacht der Bundesgenossen erwehren konnte und sich ihnen ergeben mußte. Der Aufstand verbreitete sich immer weiter durch diese glücklichen Erfolge. Apulien, und was südlich davon lag, mußten die Römer verloren geben. Sie waren nicht im Stande, diese Gebiete in Gehorsam zu halten. Schon drängten die Samnitischen Heeressäulen auch nach Campanien mit Neapel und das wichtige Nola öffnete ihnen die Thore, und die römische Garnison wurde der siegreichen Armee einverleibt, ihr Befehlshaber wurde umgebracht. Der Erfolg der Sieger von Nola war, daß sich alle bedeutenden Städte: Salernum, Stabiae, Herculanum, Pompeji den Siegern unterwarfen. Ganz Campanien hatten sie erobert, nur Nuceria hielt in alter Treue zu Rom. Mutilus fand nirgends Hinderniß durch Römische Truppen und wandte sich nach Süden, Acerrae zu belagern. Auch ferner war ihm das Glück wider alles Hoffen günstig. Es befand sich in seinem Heer ein Sohn des Jugurtha, Oxynthas, der in Venusia internirt war und mit der Uebergabe dieser Stadt den Insurgenten in die Hände gefallen war. Mutilus, der recht sehr die Tragweite dieses Besitzes kannte gegenüber den Numidischen Hilfsvölkern, die Rom aus Afrika hatte kommen lassen, machte den Versuch, durch ihn den militärischen Gehorsam derselben wankend zu machen. Er behandelte Oxynthas als rechtmäßigen

König von Numidien, ließ ihn mit dem königlichen Purpurkleide angethan vor seinen Landsleuten im feindlichen Heerlager erscheinen, die er zuvor durch heimliche Boten hatte unterrichten lassen, ihr Königssohn weile in einem Lager und harre nur auf die Treue seiner Landsleute, welche die verhaßten Römer zu Schergen eines fremden Krieges aus der Heimath geschleppt hätten.

Der Erfolg war über alles Erwarten. Die Numidier verließen beim Anblick ihres geliebten Königskindes schaarenweis das römische Lager und eilten, sich in das des Mutilus zu begeben, wo ihr rechter angestammter Fürst weilte. Die Desertion der Numidier war so allgemein, daß der Consul Cäsar kein anderes Mittel fand, ihr Einhalt zu thun, als den Rest der noch nicht desertirten Numidier nach Hause zu entlassen.

Mutilus, durch diesen Erfolg ermuthigt, beschloß eine Hauptschlacht und griff das Römische Lager an. Allein diese Unternehmung mißlang völlig. Die Römer siegten völlig. 6000 Samniter lagen todt auf der Wahlstatt. Rom hatte wieder gesiegt und in der Freude über diesen Erfolg legte man in der Stadt das Kriegskleid ab, welches alle, vom geringsten Bürger bis zu den vornehmsten Senatoren, seit dem Ausbruch des Krieges angelegt hatten.

Aber es war mehr eine Demonstration. Man wußte sehr gut in Rom, wie bedenklich immer noch die Sachen auf dem Kriegsschauplatze standen. Denn kurz darauf überfiel Marius Egnatius ein Römerheer, als es einen Fluß zu durchschreiten hatte und brachte ihm eine so gründliche Niederlage bei, daß erst bei Teanum sich die versprengten Reste der Römischen Armee wieder sammelten. Nur mit großen Anstrengungen gelang es dem Consul, sich wieder schlagfertig zu machen, um gegen Acerrae vorzurücken, das Mutilus immer noch eng umschlossen hielt.

Indessen war in Mittelitalien ein nicht minder heftiger Kampf entbrannt, der für Rom um so gefährlicher war, als er ihm näher lag und diese Gegend die Heimath der tapfersten Männer Italiens war, das Gebiet um den Fucinersee, wo Alba lag, zur Unterscheidung von Alba Longa, in Roms Nachbarschaft, Alba Fucentia genannt, nahe dem Italischen Hochgebirge der heutigen Abruzzen, wo sich noch jetzt altitalische Lebensart am ursprünglichsten erhalten hat. Das Heer der Marser lagerte am Tolenus, dem heutigen Turano, unfern ihrer Grenze und das Römerheer war ihnen, — so zu sagen — auf halbem Wege entgegengekommen. Nur das kleine Wasser trennte sie. Der Römische Consul brannte, sich mit dem Feinde zu messen; Marius, der alte Cimbernbesieger, der ihm attachirt war, warnte ihn, sich mit seinen noch ungeübten Truppen in eine Feldschlacht einzulassen.

Aber Rutilius war noch ganz eingenommen von dem Parteigetriebe

Rom's, wo überall Verrath gewittert wurde, vor Allen gegen die Anhänger des Senats, die seine eigenen Oberoffiziere waren — gegen die sich ein Schriftwechsel nach Rom gebildet hatte, um sie vor der Volkspartei als Verräther zu brandmarken. Es war dadurch bewirkt, daß der Gehorsam gegen die nächsten, unmittelbaren Obern wankend gemacht war, die ganz unschuldig waren und es dadurch den Spionen der Feinde möglich wurde, sich an das Lager der Römer zu schleichen und alle künftigen Heeresbewegungen der Römer auszukundschaften. Mit einem so entarteten Heere wagte der Consul aus Eifersucht gegen Marius den Angriff gegen die Bundesgenossen. Auch die gänzliche Niederlage des C. Perpenna mit 10,000 Mann, die er zunächst vorgeschickt hatte, vermochten nicht, ihn zum Einsehen zu bringen. Er ging über den Fluß und ließ unterhalb desselben seinen Legaten, den alten Marius, stehen, in solcher Ferne, daß die Verbindung zwischen beiden Heerestheilen aufhörte.

Rutilius griff zu seinem Verhängniß an und wurde so gänzlich geschlagen, daß sein ganzes Heer eine beispiellose Niederlage erlitt, nur der von Cannae zu vergleichen. Denn nicht nur das gemeine Volk ging schaarenweis zu Grunde, auch der Consul selbst und seine vornehmsten Offizier, also der Demokrat und die Aristokraten, ohne Unterschied mußten mit dem Leben bezahlen, so daß nur wenige Stunden Rutilius seine schmähliche Besiegung überlebte.

Marius erfuhr die Schreckensnachricht durch die Römerleichen, welche der Tolenusfluß an sein Lager heranwälzte und er eilte jetzt mit seiner Heerabtheilung kühn über den Fluß, dem Feind entgegen, der sich aber längst auf dem Rückzuge befand, so daß nur die Nachhut von ihm niedergeworfen wurde und das verlassene Lager in seine Hände fiel. Denn mit Recht hatte der bundesgenössische Feldherr den Rückweg angetreten. Er hatte für jetzt genug gethan, genug den Römern geschadet und mochte seine ermüdeten Truppen nicht neuen Gefahren aussetzen.

Nach Rom kam die Kunde ebenfalls wie an Marius durch die Leichen der Gefallenen, freilich nicht auf den nassen Wogen des Tolenus, sondern auf dem trocknen der via Valeria. In langer Trauerprocession fuhren die Wagen in die Stadt ein, welche die Leichname des Consuls und der vornehmsten Offiziere des geschlagenen Heeres mit sich führten. Jammer, Wehklagen erhob sich in den ersten Familien Rom's, als sie die todten Leiber ihrer Angehörigen erblickten, und im Volk verbreitete sich der Schrecken.

Da war es wiederum der Senat, der, bewußt seiner fürstlichen Stellung und eingedenk jener Vorgänge nach der Schlacht von Cannae, da er sich bei dem durch die eigene Thorheit geschlagenen Consul bedankte, daß er an der Republik nicht verzweifelt, jetzt beschloß, es sollten künftig nicht mehr

pfere Kriegsfürsten, welche auf dem Schlachtfeld ihren Tod gefunden, von rt entfernt werden, sondern auf dem Felde der Ehren, wo sie gefallen, da, o es für sie am Rühmlichsten wäre, begraben werden. Die große Zahl r nach Rom geführten Leichen gehörten dem Senat an, der sie am Mei- n zu betrauern hatte. Um so wirksamer also mußte diese vornehme Ruhe, se Unterdrückung allen persönlichen Schmerzes in diesem Senatsbeschluß, e Fortpflanzung des ersten panischen Schreckens, der sich in der Stadt zu rbreiten begonnen, abschneiden und niederschlagen. Der Senat hatte sich mal wieder als würdig der Herrschaft über Rom bewährt.

Ebenso angemessen für diese außerordentlichen Zustände der Republik stimmte er, daß der überlebende andere Consul Julius nicht zu einer Neu- hl für den gefallenen nach Rom aufgerufen würde, da seine Abwesenheit i Felde Nachtheile in der Kriegsführung herbeiführen könnte.

So war also faktisch Marius an Stelle des todten Consuls Oberfeld- rr über das Nordheer geworden. Die Niederlage des 11. Juni (664 d. t. — 90 v. Chr.) hatte ihn dazu gemacht, nachdem er das Glück gehabt, ß auch Q. Caepio, der ihm beigeordnete, gleichberechtigte Legat des utilius Lupus sich hatte in einen Hinterhalt von seinem Feinde locken sen und dabei selber, wie seine Truppen, umgekommen. Marius, sich bst überlassen, übernahm nun die Rolle des alten Fabius Cunctator, des uderers, der immer eine entscheidende Feldschlacht vermied, wie er dies enehmen vergebens dem Lupus empfohlen hatte, bis er des Sieges wiß wäre.

Endlich wagte er sie und gewann sie. Unter den Todten lag auch auf n Schlachtfelde der Führer des Contingents der tapferen Marruciner, rius Asinius. Dann gab ihm sein alter Widersacher Sulla die Hand d mit ihm, der vom Süden herankam, vereint, lieferte er den Marsern e zweite Schlacht. Auch hier siegten die Römer, 6000 Feinde lagen todt. och auch da hatte, wie in früheren Jahren, Sulla dem Marius das beste eil des Siegesruhms entrissen, weil er, treu seiner strategischen Begabung, rch die kühne und schnelle Verfolgung des Feindes den Sieg des Marius eine völlige Niederlage des Feindes verwandelte.

Aber allmählich war auch das Kriegsfeuer nach dem Norden gedrungen, ch Pisaurum, Umbrien und Etrurien. In Pisaurum stand der Römische ldherr Strabo. Er wurde von drei Heeresabtheilungen unter G. Juda- ius, T. Lafrenius und Vettius Scato angegriffen und besiegt. Strabo tete sich nach Firmum (heut Fermo), wo ihn die Division des Lafrenius vartete. Indessen eroberten die beiden anderen feindlichen Divisions- nerale in Apulien die mächtigen Festungen Canusium und Venusia und das bergewicht der Römischen Waffen unter Servius Sulpicius über die

Peligner ließ ihm freie Hand, nach dem Picenischen Gebiet vorzudringen, um sich mit Strabo zu vereinigen. Beide lieferten dem Lafrenius eine Feldschlacht, in der sein Heer eine Niederlage erlitt, in der er selbst fiel. Was überlebend geblieben, hatte sich nach Asculum gerettet. Firmum war also glänzend entsetzt, die Hauptfestung der Bundesgenossen, welche die Römer jetzt bedrohten, Asculum (jetzt Ascoli) geworden.

Der Krieg gegen den Norden, so drohend er den rings bedrängten Römern erschien, war über Erwarten unbedeutend im Verhältniß zu den südlichen Kriegen. Die umfassendsten Maßregeln waren getroffen, ein Armeecorps unter C. Porcius Cato gegen Etrurien, ein anderes unter A. Plotius gegen die Umbrier abkommandirt. Sie behaupteten mit geringer Mühe das Feld. Der Grund dieses unerwarteten Erfolgs lag darin, daß die Norditalischen Bevölkerungen nur wenigen Antheil am Aufstand nahmen, in Etrurien wegen der vorwiegenden Aristokratie, die ihm abgeneigt war und ihre zahlreichen Lehnsmannschaften nicht zum Kriege aufrief und daß Umbrien noch immer im heilsamen Schrecken der früheren Einfälle der Gallier gedachte, welche doch nur Rom von ihnen fern halten konnte, wie sich besonders dadurch zeigte, daß die Umbrischen Contingente willig und pünktlich sich zu den Römischen Hauptquartieren gedrängt hatten, als von den Römischen Hauptbehörden der Mahnruf, ihre Kriegscontingente zu stellen, ergangen war.

Damit war der erste Stoß des Aufstandes im ersten Kriegsjahre überwunden und trotz so vieler Niederlagen der Römischen Waffen hatte sich Rom zum Aerger und Wunder Italiens aufrecht erhalten. Denn der Krieg war überall im Wachsen begriffen und hatte an Ausdehnung gewonnen. Wie schwer bedrängt Rom war, zeigt sich besonders darin, daß die Regierung nicht verschmäht hatte, 6000 Freigelassene in das Heer aufzunehmen, die treugebliebenen Bundesgenossen wurden im Drang der Noth bis zur Steuer der letzten Geld- und Menschenkräfte angestrengt. Natürlich drückte die Last des Krieges noch viel schrecklicher auf die Römer selbst. Mit welcher Spannung lauschte man in Rom, wo man die ganze Schwere der Lage, vom Senat herab bis zum geringsten Bürger, vollständig begriff, auf jede Nachricht aus den Kriegsschauplätzen und erwartete und fürchtete eher Niederlagen, als Siege. Aber die ersten Siegesnachrichten von Strabo in Picenum und Cäsar bei Acerrae belebten das Volk mit neuer Hoffnung. Cäsar's Sieg ward mit Jubel aufgenommen und Rom, das sich mit dem Sagum, dem Kriegsrock gerüstet hatte, legte wieder die friedliche Toga an. Es war aber doch trotz aller dieser Zeichen der Siegesgewißheit die Stimmung der Bürgerschaft sehr herabgedrückt und nur äußerlich bewahrte man die freudige Haltung, wie sie dem Volke seit Jahrhunderten nach so viel siegreich überwundenen Aengsten und Nöthen als Römisches Lebensdogma und Glaubensgrundsatz

durch so viele Geschlechter traditionell überkommen war. Die Römer konnten nie vergessen, daß sie Römer waren, so wenig als die glorreichen Päpste des Mittelalters, da sie sich als die Herren der Welt fühlten, mitten in den schrecklichsten persönlichen Bedrängnissen.

Wie diese aus dem Frieden eine nicht geringere Waffe gegen die Widersacher schmiedeten als aus dem Kriege, so versuchten auch jetzt die Römer den Friedensweg. Man fühlte, daß die kriegerischen Kräfte Rom's vielleicht nicht ausreichen würden, noch mehr aber, daß für eine dauernde Oberherrschaft Rom's Zugeständnisse an die Bundesgenossen nöthig waren, die auch für die Zukunft, für den Fall des unbedingten Sieges, doch neue Rebellionen der Bundesgenossen in Aussicht stellten, um so mehr, als Rom doch bemerken mußte, daß der Aufstand zwar zurückgeschlagen war, aber doch bedeutend an Ausdehnung gewonnen hatte.

Unterdessen waren die inneren Zerwürfnisse Rom's im Steigen begriffen. Fanatismus und Terrorismus schien sich der Stadt bemächtigen zu wollen. Hatten dazu die Rittergerichte den Anlaß gegeben, die jeden Bessern, der ihnen widerstrebte, als Vaterlandsverräther angriffen und verfolgten, so setzte M. Plautius Silanus als Volkstribun durch, was dem edlen Drusus mißlungen war, daß er nämlich den Rittern die Gerichte entzog. Aber bei der beinahe republikanischen Siedepunktgährung der Römischen Gemüther wirkte das Heilmittel fast schlimmer als die Krankheit. Neue Skandalprozesse wurden in Scene gesetzt. Der hervorragendste darunter war, daß Q. Varius, der das Meiste zu dieser Umkehr der öffentlichen Meinung beigetragen, als Giftmischer an Q. Metellus und Mörder des Drusus ins Exil gejagt wurde.

Vielleicht gerade dadurch kam man in Rom zur Besinnung über die Lage, in der man sich Italien gegenüber befand. Der Consul Julius setzte es durch einen von Senat und Volk angenommenen Gesetzvorschlag durch, daß alle Bundesgenossen, die bisher Rom treu geblieben — die beiden Volkstribunen, Plautius und Papirius, brachten ferner ein Gesetz durch, daß jeder Bundesgenosse, der sich innerhalb zwei Monaten darum meldete, das Römische Bürgerrecht erhalten sollte.

Alle diese Maaßregeln waren durchgesetzt mit Vorwissen des Senats, welcher immer noch, wie vormals, die Seele des Römischen Staatslebens, der Schooß der Römischen politischen Staatsweisheit war. Nur aus seiner höheren Einsicht waren die Gesetznormen für die Umgestaltung der italischen Rechtsverhältnisse hervorgegangen. Sie bewährten sich als meisterhafte. Denn obgleich der Krieg nach Ablauf des ersten Jahres seinen weiteren Verlauf nahm, so hatten doch die neuen Gesetze bewirkt, daß ihm neue Nahrung nicht zuströmen konnte. Der in Italien versuchten politischen Anders- und

Neubildung wurden die neuen Arterien und Schlagadern abgeschnitten durch die Römische Gegenlegislatur. Trotz aller politischen Reactionen konnte man sie als eine Reformation an Leib und Gliedern bezeichnen. Denn diese Reform begriff alle Stände, welche mit der Römischen Republik in irgend welchem Zusammenhange standen, das heißt ganz Italien, so weit Rom darauf irgend welchen politischen Einfluß hatte.

Durch diese Bewilligungen wurde zunächst das eigentliche damalige Italien bedroht, welches etwa im Norden durch eine Linie von Meer zu Meer, jetzt von Pisa bis Ancona, begrenzt war. Dies wurde, so weit es bei den Römischen Feldzeichen verharrt, Bürgerland, also namentlich das latinisch gebliebene Land von Latium, mit den wichtigen Plätzen Tibur und Präneste, sodann aber die über Italien verstreuten Latinischen Colonien, deren nur ein paar, und zwar zum Theil durch ihre vereinsamte, rettungslose Lage zum Feinde übergegangen waren.

Außerdem griff die Maaßregel weit hinaus in den Norden, dies- und jenseit des Po, wo sogar das weit hinausgelegene Ravenna eine Bürgercolonie wurde und tief im Süden fielen Nuceria und Neapel dieselben Rechte zu. Neapolis schwankte wegen Annehmen oder Ablehnen als National-Griechische Stadt mit trefflichen Privilegien, namentlich dem, daß es nur für die Kriegsflotte, nicht das Landheer, Mannschaften zu stellen brauchte. Die Verhandlungen deßwegen verschafften wohl Neapel, Rhegium und andern griechischen Städten, daß sie bei ihren nationalen Freiheiten erhalten und ihnen besonders ihre Gemeinländereien garantirt wurden. So hatte sich Rom vom Po bis zu seiner Südspitze mit zahlreichen festen Burgen, die treu an der Republik hielten, verstärkt, und Rom konnte etwas ruhiger in die kriegerische Zukunft schauen, die noch trübe genug erschien. Denn der Aufstand hatte bisher noch immer an Boden zugenommen, namentlich durch seine Ausdehnung nach Norden. Auch hier hatten die Römischen Zugeständnisse ihr entgegengearbeitet. Cäsar's kriegerische Erfolge in Umbrien und Etrurien wurden dadurch offenbar auf das Wirksamste unterstützt und gefördert, jetzt erst fingen die Hülfsquellen der Provinzen, sowohl Landesprodukte als Truppen, reichlicher zu fließen an.

Der Feldzug war nicht ohne bedeutenden Personenwechsel im Oberkommando eröffnet. In die Stelle des wohlverdienten Julius Cäsar, nicht minder im Kriege als im Frieden, wofür er vom dankbaren Vaterlande zum Censor gemacht wurde, die Bestimmungen seiner lex Julia in Ausführung bringen zu können, folgte ihm als Consul Pompeius Strabo, der sich mit seinem Heere zunächst gegen die zum Feinde abgefallene Colonie Asculum in Bewegung setzte und es durch eine Umwallungslinie — eine ungeheure Belagerungsarbeit — völlig von aller Hülfe der Bundesgenossen isolirte.

Es war das erste große Ereigniß des Krieges, wodurch der Fall von Asculum zu einer bloßen Zeitfrage gemacht wurde, falls nicht der Feind mit überlegener Heeresmacht heranrückend, die Belagerer in offener Feldschlacht besiegte. Diese Erfolge waren aber nur möglich geworden durch einen früheren Erfolg, den Strabo noch im Winter über die Marser erkämpft hatte, als sie mit einer kühnen Diversion nordwärts ein Heer aussandten, um die Umbrisch-Etruskischen Gebiete zu insurgiren. Sie mußten Strabo's Kommandobezirk kreuzen, der ihnen eine Feldschlacht lieferte, welche mit der Vernichtung ihres Heeres endete. Alles, was dem Schwerte entging, verzehrte Hunger und Kälte in der Gebirgswüste. Es war also ein günstiger Anfang des Krieges, den dieser Pompeius Strabo — der Vater des Großen Pompeius — Rom geleistet.

Da erschien trotz dieser Mißgeschicke der Bundesgenossen ein Entsetzungsheer derselben unter Judacilius. Gnäus Strabo stand also zwischen zwei Feuern, denn während er gegen diesen focht, bedrängte ihn ein Ausfall der Asculanischen Besatzung. Der Sieg blieb aber den Römern, welche auch das Uebergewicht an Truppen hatten, 60,000 Bundesgenossen gegen 75,000 Römer.

Freilich gelang es der rasenden Tapferkeit der Besiegten, an einer Stelle den Wall zu durchbrechen und einen Truppenhaufen in die belagerte Stadt zu werfen, allein nicht die Belagerung aufzuheben. Judacilius selbst hatte sich an die Spitze dieses Hülfscorps gestellt und die Leitung der Vertheidigung des berannten Orts übernommen, dessen Eroberung daher in weitere Ferne gestellt war. Noch heute werden kleinere Schleudergeschosse in der Nähe von Ascoli gefunden mit den Aufschriften: pete Picentes — als Römische — oder: pete Pompeium — also Asculanische (mit der Bedeutung: liebe Kugel triff doch die Picenter — oder triff doch den Pompeius). Dergleichen Soldatenwitze finden sich ja oft noch viel derberer Art auf den uns erhaltenen bleiernen Schleudergeschossen des Römischen Alterthums, wie etwa: pete cullum Caesaris — liebe Kugel, triff den Cäsar in den Hintern.

Beibehalten wurde unter den Feldherrn des vorigen Jahres C. Sulla, der sich so sehr bewährt hatte, während der große Marius, sein langjähriger Nebenbuhler, vom Armeeetat entfernt wurde, obgleich er nicht versäumt hatte, sich in Rom als kräftiger Soldat nach Ablauf seines Commandos dem Volk auf dem Exercierplatz des Campus Martius als Virtuos in allen militärischen Reiter-, Springer-, Fecht-, Lauf- und was es noch für andere Unteroffizierleistungen gab, aufzuweisen, nämlich als noch feldtüchtig. Es hatte ihm aber nichts geholfen. Denn außer seinen so sehr mangelhaften politischen Leistungen, die auf ebenso mangelnde Talente schließen ließen,

hatten ihn jetzt seine schwachen militärischen Erfolge im vorigen Jahre allgemein discredirt, und zwar diesmal vielleicht mit Unrecht, da seine militärische Stellung eine äußerst schwierige gewesen. Aber in der jetzigen Bedrängniß fragte man nur nach dem Erfolge, und hierin hatte ihn Sulla weit übertroffen.

Der andere Consul, C. Porcius Cato, hatte den wahren Hauptkriegsauftrag erhalten, den gegen die Marser und die Samniter, gegen den eigentlichen Heerd des Krieges. Er sollte den Stier an den Hörnern fassen, diese Pseudorepublik Rom's, deren Hauptstadt das Italische Bovianum, die Stierstadt war, in dieser Italischen Schweiz der Stier von Uri.

Cato rückte mit prächtigem Muthe diesem Italischen Helvetien auf den Leib und siegte in einem Treffen nach dem andern. Da traf er in der Nähe des heutigen Fucinersees (des alten Lacus Fucinus, 2230' über dem Meere), den man wohl mit dem Vierwaldstädtersee der Schweiz vergleichen könnte (1310' über dem Meere), auf das feindliche Heer, das ihm in wohlverschanzter Stellung Trotz bot.

Dennoch ließ Cato stürmen, aber vergeblich. Er selbst kam dabei um's Leben. Ein Geschoß hatte ihn so unglücklich getroffen, daß er augenblicklich todt niederstürzte. Wer den Meisterschuß auf das edle Wild gethan, blieb unbekannt. Aber da als solcher auch der jüngere Marius genannt wird, der in dem Heere weiter diente, das im Vorjahr sein großer Vater geführt, so folgt wenigstens, daß Cato im dichtesten Getümmel des Kampfes fiel. Dies konnte nur geschehen, als Cato, der seine Sturmkolonnen abgeschlagen und furchtbar decimirt zurückeilen sah, sich an die Spitze eines nochmaligen Sturmversuches stellte, bei dem er umkam, nicht aber der junge Marius, der in seiner Nähe kämpfte. Cato war ein Marschall Vorwärts. Entweder – Oder, Biegen oder Brechen, das war sein Gedanke. Nun war der überspannte Bogen doch gebrochen, Cato hatte Sieg oder Tod gesucht und diesen hatte er gefunden. Die Schlacht war verloren, der Rückzug einer Niederlage gleich zu achten. Und dies war der zweite Consul, den Rom in den zwei Jahren des Krieges in der Schlacht verlor. Der überlebende College, Pompeius Strabo, wurde dadurch zum alleinigen Oberfeldherrn gegen die empörten Bundesgenossen, der wie keiner fühlte, welche Last damit auf seine Schultern gewälzt war. Er hatte unterdessen Asculum nach langem und schwerem Ringen endlich erobert. Die Besatzung unter Judacilius hatte sich furchtbar gewehrt, in den letzten Todesängsten der Stadt, wo die Römische Partei, die natürlich auch vorhanden war und einen Versuch machte, wieder an die Spitze der Verwaltung zu gelangen, hatte Judacilius gegen sie mit allen Gewaltsamkeiten des Terrorismus zu verfahren keinen Augenblick angestanden. Das Beil der Lictoren hatte unter ihnen schrecklich

aufgeräumt. Er hatte wieder Gehorsam erzwungen, aber freilich damit keine neuen Widerstandskräfte gewonnen. Als er sah, daß es mit ihnen auf die Neige ging, starb er als tapferer Mann durch die eigene Hand. Da ergab sich die Stadt an Pompeius, der als menschlicher Sieger die überlebenden Freien lebendig, freilich nur mit dem nackten Leben in's Elend laufen ließ, aber die Sklaven als Kriegsbeute verkaufte. Die Stadt selbst, als die unglückliche Anfängerin des traurigen Bürgerkrieges, wurde zum Schutthaufen gemacht, zur rächenden Sühne für Rom.

Die Geschichte nennt zwar diesen Krieg den der Bundesgenossen, allein es war ein wahrer Bürgerkrieg und kaum giebt es darin einen Umstand, der dies deutlicher beweist, als daß auf beiden Seiten zwei Oberfeldherren fochten, welche denselben Namen führten, Pompeius und Pompädius. Die Abweichung in der Schreibung beruht nur in der verschiedenen Aussprache der Nord- und Südländer, wie bei uns der Name Schulz und Scholz nur dadurch verschieden ist, daß der einen etwa einen Märker, der andere unter allen Umständen einen Schlesier bezeichnet.

Als Pompeius mit Picenum gründlich fertig geworden, zog er nach Süden, sich mit seinen Unterfeldherren in nähere Verbindung zu bringen, da auch Etrurien und Oberitalien als völlig beruhigt gelten konnte.

Als Asculum in den letzten Zügen lag, hatte er schon verschiedene Heerhaufen gegen die Empörer ausgesandt. Er selber hatte sich auch an die Spitze solcher Expeditionen gestellt. In einer befand er sich gegenüber dem Vettius Scato, der es für angemessen hielt, mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen. Der große Redner Cicero ist es, der uns von ihnen ein lebendiges Zeugniß hinterlassen hat. Er diente damals als blutjunger Mensch und Avantageur in Pompeius Heer. Sein Bericht wird also genau und pünktlich sein, wie die Erinnerung unserer Kinder des Mittelalters, denen man bei einer Grenzberichtigung eine Ohrfeige gab — ohne alle Ursache, nur, damit sie sich des Vorfalls erinnerten. Cicero erzählt also von dem Zwiegespräch, das einen großen Einblick in die Stimmung der beiden Kriegsparteien thun läßt. Der Römer hatte ihn, den Italiker, gefragt: Du bist zu mir gekommen, aber als wer?

Vettius antwortete: Freilich bin ich es und als Freund von Herzen, aber als Feind aus Noth und Bedrängniß. Die Antwort bezeichnet hinlänglich die wirkliche Bedrängniß der Bundesgenossen. Denn nun kam Schlag auf Schlag über sie, der Norden war den Römern gesichert und Pompeius drang mit seinem ganzen Heer nach Süden. Der Römische Krieg umwogte den eigentlichen Empörungsheerd, das alte unbezwingliche Abruzzenland Samnium, die Ost- und Westküste wurde zum Kriegstheater und grimmige Schlachten darin ausgekämpft. Vergeblich versuchte Marius

Egnatius mit einem Heer in Apulien das belagerte Venusia zu entsetzen. Sein Heer erlitt eine Niederlage und er selbst fiel in der Schlacht. Pompeius' Legaten, Metellus und Cicero, bezwangen die kriegerischen Marser, vor Pompeius selbst streckten die Vestiner und Peligner die Waffen.

Die Römischen Feldherren hatten ihre Pflicht gethan in dem zweiten Kriegsjahre, aber einer unter ihnen hatte sich mit Ruhm bedeckt, Sulla, der Nebenbuhler des großen Marius.

Ihm war die glückliche Aufgabe zugefallen, in den eigentlichen Culturgebieten Süditaliens, der Neapolitanischen Südwestlandschaft, zu kommandiren, wo die Siege seit Menschengedenken immer sehr wohlfeil bis in die Garibaldinischen Zeiten gewesen sind.

Die Römer hatten längst schon um solche Erfolge in ihren früheren Feldzügen, in den Zeiten des Pyrrhus und Hannibal, in diesen Gegenden gekämpft. Sie waren vergessen im Gedächtniß des Volkes und nur die alten Chroniken hatten die Kunde davon aufbewahrt. Sulla aber war auserkoren, diese alte Ausgabe Römischen Heldenthums in zweiter oder dritter Auflage zu erneuern. Er hatte damit debütirt, daß er eine entartete Armee, die meuterisch ihren General Posthumius gemordet hatte, durch einen, wie vom Himmel gefallenen Amnestiebefehl zur Ordnung und Tapferkeit umgestimmt hatte.

Dies früher so meuterische Heer hatte er in kürzester Frist in das wohldisciplinirteste umgeschaffen, nachdem er es mit dem seinigen zu vereinen nicht Anstand genommen. Es gelang ihm, mit so bunt zusammengesetztem Heere nicht nur Stabiae und Pompeii, sondern auch Nola zu erobern, freilich nur mit gewaltigsten Anstrengungen. Es war besonders vor Pompeii, wo er sich wiederholt mit C. Cluentius, dem feindlichen Feldherrn, zu messen hatte. Das erste Treffen war für Sulla ungünstig, weil er einen großen Theil seiner Reiter — er war ja immer ein Reitergeneral gewesen — auf Fouragirung ausgesandt hatte. Sulla erlitt Verluste und zog sich vor der Ueberzahl des Feindes in sein befestigtes Lager zurück. Als aber seine Reiter wieder mit den erbeuteten Vorräthen sich um ihn gesammelt hatten, ging er wieder zum Angriff über und brachte dem Cluentius eine harte Niederlage bei, welche ihn zwang, in das innere Land sich zurückzuziehen, wo es ihm aber gelang, einen Haufen jener Gallischen Krieger, die wie die Raben oder Geier aus dem Norden herabgekommen waren, dieweil sie Aas, das ist Raub und Plünderung, witterten, zu gewinnen.

Im Vertrauen auf diese Bande von Miethlingen kehrte Cluentius nochmals um, dem Sulla von Neuem den Kampf anzubieten. Da war es wieder ein lang- und breitgewachsener, riesiger Gallier, welcher nach der Art der Nordischen Völker, wie sie auch bei den Cimbern Gebrauch war, sich

als Homerischer Held vor das Heer hinstellte und sich einen Gegenkämpfer aus dem feindlichen Heere zum Gottesurtheil hervorrief. Ein Römer hätte es unter seiner Würde gehalten, mit einem Gallier sich zu duelliren. Aber ein Mauretanier, dessen Landsleute von Rom aufgeboten mit den Römern fochten, betrachtete es als eine Ehre, sich mit dem langgewachsenen Gallier zu messen. Der Maure erlegte den Gallier, und dessen Landsleute, als sie ihren besten Kämpfer niederstürzen sahen, ergriff ein panischer Schrecken. Sie flohen. Die Römer stürzten ihnen nach, trafen auf Cluentius' Truppen und jagten auch sie in die Flucht. Sulla hatte einen glänzenden Sieg erfochten, er konnte sich von Neuem gegen Nola wenden, dessen Belagerung er aufgegeben, als er gezwungen war, den heranrückenden Entsatzungstruppen der Samniter entgegenzugehen.

Denn hierher, unter die schützenden Mauern von Nola, hatten sich die Trümmer des Heeres von Cluentius gerettet, nachdem ihm die Schlacht, wie berichtet wird, 30,000 Mann geraubt hatte. Sulla griff sie mit seiner schon bekannten Stürmigkeit an und warf sie in die Flucht. Sie wandten sich nach der Stadt. Allein diese lag so sehr unter dem Schrecken, daß sie nicht wagten, den eigenen Freunden mehr als ein Thor zu öffnen aus Furcht, die Römer möchten mit den flüchtigen Feinden zugleich eindringen. Damit wurde die verlorene Schlacht für die Samniter zur völligen Niederlage. Cluentius und 2000 der Seinen lagen todt, während es heißt, daß Sulla auch nicht einen verlor. Sein Heer, vor allem die begnadigten Soldaten des Posthumius, lohnte ihm dafür durch die Verleihung des Graskranzes, der alterthümlichen Ehre für Rettung von Bürgerleben aus Feindesgefahr und Noth.

Er drang nun in das Gebiet der Hirpiner, um Aeclanum zu belagern, welches Bedenkzeit forderte, weil es auf ein Ersatzheer der Lucaner hoffte. Sulla wußte darum. Er antwortete, er bewillige die Bedenkzeit, aber auf eine Stunde. Seine Vorbereitungen zum Sturm waren getroffen, Brennholz in Menge vor die Mauern geschafft und als die Frist der einzigen Stunde abgelaufen, wurde das Feuer angelegt und die Flamme loderte hell. Unter dem Schrecken, den sie den Belagerten einjagte, erstiegen Sulla's Truppen die Mauern. Die Stadt fiel in seine Gewalt. Sulla überließ sie zur Plünderung seinen Soldaten als Sturmsold. Das schreckliche Beispiel bewirkte, daß sich alle Orte des Hirpinischen Cantons den Römern unterwarfen. Die Deputationen der Städte, die Sulla empfing, nahm er gütig auf, aber ihre Unterwerfung unter harten Bedingungen an.

Darauf wendete er sich zur schwierigsten Aufgabe, die feste Burg der

Bundesgenossen, das Italische Alpenland Samnium selbst anzugreifen, wo Papius Mutilus mit einem Heere ihn zu empfangen wartete.

Sulla war an die Berge gekommen und mußte durch eins jener Thäler sich mit seinem Heere hinaufziehen, die aus dem Hochland in die Ebene hinabziehen und an vielen Windungen des Wasserlaufs zum Engpaß werden. Die Samniter hatten diese Stellen wohl besetzt und das Römische Heer gerieth in Gefahren, denen einst die Römer in den Kaudinischen Pässen so schmählich erlegen waren. Aber da zeigte sich das geniale Feldherrntalent des Sulla. Er hatte nicht Lust, sich das Schicksal bereiten zu lassen, durch ein Samnitisches Joch zu kriechen. Er ließ einige beherrschende Höhen durch seine Truppen ersteigen und unter ihrem Schutze zog er Nachts in guter Ordnung sein Heer zurück, um es auf anderen Wegen in das innere Samnium zu führen, nachdem er die Samniter, um Zeit zu gewinnen, durch Unterhandlungen um Frieden eine Weile hingehalten hatte.

Dann war er plötzlich, wo ihn die Samniter am Wenigsten erwarteten, ihnen auf dem Nacken und schlug sie. Papius Mutilus entkam schwer verwundet nach Aesernia und mit ihm ein Theil des Heeres, das dem Verderben entronnen war. Sulla hatte das feindliche Lager erobert, er wandte sich gegen das Herz von Samnium, gegen die heilige Stadt der Samniter, gegen Bovianum, wo einst der heilige Stier den Samnitern bei ihrer Einwanderung den Weg gewiesen, stille gestanden und ihnen die neue Heimath angezeigt hatte, also den Stierstaat, ihr Stierheim oder Stirum, wie es zu Deutsch heißen würde. Drei Castelle beschützten die Stadt, aber sie konnten sie doch nicht retten vor dem furchtbaren Stoß, den Sulla's Heer gegen sie führte. Es war eine Blutarbeit von nur drei Stunden gewesen, die Samniums Hauptstadt in Sulla's Gewalt brachte.

Er hatte damit genug gethan, denn der Krieg schien damit beendet und er kehrte ruhmgekrönt nach Rom zurück, um sich, von seinen Thaten gehoben, um das Consulat zu bewerben. Er stand in seinem 49. Jahre als es ihm vom dankbaren Volke übertragen wurde.

Sulla in dem Gefühl, daß der Italische Krieg überwunden, daß in der Heimath keine Vaterlandsgefahr mehr vorhanden, wandte sich zu weiteren Zielen, zu dem Kriege im fernen Auslande, in Asien, wo König Mithridates sich zum orientalischen Großkönig aufgeworfen. Er hatte es bei sich beschlossen, dessen gewaltsamen Eroberungen, die nur durch die bürgerlichen Zwiste Roms und Italiens gelungen waren, ein Ziel zu setzen.

Mithridates war eine historische Erscheinung, wie sie nur der Orient hervorbringen kann, im höchsten und besten Sinne des Wortes, ein Tyrann der griechischen Anschauung nach der Regel der Aristotelischen Politik, aber der älteren Auflage dieses Staatsbegriffs, wie er sich als solcher auch im

Griechiſchen Aſien bewährte, als gutmüthiger Conſervator der griechiſchen Republiken in Kleinaſien. Durch dieſe ſo volksthümliche politiſche Haltung hatte er ſich auch ſo beliebt bei den kleinaſiatiſchen Griechen gemacht, daß ſie ihn, den orientaliſchen Despoten, als ihren wahren Freund und Wohlthäter anſahen. Die Sehnſucht nach ſeiner Hülfe wurde aber noch verſtärkt, da ihr Land ſeufzte unter der gräulichen Mißregierung der Römiſchen Proconſuln. Es handelte ſich um die heilige Finanz, das verfluchte Geld, welches die Römiſchen Satrapen faſt rückſichtsloſer erpreßten, als die orientaliſchen, weil ſie als Neulinge das Orientaliſche Verwaltungsprinzip mit Entdeckungsfanatismus ausbeuteten als wahre Ingenieure und Neuerfinder römiſcher Finanzwiſſenſchaft. Dieſe Römiſche Finanzinduſtrie war mehrere Male in einfache Beraubung umgeſchlagen und das Geſchrei der beraubten Provincialen hatte die Ohren der Römiſchen Richter erreicht. Aber ihre Entſcheidungen waren in der Mehrzahl ſo ſehr von der augenblicklichen Parteilage in Rom abhängig geweſen, daß ſie mehr politiſche als Diebsproceſſe geweſen waren.

Die Wuth der beraubten Unterthanen in Kleinaſien hatte alſo bis zum Aeußerſten ſteigen müſſen und als ſich Mithridates nun daſelbſt als Kriegsherr zeigte, erſchien er als Befreier. Kaum bedurfte es ſeiner Freiheitsverſprechungen, um das ganze Land in Aufruhr zu bringen. Allein es iſt charakteriſtiſch, daß nicht offener Aufſtand mit den Waffen in der Hand erfolgte, ſondern heimliche Verſchwörung, für die es der Zeit bedurfte, ehe ſie wie ein Sauerteig das ganze Land durchzogen hatte als das Evangelium, das Mithridates den Kleinaſiaten brachte und das von ihnen mit allen Lebenskräften angenommen wurde. Mit ſo großem Vergnügen waren die überall hin verbreiteten Verhaltungsbefehle des Großkönigs im ganzen Lande aufgenommen, daß ſie ohne Aufſchub überall vollſtreckt wurden. Der Befehl ging aber auf Mord ſämmtlicher Römer, die Leitung der Verſchwörung war ſo vortrefflich eingerichtet, daß ſie an demſelben Tage, faſt in derſelben Stunde im ganzen Lande ausbrach und alle Römer im Lande wehrlos abgeſchlachtet wurden als Märtyrer des Mammons, dem ſie nachjagten, eine Bluthochzeit, bei welcher die Hochzeit fehlte und das Blut in Strömen floß.

Ein Brief des Königs hatte genügt, dieſe furchtbaren Schreckniſſe über die Römer in Aſien zu verhängen. Die Zahl der ermordeten Römer ſchwebt zwiſchen 80 und 150 Tauſend. Der Urheber dieſer Mordthat war der Fünfte ſeines Namens, der König eines Geſchlechts, das bis in die Zeiten Alexanders des Großen hinaufreichte und ein echt aſiatiſches war. Denn es hatte mit den Diadochen, den Fürſten, welche nach Alexander's Tode als ſeine früheren Feldhauptleute mit ihren Nachkommen Aſien be-

Bundesgenossen, das Italische Alpenland Samnium selbst anzugreifen, wo Papius Mutilus mit einem Heere ihn zu empfangen wartete.

Sulla war an die Berge gekommen und mußte durch eins jener Thäler sich mit seinem Heere hinaufziehen, die aus dem Hochland in die Ebene hinabziehen und an vielen Windungen des Wasserlaufs zum Engpaß werden. Die Samniter hatten diese Stellen wohl besetzt und das Römische Heer gerieth in Gefahren, denen einst die Römer in den Kaudinischen Pässen so schmählich erlegen waren. Aber da zeigte sich das geniale Feldherrntalent des Sulla. Er hatte nicht Lust, sich das Schicksal bereiten zu lassen, durch ein Samnitisches Joch zu kriechen. Er ließ einige beherrschende Höhen durch seine Truppen ersteigen und unter ihrem Schutze zog er Nachts in guter Ordnung sein Heer zurück, um es auf anderen Wegen in das innere Samnium zu führen, nachdem er die Samniter, um Zeit zu gewinnen, durch Unterhandlungen um Frieden eine Weile hingehalten hatte.

Dann war er plötzlich, wo ihn die Samniter am Wenigsten erwarteten, ihnen auf dem Nacken und schlug sie. Papius Mutilus entkam schwer verwundet nach Aesernia und mit ihm ein Theil des Heeres, das dem Verderben entronnen war. Sulla hatte das feindliche Lager erobert, er wandte sich gegen das Herz von Samnium, gegen die heilige Stadt der Samniter, gegen Bovianum, wo einst der heilige Stier den Samnitern bei ihrer Einwanderung den Weg gewiesen, stille gestanden und ihnen die neue Heimath angezeigt hatte, also den Stierstaat, ihr Stierheim oder Stirum, wie es zu Deutsch heißen würde. Drei Castelle beschützten die Stadt, aber sie konnten sie doch nicht retten vor dem furchtbaren Stoß, den Sulla's Heer gegen sie führte. Es war eine Blutarbeit von nur drei Stunden gewesen, die Samniums Hauptstadt in Sulla's Gewalt brachte.

Er hatte damit genug gethan, denn der Krieg schien damit beendet und er kehrte ruhmgekrönt nach Rom zurück, um sich, von seinen Thaten gehoben, um das Consulat zu bewerben. Er stand in seinem 49. Jahre als es ihm vom dankbaren Volke übertragen wurde.

Sulla in dem Gefühl, daß der Italische Krieg überwunden, daß in der Heimath keine Vaterlandsgefahr mehr vorhanden, wandte sich zu weiteren Zielen, zu dem Kriege im fernen Auslande, in Asien, wo König Mithridates sich zum orientalischen Großkönig aufgeworfen. Er hatte es bei sich beschlossen, dessen gewaltsamen Eroberungen, die nur durch die bürgerlichen Zwiste Roms und Italiens gelungen waren, ein Ziel zu setzen.

Mithridates war eine historische Erscheinung, wie sie nur der Orient hervorbringen kann, im höchsten und besten Sinne des Wortes, ein Tyrann der griechischen Anschauung nach der Regel der Aristotelischen Politik, aber der älteren Auflage dieses Staatsbegriffs, wie er sich als solcher auch im

Griechiſchen Aſien bewährte, als gutmüthiger Conſervator der griechiſchen Republiken in Kleinaſien. Durch dieſe ſo volksthümliche politiſche Haltung hatte er ſich auch ſo beliebt bei den kleinaſiatiſchen Griechen gemacht, daß ſie ihn, den orientaliſchen Despoten, als ihren wahren Freund und Wohlthäter anſahen. Die Sehnſucht nach ſeiner Hülfe wurde aber noch verſtärkt, da ihr Land ſeufzte unter der gräulichen Mißregierung der Römiſchen Proconſuln. Es handelte ſich um die heilige Finanz, das verfluchte Geld, welches die Römiſchen Satrapen faſt rückſichtsloſer erpreßten, als die orientaliſchen, weil ſie als Neulinge das Orientaliſche Verwaltungsprinzip mit Entdeckungsfanatismus ausbeuteten als wahre Ingenieure und Neuerfinder römiſcher Finanzwiſſenſchaft. Dieſe Römiſche Finanzinduſtrie war mehrere Male in einfache Beraubung umgeſchlagen und das Geſchrei der beraubten Provincialen hatte die Ohren der Römiſchen Richter erreicht. Aber ihre Entſcheidungen waren in der Mehrzahl ſo ſehr von der augenblicklichen Parteilage in Rom abhängig geweſen, daß ſie mehr politiſche als Diebsproceſſe geweſen waren.

Die Wuth der beraubten Unterthanen in Kleinaſien hatte alſo bis zum Aeußerſten ſteigen müſſen und als ſich Mithridates nun daſelbſt als Kriegsherr zeigte, erſchien er als Befreier. Kaum bedurfte es ſeiner Freiheitsverſprechungen, um das ganze Land in Aufruhr zu bringen. Allein es iſt charakteriſtiſch, daß nicht offener Aufſtand mit den Waffen in der Hand erfolgte, ſondern heimliche Verſchwörung, für die es der Zeit bedurfte, ehe ſie wie ein Sauerteig das ganze Land durchzogen hatte als das Evangelium, das Mithridates den Kleinaſiaten brachte und das von ihnen mit allen Lebenskräften angenommen wurde. Mit ſo großem Vergnügen waren die überall hin verbreiteten Verhaltungsbefehle des Großkönigs im ganzen Lande aufgenommen, daß ſie ohne Aufſchub überall vollſtreckt wurden. Der Befehl ging aber auf Mord ſämmtlicher Römer, die Leitung der Verſchwörung war ſo vortrefflich eingerichtet, daß ſie an demſelben Tage, faſt in derſelben Stunde im ganzen Lande ausbrach und alle Römer im Lande wehrlos abgeſchlachtet wurden als Märtyrer des Mammons, dem ſie nachjagten, eine Bluthochzeit, bei welcher die Hochzeit fehlte und das Blut in Strömen floß.

Ein Brief des Königs hatte genügt, dieſe furchtbaren Schreckniſſe über die Römer in Aſien zu verhängen. Die Zahl der ermordeten Römer ſchwebt zwiſchen 80 und 150 Tauſend. Der Urheber dieſer Mordthat war der Fünfte ſeines Namens, der König eines Geſchlechts, das bis in die Zeiten Alexanders des Großen hinaufreichte und ein echt aſiatiſches war. Denn es hatte mit den Diadochen, den Fürſten, welche nach Alexander's Tode als ſeine früheren Feldhauptleute mit ihren Nachkommen Aſien be-

Bundesgenossen, das Italische Alpenland Samnium selbst anzugreifen, wo Papius Mutilus mit einem Heere ihn zu empfangen wartete.

Sulla war an die Berge gekommen und mußte durch eins jener Thäler sich mit seinem Heere hinaufziehen, die aus dem Hochland in die Ebene hinabziehen und an vielen Windungen des Wasserlaufs zum Engpaß werden. Die Samniter hatten diese Stellen wohl besetzt und das Römische Heer gerieth in Gefahren, denen einst die Römer in den Kaudinischen Pässen so schmählich erlegen waren. Aber da zeigte sich das geniale Feldherrntalent des Sulla. Er hatte nicht Lust, sich das Schicksal bereiten zu lassen, durch ein Samnitisches Joch zu kriechen. Er ließ einige beherrschende Höhen durch seine Truppen ersteigen und unter ihrem Schutze zog er Nachts in guter Ordnung sein Heer zurück, um es auf anderen Wegen in das innere Samnium zu führen, nachdem er die Samniter, um Zeit zu gewinnen, durch Unterhandlungen um Frieden eine Weile hingehalten hatte.

Dann war er plötzlich, wo ihn die Samniter am Wenigsten erwarteten, ihnen auf dem Nacken und schlug sie. Papius Mutilus entkam schwer verwundet nach Aesernia und mit ihm ein Theil des Heeres, das dem Verderben entronnen war. Sulla hatte das feindliche Lager erobert, er wandte sich gegen das Herz von Samnium, gegen die heilige Stadt der Samniter, gegen Bovianum, wo einst der heilige Stier den Samnitern bei ihrer Einwanderung den Weg gewiesen, stille gestanden und ihnen die neue Heimath angezeigt hatte, also den Stierstaat, ihr Stierheim oder Stirum, wie es zu Deutsch heißen würde. Drei Castelle beschützten die Stadt, aber sie konnten sie doch nicht retten vor dem furchtbaren Stoß, den Sulla's Heer gegen sie führte. Es war eine Blutarbeit von nur drei Stunden gewesen, die Samniums Hauptstadt in Sulla's Gewalt brachte.

Er hatte damit genug gethan, denn der Krieg schien damit beendet und er kehrte ruhmgekrönt nach Rom zurück, um sich, von seinen Thaten gehoben, um das Consulat zu bewerben. Er stand in seinem 49. Jahre als es ihm vom dankbaren Volke übertragen wurde.

Sulla in dem Gefühl, daß der Italische Krieg überwunden, daß in der Heimath keine Vaterlandsgefahr mehr vorhanden, wandte sich zu weiteren Zielen, zu dem Kriege im fernen Auslande, in Asien, wo König Mithridates sich zum orientalischen Großkönig aufgeworfen. Er hatte es bei sich beschlossen, dessen gewaltsamen Eroberungen, die nur durch die bürgerlichen Zwiste Roms und Italiens gelungen waren, ein Ziel zu setzen.

Mithridates war eine historische Erscheinung, wie sie nur der Orient hervorbringen kann, im höchsten und besten Sinne des Wortes, ein Tyrann der griechischen Anschauung nach der Regel der Aristotelischen Politik, aber der älteren Auflage dieses Staatsbegriffs, wie er sich als solcher auch im

riechischen Asien bewährte, als gutmüthiger Conservator der griechischen publiken in Kleinasien. Durch diese so volksthümliche politische Haltung tte er sich auch so beliebt bei den kleinasiatischen Griechen gemacht, daß sie , den orientalischen Despoten, als ihren wahren Freund und Wohlthäter sahen. Die Sehnsucht nach seiner Hülfe wurde aber noch verstärkt, da Land seufzte unter der gräulichen Mißregierung der Römischen Prosuln. Es handelte sich um die heilige Finanz, das verfluchte Geld, welches Römischen Satrapen fast rücksichtsloser erpreßten, als die orientalischen, il sie als Neulinge das Orientalische Verwaltungsprinzip mit Entdeckungsatismus ausbeuteten als wahre Ingenieure und Neuerfinder römischer anzwissenschaft. Diese Römische Finanzindustrie war mehrere Male in fache Beraubung umgeschlagen und das Geschrei der beraubten Prociale hatte die Ohren der Römischen Richter erreicht. Aber ihre Entcidungen waren in der Mehrzahl so sehr von der augenblicklichen Partei e in Rom abhängig gewesen, daß sie mehr politische als Diebsprocesse esen waren.

Die Wuth der beraubten Unterthanen in Kleinasien hatte also bis zum ußersten steigen müssen und als sich Mithridates nun daselbst als Kriegsr zeigte, erschien er als Befreier. Kaum bedurfte es seiner Freiheitssprechungen, um das ganze Land in Aufruhr zu bringen. Allein es ist rakteristisch, daß nicht offener Aufstand mit den Waffen in der Hand erzte, sondern heimliche Verschwörung, für die es der Zeit bedurfte, ehe wie ein Sauerteig das ganze Land durchzogen hatte als das Evangelium, s Mithridates den Kleinasiaten brachte und das von ihnen mit allen enskräften angenommen wurde. Mit so großem Vergnügen waren die rall hin verbreiteten Verhaltungsbefehle des Großkönigs im ganzen Lande genommen, daß sie ohne Aufschub überall vollstreckt wurden. Der Bel ging aber auf Mord sämmtlicher Römer, die Leitung der Verschwörung r so vortrefflich eingerichtet, daß sie an demselben Tage, fast in derselben unde im ganzen Lande ausbrach und alle Römer im Lande wehrlos abchlachtet wurden als Märtyrer des Mammons, dem sie nachjagten, eine uthochzeit, bei welcher die Hochzeit fehlte und das Blut in Strön floß.

Ein Brief des Königs hatte genügt, diese furchtbaren Schreckniſſe über Römer in Asien zu verhängen. Die Zahl der ermordeten Römer vebt zwischen 80 und 150 Tausend. Der Urheber dieser Mordthat war Fünfte seines Namens, der König eines Geschlechts, das bis in die ten Alexanders des Großen hinaufreichte und ein echt asiatisches war. nn es hatte mit den Diadochen, den Fürsten, welche nach Alexander's de als seine früheren Feldhauptleute mit ihren Nachkommen Asien be-

herrschten, nicht einmal durch Verschwägerung etwas zu thun. Die Heimath dieser Dynastie war Pontos, jenes Gebirgsland im äußersten Südosten des Schwarzen Meeres, dessen bedeutendste Stadt Trapezunt bereits aus früheren Zeiten als der rettende Port den 10,000 Griechen unter Xenophon's Führung erschienen war, als sie endlich glücklich durch tausend Gefahren bis dahin, zu einem griechischen Seehafen, aus dem Innern Asien's nach der unglücklichen Schlacht, die der unglückliche jüngere Kyros gegen seinen Bruder, den Großkönig von Persien, in den Ebenen von Mesopotamien verloren, entronnen waren und von den Höhenrücken der Stadt das langersehnte Meer erblickten, mit dem Ruf: Thalatta, Thalatta, (die See, die See). Aus dieser Meer- und Gebirgslandschaft, mit ihren rauschenden Wassern und Schluchten und Urwäldern, und ihren kahlen und rauhen Hochebenen, auf denen im Winter nur Caravanen den Uebergang wagen und dennoch in unsern Tagen nicht selten erfrieren, hatte sich also dieses nordische Dynastengeschlecht der Vorfahren des Mithridates allmählich nach Norden und Süden weiter ausgedehnt mit Klugheit, List und Gewalt. Der Vater des Pontischen Fürsten, der die Römer durch den furchtbaren Römermord so blutig gekränkt, hatte durch gute Dienste, die er Rom im letzten Karthagerkriege erwiesen, als Lohn den Besitz von Phrygien erhalten. Als er starb, wurde der dreizehnjährige Sohn nur durch die Treue eines Dieners vor den Verfolgungen der eignen Mutter und deren Verwandten durch schleunige Flucht in die Urwälder des Gebirges gerettet vom unzweifelhaften Verderben. Das waren ganz natürliche Ereignisse, wie sie aus den Familieninstituten orientalischer Fürstengeschlechter hervorzugehn pflegten.

Der treue Diener ließ Mithridates heimkehren als er zu seinen Jahren gekommen. Er erschien seiner Familie als ein Racheengel, denn er ließ seine leibliche Mutter, seinen Bruder Memnon, den sie vor Mithridates begünstigt hatte, sterben und nun war er nicht bloß der legitime, sondern der wirkliche König, der wahre Herr im Lande und sogleich begann er seine Macht zu brauchen und sie auszudehnen über das nordische Kolchis, ja bis an den Kaukasus und nach Süden sprach er die Herrschaft über Phrygien und Mysien an unter steten Protesten und geschickt erworbenen Zugeständnissen der römischen Feldherren. Mit den griechischen Pflanzstädten, welche seine Vorfahren vergeblich bekämpft hatten, gab er allen Kampf auf und es gelang ihm, sich mit ihnen zu verständigen. Ueberall hatte er sich den Rücken frei gemacht durch Bewilligungen und Geschenke von Privilegien. Als er nun weiter nach Westen in Kleinasien vordrang, nützten ihm diese ausgetheilten Privilegien besser als ein großes Gewaltheer. Er gerieth hier in die Regionen der durch Alexander den Großen und seine Diadochen (Nachfolger) neu angefrischten Griechenkolonien, welche ihn bei seiner Annäherung

als Befreier begrüßten von der verhaßten Herrschaft dieser systematisch das Land aussaugenden abendländischen Blutigel, dieser verhaßten Römer. Denn eine und die andere Gewaltthat gegen politisch und social hervorragende reiche Leute ließ man gern hingehen, besonders deshalb, weil der Reichthum meist übel erworben war — und da war die Regierungspraxis orientalischer Despoten, die Nester, wo die Goldeier lagen, auszunehmen — aber die römische Regierungspraxis in diesen Ländern erbitterte nicht jene Wenigen, denen alles genommen wurde, sondern Alle, die zum großen Theil arm waren und doch einen Theil ihres Eigenthums gerecht oder ungerecht hergeben sollten an diese aus der Fremde, dem fernen Westen importirten Römischen Blutigel des Volks. Eine sich über das Land oder Einzelne erstreckende kurze Gewaltmaßregel geht an den Bevölkerungen des Ostens, die an despotisches Regiment gewöhnt sind, gleichgültig vorüber wie ein Gewittersturm. Aber ein aus dem Occident verschlagener Landregen, eine konsequente Ausbeutung aller Stände, hatte die Revolution, die Niedermetzelung der Römischen Wucherer im vordern Kleinasien gereift. Durch dieses Blutbad war ganz Kleinasien für Mithridates erobert. Denn nur durch seinen mächtigen Schutz konnten die kleinasiatischen Griechen hoffen, der Rache Roms zu entgehen. Aber diese Griechen ebenso wie Mithridates hatten sich doch über die Tragweite dieser desperaten Maaßregel verrechnet. Sollten die Römer das hingehen lassen, daß Römisches Blut wie das von gemeinem Schlachtvieh ausgegossen wurde? Worte eines Englischen Lords im Oberhause bei Gelegenheit seiner im heutigen Griechenland ruchlos ermordeten Verwandten, die aber völlig auf die damalige Lage passen, wenn man für „Englisch" „Römisch" liest.

Sulla war es, der sich zum Rächer seiner ermordeten Landsleute hatte erwählen lassen, der es allein wagte, nach der kaum von ihm, wenigstens vorzüglich durch ihn zum Stehen und Abfließen gebrachten Sturmfluth des Italischen Bürgerkrieges, die ebenso große Gefahr, die Rom im Osten drohte, als Held zu bestehen. Er hatte Zeit seines Lebens sich immer die gefährlichsten Aufgaben gestellt und sie kühn überwunden; er hatte Jugurtha, den Cimbern und Teutonen, den meuterischen Parteien in Rom unerschrocken ins Auge geblickt, jetzt warf er ebenso furchtlos dem großen Könige des Ostens seinen Handschuh hin. Untergeordnete Unternehmungen hielt Sulla unter seiner Würde, das mochten Andere besorgen, aber wenn der wilde Stier der Vaterlandsgefahr heranstürmte, da war er immer unter den Ersten, ihm zu begegnen und ihn an den Hörnern zu erfassen. Darum überließ er neidlos und gleichgültig die endliche und gänzliche Erstickung des Kriegsfeuers in Italien Anderen. Jetzt endlich glaubte er sich wieder in der Lage, dem Vaterlande einen ähnlichen Dienst leisten zu können wie einst,

wo es ihm gelang, das gefährliche Königswild, den afrikanischen Löwen Jugurtha, in einer kühnen Jagdpartie für die Römer einzufangen, der sie so lange geängstigt hatte. Und der gewaltige König des Ostens, der sich mit Ränken und Gewaltthaten das ganze Kleinasien unterworfen, Mithridates, war ihnen nicht weniger gefährlich. Schon hatte er seinen langen Königsarm auch über das Meer nach Griechenland ausgestreckt, gestärkt durch die Reichthümer der ermordeten Römischen Geschäftsleute, die in seine Kriegskasse gefallen waren, mit denen er sich leicht in Griechenland Freunde erwarb, so daß Athen, Böotien, Achaja und Lakonien sich für ihn erklärten. Ja bis in das Herz Italiens reichten seine Verbindungen durch die Anträge der empörten Italischen Bundesgenossen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Allein dieses Italische Terrain mochte doch dem Orientalischen Despoten unheimlich erscheinen, auf dem wirklich freie Völker wohnten, während die griechische Freiheit mit ihren Duodezrepubliken zur Chimäre geworden, die sie in seinen Augen reif gemacht zur Annexion für sein neues Reich des Ostens, das er in den 32 Jahren seines Königthums mit Schweiß und Blut zusammengeleimt hatte. Und darin bewährte sich wieder das Glück Roms, daß Mithridates erst dann alle Schwierigkeiten, die ihm bis zum Vordringen in das eigentliche Griechenland entgegentraten, überwunden hatte, als die Römer des Aufstandes der Italischen Bundesgenossen Herr geworden waren.

Bereits hatte sich Sulla zu seinem Heere vor Nola in Campanien begeben, um dessen Ueberfahrt nach Griechenland vorzubereiten. Er befand sich grade mitten in diesen eifrigen Beschäftigungen, als plötzlich die furchtbare Kunde aus Rom im Lager anlangte, daß in der Stadt ein schrecklicher Aufruhr ausgebrochen, dessen nächste Forderung war, Sulla seines Asiatischen Kommandos zu entheben und an seiner Stelle den Marius dazu zu ernennen. Für das Heer, das seinem General blind ergeben war durch die vorzügliche Leitung desselben, die Verzeihung eines todeswürdigen Verbrechens am Soldateneid und durch die ungewöhnlichen militärischen Erfolge, die er dadurch erreicht, war es ein Blitz aus heiterer Höhe, für Sulla selbst kam er nicht unerwartet. Er kannte die Parteizustände Roms aus dem Grunde. Denn er hatte selber in den kurz vorher verlaufenen Entwickelungen derselben eine Hauptrolle gespielt, in der es sich unter anderem ereignete, daß es ihm geschah, seinen Schwiegersohn, den Sohn seines Collegen im Consulat, des Pompejus Rufus, bei einem Volksaufstand durch Meuchelmord zu verlieren. Die Ursache desselben war gewesen, daß die Consuln und beabsichtigten Schwiegerväter, freilich um aus politischen Gründen und auf ein paar Tage einen politischen und Religionsfrieden zur Abkühlung der Leidenschaften der Menge eintreten zu lassen, eine Festfeier an

gesagt hatten, innerhalb deren alle Geschäfte der Politik ruhen sollten.

Das reifte aber den Aufstand augenblicklich, bewaffnete Banden erschienen plötzlich und erschlugen den Sohn des Consuls Pompejus, er selbst entkam nur durch ein Wunder mit dem Leben.

Sulla selber und sein College erkannten mit klarem Blick die Lage und nahmen einfach ihre Maßregel der Festfeier zurück.

Denn Sulla hatte sich zwar stets als der Kühnste der Kühnen bewährt, wenn es endlich einen unumgänglichen Entschluß galt, aber er vermied ihn gern, wenn er auf milderen Wegen zu demselben Ziele gelangte. Mit Milde hatte er das wilde, meuterische Heer des Posthumus gebändigt und nach seinem Willen gelenkt, er hoffte auch in Rom mit Milde über den Parteihader zu siegen, wo doch die Rache ihm persönlich weit näher lag, als ihm der Pöbel den Bräutigam seiner Tochter erschlagen. Sulla hatte Alles hingehen lassen, um seine Ziele, die in Asien lagen, ungestört zu verfolgen, vielleicht sogar, weil er Dem in tieferem Zutrauen innerlich geneigt war, der eigentlich jetzt der Grund und Urheber alles Haders in Rom geworden war: Publius Sulpicius Rufus.

Er war von so vornehmer Familie wie Sulla, aber auch eben so reich als er es nicht war. Dieser Mann hatte ohne alle äußere Ursache seinen Patricieradel abgeworfen, wie ein abgetragenes edles Kleid, um in dem des Volkstribunen ganz neue politische Wege zu beschreiten. Vielleicht schien es anfangs nur so. Denn sein früherer politischer Charakter war ganz mit dem des Senats überein gewesen und als er zur Volkspartei überging, schwebten ihm wohl nicht die Ideale der beiden Gracchen, sondern das des Drusus vor. Denn die neuen Gesetzvorlagen, die er machte, bezogen sich wie die des Drusus auf die Bundesgenossen, denen er das volle ungekränkte Bürgerrecht im Verfassungswege zu erkämpfen entschlossen war. Er erblickte darin mit Recht den einzig richtigen Weg, den unabsehbaren Bürgerhader in seiner Quelle zu verstopfen und dem schon zwei Jahre wüthenden Bundesgenossenkriege damit thatsächlich ein Ende zu machen, der Rom zwar nicht politisch besiegt, aber finanziell beinahe an den Bettelstab gebracht hatte.

Denn schon hatte man, um die dringendsten Geldbedürfnisse für den drohenden orientalischen Krieg zu befriedigen, zu dem äußersten Mittel seine Zuflucht nehmen müssen, die öffentlichen, dem Staat angehörigen Grundstücke unter dem Capitol in der Stadt selbst an die Privatleute zu verkaufen, eine Domänenveräußerung, die freilich dem Staat ungeheure Summen eintrug bei dem hohen Werth der Grundstücke in der Stadt und eine ganz andere Sicherheit gewährte als unsere modernen Staatsanleihen, bei

denen die Speculanten als die fürstlich für ihre rettende Kreditheldenthat dotirten Wucherer erscheinen.

Sulpicius hatte wie Drusus und vor ihm die Gracchen eine Reihe von Gesetzvorschlägen aufgestellt, die sämmtlich darauf zielten, die Lage der Theilnehmer an den verschiedenen und zum Theil so künstlich gemachten Stufen des Bürgerrechts zu verbessern, auch die der Freigelassenen. Denn selbst diese verdienten eine Rücksicht, seitdem man sich in dem letzten Bürgerkriege genöthigt gesehen, auch mit Sklaven die großen Lücken in den Heeresrollen auszufüllen. Sulpicius' Gesetzforderungen waren im Wesentlichen diese, daß er beantragte, die schmählich Verbannten sollten rehabilitirt werden, die Freigelassenen und die zum Römischen Bürgerrecht zugelassenen Italiker sollten in alle Tribus vertheilt werden, da sie früher nur in einigen untergebracht waren, in denen sie durch die übrigen stets überstimmt wurden, endlich Uebertragung des Mithridatischen Kriegs auf Marius statt des Sulla.

Die Verbannten waren Männer des höchsten Römischen Adels und Marius der Mann, der sie verbannt hatte. Aber dadurch bewährte sich Sulpicius als Anhänger und Schüler des großen Drusus. Seine Feindschaft gegen den ebenso altkonservativen Sulla erklärt sich dadurch, daß er ihn für einen über alles Maaß hinausgehenden Konservativen ansah, dem die altrömische Verfassung nur dienen sollte, um ihn selbst emporzuheben.

Darum stellte er sich lieber als die gebietende Eins vor die zur Null herabgesunkene politische Größe des Marius, den er aus seinem politischen Nichts hervorzog durch seine gewaltige Kraft. Marius, eine stets unbedeutende Figur in allen eigentlich politischen Verwickelungen, aber groß als Soldat und militärischer Vorfechter für die Republik, dessen Ehrgeiz nie ruhte, wenn er auch keine Gelegenheit fand, sich durch seine militärischen Talente hervorzuthun, säumte nicht, sich beim Aufruf des Sulpicius ihm zur Verfügung zu stellen. Die Rolle, die ihm Sulpicius zugedacht hatte, an die Stelle seines glücklichen Todfeindes zu treten, war zu verlockend, um sie nicht anzunehmen. Sulpicius hatte seinen Plan, den er als Tribun durch die Volksabstimmung durchgesetzt, für seinen Zweck klug überlegt, aber er hatte den Hauptfaktor in seiner Rechnung, den Sulla, ausgelassen. Denn Sulla war der militärische Aristokrat Roms wie Sulpicius der friedliche. Beide hatten ihre Seele reservirt als echte Aristokraten und waren deshalb grade um so mehr bis zur äußersten Grenze des Liberalismus vorgedrungen, der eine als Volkstribun und Gebietiger des bürgerlichen Volks, der andere als Feldhauptmann des Volks in den Waffen, eine politische Situation, die an diejenige Frankreichs im Anfang der fünfziger Jahre erinnert.

Sulla, gegen den der Hauptſtoß der Geſetze des Sulpicius abgeſehen r, bediente ſich aller der Mittel gegen ſeinen ſocialen Freund und politi- en Gegner, die ihm zu Gebote ſtanden, er war gar nicht geneigt, die acht, die er in Händen hatte, die Heeresmacht, welche er blos dem Ge- titel nach Rom verdankte, der wirklichen geiſtigen Erwerbungskraft nach ſelber, in Folge einer politiſchen Abſtimmung des Volks in Rom, deren deutung er nach eigener Erfahrung hinlänglich kannte, wieder aus den nden zu geben. Er benutzte ſie vielmehr zu einem kühnen Marſche mit ien Legionen, die ſeinem Rufe mit Jubel folgten, um endlich einmal in ſem zum ſtets neu ausbrechenden Vulkan entarteten Staatsweſen eine heil- ie Verſtopfung der ſtets neu aus der Tiefe nachdringenden Lavaergüſſe Leidenſchaften, der eingeſchüchterten beſſeren Bürgerſchaft wieder einmal Wohlthat von Ruhe und Ordnung zu verſchaffen, und zwar nicht weni- im Intereſſe der Stadt, als in ſeinem eigenen.

Sulpicius und Marius hatten ſich in Rom wie auf ewige Zeiten als ren über die römiſche Republik eingeſetzt und eingerichtet. Sie hatten s, alles war ihnen gelungen, alles hatten ſie bedacht, nur nicht den lla. Denn ſie glaubten nicht, daß er es wagen könnte, gegen ſie vorzu- en oder daß ſein Heer ihm ſo ergeben ſein würde, gegen Rom zu mar- ren. Aber grade dies war der error in calculo, der Grundrechnungs- er ihrer Politik.

Das Heer des Sulla war ihm tief verpflichtet für ſeine Milde in der ffaſſung des Mordes des Poſthumus. Sulla hatte ſeitdem nur Tapfer- und Gehorſam gefordert. Jetzt winkte ſeinen Legionen bei Tapferkeit Gehorſam unendliche Beute in den Ländern des neuen reichen Kriegs- uplatzes. Dies alles verlief ins Ungewiſſe, wenn es dem neuen Römi- n Pronunciamento gelang, Sulla von ſeinem Oberkommando in Aſien verdrängen. Als dieſer ſein Heer fragte — und auch dies war eine Isabſtimmung — ob es ihm folgen wollte, um in Rom wieder die alte e Ordnung herzuſtellen, jauchzte es ihm einſtimmig zu und ſetzte ſich er ſeiner Führung in Bewegung zum Marſch auf Rom, zur Römiſchen nerfahrt. Sulla ging in Eilmärſchen und erſchien mit ſechs Legionen Rom. Die neue Regierung war völlig überraſcht. Nichts war ge- hen, um die Stadt vor der einzigen Gefahr ſicher zu ſtellen, die ihr hen konnte. Wie bei einem kühnen Jagdzuge hatte Sulla die Stadt ſein vornehmes Wildpret umſtellt und umgarnt. Seine ſechs Heer- fen lagerten vertheilt nach ſeiner Generalſtabsbeſtimmung jeder vor dem bezeichneten Thore, wie vor einem Fuchsbau, der an allen Röhren mit hrenen Schützen beſetzt iſt.

Dann erſt, als alles dieſes in größter Seelenruhe beſorgt war, ließ

Sulla seine Dachshunde los in den römische
alte Reineke Marius residirte, dem Sulla gekomm
machen. In der Stadt waren nur die Insurgen
an ihrer Spitze der Konsul Pompeius, hatten
geben.

Die zum Angriff kommandirten Truppen drai
Stadt vor und in den engen Straßen regnete es
die den Sullanern großen Schaden thaten, da di
gerafften Haufen in der Front angegriffen und
wurden. In diesem Schrecken wichen Sulla's
ergriff er selber das nächste Feldzeichen und rief
er selber an der Spitze voran. Nun folgten sie
muthig. In die von den Insurgenten besetzten
Fackeln geworfen und Mord und Brand bezeic
Die Vertheidiger gaben Raum und Rom war e
siegt, als ihm die letzte Ausflucht, der Aufruf
und zur Gegenwehr, gänzlich mißlungen war.
der Konsul Pompeius offen für Sulla erklärt un
strittene Herr von Rom, aus dessen Mauern sei
ten immer noch Gelegenheit gefunden hatten, d
unbesetzt geblieben waren. Aber seine Truppen
bei ihren Wachtfeuern auf dem Forum. Das wo
wort auf den bürgerlichen Verfassungsunfug, de
Fleck Erdboden aus Campanien herbeigerufen hat
Bewegungen gemachten Gesetze für null und nic
sich von selbst, aber noch vielmehr, daß er ihr
nichten Sorge trug. Sulpicius und Marius u
Anhänger wurden in die Acht erklärt. Sulpici
Laurentum, wo er sich einzuschiffen hoffte, weni
er in die Hand seiner Mörder. Sein abgeschnitte
Forum, Sulla's militärischem Hauptquartier, auf
er die Fehde mit Sulla erhoben. Glücklicher wa
gekrönte Held im Felde, aber unverbesserliche bi
rührer und Unruhestifter, dessen dem Sulpicius
den Konflikt mit Sulla herbeigezogen.

Marius, immer gejagt wie ein Wild von de
den Hacken waren, rettete sich bis nach den U
fast an der Grenze von Campanien, wohin er
dung, zur See bis Circeji und dann zu Fuß ir
gernd und todtmüde gelangt war. Schon erblickt

und es schien nur eine Rettung vor ihnen zu geben, in die rohrumwachsenen Meermoräste von der Landstraße herabzusteigen, wo er bis zur Brust in das Moor einsank. Und dennoch fanden ihn bald die verfolgenden Spürnasen der Häscher und zogen ihn aus seinem nassen Versteck, um ihn dem hochedeln Magistrat des benachbarten Minturnä zur Justificirung auszuliefern, man denke in welchem Zustand, hungernd, durchnäßt, mit Koth überdeckt, mit abgerissenen Kleidern, ihn, den Retter und Befreier Roms und Italiens aus der gewaltigen Hand der nordischen Barbaren. Magistrat war keineswegs erfreut über das ihm zugefallene höchst unbequeme Geschäft. Es gab stürmische Debatten, Stürme im Glase Wasser, würdig höchstwahrscheinlich einer Shakespear'schen Feder, die so hart nebeneinander die Posse und die furchtbarste Tragödie zu stellen verstand. Auch in der armseligen Landstadt Minturnä gab es politische Parteien, die mit ihrem Ackerbürgerverstand über Tod und Leben des großen Marius jetzt zu beschließen hatten. Sie hielten sich fast die Wage, aber endlich wog die Partei der Furchtsamen doch schwerer und stimmten für Marius' Tod. Aber es fand sich zu der Vollstreckung des blutigen Beschlusses, geschweige von den dafür Stimmenden, aus den ehrsamen Bürgern des Städtchens kein Einziger, der sich entschlossen hätte, sie an ihm gut zu machen. Endlich erbot sich nach vielem Suchen ein Cimbrischer Sklave zu der Heldenthat, den hülflosen alten Helden abzuthun, wie ein krank gejagtes, endlich zu Stande gebrachtes Stück Edelwild. Aber als der Henker mit seinem Schwert in das Halbdunkel des Gemachs trat, welches Marius angewiesen war und er ihn mit seinen leuchtenden Augen betrachtend anherrschte: Du wagst, als Mörder zum G. Marius zu kommen, da verließ ihn die Besinnung. Sein Schwert fiel zu Boden und wie von Furien gescheucht, lief er davon. Er sagte, er hätte die blitzenden Augen des Marius nicht ertragen können. Dies war der Wendepunkt in Marius' Elendreise. Der Bericht von dem Schrecken des Cimbrischen Sklaven hatte sich augenblicklich in ganz Minturnä verbreitet und die tapfere Minorität wurde bald zur Majorität. Diese Muthigen wollten zwar Marius nicht tödten, aber sie wollten doch den so gefährlichen Reisenden möglichst bald los sein. Alles beeiferte sich, für seine Kleidung, Nahrung und Schiffsgelegenheit zu sorgen, besonders aber für sein Fortkommen aus ihrer Stadt. Marius war ganz damit zufrieden und noch froher, als er auf der Insel Aenaria (heut Ischia) landete und dort die Freude hatte, seine versprengten Begleiter, besonders seinen Verwandten Granius wieder zu finden.

Eine ganze Reihe von den Angst- und Noth-Stationen des Marius auf dieser Buß- und Zornreise, welche ihm Sulla bereitet, und die Plutarch mit so großer Ausführlichkeit schildert, sind hier ausgelassen und nur die

Höhenpunkte von Marius' Elend berührt. Auf Ischia athmete er zum erstenmal wieder auf. Aber er hatte noch viel zu überstehen und zu erdulden als der Geächtete des Sulla, wenn er auch von da die erfreuliche Nachricht mitnahm, daß sein einziger Sohn den Schergen glücklich entronnen war. Erst in Carthago sah er ihn wohlbehalten mit sich vereinigt. Denn dahin ging Marius' Fahrt von Ischia aus. Mit Lebensgefahr hatte sein Schiff in Sicilien gelandet aus Noth um Essen und Trinken. Sechszehn Mann des Schiffs, die sich zu weit bei ihren Requisitionen um Lebensmittel ins Land hinein gewagt hatten, fielen in die Hände der Leute des Sicilischen Prätors, der da kommandirte und kamen ums Leben. Aber Marius und sein Schiff entkamen glücklich nach Afrika, wo ihm neue Gefahren drohten. Es war das Land seiner ersten kriegerischen Erfolge gewesen, nun war er dahin gelangt als der Verstoßene aus seinem Vaterland, und der Numidierkönig Hiempsal der Zweite war bereit, der gegenwärtig regierenden Partei in Rom einen Judasdienst und Lohn zu erweisen. Glücklich entkam er ihm, nachdem er auch glücklich aus der Provinz Carthago (Afrika) entkommen war. Als ihm damals die Schergen des Proconsuls nahten, antwortete er ihnen, sie möchten ihrem Herrn antworten, sie hätten den alten G. Marius auf den Zinnen des verwüsteten Carthago's angetroffen. So entging auch hier, wie in Minturnä, durch die Ehrfurcht vor seinem großen Namen Marius dem Tode, um noch eine letzte große Rolle in Rom zu spielen, denn die Prophezeiungen, denen er stets Glauben geschenkt, die ihm ein siebentes Consulat in Aussicht gestellt, sollten wirklich in Erfüllung gehen. Es sollte die Krönung seines Lebens sein, weil sein siebentes Consulatsjahr zugleich das letzte seines Lebens ward.

Indeß Marius wie ein Wild, wie ein Ungeziefer aus Rom durch Italien nach Afrika, täglich und stündlich den Tod vor Augen, gehetzt war, um dort endlich auf einer einsamen Insel der Küste ein augenblickliches, aber doch zweifelhaftes Asyl zu finden, war sein jüngerer, glücklicherer und begabterer und dazu vornehmer geborener Nebenbuhler Sulla mit seiner Heereskraft von Italien gegen Mithridates nach Griechenland aufgebrochen, als der geliebte, geehrte, gepriesene Feldherr seines Heeres, als Sulla Felix, der große, reiche, glückliche Sulla, während der elende Marius einmal in dem verwüsteten Carthago, auf der Höhe seiner Trümmer ausruhen und durch seine heldenmäßige Antwort an die Römischen Häscher des Proconsuls bewirkte, daß er nicht sogleich in ihre Gewalt gerieth und Muße fand, sich zu retten.

Sulla brauchte nicht weiter sich zu bemühen mit seinen Heeressäulen als bis nach Griechenland. Mithridates, der Pontische Barbar, seiner Herzensgesinnung nach aber, nach seinen abgeschliffenen Manieren, seinem ge-

ganten Aeußern ganz gebildeter Hellene, wie ein sarmatischer Knäs, der seine Bildung in Paris, Studien in der Toilette und Glaceehandschuhen gemacht und sich seitdem prince nennen läßt, hatte die Herzen der griechischen Nation — denn nur Nation, nicht Volk und Staat waren sie mehr — völlig gewonnen. Wohin er kam, wurde ihm mit feierlichen Aufzügen und Festen gehuldigt als dem Befreier vom Römischen Joch. Die Indischen Bevölkerungen würden den Russen ebenso entgegenjubeln, wenn es ihnen gelänge, mit Kriegsmacht in das Englische Indien vorzurücken. Wie im Triumph hatte Mithridates Kleinasien durchzogen und sein Unterfeldherr Archelaos hatte das eigentliche Griechenland erreicht und in Athen sein Hauptquartier genommen. Wie rauh war da einst der Großkönig der Perser, Xerxes, empfangen worden.

Später war Antiochos als halber Landsmann liebevoll aufgenommen, Mithridates galt den Thoren noch mehr, weil er als Barbar sich Mühe gab, als Hellenischer Mann zu erscheinen und seine Maaßregel der Römervertilgung in Kleinasien hatte ihm bei den Hellenen Vertrauen erworben. Archelaos, sein Feldhauptmann, war als Grieche und Königsdiener mit Entzücken aufgenommen als Befreier von der systematischen Freiheit des abendländischen Freistaats Rom, welche diesen entarteten Griechen nicht mit Unrecht als eine Zwangsjacke erschien, aber doch immer noch besser war als diejenige Freiheit, die ihnen als Ideal vorschwebte. Sie spielten schon damals eine kaum minder klägliche Rolle als ihre sogenannten heutigen Nachkommen in denselben Gebieten, denen die großen Tugenden und genialen Künste ihrer Vorfahren so völlig abhanden gekommen sind, daß auch nicht ein einziger Mann zu nennen ist unter ihnen, der den Ruhm der alten Zeiten auch nur durch irgend eine nennenswerthe Leistung aufgefrischt hätte, die sich mit denen ihrer Italienischen Nachbaren — von denen der Deutschen zu schweigen — in Vergleich stellen ließe. England hat die heutigen Griechen mit derselben Begeisterung für das alte Hellas von den Türken befreit, wie einst Quintius Flamincus. Der Erfolg ist damals und jetzt ganz derselbe gewesen. Volk und Regierung waren unmächtig sich selbst zu regieren und nach außen durch eigene Kraft seinen Ruhm zu bewähren. Das alte, nun neue Griechenland wurde damals Römische Unterthanenlandschaft und noch später Türkische. Es ist zu bezweifeln, daß die Römische Verwaltung des Landes irgend wie besser gewesen ist als die Türkische. Sie sind wahrscheinlich beide eben so gewaltsam als wahr und offen gewesen, an Stelle der früheren und späteren systematischen Verlogenheit und Heuchelei unter dem Deckmantel des rechtgläubigen — wenn auch griechischen — Christenthums, wobei freilich die groben, rohen aber aufrichtigen Kinder Osmans in den Augen Europas nicht konkurriren konnten.

Es wäre vielleicht eine Wohlthat für das physische Behagen dieser verkommenen Hellenen gewesen, die alle Laster ihrer Vorfahren ohne ihre Tugenden geerbt hatten, wenn Mithridates gesiegt hätte. Allein Sulla als der Rächer für die zwar nicht unschuldig, aber ruchlos in Asien gemordeten Römer trat hier als Mann des Princips ein, als Mann des Gesetzes, das ja als Roms eigentliche Hauptleistung schon damals in der Welt sich Bedeutung verschaffte und sie bis in unsere Zeiten als Richtschnur vererbt hat.

Sulla trat also als Rächer des gekränkten Römischen Rechtsbewußtseins der politischen und moralischen Anschauung desselben bei Griechen und Orientalen gegenüber. Betrachten wir also, was dagegen die orientalische Staatsbildung des Mithridates an politischen, moralischen und militärischen Kräften einzusetzen vermochte.

Der König Mithridates war nicht ohne Grund in Asien zu solcher Höhe emporgestiegen. Sein riesenmäßiger Wuchs machte ihn zu jeder kriegerischen Thätigkeit geschickt. Anstrengungen im Laufen und Reiten und im Hungern machten ihn zum Muster eines Feldsoldaten und im Frieden genoß er die Freuden der Liebe, des Weins und der Tafel im ausgiebigsten Maaße, ohne daß seine geistigen und leiblichen Kräfte darunter litten, also daß er den Eindruck einer herkulischen Figur machte. Mit diesen Eigenschaften war er als ein Gewächs dieses Asiatischen Bodens zum Despoten geboren und er fühlte es. Nicht ohne einen idealen Schwung suchte er diesen Beruf zu erfüllen. Tapfere Gewaltsamkeit und schlaue List hielt er für gleich werthe königliche Tugenden. Er meinte, ein König müßte Alles können, über Alles erhaben sein, dem Tode der Schlacht nicht nur im heldenhaften Kampfe Widerstand leisten, sondern auch dem nachstellenden Gift der Verräther durch die innere Lebenskraft. Das Gift war die größte persönliche Gefahr Asiatischer Despoten. Er hatte durch fortschreitendes Nehmen der kleinsten bis zu den größten Giftdosen seine starke Natur daran gewöhnt, daß ihm auch Gift nicht mehr schadete. Er übte also seinen Leib zu einem vor anderen Leibern privilegirten. Hatte er überwunden, was anderen gewöhnlichen Menschen den Tod brachte, so konnte er die Huldigungen der Griechen, die ihn in ekelhafter Wegwerfung als einen Gott ausriefen und verehrten, als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches annehmen. Die stärkste von allen war ihm in Pergamum beschieden. Hier war er endlich angelangt als der Gebieter von fast ganz Kleinasien, von den Kaukasischen Landschaften, von der Nordküste des Schwarzen Meeres. Wie viel Kämpfe, wie viel geschickte diplomatische Kunststücke mit Rom, mit seinen Nachbarfürsten, wie viel geschickte Ueberrumpelungen und Annexionen, wie viel Rückschläge und wieder Vorschritte bei stärkerem und geschwächtem Einfluß der Römer waren Mithridates geglückt. Immer war er vorge-

schritten. Nur der Besitzer des Königreichs Pontus hatte die kühne Idee ausdenken und ausführen können, ein Heer über die Hochalpen des Kaukasus nach Norden zu führen -- wie es erst vor einer Generation Rußland von Norden nach Süden geführt hat. — Aber da kam er in ganz neue Regionen, unbekannt wohl nicht, denn der Verkehr zur See hatte nie völlig aufgehört. Denn Mithridates traf auf ein Gewirre und Gewoge von Völkern, in ewigen Kämpfen um ihre Wohnsitze begriffen und halb in der Wanderung. Es waren arme Völker und als sie Mithridates mit seiner überlegenen Kriegskunst heimgesucht und ihnen nun als ihr neuer Völkerhirt Sold und Beute im gesegneten Süden darbot, da lief alles der Werbetrommel zu. Er war nun versichert, daß es ihm für seine künftigen Unternehmungen wenigstens an Kriegsvölkern nicht fehlen werde.

Mithridates hatte Großes geleistet. Es war ihm geglückt, Länder und Völker unter seine Herrschaft zu bringen, welche der große Alexander nicht einmal gekannt hatte, geschweige denn sie bekriegt und besiegt. Ihrer Kräfte konnte er sich nun bedienen gegen das Reich des Westens, diese Römerrepublik, welche einem fressenden Feuer gleich nach Norden, Osten, Westen und Süden Länder und Völker an sich gerissen hatte.

Auch Mithridates, der Nordorientalische Despot, hatte als ein fressendes Feuer seine Herrschaft ausgebreitet über ganz Kleinasien unter steten diplomatischen Hindernissen der Römischen Gesandten und Agenten und Provinzialgouverneure.

Mithridates hatte seine Pläne immer noch gut ausgeführt, er wußte seine Zeit zu finden, er hatte angegriffen, er hatte nachgegeben, er hatte Nachbargebiete sich angeeignet und sie dann wieder an die entthronten Fürsten zurückgeben müssen, wenn die Römer Ernst machten, aber immer wieder eine Gelegenheit abgepaßt, sie wieder zu erobern, wenn es in Rom anarchisch aussah.

Mithridates sorgte dafür, daß er über die politischen Zustände seiner Feinde genau unterrichtet wurde und noch mehr sorgten dafür, freilich in leidenschaftlicher Stimmung, die aus Rom Vertriebenen, die zu ihm geflohen waren.

Als wahre Refugiés, die bei Mithridates Schutz und Schirm genommen, arbeiteten sie dafür, daß Haß und Wuth zwischen Rom und Mithridates noch stärker entflammt würden, als sie schon waren.

Also war der Pontische König, er, der in der Griechenstadt Sinope geboren war, in die Region der Griechenkolonien vorgedrungen als Sieger, als Befreier und hatte seinen Einzug, seinen Triumphzug in Pergamum gehalten. Die Stadt war begeistert, daß sie einen solchen Helden in ihre Mauern aufgenommen. Magistrat und Stadtverordneten beschlossen ihm

eine ganz besondere Verehrung. Sie sollte darin bestehen, daß ihm im Theater der Stadt ein Dankbarkeitsfest gegeben werde. Es sollte höchst theatralischer Art sein. Denn im Moment, wo der Enthusiasmus des lieben Publikums, des süßen Pöbels den Befreier von dem Römischen Joch mit bis zur Heiserkeit angestrengten Kehlen anschrie, sollte sich durch Hülfe einer Theatermaschine eine Siegesgöttin vom Himmel herabsenken und dem großen Mann des Tages im langsamen Herabschweben, in sanfter Bewegung einen Siegeskranz auf sein gesegnetes Haupt legen als Weihe desselben zum Lohn für seine früheren und künftigen Heldenthaten.

Durch den Fehler des Theateringenieurs oder seiner Gehülfen riß aber leider ein Hauptstrick der Maschine und die Göttin nebst Ehrenkranz stürzte zu Füßen des Königs in tausend Stücke zerschmettert auf den Boden.

Die abergläubischen Griechen prophezeiten natürlich daraus Unglück. Allein der König, der sich dadurch in der Verfolgung seiner Pläne nicht einen Augenblick stören ließ, wird zwar bedauert haben, daß die herrliche Demonstration der Pergamener durch diesen Unfall gestört worden, sich aber doch für den guten Willen der trefflich Gesinnten bedankt haben, um so mehr, da er um ein Haar dabei selber ums Leben gekommen wäre.

Auch nahm er noch weiter seinen Wohnsitz in der Stadt, die er als seine Königsresidenz über Kleinasien und die eroberten Reiche im Norden des Schwarzen Meeres, des Pontos, als pontischer König, vom Titel seines ersten Erbes, als Mittelpunkt, von wo er seine Befehle erließ an die ihm unterworfenen Lehnsfürsten und Städte zur weiteren Verfolgung des Krieges gegen Rom.

Der König war endlich zu demselben entschlossen, er konnte nach den Vorgängen nicht anders. Rom war durch die vom König verhängte, von Ephesus aus datirte Ordre der Ermordung aller Römer und Italiker, die über ganz Kleinasien hin zerstreut waren, so tief beleidigt, daß es die Rache für diese Vorgänge nicht ablehnen konnte. Sie konnte vielleicht lange ausbleiben, allein Sulla machte sich aus eigener Machtvollkommenheit zu ihrem Vollstrecker.

Auch er kam dem beschlossenen Kriege des Mithridates gegen Rom ebenso entschlossen gegen ihn entgegen.

Allem Anschein nach war Sulla's Beginnen von vorn herein ein verlorenes. Mithridates hatte ganz Kleinasien in Besitz genommen, die Bevölkerungen standen auf seiner Seite, vorzüglich die griechischen, und diese griechischen hatten ihm den Vormarsch zur Eroberung der Gebiete vom Kaukasus bis zur Krim erleichtert und geebnet. Alles, was griechisches Land war, es war ihm als Befreier jubelnd entgegengekommen. Denn in den Skythen und Römern im Norden und Süden sahen sie gleichmäßig die Un-

terdrücker ihrer Nationalität, ihres Volksthums, was noch mehr zu bedeuten hatte, ihres Besitzthums. Die Intelligenz der Griechen lieferte ihm kriegskundige Offiziere für die Aufgebote der Nordischen Barbaren, welche sie einübten und organisirten, die Seeerfahrung der Griechen durch die geographische Beschaffenheit ihrer Wohnplätze lieferte ihm eine Meeresflotte, welcher die Römer nichts entgegenzustellen hatten. Sie beherrschte das Meer zwischen Asien und Griechenland völlig und die Weigerung von Rhodos, Cypros und einigen Städten in Karien vermochte darin keine große Veränderung der Machtstellung des Königs als Seebeherrscher hervorzubringen.

Also mußte es geschehen, daß auch das altgriechische Mutterland, Griechenland selbst, wie ein reifer Apfel dem König in den Schooß fiel, ohne Schwertstreich, wie heut Rom dem König Victor Emanuel.

König Mithridates konnte sich dessen erfreuen, da ein ungeheures Heer, das er gesammelt, dem des Xerxes ähnlich, vom Norden her, aus Thrakien herabkam, sich dort einquartirte und sich Makedoniens bemächtigte. Unterdessen hatte die Flotte im Aegeischen Meere zwischen dem Asiatischen und Griechischen Kontinent die Inseln unterworfen, vor allen die Insel Delos, damals Haupthandelsplatz nach dem Osten, wo 20,000 römische und italische Kaufleute ihr Wesen trieben. Auch sie wie ihre Landsleute in Kleinasien, welche der aus Ephesus datirte königliche Befehl des Mithridates auf die Schlachtbank geliefert, wurden erbarmungslos gemordet.

Dann gelang es, die feste Burg Athen zu gewinnen. Hier hatte ein sehr nützlicher Agent des Königs für ihn gewirkt, ein Professor der Epikureischen Philosophie, der von Geburt Sklave gewesen, aber durch rabulistische und sophistische Talente zur Freiheit und durch Hülfe des Königs an die Spitze der Athenischen Republik gelangt war. Er benutzte sie, um sich zum Tyrannen von Athen emporzuschwingen und sich durch Terrorismus aufrecht zu erhalten als neuer Pisistratos. Die Griechen, von Norden und Süden durch des Königs Heer und den Athenischen Professor bedroht, unterwarfen sich im ersten Schrecken dem Asiatischen Zwingherrn halb aus Furcht vor seinen militärischen Gewaltanstrengungen, halb aus Hoffnung, von seiner Hand die Freiheit zu erhalten, welche seine Proklamationen in Aussicht stellten. Denn sie hatten bei der von ihnen selbst erkannten eigenen Schwäche nur die Wahl zwischen der losen, zuweilen etwas gewaltsamen Herrschaft des orientalischen Tyrannen oder Großkönigs und der strammen, systematischen Unterdrückungs-Organisation der Römer, welche sie aus früheren Zeiten bereits hinlänglich kennen gelernt hatten.

Da erschien Sulla mit seinem Heer an den westlichen Gestaden der griechischen Halbinsel. Er brachte nur ein paar Legionen mit, Geld zur Kriegführung hatte er keines, eine Flotte noch weniger. Von der Heimath

hatte er nicht nur keine Unterstützung zu hoffen, vielmehr war, bald nachdem er Italien verlassen, eine neue Gegenrevolution in Rom ausgebrochen, welche ihn des Kommandos entsetzte und einen andern Feldherrn statt seiner mit der Führung des östlichen Krieges betraute.

Sulla befand sich also eigentlich in höchst hülfloser Lage. Aber er verzweifelte keinen Augenblick, auf sein Heer konnte er sich verlassen und er selbst fühlte sich immer noch als derselbe, der so viele Siege erkämpft hatte, als der alte Reitergeneral der raschen Actionen, als der Marschall Vorwärts. Vorwärts ging es. Die fehlenden Gelder wurden durch Requisitionen und Brandschatzungen ersetzt und bald stand sein Heer im Herzen von Griechenland.

Hier in Böotien schlug er die Feldherren des Königs, Archelaos und Aristion, und war in Folge dieses Sieges plötzlich Herr des ganzen Griechenlandes bis auf Athen, welches der Epikureische Professor tapfer vertheidigte. Sulla ließ die griechischen Landschaften durch seine Unterfeldherren militärisch besetzen und ging selbst nach Süden, um zwischen Eleusis und Megara Stellung zu nehmen, von wo aus er nicht nur Athen, sondern auch den Peloponnes bedrohte. Es galt zunächst Athen, Athen, das Sulla allen Ernstes belagerte. Allein er konnte nicht zum Ziele kommen durch den ganzen Winter des Jahres, weil er, selber ohne Flotte, zu seinem Verdruß erleben mußte, daß zur See Athen vom Piraeus immer neu verproviantirt wurde. Er entschloß sich also, die Quelle dieser Nahrung zu verstopfen und die Hafenstadt in seine Gewalt zu bringen.

Endlich gelang es. Dadurch war Athen auf den Hunger gebracht und gezwungen, zu kapituliren. Aber Athen war noch immer sehr stolz und geistreich. Die Gesandtschaft, welche vor Sulla erschien, hielt sehr wohlgesetzte Reden nach der wohleingeübten Kunst der Ueberredung, nach den akademischen Regeln, wie heute Paris.

Sulla antwortete, daß er zu seinem Bedauern sich nicht mehr in dem Alter der akademischen Lehrjahre befinde und also dem höchstkommandirenden Herrn Professor in Athen nicht als studiosus philosophiae, sondern nur in der bescheidenen Stellung eines Römischen Feldmarschalls begegnen könnte.

Die Antwort war um so nachdrücklicher, da ein Versuch der Armee des Königs Mithridates unter Dromichaethes, die zum Ersatz der Stadt bis in ihre Nähe gedrungen, gänzlich geschlagen wurde, obwohl der Kampf ein sehr schwerer gewesen und Sulla schwere Verluste gebracht hatte.

Als sich die Stadt unter den Friedensverhandlungen der Beauftragten dennoch nicht geben wollte, befahl Sulla den Sturm.

Er hatte den besten Erfolg und bald war Athen in der Hand Roms,

weil es nach dem Fall des Piraeus gar keine Zufuhr von Lebensmitteln zur See beziehen konnte und ganz ausgehungert war.

Darüber war aber der ganze Winter vergangen, und Sulla hatte nicht Zeit gehabt, die Heeresrüstungen des Königs im Norden zu verhindern. Die gewaltigen Schaaren hatten sich im Norden gesammelt. Sie waren aus Thrakien nach Macedonien herabgekommen, hatten die dort befindlichen Römischen Heereskräfte zurückgedrängt und waren nach Thessalien, ja bis nach Böotien herabmarschirt, ohne auf wesentliche Hindernisse zu stoßen. Sulla war trotz seiner Erfolge in Athen und im Piraeus, also in Attica in großen Verlegenheiten.

Von der Heimath gänzlich abgeschnitten und jeder Hülfe von derselben beraubt, war er ohne Flotte, die der Feind besaß, und nun marschirte gegen ihn ein Landheer vom Norden her in das Innere von Griechenland, wie es desgleichen seit Xerxes und Antiochos nicht gesehen. Aber es war leider eben so bunt gemischt, eben so ohne alle centrale Organisation durcheinander gewürfelt wie jene. Die barbarischen und halbbarbarischen Völker des Nordens hatten sich vor ihnen gebeugt, wie vor einem Schrecken, die Griechen nahmen sie auf als Befreier vom römischen Joch, aber Sulla und seine Römer ließen sich so wenig von diesem Heuschreckenschwarm, der sich von Osten her über Griechenland herabgelassen hatte, einschüchtern, daß sie den Kampf ohne Weiteres annahmen. Sulla, der zu Wasser ganz ohnmächtig war gegen die meerbeherrschende Flotte des Königs, war froh, daß ihm das Landheer des Königs begegnete, und zwar in Böotien — nur einen Tagmarsch eines rüstigen Wanderers von Athen entfernt.

Das aus allen Nationen des Osten und Norden zusammengewürfelte Heer, dem alle Generalstabsleitung fehlte, erlag den höher disciplinirten Truppen des Sulla noch viel leichter und anstrengungsloser als einst das Heer der Perser den Griechen (668 d. St. — 86 v. Chr.). Bei Chaeronea erfolgte der Zusammenstoß. Es liegt in der Ebene und war für die Orientalen zur Entwickelung ihrer Reiterei und die Kriegs- und Sichelwagen — die damalige Feldartillerie des Ostens, die nur wenig verbesserte Waffe des Homerischen Zeitalters — sehr geeignet.

Aber Sulla hatte durch Gräben, die er durch die Ebene hatte durch seine Ingenieurkorps ziehen lassen, für Roß und Wagen der Feinde das Feld verdorben. Dem Sturm seiner Legionarier, der ungestümen Infanterie der Römer, konnten sie nichts anhaben. Sie wurden zurückgeworfen und brachten durch ihre wilde Flucht die nachrückenden Truppen in Unordnung. Die Römer richteten ein schreckliches Morden unter den aufgelösten, fliehenden königlichen Truppen an, die nicht sich retten konnten, weil die

Lagerpforten geschlossen waren, und als sie sich dennoch öffneten, drang mit den Flüchtigen die Römer mit denselben ein.

Die große Armada war vernichtet und kaum ein Zwölftel der Armee rettete der Feldherr Archelaos dem Könige nach Euboea über den Euripus hinüber.

Sulla war also Herr des Griechischen Kontinents geworden. Aber leider war er nicht auch Herr zur See, wo König Mithridates nach wie vor herrschte. Seine Kriegsfahrzeuge gingen selbst bis in das obere Meer, auf der westlichen Seite von Griechenland. Es wurde sogar ein Versuch von Archelaos gemacht, sich der Insel Zakynthos als eines festen Platzes für weitere Unternehmungen zu bedienen, um von da mit seinen Kaperschiffen auszuschwärmen und die Verbindung zwischen Italien und Griechenland abzuschneiden.

Dennoch gelang es dem L. Flaccus, welcher mit einem Heer von der aufständischen Regierung in Rom gegen Asien gesendet war, um an Stelle des von ihr abgesetzten Sulla den Krieg im Orient gegen Mithridates zu führen, daß er unbelästigt in Epirus landete und mit dem Heer auf dem griechischen Festlande stand. Nur Meerstürme hatten ihm einige Schiffe verdorben. Jetzt marschirte er nach Osten und gelangte glücklich nach Thessalien. Sulla war ihm, als sein Nebenbuhler, entgegengegangen. Die Heere begegneten sich am Fuße des Othrysgebirges. Flaccus bedachte sich jedoch, mit Sulla anzubinden. Vielleicht hatte er gehofft, die Truppen des Sulla, unter denen die Einzelnen ohne Zweifel eben so sehr demokratisch gesinnt waren, wie die im feindlichen, sollten zu ihm übergehen. Aber Sulla's Heer war durch den herrlichen Sieg, durch Blut und Waffenthat so mit ihm zusammengeschweißt, daß kaum die niederträchtigsten Schurken wagten, ihn zu verlassen. Dagegen stellte sich ein so bedenkliches Ausreißen unter dem Heer des demokratischen Generals in das Lager des Sulla ein, daß L. Flaccus es vorzog, nach Norden zu ziehen, um sein Heer vor der Auflösung zu bewahren. Sulla ließ es geduldig geschehen. Er hätte wohl das Armeekorps seiner Landsleute verderben können, aber er wünschte doch nicht, daß Griechen und Orientalen das Schauspiel gegeben würde, daß sich die Römer vor ihren Augen selbst zerfleischten. Sulla ließ also den Flaccus in Frieden ziehen nach Norden und zog selber nach Süden, nach Athen, wo er seine Winterquartiere nahm. (668 bis 669 d. St. — 86 bis 85 v. Chr.)

Unterdessen hatte der König mit der ihm eigenen Rastlosigkeit nicht aufgehört in Asien zu werben und im Frühjahr stand wiederum eine Armee schlagfertig, die mit den Trümmern der im vorigen Jahre geschlagenen vereinigt, reichlich so groß war, als die vorige.

Sulla hatte sein Heer in dem unfruchtbaren Attika nur ernähren können

e reichen Vorräthe, die ihm in die Hände gerathen waren nach der
t von Chaeroneia, bestimmt für das Heer des Königs durch die Re-
nen seiner Reiter im Norden von Griechenland, so daß sein Heer im
jahr noch bei vollen Kräften war, obgleich alle Zufuhr zur See fehlte,
es ihm an Seeschiffen gebrach.

Da kam also noch einmal eine furchtbare Armada des Königs, welcher Sulla entgegentreten mußte. Fast an derselben Stelle, bei Orchomenos begegneten die Römer den Heerschaaren des Königs, dessen Reitergeschwader im ersten Anprall sogar die Legionare einen Augenblick zum Weichen brachte. Sulla, der die Gefahr erkannte, erschien im Vortreffen, warf sich den zurückgedrängten Truppen entgegen, ergriff eins ihrer Feldzeichen und mit seinem Stab gegen den Feind gewendet, rief er seinen Soldaten zu: Gedenket an Orchomenos, wo ihr jetzt euren Feldherrn in der Noth verlassen, wenn ihr auch besiegt einst nach der Heimath gelangt.

Die Worte des geliebten Feldherrn brachten die Legionen wieder zur Besinnung. Sie wandten sich von der Flucht — denn diese war es bereits — und drangen gegen den Feind von Neuem vor.

Der Angriff der Reiter war also geworfen und nun rückten die Legionen den feindlichen Fußvölkern entgegen. Da hatten sie leichte Arbeit. Nach kurzem Handgemenge gaben auch diese Fersengeld. Den nächsten Morgen ließ der unermüdliche Sulla den Sieg verfolgen durch Bestürmung des feindlichen Lagers. Die Römer drangen in dasselbe ein. Was nicht fiel, rettete sich wieder nach Euboea oder kam auf der Flucht in den Morästen, welche den Kopaischen See umgeben, ums Leben.

Das unglückliche Böotien litt unendlich unter diesen welthistorischen Kämpfen. Es war natürlich für die Römer geboten, daß die letzten Kräfte des Landes, so weit sie nicht von den Asiaten verbraucht waren, von ihnen selbst wie der letzte Saft der Citrone durch militärische Requisitionen und Brandschatzungen ausgefordert wurden.

Sulla konnte aber in Folge dieser Siege sein Hauptquartier guten Muthes von Athen nach Norden verlegen. Ohne Hinderniß gelangte er nach Macedonien und Philippi fiel in seine Hand. Er marschirte vorwärts nach Thrakien und konnte auch hier als Hauptort Abdera besetzen. Ueberall zogen sich bei Sulla's Nahen die Heeressäulen des Königs zurück und das Europäische Festland konnte befreit gelten von der Invasion des Königs des Ostens.

Sein Winterquartier hatte Sulla — es war das dritte Kriegsjahr, seit er über das Adriatische Meer nach Griechenland gegangen — in Thessalien genommen (669 d. St. — 85 v. Chr.). Nach der Besiegung zweier gewaltiger Armeen konnte Sulla den Entschluß wagen, nach Asien überzu-

gehen, aus der Defensive, in der er sich bisher befunden, in die Offensive überzugehen und den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen. Er hielt es jetzt an der Zeit, sich auch in Thessalien Seeschiffe bauen zu lassen und es zeigte sich später, daß diese Maßregel wohl getroffen war, denn die bisherige Seemacht des Königs beruhte auf der Seemacht der Asiatischen Hellenen. Sie waren mit Ausnahme der Republiken des Kleinasiatischen Südens — vor allen Rhodos — begeisterte Anhänger des Königs gewesen, als des Befreiers von Römischer Knechtschaft.

Das war zu Ende, als der Befreier nicht wenig die Vermögenskräfte durch Kontributionen für seine Kriege anstrengte. Denn es hatte der königliche Befreier nicht nur die Herren, sondern auch die Sklaven befreit, natürlich um sie unter sein Heer einzustecken. An 15,000 waren zu diesem Zweck den Besitzern abgenommen, für sie ein ungeheurer Kapitalverlust, für diese Herren gleichgültig, ob sie oder ihre Väter oder Vorfahren sie oder deren Großväter gekauft hatten und ein unersetzlicher Schaden für die Landwirthschaft der früheren Besitzer, ungerechnet die vielfachen bauerkriegartigen Vorfälle und Zustände, welche diese plötzliche Sklavenemancipation in's Leben rief, welche die Herzen der früheren Sklavenbesitzer dem König von vornherein entfremden mußte.

So geschah es, daß eine Reihe vornehmer Asiatischer Griechenstädte, Kolophon, Tralles, Smyrna, Ephesus, auch Sardes den Beamten des Königs den Gehorsam kündigten und sie nicht in ihre Mauern einließen, weil er ihnen nicht nur unerschwingliche Kriegssteuern auferlegt, sondern auch ihren ganzen Besitzstand durch seine neuen Verordnungen zerrüttet hatte, als da waren Emanzipation der früher unterthänigen Landschaften und Ortschaften, Schuldenerlasse und neue Ackergesetze, das heißt Ackeraustheilungen von Gemeindeland an die Besitzlosen. Diese Verordnungen standen einstweilen nur auf dem Papier. Denn die Macht des Königs reichte nicht aus, sie augenblicklich gut zu machen. Aber wo sie ausreichte, da wurde gründlich aufgeräumt. In Adramytion ließ ein Statthalter des Königs den ganzen Vorstand der Stadt wegen Auffätzigkeit um's Leben bringen und als ihm die Bewohner der Insel Chios verdächtig erschienen, legte er ihnen eine Brandschatzung von 2000 Talenten (mehr als 3 Millionen Thaler) auf. Als die Summe nicht aufgebracht wurde an dem angesetzten Termin, wurden sie sämmtlich zu Kriegsgefangenen gemacht und zu Schiffe an die Kolchische Küste geschafft. Ihre eigenen Sklaven, denen die Freiheit geschenkt wurde, hatten sie als Wachmannschaften dahin zu begleiten.

Da mußten den kleinasiatischen Griechen die Augen aufgehen über die Beschaffenheit ihres Befreiers vom Römischen Joch, das sich noch schlimmer zeigte als das frühere Römische.

Am meisten aber hatte das Verhalten der Kelten in Kleinasien des Königs Zorn erregt. Sie waren Eingedrungene und Fremde daselbst und ihre Heimath lag im fernen Westen, in Frankreich. Durch eine sich ostwärts, gegen die Natur der Völkerbewegungen seit dem graueſten Alterthum bis in die neueſten Zeiten antedatirte Napoleonische Invasion waren aus Frankreich Keltische Schaaren theils als Volks-, theils als Söldnerheere nach Osten gedrungen, hatten Italien überschwemmt — ihr Brennus vor Rom hat sich in der Geschichte ein unauslöschliches Andenken bewahrt — und waren nach Osten bis in das Herz Kleinasiens vorgedrungen, wo sie sich niedergelassen hatten und sich unter den Kleinasiatischen Völkerschaften Bedeutung verschafft hatten durch ihre rüstige Wehrbarkeit, von den Nachbarn geachtet und gefürchtet. Noch jüngst hatten sie eine Rolle gespielt in den Kriegen des Pergamenischen Reichs als Kriegshelden um den höchsten Preis. Jetzt, da sie wiederum eine selbstständige Rolle in der Politik von Kleinasien zu spielen versuchten, legte ihnen König Mithridates das Handwerk. Er lockte ihre Häuptlinge in sein Lager unter Drohungen und Versprechungen und ließ sie ermorden.

Der augenblickliche Erfolg für den König war günstig, denn er hatte dadurch einstweilen die Kelten Kleinasiens wehrlos gemacht, aber er konnte es nicht verhindern, daß die Keltische Nation in ihren Tiefen ebenso beleidigt und empört wurde, wie die Griechen durch seine finanziellen und Gewaltmaßregeln.

Der König hatte sich dadurch den guten Willen seiner halben Bundesgenossen nach seinen Worten und seine Unterthanen nach seinen Thaten gründlich entfremdet und zwar in dem Moment, wo ihn Sulla's kriegerischer Angriff im Herzen seines neugebildeten Königreichs aufzusuchen und anzugreifen im Begriff stand, gründlich entfremdet.

Dem Sulla war es jetzt auch gelungen, die Anfänge einer Seemacht zu bilden. Lucullus, der mit der Bildung derselben beauftragt war und in Aegypten vergeblich Hülfe angesprochen, hatte sie endlich in den Häfen Syriens erreicht, auch Kypros und Rhodos, die Mithridates immer widerstanden, hatten ihm zugesagt. Allmählig fand sich eine Flotte zusammen, die in's Aegeische Meer kam und Cnidos, Kolophon und sogar Samos zur Uebergabe brachte.

Sulla hatte sehr weise das Römische Revolutionsheer unter Flaccus, das er in Griechenland gestellt und der Vernichtung hätte preisgeben können, ruhig abziehen lassen. Er wußte, daß es nun dem Feinde entgegenziehen konnte, da es sich unfähig gezeigt, ihn selber zu vernichten, wie es in dessen Absicht lag. Es war nun über den Bosporus nach Kleinasien gezogen. Kaum über das Meer gelangt, brach in dem Volksheere die Rebellion aus

(Schluß d. J. 86 v. Chr. — 668 d. St.). Die Soldaten ſagten, ihr Feldherr hätte ihnen den Beuteſold entzogen. Er wurde amtlos gemacht und in dem unfernen Nikomedien um's Leben gebracht. Bald zeigte ſich, wer die Urſache ſeines Todes war. Denn das Heer wählte zu ſeinem Feldhauptmann den Flavius Fimbria, einen der wohlgeübteſten Demagogen Roms, jetzt vornehmen Officier im Heere, der auf der ganzen Aſiatiſchen Expedition ſtets in offenem Hader mit Flaccus, ſeinem Oberfeldherrn, gelebt hatte. Die Fürſten des Forums, die ihm zu ſeiner Officierſtelle geholfen, ſie hatten ihn nun zum Oberbefehl über ſeine Truppen im Felde befördert. Er lenkte ſeinen Marſch nach Kyzikos, das ſich ihm ergab. Um ſeinen militairiſchen Urwählern zu gefallen, ließ er es ausplündern und zwei der vornehmſten Bürger um's Leben bringen

Demnach hatte Rom durch den Befehlshaberwechſel im Volksheere Vortheil erhalten. Fimbria bewährte ſich wie zu Hauſe auch im Felde als ein energiſcher General Vorwärts, was ſein Vorgänger keineswegs geweſen. Als er in der Gegend des heutigen Bruſſa auf die Truppen des Königs ſtieß, die unter des Königs Sohn ſtanden, griff er ſie muthig an und ſchlug ſie vollſtändig in nächtlichem Angriff, wodurch ihm der Weg zur königlichen Reſidenz Pergamus offen ſtand. Der König ſelber mußte fliehen. Er floh dem Meere zu und rettete ſich weiter.

Allmählig war auch Lucullus mit ſeiner Flotte bis zu dieſen Gegenden vorgedrungen. Es wäre ihm ein Leichtes geweſen, den flüchtigen König zur See mit ſeinen Schiffen einzuholen, und Fimbria beſchickte ihn mit dringenden Botſchaften, er ſollte ſich des Mithridates verſichern. Allein Lucullus war ein zu gründlicher Ariſtokrat und ein zu treuer Anhänger des ariſtokratiſchen Sulla, als daß er ſeinen guten Adelsnamen mit den Erfolgen des Revolutionsmannes Fimbria hätte beſudeln wollen, und ſo konnte der König den Römern glücklich nach Mitylene entkommen. Aber er war doch trotz alledem in großer Noth. Kleinaſien war ihm entfremdet, zum Theil im Aufſtand und den Römern günſtig und ihre Flotte täglich an Macht zunehmend, Griechenland aufgegeben, aus deſſen Häfen nunmehr Sulla ſeine Flotte verſtärkte.

Der König hatte alle ſeine Hülfsquellen für den Römiſchen Krieg verwendet, er ſah, daß es alles vergebens geweſen war. Alle ſeine Kräfte waren erſchöpft. Er entſchloß ſich, mit den Siegern zu unterhandeln. Archelaos hatte ſich dazu erboten, ſelbſt auf den Verdacht hin bei den Kriegsvölkern des Königs, daß er ſie und ihn verrathe. Die Gefahr für ſein eigenes Leben wurde ſo groß, daß er ſich gezwungen ſah, ſich in das Römiſche Hauptquartier zu begeben, wo er mit vielen Ehren empfangen wurde. Aber es war ihm doch gelungen, für ſeinen Herrn, den König, einen billi-

gen Frieden zu vermitteln. Er wurde abgeschlossen unter verhältnißmäßig sehr günstigen Bedingungen für den König. Denn Sulla hatte keine Zeit, sich noch auf weitläufige Kriegsunternehmungen gegen ihn einzulassen, nachdem er aus den Verhandlungen klar erkannt, wie viele Hülfsquellen dem König bei einem Verzweiflungskampfe aus seinen nordischen Provinzen noch zu Gebote standen; denn mehrmals, auf diese trotzend, hatte der König dieselben abgebrochen, als ihm Sulla ungewährbare Bedingungen versuchsweise angeboten.

Sulla sah mit seinem klaren Feldherrnblick, daß sich der König gegen seine mäßigen Kräfte wohl noch ein Jahr oder noch darüber hinaus gegen ihn halten konnte, ehe er vernichtet war. Aber so viel Zeit hatte Sulla nicht übrig. Er mußte eilen, nach Hause zurückzukehren und dort die Revolution niederzuschlagen, die ihm und seinem Heere den gesetzlichen Boden unter den Füßen entzogen hatte, durch die seine verfassungsmäßige Stellung in der Luft schwebte. Der König hatte dies wohl erkannt und er hatte ihm eine Allianz angeboten, um mit ihm vereint den alten Verfassungszuständen in Rom wieder Geltung zu verschaffen. Sulla war zu sehr Römer, um diese Anträge mit Verachtung von sich zu weisen und hatte den König als Sieger einfach zum Frieden gezwungen.

Sein nächster Schritt ging aber nicht gegen Rom, sondern gegen das Revolutionsheer des Fimbria in Asien, dem zuerst das Handwerk gelegt werden mußte. Daher marschirte er vorwärts nach Asien, nicht so sehr gegen den König, mit dem er sich schon verständigt, als gegen Fimbria. Er überschritt, Archelaos in seinem Gefolge, mit seinen Legionen den Hellespont und hatte nun auf asiatischem Boden, in Dardanos, eine abschließende Unterredung mit dem König. Hierauf führte er das Heer weiter vorwärts bis in die Nähe von Pergamos, wo sich Fimbria gelagert hatte. Ihm gegenüber schlug er sein eigenes Lager auf. Des Fimbria Volksheer war dem Sullanischen nicht von fern gewachsen. Denn sein schrecklicher Mangel war der der völligen Disciplinlosigkeit. Das Gefühl der Ohnmacht in demselben war so groß, daß man allgemein verzweifelte, sich mit den Sullanern messen zu können. Das bewiesen die zahlreichen Desertionen, die von Tag zu Tag größere Maßstäbe annahmen. Fimbria, dadurch erschreckt, befahl, um ihnen Einhalt zu thun, die Schlacht. Da weigerten sich — ganz demokratisch — seine Volkssoldaten, gegen Mitbürger zu fechten. Ein gegen Sulla ausgesendeter Bravo — auf gut italienische Manier mit ihm fertig zu werden — richtete nichts aus, der Dolch hatte seinen Mann nicht erreicht.

Da bot Fimbria Unterhandlungen an, persönliches Gespräch mit Sulla selbst. Aber dieser erschien nicht, schickte nur einen seiner Stellvertreter, um Fimbria Sicherheit für sein Leben zu bieten.

Der aber, da er Alles verloren sah, hatte den Muth zu sterben. Er ging nach Pergamos, im Tempel des Asklepios, des heilenden Gottes, stürzte er sich in seinen Degen. Da war er von allen Mühen des Lebens gründlich geheilt. Seine Truppen, die sich so unzuverlässig gezeigt, ließ Sulla in Asien als Besatzungstruppen zurück. Ohne Einfluß der entnervenden Künste der Demagogen, gegenüber den noch immer halbfeindlichen Bevölkerungen Kleinasiens, konnte allmählig der Geist römischer Disciplin wieder in ihnen erwachen, und sie endlich wieder der Republik von Nutzen sein.

Sulla hatte seine besten Officiere an ihre Spitze gestellt und es ließ sich hoffen, daß sie die entarteten Kinder des Vaterlandes allmählig wieder zu Soldaten umschaffen würden, die als solche ihre Schuldigkeit der Heimath gegenüber zu thun vermöchten. Das Nächste war, daß der frühere Zustand vor Mithridates' Einbruch wieder hergestellt, namentlich seine socialen Umkehrungen, als besonders die Befreiung der Sklaven, aufgehoben wurden. Es konnte dabei nicht fehlen, daß die hauptsächlichsten Urheber und Anrather dieser Maßregeln des Königs und besonders der Römervesper dem Henkerbeil überliefert wurden zum Exempel derjenigen Wankenden und Schwankenden, die sich nun darnach zu achten hatten. Das war die Generalabrechnung. Die speciale betraf fast noch härter die Bevölkerung, die mit Geldstrafen abgefunden wurde, die so viele Familien an den Bettelstab, den Hungertod lieferte. Denn nicht weniger als 83 Millionen Thaler unseres Geldes waren ihnen auferlegt und für die militairische Aufbringung dieser Gelder hatte Lucullus den Auftrag zu sorgen. Es war die Antwort auf den Blutbefehl des Mithridates, der so viele Tausende von Römern und Bundesgenossen an einem Tage durch einen Namenszug ohne Grund dem Tode überliefert hatte. Man kann Sulla's Maßregel vergleichen mit jener menschlicheren und milderen Einrichtung, nach der die Blutrache um Geld abgekauft wurde, wie sie schon bei Homer getadelt und gebilligt ward und bei Arabern und Normannen mit ähnlichen Beurtheilungen vorkommt.

Es war eine politische Maßregel und sie widerstrebte dem Rechtsgefühl des Sulla. Aber er konnte sich nicht anders helfen. Er mußte mit Mithridates innerhalb der Frist, auf welche sein Commando aus Rom lautete, fertig werden. Er fühlte sich ohne Zweifel in der Kraft, ihn endlich zu vernichten. Aber es konnten darüber Jahre vergehen und seine Kommission, von der Römischen Republik ausgestellt, war dem Erlöschen nahe. Die Regierung, welche sie ihm übertragen, war von einer anderen gestürzt, die ihm einen Nebenfeldherrn ausgesandt, den er mit äußerster Anstrengung vernichtet hatte. Es war also die höchste Zeit gewesen, mit dem Nationalfeinde abzuschließen, nachdem er ihn aus allen Positionen, die er in Klein-

asien usurpirt, ausgedrängt, um mit der heimathlichen Usurpations- und Revolutionsbehörde ebenfalls abzuschließen mit der Kraft seines siegreichen Heeres, das ihm völlig vertraute.

Mithridates konnte von Glück sagen, daß er unter so bewandten Umständen, unter der Bedrängung seines Besiegers aus dem römischen Mutterlande, so wohlfeilen Kaufs entkam. Sulla befahl den Mithridates seinem Geschick und wandte sich nach abgeschlossenem Frieden den Zuständen des heimathlichen Roms zu, als der militairisch-politische Grammatiker gegen die bürgerlich parlamentarischen Aesthetiker und Dilettanten in Rom.

So zog Sulla der Heimath zu, nachdem er den König in seine ursprünglichen Grenzen zurückgewiesen, seine Anhänger in Kleinasien gründlich gedemüthigt und Roms treue Bundesgenossen an der Süd- und Ostküste Kleinasiens, Lykien, Rhodos, Chios, auch Neu-Ilion glänzend belohnt hatte. Sulla hatte mit seinen schwachen Kräften, die er so wohl angewandt, das Außerordentlichste geleistet. Er hatte noch Zeit gehabt, die vom Könige abgetretenen weiten Gebiete Kleinasiens durch seine dazu abgeordneten Officiere unter den früheren Herrscherfamilien organisiren zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß auf dem griechischen Continent bis Makedonien und Thrakien die römische Autorität überall festgestellt wurde. Im Frühling 671 d. St. — 83 v. Chr. — schiffte sich Sulla in Ephesos ein und landete glücklich im Hafen von Athen, marschirte zu Lande nach Patrai und fuhr mit dem Heer zur See nach Brundisium. So stand er wieder auf dem heimathlichen Kontinent Italien. Schon sein Erscheinen im Vaterlande kündigte eine völlige Umkehr der dortigen politischen Zustände an. Trotz der ungeheuren Summen, die noch für ihn in Kleinasien ausstanden, brachte er doch sehr wenige Gelder nach Hause. Bei seinem späteren Einzug in Rom belief sich die Summe, die er in den römischen Schatz zu legen vermochte, nur auf 8 Millionen. Aber die allgemeine Zerrüttung Italiens half ihm. Rom selbst stand unter militairischem Terrorismus, die Poländer waren nicht zufrieden gestellt durch die ihnen gemachten Konzessionen und waren aufsätzig, auf dem großen Schauplatz des Bundesgenossenkrieges gährte es noch immer. Es galt für Sulla, alle diese Unzufriedenen für sich zu gewinnen und auf seine Seite zu bringen.

Die Partei der Ritter, die römischen Banquiers, hatte er schon lange für sich gewonnen. Sie hatten nicht umsonst auf ihn gehofft. Zwar die ungeheuren Verluste, die sie durch Mithridates' Mordbefehle gegen ihre Agenten in ganz Kleinasien erlitten hatten, ließen sich nicht ganz ausgleichen, aber Sulla's Feldzug hatte ihnen doch wieder ihr Operationsfeld rein gemacht und es war für sie glatte Bahn hergestellt zu neuen Geldunternehmungen.

Als Sulla Italien verließ, mochte er sehr klar gesehen haben über die Zustände, die möglicher Weise in Rom eintreten könnten während seiner Abwesenheit in Asien. Denn neben dem treuen Gesinnungsgenossen, welcher zum Konsul gewählt war, Cn. Octavius, war noch ein anderer ihm zur Seite von der Volkspartei durchgebracht worden, Cornelius Cinna. Kaum hatte Sulla, der Gefürchtete, den Rücken gewandt, so begann dieser sogleich daran zu arbeiten, die neuen Verfassungsänderungen Sulla's zu stürzen. Er betrachtete sich als den Erben und Nachfolger des Sulpicius, nur mit dem Unterschied, daß er ihm an Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten und Ziele nicht im Entferntesten ähnlich war. Er begann daher sogleich damit, darauf anzutragen, daß die Rogationen des Sulpicius wieder in's Leben treten sollten, daß die von Sulla in die Acht Erklärten wieder zurückkehrten. Der größte Theil des Kollegiums der Volkstribunen trat auf seine Seite. Die Abstimmung des Volks sollte geschehen und die Anhänger waren mit Waffen erschienen. Aber auch die andere Partei wußte von ihrem Entschluß. Sie war gleichfalls gerüstet, es kam zum blutigsten Handgemenge. Octavius' Schaaren säuberten die via Sacra, die heilige Straße, die zum Forum führte, drangen siegreich dahin vor und hier gab es ein grausames Morden, welches 10,000 Menschen das Leben kostete. Octavius mit der Minorität der Volkstribunen, welche vergeblich Intercession eingelegt hatten, war der Sieg geblieben und Cinna, nachdem er vergeblich das letzte schon typisch gewordene Mittel aller Volksführer seit den Gracchen versucht hatte, die Insurrection der Sklaven, mußte nothgedrungen mit seinen Freunden und einflußreichsten Anhängern aus Rom weichen. Octavius und der Senat begnügten sich zu ihrem Unglück damit, statt die Ausgetriebenen, wie damals Sulla that, auf das Nachdrücklichste zu verfolgen, nur Cinna das Konsulat abzusprechen und gaben es an seiner Stelle dem L. Cornelius Merula, einem altrömisch gesinnten Mann; denn er war Flamen Dialis, Großpriester des Juppiter. So brauchten also die Verbannten nicht wie Marius und seine Freunde in Zittern und Angst in fremde Provinzen zu entfliehen. Gleich in der nächsten Nähe Roms, in Tibur (heut Tivoli) ruhten sie aus, um dort das Volk gegen Roms Junkerherrschaft aufzuregen und hernach gingen sie ihre Straße weiter von einer Stadt zur andern mit dem gleichen Gewerbe. Ueberall wurden sie wohl aufgenommen, mit Geld und Mannschaften versehen. So gelangten sie nach Campanien zu dem Römischen Heer, das Nola umlagerte. Auch hier brauchte sich der von den Aristokraten in Rom ausgetriebene Konsul nur zu zeigen, um mit Freuden empfangen zu werden.

Denn so viel hatten die vielfachen Volksbewegungen der Tribunen doch ausgerichtet, daß der gemeine Mann in Rom und also auch der gemeine

Soldat die Römischen Junker gründlich haßte, ohne zu untersuchen, ob mit Recht oder mit Unrecht.

Bei den Officieren half das von den Bundesgenossen gern gespendete Geld nach. Also geschah, daß Cinna das Heer als Konsul begrüßte, ihm den Soldateneid leistete und von den Bundesgenossen strömte es aus allen Gegenden zu seinen Feldzeichen. Aber am frohsten waren doch die Nolaner, die so unerwartet der Belagerungsangst quitt wurden.

Denn sie sahen eines schönen Morgens von ihren Mauerzinnen nicht mehr die verhaßten Römischen Bivuaks, weil Cinna ihre Peiniger plötzlich nach Norden, nach Rom entführt hatte. Eine ebenso merkwürdige Gleichheit wie Verschiedenheit in den Geschicken des Cinna und Sulla. Aus denselben Gegenden führte Sulla sein Heer gegen Rom, um Sulpicius und Marius zu stürzen, nach Rom, wie Cinna das dortige, ihm früher fremde ebendahin, um Sulla und seine Freunde zu verderben. Beiden gelang ihr Wunsch, und doch mit ganz entgegengesetztem Ausgang. Cinna zog mit seinem Heer auf Rom, wie einst Sulla, nur mit dem Unterschied, daß er es nicht nöthig hatte, wie Sulla, zu erobern. Wie Sulpicius hatte er den Marius aus der Verbannung in die Heimath gerufen und er kam, natürlich, um sein ihm von den Göttern versprochenes siebentes Konsulat anzutreten, das ihm richtig zu Theil wurde.

Er war vom Norden gekommen und hatte an der Etruskischen Küste eine Flotte aufgebracht. In seinem Gefolge waren zahlreiche Verbannte der früheren Zeit, seine Schicksalsgenossen. Bei Ostia landete er und erstürmte die Stadt. Dadurch war Rom die Zufuhr zur See abgeschnitten. Durch den Aufruf der Sklaven in Etrurien, wo sie so zahlreich waren, hatte er bald 6000 Mann beisammen. Sertorius, einer der Führer im Kampanischen Heer, der sich später im Hispanischen Kriege so berühmt machte, warnte den Cinna vor dem ehrgeizigen, politisch impotenten ewigen Unruhestifter und Intriganten Marius, obwohl vergebens. Denn für Cinna war nur die nächste Hülfe die beste und er ernannte Marius zum Proconsul auf Etruriſchem Gebiet und zur See. Der einzige General, welcher Rom zu Hülfe kommen konnte, war Pompeius Strabo. Er lagerte mit seinem Heer vor Rom, am Collinischen Thor. Die andern waren im Süden hinlänglich beschäftigt. Allein er zauderte, mit schnellem Angriff einzugreifen für den Senat, der an den alten Ordnungen festhielt und so geschah, daß Marius herankam. In thörichter Ueberschätzung hatte Pompeius gehofft, vom Senat zu außerordentlichen Würden erhoben zu werden. Dazu mochte aber der Senat seine Hand nicht reichen. Lieber wollte er im Wege des Kriegs unterliegen, als sich einem Glückspilz, über Nacht aufgeschossen, unterwerfen, der nicht Fisch nicht Vogel, der nicht demokratisch und nicht sena-

torisch gesinnt war. Es war vielleicht ein politischer Fehler, aber verzeihlich in dem kritischen Moment, wo Rom sich zwischen zwei Extremen zu entscheiden hatte. Pompeius' Zaudern bewirkte den Sieg der Demokraten. Seine 10,000 Mann waren den drei Verbündeten Cinna, Carbo und Marius, die sich vor Rom vereinigt, nicht mehr gewachsen, obwohl der Senat Mauern und Thore für den Angriff ausgebessert und festungsmäßig in Stand gebracht. Um sich auch im Lande Freunde zu machen, verlieh er allen Italischen Bundesgenossen, welche nicht mehr unter den Waffen gegen Rom standen, das Bürgerrecht, ohne die Bürgerschaft selbst zu fragen. Allein damit zeigte sich erst recht seine Schwäche. Nur die äußerste Noth, die Hoffnung auf den bewaffneten Zuzug der Mitbürger hatte diese Maßregel erzwungen, und daß die Betheiligten den inneren Zusammenhang völlig durchschaut hatten, beweist das geringe Häuflein von etwa 10,000, welche auf Rom marschirten statt der erwarteten Heerschaaren. Aber noch viel unglücklicher fiel der Versuch des Senats aus, da er doch nichts unversucht lassen durfte, sich mit den noch unter den Waffen stehenden Samnitern zu benehmen. Hier begegnete er so wüthendem Haß, so schmachvollen Bedingungen, daß er, auch im Moment seiner äußersten Schwäche, es unter seiner Würde hielt, weiter zu verhandeln. Doch er rief den Metellus mit seinem Heer, welcher die Samniten bisher im Zaume gehalten, zur Vertheidigung der Hauptstadt nach Rom. Er kam, nachdem er seinen Vertreter Plautius mit wenigen Truppen zur Beobachtung des Feindes zurückgelassen. Metellus' Erscheinen vor Rom stellte allerdings das Gleichgewicht zwischen den Vertheidigungsmitteln Rom's und den Angriffsmitteln der Feinde einigermaßen her. Aber die Samniten, als sie des Abzugs ihres Bedrängers inne geworden, stürzten sich auf Plautius, schlugen ihn, eroberten Abella und griffen, ohne Widerstand zu finden, weiter um sich; die Samniten waren durch Metellus' Abzug in der That frei und als nun eine Botschaft der Römischen Insurgenten bei ihnen anlangte, die ihnen das Bürgerrecht bewilligte, da schlossen sie sich willig an und sandten ihnen freudig die Schaaren ihrer jungen Mannschaft zu Hilfe. So standen diese, die der Senat für sich zu gewinnen versucht hatte, jetzt auf der Seite seiner Feinde.

Das Schlimmste dabei war, daß die Feinde der Regierung Rom allmälig die Zufuhr abschnitten, von Norden her durch die Besetzung von Ariminum, wodurch der Zuzug von Lebensmitteln aus dem cispadanischen Gallien aufhörte und die Absperrung der Tiber durch Marius, welcher unterhalb Roms eine Brücke über die Tiber geschlagen hatte, wodurch hier jede Schifffahrt von Getreideschiffen endete. Dann breiteten sich seine Truppen siegreich in der Campagna und Latium aus. Eine Stadt nach der andern

fiel, Aricia, Lanuvium, Antium. Was ihm widerstand, wurde nach der Ueberwältigung gemordet. Mangel und Hunger waren die unausbleibliche Folge dieser Operation und mit ihnen zugleich Krankheiten, die bald ansteckend wurden und unter den Truppen des Senats schrecklich wütheten. Es wird berichtet, daß Octavius 6000, Pompeius 11,000 Mann dadurch von ihren Soldaten einbüßten. Plötzlich wurde dieser selbst durch den Tod hinweggerafft, nicht durch die Krankheit, nicht durch seine meuterischen Truppen, wie die einstimmige Ueberlieferung angiebt, sondern durch das Gottesurtheil des rächenden Blitzes, der ihn mitten in seinem Feldherrnzelte niederschlug. Da brach die Wuth seiner Soldaten gegen den todten Körper los, sie warfen ihn von dem Bett herab und schleppten ihn schimpflich durch den Koth und Staub der Straßen hin. Das war das Ende dieses Mannes, der einen Augenblick berufen schien, an die Spitze Roms zu treten. Aber er wurde gewogen und zu leicht befunden zwischen den schweren Gewichten der Senats- und revolutionären Demokratenpartei, welche er beide als Vermittler aufwiegen sollte und wollte. Ein anderer Mann war dazu nöthig. Aber der weilte noch in ferner Ferne. Einstweilen glaubte die Senatspartei durch den Tod des Pompeius erstarkt zu sein, der auf einen Mittelweg zwischen beiden Parteien gearbeitet hatte, allerdings nur zum eigenen Vortheil. Seine zurückgelassenen Truppen kamen ja der Senatspartei zu gut und verstärkten die Truppen des Octavius. Die Senatspartei vertraute jetzt wieder auf die Zahl ihrer Soldaten und ging von der Defensive zum Angriff über. Allein sie kannte die Stimmung des Heeres sehr schlecht.

Bei dem ersten Zusammenstoß derselben mit denen des Cinna gingen sie schaarenweise zu ihm über als zu ihrem alten Konsul und Metellus, der sie officiell führte, rief sie eilig ins Lager zurück, um weiteres Desertiren zu hindern.

Da fing das Schwanken auch innerhalb Roms an, innere Zwistigkeiten begannen, das sichere Zeichen, daß die Senatspartei selbst im Zerfall war. Metellus und Octavius geriethen in Meinungsverschiedenheit, jener wollte verhandeln, dieser verabscheute jede Annäherung mit dem Feinde. Der Gegensatz pflanzte sich fort in die Bevölkerung, die sich in zwei Parteien theilte.

Die Folge war, daß die Truppen, die nicht wußten, woran sie waren, wankelmüthig wurden und massenweise zum Feinde übergingen, um so mehr, da sie wegen der Absperrung der Lebensmittel an Allem Mangel litten.

Da rief Cinna die Sclaven in Rom auf mit dem Versprechen der Freiheit, wenn sie sich unter seine Fahnen stellten. Wie oft war dieser Aufruf gehört worden seit den Zeiten des Caius Tiberius Gracchus, bei jeder insurrectionellen Bewegung in Rom und immer war er gescheitert an

der alten, von den Vorfahren angeborenen und anerzogenen Botmäßigkeit. Nun wurde auch dieſe uralte Ordnung geſprengt. In Schaaren drängten ſich die Sclaven zu Cinna's Fahnen. Vergeblich hatte der kluge Senat dieſelbe Maßregel dem Octavius anempfohlen, aber dieſer hatte ſie aus Prinzip abgewieſen. So mußte er mit ſeinem Prinzip fallen.

Damit war die Senatspartei, der Conſul Octavius und die Bürgerſchaft Roms geſchlagen. Die Uebergabe Roms an Cinna war zur Nothwendigkeit geworden. Es handelte ſich jetzt nur noch um das Wie, um die Bedingungen. Es wurde verhandelt. Zum Unglück verlangte der Beſiegte noch einige Anſtandsrückſichten, ein Ceremoniell. Man wollte den Cinna nicht als Conſul anerkennen.

Dieſe erbärmliche Rangſtreitigkeit bewirkte nun, daß im Heere das Ueberlaufen der Truppen zu Cinna noch mehr um ſich griff, der ſein Hauptquartier bis dicht an die Thore der Stadt vorgeſchoben hatte. Sie fand ſich dadurch völlig wehrlos dem Feinde gegenüber und bedingungslos mußte ſie ſich ihm überliefern. Dem Senat blieb nur der Wunſch übrig, der in die Acht erklärte Conſul möge doch Menſchenleben ſparen.

Cinna ſagte Ja, aber einen Eid darauf zu leiſten, welchen die römiſchen Unterhändler begehrten, verweigerte er. Und wie ein Racheengel ſtand neben ihm der greiſe Marius, der furchtbar gekränkte Sieger der Cimbern, in tiefem Schweigen.

Rom hatte keine Wahl, es mußte ſich auch ſo unterwerfen und Cinna zog als Sieger mit ſeinen Truppen in die Stadt. Nur Marius fehlte dabei, er ſagte, daß ein armer Verbannter ſolche Ehren nicht theilen könne.

Dieſe Aeußerung galt für die Bürgerſchaft einem Befehl gleich. Sie ſammelte ſich verſchüchtert auf dem Forum der Stadt und beſchloß einſtimmig, daß der große Marius mit Unrecht verbannt ſei und daß nun endlich der Tag gekommen ſei, ihn wieder in ſeine alten Rechte einzuſetzen als den großen Mann und Befreier Roms. Da kam nun wirklich der Befreier in die Stadt, er zog ein als der Racheengel. Denn bei ihm ſtand es längſt feſt, nicht einzelne unter ſeinen Feinden, nein, die ſämmtlichen Häupter der Gegenpartei morden zu laſſen. Damit keiner von ihnen entrinne, ließ er die Thore der Stadt ſchließen. Alle Häuſer und Schlupfwinkel wurden abgeſucht und das Morden dauerte fünf lange Tage. Welche Auftritte mußten dabei vorgekommen ſein. Auch nachher wurden Vergeſſene, die betroffen wurden, zur Schlachtbank geführt. Was in Rom, der Hauptſtadt, geſchah, wurde zum Signal für ganz Italien. Wohin die Kunde in eine Stadt der Halbinſel kam, da wiederholten ſich die blutigen Scenen, die Marius heraufbeſchworen, oft noch greulicher dort. Italien war zu einer Mördergrube geworden. Aber in Rom wurde mit den hervorragenden

Männern der Senatspartei gründlich aufgeräumt. Je vornehmer und reicher ſie waren, deſto ſicherer nur waren ſie dem Tode geweiht. So viele edle Männer fielen unter den Dolchen der ſiegenden Volkspartei, doch keiner unter größerem Mitleiden und Bedauern als L. Merula, der Oberprieſter des Juppiter (Flamen Dialis), der nur im Drange der Verhältniſſe eingewilligt hatte, das Amt des Conſuls nach Cinna zu übernehmen. Grade dadurch war er Cinna's Rache verfallen. Er wußte, was ihm bevorſtand. Denn er war feierlich geladen vor den Großrath des Volkes, Rede zu ſtehen über das, was man jetzt Volksverrath heißt.

Merula ſah, daß ſein Verderben beſchloſſen war noch vor dem Ausſpruch des Beſchluſſes. Er ging wie ein Opferthier in den Tempel ſeines Gottes und vor ſeinem Altar zerſchnitt er ſich ſelbſt die Adern, nachdem er gewiſſenhaft nach der Vorſchrift ſeines Standes die pontifikale Kopfzier ſeines heiligen Amtes abgelegt hatte. Denn wenn es zum Sterben kam, durfte nach der heiligen Regel ſie kein Flamen Dialis mehr tragen. Auch der Altconſul Antonius, der berühmte Redner, und Catulus, einſt des Marius College im Conſulat und Mitbezwinger der Cimbern und Teutonen, wurde erbarmungslos unter das Meſſer der Männer des Schreckens geliefert, die jetzt in Rom ſich der Herrſchaft bemächtigt hatten.

Cinna war nicht Schuld an dieſen Orgien der Rache. Cinna war zufrieden mit den Reſultaten ſeiner Anſtrengungen. Aber der unermüdliche Hetzer zur Rache war der alte Marius, in ſeinem Haß unerbittlich. Er war die Seele Aller, die mit ihm den Senat und ſeine Partei haßten. Er raſte wie eine losgelaſſene wilde Beſtie und ſein Beiſpiel hatte alle die Böſen, in denen ſie wutherfüllt bis dahin gebändigt geruht, ebenfalls befreit. Dieſe Partei-Beſtialität hauſte jetzt in Rom und Cinna, der ihr — zu ſeinem Lobe ſei es geſagt — fremd, hatte gegenüber dem Sieger über Jugurtha und die Cimbern und Teutonen, dem Märtyrer der Sache des Volks, dem großen Verbannten und nun im Triumph Heimgekehrten nicht von Ferne das wuchtige Anſehn, um durch raſches Eintreten dieſer Greul ein Ende zu machen.

Es war noch als Vergeltungsrecht gegen Sulla betrachtet worden, daß die abgeſchnittenen Köpfe der ermordeten Senatoren und Conſulare auf dem Forum öffentlich ausgeſtellt wurden. Aber daß Marius die Leiber der Getödteten durch die Straßen ſchleifen ließ, ihnen auch die Ehren des Begräbniſſes weigerte, daß er den Mörder des berühmten Redners und Conſularen Antonius, deſſen Talente Cicero, Marius' Verwandter, rühmt, als er ihm das abgeſchnittene Haupt bei der Mittagstafel aufwies, umarmte, das grenzte an den Schrecken des losgelaſſenen Wahnſinnigen.

Cinna beſaß nicht Kraft, einzuſchreiten, wozu ihn Sertorius ermahnte,

aber er sah vielleicht mit Vergnügen, wie der grimmige Greis, einst d
Wohlthäter Roms, seine letzten Kräfte in wilder Ausübung persönlich
Rache erschöpfte.

Darum ließ er ihn ja auch mit aller Unterstützung seines Anse
zum Consul für das nächste Jahr erwählen, zu jenem siebenten Consu
das sich Marius so lange gewünscht und gehofft als das ihm von ab
gläubischen Orakelsagern abergläubisch prophezeite. Marius hatte daran
glaubt und es wurde ihm gewährt, aber in diesem abergläubisch gesuch
und gefundenen Glück grinste ihm als letztes Unglück entgegen der Tod.

Sein neues Consulatsjahr hatte begonnen, aber sein Wüthen nicht a
gehört, das an seiner Lebenskraft zehrte. Es hatte seine Nerven zu ei
Höhe gespannt, daß der Schlaf, der liebe, alliebende Gefährte
Menschen, ihn verließ. Der Alte, dem es nicht einfiel, irgend eine sei
blutigen Thaten zu bereuen, beschloß den Gebrauch eines wohl schon öf
von ihm bewährten militärischen Hausmittels. Ein reichlicher Nachttr
sollte die Nachtruhe befördern, der zugleich gegen Winterkälte und Erkält
wirken sollte. Aber die heroische Kur wurde nicht mehr durch die früh
heroische Natur unterstützt. Marius legte sich auf's Krankenbett und n
Ablauf einer Woche war er todt. Noch in den Fieberphantasien hatte
seine Pläne für die Zukunft offenbart, er glaubte sich mitten im Schlach
kampf gegen Sulla, der ihm überall auf seiner Lebensbahn als Feind
gegnet war und den er am Meisten haßte.

Nur dreizehn Tage hatte sein siebentes Konsulat gedauert, aber Ma
hieß seitdem bei den Römern und bei denen, die römische Geschichte
den Römern durch ihre Geschichten erfuhren, der Marius, der sieben
Konsul war. Es ist traurig aber richtig, daß mit dem Tode des Ma
die römische und italische Welt von Neuem aufathmete. Zwar die S
die er gesäet hatte, war noch damit nicht völlig erstickt. Fimbria, Mar
getreuer Schüler und Anhänger in seinen letzten fluchbeladenen Tagen
wie er ein tüchtiger Mann, der bald in Kleinasien durch sein unbotmäßi
wildes, aufrührerisches Wesen ein jammervolles Ende nahm, ließ durch
regung des politischen Hasses beim Leichenbegängniß seines großen Leh
Marius dem edeln Oberpriester Roms Scaevola, den ganz Rom w
seines holdseligen Benehmens liebte, einen Dolchstoß beibringen und ma
als er genas, den schnöden Witz, man müsse ihn vor Gericht stellen,
er dem Mörder nicht still gehalten. Da war es endlich Sertorius, wel
Rom von den Mörderbanden, die sich Soldaten und Legionen nann
reinigte. Er ließ sie soldatisch antreten mit dem Versprechen, sie abzuloh
Aber den Lohn, den sie erhielten, zahlten ihnen Sertorius' treue kelti
Regimenter, von denen sie sich plötzlich umgeben sahen, und welche sie

armungslos todtschlugen, in die vier Tausend. Hatte Sertorius seine Absicht bei Lebzeiten des Marius nicht erreichen können, so glückte es ihm amit nach seinem Tode.

Nach diesem war Cinna der unbestrittene Herr von Rom. Er fühlte ich als Alleinherrscher und betrug sich als solcher und er hatte das Glück, ier lange Jahre diese Herrschaft unbestritten zu genießen. Sein einfaches Wort, das Befehl war, genügte, ihn und diejenigen, die er als seine Collegen ezeichnete, anerkannt zu sehen. Von Wahlformalitäten war dabei keine Rede. Es ging auch so.

Daß man sich in Italien ein so gewaltsames Regiment ruhig gefallen ieß, hatte wohl darin seinen Grund, weil Cinna die von Sulla wieder aufgehobene Satzung des Sulpicius wieder herstellte, wodurch den Freigelassenen nd Bundesgenossen das ihnen früher bewilligte volle Bürgerrecht wieder bewilligt war, eine Wohlthat, die sie nothwendig an seine Person fesseln mußte. Ein Senatsbeschluß hatte diese Maßregel im Jahre 84 v. Chr. — 670 Roms anctionirt. Endlich, schon zwei Jahre zuvor, hatte Cinna Censoren einetzen lassen, um die neuen Bürger aus den italischen Umlanden in die 35 Tribus einordnen zu lassen. Es war ein merkwürdiges Spiel des politischen Zufalls, daß der eine von beiden jener Philippus war, der einst als Consul das Haupthinderniß gewesen, daß des edeln Drusus' Absichten auf ie Ertheilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen gescheitert waren. Er erlebte die Schmach, nun selbst Drusus', seines politischen Feindes, Pläne ns Werk richten zu müssen. Das bezeichnete genugsam die Würde dieses politischen Charakters, es bezeichnete zugleich, wie völlig die Ansichten sich in Rom eändert hatten, mochte auch Philippus noch so sehr bloße Windfahne sein, enn der Wind als Sturm wehte.

Cinna verfehlte nicht, noch einige andere demokratische Restaurationsnaßregeln zu treffen, wie Neueinführung der Getreidevertheilungen an das Volk, so wohlfeil, daß sie als Geschenke gelten konnten und die Colonieusführung nach Capua, die schon so oft von Führern der liberalen Partei ergebens angestrebt waren.

Das war aber auch alles, was er in den vier Jahren seiner Alleinerrschaft zu Stande brachte. Man sieht, es waren nicht eigne Gedanken, mit denen Cinna wirthschaftete, sondern die Gedanken und Versuche der Partei, der er sich blind angeschlossen hatte. Und doch wie sehr hätte es eigner politischer Gedanken für einen Mann an seiner Stelle bedurft, vorüglich für die Samniten, noch immer der Kernpunkt des italischen Widerstands gegen Rom. Die Maaßregel Cinna's, die Schuldzahlungen bis auf en vierten Theil herabzusetzen, gewann ihm freilich die zahlreichen kleinen Schuldner, deren Menge groß war. Allein es war nur ein Gewinn für

aber er sah vielleicht mit Vergnügen, wie der grimmige Greis, einst der Wohlthäter Roms, seine letzten Kräfte in wilder Ausübung persönlicher Rache erschöpfte.

Darum ließ er ihn ja auch mit aller Unterstützung seines Ansehns zum Consul für das nächste Jahr erwählen, zu jenem siebenten Consulat, das sich Marius so lange gewünscht und gehofft als das ihm von abergläubischen Orakelsagern abergläubisch prophezeite. Marius hatte daran geglaubt und es wurde ihm gewährt, aber in diesem abergläubisch gesuchten und gefundenen Glück grinste ihm als letztes Unglück entgegen der Tod.

Sein neues Consulatsjahr hatte begonnen, aber sein Wüthen nicht aufgehört, das an seiner Lebenskraft zehrte. Es hatte seine Nerven zu einer Höhe gespannt, daß der Schlaf, der liebe, allliebende Gefährte des Menschen, ihn verließ. Der Alte, dem es nicht einfiel, irgend eine seiner blutigen Thaten zu bereuen, beschloß den Gebrauch eines wohl schon öfter von ihm bewährten militärischen Hausmittels. Ein reichlicher Nachttrunk sollte die Nachtruhe befördern, der zugleich gegen Winterkälte und Erkältung wirken sollte. Aber die heroische Kur wurde nicht mehr durch die frühere heroische Natur unterstützt. Marius legte sich auf's Krankenbett und nach Ablauf einer Woche war er todt. Noch in den Fieberphantasien hatte er seine Pläne für die Zukunft offenbart, er glaubte sich mitten im Schlachtenkampf gegen Sulla, der ihm überall auf seiner Lebensbahn als Feind begegnet war und den er am Meisten haßte.

Nur dreizehn Tage hatte sein siebentes Konsulat gedauert, aber Marius hieß seitdem bei den Römern und bei denen, die römische Geschichte von den Römern durch ihre Geschichten erfuhren, der Marius, der siebenmal Konsul war. Es ist traurig aber richtig, daß mit dem Tode des Marius die römische und italische Welt von Neuem aufathmete. Zwar die Saat, die er gesäet hatte, war noch damit nicht völlig erstickt. Fimbria, Marius' getreuer Schüler und Anhänger in seinen letzten fluchbeladenen Tagen und wie er ein tüchtiger Mann, der bald in Kleinasien durch sein unbotmäßiges, wildes, aufrührerisches Wesen ein jammervolles Ende nahm, ließ durch Aufregung des politischen Hasses beim Leichenbegängniß seines großen Lehrers Marius dem edeln Oberpriester Roms Scaevola, den ganz Rom wegen seines holdseligen Benehmens liebte, einen Dolchstoß beibringen und machte, als er genas, den schnöden Witz, man müsse ihn vor Gericht stellen, weil er dem Mörder nicht still gehalten. Da war es endlich Sertorius, welcher Rom von den Mörderbanden, die sich Soldaten und Legionen nannten, reinigte. Er ließ sie soldatisch antreten mit dem Versprechen, sie abzulohnen. Aber den Lohn, den sie erhielten, zahlten ihnen Sertorius' treue keltische Regimenter, von denen sie sich plötzlich umgeben sahen, und welche sie er-

barmungslos todtschlugen, in die vier Tausend. Hatte Sertorius seine Absicht bei Lebzeiten des Marius nicht erreichen können, so glückte es ihm damit nach seinem Tode.

Nach diesem war Cinna der unbestrittene Herr von Rom. Er fühlte sich als Alleinherrscher und betrug sich als solcher und er hatte das Glück, vier lange Jahre diese Herrschaft unbestritten zu genießen. Sein einfaches Wort, das Befehl war, genügte, ihn und diejenigen, die er als seine Collegen bezeichnete, anerkannt zu sehen. Von Wahlformalitäten war dabei keine Rede. Es ging auch so.

Daß man sich in Italien ein so gewaltsames Regiment ruhig gefallen ließ, hatte wohl darin seinen Grund, weil Cinna die von Sulla wieder aufgehobene Satzung des Sulpicius wieder herstellte, wodurch den Freigelassenen und Bundesgenossen das ihnen früher bewilligte volle Bürgerrecht wieder bewilligt war, eine Wohlthat, die sie nothwendig an seine Person fesseln mußte. Ein Senatsbeschluß hatte diese Maßregel im Jahre 84 v. Chr. — 670 Roms sanctionirt. Endlich, schon zwei Jahre zuvor, hatte Cinna Censoren einsetzen lassen, um die neuen Bürger aus den italischen Umlanden in die 35 Tribus einordnen zu lassen. Es war ein merkwürdiges Spiel des politischen Zufalls, daß der eine von beiden jener Philippus war, der einst als Consul das Haupthinderniß gewesen, daß des edeln Drusus' Absichten auf die Ertheilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen gescheitert waren. Er erlebte die Schmach, nun selbst Drusus', seines politischen Feindes, Pläne ins Werk richten zu müssen. Das bezeichnete genugsam die Würde dieses politischen Charakters, es bezeichnete zugleich, wie völlig die Ansichten sich in Rom geändert hatten, mochte auch Philippus noch so sehr bloße Windfahne sein, wenn der Wind als Sturm wehte.

Cinna verfehlte nicht, noch einige andere demokratische Restaurationsmaßregeln zu treffen, wie Neueinführung der Getreidevertheilungen an das Volk, so wohlfeil, daß sie als Geschenke gelten konnten und die Colonieausführung nach Capua, die schon so oft von Führern der liberalen Partei vergebens angestrebt waren.

Das war aber auch alles, was er in den vier Jahren seiner Alleinherrschaft zu Stande brachte. Man sieht, es waren nicht eigne Gedanken, mit denen Cinna wirthschaftete, sondern die Gedanken und Versuche der Partei, der er sich blind angeschlossen hatte. Und doch wie sehr hätte es eigner politischer Gedanken für einen Mann an seiner Stelle bedurft, vorzüglich für die Samniten, noch immer der Kernpunkt des italischen Widerstands gegen Rom. Die Maaßregel Cinna's, die Schuldzahlungen bis auf den vierten Theil herabzusetzen, gewann ihm freilich die zahlreichen kleinen Schuldner, deren Menge groß war. Allein es war nur ein Gewinn für

den Augenblick. Denn die Dankbarkeit für die augenblickliche Auskunft aus der Verlegenheit war kurz, um so mehr, da die Kapitalisten für neue Verlegenheiten nicht mehr borgten und diese Kapitalisten waren immer der Ritterstand, deren Neigung sich Cinna dadurch für immer entfremdet hatte und die sich nun, da der Markt für ihr Geld zu Hause verschlossen war, mit um so größerem Eifer ins Ausland, nach Asien, also an Sulla wandten, der ihnen Gelegenheit für ihre besten Speculationen bot, dem sie sich also zur Dankbarkeit und Anhänglichkeit verpflichtet hielten. Cinna war durch die gewaltige Bewegung, deren Kern der nun dahingesunkene Marius gewesen, emporgehoben und sein Erbe geworden. Aber er hatte, um den Staat von seinen Wunden zu heilen, nur ein Register der Hausmittel seiner Partei im Vorrath, die er in ihrer Apotheke vorgefunden und sie genügten freilich, den Patienten hinzuhalten, aber nicht ihn zur Gesundheit herzustellen, um neue drohende Kämpfe zu bestehen, wie ein Barbier, der nur Latwergen und Aderlaß kennt ohne die Einsicht des großen Arztes, welcher die Diagnose des Uebels zu stellen vermag, als erste Bedingung der Heilung.

So verhielt sich Italien einstweilen ruhig; die neuen Bürger, denen die Wohlthat des Bürgerrechts wieder zu Theil geworden, die Samniten, die zufrieden, nicht angegriffen zu werden, in stolzer Haltung in ihren Grenzen und immer auf der Hut, daß sie verletzt würden, sich als Neutrale um das politische Wirthschaften des Cinna'schen Regiments wenig kümmerten; die Partei der Ritter, die eingeschüchtert war und bessere Zeiten erhofften und der Senat, der terrorisirt wurde und endlich zu Maßregeln, die er nicht billigte, doch Ja sagen mußte, als gar kein Ausweg mehr für ihn vorhanden war, und endlich die armen Bürger, denen durch Brodbewilligungen und Schuldenerlaß die Nahrungssorgen abgenommen waren, wobei kaum zu erwähnen ist, daß der sogenannte Mittelstand, der zu allen Zeiten, in welchen civilisirte Staaten existirt haben, immer äußerst friedlich gesinnt war, für das nun einmal eingesetzte Regiment unter allen Umständen eingenommen war und allerhand Gründe dafür wußte, unter andern auch einen, der ihrem Scharfblick Ehre machte, nehmlich den, daß wenn dieses jetzt bestehende Regiment ein Ende nähme durch Ueberwältigung eines andern — natürlich Sulla's — die Umkehr aller socialen Zustände noch viel schrecklicher werden müßte.

Das waren die Stützen des Cinna, und sie hielten vier lange Jahre, bis Sulla, der Meister, nachdem er in Asien blutige Ordnung gemacht, in Italien anlangte, um da noch blutigere Ordnung zu stiften.

Marius' und Cinna's Regiment hatte eigentlich nur unter der Römischen Aristocratie mit unbarmherziger Grausamkeit gewüthet. Sie war in ganz Italien populär gewesen. Die allgemeine Stimmung des Volkes

hätte sich einer totalen Ausrottung der römischen Aristokratie mit Freuden gefügt, nur daß Cinna selbst, ein geborener Aristokrat aus dem alten Geschlecht der Cornelier, welches dem Staat seine größten Männer, vor allen den Besieger Carthago's geliefert, davor zurückgeschreckt war als der Mann der halben Maaßregeln, der sich nie dazu hatte hergeben wollen, den Senat gründlich in echt demokratischem Sinne zu purificiren.

Es hat etwas Großartiges, daß Sulla, der Rächer der Thaten des Marius und Cinna, für die Partei, die Rom groß gemacht, die nun dem sicheren Untergang geweiht schien und nur durch die angeborne adlige Scheu vor der völligen Vernichtung bewahrt wurde, daß dieser Sulla es wagte — wie er in seinem thatenreichen Leben so vieles gewagt hatte — für die, wie es heut heißt, verkommene Partei als Retter und Rächer einzutreten. Als Sulla bei Brundisium wieder den heimischen Boden betrat, da paßten genau auf ihn die Goethe'schen Verse:

Da bist Du, mein Lieber, da bist Du zu Haus,
Das Heimische findest Du schlimmer.
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie wehen durch alle die Zimmer.

Denn in der That, Sulla war heimathlos in Italien. Cinna hatte ihn in die Acht erklärt und sein Haus in Rom zur Ruine zerstört, seine Güter einziehen lassen für das öffentliche Gut. Die gleichen Ehren hatten eine Anzahl von Senatoren betroffen, die sich in sein Lager begeben hatten.

Sulla erschien mit seinen geringen Truppen — es waren höchstens 40,000 Mann — gegenüber den gewaltigen Hülfskräften Italiens, welche Cinna zur Verfügung standen, als jammervoller Verlorener. Er hatte — nicht an die Konsuln — an den Senat einen Bericht über seine Ausrichtungen in seiner Provinz Asien gesendet und in seiner offenen Manier angekündigt, er werde bei den inzwischen seiner Abwesenheit in Italien stattgefundenen Uebelständen in der Regierung nicht die Verführten, sondern nur die Rädelsführer zur Verantwortung ziehen.

Das war die stolze Ansprache des Sulla, der darin Cinna, den vierjährigen Gebieter Italiens, gänzlich ignorirte.

Aber der eingeschüchterte Senat verleugnete seinen Befreier gänzlich. Er erklärte das Land in Gefahr und übertrug den Konsuln — also Cinna — unumschränkte Gewalt, den Landesfeind unschädlich zu machen.

Aber Cinna erlebte diesen Kampf nicht mehr. Er hatte sich zum Heer begeben, das er in der letzten Stunde zur Einschiffung gegen Sulla nach Griechenland zusammengebracht. Schon waren einige Abtheilungen desselben in See gegangen, als der Aufstand ausbrach. Eine Schifffahrt in fremde Länder mit zweifelhaftem Erfolg, vor der Cinna's Truppen zurückschauderten, hatte ihn gereizt, und als Cinna den Meuterern entgegentrat, fiel er

nicht unrühmlich als Opfer von den Händen seiner eigenen Soldaten erschlagen und seinem Collegen Carbo blieb nur übrig, die schon ausgesandten Abtheilungen des Heeres, das seine Rache gekühlt, wieder zurückzurufen.

Cinna hatte seine Rüstungen eifrig genug betrieben und sie waren noch immer im Gange. Italien hatte schon jetzt 100,000 Mann im Felde, und es wird berichtet, daß die Armee sich bald verdoppelt hatte. So endete das Jahr und das neue (83 v. Chr. — 671 der St.) begann damit, daß Sulla bei Brundisium mit seinem Heere landete. Die freiwillige Uebergabe der Stadt war sein erster Erfolg. Er hatte doch wieder festen Boden unter den Füßen auf heimathlicher Erde. Jahrelang hatte man seine Rückkehr vorausgesehen und gefürchtet. Aber nichts war von Cinna geschehen, sie rechtzeitig zu hindern. Der Grund zur Sammlung des Heeres in Ancona und Ariminum statt bei Brundisium bleibt räthselhaft und kann nur durch die Eile, die er hatte, entschuldigt werden. Denn der Herabmarsch durch Illyrien nach Griechenland, wenn er einen passenden Hafen daselbst ausgesucht — und da gab es so gut wie keinen — war schlimmer als der Marsch an der Italischen Küste nach Brundisium.

Da war es denn für Carbo unmöglich in so kurzer Zeit, nun Sulla hier gelandet war, sein Heer rechtzeitig demselben entgegenzuwerfen, wenn er auch die gewaltigsten Märsche ihm zugemuthet hätte.

Aber was hatte denn Sulla den ungeheuren Schaaren, die Cinna zusammengebracht, entgegenzustellen. Es waren lediglich fünf Legionen und sie mochten nicht einmal vollzählig sein. Nur einige Tugenden hatten sie, sie waren abgehärtet, kriegsgewohnt, siegesgewiß und treu. Unter ihnen gab es keine Meuterer. Sie waren stolz auf ihren Feldherrn, dessen Glück war, daß Cinna ohne sein Zuthun starb, als er in Italien erschien. Aber Cinna konnte nicht wissen, daß er einen Schwiegersohn gewonnen an dem jugendlichen, vornehmen, wenn auch damals nicht bemittelten C. Julius Cäsar, dem Sprößling einer erlauchten patricischen Familie, dessen Muhme dem gewaltigen Marius einst vermählt war, welcher vom Genius Roms ausersehen war, als Gründer des römischen Kaiserthums allen und sämmtlichen aristokratisch-demokratischen Agonien den Garaus zu machen.

Als Sulla seinen Getreuen erzählt, welchen Gefahren sie entgegengingen, gegen 16 Feldherrn, gegen 450 Cohorten, boten sie ihm ihre sämmtlichen Ersparnisse aus dem Mithridatischen Feldzug an für seine Kriegsbedürfnisse und verpflichteten sich mit heiligem Eide, ihm gehorsam zu folgen, wohin er sie auch führen wollte.

Mit solchen Truppen mochte der kühne Sulla es schon wagen, sich mit seinen Gegnern zu messen.

Zu seinem Glück hatte offenbar die bisherige Kriegführung den Süden

Italiens preisgegeben und sich auf den Norden beschränkt. Daher die Flottenstation Ancona, daher die Werbungsplätze des Carbo in Gallien, daher das abenteuerliche Landungsprojekt in Dalmatien, statt gegenüber Brundisium bei Dyrrhachium (Durazzo).

Sulla's Soldaten sehnten sich sehr nach Ruhe nach den Strapazen und Genüssen des siebenjährigen Asiatischen Feldzuges; doch begriffen sie, daß die Ruhe nur durch einen neuen letzten Feldzug gewonnen werden könnte. Es bestand Fühlung zwischen ihnen und ihrem siegreichen Feldherrn, dem sie so lange Jahre nicht vergebens vertraut hatten, der sie immer vom Kampf zum Sieg und es muß dabei gesagt werden — zu Plünderung und Beute und Sturmsold — geführt hatte. Unter seiner gewohnten Siegesführung winkten ihnen noch viel bessere Belohnungen, die ihr Feldherr sie merken ließ, eigenes Gut, eigenes Haus, eigener Herd im lieben Vaterlande. Diese Hoffnung spannte alle ihre Kräfte noch einmal. Der Erfolg war der Wahl entsprechend.

Denn der Italisch-römischen Fortschrittspartei zum Trotz eilten alle Anhänger der alten Senats- und Optimatenfraktionen, welche dem Regiment des Terrorismus entgegen waren, in das Lager des Sulla. Wie groß ihre Hoffnung, ihr Vertrauen auf ihn war, sieht man daraus, daß zwei hochgestellte Männer, welche der Marianische Terrorismus nach dem Gallischen Ligurien (etwa um Marseille oder Genua) und nach Africa gescheucht hatte, unter vielen Gefahren seinen Fahnen zueilten, Q. Metellus und M. Crassus, dieser sogar mit einem Haufen Bewaffneter, was eher möglich war, da offenbar die Regierung in Rom den Süden nicht mehr beherrschte. Sie alle nahm Sulla gern auf und gab ihnen Stellungen im Heer nach Rang und Stand. Freilich gab es auch Ausnahmen, da unter den vornehmen Refugiés, die in sein Lager kamen, viele ebenso anspruchsvoll wie unfähig waren zu höheren Militärdiensten, zu denen sie sich durch ihre hohe Geburt berufen glaubten. Mit solchen freilich machte Sulla ein rasches Ende als der in Gefahren ergraute Feldherr, der adlige Gallopins nicht brauchen konnte. Er hatte genug an seinem eigenen alten und doch immer noch frischen und noch nicht pensionirten Adel.

Aber auch aus dem andern Lager meldeten sich Refugiés, so der Konsular L. Philippus, der schon so wechselnde, aber immer bedeutende Rollen in der römischen Politik gespielt hatte. Sulla nahm ihn auch auf, aber schickte den unzuverlässigen Mann nach Sardinien, es für ihn zu gewinnen. Daran mochte er sich versuchen. Gelang es ihm nicht, so war nicht viel verloren und vielleicht glückte es ihm. Einstweilen war er eines bedenklichen Anhängers in Italien ledig.

Und es kamen noch andere bedeutende Heerführer, zum Theil seine er-

klärten Feinde. Aber weil sie tapfere Offiziere waren, eine Kategorie, für welche Sulla zeitlebens eine Schwäche gehabt, nahm er sie gern auf und gab ihnen Stellung im Heere, sogar dem P. Cethegus, den er vor seinem Abmarsch aus Italien wegen Betheiligung an dem Sulpicischen Aufstand proscribirt hatte.

Viel größerer Gewinn als der Uebertritt von diesen allen galt ihm aber, daß ihm der junge Pompeius, der Sohn jenes Konsularen, der so lange zwischen dem Senat und Marius geschwankt hatte, seine Dienste anbot. Und er kam nicht mit leeren Händen. Aus Picenum, wo die reichen Güter seines Hauses lagen, wo er durch Familieneinfluß ein angesehener und mächtiger Mann war, führte er dem Sulla drei Legionen zu. Im Herzen wie sein Vater niemals Anhänger der Marius'schen Partei, war er in Rom, wo man seine Neigungen kannte, vielen Anfeindungen und endlich einem schweren Vermögensprozeß ausgesetzt, dem er durch seine einflußreichen Verbindungen glücklich entkam.

Empört über die gegen ihn beabsichtigte Schmach war er in seine Heimath gegangen und hatte, der blutjunge Mann, in Auximum das Banner der Insurrektion gegen das ihm verhaßte Regiment in Rom aufgepflanzt. Von allen Seiten waren die alten Soldaten seines Vaters dem hoffnungsvollen Jüngling zugeströmt. Sie hatten den jungen das Beispiel gegeben, und nun war Pompeius plötzlich zu einer furchtgebietenden Macht geworden, gegen welche das römische Regiment vergebens Truppen sendete. Denn der junge Feldherr schlug sie entweder geschickt, indem er sie einzeln angriff oder es gelang ihm gar, sie zum Uebertritt zu seinen Truppen zu bewegen. So marschirte er nach Süden und bei Teanum in Apulien vereinigte er sein Heer mit Sulla. Er, der alte Feldherr, der schon so viel Lorbeeren um seine Schläfe gesammelt, grüßte den jugendlichen Pompeius als Imperator, eine Ehre, die nach römischer Sitte die Soldaten ihrem siegreichen Feldherrn im Uebermaaß der Freude durch Jubelgeschrei entgegenriefen.

Auf Sulla's Seite standen also nun schon acht Legionen und unter den neu gewonnenen war ein Kern von Veteranen.

Mit ihnen zog er nun getrost quer durch Italien, fast ohne Schwertschlag durch die schwierigen Gebirge und Defileen ohne Verluste hinab nach Campanien. Welchen Schaden hätten ihm die Samniter thun können, wenn sie sich ihm entschlossen entgegengestellt hätten. Allein sie waren zufrieden mit den errungenen Vortheilen, zufrieden, nach altem Herkommen weiter fort zu vegetiren. Was kümmerte sie der ausländische Hader der Marianer und Sullaner. Sie gedachten mit Freuden zuzusehen, wie sie sich unter einander zerfleischten.

So stand Sulla im Frühling des Jahres 83 v. Chr. — 671 d. St. in der Kampanischen Ebene dem Heere des Konsuls Norbanus gegenüber, der in Eilmärschen dahin gezogen war, für dieses Jahr mit L. Cornelius Scipio gewählt. Es war eine unglückliche Wahl gewesen. Wie schlimmere Gegner statt dieser unfähigen hätte Sulla gegen ein Konsulpaar des Sertorius und des Marius, des Sohnes des eben gestorbenen glorreichen Besiegers der Cimbern und Teutonen, der wenigstens ein tüchtiger Soldat war, gehabt.

Sulla versuchte zu unterhandeln. Aber Norbanus in thörichtem Uebermuth vergriff sich sogar wider römisches Völkerrecht an seinen Abgesandten. So kam es bei Capua zur Schlacht. Kaum war es eine. Denn beim ersten Vorstoß von Sulla's mutherfüllten Veteranen zerstob die feindliche Schlachtordnung. Mit dem Rest seiner aufgelösten Armee rettete sich der Konsul in das nahe Capua oder das nicht ferne Neapel. Sulla dachte nicht daran, mit einer regelrechten Belagerung beider Städte seine Zeit zu verlieren. Er detaschirte für sie Beobachtungskorps und marschirte vorwärts nach Norden, nach Teanum, bis wohin der andere Konsul Scipio endlich gelangt war. Er hatte sich also mit Marsch oder Rüstung verspätet, um mit Norbanus sich zu vereinigen, ehe ihn Sulla angriff.

Sulla bot auch ihm einen Vergleich an und der andere Konsul ging darauf ein. Auf neutralem Boden, zwischen Cales und Teanum ward das Rendezvous zwischen den beiden feindlichen Geschlechtsvettern, dem Cornelius Scipio und Cornelius Sulla verabredet, alte Bekannte, die manches Jahr miteinander im Senat berathen hatten. In vertraulichem Gespräch unterhielten sie sich über die Lage des Staats und Scipio war so weit von Sulla überzeugt oder überredet, daß er an seinen Mitkonsul in Capua einen seiner Offiziere schickte, um ihm Sulla's Verständigungsvorschläge noch einmal vorzulegen zu gemeinschaftlichem Benehmen.

Die Kunde von Verhandlungen zwischen den feindlichen blutsfreundlichen Feldherren, von einem vielleicht nahen Frieden hatte unterdessen den Weg zu den beiden feindlichen Heeren gefunden, und der faktisch eingetretene Waffenstillstand bestärkte sie.

Hatte Sulla durch seine Vorstellungen den Scipio schon halb gewonnen, so gelang es seinen Soldaten, die des Scipio ganz zu gewinnen. Es fanden Annäherungen statt, die Sullaner mit ihrem reichen asiatischen Beuteseckel waren sehr freigebig. Man trank zusammen auf Einigkeit und Frieden und schloß mit gemeinschaftlicher Verbrüderung. Denn im Grunde waren beide Heere des Krieges überdrüssig, das Konsularheer scheute seine Gefahren, das Sullanische war seiner müde und satt. Sertorius, welcher so oft schon die undankbare Rolle des bescheidenen, getreuen Eckart in diesen Zeiten ge-

ſpielt, er hatte auch jetzt noch in der letzten Stunde Scipio vor der Gefahr gewarnt. Da war es zu ſpät. Als die Konvention allem Anſcheine zuwider nicht zu Stande kam, wahrſcheinlich durch Widerſpruch des Norbanus, galt es als Signal für Scipio's Truppen, ſchaarenweiſe zu Sulla mit ihren Feldzeichen überzugehen, und Scipio mit ſeinen Oberoffizieren ſah ſich allein und verlaſſen. Sulla ließ ihn und ſie mit freiem Geleit nach Norden führen, nur unter der Bedingung, daß er als Conſul abdicirte, worauf er einging.

Doch als er ſich wieder frei ſah, brach er ſein Gelöbniß und begann eine neue Heeresrüſtung. Das Jahr neigte ſich zu ſeinem Ende und Sulla beſchloß, ſein Heer den Winter hindurch ausruhen zu laſſen, da ſich Norbanus in Capua immer noch hielt, auf Entſatz von Rom hoffend.

Dennoch war das Reſultat der Kämpfe Sulla's in dieſem Jahre ein glänzendes geweſen. Seinen fünf Legionen hatte freiwillig Pompeius drei andere zugeführt, die Armee des einen Konſuls hatte er bis auf Trümmer vernichtet, die des andern war von ihm gewonnen. Den Norbanus hatte er in Capua cernirt, Scipio war ein heerloſer Konſul für die Neige des Jahres. Der ganze Oſten Italiens von Picenum bis Apulien huldigte ihm, Kampanien bis auf Capua und Neapolis ebenfalls und viele Italiſche Städte waren zu ihm übergetreten, denen er auf ihr Begehren beſondere Kapitulationen bewilligt hatte. Sulla konnte ſich zum Vormarſch auf Rom ſelbſt für den nächſten Frühling rüſten.

Doch alle dieſe furchtbaren Schläge, die ſie betroffen, hatte die Patriotenpartei in Rom nicht gedemüthigt. Das zeigten die Konſulwahlen des Carbo und des jüngeren Marius, die beide ihre echten Anhänger waren. Schon dieſe Wahl bezeichnet den Charakter, den der neue Feldzug annehmen ſollte. Marius war kaum zwanzig Jahr. Man hatte alle Rückſichten vor den herkömmlichen Geſetzen vernachläſſigt, welche als Vorbedingung zum Konſulat den Nachweis begehrten, daß der Bewerber Quaeſtor und Prätor geweſen. Die alten Satzungen galten nichts mehr und die Willkür der Revolution, die unbeſtimmbare, war an ihre Stelle getreten, aber auch mit aller Energie der Leidenſchaft. Dieſen Konſuln wenigſtens gegenüber erſparte ſich Sulla Verhandlungsverſuche, er wußte, daß ſie nie nachgeben, daß ſie fechten würden, bis die letzte Kraft von Land und Leuten erſchöpft wäre oder bis zu ihrem eigenen Ende. Sie hatten ſich in die Kriegsſchauplätze getheilt, Carbo hatte den Norden übernommen, wo die Hauptwerbeplätze der Regierung lagen, das Poland, Gallien, Etrurien, Umbrien, alſo wohin auch Zuzüge aus Großgallien und Hiſpanien, die ihm noch ſicher waren, gelangen konnten und wirklich eintrafen. Nach dem letzteren Lande wurde auch Sertorius geſandt, um für Lieferung immer neuer Aufgebote

zu sorgen. Damit war ihm eine selbstständige Stellung als Feldherr in der großen Provinz gesichert und man war des ehrgeizigen Mannes los, der schon so oft vergeblich auf die falschen Schritte der Machthaber aufmerksam gemacht und dem doch niemals gelungen war, aus seiner subalternen Lage in die erste Linie der Action hervortreten zu können, obwohl er der einzige gewesen, der in den Kämpfen des vorigen Jahres sein Armeekorps ohne wesentliche Beschädigung bei den Fahnen beisammengehalten hatte. Es schien der einzige Trost für die zeitigen Machthaber Roms zu sein, daß sie die Werbe- und Aushebeplätze für die Ergänzung ihrer Heere in Händen hatten und Carbo versäumte nichts, daraus Nutzen zu ziehen.

Die Zahl der Truppen war daher ungeheuer gegenüber den schwachen Hülfskräften des Sulla und man hoffte, ihn durch dieses Uebergewicht allmählich zu ermüden und mürbe zu machen, wenn auch Carbo als alter Soldat sich über die Beschaffenheit dieser Truppen klar genug war, daß sie an Güte mit den kriegsgeübten, wohldisciplinirten Truppen des Sulla keinen Vergleich aushielten, daß sie nach heutigen Begriffen nicht viel mehr als Milizen oder Nationalgarden oder gar Landsturm waren.

Aber wenn auch der Plan der gescheidteste war, der sich machen ließ, die Gefahr für Rom, das Herz des Staates, auf welches der Stoß der Sullanischen Armee gerichtet war, welcher doch von wesentlicher Entscheidung sein mußte, war dringend. Es kam also alles darauf an, was der Consul Marius, der als Feldherr der Südarmee Rom zu schützen hatte, ausrichten würde. Er, der zwanzigjährige Jüngling, der im gewöhnlichen Laufe der Dinge eben nur über seine Privatangelegenheiten hätte verfügen können, er trug nun das furchtbare Gewicht auf seinen jugendlichen Schultern, über das Wohl und Wehe des ganzen Staats in erster Linie zu entscheiden, und zwar gegenüber einem als Staatsmann und Feldherr in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen und Siegen ergrauten aber noch rüstigen, lebensfrischen Krieger, dem stets glücklichen Nebenbuhler seines großen Vaters, der ihm nichts hinterlassen als seine Jugend, die große Erbschaft seiner Stellung, die ihn zum Consulat geführt, und seinen Haß gegen Sulla.

Dieser war ohne wesentliches Hinderniß nach Norden vordringend auf der Latinischen Straße bis in die Gegend von Signia in Latium gelangt, etwa sechs Deutsche Meilen von Rom, nicht fern von dem wenig über vier Meilen von der Stadt gelegenen Praeneste, welches sich Marius als Hauptstützpunkt für seine Armee nicht unangemessen ausersehen hatte. Es war in der That durch seine Lage die Schutz- und Trutzburg für Rom selber. Hier zwischen Anagni, Palestrina und Segni (Anagnia, Praeneste und Signia), trafen die beiden Heere auf einander und es kam zur blutigen Entscheidung. Sie fiel gänzlich zu Gunsten des Sulla aus. Marius focht

nicht nur mit der ihm angeborenen Tapferkeit sondern mit der des Hasses und der Verzweiflung. Hätte er sie doch auch seinem Heere einhauchen können. Aber weder an Zahl — es waren etwa 40,000 Mann — noch an Kriegsübung, noch an dem dadurch beim Soldaten hervorgehenden ruhigen, muthigen Vertrauen war es dem Feinde gewachsen, und wohl auch nicht durch die umsichtige Führung, wie sie Sulla so meisterlich verstand. Marius' Truppen ermüdeten bald und hielten kaum noch Stand. Als sogar mitten im Kampfe große Heerhaufen zu Sulla überliefen, da war die entstandene Lücke in der Schlachtreihe nicht mehr durch Reserven zu stopfen, die Sullaner drangen hinein und Marius' Heer war zersprengt. In wilder Flucht stürzten sie nach dem etwa zwei Meilen entfernten Praeneste und andern nahen Burgen, welche viele glücklich erreichten, so daß wenigstens große Abtheilungen des Heeres gerettet wurden. Mit ihnen fand der besiegte Feldherr in Praeneste Schutz. Sulla begnügte sich mit diesem Erfolge und ließ vor Praeneste ein Beobachtungskorps unter seinem Untergeneral Ofella und zog gegen Rom, das Marius nicht mehr zu schützen vermochte. Die Stadt war nicht mit Mundvorräthen versehen — vielleicht aus Hochmuth, vielleicht aus Fahrlässigkeit. Sie war Sulla gegenüber nicht haltbar. Marius, der es sah, knirschte darüber vor Wuth. Aber als der echte Sohn seines Vaters benutzte er doch die kurze Frist, wo ihm die Verbindung mit der Stadt noch offen stand, um sich an den noch immer zahlreichen dort befindlichen, wenn auch gemäßigten Feinden und Gegnern seines Vaters, die auch er haßte, zu rächen. Ungesäumt sandte er seine eiligen Boten hinein mit Mordbefehlen gegen sie, zu einer neuen letzten dritten Marianischen Proscription. So sehr wurde Rom noch in der letzten Stunde, wo Sulla als Befreier fast an seinen Thoren stand, von dem Geist des Terrorismus beherrscht, daß die Gewaltbefehle ohne Verzug und Widerspruch vollzogen wurden. Es war der Prätor L. Brutus Damasippus, an den sie gerichtet waren, und der sich ohne Besinnen dazu hergab, das Blutbad unter den edelsten Römern anzurichten, die Roms Mauern umschlossen. Sie, alle Senatoren, berief er zur Senatsversammlung und mitten in der Sitzung ließ er sie durch die Eingedrungenen niederstoßen. Die Wenigen, welche die Thüren gewonnen, wurden vor dem Hause und in den Straßen ermordet. Unter ihnen der edle, untadelhafte Pontifex maximus Scaevola, der einst kaum dem Dolche des Bravo entronnen war, den Fimbria gegen ihn gedungen hatte. Bestimmt für den Marius als Todtenopfer zu fallen, weihte ihn jetzt dessen halbunmündiger rachsüchtiger Sohn dem Tode, und als endlich Sulla in Rom einrückte, war das Unglück und Verderben, das auf die Schlachtopfer des Marius hereingebrochen, nicht mehr wieder gut zu machen. Ihre Leiber, nachdem sie von den Mördern und dem Pöbel

durch den Koth und Staub der Straßen geschleift waren hinab zur Tiber, wälzte nun ihr schmutziges gelbes Lehmwasser gegen Ostia dem Meere entgegen.

Damasippus nach vollbrachter That zog mit seinen Truppen nach Norden und Sulla betrat mit den seinigen das verödete Rom wieder. So vieles hatte sich unterdessen verändert, so viele Zeugen der alten Zeit waren unterdessen verschwunden, die einst so beredt für sich und Andre sich geltend gemacht. Dazu der größte aber ein stummer, der heilige Tempel des Jupiter auf dem Kapitol, der seit den Zeiten der Könige aufrecht gestanden. Die Flammen hatten ihn verzehrt, als im vergangenen Jahre Carbo in die Stadt geeilt war und Sulla mit den Seinigen zu Feinden des Vaterlandes hatte erklären lassen. Nach solchem Verlust mochte als geringerer gelten, daß die Marianische Partei durch den eingeschüchterten Senat die goldenen und silbernen, den Göttern geweihten Tempelschätze in die Münze geschickt hatte, um Geld für den Krieg zu gewinnen. Die Summen waren ungeheuer wie ihre Verschwendung und dennoch fanden sich nach Beendigung desselben noch 14,000 Pfd. Gold und 6000 Pfd. Silbers übriggelassen.

Sulla hatte keine Zeit, sich in dem verödeten und entweihten Rom länger aufzuhalten. Er hatte sich diesmal nicht auf dem Forum sondern mit seinem Heer auf dem Campus Martius also außerhalb der Stadt gelagert. Es genügte ihm, die durch die Flucht der Inhaber leer gewordenen Magistratsämter mit seinen Anhängern zu besetzen. Er versicherte das römische Volk feierlich auf dem Forum seiner Schonung. Er verhängte keinen Todesbefehl gegen irgend einen seiner Widersacher und verließ mit dem Heere die Stadt, um nach Norden zu gehen. Denn hier war der eigentliche Centralpunkt des Widerstandes gegen ihn, wie schon im vorigen Feldzug. Den Süden hatte die demokratische Kriegspartei schon eigentlich im vorigen Jahre preisgegeben. Der Norden gehörte ihr sowohl in Beziehung der politischen Stimmung als des Willens der Bevölkerungen, für den Kampf gegen Sulla einzustehen, ausgenommen den Osten Italiens, das Gebiet von Picenum — welches Pompeius durch sein dort überwiegendes Ansehen dem Sulla gewonnen — bis nach Apulien.

Für uns ist es jetzt ein Labyrinth, die Details der Feldzüge Sulla's und seiner Unterfeldherren deutlich strategisch darzustellen. Der Kampf wogte in Etrurien und Umbrien und dem diesseitigen Gallien hin und her. Gefechte, ja Schlachten wurden auf und ab gewonnen und verloren. Die Minderzahl der Streiter war stets auf Seiten des Sulla, aber auch die größere kriegerische Tüchtigkeit, dagegen die größere Zahl der Kämpfer auf Seiten des Höchstkommandirenden Carbo, der als dem Tode geweihte Massen immer neue und neue Schlachthaufen aus dem Italischen Norden, ja aus dem in

nern Gallien und Hispanien entgegenwarf. Schade, daß sie nicht minder und nicht mehr geübt für ihr Handwerk waren als heutzutage die Landsturmaufgebote und die Nordafrikanischen Versuchstruppen gegen ihre eigenen Algerischen Landsleute im modernen Frankreich gegenüber unseren unnahbaren Deutschen Truppen. Etwa so viel läßt sich im Allgemeinen über den Gang der militärischen Operationen der gegnerischen Heere sagen. Sulla ging selber der Hauptmacht des Carbo, welcher sich auf das feste Clusium in Etrurien stützte, entgegen und hier vor den Mauern der Stadt kam es zur Schlacht, wo erbittert vom Morgen bis zum späten Abend, aber ohne Entscheidung gekämpft wurde. Carbo's Heer ging in die Stadt zurück, welche im Sturm zu nehmen Sulla's Kräfte bei weitem nicht ausreichten. Dadurch war seinem Vordringen hier einstweilen ein Ziel gesetzt. Wie er vor Praeneste, der Zuflucht des Marius, einen jüngst zu ihm übergegangenen tüchtigen, brauchbaren Kriegsmann mit einem Beobachtungsheer zurückgelassen, so that er es auch vor Clusium und kehrte in die Gegend von Praeneste zurück, wo er sich bei einem wichtigen Passe lagerte, der jedes Entsatzheer der Stadt fern hielt. Seine Unterfeldherren, Metellus, sein Schwiegervater, Pompeius, Crassus und andere bedrohten den Norden, Umbrien, die Poebene, welche Carbo's Unterfeldherren mit großen Heeren besetzt hielten. Beide, sowohl Carbo als Sulla wußten hinlänglich, welche ungeheure Bedeutung für diesen Krieg der Besitz des diesseitigen Galliens (des früheren Lombardisch-Venetianischen Königreichs) hatte. Denn wie Sicilien die Kornkammer Roms hieß, so konnte mit Recht damals Norditalien die Fleischkammer Roms genannt werden. Dies Land, welches noch mit dichten Wäldern reichlich ausgestattet war, nährte darin unerschöpfliche Heerden, namentlich Schweine, deren gepökeltes und gesalzenes Fleisch, eine Lieblingsnahrung der Römer, seit den Romulischen Zeiten für den Süden einen unentbehrlichen Einfuhrartikel bildete, um so mehr, da so viele Mäuler der aufgebotenen Heeresmassen zu füllen waren. Und nicht minder wichtig galt dieses Land durch die Lieferung von Heeresaufgeboten aus seinem Gebiete nicht nur, sondern aus dem benachbarten innern Gallien (Frankreich) und sogar Spanien, die nur auf diesem Wege zu den römischen Heeren stoßen konnten.

Carbo, welcher einstweilen für die Armee von Clusium keine Besorgniß sah, begab sich nach Norden, um die Beschirmung der Poebene, wo ihm seine besten Hülfsquellen flossen, zu überwachen.

Und er hatte dazu große Ursache, denn bereits vor seinem Konflikt mit Sulla bei Clusium, zu dem er nothgedrungen herbeigeeilt war aus dem Norden, den zu schützen er für seine Hauptaufgabe hielt, hatte er bedenkliche Kämpfe mit Sulla's Unterfeldherren zu bestehen gehabt.

Metellus war durch das ihm befreundete Picenum bis gegen Ancona, i die Grenze des Italiſchen Galliens vorgedrungen und hatte Carrinas' ruppen geſchlagen. Es war ihm Carbo mit größeren Heereskräften in den eg getreten. Da trafen die Unglücksposten aus dem Süden ein von der iederlage des Marius beim Hafen des Sacer und Carbo hielt für ange- igt, ſich auf Rimini (Ariminum) zurückzuziehen, den Kreuzpunkt der hauſſeen, dieſen antiken Repräſentanten unſerer modernen Eiſenbahnen, der n in Verbindung mit Nord, Süd und Oſt erhielt. Es war ein Rückzug ge- eſen, der ihm ſchwere Verluſte gebracht. Denn zahlreiche Haufen ſeines eeres, die den Rückzug zu decken hatten, fielen in die Hand der verfolgen- n Feinde. Allein Carbo hatte Ariminum verſtärkt, das nun einſtweilen, ie ſpäter Cluſium, widerſtand und Carbo konnte dem Norbanus die Ver- eidigung des Pothales übertragen.

Als er jedoch nach dem Conflikt bei Cluſium mit Sulla wieder im orden erſchien, hatte ſich die Lage ſeiner Heere ſehr verſchlimmert. Me- llus war mit der Flotte nach Ravenna gelangt und hatte alſo die Feinde Rimini umgangen. Er drang ſogleich nach Gallien vor und durch n ſiegreiches Treffen bei Faventia (Faenza) war die Verbindung zwiſchen allien und Ariminum in der That abgeſchnitten. Und ſie war durch die ene Schuld des Carbo verloren. Denn erſt gegen Abend hatte er Me- llus in Sicht bekommen mit ſeinem freilich an Zahl überlegenen (Carbo tte ſich mit Norbanus vereinigt), aber weniger geübten und durch Eil- ärſche abgematteten Heere. Ohne ihm zur Raſt Zeit zu gönnen, ohne e Vortheile der feindlichen Stellung zu rekognoſciren, eine Vorſicht bei em Feldherren, der ein unbekanntes Terrain betritt, hatte er das Signal m Angriff gegeben. Aber zwiſchen ihm und dem Feinde lagen ausge- hnte Weingärten, die mit ihren Pfählen und dem Geſchlinge der Reben s Terrain ſo ſchwierig machten, als wäre es mit ſpaniſchen Reitern be- zt. Seine ermüdeten Truppen verwickelten ſich darin wie in einem Laby- rth immer mehr und mehr und nun fiel Metellus mit ſeinen friſchen ruppen über den Feind her. In kurzer Zeit erwies ſich, daß er mit leich- r Mühe unter Carbo's Heer ein Blutbad, ein Gemetzel anrichtete. Carbo's iederlage war vollſtändig. Was nicht fiel, ging über zu Metellus oder rlief ſich. Lucullus, der Bruder deſſen, der dem Sulla im Mithridati- en Kriege ſeine Flotte geſchaffen, ſtieß auf die Trümmer dieſes Heeres i Placentia und rieb ſie völlig auf. Carbo ſelbſt war kaum und mit nicht ehr als 1000 Mann Bedeckung nach dem Etruskiſchen Cluſium ent- mmen.

Nicht glücklicher war der Erfolg ſeiner Anordnungen im Süden ge- eſen. Hier war ſein General Carrinas wiederholt von Pompeius geſchla-

gen und zurückgedrängt und die Unternehmung des Marcius völlig gesch
tert. Ihn hatte Carbo mit einem Heere von acht Legionen zum Entse
des hungernden Praeneste nach Süden gesendet. Allein er erreichte se
Ziel gar nicht. Denn Pompeius stürzte sich auf seine Flanke, lieferte ih
stets Gefechte, die große Verluste brachten und drängte ihn in eine Höhe
stellung, die ihn der Gefahr einer förmlichen Umlagerung aussetzte u
der er sich nur mit äußerster Anstrengung zu entziehen vermochte. Na
schrecklicher war der Rückzug, der nun angetreten werden mußte, da je
Vordringen Raserei gewesen wäre. Er war einer Auflösung gleich
achten. Denn nur eine Legion rettete sich in das immer noch wichtige u
streitbare Ariminum zu Norbanus. Nur mit sieben Cohorten (zehn bild
eine Legion) erreichte Marcius wieder den Carbo.

Indessen erlangten Sulla's Generale im Norden einen Vortheil na
dem andern. Norbanus, der noch immer Truppen in Menge unter seine
Gebot hatte, obgleich er von Lucullus bei Placentia geschlagen war und si
nach Ariminum zurückgezogen, verzweifelte an einer besseren Wendung.
floh über Rom und gelangte nach Kypros und die Truppen des Albinovanu
der bei Ariminum stand, gingen zu Metellus über. Der General sell
blieb zurück, nicht aus Treue gegen Carbo, sondern um sich durch eine schän
liche That dem Sulla als Ueberläufer noch besser zu empfehlen. Er li
die Officiere seines desertirten Heeres, die ihrem Eide treu den Meutere
nicht gefolgt waren, zum Banquet bei sich einladen, um sich mit ihnen
besprechen, was zu thun sei, und sie dabei alle ermorden.

So fiel auch Ariminum fast ohne Widerstand in die Hand des M
tellus, das letzte Bollwerk, das Carbo im Norden besessen hatte.

Da gab sich auch Carbo, abgeschnitten von seinen nordischen Hülfsquell
besiegt in der Person auch seiner Unterfeldherren Carrinas und Marci
für verloren. Wie Norbanus floh auch er, er brach in einer dunkel
Nacht mit wenigen Begleitern von Clusium auf, ohne irgend welche Dis
sitionsbefehle den untergebenen Generalen, die in der Nähe standen, zurü
gelassen zu haben, der See zu, um nach Africa zu gehen und dort, u
Sertorius in Hispanien, einen Parteigängerkrieg gegen Sulla einzuricht
Seine verlassenen Generale thaten das einzige, was ihnen übrig blieb.
gingen mit ihren sämmtlichen noch disponibelen Kräften nach Süden, u
Praeneste entsetzen zu helfen, nachdem von den etwa 30,000 Mann d
führerlosen Armee des Carbo bei Clusium nach kurzem Angriff Sull
zwei Drittel das Schlachtfeld bedeckt und sich der Rest verlaufen hat

So war nach allen diesen verwüstenden, menschenmordenden Kämpf
das Resultat gewesen, daß sich überall das Zünglein der Waage, auf d
die eisernen Loose des Bürgerkrieges gewogen wurden, sehr entschieden z

Seite Sulla's neigte, des erfahrensten und begabtesten Kriegsherrn, den die damalige römische Welt aufzuweisen hatte. Er war nun endlich der gebietende Herr des Landes zwischen den Alpen und Rom, nachdem seine Feinde Etrurien aufgegeben, wo sich nur noch einige fast uneinnehmbare Felsenstädte und Burgen hielten, die er einstweilen außer Acht lassen konnte. Alles schien ihm nach Wunsch zu gehen, als er, der Meister unter den römischen Feldherren, noch einmal zum letzten großen Examen seiner Kriegskunde und zwar unmittelbar vor die Thore von Rom durch den Angstschrei der Stadt einberufen wurde. Er war nur viel schrecklicher als der, von dem, seitdem er erklungen, Kind und Kindeskind sich hatten mit Grauen erzählen lassen: Hannibal steht vor den Thoren. Denn damals war Rom mit dem Panzer eines gewaltigen Mauerkranzes und einer wohlgerüsteten Besatzung gewappnet. Jetzt war sie offen und ohne Vertheidiger und die Angreifer waren die Erbfeinde Roms seit Jahrhunderten, die Samniter.

Es war also der noch nicht besiegte Süden Italiens, welcher sich dem Norden entgegenstellte. Damals als Sulla vor Brundisium als heimkehrender Sieger über König Mithridates gelandet war, hatte er sich mit seinen tüchtigen aber nicht zahlreichen Truppen quer durch Italien, durch das Rom einst so furchtbare Abruzzenland Samnium, wo es die Caudinische Schmach erlebt hatte, deren Wiederholung Sulla selbst nur durch rasche Geistesgegenwart und Entschließung entgangen war in den Zeiten des Bundesgenossenkrieges — nach Campanien hindurchgedrängt, ohne von den gefährlichen Gebirgsbewohnern ernstlich belästigt zu sein. Sie waren noch nicht im Frieden mit Rom; noch standen sie bei Seite in drohender Haltung die Waffen in der Hand, aber selbst durch so viele Niederlagen geschwächt, ohne den Versuch der Offensive, vielleicht mit Freuden neutral zwischen den beiden feindlichen Parteien Roms, die sie wie als Zuschauer, wie im Gladiatorenspiel unangefochten sich einander zerfleischen sahen. Vielmehr schienen sie sich wieder ihren alten Neigungen, man möchte sagen Missionen zugewandt zu haben. Denn wieder hatten sie einmal Lucanien erobert, das sie schon so oft mit gewaltiger Hand niedergeworfen, wie Campanien, wo ebenfalls die eine Zwingburg Nola in der Gewalt ihrer Legionen unter dem tapfern Gutta stand. Aehnlich hatten die alten, glorreichen Schweizer die tiefer gelegene Landschaft zu beherrschen gesucht, und öfter war es fast zufällig, daß es nicht gelang, wie mit der Lombardei beim Ausgang des Mittelalters. Aber Jahrhunderte hindurch hat Graubünden über die Valtellina als unterthänige Landschaft geboten.

Allein wie es jetzt ihren Nachkommen in ihrem sogenannten Asyl der Völkerfreiheit Europas scheint unheimlich zu werden vor den gewaltigen Siegen des alten deutschen Reichs, von dem sie sich einst losgemacht, gerade

ſo dünkte es allmählig den Samnitern freiheitsgefährlich, als Sulla mit ſo furchtbaren Schlägen im Norden die Volkspartei erſt in ihrer Exiſtenz bedrohte und bald der Vernichtung entgegenführte. Daß ſie von Sulla kein Heil zu erwarten hatten, begriffen ſie, um ſo mehr, da durch ihre alten Verbindungen mit den Gegnern der Senatspartei, die ihnen im Gegenſatz zum Senat umfaſſende Freiheitsprivilegien bewilligt, ihr Gefühl ſie nach dieſer Seite trieb. Und noch lag ein Haufen von ihren Landsleuten, die als Hülfsſchaar unter dem Sprößling einer ihrer edelſten Familien mit Marius in der Schlacht bei Sacriportus gegen Sulla gefochten und dem Gemetzel entkommen waren, in Praeneſte. Die Stadt war ſchon längſt eng umlagert und Entſatz nicht mehr zu hoffen, wenn er nicht von Samnium kam. Die Partei der Entſchiedenen, welche es damals durchgeſetzt, daß ein Kontingent aus Samnium ſich mit den Heeren der ſenatsfeindlichen Partei vereinigt, war auch jetzt thätig, das Land unter die Waffen zu rufen, am thätigſten zeigte ſich die Familie, vor allen der Bruder des vornehmen Führers der in Praeneſte befindlichen Landsleute. Es war nicht allein die Liebe zu ihm, die ihn trieb, mit der Heereskraft der Landsleute herbeizueilen, um ihn zu befreien, es war noch viel mehr die Liebe zu ſeinem Vaterlande, es war auch die Liebe zu dem eigenen vornehmen Geſchlecht, dem er angehörte, um deſſen Exiſtenz und Ehre es ſich handelte, welche nothwendig dahinſinken mußte, wenn es Sulla gelang, den Bruder des Samnitiſchen Heldenſtammes aus Teleſia in ſeine Gewalt zu bekommen, die Rache des Siegers mußte ſich auf das ganze Geſchlecht erſtrecken.

Pontius, der Aelteſte deſſelben, war ganz erfüllt als der Erbe ſo vieler glorreicher Vorfahren, daß er jetzt auserkoren ſei, die Schmach ſeines Vaterlandes und ſeiner Familie abzuwenden und die ganze Kriegerkraft ſeines Heimathlandes aufzubringen. Es war eine ungeheure Aufgabe, die er ſich geſtellt, ein Bauernvolk in Aufruhr zu bringen zu einem Auszug außer Landes.

Denn wäre das damalige Samnium angegriffen worden in den eigenen Grenzen, wäre es ein Leichtes geweſen, des ganzen Landes Wehrkraft zur Vertheidigung auf die Beine zu bringen. Es war ein Wunder, daß es ihm gelang, aus den unzähligen Gebirgsthälern des Heimathlandes durch ſeine Ausgeſandten ein Heer zuſammenzubringen, das ſich nach Einberufung der in Lucanien unter Lamponius befindlichen Samnitiſchen Heerhaufen und durch die Vereinigung mit Gutta und den in Campanien ſtehenden Truppen auf 40,000 Mann belief, wozu das innere Samnium, dieſes Land der Bauern ohne hervorragende Städte, verhältnißmäßig nur wenig beigetragen hatte.

Mit dieſem in Vergleich zu der vollen und ganzen Volkskraft ſehr

mäßigen Kriegsheer eilte Pontius unaufhaltsam nach Norden. Und es war die höchste Zeit, wenn er überhaupt hoffen wollte, seinen Bruder und Marius lebendig und noch über Praeneste gebietend anzutreffen und von den Sullanern zu befreien, wenn endlich irgend etwas von Erfolg auszuführen, bevor sich die Armeen in Norditalien, namentlich die des Pompeius mit der Sulla's vereinigte und so eine unbezwingliche Uebermacht seinem geringen wenn auch tapferen Heere gegenüberstände. Pontius wußte sehr wohl, daß die Entscheidung nicht in Monaten sondern innerhalb der kurzen Frist von Tagen eintreten müsse. Denn als er seine Truppen in den Umgebungen von Praeneste gesammelt hatte, erkannte er, daß er mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften die Belagerten nicht durch einen plötzlichen Handstreich entsetzen konnte. Die Stellungen des Ofella vor der Stadt und des Sulla in den Pässen, die zu der Stadt führten, waren so stark, so fest, durch Natur und Kunst so gut gewählt und unüberwindlich gemacht, daß nur eine langwierige Gegenbelagerung zu einem günstigen Ziele führen konnte, wozu es ihm an Zeit und Truppenzahl gebrach.

Da faßte er einen kurzen verzweiflungsvollen Entschluß. Mit Aufgebung von Praeneste ging er nach Norden und bewirkte glücklich die Vereinigung mit den versprengten Resten von Carbo's geschlagenen Streitkräften, die ihm unter Marcius' und Carrinas' Führung entgegengezogen waren. So verstärkt brach er im Gewaltmarsch am Abend des letzten September mit seinem Heere gegen Rom auf und am Morgen des ersten November stand er vor der Stadt. Kaum zwölf Stunden war es her, daß Pontius seinen Landsleuten, die ihm folgten, das Ziel des Marsches verkündet. Er hatte ihnen zugerufen: Auf nach Rom, der Höhle der Wölfe, die Italien zerrissen und zerfleischt haben. Erst wenn diese Wolfsgrube zerstört ist, wird das Vaterland Ruhe haben.

So hatte er es ausgesprochen, was er Rom anzuthun gedachte, und er wußte, daß die Seinigen es vielleicht ebenso aufrichtig haßten als er. Der Nachtmarsch hatte sie so sehr angestrengt, daß Pontius nothwendig eine kleine Rast ihnen gewähren mußte.

Da that sich plötzlich das Collinische Thor auf und heraus strömte ein Kriegshaufe, die Stadt zwar nicht zu vertheidigen, aber doch sich zu opfern wie einst die beiden Decius. Es waren die Söhne der noch übrigen Senatorengeschlechter, die alles, was noch kampffähig in Rom war, aufgebracht, um mit den Samniten zu fechten. Sie waren die politischen Anhänger des Sulla, sie wußten, daß er nicht ferne stand, daß es sich nur handelte, Zeit zu gewinnen bis er herankäme, daß es nur darauf ankäme, die Samniten außerhalb Roms zu beschäftigen auf Kosten ihres Lebens.

Sie erreichten, was sie gewollt, sie wurden alle erschlagen, aber ihr

heldenmüthiger Widerstand und Tod hatte bewirkt, daß die Samniten ni
augenblicklich in die Stadt eindrangen und Schrecken und Verwüstung da
verbreiteten. Das edle Blut war nicht vergebens geflossen. Sulla,
bald durch eilige Boten von der schrecklichen Gefahr, die Rom drohte,
terrichtet war, brach augenblicklich mit allen Truppen, über die er zu gel
ten hatte, nach Rom auf. Die Edeln, welche sich für seine und ihre
terlandsideale geopfert, konnte er nicht mehr ins Leben zurückrufen. A
sein Vortrab von 700 Reitern unter Lucius Balbus machte den Röm
wieder Muth und in den späten Nachmittagstunden des ersten Novem
erschien er selber mit seinem Heere. War Pontius' Armee noch schwer
müdet durch den furchtbaren Nachtmarsch, so war es Sulla's Heer n
weniger durch den eben erst zurückgelegten. Jetzt standen sich beide Geg
einander, eine Milli (5000 Fuß) von den Thoren der Stadt gegenüber.

Die Oberofficiere Sulla's, Dolabella und Torquatus beschworen
er sollte die Truppen sich verschnaufen lassen von dem Gewaltmarsch
nicht kurz vor dem Abend, dem bald sich herabsenkenden unheimlichen Du
der Nacht die Schlacht befehlen, die in ihrem Ausgang unter diesen
ständen unberechenbar wäre.

Sulla hörte sie ruhig an und gab dann unbeirrt durch ihre Vor
lungen und auf sein Glück vertrauend, das Zeichen zum Angriff.
wußte, daß er sich nicht verschieben ließ, beide Heere wußten, daß die
scheidung gekommen, sie kämpften den Kampf der Verzweiflung. Den
ten Flügel der Römer führte M. Crassus. Er drängte den ihm gegenü
stehenden linken der Samniten immer weiter nördlich, bis gegen Antem
wo sich der Anio, heut Teverone, von Tivoli kommend in die Tiber erg
Crassus hatte völlig gesiegt, der Boden war mit feindlichen Leichna
bedeckt, wo bis dahin von Rom her der Kampf gestanden. Noch w
etwa 3000 übrig, die eine gesicherte Stellung gewannen, und die man e
weilen nicht weiter beunruhigte.

Unterdessen hatte der linke Flügel der Römer, wo sich Sulla
befand und zwar gegenüber dem Pontius, um so weniger ausgerichtet.
aller Anstrengung wurden hier die Römer immer weiter abgedrängt,
lich bis unter die Mauern und Thore von Rom, welche geschlossen wu
damit nicht mit den Flüchtigen der Feind eindringe. Alle die zahlre
Neugierigen aus der Stadt, welche die Schlacht in der Nähe zu betra
sich zu weit vorgewagt und ins Getümmel gerathen und umgekom
hätten ihren Wunsch bequemer und wohlfeiler als Zuschauer von den Zi
herab erreicht. Aber sehr bald war auch solchen die Aussicht entzogen
die eintretende Dunkelheit. Nur hören ließ sich vielleicht, wie der K
ununterbrochen in die tiefe Nacht mit der Erbitterung und Hartnäck

der Verzweiflung fortgesetzt wurde. Sulla hatte das Aeußerste gethan, das Weichen der Seinigen zu hindern. Er ritt einen Schimmel an dem Tage, Freund und Feind dadurch von fern her kenntlich. Er hatte auch persönliche Gefahr nicht vermieden und nur durch einen rechtzeitigen Hieb seines Reitknechts hatte sein Pferd, plötzlich vorspringend, ihn vor zwei feindlichen Geschossen bewahrt. Nun schien doch alles vergebens geschehn zu sein. Als ihm nichts mehr übrig blieb, erzählte man, zog er aus dem Busen ein goldenes Bildchen des Apoll, das er aus Delphi mitgebracht und wie ein schützendes Amulet oder Palladium immer bei sich trug, hervor. Er küßte es und sprach: „Ach Du Pythischer Apoll, hast Du darum den Cornelius Sulla, den Glücklichen, glänzend durch so viel Schlachten geführt bis hierher, um ihn vor den Thoren seiner Vaterstadt zu verderben mit sammt seinen Landsleuten?" Es blieb ihm nur der Rückzug ins Lager übrig. Denn in der Finsterniß hörte jede Feldherrnthätigkeit der Heeresleitung auf. In der That schien es um Rom und seine Armee geschehen zu sein, schon waren Schaaren von flüchtigen Römern des linken Flügels in der Morgendämmerung vor Präneste beim Lager des Ofella eingetroffen, hatten erzählt, das Heer sei vernichtet, Sulla gefallen, alles verloren, Rom in Feindesgewalt, Ofella möge schnell die Belagerung aufheben und Rom mit seinen Truppen retten. Und fast hätte er es gethan. Aber zum Glück kam bald frohere Botschaft, und zwar zunächst in tiefer Nacht an Sulla selber durch Abgesandte des Crassus von Antemnae her, welche ihn und seine Truppen bei dem durch die Blutarbeit verspäteten Nachtmahl trafen. Crassus verlangte durch diese Boten Verstärkung, er meldete, daß er gesiegt, daß aber noch einige Haufen der Besiegten Stellungen eingenommen, die von seinen durch den furchtbaren Kampf geschwächten Truppen nicht gestürmt werden könnten. Es war die erste tröstliche Nachricht, die Sulla erhielt, noch war er so stark, um Crassus eine Hülfstruppe für den anderen Morgen zur Beendigung seiner Kriegserfolge zusagen zu können. Wie eine Ewigkeit mußten dem ungeduldigen fieberhaft wachenden Feldherrn Sulla die paar Stunden bis zu Tagesanbruch vorkommen, während seine Völker als tadellose, bis zum Tode ermüdete Kämpfer den Schlaf der Gerechten schliefen.

Endlich erschien das gefürchtete und ersehnte Gestirn des Tages über dem Schlachtfeld des schrecklichen Abends und der wüsten Nacht, am Morgen des zweiten November. Da bedeckten Tausende tapferer Römer den Boden, aber neben und zwischen ihnen lagen 20,000 Samnitische Leichen und Todtwunde. Man fing an römischer Seits gewahr zu werden, daß der gefürchtete Feind besiegt sei, je weiter man kam, je zuversichtlicher, je gewisser wurde man. Man sammelte die Gefangenen. Ein Haufen von 3000 Mann bei Antemnae ließ Sulla ihre Unterwerfung gegen Begnadigung anbieten. Sulla

verſprach ſie unter der Bedingung, daß ſie ſich ſogleich mit ſeinen Trup
gegen die Reſte des Samniterheeres, die noch kampffähig waren, ſtürz
Sie gehorchten und halfen ſie vernichten. Aber als ſie ihre blutige Ar
gethan hatten, widerrief Sulla das gegebene Verſprechen. Sie wurden
in das Verderben geführt, welches die überlebenden Feinde Roms bet
Alle wurden auf das Marsfeld in die ſogenannte Villa publica gefü
mit Sulla's Legionariern umſtellt, und von ihnen bis auf den letzten M
niedergeſtochen. Sulla ſelbſt hielt unterdeſſen dem Senat, den er in
nächſten Nähe dieſes Sterbelokals der Reſte des Samnitiſchen Aufſtan
in dem Tempel der Bellona, um ſich verſammelt hatte, ganz ruhig
Auseinanderſetzungsrede über dasjenige, was in der letzten Nacht und geſ
Abend im Intereſſe von Rom durch ihn und ſeine Truppen geſchehen
als das Geſchrei der Mordenden und Gemordeten herüber ſchallte an
Ohren der Senatoren und unter ihnen eine ſehr natürliche Bewegung
Entſetzens und Schauderns hervorrief.

Sulla ließ ſich indeß dadurch in ſeiner Rede nicht ſtören, erbat
vielmehr die unausgeſetzte gefällige Aufmerkſamkeit der Herren Senatoren
ſeine Worte um ſo eher, da gar kein Grund für ſie zu irgend einer außergeſch
lichen Erregung vorhanden ſei, vielmehr höchſtens zu patriotiſch freudi
da ſie nur die letzten Seufzer einiger wenigen Verräther und Aufrü
hörten, welche Roms Daſein nicht mehr bedrohen würden.

Es war ein letztes Glück für Pontius, den Teleſiner, daß er dieſes
metzel nicht mehr erlebte. Er war auf dem Schlachtfeld, das er ſich
koren, am Morgen des 23ten November todt gefunden mit mehreren ſe
Generale. Andere, die lebendig gefangen waren, hatte Sulla augenblic
umbringen laſſen.

Sulla war alſo unbeſtrittener Sieger geblieben, das Samniterheer
auf den letzten Mann vernichtet. Die Hülfe, welche Sulla im letzten
zweifelten Gebet vom Delphiſchen Apoll erfleht, war über ſein Verdi
und Würdigkeit, wie er ſelbſt ſpäter glaubte, faſt unmittelbar erfolgt.
glaubte ſich unmittelbar von den Göttern ſelbſt zu der Höhe emporgetra
welche er jetzt einnahm, als der erſte in Rom.

Welche Anſtrengungen ſeiner Seele hatte er dabei in dem kurzen L
lauf einiger Tage und Nächte ertragen, in denen kaum der Schlaf ü
ſeine Augen gekommen. Kein Wunder, daß auch die Nerven dieſer eiſer
Natur aus den Fugen wichen und er ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten,
Plutarch darin las, erzählte, er habe in der ihm darauf vergönnten er
ruhigen Nacht des dritten November keinen Schlaf finden können. Mi
liſche Kritiker würden behauptet haben, die Gewiſſensbiſſe über die vie
tauſend Menſchenleben, die ſeine Mordbefehle hingeopfert, hätten ihn n

schlafen lassen. Weit gefehlt, es war nur das Uebermaß der Freude, das sichere Bewußtsein seines glücklichen Erfolges, das ihn wach erhielt. Er sagte, es wäre ihm vorgekommen, als wenn er geistig emporgetragen würde von Freude und Seligkeit wie von einer Windsbraut.

So erzählte es Sulla selber in seinen Denkwürdigkeiten und in der That hatte er alle Ursache des Sieges froh zu sein. Denn auch seine Hülfsquellen waren völlig erschöpft. Er wußte es genau und er betrachtete seinen Sieg nicht als sein Verdienst, sondern als eine Fügung der Götter, die ihn, als alle seine Anstrengungen nichts ausgerichtet, als er glaubte verloren zu sein, ihn aus dem Abgrund des Verderbens plötzlich zum ersten Mann Roms und der Welt gemacht hatten. Er sah darin eine Art göttlicher Berufung und die Verpflichtung ihr nachzukommen. Die Götter hatten durch ihr Gottesurtheil ihm Recht gegeben, er mußte also ihrem Recht Nachdruck verschaffen. Das ist die Erklärung für das Benehmen Sulla's nach dem Siege. Er glaubte sich verpflichtet, durch dieses unverdiente Siegesgeschenk der Götter nun auch jede Konsequenz des Sieges sich nicht entgehen zu lassen. Wie er nicht einen einzigen der Feinde, die ihm das Glücksloos des Krieges in die Hände geliefert, verschont hatte, so verfuhr er auch weiter bei der Vertilgung der Reste des Krieges, zunächst in Praeneste, das nach der Schlacht vor dem Collinischen Thore ohne jede Aussicht auf Rettung sich ergeben mußte. Marius selbst und der jüngere Bruder des Pontius, sein Freund und Genosse, versuchten zwar noch die Flucht durch einen unterirdischen Weg, der aus der Stadt unter den Mauern durch ins Freie führte. Als sie aber sahen, daß auch dieser von den Feinden verstopft oder umstellt war, beschlossen sie zu sterben, aber einen soldatischen Tod in einer Form, welche damals geschmackvoll galt. Heut würde Mancher versucht sein ihn ritterlich zu nennen. Allein damals war er nur den bis zum Fanatismus beliebten Sklavenduellen der Gladiatoren nachgeahmt, die sich vor den zum Vergnügen zuschauenden Festbesuchern in regelrechtem Waffenkampf gegenseitig umbrachten. Die beiden Freunde machten sich, da ihnen weiter zu leben versagt war, das letzte Vergnügen eines Gladiatorenschauspiels, in welchem sie zugleich Acteurs und Zuschauer waren.

So endeten die Feldherren. Die Einwohnerschaft und Besatzung wagte nicht, ihnen nachzuahmen, und ergab sich und Sulla sorgte für Leute, die ihnen die Exercierbemühungen des Marius und des jungen Telesiners ersparten. Die Besatzung und Einwohnerschaft der Stadt wurde von den grimmigen Siegern erschlagen, an 12,000 Menschen. Nur wenigen ließ Sulla das Leben, es waren einzelne Präneſtiner, eine Anzahl Römer und Weiber und Kinder. Aber von den Senatoren, davon einige in Praeneste gefunden

wurden, also als Anhänger der Marianischen Partei, wurde kein einzig geschont. Sie mußten alle sterben.

Damit war eigentlich Alles abgemacht. An Resten des Krieges blieb n noch übrig zu bezwingen im Norden Volaterrae und Populonia, im Süd Campaniens Nola, das Latinische Norba und endlich das noch immer unt siegte Samnium. Sulla, der die militärischen Kräfte Italiens nach eine Kriegerleben, wie nur noch wenige damals Lebende, nach seinen eigen Thaten kannten, wußte sehr genau, daß es zu ihrer Unterwerfung nur ein kurzen Spanne Zeit bedurfte. In seiner genialen Feldherrnmanier kü merte er sich einstweilen nur sehr wenig darum, destomehr aber um sei Stellung in Rom. Denn der alte Kriegsfürst sah deutlich, worauf es fi ihn ankam. Er hatte die höchste Gewalt über Rom und Alles, was ih unterthan war, factisch in Händen. Er ließ sich dieselbe nun auch ve fassungsmäßig durch Volk und Senat bestätigen, indem er sie sich feierli übertragen ließ. Was früher als ausreichende Beschuldigung gegen ein dem Tode zu Weihenden gegolten, was genügte, den Haß des Volks a ihn zu richten, die bloße Beschuldigung, daß er nach der Alleinherrscha strebe, das war nun in sein Gegentheil verkehrt, es wurde der Ruhm u die Verherrlichung Sulla's. Denn noch nie war vor dieser Zeit eine sold Macht verliehen. Sie war in der That unumschränkt, Sulla gebot völl über das Eigenthum und Leben jedes Römers, wie gering oder hoch er se mochte.

Die Stellung Sulla's war in Rom eine ganz neue, unerhörte, de Titel nach Dictatur — eine seit Generationen nicht mehr gehörte, nehmli seit den Zeiten des Q. Fabius Maximus Cunctator in den Kriegen gege Hannibal. Aber Fabius war ein auf allen Seiten beschränkter momenta erwählter Oberfeldherr von rein militärischem Charakter, der nur militärisc Erfolge zu erreichen hatte gegen den Landesfeind. Sulla hatte bis a einige Reste des Krieges den Krieg selbst zu Ende gebracht, die Reste seine Unterfeldherren überwiesen als eine untergeordnete Sache. Die Gewal die er nun in seiner Hand hatte, bezog sich nicht auf die auswärtigen Feind des Staats, sondern lediglich auf diejenigen Widersacher der innern Ord nung, welche er zugleich mit der äußern besiegt hatte und die er nun — wie er glaubte mit fast religiöser Mission — zu vernichten sich für ver pflichtet fühlte.

In Wahrheit und That war Sulla's Machtvollkommenheit, abgesehe von der Ausdehnung über so große Länderstriche, wie sie damals Rom be herrschte, auch intensiv viel größer als die verhaßte Herrschaft der Römi schen Könige und des halb mythisch gewordenen Tyrannen Tarquinius Su perbus, mit dessen Namen man bisher große und kleine politische und un

politische Kinder wie mit einem Popanz oder einem Gespenst zur unfreiwilligen oft grausamen Ruhe gebracht hatte. Dieser Tarquinius konnte jetzt in Verhältniß zu der Gewalt, wie sie in Sulla's Hände gelegt war, als wohlwollender, patriarchalisch waltender Fürst gelten.

Aber Sulla hatte sich so ungeheure Bevollmächtigungen nicht aus Eitelkeit übertragen lassen, er war nach seinen politischen und religiösen Ueberzeugungen ganz voll von dem Beruf, den er zu erfüllen hatte. Durch sein ganzes Leben, durch den Boden, aus dem er hervorgewachsen, war dieser Glaube an denselben zu seinem innersten Leben geworden.

Also säumte er nicht einen Augenblick, die ihm gewordene Macht zu der — wie er glaubte — nothwendigen Geltung des zerrütteten Staatswesens seines Vaterlandes anzuwenden, und zwar in ihrem ganzen Umfang und ohne jede Rücksicht in Anwendung zu bringen.

Das Heilmittel, welches er sich ausgedacht, war ganz national-römisch und italisch, aber menschlich betrachtet fürchterlich.

Es bestand in den gräßlichen Proscriptionen, welche nicht minder wie manche andere Vorgänge des Römischen Staatswesens als Vorgang und Entschuldigung dienten für unzählige ähnliche, nicht minder gräßliche Vorgänge der folgenden Zeiten.

Sulla hatte bei sich beschlossen, alle seine Feinde, alle, die ihm mit den Waffen wiederstanden, zu vernichten, seitdem er damals vergebens mit seinem Geschlechtsvetter Scipio in friedliche Verhandlung getreten war und diese Scipio ohne eigentliche Motivirung — nachdem eigentlich eine rechtsgültige Friedenspunktation abgemacht war — ohne allen Grund abgebrochen hatte. Er begann damit, einfach militärisch, ohne jedes Erkenntnißverfahren, die Häupter seiner besiegten Gegner, welche in seine Hände geriethen, umbringen zu lassen und ihre Köpfe zu Schmach und Schrecken auf dem Markte von Rom auszustellen. Jeder Tag brachte neue Opfer. Selbst seine eigenen Freunde und Anhänger schauderten vor solcher Grausamkeit und es schien schon eine Mäßigung, daß einer derselben, C. Metellus, nach Anderen Aufidius, durch Vorstellungen im Senat vor dem Allgewaltigen, dadurch wenigstens Ordnung und Maß in die schrankenlosen Greuel zu bringen suchte, daß er Sulla überredete, in Proklamationen die Listen der zum Tode Geweihten auf dem Forum in Rom öffentlich ausstellen zu lassen. Es geschah. Das Volk las täglich neue Kataloge von Namen, deren Träger dem Tode verfallen waren. Die Zahl der in den ersten Tagen des Schreckens Gemordeten ist uns noch heute überliefert. Ihre Anzahl war nur achtzig, aber die Menge schauderte, als sie auf dem großen Markt der Stadt die deutliche Schrift der Namen der dem Tode Geweihten auf der Bluttafel las. Zwei Tage blieb sie eine Neuigkeit, denn am dritten war sie eine alte, Sulla

hatte eine zweite Bluttafel von 220 Namen daneben aufhängen lassen und den folgenden Morgen sahen die Römer eine dritte mit ebensovielen, der Tod fing an seine Ernte zu halten, und die Arbeit ging mit großem Eifer vor sich. Denn Sulla hatte fleißige Schnitter, denen goldener Lohn winkte. Für jeden Kopf, den sie ihm von seinen auserwählten Opfern brachten, zahlte er nach unsrem Gelde etwa 3600 Thaler (12000 Denare) als Douceur für ihre Bemühungen. Die Mörder empfingen also eine viel bessere Belohnung, als in Paris die Henker und Schlächter der gefangenen Royalisten in der ersten glorreichen Revolution, die nach tagelanger Blutarbeit erst für ihre redliche Arbeit den wohlverdienten Tagelohn bei der Pariser Stadtkasse durch energische Forderung erwirken konnten, wobei den Herren Kassirern die Hände und Finger vor Grausen trotz der gewohnten täglichen Uebung etwas zitterten und schlotterten.

Aber nicht allein auf die zuweilen auslassende und zweifelhafte Industrie der Prämienjäger hatte Sulla seine Aussicht gestellt, seiner Feinde ledig zu werden, er wollte sicherer gehen. Wie mancher konnte durch die aufopfernde Freundschaft von Angehörigen, treuen Sklaven und Jugendfreunden, die ja noch treuer als Verwandte sind, geborgen und gerettet werden vor den Schergen des Sulla.

Er, der Unerbittliche, hatte dem Prämienschein des Mörders als Kehrseite hinzugefügt, daß, wer einen Geächteten, wären es auch die eigenen Weiber, Kinder oder Eltern, zu retten suchte, der hätte ebenfalls das Leben verwirkt.

So begann das Morden und nahm immer größere Maaßstäbe an, zuerst nur in Rom, dann in ganz Italien, endlich in den Provinzen. Die Zahl der Opfer, welche allmählig auf den Todeslisten erschienen, belief sich bis gegen den Juli des Jahres d. St. 673 — v. Chr. 81 — (der Termin des 1. Juli wurde nicht ganz eingehalten) bis gegen 5000, nach Valerius Maximus auf 4700. Die übrigen Historiker stimmen damit im Ganzen überein, nur daß sie die Opfer nach ihrem Rang specificiren, namentlich Senatoren und Ritter unterscheiden. Nur etwa 40 Senatoren nennt der wohlunterrichtete Appian und 1600 Ritter, die andern waren Leute niederer Art, die sich besonders hervorgethan unter Marius' Regiment und dem seiner Nachfolger gegen die Freunde und Anhänger des Sulla und der Senatspartei. Das verhältnißmäßig überwiegende Contingent lieferten die 1600 Ritter, man sieht, auch nur eine runde Zahl, also die Geldmacher, die Banquiers und Spekulanten, die in der völligen Umkehr der Ordnung des Vaterlandes ohne Gefühl für sein Bestes, die allgemeine Verwirrung für ihren Privatvortheil ausgebeutet, die im Trüben gefischt hatten, welche die gehorsamen Knechte des Marius gespielt hatten, welche

das eingezogene Vermögen der Schlachtopfer desselben zu ihrem Vortheil angekauft und wieder verkauft hatten und überhaupt diesem Regiment durch egoistisch finanzielle Geschicklichkeit als Stütze gedient.

Aber das Schlimmste, was Sulla dem Ritterstande zum großen Theil seines Bestandes vorzuwerfen hatte, das war sein Benehmen gewesen im Gebrauch des ihm seit den Gracchen ertheilten Privilegiums der Besetzung der Richterstellen. Er hatte es in der That mißbraucht, in den Kapitalprocessen gegen die Senatorenpartei in der allerruchlosesten Weise und sich sogar gegen die Marius mißliebigen Senatoren gar oft als unterwürfige, unwürdige Racheinstrumente für dessen leidenschaftliche Rachegerichte brauchen lassen.

Gegen solche Niederträchtigkeiten, gegen die noch größeren der noch niederträchtigeren, der angeberischen Ankläger gab es bei Sulla keine Gnade. Eine Liste solcher Namen ließ er mit kaltem Blute auf die Proscriptionstafeln eintragen und welcher redliche Mann hätte es an seiner Stelle nicht gethan. Es war ein Drachen- und Otterngezücht, von dem er als ein neuer Römischer Hercules die vaterländische Welt befreite. Die Blutgerichte Sulla's waren im Princip für die vaterländische Gesittung und die Erhaltung eines rechtschaffenen Geschlechts in Rom und Italien zwar streng, aber der Lage des Staats angemessen.

Freilich nur im Princip und als eigentliche Regierungsmaßregel. Denn in der Wirklichkeit erhielten sie häufig ein ganz anderes Ansehen. Sulla war fähig, wie irgend einer seiner Zeitgenossen, kühne und gewaltige Gedanken und Pläne zu ersinnen. Wo die Noth und Gefahr am größten, dahin wandte er Auge und Arm am liebsten. Bei solcher Gelegenheit — und wie oft fand sie sich in seinem Leben — trat er mit seiner ganzen Kraft persönlich ein. Allein war die Gefahr vorüber oder hielt er sein persönliches Eingreifen nicht mehr für unumgänglich nöthig, so wandte er sich wichtigeren Staatsgedanken zu oder der Literatur oder auch zerstreuenden Lebensgenüssen, wobei es grade geistiger Anstrengung nicht bedarf. So geschah es, daß bald Sulla's Freunde nicht nur, wie billig, sondern auch Menschen, die seinem Vertrauen ganz fern standen, durch allerhand Seiteneinflüsse auf die Zusammenstellung der Namen in den Proscriptionslisten eine oft sehr gehässige und ruchlose Einwirkung erhielten, also bei Personen zweiten und dritten, oder tieferen Ranges. Die Maßregel konnte als furchtbares aber nothwendiges Heilmittel erscheinen, wenn ohne Urtheil und Recht zwar, aber sicher wie von göttlichem Geschoß nur der Schuldige getroffen dahinsank. So jedoch mischte sich die göttliche Eigenschaft der strafenden Unfehlbarkeit, die widerlichste persönliche Rache und Haß und die unreinste Habgier, zuweilen einzeln, bald auch verbunden, wie Nützliches und Angenehmes.

Natürlich bewegten sich diese Ausschreitungen in den Kreisen der equites, reichen Kapitalisten und ihres Anhanges. In den Augen der Sullanischen P galt der ganze Stand als schuldig, und zwar wegen der Betheiligung dess in einzelnen Gliedern an den Morden weniger als den Einziehungen der G der Gemordeten, noch viel mehr aber wegen ihrer Richtersprüche, die so Anhänger der Senats- — das heißt der Sullanischen — Partei dem S überliefert hatten. Da der ganze Stand bei der sieghaften Partei in S kredit gerathen war, wie sollte es nicht leicht sein, einzelne Unschuldige, vielleicht bloß Achselträger aber reich waren und vielleicht grade deßhalb in Zeiten der Extreme unparteiisch blieben, um es mit keiner Partei zu derben, mit in das Verderben zu ziehen. Es hieß dann, sie hätten hei die Feinde unterstützt, ohne den Muth zu haben, sich öffentlich für si erklären. Wir kennen ja aus eigener Anschauung unserer Staatsverhält im In- und Auslande genugsam die Parteienpraxis, die sich in allen dern und zu allen Zeiten immer wiederholt. Denn die menschlichen Le schaften bleiben dieselben, wenn sie auch zum Glück in unseren Zeiten in so greulichem Maße entfesselt werden, als früher, also auch nich sehr, als in der ruchlosen Revolution Frankreichs von 1789, die immer einer Menge von politisch Blinden als der Anfang der neuen Aera Menschenglück erscheint.

Während nun diese trotz einigem guten Willen der Franzosen sägliches Unglück über sie und ihre Nachbarn auf Kind und Kindeskind abwälzte, kann die Sulla'sche Dictatur doch als eine Art Rechtsherste angesehen werden, wie grausam sie auch war.

So kam ein reicher Kapitalist zum Beispiel, also ein Ritter, Tags von seiner prächtigen Villa am Albanergebirge, der sich nichts Sc mes bewußt war, nach Rom, einige Geschäfte abzumachen, was nati immer auf dem Forum der Stadt geschah. Aus Neugierde beschau sich auch ganz kühl die Namen auf dem öffentlichen Regierungsplacat, Inhaber dem Tode geweiht waren. Wer beschreibt aber, was in ihm ging, als er deutlich darauf seinen Vornamen, Zunamen und Bein las, genau wie er selbst ihn führte. Er konnte nicht in Zweifel sein, er gemeint war, daß sein Leben dem Tode verfallen war. Der Unglü ergab sich in das unabänderliche Schicksal mit den Worten, die richti Ursache seiner Vervehmung trafen: Mein schönes Landgut im Albar birge ist mein Tod.

Es gab aber auch schlimmere Fälle, daß ein und der andre ern wurde aus Privathaß und Rache und daß die einflußreichen Mörder fait accompli dadurch rechtmäßig machten, daß sie durch ihre mäc Freunde in Rom die Namen der Gemordeten nachträglich auf die L

liste schreiben ließen. Wie viel ruchloser Greuel mag noch sonst geschehen sein, wovon uns nichts berichtet ist. Aber das war klar und deutlich. Alle Feinde Sulla's waren durch seine grauenvolle blutige Medicinaloperation am Körper des Römischen und Italischen Gemeinwesens gründlich vertilgt — und zwar ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu lassen — das heißt also, daß bei der Operation nicht bloß die faulen und kranken, sondern auch viele lebendige, frische und nützliche Zweige und Aeste des Staatsbaumes abgeschlagen wurden.

Aber der Stamm war noch immer so kräftig, daß die Wunden der Schnitte in das frische Holz rasch verwuchsen und neue Triebe schnell ins Laub schossen.

Hatte Sulla schrecklich aufgeräumt unter seinen Feinden in Rom selbst, wie hätte er seiner Gegner in den Italischen Umlanden schonen sollen. Seine Rache traf vor Allen Etrurien und Samnium, Etrurien, welches unter Cinna und Marius am längsten durch immer neue Bauernaufgebote seinen Truppen Widerstand geleistet, und Samnium, welches die Heere der beiden Heldenbrüder aus Telesia gegen Rom gesandt und es an den Rand des Verderbens gebracht.

Sulla's Heere überschwemmten beide Landschaften. Sie wurden zur Wüste. Einige wenige fast uneinnehmbare Städteburgen in Etrurien und Kampanien hielten sich noch bis ins dritte Jahr, bis sie endlich fielen und ausgemordet wurden.

Etrurien, welches bis dahin seine anomale, räthselhafte Nationalität bewahrt hatte, büßte sie damals ein und wurde mit Nachhülfe zahlreicher römischer Kolonien in den von Einwohnern verlassenen wüsten Städten und Stadtgebieten seitdem römisch sprechend, und Samnium, das Sulla mit unversöhnlichem Haß verfolgte, der ein Römisch genialer und echt Sullanischer war, deßhalb weil er wiederum gegen den Erbfeind Roms gerichtet war, blieb wüste.

Wie hätte Sulla damals mit seinen Mitteln, mit den ihm ergebenen Menschen, altgedienten Soldaten, die nach Ruhe sich sehnten nach langjähriger Kriegsarbeit, versuchen sollen ein rauhes Alpenland, das wenig Ruhe und Genuß und immer noch viel Gefahr bot, kolonisiren zu können. Er machte nicht einmal den Versuch. Lieber verwüstete er es und ließ es wüst liegen. Die Verwüstung eines solchen Gebirgslandes wie Samnium kann nur sehr grausam sein und dorthin trafen die Sullanischen Bannflüche als unfehlbare Geschosse, wie die der mittelalterlichen Päpste, zuerst oberste Häupter. Und das oberste derselben war Gaius Papius Mutilus. Als ein verlorener Mann, vogelfrei erklärt, auf dessen Kopf eine Prämie versprochen war, hatte er sich in bäurischer Tracht unter unzähligen Gefahren glücklich bis

in seine Heimath Teanum gerettet. Er stand an der Schwelle sei Hauses und klopfte an seine Thür. Aber seine eigene Ehefrau, als vernahm, daß es ihr verehmter Mann sei, der zurückgekehrt, schloß die Thür. Diese Handlung ohne — vielleicht auch mit Worten, etwa daß nicht Weib und Kind mit ins Verderben ziehen möchte, — bewirkte, der alte Kriegsmann, ohne sein Haus zu betreten, sich den Tod gab.

So raste der Tod durch Italien und wer dem Kriege entgangen w der fiel unter der Hand der durch Geldversprechungen aufgebotenen Her oder wie Papius durch die eigene.

Endlich hatte jeder Widerstand gegen Sulla aufgehört, es war sti stummer Frieden in ganz Italien unter diesem Schreckensregim Etrurien und Samnium, welches bis zuletzt Heerd des bewaffn Widerstands gewesen, waren zur Wüste gemacht. Es war still gewo im Lande, aber es war die Stille des Grabes. Nur in Samnium ha sich die Ueberlebenden in die rauhe Wildniß gezogen, wo sie als Vorlä der heutigen Briganti ein Räuberleben, Banditenleben führten. Ba heißt ein Gebannter und Geächteter, und das waren diese Unglücklichen der That.

Die Motive der erbitterten Kämpfe von Samnitern und Römern uns heut so klar, wie den Zeitgenossen, sie mußten zu dem Vernichtu kriege nach einer oder der andern Seite führen, den Sulla zum Absc brachte, nachdem der Krieg mit Unterbrechungen sich Jahrhunderte lang gedehnt hatte.

Allein minder deutlich sind die Verhältnisse, welche Etrurien, das immer nicht bloß seiner Sprache wegen räthselhafte Land, seit Cinna Marius zum Mittelpunkt des Widerstandes im Norden von Rom gem hatten. Etrurien war seit Alters her ein ganz aristokratisches Land, zwar in noch viel herberer Form als es Rom und Latium je gewesen. Zahl der herrschenden Familien war viel geringer und die der Beherrsc viel größer. Ihre Namen begegnen uns noch bis in das späte Röm Alterthum, während die großen Römisch-Latinischen vornehmen Geschle schon in und mit der erlauchten gens Julia, der ersten Kaiserdynastie, darben oder verschwanden. Es scheint so nahe zu liegen, die Leichtigkeit, welcher Cinna immer neue Truppenmassen aus Etrurien zog, durch die Hoffn auf eine Befreiung der unfreien Landbevölkerung aus der Gewalt des A zu erklären, da ja Marius auch in Rom Sclavenbefreiung zum politis Manöver verbrauchte. Allein wir finden bei Sulla's Siege keine Spur, da die mißhandelten und beraubten Adelsfamilien in ihre frühere Stellung rückgeführt. Vielmehr begnügte er sich mit der Rache für die Rebell Das verwüstete Land, statt es den ehemaligen Herren wiederzugeben, z

er ein, um es nach seinen Zwecken zu verwenden. Auf solche naheliegende wichtige Fragen giebt die geschichtliche Ueberlieferung keine Antwort.

Auf dem also herabgebrachten, verwüsteten Boden Italiens und Rom's begann Sulla mit vollkommener Eigenmacht, als wenn er für neue Gebäude gereinigt worden, den Bau seiner eigenen Verfassung aufzurichten. Es war seine wichtigste und liebste Maßregel, den Ritterstand, den er mit Dolch und Blut hatte purificiren lassen, nun auch in seine angemessene Stellung im Staat wieder einzuweisen, indem er ihm die Gerichte, die er bisher und in der That mit Schmach inne gehabt, wieder abnahm und dem Senat zurückgab.

Es war also der Zustand vor Gajus Gracchus, welcher zuerst den Ritterstand in die Richterstellen geführt hatte, den Sulla wieder herstellte als letzter Schlag, der ihn betraf nach so viel anderen Schlägen, Tod und Konfiscation des Vermögens. Denn die ungeheure Summe von mehr als zwanzig Millionen Thalern, welche beim Verkauf der eingezogenen Güter in das Schatzhaus am Kapitol gelegt ward, indessen vielleicht nicht weniger in die Taschen von Sulla's näheren Freunden und Anhängern fiel, sie war überwiegend den Rittern abgenommen. Tod, Bankerot hatte furchtbar in ihren Reihen aufgeräumt, jetzt waren sie auch zu politischer Ohnmacht herabgebracht. Es ist deutlich, daß Sulla den Ritterstand als solchen grimmiger haßte als die entschiedensten Demokraten, weil er vielleicht mit Recht glaubte, daß grade die Ritter zu der Herrschaft der Demokratie und der Demüthigung des Senats das Meiste beigetragen.

Als er damit bewirkt, daß also, was als ein Gräuel in seinen Augen gegolten, Männer senatorischen Standes statt von ihresgleichen von Rittern abgeurtheilt wurden, gründlich abgeschafft war, nahm er auch eine Herstellung des Senats in seiner alten Würde vor. Diese bestand zunächst in der Ausfüllung der Lücken, welche die Bürgerkriege gerissen, und zwar von beiden Seiten. Denn manches Senators Haupt, den Sulla geächtet, schaute jetzt noch von seiner Stange auf das Forum herab. Sulla las also 300 Männer aus, die nach seinem Herzen waren, und die dann, natürlich nur der Form nach, von den Tribuskomitien, der Volksversammlung, wie von oben befohlen, gewählt wurden. Denn diese waren ganz in Sulla's Gewalt, nachdem er 12,000 durch die Aechtungen herrenlos gewordene rüstige Sklaven mit der Freiheit beschenkt hatte, die nach ihm Cornelii sich nannten und nun eine Art zuverlässiger Leibgarde für ihn in Rom bildeten, ganz anders treu als jene arme hungrige plebs, der einst Tib. Gracchus Brod gab und von ihr Beistand hoffte, und die, als ihr dasselbe Brod von seinen Feinden gereicht wurde, ihn in der Noth verließ.

Sulla hatte die Neubeſetzung des Senats beſonders im Auge behalten. Er konnte wohl beruhigt ausruhen nach ſo großen Thaten, wie er ſie verrichtet, wenn er eine große Maßregel beſchloſſen und in Gang gebracht, ohne auf die genaue Ausführung Acht zu geben. Einzelne Unregelmäßigkeiten dabei erregten nicht ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſah ſeinen Freunden manches nach, er konnte ſogar durch die Finger ſehen, wenn bei der Verſteigerung des koloſſalen Vermögens der Geächteten für kleinſte Angebote ungeheure Geldwerthe von ihnen verſteigert wurden. So erwarb einer ſeiner Freigelaſſenen in einer Auction, in der freilich Niemand mitbieten durfte, ein Eigenthum im Werth einer halben Million Thaler mit einem Angebote von 150 Thalern und ſogar ſeine eigene Gemahlin Metella bereicherte ſich auf dieſem Wege. Allein wenn es auf ſeine Lieblingsgedanken ankam, da wurde Sulla ſehr aufmerkſam und er kannte dann keine Rückſicht. Nur die Männer ſeiner Wahl fanden Gnade vor ſeinen Augen.

Das erfuhr zu ſpät für ſein Heil Ofella, der Eroberer und vorhin Belagerer von Praeneſte, ſonſt um ihn wohlverdient, aber von Sulla doch nur als ein untergeordneter Mann angeſehen, der als Ueberläufer zu ihm gekommen war, den er hinlänglich abgelohnt zu haben meinte als einen Subalternen.

Da fiel es dieſem ein, ſich um das Conſulat zu bewerben — und trotz ſeiner Diktatur ließ Sulla nach wie vor Konſuln wählen und regieren. — Der von ſeinen Verdienſten um die neue Ordnung der Dinge hoch eingebildete Ofella ließ ſich trotz der deutlichen Mißbilligung Sulla's nicht ſtören, ſeine Bewerbungen fortzuſetzen. Sulla war erzürnt darüber, daß ſich ein geringer Mann, ohne vornehme Geburt, im Geſchmack des Marius ſeinem ausgeſprochenen Willen entgegen, um die höchſten Ehren Roms bemühte, ohne die dazu nöthigen Stufen der Vorämter erſtiegen zu haben. Da wurde Lucretius Ofella mitten auf dem Forum von dem Centurio L. Bellienus todtgeſtochen, natürlich auf des Dictators Befehl. Die Menge lief herbei, wüthendes Geſchrei erhob ſich, es ſchien der Aufſtand, das blutige Ende der Gewaltherrſchaft gekommen, als Sulla ſelber erſchien und zum Volke redete im Geſchmack des Menenius Agrippa, der einſt die aufrühreriſche Plebs mit der Bauernfabel von den fleißigen Gliedern, die ſich gegen den faulen, vornehm genießenden Magen empört, unterhalten hatte. Sulla erzählte dem Volke, es wäre einmal ein Bauer geweſen, der hätte Läuſe in ſeinem Pelz gehabt, die ihn ſehr geplagt. Er hätte ihn geklopft, er hätte ihn gewaſchen, aber er wäre um nichts gebeſſert geweſen. Da hätte er den Pelz genommen, ins Feuer geworfen und endlich Ruhe gehabt. Die trefflichen Bürger, der ſüße Pöbel Roms, ſie beruhigten ſich ebenfalls wie der ſymboliſche Bauer Sullas und gingen friedlich auseinander.

Es war doch eine wunderbare Natur in diesem Manne, seine Persönlichkeit wirkte überall; woran er die Hand anlegte, das gelang. Er hatte herzgewinnende Milde und wilde rücksichtslose Gewaltsamkeit gleichmäßig zur Hand und immer war er des Erfolges gewiß. Wie hätte er nicht an sein Glück glauben sollen, wir könnten es besser nennen, an seinen Beruf, dem schrecklich zerrissenen Vaterlande mit freilich schrecklichen Mitteln Heilung zu bringen.

Eine solche Heilung erblickte er darin, daß er nicht nur die Ritterschaft, sondern auch das Volkstribunat auf das Gewaltmaß beschränkte, welches er für die Gesundheit des Gemeinwesens als ausreichend erachtete. Er entzog ihm alle mit der Zeit gewonnenen Machtvollkommenheiten, bis auf die ursprüngliche, einen ungerecht Bedrängten zu schützen oder gegen ein dem Volke gefährliches Verfahren der Obrigkeiten im Amt einzuschreiten. Dieses Recht war immer noch ein ungeheures, denn es befähigte den Tribun, plötzlich durch sein bloßes Wort die ganze Staatsmaschine zum Stillstehen zu bringen und die gesammte Kraft des regierenden Magistrats lahm zu legen. Dieses einzige Privilegium hatte mit der Zeit dem Tribunat alle seine anderen erworben. Sulla wußte es wohl und er kannte die Gefahr. Aber er beugte ihr dadurch vor, daß er so ungeheure Summen als Geldbuße für leichtsinnige oder unbegründete Interceſſionen den nach Verwaltung des Tribunats im Gerichtswege Verdammten als Sühne abzunehmen bestimmte, daß sie dadurch ruinirte Leute sein mußten und auf Nachsicht bei den neuen senatorischen Richtern konnten sich frevelnde Volkstribunen nicht Rechnung machen. Um aber auch ehrgeizige Männer der großen Familien Roms zu behindern, den Weg des Volkstribunats zu beschreiten und damit schnell beliebt und in ihrer Laufbahn als Staatsmänner schnell gefördert zu werden, gab Sulla das Gesetz, daß jeder, der das Volkstribunat übernehme, damit der Wahl zu jedem anderen obrigkeitlichen Amt der Republik entsage. Keine Bewerbung eines früheren Tribunen sollte gestattet sein.

Dagegen legte Sulla den Schwerpunkt seiner Verfassung in den Senat, dem er alle Machtvollkommenheiten des Staats übertrug. Für diesen Zweck war nöthig, daß er ihn von allen gewaltsamen Einwirkungen, denen er bisher unterworfen gewesen, befreite. Die schlimmste von allen war die Gewalt des Censor, welcher bisher die unumschränkte Gewalt gehabt in — freilich nicht immer festgehaltenen — Perioden gewählt, die Liste der Senatoren durch in sein Belieben gestelltes Streichen der früheren oder Hinzuschreiben neuer Namen festzustellen und also unter Umständen ganz neu zu gestalten. Eine Ständigkeit des Senatskörpers war dadurch zur Unmöglichkeit gemacht.

Sulla machte alſo dieſer fortwährenden Beunruhigung des Beſtandes der Senatoren damit ein kurzes Ende, daß er einfach die Wahl der Cenſoren, die den Effectivbeſtand des Senats zu regeln hatten, eingehen ließ. An Stelle deſſen ſtellte er als Regel auf, daß die Würde des Senators erſt mit dem Tode erlöſchen ſollte. Dann ſorgte er ebenſo ausdrücklich und beſtimmt für die Ergänzung durch den Nachſchub der ausgedienten einjährigen Würdenträger der höheren Staatsämter der Republik, und damit die Rekrutirung niemals der nothwendigen Perſonenzahl ermangele, vermehrte er die Anzahl der höhern Magiſtrate. Bisher waren nur die Conſuln, Prätoren und Aedilen berechtigt geweſen nach Ablauf ihres Amtes in den Senat einzutreten, wenn der allmächtige Cenſor nicht anders verfügte, nur bittweiſe die Quäſtoren. Dieſen gab jetzt Sulla das Recht, in den Senat einzutreten, und indem er ihre Zahl auf zwanzig vermehrte, machte er ſie zu einem Seminar des Senats. In fünf Jahren lieferte ihm allein dieſes Amt 100 neue Mitglieder, wovon doch nur wenige durch Sterben abzuziehen waren. So ſtand der Senat wieder allmächtig da, denn für das nächſte Bedürfniß der neuen Füllung des Senats hatte Sulla 300 Männer ſeiner eigenen Wahl, Männer nach ſeinem Herzen zu Senatoren gemacht. Das geſchah nur um dem nächſten Regierungsbedürfniß zu genügen.

Aber Sulla ließ ſie verfaſſungsmäßig — konſtitutionell — durch die Tribuskomitien wählen. Denn Sulla, jetzt auf dem Gipfel des Glücks, hatte doch ſo große Achtung vor den Einrichtungen ſeines Vaterlandes, daß er nicht nur dieſen Senatorenſchub — in Analogie der heutigen engliſchen, dann deutſchen Oberhausſchübe — vom Volke in ſeinen ordnungsmäßigen Wahlen, ſondern auch für die Zukunft die Ergänzung des Senats im regelmäßigen Wege bewirken ließ. Freilich konnte ſich Sulla noch in letzter Inſtanz bei den Wahlen auf ſeine handfeſten 10,000 Cornelii in der Volksverſammlung verlaſſen, die, aus der Sklaverei zum Bürgerrecht erhoben, wohl keinen ihm mißliebigen Kandidaten zu Senatoren, Quäſtoren u. ſ. w. wählen laſſen würden. Sie verſprachen in dem nunmehrigen Friedensſtaat weit beſſere Erfolge, als eine noch ſo große Leibwache von Veteranen oder gar eine Garniſon von ſolchen Legionstruppen, die ein Grieche an Sulla's Stelle um ſich verſammelt hätte. Sulla wußte, daß er ſich dadurch für alle Zeiten den Fluch des Uſurpators und des Tyrannen, den Abſcheu der Herſtellung des in Bann, Acht und Aberacht nach Römiſchem Bewußtſein geſtellten Königthums über ſein Haupt gebracht hätte.

Indem Sulla die Ariſtokratie Roms durch die Neugeſtaltung des Senats ohne das Regulativ der Cenſur neu gründete und ihr die höchſte Macht und Würde im Staat übergab, hatte er auch in der Verwaltung der höchſten Aemter der Republik, ihrem gegenſeitigen Verhältniß und

Ineinander- oder Uebergreifen zum Theil neue Wege und Gebiete vorgeschrieben. Der Grundsatz, daß die vom Volke übertragene höchste Machtvollkommniß der obersten Aemter der Republik nicht unmittelbar mit dem Amtsjahre erlösche, sondern durch die höchsten Repräsentanten des Volkswillens besonders widerrufen werden müsse, welcher sich durch die ganze Entwickelung des römischen Staatsrechts hindurchzieht, hatte allmählig bewirkt, daß gewöhnlich die höchsten Beamten der Republik, Consuln und Prätoren die Gewalt ihres Imperiums noch ein zweites Jahr behielten mit dem Titel proconsules und propraetores, also Würdenträger des Staats, welche ihre Gewalt an Stelle der Consuln und Prätoren noch weiter und zwar in den Provinzen, im Auswärtigen, außerhalb Roms als Machthaber behalten konnten, für besonders ihnen vom Senat übertragene Kommandos, sei es in oder außerhalb Italiens. Dieses schon alte Herkommen, das nach Bedürfniß angewendet wurde und entstanden war, augenblicklichen militärischen Bedürfnissen — denn in kriegerischen Bedrängnissen war es erfunden — abzuhelfen, wurde jetzt von Sulla zum regelmäßigen Staats- und Landrecht gemacht. Dadurch war die Dauer dieser Aemter statt auf ein auf zwei Jahre verlängert und dadurch der im Grunde doch wesentlich militärischen Verwaltung der Provinzen ein fester Boden gegeben, wenn auch häufig die Provinzialobergenerale nur als Oberpräsidenten für Rechtspflege und Verwaltung zu sorgen hatten, wozu sie ausschließlich im ersten Jahre ihrer Amtsdauer in Rom bestellt waren. Damit die so nothwendigen Finanzbeamten ihnen nicht fehlten, erhöhte Sulla die Zahl der Quästorenstellen auf zwanzig, wohl über das Doppelte des früheren Bestandes, um so mehr, da er festgesetzt, daß die Quästoren nach ihrem Amtsjahr in den Senat übergehen sollten, damit es an ausreichender Rekrutirung desselben nicht mangelte.

Durch diese genauere Organisation wurde dafür gesorgt, daß die einzelnen Amtsinhaber desto weniger selbstständig und desto mehr vom Senat abhingen, welcher die Geschäftskreise vertheilte und die ausgedienten Reichsbeamten des Staats als Mitglieder in seinen Schooß zur Theilnahme an dem Regiment desselben aufnahm, in welchem einzelne Widerspenstige und Ehrgeizige durch den aristokratischen Corporationsgeist überstimmt und unschädlich gemacht wurden.

Als echter und guter Römer sorgte Sulla auch für gute Justiz. Nicht nur die ordentlichen Gerichte, in Sachen des Eigenthums und dessen streitigen oder gewaltsamen Gefährdungen, sondern auch die Ausnahmegerichte für besondere zweifelhafte Fälle bei Verbrechen, welche das Bestehen des Senats bedrohten oder große Vermögensumkehr betrafen, führte Sulla genaue Prozeßordnung und Gerichtsordnungen ein, besonders in Betreff der Be-

drückungen und finanziellen Mißregierungen und Plünderungen seitens der Beamten des Staats in den Provinzen, die so völlig an der Tagesordnung geworden waren, daß endlich die Centralregierung in Rom ein Einsehen haben mußte, um wenigstens die größten Aergernisse aus der Welt zu schaffen.

Endlich kommen wir zu der größten Staatsmaßregel Sulla's, zu seinen Militärkolonien. Seine Aechtungen und Ermordungen der großen und kleinen Gegner hatten ihm, abgesehen von den ungeheuren, verschwenderischen Abfindungen — Dotationen — in Geld und Grundeigenthum für seine Anhänger, noch unermeßliche Landgebiete übrig gelassen, deren frühere Besitzer, wenn sie nicht als Gebannte und Geächtete unter dem Schwert und Dolch ihrer Feinde verendet hatten, als heimathlose Tagelöhner das Brod ihrer Tagesarbeit aßen. In ihre Güter führte Sulla seine alten getreuen Veteranen als Eigenthümer. Das war ein Eigenthumswechsel in ganz Italien! Aber man weiß auch aus den Erfahrungen unserer Zeiten, was das zu bedeuten hat. Die Französische Revolution von 1789 und 1793 giebt nur eine schwache Vorstellung eines solchen Zustandes, eher noch die von Mexiko bei dessen Abfall vom Mutterlande oder der Westindischen Inseln nach der Abschaffung der Sklaverei. Die alten Herren wurden abgeschafft, zu Grunde gerichtet durch Mord, Bankerot, das Land hatte neue Herren erhalten. Italien war doch insoweit glücklicher daran, daß die neuen Landeseigenthümer eines Stammes, desselben Blutes mit den Vertriebenen waren und nicht Rothhäute oder Mischlinge von ihnen. In Zeit einer Generation konnte zwischen den Nachkommen, den Usurpatoren und den Vertriebenen ein leidliches Verhältniß entstehen.

Sulla aber hatte seinen Zweck glänzend erreicht. Das ihm früher so rebellische Italien war durch diese unerhörte Kolonisation still wie das Grab geworden. Sulla war Meister darin. Denn seinen Getreuen, die er in so viel Schlachten siegreich geführt, hatte er den Abend ihres Lebens gesichert und er sorgte noch dafür, daß sie, die Leichtsinnigen, die ihr Leben lang nur dem Augenblick gelebt, denen der Raub im fremden feindlichen Lande wie gewonnen so zerronnen war, vor dem Schwindel der Aufkäufer ihrer Güter geschützt wurden. Er legte die Klausel in das Koloniegesetz seiner Veteranen ein, daß sie ihre Güter nicht verkaufen dürften. Moderne Staatsweise müßten natürlich bereit sein, diese Maßregel nach den Principien des jetzigen Staatshaushalts als gräulich zu erachten. Sulla folgte hierin den Gedanken seiner politischen Todfeinde, der Gracchen. Es war die Ansicht der Staatsweisen der entgegengesetzten Parteien, und Sulla's Maßregel, die augenblicklichen und dringenden Erfolg forderte, that ebenso ihre Wirkung, wie auf kürzere oder längere oder oft auf sehr lange Zeit, wohl auch Jahrhunderte die Ansiedlung mit Landloosaustheilungen der deutschen Heereshaufen

m Mittelalter auf römischem Reichsboden. Freilich ist Sulla gerade eswegen später gar oft als kurzsichtiger Staatsmann getadelt worden. Allein man vergißt, daß ihm die kurz gemessene Zeit seines thatenreichen und ufreibenden Lebens nicht gönnte, seine Staatseinrichtungen weiter mit seinem rischen Geiste neu zu beleben, daß sich Niemand fand, der seiner würdig sie ätte fortsetzen können, daß es nur noch Leute gab unter den allenfalls Beruenen, wie etwa Pompeius, der es für wohlfeiler und bequemer hielt, sich durch Einreißung der Sullanischen Einrichtungen bei der großen Masse einen wohlfeilen großen Ruf zu schaffen, den Senat eine Weile zu blenden und zu äuschen und endlich von Volk und Senat verlassen zu werden, wie natürlich ieſem bloßen Glückskinde geschah, der nach der Herrscherkrone über die Römer die Hand ausstreckte, nicht weil er sich derselben fähig und mächtig ühlte, sondern weil ihr Glanz ihn blendete.

Sulla war ein ganz anderer Mann. Er war neidlos und konnte gegen Alles, was neben ihm emporwuchs, wenn es nicht seine eigentlichen Staatsläne störte, halb gleichgültig, halb nachsichtig und fördernd sein, auch gegen Pompeius. Der hatte sich ihm, ohne etwas in der Römischen Welt u sein, als ein fast selbstständiger Mensch mit Roß und Reisigen ganz und öllig als Anhänger angeschlossen, als Sulla selber noch mit geringen Kräften en beinahe unmöglichen Kampf mit Italien begann. Sulla hatte ihn zu en verschiedensten Unternehmungen als seinen Divisionsgeneral verwendet und Pompeius hatte das Seinige geleistet. Dann hatte er ihn nach Afrika geendet, die feindlichen Truppen, welche die Provinz inne hatten, zu schlagen. Pompeius war auch hier glücklich gewesen wie Sulla, sein stets glücklicher Oberfeldherr. Da forderte Pompeius, von seinem Heer unterstützt, für seine Thaten den Triumph, nachdem ihn seine Truppen zum Imperator ausgerufen. Pompeius war noch gar nichts, weder Consul, noch Prätor, noch Aedil noch Quästor oder Volkstribun war er gewesen und nun forderte dieser unge Mensch die Ehre des Triumphes. Er wurde ihm abgeschlagen, weil man nicht im Stande war, eine solche unerhörte Forderung zu begreifen, ie nur den höchsten Würdenträgern der Republik zu Theil wurde. Da rohte Pompeius mit dem Aufstand seiner Legionen.

Sulla hatte Ofella, weil er das Consulat für sich begehrte, ohne vorher Prätor oder Quästor oder Aedil gewesen zu sein, um Mittag auf dem Forum Roms durch seine Soldaten niederstoßen lassen, wie einen rebellischen Officier, der ihm doch die besten Dienste bei Praeneste geleistet. Allein er ar ein Ueberläufer von der Volkspartei gewesen und Sulla mochte in ihm inen zweiten Marius groß zu ziehen fürchten. Aber gegen Pompeius war r nachsichtig, fast schwach — schon früher hatte er ihn zu seinem Schwiegersohn gemacht — und gewährte ihm den unerhörten Triumph. Er sah in

ihm nur den alten Anhänger, den adligen Standesgenossen, vielleicht mehr, den Wahlverwandten, das Kind des Glücks, wofür er sich ja selber ansah. Den Werth seiner eigenen genialeren Natur übersah e demüthiger Sorglosigkeit. Er war zu arglos und zu sorglos, zu sehr s sicher, um auf eine eigene Prüfung der wahren Bedeutung von Pom Persönlichkeit einzugehen.

Pompeius, der gewissermaßen zum Nachfolger Sulla's bestimmt, als solchen mochte ihn Sulla mit seinem scharfen Blick wohl erkannt h — wurde von frühester Jugend durch sein ganzes Leben von brenne Ehrgeiz getrieben, Sulla, eine seltene, vornehm und liebenswürdig ange hochbegabte Natur unter diesen seinen zu Grausamkeit, unbarmher Rechtskälte und plumper Hochmüthigkeit neigenden Landsleuten, wurde in di grausamen Zeitalter ohne seinen Wunsch, durch seine große Begabung fast wider seinen Willen ihre Wirkung that, wider seine Neigung zum g Mann emporgetragen und die Greuel, die er befahl und zuließ, n vielleicht Jeder seiner Landsleute, die überhaupt damals Beruf zum Regi hatten, wahrscheinlich in noch viel scheußlicheren, viel überlegteren un wußteren und berechneteren Formen, mit mehr Methode ausgeübt h Sulla hielt sich an seine Glücksgötter, die Unglück und Glück schnell theilen, aber später nicht mehr nachtragen oder zürnen, wie boshafte gallige Menschen.

Sulla trachtete darum nicht nach der Alleinherrschaft, weil er nicht bedurfte, weil er sie eigentlich besaß, ohne es zu wollen, weil sie eine Last war. Er war als er selber groß genug. Er hatte die h Gewalt in Rom wohl inne gehabt, er hatte gebrannt und ausgebr Nachdem er gethan, was nöthig war, war er ihrer satt und müde legte sie nieder.

Es war ein Schauspiel, das man in Rom noch nicht gesehen nicht wieder sehen sollte — ganz anders als die päpstlichen Säkular wo diese Worte gebraucht wurden — als Sulla auf dem Forum ers umgeben von dem Glanz seiner Diktatorwürde, den vornehmsten Wü dem Senat, endlich von den Lictoren mit den Henkerbeilen, den be Dienern, Jedem das Haupt abzuschlagen, wenn der oberste Herr der waltigen Republik befahl. Jetzt redete derselbe in lauten, deutlichen W zum lautlos horchenden Volke kurz und bündig. Er sagte ihnen, sie h ihn zum Diktator erkoren; viele Jahre hätte er nöthig gehabt für ihren Au — den aus den Fugen gegangenen Staat auf feste Fundamente zu grü Das sei nun mit aller Anstrengung endlich vollendet, wofür er den Gö danke. Damit gebe er diesen und alle seine Machtvollkommenheit, w ihn das Volk ausgestattet, in seine Hände zurück. Wenn aber Jemand

durch eine seiner Verordnungen beschwert zu beklagen hätte, so wäre er bereit, vor dem ordentlichen Richter Rechenschaft abzulegen. Der Moment war so überwältigend, daß in der Volksversammlung tiefes Schweigen war, indessen Sulla Magistrate, Senat und endlich auch seine Lictoren entließ, von der Rednerbühne herabstieg und als einfacher Privatmann von seinen näheren Freunden umgeben seiner Wohnung zuschritt. Indeß hatte es sich ein einzelnes Individuum nicht nehmen lassen, dem glorreichen Exdiktator mit Ausstoßung empörender Schmähungen bis zu seiner Hausthüre zu folgen. Allein er ließ ihn gewähren und sich ruhig und friedlich ausschimpfen. Denn der war der Einzige, der sich regte unter den Tausenden, die in Rom und ganz Italien durch Sulla's Todesurtheile und Gütereinziehungen seine Todfeinde sein mußten. Aber darum kümmerte sich Sulla nicht, er sehnte sich nach dem Genuß der Ruhe, auf die er jetzt gegründeten Anspruch erworben hatte.

Sonderbar, der Mann, dem Alles zu Gebote stand, hatte eigentlich Nichts davon. Alles, was der Geringste im Volke mit Freuden sein nannte, das entbehrte der große Herr über das ganze Staatswesen.

Sulla schien endlich, in späten Jahren, glücklich verheirathet, mit der Tochter jenes Metellus, der ihm bei seiner Landung in Italien nach dem Mithridatischen Kriege fast zuerst als Freund und treuer Anhänger zugefallen. Es war ein Unglück, daß er aus dieser Ehe keine überlebenden Kinder gewann, daß seine Gemahlin Metella todkrank wurde, und zwar gerade zur Unzeit, wo er selbst nach eigenem Gefühl und nach Römischem Staatsrecht ungewöhnlich wichtige religiöse Handlungen zu besorgen hatte.

Es gab in Rom seit den ältesten Zeiten eine religiöse Verehrung des Hercules, die sehr abwich von den Vorstellungen, die man sich sonst von dieses Gottes Natur machte, die aus Griechenland überkommen war, eine Idealisirung der menschlichen Manneskraft und Heldenhaftigkeit. Allein sie war dort nur national umgebildet und aus dem Orient übernommen, wo diese Religion heimisch und weit verbreitet war. Schon in den ältesten Zeiten Griechenlands ward dieser Cultus daselbst einheimisch, doch viele Züge in Sage und Glauben beweisen die orientalische Herkunft, vor Allem die Selbstverbrennung des Gottes auf dem Oeta, die ihn von der Erde in das Reich der Götter entrückte. So war dieser Hercules, der in Asien auch Sandon hieß, bis in das Abendland verpflanzt. Aber er galt da auch als glücklicher Seeheld und Abenteurer, und so wurde sein Cultus durch die Phönikischen Seekönige nach Westen gebracht. Der Kaufmann, der in fremden Meeren und heldenhaften Abenteuern reich, beladen mit Schätzen, die er im Tauschhandel oder mit Gewalt gewonnen, brachte, wenn er sie sicher in der Heimath geborgen, dem Gotte, in dessen Vertrauen ihm dies gelungen, den Zehnten seines Erwerbs als Gelübde dar. Wie dieser Herakles als ein

Gott der heldenhaften Anstrengung und des darauf folgenden Siegesgenu
galt, so verehrte ihn sein glücklicher Anbeter, indem er den Zehnten des du
seinen Segen erworbenen Vermögens mit seinen Freunden fröhlich
schmauste. Dieser in Rom seit unvordenklichen Zeiten aufgenommene
vielfach geübte Gebrauch hatte Sulla wie keinen Anderen angezogen. War
denn nicht für ihn ein Wunder, daß er nach so ungeheuren persönlic
Anstrengungen, deren glücklichen Erfolg er in solchem Maße kaum geal
sich so über alle Menschheit als ihren Gebieter erhoben sah? Sulla entsch
sich zu Ehren des Hercules, zum Dank für seine glücklichen Erfolge dem
ein Dankfest zu geben, einen herrlichen Schmaus, bei dem jeder Rö
mittafeln sollte, um Antheil zu haben an der Gnade des Gottes, die S
zu Theil geworden zum Nutzen des Römischen Volkes.

Die Vorbereitungen zu dem ungewöhnlichen Fest waren so weit gedie
daß kein Aufschub möglich schien.

Da erkrankte seine geliebte Gemahlin Metella tödtlich. Er war zwis
die grausame Alternative gestellt, sich der Familientrauer hinzugeben
dennoch dem Gott, den er verehrte, zu genügen. Hier zeigte sich der E
und die Tiefe seiner religiösen Ueberzeugungen. Er schwankte keinen Aug
blick. Weil von einem Trauerhause das fröhliche Fest nicht ausgehen dur
schrieb er echt römisch entschlossen für Metella den Scheidebrief und
sie auf weiche Polster gebettet unter Thränen in ein anderes Haus hinü
tragen, wo sie in aller Bequemlichkeit sterben konnte. Da war sein H
von der Trauer des Todes gereinigt und das große Fest des Sulla
des Volkes wurde mit aller Pracht und Herrlichkeit, welche die dama
Welt bieten konnte, gefeiert.

Sulla hatte von Metella zärtlichen Abschied genommen, Metella
todt. Da begab es sich, daß Sulla einige Monate später ein gr
Gladiatorenschauspiel gab. Als er kam, um im Amphitheater seinen P
einzunehmen, begegnete es ihm, daß er fühlte, wie Jemand den Zipfel se
Toga mit der Hand erfaßt hatte und anzog. Als er sich umschaute, erbl
er ein herrliches Frauenbild, die neben ihm vorüberging mit den Wor
sie wollte doch auch Antheil an Sulla's Glück haben, und sich darauf
seiner Nähe niederließ. Es konnte nicht fehlen, daß Sulla durch seine
gebung erkunden ließ, wer denn diese prächtige Erscheinung sei, er erf
sehr bald, das sei ja die wunderschöne Hortensia, die edle Schwester des
feierten Redners, welche jetzt eben von ihrem Manne geschieden wor
Sulla hatte genug gehört und gesehen. Sein Herz war an sie verlo
und sie war nicht lange über ihren Sieg ungewiß. Schneller Austausch
Blicken, Lächeln und Gesprächen leitete Verlöbniß und Vermählung

Da hatte Hortensia mehr als irgend Jemand an Sulla's Glücke Theil genommen.

Indeß blieb Sulla seinem Charakter treu, möglichst Viele von seinem Glück, von seiner Fröhlichkeit mitgenießen zu lassen und dieser liebenswürdige Hang begleitete ihn auch in sein ersehntes Privatleben von Puteoli. Wie er von Jugend her gepflegt, genoß er reichlich mit seinen Vertrauten die Freuden des Mahls, mit griechisch gebildeten Männern, Dichtern, Musikern, ja Schauspielern fröhliche Gespräche haltend. Oft ging es auch toll her und dann war Sulla in der Wahl seiner Gesellschaft nicht blöde. Da ließ er närrische Theaterstücke aufführen, dichtete deren auch selber und trat dann selbst als Acteur darin auf.

Indeß hatte er doch noch Zeit zu ernsterer Beschäftigung, vor Allem zur Ausarbeitung seiner Memoiren, die er fast zu Ende führte und an denen er noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb, natürlich griechisch mit den Titel Ἀπομνήματα, weil auch Sulla damals die eigene Sprache noch nicht fähig hielt, wie Friedrich der Große, darin zu schreiben. Sulla ward durch dem Tod unterbrochen seine Memoiren abzuschließen. Sein getreuer griechischer Freigelassener und literarischer Mitarbeiter Epikalos, übernahm die Fortsetzung und Vollendung des Werkes, wie er vorher wahrscheinlich die Redaktion desselben besorgt hatte. Ach hätten wir doch heute das ganze Memoirenwerk des Sulla mit den Zuthaten des Epikalos, wovon nur wenige Fragmente bei Plutarch übrig geblieben sind, der sie noch vollständig vor sich hatte. Nicht gern entbehrten wir dafür Cäsars Memoiren, welcher den Meister übermeisterte.

Aber in Sulla bewegten sich wie in einem Angelpunkt die zwei Wenden und Hälften der Geschichte der Römisch-Italischen Welt. Sulla hatte den Gipfel erreicht im römisch-italischen Staatswesen, er zuerst war der wirkliche Alleinherrscher geworden über das ganze ungeheure Reich, dessen Länder das Mittelmeer umgaben, und Alles, was ihm nicht unmittelbar gehorchte, das gehorchte ihm mittelbar wie Aegypten u. a. Er konnte der Herr sein über all' diese Herrlichkeit, aber er wollte es nicht, der große Cäsar wollte es und fiel unter den Dolchen der Aristokraten, die sich als Demokraten ausgaben. Augustus war es endlich, der Erbe und Neffe Cäsar's, der Cäsar's und Sulla's Erbschaft antrat. Eine solche Umkehr aller Dinge in Italien konnte nicht sein ohne die größten Person- und Eigenthumsverletzungen und die Sullanischen Proskriptionen mußten noch einmal wiederkehren, wenn auch unter etwas anderer Form. In der Sache blieb sich die Wirkung auf den Nerv Römischer Staatsgedanken völlig gleich und die erfahrenen Römischen Staatsmänner verkannten keinen Augenblick die wirkliche Lage der Republik.

Sulla kannte die Römische Welt zu gut, als daß er nicht wissen sollt
welche Gefahren den von ihm festgestellten Ordnungen drohten. Aber d
alte, doch immer noch so lebensfrische Herr, der über alle großen und klein
Herren gesiegt und geboten hatte, mochte nun um keine Schätze der W
noch einmal in das beschwerliche Regiment der Welt eingreifen. Möcht
sich doch jüngere Leute, wie Pompeius, dem er noch immer vertraute, ob
wer es sonst sein mochte, ihre frischen Kräfte daran geben, das Staatswes
weiter zu führen, dessen er sich gänzlich überdrüssig fühlte. Es machte a
ihn durchaus gar keinen Eindruck, als die Kunde an ihn gelangte, daß se
Schwiegersohn, sein viel begünstigter Pompeius, einem ausgesprochen
Anhänger seiner Feinde M. Aemilius Lepidus zum Consulat verhalf, der
nur benutzte, um die Sullanischen Einrichtungen umzuwerfen. Der Sen
war noch stark genug, ihn aus Italien in seine Provinz zu weisen. Er g
horchte und zog nach Norden. Aber als er in Etrurien angelangt, rief er dies
Land zum Aufstand, wo so viel Stoff dazu sich fand. Auch im Nord
flammte unter Brutus die Rebellion noch einmal auf: kein Wunder, d
sie allüberall Zündstoff vorfand. Sulla's Eigenthumsumkehr durch sei
neuen Colonien hatte ihn durch ganz Italien gesäet und verstreut. D
außer Besitz gesetzten alten Bodeneigenthümer eilten ohne Besinnen zu d
Fahnen Dessen, der versprach, sie wieder in ihren alten Besitz zu bring
Aber es war doch so viel Hältniß in der Sullanischen Konstitution, daß
neue Demagoge aus altem Geschlecht in der purpurnen Konsulartoga nic
ausrichtete. Er wurde nach unglücklichen Feldzügen nach Sardinien ab
drängt, wo er nach unfruchtbaren Kämpfen gegen die verstreuten Stä
des ungesunden Landes, wie so unzählige Andere zu allen Zeiten, dem Klim
fieber zum Opfer fiel, wo sich jetzt der große Garibaldi, der berühmte Ret
in den Südamerikanischen Rothhautstaaten, der italienische Befreier,
ruhmbedeckten Vorkämpfer für Frankreich gegen Deutschland, als unfehlba
glücklicher Cultivateur seit Schöpfung der Welt unkultivirbarer Länder
tausendkünstlicher Politikus sehen zu lassen jetzt die Absicht hat, als
dem neuen Italien dazu berufenes Kraftgenie.

Sulla blickte auf alle diese politischen neuen Zeitungen, die an
kamen, als Zuschauer, der dabei ganz unbetheiligt war, er hatte mit d
Leben des Staats abgeschlossen und wollte bloß noch Mensch, das he
Privatmann sein. Dieser Wille aber war ein echt Sullanischer. Er t
in das Privatleben mit allem Pomp und aller Grandezza zurück, doch
weil er fühlte, daß seine Lebenskraft erschöpft war. Der Rest genü
wohl, ihm über die letzten Monate seines thatenreichen Lebens mit Anst
und der diesem glücklichen Naturell angeborenen Frische hinwegzuhelfen. Su
der Glückliche, hatte sich an seinem Lebensabend alle unbequeme politis

Arbeit und Verantwortlichkeit abgestoßen. Aber als er sich gewaltsam zurückgezogen aus allem dem ungesuchten Glanz, der fast wider seinen Willen auf sein Haupt sich niedergesenkt, geschah es, daß ihn die Größe seiner Person noch ins Kleine verfolgte. Das bloße Dasein des gewaltigen Mannes bewirkte, daß er an Macht in der nahen Nachbarschaft noch als der alte Diktator galt und er konnte nicht verhindern, daß die erbärmlichen Streitigkeiten kleinstädtischer Gemeinden vor ihn zur Entscheidung gebracht wurden. Es ist sehr denkbar, daß die leidenschaftlichen Parteiungen, welche Italien durchzuckten, auch in diesen Miniaturverhältnissen an Sulla herantraten. Wir kennen Sulla hinlänglich, als daß wir nicht wüßten, daß in solchen persönlichen Annäherungen Sulla oft kurz und gewaltsam entschied, wenn sein Zorn erregt war. Ein armseliger Magistrat einer benachbarten Stadt hatte sich gegen Sulla's Entscheidung renitent gezeigt. Sulla ließ ihn vor sich bringen und nach leidenschaftlichem Wortwechsel von seinen Leuten todt schlagen. Aber der leidenschaftliche Auftritt hatte Sulla's Nerven so erregt, daß er plötzlich schwer erkrankte und bald darauf todt war.

In Italien hatte sich seit seiner Abdankung kaum Jemand mit Sulla beschäftigt. Als die Kunde seines Todes nach Rom gelangte, war die Aufregung ungeheuer, unter seinen Freunden eben so wie unter seinen Feinden und das Echo dieses Schmerzes- und Freudenschreies hallte durch ganz Italien.

Die Feinde suchten Dem, der sie unterdrückt, die letzte Ehre, die er nicht mehr fühlen konnte, zu rauben, das ehrenvolle Begräbniß. Aber der mächtige Pompeius hatte doch noch so viel Achtung und Ehrgefühl gegen den großen Sulla, der einst sein Schwiegervater gewesen und ihm durch seine thätige Hülfe bis zu seiner jetzigen Höhe emporgeholfen hatte, daß er alle die rachesüchtigen Bosheiten, die gegen den großen Todten beabsichtigt waren, gewaltsam niederschlug. Der todte Leib des großen Sulla wurde auf den Schultern seiner Getreuen, von seinen alten Soldaten, den Veteranen aus seinen siegreichen Kriegen, denen er frohes und rüstiges Leben und Arbeiten auf freiem Eigenthum verschafft hatte, zu Grabe befördert; sie strömten alle herbei und stritten sich um diese Gunst, der Leib ihres geliebten Feldherrn ward also von ihnen nach Rom getragen. Auf der ganzen ausgedehnten Todtenreise standen überall an der großen Appischen Chaussee die Municipalobrigkeiten und deren Untergebene zu beiden Seiten derselben als Ehrenaufwartende. Endlich langte die Trauerprocession in Rom an, wo die Parteileidenschaften so hoch gestiegen waren, daß noch Sulla's Leiche das ehrenvolle Begräbniß geweigert wurde. Solchem Unfug hatte Pompeius gesteuert.

Aber da gab es noch eine andere Schwierigkeit. Sulla hatte in seinem Testament bestimmt, daß er nach dem Herkommen seiner Familie als Leiche unversehrt beigesetzt werden sollte, wie die anderen großen Cornelier, deren

Todtengruft sich durch einen wunderbaren Zufall des Glücks bis zu unseren Tagen erhalten hat.

Allein der Römische Senat, der sich als Corporation erinnerte an die Greuel, mit welchen Marius Leiche geschändet worden, war nicht gewillt, das, was an Sulla noch Irdisches übrig blieb, gleicher Schmach auszusetzen, wenn die Zeiten und die Ansichten in ihnen sich änderten. Es giebt kaum einen deutlicheren Beweis von der Unsicherheit, welche der römische Senat über die augenblicklichen politischen Zustände empfand, als den Befehl desselben, der conservativen Corporation der Römischen Republik, daß Sulla's irdische Ueberreste sollten verbrannt werden.

Er mochte es wohl nicht wissen, daß damals und noch Jahrhunderte hin, sogar bis ins funfzehnte in den Ostseeprovinzen Rußlands, sich in ganz Europa die beiden Religionsgebräuche des Leichenbegängnisses, des Leichenbrandes und der Leichenbeisetzung neben einander erhalten hatten. Der Leichenbrand erscheint als eine Neuerung aus Persien eingeführt, der sich schon mit der persisch-baktrischen Völkerwanderung nach Indien in diese Gegenden verpflanzt hat. Er war ursprünglich eine Religion gewesen, aber im westlichen Europa zum bloßen herkömmlichen Gebrauch herabgesunken, den auch die Semiten, namentlich die Phönikier und Karthager bei sich aufgenommen hatten, der auch in der mythischen Zeit Griechenlands schon herkömmlich war. Die Selbstverbrennung des halb griechischen, halb phönikischen Gottes Herakles auf dem Oeta steht in genauem Zusammenhang mit der so ausführlichen Schilderung des Leichenbrandes des Patroklos bei Homer, die sich mit allen Einzelheiten noch skrupulös pünktlich bei den Leichenbränden der jetzigen russischen Ostseeprovinzen urkundlich im 15. Jahrhundert beobachtet findet. Es waren tief begründete Religionscerimonien, die sich aus dem fernen Osten nach Europa verbreitet hatten, deren Sinn und Bedeutung aber aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden waren. Es zeigt sich keine Spur in der Ueberlieferung von irgend einer Eifersucht der beiden Religionsanschauungen, welche die Leichenbeisetzung und den Leichenbrand ausführen. Sie bestanden neidlos und unangefochten neben einander. In Deutschland und weiter im Osten scheint der Leichenbrand in vorhistorischen Zeiten das Uebergewicht erhalten zu haben, er erscheint in Rom, wie es das Familienherkommen der Cornelier lehrt, als eine Neuerung. Aber der große Sulla wurde nicht wie seine Vorfahren beigesetzt, sondern verbrannt, damit nicht seinem todten Leibe eine Schmach widerfahren möge, daß dem glücklichen Sulla auch nach seinem Tode kein Unglück begegne. Seine Getreuen hatten für ihn besser sorgen wollen als er selber, denn ihm waren bei seiner großen, lässigen Denkungsweise dergleichen Bedenklichkeiten und Sorgen der Berücksichtigung unwerth und gleichgiltig.

Das Grabmal Sulla's stand noch bis in die spätere Kaiserzeit unangefochten und unberührt durch alle die Umwälzungen und alle die Stürme, die später über Rom dahingebrauſt waren. Es stand auf dem Marsfeld und trug die Inschrift, welche Sulla selber verfaßt hatte: Keiner habe seinen Feinden mehr Böses, seinen Freunden mehr zu Gute gethan, als er.

Die vornehmen Frauen hatten um ihn ein Jahr lang getrauert, wie um die alten Könige Roms, deren unumschränkte Macht — und zwar in wie viel größerer Ausdehnung, nicht über Rom und die Nachbargebiete, die sie einst beherrschten, sondern über die Länder, welche das Mittelmeer umgeben — er in der Sache besessen und gebraucht, aber deren Titel er verschmäht hatte.

Blicken wir noch einmal zurück über den Zeitraum, seitdem Italien und Rom anfängt einzutreten in das historische Bewußtsein der antiken gebildeten Staatenwelt des Ostens. Es wurde von zwei Nationalitäten wo nicht angeregt doch wach gerufen, den Hellenen und Semiten, den Phönikern. Beide Nationen hatten den Boden Italiens betreten, bevor von Rom in der Welt die Rede war. Die Macht Karthago's ist und wird immer bleiben eine Anomalie in der Weltgeschichte, weil sie sich zu einer so gewaltigen Herrschaft emporschwang, ohne ein Hinterland gleicher nationaler Bevölkerung zu haben, während Rom zu seinem Glück in Nord, Süd und Ost zu stets erneuter Anfrischung verwandte Stämme fand. Karthago war stets nur auf sich und die eigene Kraft angewiesen, die freilich sich noch verwandtschaftlich auf eine Reihe von phönikischen, also blutverwandten Kaufstädten am Mittelmeer ausdehnte. Allein auch diese entbehrten der Saugwurzel aus dem eigenen Boden. Sie waren und blieben fremde Ansiedler auf fremdem Boden und nur die hohe Finanz, das Gold, welches alle diese Kaufstädte in ihrer rastlosen, dem semitischen Stamme eigenen, Thätigkeit erwarben, vermochte ihnen die Mittel zu gewähren, auch die widerstrebendsten Völkerelemente durch den Waarenverkehr, deren sie bedurften und durch gedungene Söldner, die des Soldes und Geldes bedurften, an sich zu fesseln. So weit die Geschichte reicht, ist noch nie in Nordafrika eine Staatenbildung entstanden, welche nur von fern sich der von Karthago genähret hätte, eben deßhalb, weil die Uferlandschaften nach geringer Ausdehnung gegen Süden an die unendliche Wüste stoßen, wodurch also der Norden Afrikas immer und immer nur auf das Meer gewiesen ist. Die Karthager als Kolonisten der Phönikier, die selber nur einen schmalen Saum des syrischen Meeresgestades mit den berühmten Uferstädten Sidon und Tyrus einnahmen, hatten die Erbschaft ihrer Väter, das Meer mit sich in das ferne westliche Land mitgenommen, und es konnte ihnen gleichgültig sein, ob sie Juden, die sich von ihnen in geistlichem Hochmuth abschlossen oder Barbaren in ihrem Rücken

hatten, wenn ihnen nur die weite freie See, ihr geliebtes Element, offe
stand. Sie haben die See beherrscht und als Kauffahrer die Fülle d
Reichthums in ihre Stadt geführt, welcher ihnen die Mittel gab, all
kulturfähige Land bis gegen die Wüste sich mit Güte und Gewalt zinsb
zu machen. Die kühnen Handelsschiffe von Karthago beherrschten die Küst
des Mittelmeeres, sie hatten in Marseille unter andern schon feste Woh
sitze, bis sie die Phokaier, die aus Kleinasien verdrängt waren und ih
Kolonie Velia nach der unglücklichen Seeschlacht hatten aufgeben müsse
daraus verdrängten. Aber ganz Spanien innerhalb und vielleicht außerha
der Meerenge von Gibraltar wurde der Schauplatz der Thaten und Unte
nehmungen Karthago's, anfangs nur kaufmännisch, durch Besetzung d
hafengerechten Küstenplätze; dann militärisch durch Anwerbung fremder u
einheimischer Mannschaften für das schwere Geld der afrikanischen Kaufsta
erobernd durch die glorreiche Familie, deren glorreichster Hannibal war. T
noch halb unmündige Jugendentfaltung Italiens hatte meist das dam
völlig barbarische Volk der Gallier überschwemmt wie ein Alpengießb
nach plötzlich eintretender Schneeschmelze in dem hohen Gebirg. Er w
allmählich zerronnen, aber die Spuren seiner Verwüstung nach sich lasse
Sie waren für Italien furchtbar. Denn das Land zwischen Alpen u
Apenninen waren Gallisch geworden, eine beständige Bedrohung des inn
Italiens und der eroberten Gebiete. Diese Gallischen Auswanderungshe
reichten bis nach Ancona, die Römer wurden ihrer Meister wie der Karthag
bevor sie noch Herren Italiens waren. Aber gerade diese Siege verschaff
ihnen unbedingte Herrschaft in Italien. Die Abweisung der Italisc
Invasion des Pyrrhos, dieses halbgriechischen Königs von Epiros, der die e
und letzte Abenteuerunternehmung des griechischen Ostens auf Italien vers
hatte, endete nach vielem Blutvergießen zum Vortheil der Römer, Griech
land selbst, zerfallen in seine vielen kleinen Kantone, die unter einan
haderten und aus ihrer großen Vergangenheit nur den Haß geerbt hat
zwischen den kleinen Gebieten, welche die schöne Sprache von Hellas
Eifersucht in verschiedenen Dialekten sprachen und sich deßhalb verbun
fühlten, sich unter einander zu hassen, das herrliche Hellas war nicht
solcher Verfassung im Stande, den Römern zu widerstehen, um so me
da es fast allein stand.

Die ungeheure Bewegung, welche Alexander der Große durch se
Eroberungen bewirkt hatte, Griechenland, als dem Mutterlande hellenisc
Bildung, seine besten Kräfte entzogen. Jeder unternehmende Mann w
in den Osten gezogen, sein Glück zu versuchen. Griechenland war so schw
bevölkert wie Spanien, als es seine Kolonien nach Mittel- und Südamer
aussandte. Wie Spanien hat sich Griechenland in dieser Unternehmu

nach dem fernen Osten und Westen fast verblutet. Inselartig wie im spanischen Amerika waren die Nachkommen der griechisch-makedonischen Auswanderer auf den weiten Gebieten, die Alexander's des Großen Schwert erobert, angesiedelt in Kleinasien, Syrien und Aegypten, und beherrschten trotz ihrer höheren Cultur und ihres energischeren Willens doch nur mühsam die ungeheuren Landstriche, in die sie als erobernde Nation eingezogen waren.

Das den Hellenen und Makedoniern, seinen halben Landsleuten, sprachverwandte Italische Volk unter der Hegemonie der Latinischen Römer, welche sich Italien nicht unterworfen sondern angeeignet hatten durch einen langen historischen Verlauf politischer und gewaltsam militairischer Assimilation, erschien im Osten in Hellas anfangs als der Eroberer und Unterdrücker, aber bald als erfrischendes Element seiner Verbündeten gegen den geistig mit überlegener Kraft der Zahlen der Bevölkerungen dies- und jenseits des Aegäischen Meeres regierenden Osten. Dieser Widerstand geschah durch Philipp und Perseus von Makedonien, durch Antiochos und den armenischen Mithridates. Nur durch schwere Kriege ward er zurückgewiesen. Aber es hatte sich erwiesen, daß unzulängliche Kräfte in den Kampf geführt waren. Diese Mischkultur aus den Erbschaften der Hellenischen Civilisation, die hellenische Kraft, die sich in Bezug auf ihre alte Mannhaftigkeit und Bevölkerungsblüthe der alten Zeiten im Verfall befand, die Makedonische, die noch immer nicht aus der halben Barbarei sich befreit und das Netz, welches dem asiatischen Nationengewirr von Phrygern, Lydiern, Kappadokiern, Karern, Kilikiern, Lykiern, Syrern und Aegyptern durch hellenische Kultur- und makedonische Soldatenkolonien übergeworfen war, zeigte bereits viele seiner Maschen zerstört und an großen Strecken gewaltige Risse. Hier waren es die abendländischen Römer, welche dem Aufbau der aus den Fugen gerathenen, halb entarteten, vom großen makedonischen Alexander in den Orient getragenen hellenischen Humanität neue Stützen und zusammenhaltende Riegel brachten. Es waren die rohesten Anfänge und Umrisse der politischen Humanität, welche die hellenisch-makedonische Eroberung dem Orient gebracht hatte an Stelle des an sich ursprünglich alles Lobes werthen, aber nun in Despotismus und Großvezierregiment entarteten persischen patriarchalen Königthums. Die Entartung war entstanden durch seine Ausdehnung über die eroberten Gebiete. Die persische Herrschaft war an sich eigentlich nie eine drückende gewesen. Die Länder der Besiegten blieben in ihren alten Verfassungen, nur der oberste Herr hatte einen andern Namen bekommen, es war jetzt der persische Großkönig, der an Stelle der abgezogenen Herren, seine Satrapen, seine Vicekönige sendete. Das Centralregiment bekümmerte sich sehr wenig um ihre Wirksamkeit. Sie mochten thun und lassen, ganz was und wie ihnen beliebte, tödten und leben lassen, Geld von den Reichen

erpressen, nur durfte dadurch in ihrer Provinz nicht Frieden und Ruhe gestört werden. Es war das Pascharegiment der beiden vergangenen Jahrhunderte der Türkei, wobei eine andere Parallele zwischen Türken und Persern sich darbietet. Die Kinder der Perser wurden darin unterrichtet, mit dem Pfeil das Ziel zu treffen und die Wahrheit zu sagen. Von den Türken wird es gerühmt, daß sie niemals lügen, weil sie das unter ihrer Würde halten, aber es hieß von den Griechen, daß sie lügen, wenn es ihnen gar nicht nöthig ist.

Dennoch war das Satrapenregiment in den eroberten Distrikten ein sehr drückendes, weil die Bevollmächtigten Fremde waren, und dadurch, daß von ihrem Ausspruch keine Appellation stattfand, unzählige Ungerechtigkeiten geschehen mußten. Der beschränkte Unterthanenverstand ertrug dies wie ein Orakel, aber ebenso wehrlos die neue Herrschaft der Nachfolger Alexanders, wie sie hießen, der Diadochen, seiner Feldmarschalls, die sich in sein Reich theilten, wie in einen von ihm abgetragenen purpurnen Königsmantel.

Nur wenig änderte sich unter ihrem Regiment in der Art der Verwaltung ihrer untergebenen Provinzen. Es war dasselbe Schwanken zwischen Gehenlassen — das an die Stelle des alten patriarchalischen Königthums getreten war — und Willkürmaßregeln, woran es freilich die persischen Satrapen auch nicht hatten fehlen lassen.

Jetzt waren an ihre Stelle die Römer getreten, zwar nicht in alle Gebiete des alten Alexandrinischen Reichs, aber es gab keinen Fürsten des Ostens, der einen Fetzen desselben von seinen Vorfahren ererbt, der nicht Rom die größten Beweise seiner Unterwürfigkeit unter den Willen der großen Republik thatsächlich bewiesen.

Dabei war dieses Staatensystem, dieser geographische Begriff des Reichs Alexanders des Großen, in fortwährendem Fürstenhader, jeder stellte dem andern nach mit List und Gewalt, und die Landkarte des Alexandrinischen Ostens änderte sich fast jährlich durch Hin- und Hereroberungen bald dieser oder jener Gebiete.

Und wie sahen diese Fürsten und Herren aus, welche sich um die Lappen von des großen Alexanders purpurnem Königsmantel herumzerrten, wie die Schakale um ein Aas. Es gab vielleicht darunter nur ein achtbares Geschlecht, das der Attaliden, der Beherrscher von Pergamum, die meisten waren Barbaren, wie Mithridates' Königshaus, herzlose Despoten, bei denen Vater-, Mutter- und Kindermord zur politisch-hergebrachten Maxime gehörten oder entartete Hellenen, wie die syrischen und die späteren ägyptischen Fürsten, denen Verrath nur unter der Kategorie nothwendiger politischer Klugheit erschien.

Die Römer waren, als sie in diesen asiatischen Höllenbrodel einzutreten

veranlaßt waren, in der That keine Tugendhelden mehr. Allein es war etwas nicht von Entsetzen, aber von gründlicher Verachtung in ihrem Benehmen bei den Berührungen mit diesen fürstlichen Bastarderben des großen Alexander zu verspüren.

Am Besten unter ihnen allen stand es doch immer noch um die Dynastie der Ptolemäer, weil sie durch die klugen und umsichtigen Fürsten dreier Generationen, dem großen Ptolemaeus Lagi, welcher den Grund gelegt und seines Sohnes und Enkels glücklich die Verwachsung ihrer Familie mit dem Volk Aegyptens und den makedonisch-hellenischen Einwanderern und den ebenfalls ausländischen Einwanderern, den Juden, zu Stande gebracht hatten. Diese in Bezug auf Gelderwerb nicht minder als auf Volksvermehrung zu allen Zeiten rühmlichst bekannte Nation hatte sich in Aegypten so stark vervielfältigt, daß wohl ihre Zahl diejenige, welche einst unter Mosis Führung in ihre Heimath aufbrach, jetzt überragte. In Unterägypten waren ihre Gemeinden überall verstreut, aber in der Hauptstadt Alexandrien waren sie so zahlreich, daß sie hier zusammenwohnend ein ganzes wohlbevölkertes Stadtviertel bildeten nach der Weise der herrschenden Gemeinde der Makedonier, auf welche sich noch immer die Macht der Ptolemaer in letzter Instanz stützte. Später war die Energie des herrschenden Geschlechts in schnellem Verfall begriffen. Innen Zerrüttung und Zwietracht, die zu wüthendem Haß und Mord sich steigerte, gaben sie dem Lande das schlechteste Beispiel. Es wurden Thaten verübt, welche man sonst nur in den traumartigen Mährchen, der Sage und Fabel hätte auffinden können.

„Da war einmal ein König", wie im Mährchen — nämlich in Aegyptenland — der hieß Ptolemaios, mit Beinamen Euergetes, der Wohlthäter, aber das Volk nannte ihn Kakergetes, Uebelthäter, weil er seine Schwester und seines Bruders — seines Vorgängers in dem Königthum — Sohn hatte umbringen lassen, weil er durch Verfügung der allmächtigen Römer zum Thronerben erklärt war. Sonst ward er aber Physkon geheißen, der Mann mit dem großen Bauch, wie die Franzosen ihren König Ludwig XVI. nannten, als die Zeiten der Revolution waren, und wie die Araber sagen, der Vater des Bauches, welche als langjährige Einwohner Aegyptens ein Recht haben, berücksichtigt zu werden.

Dieser Bauchvater vermählte sich nach seines Bruders Tode also mit seiner verwittweten Schwester und erzielte nach Ermordung seines Bruder-, Schwester- und Stiefsohns — denn es war Haus- und Hofpolitik der Ptolemaeer, daß immer der Bruder die Schwester heirathete — mit seiner Schwester einen Sohn. Alles schwamm in Freuden, Volk, Vater und Mutter, das heißt, Bruder und Schwester, für uns gräuliche Verhältnisse, die aber doch schon in Athen vorkommen, in der Familie des Miltiades,

vielleicht eingeführt — importirt durch seine Beziehungen als Dynast in Thrakien und sich in der des Themistokles finden. Der erste Ptolemaeus mit also aus seiner Heimath im Norden Griechenlands diese für unsere Begriffe graueuhaften Familieninstitute mit sich nach Aegypten hinübergeführt haben. Aber weder im Attischen Volke noch im Aegyptischen fanden die Schwesterheirathen Nachahmung und es ist nur zu verwundern, daß sie keinen Widerspruch fanden, wovon sich nicht die geringste Spur in der Ueberlieferung zeigt.

Physkon wurde bald seiner Gemahlin und Schwester überdrüssig und heirathete ihre Tochter Cleopatra. Daneben war die Mißregierung schrecklich, das Volk wurde durch Steuern ausgesogen und nur die geschickte Verwaltung seines Großveziers oder Vicekönigs, der Heer und Finanzen unter sich hatte, des Hierax, weil er den Sold der Soldaten pünktlich zahlte, hielt des Physkon Herrschaft aufrecht. Als er aber gefallen war, sei es durch Ungnade oder Tod, da war es mit diesem Regiment zu Ende. Der Versuch des Fürsten, sich der Jugend von Alexandria, die sich im Gymnasium zu versammeln pflegte, durch Mord zu entledigen, um dadurch der aufrührerischen Stimmung in der Stadt die Spitze abzubrechen, mißlang. Das Volk zog vor die Hofburg und verbrannte sie. Nur durch ein Wunder entkam Physkon mit seiner zweiten Cleopatra und seinem Thronerben Memphitis, dem Sohn seiner ersten Cleopatra übers Meer nach Cypern, zu dessen Regenten er diesen seinen Sohn ernannt hatte. Aber als er erfuhr, daß seine erste Cleopatra vom Alexandrinischen Volke auf den Thron erhoben worden, da kannte seine Wuth keine Grenzen. Der unglückliche, hoffnungsvolle, vielversprechende Jüngling Memphitis mußte es entgelten, weil er fürchtete, daß ihn seine Mutter an seiner Statt zum König erheben würde. Er ließ ihm den Kopf abhauen, seinem eigenen Kinde, und seinen Leib in Kochstücken schlagen und das alles wohl eingesalzen in eine Kiste verpacken. Die mußte einer seiner vertrauten Diener nach Aegypten hinüberführen und seiner verhaßten Schwester und Gemahlin, der souveränen Königin von Aegyptenland, an ihrem Geburtstag, wo die ganze Stadt trunken vor Jubel war, als Geburtstagsgeschenk überreichen. Da wurde auch hier die Freude in Trauer und Wuth verkehrt.

Wer gedenkt nicht des alten Mährchens vom Machandelboom: Min Moder, di mi slacht, min Vader de mi att, min Swester de Marleneken, sökt alle mine Beneken und legt sie uner den Machandelboom — oder wie die gleiche Greuelthat der Medea der Fabel. Aber hier war es der eigene Vater nicht als Traumfigur, nicht als fabelhafter mythischer Heros, sondern als wirklicher historischer Bösewicht, der diese Greuelthat vollführte.

Und dennoch kehrte Physkon sieggekrönt wieder in sein Land zurück, nachdem er seine Schwester, die Königin Cleopatra gezwungen, nach Syrien

zu fliehen. Er herrſchte noch viele Jahre und ſtarb endlich in ſeinem ſiebenundſechzigſten Jahre ruhig in ſeinem Bette.

Dieſe Fabel — nein, dieſe wirkliche Geſchichte — lehrt, wie die Zuſtände in Aegypten beſchaffen waren. Ein Volk, das dergleichen in ſeiner Herrſcherfamilie ertragen konnte, hatte ſich nicht nur von ihr losgelöſt, ſondern war nicht mehr fähig, der gewaltigen Macht des in Rom concentrirten Italiens Widerſtand zu leiſten. Schon längſt der Spielball in der Hand der diplomatiſchen Senatorenkommiſſionen, die ab und zu dahin geſchickt wurden, die Aegyptiſchen Thorheiten, Leidenſchaften und Entartungen einigermaßen in Schranken zu bringen, mußte es über kurz über lang in die Polypenarme der großen Römiſchen Republik unrettbar fallen.

Alſo war der Süden des adriatiſchen Meeres, Afrika, römiſch geworden, wie Griechenland und was die Griechen vor Alexander dem Großen in Aſien beſeſſen hatten. Das übrige Kleinaſien ſtand theils unter der mittelbaren theils unmittelbaren Herrſchaft der Römer, wie nicht minder Syrien. Nur die immer noch ſehr weiten Gebiete des Mithridates im Oſten des ſchwarzen Meeres, ſeine nördlichen, ſüdlichen und öſtlichen Küſtenlandſchaften beherrſchte noch immer Mithridates, der alte Erbfeind der Römer. Aber auch in dem inneren Kleinaſien und Syrien wimmelte es noch von großen und kleinen Dynaſten und Fürſtenthümern, an denen ſich die römiſche Diplomatenkunſt zu üben hatte, um ſie allmählich reif zu machen zur Aneignung — Annectirung — für die römiſche Herrſchaft.

Ueber dieſen allen ſchwebte aber immer noch die haltungs- und machtloſe Majeſtät der ſyriſch-makedoniſchen Großkönige, die ſchon damals nicht minder als die Aegyptiſchen in eine Art von Vormundſchaft der Römer gerathen waren. Und ſie wurde auch wohl eine thatſächliche, wie bei Antiochos dem Vierten, der nach Beſiegung ſeines Vaters Antiochos des Großen als Geißel nach Rom gefordert wurde und dort einen Theil ſeiner Jugend zubrachte. Vater und Sohn erlebten einen Wechſel des Glücks, der an den Roman ſtreift. Der Vater hatte die gewaltigſten Eroberungszüge in den weiteſten Orient gewagt und glücklich beendet. Das ferne Baktrien hatte er bezwungen und die Parther. Ja ſeine ſiegreichen Heere waren zum erſten Male ſeit Alexander dem Großen wieder bis zum Indus vorgedrungen und beutebeladen in ihre Heimath zurückgekehrt. Ein ſolcher Fürſt, der auch faſt ganz Kleinaſien beherrſchte, ſchien berufen zu ſein, die ganze Monarchie Alexanders wieder zu beherrſchen.

Bei dieſem Verſuch nach Weſten gerieth er an die ehernen Mauern, welche die Römer an ihren öſtlichen Grenzen gebaut hatten. In der Schlacht von Magneſia ging ſeine Macht und Herrlichkeit in Trümmer. Mit der Zahlung kaum erſchwinglicher Geldzahlungen rettete er den Beſitz ſeiner

Länder südlich vom Tauros-Gebirge und die elfjährige Regierung seines Sohnes Seleukos Nikator siechte an dieser finanziellen Auszehrung hin bei den steten Kämpfen gegen unbotmäßige kleine und große Dynasten. Er brauchte Hülfe und bat den Senat Roms, ihm seinen 27jährigen Bruder Antiochos, der dort schon 13 Jahre als Geißel lebte, gegen Austausch seines jüngeren Sohnes Demetrios in die Heimath zu entlassen. Der Senat bewilligte sein Gesuch. Allein schon auf der Heimreise zu Athen vernahm Antiochos, daß sein Bruder von Heliodoros, seinem vertrauten Minister, ermordet worden.

Mit Hülfe des Attalos, Königs von Pergamos, vertrieb er den Mörder und Usurpator Heliodoros und nahm Besitz vom Thron seiner Vorfahren. Aber kaum fühlte er sich als König, so begann er Kriege nach allen Seiten mit seinen Nachbaren in Phönikien, Palästina und Syrien, die sich von der früheren Herrschaft des Reichs losgemacht in seiner römischen Bedrängniß. Er hatte die besten Erfolge, auch gegen Aegypten, das er im besten Wege zu erobern war.

Da erschien plötzlich eine Botschaft dreier Senatoren von Rom her, deren Haupt M. Popilius Laenas war, einst in Rom der sehr wohlwollende und liebevolle Pfleger seiner Jugend. Er begegnete ihm in einem Dorfe nur wenige Stunden von Alexandria in der Mitte seines Heeres. Der König reichte dem verehrten Leiter seiner Jugend dankbar die Hand, die größte Ehrenerweisung eines Beherrschers von Syrien.

Popilius sagte, ich kann Dir die Hand nicht geben, bis ich Dir den Willen des Senats verlesen und gehört habe, ob Du Dich ihm unterwirfst. Der König antwortete, er wolle die Römische Depesche mit seinen Räthen in Ueberlegung nehmen. Da ergriff Popilius seinen Stab und zog um den König eine Kreislinie in den Sand und sprach: Entschließe Dich zur Erklärung, ob Du die Forderung des Senats von Rom, Aegypten in Frieden zu lassen, annimmst oder verweigerst, bevor Du aus dieser Kreislinie herausgehst.

Popilius kannte seinen Mann, Antiochos antwortete: Da muß ich Dich doch zufrieden stellen, ich werde thun, was Rom verlangt. Jetzt reichten ihm die römischen Gesandten die Hände und die Freundschaft von Antiochos und Popilius war groß.

Bald darauf erschienen in Rom vor dem Senat Gesandtschaften aus Syrien und Aegypten, um sich für die resolute Intervention des Popilius zu äußern. Diese Aeußerungen sind um so charakteristischer und pikanter, da sie in derselben Senatssitzung vorgetragen wurden. Der Syrische Sprecher sagte: Popilius hat das Verlangen Roms unserem Herrn König in dem Augenblick ausgesprochen, als er eigentlich schon Herr Aegyptens war

:nnoch hat er sich gehorsam bewiesen, weil er ihn wie einen der unsterblichen ötter verehrt.

Die Syrer traten ab und die Aegypter traten auf. Ihr Sprecher ankte sich natürlich für die Rettung Aegyptens vor dem Antiochus und : die Versöhnung der feindlichen Fürsten und Staaten, wofür das Volk gyptens dem Römischen Dank schuldig ist wie den unsterblichen Göttern.

Man sollte denken, daß die Römischen Senatoren zweifelhaft gewesen n mußten, wen sie mehr verachten sollten, diese Syrer und Aegypter oder e unsterblichen Götter. Und dennoch fanden sowohl die syrischen wie die yptischen Götter den besten Eingang in Rom.

Antiochus, von den Römern so rauh aus Aegypten verwiesen, suchte n Ausfall seiner Hoffnungen sich durch die Einkünfte eines reichen Landes verstärken, wieder gut zu machen durch eine Ausgleichung der zahlreichen rritorien in seinem eigenen Lande, wo seine Lehnsleute, die vielen Dynasten o ungriechischen Völkergebiete mehr Macht hatten als er, der Oberkönig ber. Dieser hatte zum Unglück das übrigens sehr nützliche Princip der lleniſirung dahin ausgedehnt, daß er demselben nicht Zeit ließ, durch mähliche Wirkung seiner völkergewinnenden Kraft die orientalischen Nationaiten sich anzueignen. In der That hatte Antiochus keine Zeit, weil er sultate, das heißt Geld brauchte.

Das Geld lag aber haufenweise aufgespeichert in den Tempeln der verschieen semitischen Götter, besonders des Gottes der Kinder Israel in Jerueem. Antiochus glaubte zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn ihnen diese bisherigen habsüchtigen Götter abgewöhnte und dafür die chternen und wohlfeilen und mit Wenigem zufriedenen des civiliſirten Hellas gewöhnte. Praktisch war es also auf Tempelraub abgesehen, theoretisch f Civiliſirung, wie die gemeinen Franzosen bei der Unterwerfung von gier den Besiegten die unbequemsten Dienste auflegten mit der Selbstentuldigung: nous civiliserons ces gaillards là -- diese pfiffigen Barbaren len schon von uns lernen, was Manier ist.

Aber die Juden wollten durchaus nicht von dem griechischen und makeniſchen Unterdrücker helleniſche Manier annehmen, die ihren Gott beimpfte und seine Tempelschätze raubte. Der König schuf sich durch diese aßregel, die anfangs zu gelingen schien, in dem früher fast verachteten denvolk einen bösen Feind. Sein Helleniſcher Götterfanatismus mit bsucht im Hintergrunde hatte einen jüdischen erzeugt, an dessen Spitze) das Heldengeschlecht der Makkabäer stellte. Der Kampf begann anfangs 3 Beduinen- und Räuberkrieg, der sich bei unglücklichen Zwischenfällen in östliche Wüste verlor, aber bei der Schwäche der Heereskraft des Antius, der noch sonst viel beschäftigt war, immer größere Ausdehnung annahm.

Da ängstigte ihn unter andern vielen Bedrängnissen die Ankunft eines Römischen Bevollmächtigten, des Tib. Gracchus, den er zu gewinnen und seine Loyalität für Rom darzuthun, nach dem Beispiel und Muster des Paulus Aemilius zu Daphne, dicht bei Antiocheia am Orontes, seiner Reichshauptstadt, große Feste und Spiele veranstaltete, die ihm ungeheure Summen kosteten, deren er so sehr bedürftig war, um Heere aufzubringen, die seine aufsässigen Unterkönige und Unterfürsten in Gehorsam halten könnten. Diese Römergesandtschaft und der Judenaufstand kreuzten seine Unternehmungen auf das Empfindlichste. Trotz seiner geschwächten Kräfte zog er über den Tauros, das Nordgebirge, besiegte den Empörer Artaxias und nahm ihn gefangen. Dann zog er nach Persien, daselbst die rückständigen Abgaben einzutreiben. Als Statthalter in den Vorlanden hatte er den Lysias ernannt, der bisher das Beste gegen die Juden ausgerichtet, und hatte ihm seinen unmündigen Sohn anvertraut.

Der König hatte schon glücklich mit seinem Heere die ungeheuren Räume durchmessen, die zwischen Syrien und dem Tigris liegen, sie überschritten und die Grenzprovinz der Elymäer, einen Theil der weiten Gebiete von Susiana — deren Hauptstadt Susa, die zweite Residenz der alten Perserkönige, betreten, wo er die Wahl hatte, nach dem eigentlichen Persien im Südosten oder nach Medien im Norden vorzudringen, als er, geldbedürftig wie er war, um die noch immer fälligen jährlichen Raten der Kriegsentschädigung für die Römer aus Antiochus IV Friedensschluß zu decken, kein Bedenken trug, wieder einmal den Tempelschatz einer von ihm so verachteten orientalischen Gottheit der Elymäer — ein Mittelding zwischen Artemis (Diana) und Aphrodite (Venus) — für seine Bedrängnisse in seine Gewalt zu nehmen. Aber der Versuch, die Tempelstadt plötzlich zu überrumpeln, wurde durch die verzweifelte Tapferkeit der gegen den Tempelschänder fanatisirten Elymäer siegreich abgeschlagen und der König, der mit langer Belagerung sein Herr nicht aufhalten konnte, ließ ein Beobachtungscorps zurück, während er selbst nach Medien aufbrach und Ekbatana, die dritte der alten Königsresidenzen der Perser, erreichte. Hier erhielt er die Nachricht, daß in Syrien Nikanor und Timotheos, die er gegen den jüdischen Aufstand gesendet, eine Niederlage erlitten. Das war nur möglich, wenn auch Lysias, dem er seinen Sohn anvertraut, nicht im Stande gewesen ihnen zu helfen, und also selber bedroht war. Der kluge König begriff schnell die Lage der Dinge und entschloß sich, augenblicklich umzukehren. Wie richtig er gesehen, bewies, daß die von ihm gefürchtete Unglücksdepesche ihn unterwegs erreichte, daß auch Lysias den Juden hatte weichen müssen mit vielen Verlusten. Wie Napoleon nach den Russischen Niederlagen — und von der großen Armee, die der König in den Osten

geführt, wird kaum mehr als von der des Kaisers der Franzosen nach Hause gelangt sein — eilte Antiochus mit Courierpferden, im Wagen natürlich, und von ausgewählten treuen Reiterhaufen umgeben nach Antiochien. Die Eile der Reise mußte auch die eisernste Gesundheit zerstören. Aber schon krank, ließ er nicht ab, seinen Leibkutscher zur Eile zu mahnen, der immer derselbe blieb, wenn ihm auch frische Pferde auf allen Stationen, durch seine treuen Reiter befohlen, bereit standen. Ob er oder der Weg daran Schuld waren, es läßt sich nicht sagen, genug, der königliche Wagen stürzte und mit ihm der König, welcher dabei so stark verletzt wurde, daß es unmöglich war, ihn anders als in einer Sänfte die Reise fortsetzen zu lassen. Bald zeigte sich, daß auch diese Reisegelegenheit für den schon todkranken Mann nicht mehr brauchbar war. Der arme Herr hatte sich bis Tabai fortgeschleppt, einen Ort, der Babylonien, also dem Tigris nicht fern lag, da angegeben wird, daß er noch in Persien gelegen war. Hier endete unter vielen Qualen des Königs Leben, der immer noch am Leben hing und sich bis zum letzten Augenblick Lebenshoffnungen hingab, weil es berichtet wird, daß er auch jetzt noch die abenteuerlichsten Gelübde that, wenn die Götter sein Leben verlängerten. In seinen Fieberphantasien machte er sich Vorwürfe über die Handlungen seines Lebens, ein Symptom, welches die gute Natur seiner Seele beweist.

Die Kunde seines Todes gelangte bald in den Westen seines Reiches, das Resultat war, daß er elf bis zwölf Jahre die schwere Wucht des Syrischen Königthums tragend, seufzend unter dem Druck der unerträglich schwere Krone ausgeharrt, bis er ihm erlag.

Die Todesnachricht kam schnell genug nach Syrien und mit ihr, daß der König auf dem Todtenbette dem Philippus, seinem Vertrauten von frühester Jugend, die Sorge über das Königreich und seinen unmündigen Sohn letztwillig vermacht hatte.

Da zeigte sich aber, daß die Macht des Lysias ihm weit überlegen war, so daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, um so mehr, da Lysias ein treuer Anhänger der Seleukidischen Dynastie war und keiner besser für Antiochos hinterlassenen Sohn sorgen konnte, als er.

Allein alle diese schweren Sorgen und Mühen wären vielleicht glücklich zu fröhlichem Ziel gelangt, wenn nicht in Rom der Prinz Demetrios, der Sohn des Seleukus Philopator, des älteren Bruders des verstorbenen Königs gewesen wäre, der in Rom als Geißel internirt war. Daß er ein besseres Recht zur Krone Syriens hatte, war unbezweifelt, und es ist dafür ein klarer Beweis, daß der vortreffliche Geschichtsschreiber dieser Zeit, der vornehm geborene Achäer Polybios, welcher durch seine feine hellenische Bildung, obgleich selbst wie Demetrios als Geißel für die Ruhe von Achaia internirt,

immer an dem — übrigens sehr hoch begabten — Jüngling den lebhaftesten Antheil nahm.

Demetrios hatte sich nach Antiochus IV Epiphanes Tode an den Senat gewandt, ihm sein besseres Recht auf den Thron persönlich in feierlicher Session in geläufiger römischer Sprache in klarer und gewandter Rede vorgestellt, die er sich durch 10jährigen Aufenthalt in Rom seit dem 13ten bis zum 23sten Jahre völlig angeeignet durch den Verkehr in den vornehmsten Kreisen und seine nicht gewöhnliche Begabung, die man in Rom nicht bezweifelte, glänzend dargethan. Er hatte etwa so geredet: Ihr Senatoren kennt mich seit frühester Jugend, ich habe hier ein zweites Vaterland gefunden, bin gänzlich römisch geworden. Ihr habt euch meiner wie Väter angenommen und mit euren Söhnen habe ich verkehrt wie mit meinen Brüdern. Ihr wißt also, daß wenn ich meinen väterlichen Thron besteige, auf den ich das beste Anrecht habe, ich ganz in eurem Sinne regieren werde. Denn ich habe hier die Regierungskunst bei euch wie an ihrer Quelle studirt und erlernt. Dies war gleichsam das Thema seiner Rede. Allein gerade ihre Vorzüglichkeit bewirkte, daß der Senat es vorzog, einen so begabten Prätendenten abzuweisen und sich für Antiochos' Sohn zu entscheiden, dessen Minderjährigkeit versprach, den römischen Einfluß in Syrien noch lange ohne große Anstrengung von Italien her zu erhalten. Es wurde also eine neue Senatskommission nach Syrien geschickt, um den unmündigen Antiochus V in Vormundschaft zu erhalten. Ihr Vormann war Octavius, ein wohlverdienter Konsular von dem altrömischen Schnitt nach der Manier des Popillius Länas, der so kurz und bündig mit Antiochos IV glücklich umgesprungen war.

Während Lysias, der Regent, für den unmündigen König sich gegen Juden, Perser und Parther nicht unglücklich geschlagen und den Prätendenten für die Vormundschaft nach Antiochos IV letzten Willen, den Philippos, der das Aufgebot des Ostens geführt hatte, nahte sich also Octavius, der vom Römischen Senat erkorene Vormund des jungen Antiochos V.

Seine Aufgabe schien ihm eine leichte. Allein König Ariarathes von Kappadokien, der die Verhältnisse aus der Nähe kannte, war anderer Meinung. Er bot ihm, als er durch seine Länder reiste, ein Heer, als er es abschlug, eine reisige Leibwache an. Octavius lehnte auch diese ab. Er verließ sich auf den geweihten Charakter eines Gesandten des Römischen Volks.

Mit diesem stolzen Bewußtsein erfüllt, gelangte er nach Syrien.

Er begann seine Thätigkeit sogleich damit, die Friedensartikel Antiochus' IV nach der Schlacht bei Magnesia, die in Bezug auf Heeresrüstung allmählich in Vergessenheit gerathen, weil die Syrischen Könige dadurch augenblicklich eine Beute ihrer aufstandlustigen Vasallen geworden wären, buchstäblich in

Kraft treten zu lassen. Er befahl also die Flotte zu verbrennen und die Kriegselephanten durch Zerschneidung ihrer Fußsehnen invalide für den Kriegsdienst zu machen.

Der Glanz der beiden sich befehdenden Prätendenten, Lysias und Philippos, der schon diesen beseitigt hatte, war vor dem neuen des Octavius erloschen, aber nicht die Kraft. Lysias nahm einen Afrikaner in Sold, welcher den Octavius ermordete, wie ihm aufgetragen war. Lysias verfehlte nicht, augenblicklich an den Senat ein Schreiben zu senden, das erklärte, weder er, noch sein Mündel, der König Antiochos hätten irgend einen Antheil an dieser verruchten That.

Der Senat war in so vielen Bedrängnissen nach Innen und Außen und empfand keine Neigung sich in einen neuen Krieg zu stürzen, der sehr viel Geld zu verschlingen und wenig einzubringen in Aussicht stellte, um ein Land zu bekriegen, das man seit Antiochos dem Großen durch den bloßen Einfluß von Gesandtschaften regiert hatte und weiter zu regieren hoffte. Man war darüber einig, daß Octavius seine Mission ungeschickt ausgeführt hatte und ließ ihn fallen. Es wurden ihm die unvermeidlichen Ehren eines für das Vaterland Gefallenen zuerkannt, eine Bildsäule auf dem Marktplatz Rom's, wie anderen Unglücksgenossen, die früher im Dienst der Republik als Gesandte des römischen Volks ermordet waren. Aber die Rache für die Unthat überließ man der Alles reifenden Zeit.

Diese Lage benutzte der junge Demetrios und versuchte noch einmal sein Glück beim Senat, natürlich mit ebenso vergeblichem Erfolg, wie es ihm Polybios, den er vorher um Rath gefragt, vorausgesagt und der ihm geantwortet, er möchte sich hüten zum zweiten Mal an einen Stein zu stoßen.

Da fielen ihm noch andere Lehren, die ihm der greise Staatsmann gegeben, wieder ein, daß der Weg in die Heimath doch nicht bloß über die Senatskurie führte.

Demetrios wandte sich also wieder an Polybios um Rath. Der sagte ihm nun kurz und bündig, wenn er ein Mann wäre, möchte er sich selbst helfen; doch auch half ihm Polybios kräftig. Er verschaffte ihm ein Karthagisches Schiff, das bei Ostia vor Anker lag, und mit Weihgeschenken für den Tempel von Tyros unter Segel gehen sollte, als Passagiergelegenheit. Demetrios ließ sein ganzes Gefolge nach Anagnia gehen, in dessen Nähe seine Jagdreviere auf wilde Eber lagen, wo er zu jagen pflegte, mit der Weisung, er werde gleich nachkommen. So war Alles für die große Unternehmung von Polybios vorbereitet, als er erfuhr, daß Demetrios vor dem entscheidenden Tag der Abreise noch seinen guten Freunden und Zechgenossen ein Abendgelage zu geben beschlossen, wie eine Art Abschiedsmahl. Der

Prinz war noch jung und sein Herz offen, wie viel mehr noch beim Weine. Die Gefahr war also groß, daß er in dieser großen und gemischten Gesellschaft, voll des süßen Weines, sich ein Wort entschlüpfen ließe, das den ganzen Entweichungsplan zum Scheitern gebracht hätte.

Polybios sah dies mit Schrecken von fern; da er an Demetrios nun einmal Antheil genommen, sandte er ihm, da er gerade unpäßlich war, ein Zettelchen durch seinen Diener, das nach des Herrn Befehl des Prinzen Weinschenk ihm einhändigen mußte. Es war nicht unterschrieben. Demetrios erkannte mitten im tollen Weingelage augenblicklich den Absender. Sogleich erhob er sich von der Tafel, über Unwohlsein klagend, ein sehr natürlicher Grund nach solchem Bankett, und machte sich auf den Weg nach Ostia mit seinem Gefolge, wo er als Obrist mit anderen Officieren und deren Sclaven für den Dienst des Aegyptischen Königs angemeldet war. Kaum war er an Bord kurz vor Aufgang der Sonne, so lichtete der Karthagische Kapitän die Anker und stach in See.

Drei Tage waren vergangen, ehe in Rom irgend ein Mensch eine Ahnung hatte, daß Demetrios auf und davon gegangen, seines Vaters Thron zu besteigen. Vielleicht hätte es noch länger gewährt, wäre nicht zufällig einer seiner Sclaven in Anagnia geprügelt worden, der, weil er überzeugt war, daß ihm Unrecht geschehen, augenblicklich entwich, um es seinem gütigen Herrn zu klagen. Er ging die Straße, wo er ihm begegnen mußte und kam nach Terracina, wo ihm die zuletzt abgesandten Gefolgsleute des Prinzen begegneten, die ihren Herrn vergebens erwartet. Er ging also weiter nach Rom zu, ohne ihn zu finden und fand ihn auch hier nicht. Er und seine nächsten Freunde waren verschwunden. Erst dadurch erfuhr davon der Senat, der sich nach vergeblichen Nachforschungen am nächsten Tage versammelte, um darüber zu berathen. Der Vorsprung von viermal vierund zwanzig Stunden, den Demetrios auf seiner Seefahrt hatte, überhob ihn eines Beschlusses. Der Prinz hatte einstweilen unter Polybios' Anleitung die Partie gewonnen und Rom das Nachsehen. Demetrios gelangte glücklich nach Lykien, wo er zuerst Land betrat und schiffte von da nach Tripolis, wo er sich endlich auf dem Boden seines väterlichen Erbes befand.

Seine bloße Erscheinung gewann ihm den Sieg, alles Volk fiel ihm zu. Sogar die eigenen Truppen des Lysias und des unmündigen Königs empörten sich, nahmen sie gefangen und überlieferten sie dem Demetrios, der sie natürlich sogleich ums Leben bringen ließ. Dadurch war Demetrios Herr in Syrien und bestieg den Thron seiner Väter. Zu diesen so erstaunlichen Erfolgen hatte nicht wenig beigetragen, daß er überall hatte verkünden lassen, er sei im Auftrag des Römischen Senats erschienen, und

diesen hatte er zu beschwichtigen gesucht, daß er ihm unterweges geschrieben, er wäre nur nach Syrien geeilt, um Octavius ruchlose Ermordung zu sühnen. Demetrios hatte also thatsächlich bewiesen, was er früher redselig dem Senat vorgetragen, daß er durch seine römische Erziehung etwas von Römischer Staats- und Regierungskunst gelernt. Er wendete sie nach allen Seiten an, es gelang ihm die abgefallenen Vasallen bis nach Babylonien hin zu unterwerfen. Auch mit den Juden, und dem von Rom her aufgestellten Prätendenten Alexander Balas focht er siegreich, aber nicht bis zu Ende. Die Gegner hatten sich erholt und Demetrios, welcher noch einmal mit ihnen ein Ende zu machen gedachte und sie in einer Entscheidungsschlacht zu vernichten hoffte, fiel nach heldenmüthiger Gegenwehr. Noch manche seines Geschlechts sind ihm in der Herrschaft gefolgt. Es hat 250 Jahre hindurch in Syrien geherrscht, und zwar nicht unrühmlich, wenn auch vergeblich kämpfend gegen die vielen Dynasten, welche unter seinem Scepter lebend nicht müde wurden, von Rom begünstigt, sich immer von Neuem zu empören. Entwirft man eine Statistik von dem Lebensende der 21 syrischen Könige, welche das Seleukidische Herrscherhaus bis zu seinem Erlöschen geliefert hat, so sind nur zwei eines natürlichen Todes gestorben, bei weitem die meisten aber auf oder dicht neben dem Schlachtfeld beim Rückzug nach der verlorenen Schlacht, und wenige als unmündig bei Thronstreitigkeiten durch ihrer Verwandten Hände, oder mündig von ihren eigenen Unterthanen vergiftet oder sonst ermordet. Unter ihnen allen fehlte es nicht an manchen hochbegabten Fürsten, die gegen das Schicksal kämpften, bis die letzte Kraft und Hoffnung des Lebens erschöpft war. Es vererbte sich auch ein gewisser Zug von Gutmüthigkeit in demselben. Das erste Beispiel derselben gab der Gründer des Geschlechts Seleukos I. mit Beinamen Nikator, der im 80sten Jahre seine aus politischen Rücksichten zur Gemahlin erklärte jugendliche schöne Stratonike seinem Sohn zur Gemahlin abtrat, als derselbe aus hoffnungsloser Liebe zu ihr todkrank lag und die Aerzte erklärten, er würde nur durch den Besitz der heiß Geliebten vom Tode errettet werden. Es ist nicht ein einziges Beispiel von wirklicher Grausamkeit bei diesem Königsgeschlecht von den Zeitgenossen erwähnt, die so gerne von den guten Eigenschaften der Herrscher schweigen und von den bösen desto beredter sind, obgleich doch ihre unaufhörlichen Bedrängnisse durch Empörer dazu fast tägliche Veranlassung gaben. Und der große und edle Geschichtschreiber Polybios hatte an einem von ihnen, dessen treffliche Artung ihn unwiderstehlich anzog, so großen Antheil genommen, daß er ihm durch seinen klugen Rath auf den Thron seiner Väter verhalf.

Und Polybios war in der That wie Keiner damals in der Römisch-

griechisch-orientalischen Welt berufen, einen solchen kühnen praktisch-staatsmännischen Eingriff zu machen in das Senatsregiment von Rom. Er kannte es bis auf den Grund durch seine enge Freundschaft mit dem edeln Scipio, den Zerstörer von Karthago und den heldenhaften Besieger Spaniens. Und Polybios kannte nicht bloß den Osten des beginnenden Weltreichs, Griechenland, das seine Heimath war und Aegypten, das er in diplomatischen Aufträgen bereist hatte, sondern auch den Nordwesten Europa's. Denn er war im Norden Italiens und in den Küstenländern Südfrankreichs gewesen, das damals noch völlig von Griechen besetzt war. Es war die Mutterstadt Massalia, welche eine Reihe von Tochterstädten Nikaia (Nizza), Antipolis (Antibes — die heutigen Südfranzosen sprechen noch immer Antiboules) und so viele andere auf der Küste dieses entzückenden Erdstrichs gegründet und eine Vorstellung höherer Bildung bei den noch halbbarbarischen Bewohnern des Binnenlandes zu erwecken verstanden. Oel- und Weinbau gedieh herrlich und besser als in dem nicht fernen Genua, wo es nur Bier gab. Südfrankreich war damals schon Norditalien in der Cultur weit voraus und so ist es auch stets dem Nachbarlande weit vorausgeschritten und als die große römische Civilisation zusammenstürzte im 4. bis 6. Jahrhundert, da entwickelte sich hier eine gebildete Sprache und Literatur in den mittleren Zeiten, als sich in Italien erst die ersten Anfänge nationaler Sprache im 13. und 14. Jahrhundert zeigten und Petrarca, der erste große unsterbliche Dichter Italiens, sog noch aus der südfranzösischen Bildung die nährende Milch für seine herrlichen poetischen Gestaltungen.

Polybios lebendige Schilderungen über das Koloniegebiet von Massalia erinnern an das Koloniegebiet der deutschen Ostseeprovinzen, wo auch alle die Städte deutsch, dort hellenisch und das Binnenland barbarisch waren und sind und daß in den Russischen Ostseeprovinzen das Hinterland der Städte von den Rittergutsbesitzern eingenommen ist, den Nachkommen der glorreichen Eroberer, die unter der Fahne des Krieges sich hier Land und Leute gewonnen mit der Kraft ihres Armes. Die deutschen Colonien beginnen unter dem russischen Andrang zu unterliegen, die südfranzösisch griechischen wurden von dem Andrang der Ligurer und Celten befreit durch die Hülfe, die Rom leistete.

Polybios schildert nicht minder lebhaft die Volkszustände in den Ländern zwischen Apenninen und Alpen. Sie waren damals noch sehr primitiv, auf dem Lande Schweinezucht mit Eichelmast in den Wäldern, die noch weites Land bedeckten und heute fast nur auf den großen Pinien Forst von Adria zusammengeschrumpft sind. Die keltischen Eroberer dieser Gegenden haben sich sehr schnell civilisirt und zwar zunächst unter dem Einfluß der Römer,

welche ihnen eine Anzahl Colonien in ihr Land schickten. Es waren in erster Linie Zwingburgen, dann Musterstädte, national-ökonomische Versuchsfelder, auf denen Rom seinen Samen ausstreute. Und siehe, er gedieh sehr gut. Alles ahmte die neuen Zwingherren nach, in Sprache, Lebens- und Arbeitsweise, so daß bereits in Sulla's Zeiten das ganze Norditalien schon unter dem Einfluß der römischen und latinischen Colonien fast römisch geworden zu sein schien. Auch in Hispanien war es den Römern mühsam trotz dem furchtbarsten Widerstand der alten Einwohner gelungen, endlich festen Fuß zu fassen. Es waren 140 volle Jahre vergangen, seit die Römischen Legionen Hispaniens Boden betraten, nicht freiwillig, sondern gezwungen, Hannibals Angriff auf den neutralen Boden jenseits des Ebro, der als solcher durch feierliche Tractaten ausgemacht war, abzuwehren. Im Jahre 218 vor Chr. (536 d. St.) geschah es und schon nach 13 Jahren hatten die Römer in Hispanien zwei Provinzen eingerichtet, das dies- und jenseitige Hispanien, die Tarraconensis und Bätica, das Land jenseit des Ebro und Andalusien. Dieses war doch wenigstens ein geographischer Begriff, in sofern er den Süden des Landes als geschlossenes Gebiet durch in sich abgeschlossene Flußsysteme, hohe Gebirge im Norden und das Meer im Süden begrenzte. Hier gelang es den Römern am Schnellsten, ihre Verwaltung, das erste Verfassungselement in eroberten Ländern, dann ihre Rechtssatzungen und endlich auch ihre Sprache bei den Bewohnern des Landes einzuführen, wozu ihr probates Mittel, die Koloniegründungen vortrefflich mitwirkte.

Aber in der andern Provinz fehlte sogar der geographische Begriff, die Grenze nach Osten wechselte je nach den Erfolgen Römischer Waffen, hier waren es die furchtbaren Kämpfe, welche die Römer zu bestehen hatten, deren furchtbarste die um Numantia waren, nicht minder schrecklich als die der französischen Heerhaufen um Saragossa unter dem großen Napoleon.

Es war eine eigene Sache um diese Hispanischen Bevölkerungen. Sie haben sich, so weit die Geschichte reicht, stets dem Fanatismus sehr zugänglich gezeigt bis zu unsern Tagen, sei es dem religiösen, politischen oder kriegerischen. So weit man sehen kann, kamen sie mit Nichten, wie die anderen in Europa eingewanderten Völker, aus dem Osten Asiens, sondern aus Mauretanien, der Afrikanischen Landschaft, die Spanien gegenüber liegt, einer wundervollen fruchtbaren Gebirgsgegend, welche von den Hochgipfeln des Atlas gekrönt ist, von denen die Griechen faselten, da sei der höchste und verzauberte Riese, der auf seinen Schultern zur Sühnung seiner Schuld das eherne blaue Himmelsgewölbe tragen müßte; gerade wie Normannen im Zeitalter der Edda — vor Einführung des Christenthums — ihre unzugänglichen Eisklippen und Schneegipfel für Zauberriesen hielten, die auf

die wehrlosen Menschenkinder Sturm, Gletscherstürze, Schneelawinen u
Bergrutsche herabsendeten. Aus Mauretanien wurde im Mittelalter d
Mohrenland, es war innen von Stämmen weißer Rasse bevölkert und l
auch nur solche nach Hispanien abgegeben, welche ohne sonderliche Mü
und Gefahr über die Meerenge von Gibraltar dahin übersetzen konnten. E
nicht geringe Anzahl von Ortsnamen des alten Hispaniens, die mit den al
Mauretaniens, dem heutigen Marocco, übereinstimmen, läßt dies nicht
zweifeln. Im Mittelalter, wo die Araber in ihrer durch Muhamed's fa
tische Religionsstiftung angeregten Völkerwanderung nach Westen ganz No
afrika, auch Mauretanien mit sich fortrissen und durch die alte Völk
wanderungsstraße bei Gibraltar unter ihrem Feldobristen Tarik — seitd
heißt der Felsen, den jetzt eine Englische Garnison inne hat, so, näml
Tarikstein, da Gebel im Arabischen Felsen bedeutet. Aber unter dem He
Tarik's waren nur wenige Araber von Geburt und Abstammung, der gr
Hause bestand aus Mohren, das heißt, aus Mauretaniern, ganz weißen u
sehr tapferen Menschen, nicht aus Negern, ein Irrthum, in den sc
Shakespeare gefallen, da er den Mohr von Venedig zu einem Neger, ein
Schwarzen gemacht.

So bestand also die Bevölkerung von Hispanien aus Mauretanisc
Einwanderern. Ob ihnen oder der verschollenen Nation der Lyguer, wel
einst den ganzen Kranz der Mediterranea eingenommen, von Arragonien
nach dem nördlichen Toscana, die räthselhafte Sprache der Basken, jetzt n
in einigen Hochalpenkantonen der Pyrenäen gesprochen, einst aber we
nach Osten und Westen reichend — die französische Landschaft Gasco
bewahrt noch ihren Namen und hieß im Mittelalter Vasconia, gehört,
gar nicht zu sagen, da jenes Land, dessen Bewohner ausgeforscht wer
müßten, Marocco noch jetzt neu zu entdecken ist, ein unbekanntes Land, de
fanatischer Muhamedanismus die Fremden nicht zuläßt, so daß einige n
Reisende, die sich Sprache und Gewohnheit des Landes aneignen konnt
doch nur das Oberflächlichste auf flüchtiger Angstreise haben mittheil
können, am Wenigsten ihnen natürlich ganz unverständliche Dialekte,
deren Verständniß es für die genauere Feststellung der Mauretanisch
und Hispanischen Nationalität vorzüglich ankommt.

Die Nachforschungen über solche Völkerzusammenhänge erscheinen
so weniger verspätet, als durch aufmerksames Sammeln der Dialekte
Norditalien es sich erwiesen hat, daß noch heute in der Sprache sich
altkeltische, vorrömische Einwanderung der Gallier nach der Poebene, n
Norditalien zwischen Alpen und Apenninen nachweisen läßt.

Aber diese Gallier, wie sie bis Italien, Nordgriechenland und z

kleinasiatischen Galatien vorgedrungen, hatten auch Eroberungszüge nach Hispanien unternommen. Auch hier war es ihnen geglückt, wenn auch nicht wie in Galatien, wo ihre drei Stämme: die Trocmer, Tektosagen und Tolistoboier sich lange als politische Einheit bis über die Zeiten des Sulla zu erhalten vermocht, wenn sie sich auch größtentheils in Verfassung und Sprache hellenisirt hatten. Denn in Hispanien halten sie sich bald als Eroberer mit den Unterworfenen vermischt, wie der Name eines neuen Volks, dessen Erfinder wahrscheinlich Polybios ist, die Keltiberer, das heißt die mit den Kelten, das ist mit den Galliern verschmolzenen Iberischen alten Einwohner des Landes hinlänglich beweist. War die Gallische Wanderung nach Osten und Südosten, an der Donau und in Kleinasien von Jahrhunderte dauerndem Erfolg gekrönt, so war sie im eigentlichen Griechenland nach schweren Kämpfen zurückgewiesen und in Italien nach nicht minder furchtbaren und Jahrhunderte dauernden auf ein Maß beschränkt. Die Gallier hatten sich in Norditalien gehalten, und als sie Rom endlich unterwarfen, so viel Zeit gehabt, ihren Eroberungen einen unauslöschlichen nationalen Charakter aufzudrücken, der bis heute noch nicht gänzlich verwischt ist. Rom hat das Gallische Italien mit den Waffen und mit der Kraft seiner Institutionen römisch gemacht und eine siebenfache Decke Römischer Bildung über sie gelegt. Aber darunter liegt noch immer erkennbar das alte keltische Grundelement. Solcher Erfolge können sich die Gallier in Hispanien, die als Eroberer eindrangen, nicht rühmen. Hier wurden die Gallischen Eroberer, die gewiß nicht sehr zahlreich über die Pyrenäen gegangen waren, weil neuer Zuzug aus der Heimath ausblieb, bald von der Hispanischen Bevölkerung aufgesaugt, wie später die deutschen Eroberer hier und in Italien.

Als die Römer nach den Karthagern in Hispanien erschienen, hatten sie längst ihre politische und militärische Bedeutung verloren, noch viel mehr gegen die Römer selber, denen gegenüber die alten einheimischen Stämme die Kraft eines initiativen Widerstandes gar nicht in Anspruch nahmen. Aber ihre angeborenen kriegerischen Eigenschaften hatten sie bewahrt, die ihnen nicht beschcerte Initiative hatten die Römer völlig für sich gewonnen und in den Erschütterungen der Römischen Bürgerkriege waren sie deshalb ein fruchtbares Versuchsfeld für kühne Parteiführer, welche auf ihm sich eine furchtbare Macht gegen die bürgerliche Gegenpartei aufzuziehen verstanden. Ein solcher war Sertorius, der hier als Anhänger der unterdrückten Bewegung des Marius gegen Sulla, den Sieger im Osten und Italien, das Banner seiner Partei in Hispanien aufpflanzte, gleichsam der Schüler des Hamilkar und Hannibal, um Italien mit den Heereskräften

der kriegerischen Pyrenäenhalbinsel siegreich zu überziehen. Nur der
ersparte es Sulla, auch dieser neuen Gefahr des von ihm nach solchen
strengungen neugegründeten Staatswesens entgegenzutreten.

Zwischen Hispanien und Italien liegen noch die beiden großen In
Sardinia und Corsica. Dieses gewaltige Felseneiland erhebt sich pyrami
artig aus dem Meere, seine Gebirge steigen zu der Alpenhöhe von 9000 F
Sie machen das Land dadurch wohl größtentheils gesund, aber wild
unzugänglich und unfruchtbar, also undankbar für Eroberer, wie die Rö
es waren. Also richteten sie auch sehr wenig ihre Aufmerksamkeit dara

Corsica war und blieb bis heute, Land und Leute, rauh, wild
arm. Aber Rom mußte es beherrschen und so begegneten sich hier S
und Marius in zwei Kolonien, Sullana und Mariana. Die neuen K
nisten hatten einen schweren Stand gegen die Landeseinwohner, w
Ligurischen Stammes waren wie die Küstenbewohner Südfrankreichs
Massalia und weiter über Genua hinaus bis nach Carrara, und wun
barer Weise hat Genua, die große Republik, deren Bevölkerung noch
heute Ligurischen Stammes ist, lange Zeiten Corsica beherrscht bis auf
französische Herrschaft.

Dicht neben dem Alpeneiland Corsica liegt, nur durch eine Meerenge
einigen Stunden Länge getrennt, die große Insel Sardinia, heut Sard
von den Griechen Sardo genannt seit den Zeiten, wo sich fliehend vor
Unterdrückung der Perser die Phokaier aus Kleinasien nach kurzem Au
halt im unteritalischen Velia nach Aithalia in Corsica zogen, ohne sich auf
Dauer festsetzen zu können, noch weniger in Sardinien, welches ganz an
als das rauhe Corsica zur Ansiedlung lockte. Denn das Land war
fruchtbar. Es hat neben Sicilien, der Kornkammer Roms, die Haupt
des Reichs, durch sein Getreide lange nähren helfen, und im 6ten Jahr
dert, wo freilich die Bevölkerung Roms eine sehr mäßige war, hat sie
fast allein ernährt. Allein Sardinien hatte gegen alle Angreifer einen
waltigen Verbündeten, das Klimafieber, kräftiger als die besten Hülfsv
Die Maremmen, welche seine Küsten fast überall umgeben, hauchen die
bringende malaria, die böse Luft aus, die besonders den aus der Fre
Kommenden verderblich wird. Aber die Römer waren mit ihr schon
traut. Denn die Malaria war nicht nur in den Pontinischen Sümpfen
Südosten von Rom einheimisch, sie wehte mit ihren Todesflügeln oft
Rom selbst und erzeugte Fieber und Krankheit in der Sommerzeit.
erschienen die Römischen Gewalthaufen, die Kohorten der Römischen
gionen, in Sardinia und machten dem Widerstand der tapferen Bevölker
ein Ende, Sardinia wurde endlich ganz römisch und Alles, was darin

thagisch oder autochtonisch — das heißt ureinwohnerisch war, das wurde allmählich, aber desto nachhaltiger romanisirt, freilich nicht ohne furchtbare Gewaltsamkeiten. Nach grimmiger Gegenwehr der Sardinier unterlagen sie und wurden in die Sclaverei verkauft. Aber wer mochte diese desperaten Menschen in sein Haus, seine Wirthschaft nehmen? Es konnten nur sehr vornehme und reiche Leute sein, die mit ihnen einen Versuch machen wollten, welche die Kraft hatten, diese Halbwilden zu bändigen, die ein Gebot machten, natürlich zu den billigsten Preisen. Noch heute wie damals gab es in Sardinia, in Corsica einst und nicht mehr jetzt eine Thierraße, die außerdem nur noch auf der Insel Kypros und in Nordafrika vorkommt, ein wildes Bergschaf, welches im Alterthum bei Timaeus, und nach ihm bei Plinius Musmo genannt wird, und welches heute Mufflon heißt. In Corsica scheint dieses merkwürdige Thiergeschlecht also erloschen zu sein.

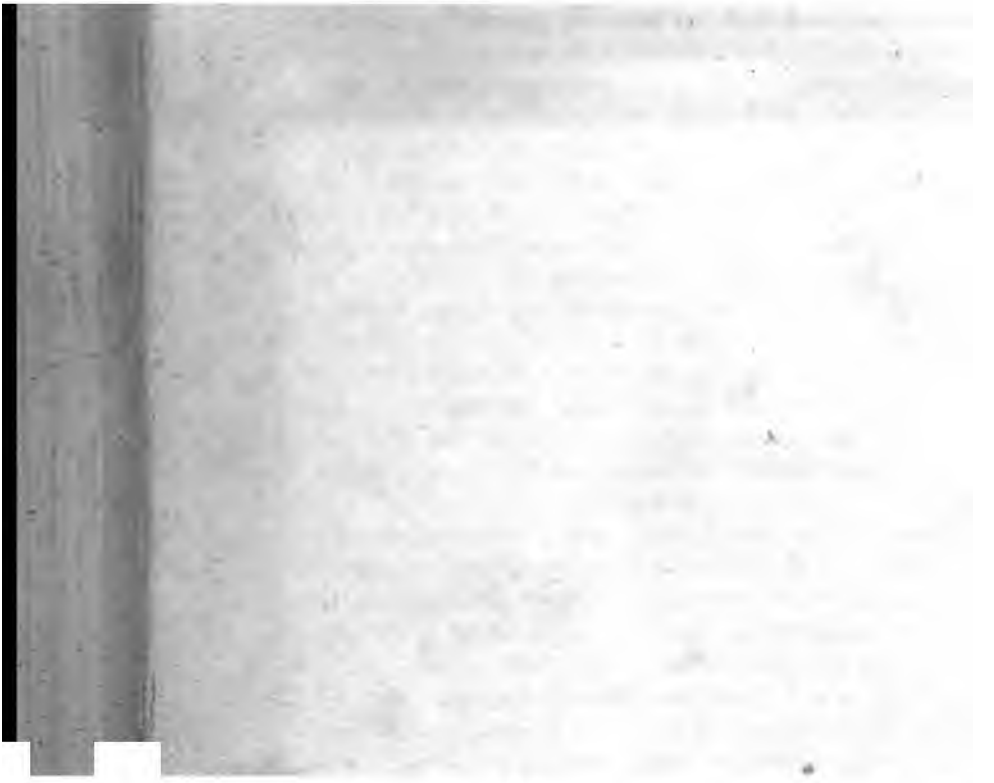
Unser großer Geschichtschreiber hat mit großem Unrecht die Existenz dieses wunderbaren Thieres bestritten, indem er dem Timaeus, welcher von ihm berichtet, schnöde widerspricht. Polybios hatte also Unrecht, aber aus seiner Widerlegung desselben gewinnen wir neue Kenntnisse über das landwirthschaftliche Leben der westlichen Nationen — Italiens und Galliens, wohl auch Germaniens — im Verhältniß zu Griechenland und dem griechischen Osten.

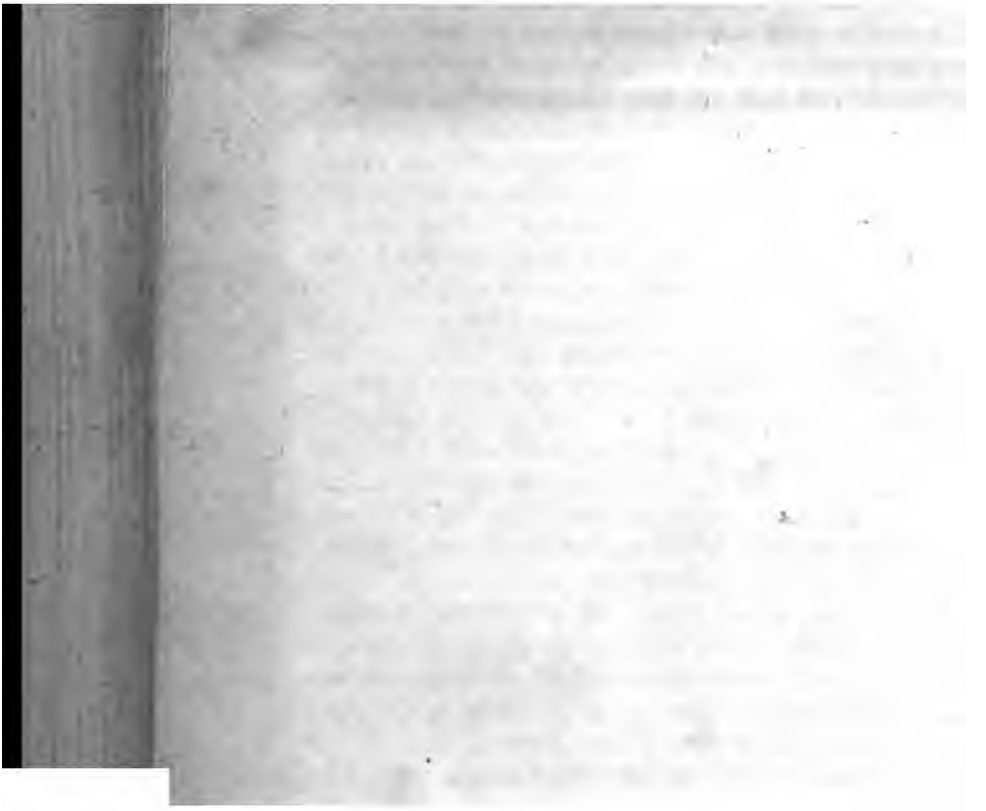
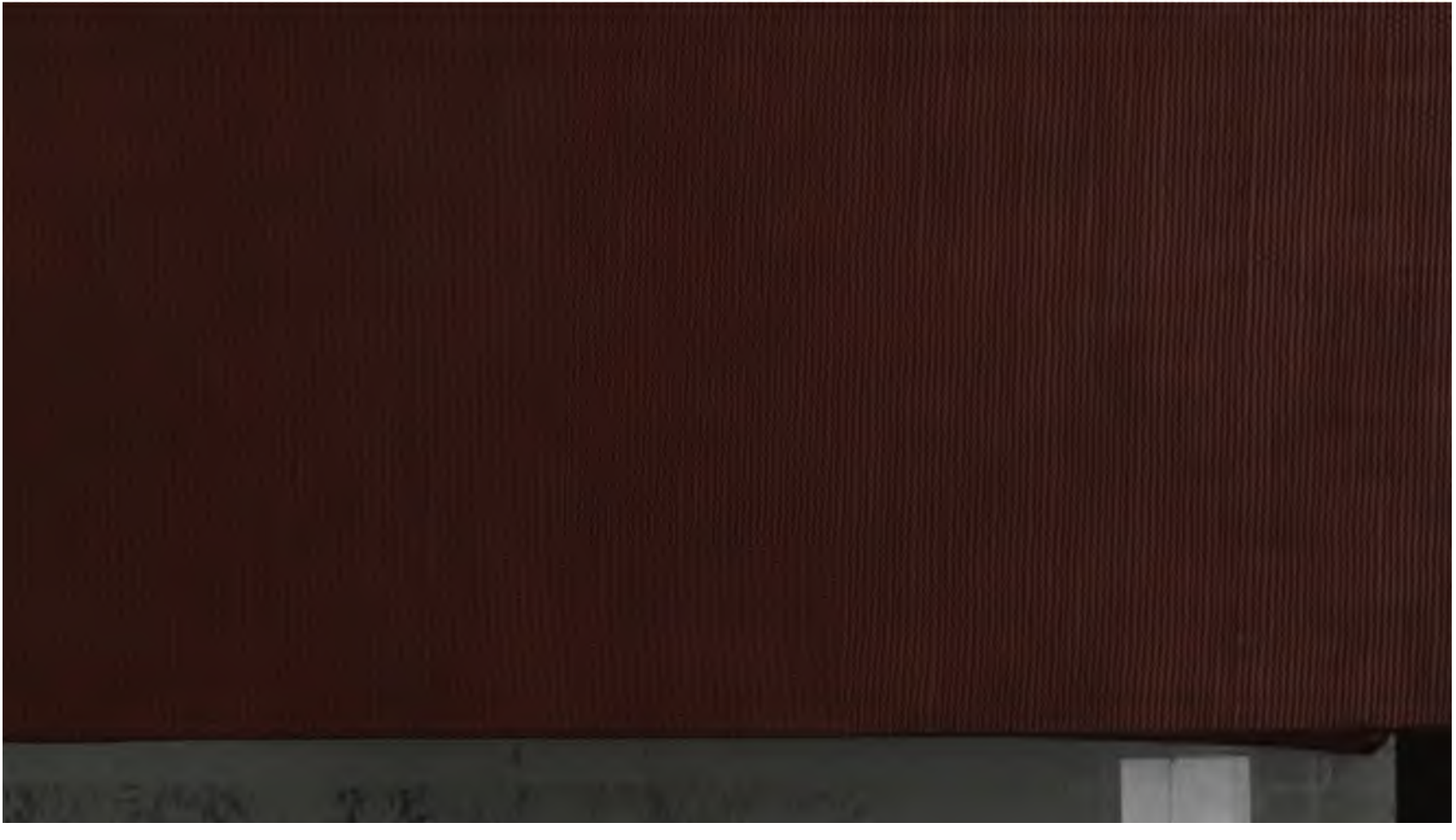
Polybios erzählt, es sei ein großer Unterschied zwischen der Weide- und Hirtenwirthschaft Griechenlands und des Westens. Bei ihm zu Hause lasse man das Vieh grasen wo es wolle, ohne daran zu denken, es wieder zu versammeln, weshalb viele Vermischungen der Heerden entständen, zum Nachtheil der Eigenthümer. Im Westen könnten solche Mißbräuche gar nicht stattfinden. Da hielten die Hirten ihre Heerden auf das Trefflichste beisammen. Die Heerde schwärmte freilich überall hin und wieder, aber wie weit sie auch zerstreut wäre, sobald sie den Ton des Hirtenhorns gehört, so versammelte sie sich um ihn wie ein Heerhaufen ausschwärmender Soldaten, denen die Trompete das Signal zum Sammeln gegeben. Also trotz der griechischen Hirtenpoesie und Schalmeimusik der Griechen, trotz der bezaubernden Lyra des griechischen Orpheus, die sogar die Thiere des Waldes herbeilockte, war die Musik des Hirtenhorns erfolgreicher im Westen auf dem primitivsten Gebiet der Landwirthschaft, der Vieh- und Weidenwirthschaft. Dem einfachen Ton des Hirtenhorns horchte und gehorchte willig jedes Stück der Heerde, ohne sich mit der Nachbarheerde zu vermengen. Es ist leicht zu ermessen, welche bequeme und sichere Grundlage für Requisitionen an Vieh und Geld dadurch den herrschenden Römern in diesen Landschaften geboten wurde, wo meist der Hauptreichthum des Landes in seinen Heerden bestand und in dem jeder Hirt die Stückzahl seiner Heerde genau anzugeben, für seinen Ruhm zu erachten gewöhnt war.

Man sieht also leicht den Gegensatz, in dem die östlichen und die westlichen Länder, mit denen Rom zu thun bekommen, mit einander standen. Im Osten, Griechenland und Asien war Alles höchst civilisirt, viel mehr als Rom, das von ihnen nur lernen konnte, und das that es redlich, und oft nur zu viel, indem es auch die Auswüchse und Untugenden der älteren Civilisation, — mit zunehmendem Licht wird auch der Schatten dunkler — aufnahm. Dagegen trat es gegen den Westen als lichtbringend und civilisirend den rohen Barbaren gegenüber. Die Elemente, aus denen der civilisirte Osten der Hellenen in Griechenland, Asien und Aegypten mit Kyrene den Staat erbaute, aus der Stadt und ihrem Gebiet hatten sich auch durch des großen Alexanders Eroberungszug nicht ändern können und auch in Italien war es auf diesen Grundsäulen erbaut. Dies Princip der beherrschenden Centralstadt war auch hier das begründende. Allein hier in Italien hatte es eine neue Form, von neuer Kraft beseelt, angenommen. In Griechenland war mehr Genialität und Leidenschaft, welche zu Zeiten große Erfolge erreichen können, wie in den glorreichen Perserkriegen sich zeigte, aber in Italien mehr Disciplin — dieser hier erfundene und glorreich durchgeführte Begriff des Nationalgeistes — und mehr starrer, nicht rechts und links blickender Willen. Er durchdrang die ganze Italische, das heißt umbrisch-sammitische und römisch-latinische Bevölkerung, und es war in höherem Sinne gleichgültig, ob diese oder jene Stammeshälfte, diese oder jene Stadt die obsiegende sein würde. Freilich an sich gleichgültig, aber doch nicht zufällig war es, daß Rom der Mittelpunkt Italiens wurde. Denn in Latium und Rom hatte sich die Entwickelung des Stadtlebens am Früheſten und am Schärfsten und Lebendigsten ausgebildet. Es war der Vortheil der Centralisation, der seine unwiderstehliche Wirkung auf die weniger entwickelten Nachbaren ausrichten mußte. Das Italische Alterthum war hülflos ohne dies Princip, etwa so wie unser Zeitalter in Bezug auf constitutionelle Verfassung. Daher die klägliche Erscheinung, daß die Sammiter die schlimmsten Feinde Roms, schlimmer als Hannibal und Mithridates, und Philippos und Perseus, sich am Besten zum Widerstand gegen Rom zu rüsten glaubten, wenn sie im eigenen Lande schablonenmäßig die römische Verfassung — nicht nachahmte, nur nachäffte und ein Gegenrom ins Leben rief, das leider nur nicht das wirkliche so geschwind werden konnte. Im Princip der Beherrschungsmethode war also Italien einig, es bedurfte nur einer Auseinandersetzung, freilich einer sehr blutigen, wo der Mittelpunkt in Italien liegen, welche Stadt die führende sein sollte. Athen hatte in Griechenland, mit fremden Kräften vereint, da die eigenen zu dürftig waren, den Versuch gemacht, im peloponesischen Kriege, in Griechenland die Stelle Roms in Italien zu übernehmen. Es war elend daran gescheitert. Das siegende Sparta war aber

ebenſowenig fähig, die helleniſche Nation zu vereinigen. Es rief nur Zuſtände ins Leben, die ſich mit denen vergleichen ließen, wenn in Italien die Samniten Rom beſiegt hätten. Italien blieb das Unglück Griechenlands erſpart und es that aus eigener Kraft, was Griechenland, durch die fremde Gewalt der Makedoniſchen Könige bezwungen und niedergetreten mitthun mußte, das iſt Theil nehmen an der Unterwerfung der Nationen, deren Macht eine fortwährende Bedrohung für das heimiſche Staatsweſen war. Rom übernahm ſelber als das Italiſche Athen, ohne ſich von einem Sparta-Samnium überwinden zu laſſen, aus eigenen Kräften die Rolle Alexanders des Großen und zwar nicht bloß nach Oſten, der Welt der Geſchichte und Vergangenheit, ſondern auch nach der Welt der Zukunft, den Völkern des Abendlandes.

Druck von G. Bürenſtein in Berlin.





AUG 27 1941